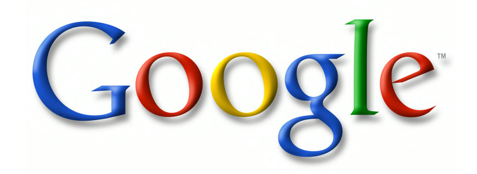
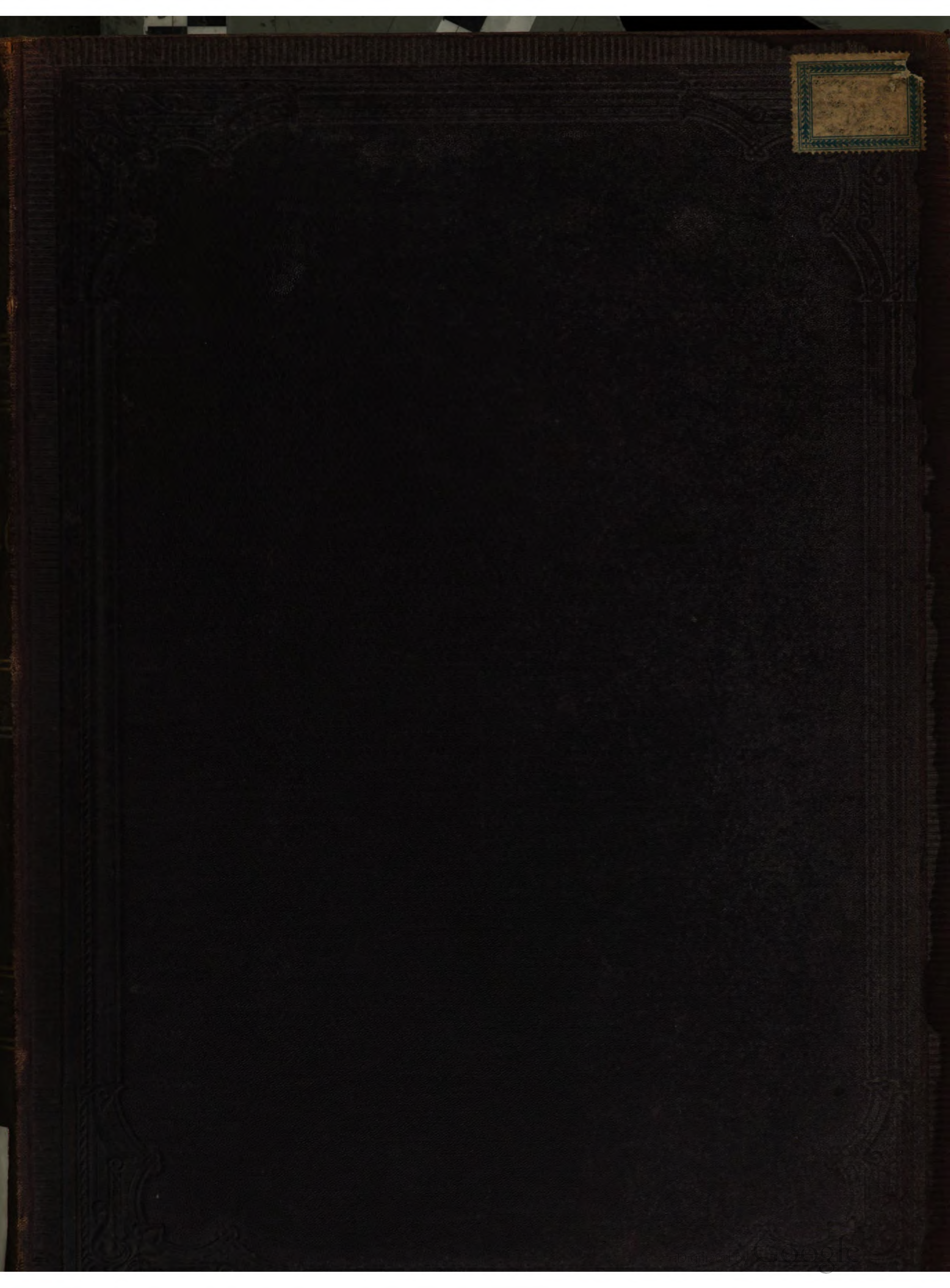








Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 1. Stuttgart, 2. Januar **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Bei den Portugiesen in Südwestafrika.

Von Dr. Max Buchner.

Das anmaßende Geschimpfe englischer Missionare und verwandter Seelen hat es fertig gebracht, daß die kleine Nation der Portugiesen in einen Verruf geraten ist, den sie nicht verdient. Schmähung gesunkener Größen wird immer am liebsten nachgeschrieben.

Von welchem Viermillionen-Völkchen der Erde finden wir allenthalben so viele hochrespektable Spuren segensreicher Herrschaft wie von diesem? In welchem Teile Afrika's genießt man noch 500 Km. von der Meeresküste entfernt den Schutz und den Komfort Europa's, und wo im Bereiche der Christen sind die Neger wirklich einigermaßen wohlerzogen? Nur in Angola, im Lande der Portugiesen. Freilich der Gegensatz früherer Macht zu dem heutigen Verfall ist um so greller. Als die Vierzigmillionen-Völker in Mitbewerb traten, mußte die zehnmal schwächere Anzahl weichen, und das ist der einzige Vorwurf, der die Engländer nicht, wohl aber die Portugiesen trifft.

In der geschäftlichen Korruption dürfte zwischen den beiden kaum ein erheblicher Unterschied wirklich bestehen, und in der häßlichen Sklavenfrage hat die heuchlerische Phrase nirgends glänzendere Triumphe gefeiert als bei den frommen Briten. Der so häufig zu hörenden Behauptung, daß die Portugiesen mehr als andere den Sklavenhandel begünstigten, läßt sich die englische Duldung des pazifischen Kuli-Handels entgegenhalten, und nur in der eifrigeren Wahrung lügenhafter Formen dürften sich jene überlegen erweisen. Wenn man den Portugiesen nachsagt, daß sie leicht vernegern, so müßte man doch erst genauer zusehen, ob derartige Anpassungen nicht auch anderwärts vorkommen. In dem herrlichen Klima von Neuseeland gibt es die Klasse der „Pakeha-Maori", worunter Vollblutbriten zu verstehen sind, die abseits der Städte mit eingeborenen Weibern zusammenleben und ohne Hosen und häufig auch ohne Hemd herumlaufen, nur mit einer wollenen Decke umgürtet und einen Hut auf dem Kopf. Dort hat ein Hinabsteigen der höheren zu der niederen Rasse stattgefunden. Bei dem angeblichen Vernegern der Portugiesen überwiegt das Heraufziehen der niedriger stehenden Rasse zur höheren. Daß trotzdem im Laufe dieser Skizze auch Ungünstiges gesagt werden muß, ist kein Widerspruch. Licht ohne Schatten gibt es nicht unter den Menschen.

Um den Jahreswechsel 1878 auf 1879 verlebte ich in Malange, dem östlichsten Grenzort Angola's, meine ersten sechs Monate eifriger Afrika-Forschung, eine idyllische, leider nur allzu häufig vom Fieber durchbrochene Zeit, an die ich gerne zurückdenke. Von hier aus sollte der Marsch in die wilden Länder des Innern erst beginnen. Hier sollte ich meine Karawane anwerben. Das Zusammentreffen ungünstiger Verhältnisse bedingte den langen Aufenthalt.

Nach Malange zu gelangen, ist keine Kunst. Von Loanda bis Dondo fährt man mit wöchentlich gehenden Dampfern den Koansa hinauf. Von Dondo aus läßt man sich in der Hängematte tragen und erreicht so bequem und ohne Gefahr das genannte Ziel, wofür je nach der nötigen Eile fünf bis zehn Tage zu rechnen sind. Zahlreiche Dörfer liegen am Wege und Nahrungsmittel werden stets in genügender Menge angeboten. Alle 20 oder 30 Km. trifft man Militärposten an, mit Unterkunftshütten, in

denen man sorglos schlafen kann, und sollte durch die Flucht eines Trägers oder durch Diebstahl Schaden entstehen, so üben die allenthalben herumstreifenden schwarzen portugiesischen Soldaten eine ungemein wirksame Polizei, die nur ausnahmsweise im Stiche läßt. Kurz, die öffentliche Sicherheit ist für ein so wildes Land geradezu musterhaft organisiert.

In Malange lebt man noch ganz europäisch. Gute Betten auf eisernen Bettstellen, schönes Weizenbrot, von den schwarzen Köchen aus portugiesischem Mehl täglich frisch gebacken, und der ebenso gute als billige portugiesische Rotwein, drei ungemein schätzbare Attribute zivilisierten Daseins, sind dort noch Bedürfnisse, die als selbstverständlich erscheinen. Zahlreiche Heerden von Rindern, Ziegen und Schafen bevölkern das Land und versorgen das Fleischbedürfnis in überreichlichem Maße. An Maniok und heimischem Reis, an Früchten und frischen Gemüsen ist niemals Mangel. Fühlt der Fremdling trotzdem etwas wie Enttäuschung, weil die Tropennatur dort oben auf dem Plateau eben doch oft genug hinter der geträumten Ueppigkeit zurückbleibt, so möge er warten, bis er das freie Innere gesehen. Kehrt man aus diesem großen leeren Nichts voll Hunger und Elend zurück, wahrlich, man beginnt zu frohlocken, wenn sofort jenseits der portugiesischen Grenze die weite wellige Gras-Savanne wie durch Zauber sich plötzlich wieder mit blühenden Dörfern, mit dunklen Bananen-Wäldchen und dem trostreichen satten Grün der Maniok-Felder belebt.

Malange ist ein ungemein anmutiges stilles Dorf oder Städtchen von etwa 500 Einwohnern, an den westlichen Hang eines flachen Hügels hingebaut. Den Namen, welcher der Songo-Sprache angehört, hat es von seinem Bache. In Afrika führen ja blos die Wasserläufe und die Häuptlinge eigene Namen.

Eine vierzig Schritt breite Straße, mehr als ein Kilometer lang, bildet die ganze Ortschaft. Etliche zwanzig größere Kaufhäuser, aus lufttrockenen Lehmquadern aufgebaut und mit Stroh überdacht, blos aus Erdgeschossen bestehend, die im Innern angenehm kühl, geräumig und luftig sind, ragen aus dem Gewimmel der Negerhütten gar stattlich hervor. In der Mitte erweitert sich die breite Straße zu einem Platz, dessen nördliche Seite die „Fortaleza", die mit Wall und Graben umgebene Kaserne, einnimmt.

Vor der Fortaleza wird der tägliche Markt abgehalten. Mitten durch das Getriebe feilschender Höckerinnen und Käufer stolzieren dort ernsthaft und selbstbewußt zwei zahme Marabu-Störche herum, die dem Hauptmann der Militärmacht gehören. Häufig erlaubten sie sich tückische Eingriffe in die Fleischbank und erregten auch sonst mancherlei Aergernis. Gegenüber an der südlichen Seite des Platzes ziehen vier kahle, besonders wuchtige Lehmmauern ohne Dach und sonstige Zuthat die Blicke auf sich. Es ist das der Anfang einer allzu stattlich gemeinten Kirche, die ihre Vollendung niemals erleben dürfte. Hie und da wird zwar dafür gesammelt, aber selten etwas gegeben. Gottesdienst und Schule haben deshalb im Wohnhaus des Pfarrers ihre dürftige Stätte.

Natürlich darf als weiteres Wahrzeichen europäischer Herrschaft auch ein Gefängnis nicht fehlen. Das schmutzige Lehmhaus, das diesem Zwecke diente, erinnerte oft an ein bekanntes, vielfach verbreitetes Bild, an den gefangenen römischen Banditen nämlich, der durch das Gitter zu seiner Frau und seinem Kinde spricht. Ganz dieselbe rührende Szene, ins Negerhafte übertragen, war auch hier sehr häufig zu sehen.

Als Staffage der Ortschaft fällt vor allem die schwarze Soldateska auf, und ihre lustigen Trompeten- und Trommelsignale, die fast jede Stunde markieren, passen gut in die Stimmung ruhigen Sonnenscheins, die über dem ganzen lagert.

Der Hauptlebensnerv für Europäer und Neger ist in Malange und überhaupt in Angola noch immer der Handel, aber auch über ihn sind schlechte Zeiten hereingebrochen. Der Kautschuk, der beste und hoffnungsreichste Artikel, fließt Dank einer sinnlosen Raubausbeutung schon wieder spärlicher; das Bienenwachs aus den Wäldern des Innern erzielt keine lohnenden Preise mehr, das Elfenbein ist zu selten und unzuverlässig und die Sklavenausfuhr hat aufgehört. Die ehemals mächtigen Handelsherren, die, wenn nötig, auch streitbare Heerführer waren, sind zu Krämern für die kleineren Bedürfnisse des Negervolkes herabgesunken. Statt, wie früher, selber hinaus zu ziehen, um Sklaven und Elfenbein einzuhandeln oder auch zu erkämpfen, bleiben sie jetzt zu Hause und halten sich einen Laden.

Der Inhalt eines solchen Kaufladens in Malange erinnert an unsere Meßbuden. Da ziehen sich der Rückwand entlang hohe Brettergesimse mit vier bis sechs Stockwerken hin, durch senkrechte Leisten in Fächer geteilt. Auf ihnen prangen in mehr oder minder beträchtlicher Auswahl die Zeugpakete, schräg gelegt und einander schön parallel, so daß ihre Kanten sichtbar sind. Perlen in Schnüren, Guirlanden und Bündeln, Messingdraht in dicken Rollen, Glocken und Schellen, Messer, Löffel, bunte Teller und Trinkbecher hängen davor als Ornamentik von oben herab. In einer Ecke lehnen mehrere Dutzend mit zerfetztem Papier umwickelte Steinschloßmusketen, deren rotangestrichene Schäfte wenig Vertrauen erregen. In einer anderen Ecke sind Pulverfäßchen übereinander geschichtet. Auf dem Ladentisch aber, der sich als längliche Schranke vor die verlockenden Kostbarkeiten streckt, liegt ein Fäßchen oder ein Korbkrug abscheulichen Rums mit einem schmutzigen Blechtrichter und etlichen ebenso unreinlichen Blechgefäßen verschiedenen Kalibers. Nicht zu vergessen ist hinter der Thüre eine monströse altmodische Wage von mehr als Mannshöhe, deren Schalen aus quadratischen Holzbohlen und deren häufig zweifelhafte

Gewichte zum Teil aus Steinen bestehen. Alles ist dick mit Staub überzogen, denn gereinigt wird nie. Mürrisch und zänkischer Laune auf Kundschaft lauernd, steht in der Mitte der Herr des Ladens und unter dem Eingang sitzt eine nicht mehr ganz junge Negerin oder Mulattin mit zwei bräunlichen, halbnackten Kindern, sein stilles Familienglück.

Trotz der Abgelegenheit dieses bescheidenen Erdenwinkels, fehlt es keineswegs an Geselligkeit. Einladungen zu festlichen Diners unterbrechen häufig genug die Einförmigkeit des Lebens. Meistens sind Todesfälle die Veranlassungen derselben, ganz nach Art der Neger, deren Lustbarkeit keine bessere Gelegenheit kennt als ein „Tambi", eine Leichenfeier. Die beiden Rassen leben zu innig verflochten miteinander, als daß nicht die Gebräuche der Schwarzen sich unter die der Weißen gemischt hätten. Alle die zahlreichen Amigas rein afrikanischen oder bastardierten Blutes, mit denen die Europäer in wilder Ehe zu hausen pflegen, stellen eine Menge wechselseitiger Beziehungen her. Gesetzliche Ehen sind im Innern Angola's noch seltener als in Loanda. Man unterscheidet Casar-se, Heiraten und Amigar-se, ein Konkubinat eingehen. Dabei scheint die Treue der Gesponsen in beiden Fällen nicht auffällig locker, im Gegenteil oft erstaunlich fest zu sein.

Diese eigentümlichen sozialen Verhältnisse bringen es mit sich, daß bei Festessereien nur das männliche Geschlecht zu Tische geht. Während man nun beim Diner sitzt und während die reichlichen Libationen einen unaufhörlichen Fluß von Trinkreden im Gange halten, versammelt sich unterdessen draußen im Hof oder in einem Vorzimmer das Weibervolk, in möglichst prunkende Kleider gehüllt und mit glitzernden Geschmeiden behangen, denn nach aufgehobener Tafel wird stets ein „Batukk", der landesübliche unzüchtige Tanz, losgelassen.

Die nationale Tracht der Angolenserinnen ist die biblische unserer Madonnen und Magdalenen. Trotzdem im ganzen grelle Farben beliebt sind, trifft man doch viel Geschmack in der Zusammenstellung derselben, und zuweilen sogar Gruppen von ungemein fesselnder, malerischer Wirkung. Freilich, die Formen sind meistens um so häßlicher.

Der Batukk soll ein Kind des „Fado", des portugiesischen Fandango, sein, mit Negermotiven gemischt, und die Musik dazu ist im wesentlichen ein rhythmischer Lärm, welcher meist vermittelst zweier Instrumente, einer großen Negertrommel und der sogen. Diganse, erzeugt wird. Die Trommel besteht aus einem hohlen, fellüberspannten Stück Baumstamm, die „Diganse" aus einer ausgehöhlten Palmrippe, die an der einen Seite mit kleinen Kerben versehen ist, so daß ein daran hin und her geriebenes Stäbchen halb rasselnde, halb schnurrende Laute hervorruft. In Malange, wo es die Zivilisation bereits bis zu einer Ziehharmonika, dem stolzen Besitztum des „Chefe", gebracht hatte, spielte dieses Instrument die hervorragendste Rolle. Der Rhythmus des Tanzes ist ein unaufhörlicher, ganze Nächte lang wiederholter Anapäst (⏑ ⏑ —); die choreographischen Bewegungen selbst sind höchst einfach. Herren und Damen stehen im Kreise herum und in der Mitte tänzeln einzelne Personen mehr oder minder grotesk auf und ab, um nach wenigen Pas mit dem Becken an eine der im Kreise befindlichen Personen zu stoßen, wodurch nun diese aufgefordert ist, ihrerseits hin und her zu tänzeln, während die stoßende den Stehplatz einnimmt. Ist gerade ein besonderer Witzbold zugegen, so werden wohl auch kotillonartige Scherze eingeflochten. Weiße und Halbweiße lieben dieses Vergnügen, welches regelmäßig ganze Nächte lang dauert, ebenso, wie die Neger, und gar oft, wenn ich mich Abends um 10 Uhr zurückgezogen und den nächsten Morgen um 7 Uhr ausgeschlafen hatte und wieder dort hingieng, wo ich gestern gewesen, fand ich noch immer dieselbe Gesellschaft und dasselbe Trommeln und Schnarren beisammen. Ueberaus widerlich ist mir dieser unzüchtige und ungraziöse Batukk oft dadurch geworden, daß sich an ihm auch einige ausgemergelte gelbe Greisinnen zu beteiligen pflegten.

Selbst die Fastnacht gieng nicht spurlos vorüber. Sie machte sich dadurch bemerkbar, daß die Kinder in allerlei Vermummungen, welche hauptsächlich aus Gras und Blättern bestanden, vor meinem Fenster auf und ab lärmten, und daß einige Weiße mit geschwärzten und einige Schwarze mit geweißten Gesichtern herumliefen.

Am Palmsonntag und am Ostersonntag gab es Prozessionen, zu denen auch die ganze nicht weniger als 40 Negersoldaten zählende Garnison ausrückte, ein für die Verhältnisse gar stattliches und schmuckes Häuflein.

Derlei festliche Aufzüge, ebenso wie auch die jedesmal möglichst pomphaft betriebenen Leichenbestattungen hervorragender Persönlichkeiten, gaben Gelegenheit zur Entfaltung malerischer Sinnesreize eigentümlichster Art. Die Hunderte von zerlumpten Gestalten, die bei solchen Veranlassungen zusammenkamen, untermischt mit dem freudigen Farbengeglitzer des katholischen Kultus und der vielen vornehmen Amigas, dazu die schwarze Soldateska mit ihrem stets heiteren Trompetengeschmetter, das Ganze in beständigem Fluß der Bewegung und gebadet in der Lichtfülle einer senkrechten Sonne; all das gab Bilder von unbeschreiblicher Wirkung.

Auch Malange gehört zum Weltpostverein. Jeden fünften Tag um die Mittagsstunde gieng die Post nach Loanda ab und nahezu ebenso häufig, aber zuweilen, wenn die Wege besonders schlecht waren, ziemlich unregelmäßig, kam sie. Gegen Ende der Monate wurde die überseeische Post aus Europa fällig. Mehr als einmal kam sie für mich mit leeren Händen. Hätten meine Freunde gewußt, welche große Erquickung mir jeder Brief aus der Heimat war, sie würden minder säumig gewesen sein. Herr Schulze aus Münster, welcher in Bom Jesus eine blühende Zuckerrohrpflanzung betrieb, auch so ein vereinsamter Landsmann, hatte in dieser Beziehung mehr

Verständnis, und verpflichtete mich zum größten Danke, indem er mir jeden Monat seine „Kölnische Zeitung" zuschickte, die ich dann, nachdem ich sie mit wahrem Hochgenuß durchgelesen, an Herrn v. Mechow nach Pungo a Ndongo dirigierte. Wäre Herr Schulze nicht gewesen, ich wäre oft gänzlich ohne Nachricht aus Deutschland geblieben. Denn die Blätter der weltbeherrschenden Portugiesen am Tejostrand (Tejo, dies ist die portugiesische Schreibweise, spanisch Tajo), welche von den Malange-Bürgern gehalten wurden, kümmerten sich nicht viel um uns Hyperboräer. Eine nicht minder günstige Einwirkung wie auf die Gemütsstimmung hatte die Ankunft solcher Boten aus der teuren Heimat auf die Arbeitslust. Wer es nicht selber an sich erfahren, wie leicht man fern von den Anregungen der Zivilisation erschlafft und gleichgültig wird, hat gar keine Idee, was für ein wunderbares Gefüge unser schönster Erdteil Europa ist.

Doch gewährte nicht minder die portugiesische Presse, namentlich die aus Loanda, mancherlei Lehre und Unterhaltung. Angola ist ein Land, in dem jedermann gleich nach der Zeitung läuft, um dort seine Schmerzen abzusetzen. Wie wäre auch sonst das Bestehen dreier verschiedener Blätter in einer so kleinen Interessengruppe erklärbar? Ein stehendes Thema für Leitartikel war schon damals in dieser verdächtigen Litteratur die Warnung vor den Annektierungsgelüsten der Deutschen, die durch die häufige Ankunft von Forschungsreisenden jener gefährlichen Nation klar bewiesen seien. Namentlich die Geschenke des Kaisers, welche ich an Muatiamwo überbringen sollte, erregten viel Lärm. Da wurde sofort behauptet, es sei die Gründung einer Strafkolonie für deutsche Sozialdemokraten tief innen in Lunda geplant, jene Kolonie würde dann immer mehr nach der Küste zu ausgedehnt werden, und schließlich die Portugiesen ins Meer hineindrängen. Leider hatten indes derlei stylistische Plänkeleien nicht blos ihre heitere, sondern auch ihre ernste Seite. Denn so absurd auch solche Befürchtungen waren und so sehr es auch feststand, daß meinem teuren Vaterlande nichts Schlimmeres passieren könnte, als dieses durch und durch bankerotte Angola zu annektieren, so waren doch die erregten Besorgnisse eine Macht, die nicht blos uns, sondern noch viel mehr unseren portugiesischen Korrespondenten unangenehm werden konnte.

Was wären afrikanische Erlebnisse ohne das Fieber! Dieses Hauptübel aller tropischen Länder der Erde hat eine Menge Abstufungen, welche ich gründlich an mir selber studieren sollte. Unter den 173 in Malange verlebten Tagen waren mehr als 50 Fiebertage, auch die ganz leichten Anfälle eingerechnet, welche nur darin bestanden, daß ich fröstelte, müde und abgeschlagen war, fortwährend gähnen mußte und mich immer wieder aufs Bett legen wollte. Ein Gramm Chinin hatte gegen solche Zustände damals in der Erstlingszeit meistens guten Erfolg. Hie und da, wenn ich während der Mittagshitze ausgehen oder ausreiten wollte, nahm ich sogar prophylaktische Dosen. Doch möchte ich dieses Verfahren nicht mehr empfehlen, nachdem ich auch die schädlichen Wirkungen des Chinins erfahren habe. Kleine Quantitäten zur Prophylaxe sind unnütz, und der vielfach angepriesene Chininschnaps scheint mir mehr eine Bemäntelung des Alkoholkonsums als eine ernsthafte therapeutische Maßregel zu sein. Man nimmt das Chinin am besten in Cigarettenpapier zu 5—10 Dezigramm schweren Pillen gewickelt.

Merkwürdigerweise zeigten meine Fieber niemals einen regelmäßigen Typus mit den bekannten drei Stadien. Sie waren fast alle kontinuierlich und kamen und giengen ohne deutliche Intervalle. Erst viel später, in München, bereits über ein halbes Jahr dem afrikanischen Boden entrückt, erlebte ich drei heftige Quotidian-Recidive, die mit ausgesprochenen Schüttelfrösten begannen und mit profusen Schweißen endigten.

Eine zwar gut gemeinte, aber recht unbequeme Sitte der Afrika-Portugiesen besteht darin, den unglückseligen Fieberkranken zwei- oder dreimal täglich in größerer Gesellschaft zu besuchen, sich um ihn Cigaretten rauchend herumzustellen und freigebig Ratschläge zu spenden. Indem ich mich selbst behandelte, begieng ich die arge Ketzerei, ohne mich erst in der landesüblichen Weise mit Brech- und Abführmitteln zu quälen, blos Chinin zu nehmen, und da war es denn oft rührend anzuschauen, wie die liebenswürdigen Freunde fast händeringend vor meinem Bette standen, ich möchte doch meinen verderblichen Eigensinn aufgeben, so daß ich mich beinahe entschloß, ihre Vomitantien und Purgantien aus reiner Gefälligkeit über mich ergehen zu lassen. (Schluß folgt.)

Australische Statistik für 1886.

Vorläufiges Ergebnis.

Ende des vergangenen Septembers ist aus dem Bureau des Regierungsstatistikers der Kolonie Victoria, Henry Heylyn Hayter in Melbourne, eine tabellarische Uebersicht australischer Statistik hervorgegangen, der wir nachstehende Zahlen entnehmen. Die Arealziffern mit Ausnahme jener für Neu-Seeland sind das Ergebnis planimetrischer Berechnungen, die im Bureau des Generalfeldmessers in Melbourne ausgeführt wurden und mit den in Justus Perthes' Geographischer Anstalt berechneten so ziemlich genau übereinstimmen. Der Flächeninhalt des australischen Kontinents wird dort z. B. mit 7,627,832 Q.-Km. angegeben, während er sich nach unserer Tabelle auf 7,626,217 Q.-Km. beziffert.

Zur Vergegenwärtigung des stetigen Fortschrittes, den die australischen Kolonien auf allen Gebieten, allerdings auch auf dem des Staatsschuldenwesens, zu verzeichnen haben, verweisen wir auf unsere Uebersicht für die Jahre 1873 und 1882, die wir in dieser Zeitschrift 1884 Nr. 38, S. 751 ff., veröffentlicht haben.

Tabelle I.

	Victoria.	Neu-Süd-Wales.	Queensland.	Süd-Australien.	West-Australien.	Ganz Australien.	Tasmanien.	Neu-Seeland.	Australasien zusammen.
Bodenfläche in englischen Quadrat-Meilen [1]	87,884	309,175	668,224	903,425	975,920	2,944,628	26,375	104,235	3,075,238
Geschätzte Bevölkerung am 31. Dez. 1886	1,003,043	1,001,966	342,614	312,758	39,584	2,699,965	137,211	569,386	3,426,562
Geburten	30,824	36,284	12,582	11,177	1466	92,333	4627	19,299	116,259
Todesfälle	14,952	14,587	5575	4234	806	40,154	1976	6135	48,265
Heirathen	7737	7811	2785	1976	297	20,606	985	3489	25,080
Angekommen zur See	93,404	70,388	34,101	17,623	5615	221,131	15,399	16,101	252,631
Abgereist zur See	68,102	41,896	20,911	25,231	1877	158,017	14,630	15,037	187,684
Zahl der Schulen	1870	2170	479	504	89	5112	209	1054	6351
Zahl der eingeschriebenen Schüler	230,576	187,126	58,939	49,922	4508	530,071	16,014	144,555	690,640
Oeffentliche Einnahmen im ganzen £	6,481,021	7,594,301	2,810,147	1,975,269	388,564	19,249,302	568,924	3,688,016	23,506,242
Davon durch Steuern u. Abgaben erhob. £	2,634,560	2,611,835	1,196,651	585,123	184,999	7,213,168	371,544	1,962,162	9,546,874
Oeffentliche Ausgaben £	6,513,540	9,078,869	3,202,030	2,383,290	394,675	21,572,404	584,756	4,310,875	26,468,035
Oeffentliche Schuld am 31. Dez. 1886 £	30,114,203	41,034,249	20,820,850	18,340,200	1,286,000	111,595,502	4,026,720	37,348,367	152,970,589
Wert der Einfuhr £	18,530,575	20,973,548	6,103,227	4,852,750	758,013	51,218,113	1,756,567	6,759,013	59,733,693
" " Ausfuhr £	11,795,321	15,556,213	4,933,970	4,489,008	630,393	37,404,905	1,331,540	6,672,791	45,409,236
Schiffsverkehr ein- u. auslaufender Schiffe	4631	5439	1895	1737	542	14,244	1405	1432	17,081
" " " " Tonnen	3,735,387	4,258,604	1,120,479	1,558,476	497,508	11,170,454	692,429	990,903	12,853,786
Eisenbahn am 31. Dez. 1886 eröffnet e. Mln.	1753	1935	1555	1382	154	6779	303	1809	8891
" " " " im Bau "	316	267	637	417	46	1683	138	171	1992
Telegraphen . . . . Linien "	4094	10,618	8225	5459	2385	30,781	1772	4546	37,099
" " " " " Drahtlänge "	10,111	20,797	14,443	10,310	2658	58,319	2353	11,178	71,850
Während 1886 ganz oder bedingungsw. verk. Ld. Ausdehng. Acres [2]	208,597	1,253,698	467,505	37,648	106,652	2,074,100	54,575	278,439	2,407,114
Während 1886 ganz oder bedingungsw. verk. Ld. Erlös £	297,015	1,393,382	663,268	39,165	67,663	2,460,493	51,440	250,000	2,761,933
Angebautes Land im ganzen Acres	2,417,582	977,664	221,843	2,785,490	86,248	6,488,827	446,391	1,372,219	8,307,437
Angebautes Land Weizen Acres	1,052,685	337,730	6787	1,942,453	24,043	3,363,698	35,322	253,025	3,652,045
Angebautes Land Hafer Acres	185,765	23,947	138	7264	1766	218,880	21,607	387,228	627,715
Angebautes Land Gerste Acres	37,031	6079	768	15,697	5185	64,760	2749	21,535	89,044
Angebautes Land Kartoffel Acres	49,974	17,322	7202	5666	356	80,520	16,084	27,683	124,287
Angebautes Land Heu Acres	445,150	223,470	39,280	308,429	25,718	1,042,047	47,269	57,938	1,147,254
Angebautes Land anderer Feldbau Acres	646,977	369,116	167,668	505,981	29,150	1,718,892	323,362	624,810	2,667,064
Rohertrag an Weizen Bushels [3]	12,100,036	5,868,844	21,221	14,621,755	288,516	32,900,372	632,573	6.297,638	39,830,583
Rohertrag an Hafer Bushels	4,256,079	600,892	1438	88,639	28,512	4,975,560	560,622	11,973,295	17,509,477
Rohertrag an Gerste Bushels	827,852	132,949	18,483	211,207	82,816	1,273,307	61,585	558,606	1,893,498
Rohertrag an Kartoffel Tonnen [4]	170,661	45,803	26,967	23,192	1071	267,694	75,773	134,965	478,432
Rohertrag an Heu Tonnen	483,049	349,898	75,371	285,839	25,718	1,219,875	50,158	79,013	1,349,046
Pferde	308,553	361,663	278,694	168,420	38,360	1,155,690	29,684	187,382	1,372,756
Rindvieh	1,303,265	1,367,844	4,071,563	389,726	88,254	7,220,652	148,665	895,461	8,204,778
Schafe	10,700,403	39,169,304	9,690,445	6,696,406	1,809,071	68,065,629	1,608,946	16,677,445	86,352,020
Schweine	210,957	209,576	61,861	163,807	24,655	700,856	73,118	369,992	1,143,966

Tabelle II.

	Victoria.	Neu-Süd-Wales.	Queensland.	Süd-Australien.	West-Australien.	Ganz Australien.	Tasmanien.	Neu-Seeland.	Australasien zusammen.
Auf 1000 Köpfe der Bevölkerung Geburten	31.23	37.03	37.84	35.70	39.43	34.85	34.15	33.15	34.52
Auf 1000 Köpfe der Bevölkerung Todesfälle	15.15	14.89	16.77	13.52	21.67	15.15	14.58	10.54	14.33
Auf 1000 Köpfe der Bevölkerung Heirathen	7 84	7,97	8.38	6.31	7.98	7.78	7.27	5.99	7.45
Auf den Kopf der Bevölkerung Staatseinnah. £. s. d.	6. 13. 6	7. 15. 0	8. 9. 0	6. 6. 0	10. 9. 0	7. 6. 2	4. 4. 0	6. 6. 9	7. 0. 3
Auf den Kopf der Bevölkerung Steuern u. Abg. £. s. d.	2. 14. 3	2. 13. 4	3. 12. 0	1. 17. 5	4. 19. 6	2. 14. 9	2. 14. 10	3. 7. 5	2. 17. 0
Auf den Kopf der Bevölkerung Staatsausgab. £. s. d.	6. 14. 2	9. 5. 4	9. 12. 7	7. 12. 1	10. 12. 3	8. 3. 9	4. 6. 4	7. 8. 1	7. 17. 11
Auf den Kopf der Bevölkerung Oeffentl. Schuld £. s. d.	30. 0. 5	40. 19. 1	60. 15. 5	58. 12. 10	32. 9. 9	41. 6. 2	29. 6. 11	63. 7. 4	41. 12. 10
Auf den Kopf der Bevölkerung Einfuhr £. s. d.	18. 15. 5	21. 8. 1	18. 7. 1	15. 10. 0	20. 7. 9	19. 6. 7	12. 19. 3	11. 12. 3	17. 14. 9
Auf den Kopf der Bevölkerung Ausfuhr £. s. d.	11. 19. 0	15. 17. 6	14. 16. 9	14. 6. 9	16. 19. 1	14. 2. 4	9. 16. 6	11. 9. 3	13. 9. 8
Durchschnittsertrag per Acre Weizen Bushels	11.49	17.41	3.13	7.53	11.99	9.79	17.91	24.89	10.91
Durchschnittsertrag per Acre Hafer Bushels	22.91	25.09	10.42	12.20	16.14	22.73	25.95	30.92	27.89
Durchschnittsertrag per Acre Gerste Bushels	22.36	21.87	24.07	13.48	15.97	19.66	22.40	25.94	21.26
Durchschnittsertrag per Acre Kartoffel Tonnen	3.41	2.64	3.74	4.10	3.01	3.32	4.71	4.88	3.85
Durchschnittsertrag per Acre Heu Tonnen	1.09	1.57	1.92	0.93	1.00	1.17	1.06	1.36	1.18

[1] 1 englische Meile = 1.609 Kilometer. [2] 1 Acre = 40.467 Ar. [3] 1 Bushel = 36.348 Liter. [4] 1 Tonne = 1016.04 Kilogramm.

Das Leben auf den österreichischen Almen.

Wer in den Alpen gereist ist, den muß die Schönheit der Almen, der Hoch- oder Gebirgswiesen, überrascht haben. Aus einer zerrissenen, düstern, kluftartigen Schlucht tritt man plötzlich hinaus auf grasige Abhänge, welche an glänzendem Grün mit dem bestgehaltenen künstlichen Rasen wetteifern. Sie sehen allerdings seltsam winzig aus, wenn man sie mit den Tiefen unter und mit den Höhen über ihnen vergleicht, allein beinahe von dem Tag an, wo der schwere Winterschnee schmilzt, bis zu demjenigen, wo er wieder fällt, sind sie ganz mit Alpenblumen besäet und durchwoben. Es ist als ob die Pflanzen wüßten, daß der ihnen gegönnte Sommer kurz ist, und daß sie sich deshalb beeilen, ihre Schönheit zu entfalten und sich mit einer Mannigfaltigkeit von Reizen zusammenzudrängen, welche ohne Zweifel mehr das Auge von Insekten als von Menschen zu entzücken bestimmt ist. Wenn

man auch findet, daß der Boden für die Füße rauher ist als er dem Auge erscheint, so bietet er doch eine angenehme Rast von dem anstrengenden Klettern, welches man überstanden hat und das Einem noch bevorsteht.

Diese Hochwaiden bilden einen wichtigen Teil des Wohlstandes der Dörfer, welche man tief drunten durch die Fichtenbäume schimmern sehen kann. Sie setzen die Bauern in den Stand, eine größere Menge Vieh zu halten, als der Boden im Thalgrund ernähren würde, selbst wenn dieser nicht zum größeren Teil für andere Zwecke erforderlich wäre, und auf diesen Almen werden hauptsächlich die Butter und der Käse gewonnen, welche einen solch wertvollen Ausfuhrartikel bilden. Die Natur legt begreiflicherweise der Verwendung derselben gewisse Beschränkungen auf: im Winter sind sie unzugänglich, und wenn sogar die Gemsen gezwungen sind, in den tieferen Regionen eine gefährliche Aesung zu suchen, würde selbst die sparsamste und findigste Ziege es unmöglich finden, auf demselben ihr Leben durchzuschlagen. Erst spät im Frühling kann das Vieh hinaufgetrieben werden und muß dann früh im Herbst wieder nach seinen Ställen in den Dörfern heruntergeholt werden, wenn nicht ein schlimmeres Schicksal es erreichen soll. Wenn der Ausländer die Rinder- und Schafheerden auf den rauhen Gebirgspfaden auf- und abziehen sieht, könnte er beinahe glauben, er habe eine nomadische Rasse vor sich, denn das Leben droben im Hochgebirge ist nur ein zeitweiliges, und alles, was man dort droben bedarf, muß auf den eigenen Schultern hinaufgetragen werden. Dies nötigt zu einem bedeutenden Grade von Genügsamkeit, welche für den zufälligen Touristen in unbesuchten Gegenden nicht immer angenehm ist. Er wird zwar herzlich willkommen geheißen und es wird ihm jede beliebige Menge von Milch, Butter und Käse zur Verfügung gestellt, aber beinahe alles andere muß er sich mitbringen, denn das altbackene Schwarzbrot ist oft nur in sehr beschränkter Menge zu haben, und nur in einer Anwandlung ungewohnter Großmut holt der oberste Hirte seine eigene Branntweinflasche hervor, denn er fühlt offenbar, daß er Dir damit einen Genuß bereitet, welchen man mit keinem Gelde entsprechend vergüten kann. Auf vielbegangenen Wegen gibt es natürlich auch Berghütten und ländliche Häuschen, wo der Reisende finden wird, daß jeder vernünftige Wunsch von ihm befriedigt werden kann; aber solche Heimstätten im Gebirg sind nur verkappte Wirtshäuser. Die Kühe sind wenig mehr als blose Staffage, wie die ausgestopfte Gemse, welche ein unternehmender Schweizer Gastwirt gelegentlich auf die Felsen über seinem Gasthof stellen ließ, um die poetischen Gemütsbewegungen seiner Gäste anzuregen; im besten Falle sind sie nur eine untergeordnete Quelle des Erwerbs, denn die wahre Milchkuh ist der Tourist.

Die Hochwaiden haben in den deutschen Alpen verschiedene Bezeichnungen, allein der Name, welcher ihnen beinahe allgemein gegeben wird und den die Volkslieder sozusagen klassisch gemacht haben, ist Alm. Sie werden, je nach ihrer Lage, von drei bis zu fünf Monaten „befahren", d. h. bewohnt, und während dieser Zeit sehen diejenigen, welchen die Sorge für die Heerde übertragen ist, wenig oder gar nichts von der äußern Welt. Nur einmal in der Woche wird vom Dorf aus ein Bote hinaufgeschickt, um sie mit den nötigen Lebensbedürfnissen zu versehen, und hie und da klettert ein Bauer die steilen Steige hinan, um zu sehen, wie sein Vieh gedeiht; sonst aber bilden die Sennhütten oder hölzernen Blockhäuser, worin jene Hirten leben und auch ihr Vieh ein Obdach findet, ihre ganze Welt. Man wäre versucht zu glauben, ein derartiges Leben sei ein ungemein eintöniges und einförmiges, allein die Pacht- oder Besitzbedingungen, unter welchen solche Almen gehalten, und die Art und Weise, in der sie betrieben werden, unterscheiden sich in den verschiedenen Landesteilen so sehr von einander, daß sie eine genauere Prüfung derselben durchaus nicht uninteressant machen.

Wenn die Alm das Eigentum des Dorfes ist, so wird sie häufig verpachtet, besonders in den südlichen Alpen. In solchen Fällen bezahlt der Mann, welcher sie übernimmt, zuweilen einen festen Preis für jede Milchkuh, welche ihm hinaufgeschickt wird, und hat dann ein Recht auf allen Ertrag, welchen er von ihr bezieht; dagegen erhält er eine Vergütung für alle Kälber und Ochsen, welche seiner Pflege anvertraut werden. Noch häufiger aber verlangt er eine gewisse Summe Geld oder einen Prozentanteil an der von dem ihm anvertrauten Vieh produzierten Menge von Butter und Käse. Im südlichen Kärnthen gelten die Italiener für die besten Pächter; sie pachten die Bergwaiden für eine Reihe von Jahren und thun ihr möglichstes, um dieselben zu verbessern. Wenn die Waidezeit vorüber ist, so führen sie den Dünger nach solchen Stellen, welche einer Befruchtung bedürfen, und ziehen Gräben, damit der Regen denselben nicht hinwegschwemmt. Im Frühjahr bauen sie Wege, damit die Kühe nach Waidegründen hinaufsteigen können, die außerdem unzugänglich sein würden, und tragen Sorge, die Quellen und Bäche, welche für die Zwecke der Milchwirtschaft und der Viehtränke erforderlich sind, gewissenhaft rein zu erhalten. Sie verpflegen auch die Heerden besser, weil sie die Kühe früh am Vormittag heimtreiben und drei oder vier Stunden lang eingesperrt lassen, ehe sie sie melken. Mit einem Wort, der Italiener verwendet mehr Arbeit auf sein Pachtgut als die Einheimischen thun mögen, und er zieht daher auch einen höheren Ertrag daraus. Die Männer, welche Almen pachten, wohnen immer auf denselben, besorgen weitaus das Meiste der erforderlichen Arbeit selbst und mieten für den Sommer nur soviel Männer und Knaben als sie nötig haben.

In vielen und vielleicht sogar in den meisten Fällen gehören die Almen der Regierung und die Dorfbewohner besitzen nur ein Waiderecht auf dieselben. Die verantwortlichen Forstschutzbehörden haben dann einen erheblichen

Anspruch auf Einrede, und die ganze Behandlung der Sache wird verwickelter. Jeder Grundbesitzer hat das Recht, Rindvieh auf die Alm zu schicken. Die Zahl, für welche jeder das Recht einer freien Sommerwaide zu beanspruchen hat, pflegte früher nach einer rohen Berechnung der Geräumigkeit seiner Stallungen für die Ueberwinterung bestimmt zu werden, ist aber jetzt gesetzlich festgestellt. Der gegenwärtigen Stufenleiter gemäß werden sechs Ziegen einer Kuh gleichgestellt. Dies ist aber ein großer Uebelstand in den Augen der Förster, von denen manche versichern, eine einzige Ziege thue dem Holzwuchs mehr Schaden als ein Halbdutzend Kühe, weil die Ziege den jungen Bäumen den Vorzug vor dem leckersten Gras gibt und die steilsten Hänge erklettern kann, wo es gerade am wünschenswertesten und schwierigsten ist, einen Holzwuchs hervorzurufen. Eine kleine Anzahl Ziegen, wie sie der Arme schicken kann, soll wenig Schaden verursachen, weil sie innerhalb der geeigneten Grenzen gehalten werden kann, allein größere Ziegenheerden sind sowohl für die Almen als für die benachbarten Wälder verderblich. Die Förster wünschen daher, man möge die Anzahl der Ziegen, welche jeder Grundeigentümer auf die Bergwaide schicken kann, gesetzlich beschränken; und wenn man die hohe Wichtigkeit erwägt, welche die Erhaltung der Gebirgswälder für das gesamte Gemeinwesen besitzt, muß man zugeben, daß die Ansichten der Forstleute Beachtung verdienen.

In Bezirken, wo die Almen Regierungseigentum, aber mit Waiderechten behaftet sind, wählen die Dorfbewohner ihren eigenen Senn oder Senner, d. h. obersten Viehhüter, und teilen den Ertrag unter sich. Dies ist keine leichte Sache, denn um die Milchwirtschaft gewinnbringend zu machen, muß die täglich gewonnene Milch als Teil eines gemeinsamen Grundstockes behandelt werden, und die von den einzelnen Kühen gelieferte Menge wechselt sehr. Um nun hiefür einen annähernd billigen Maßstab zu gewinnen, wird jede Kuh am zweiten und dritten Tage nach ihrer Ankunft auf der Waide besonders gemolken und die Milch in Gegenwart des Eigentümers oder seines Vertreters sorgfältig gemessen. Diese Probe wird im Laufe des Sommers zwei- oder dreimal wiederholt und so ein Maßstab gewonnen, welchem gemäß der Anteil am Ertrag von Butter und Käse bestimmt wird. Da die Milch aber an Qualität sehr verschieden ist, so sichert dieses System durchaus keine theoretische Genauigkeit, allein in der Praxis ist der angerichtete Schaden wahrscheinlich unbedeutend, da gewöhnlich sämtliche Kühe eines einzelnen Dorfes zu derselben Rasse gehören.

Die oben beschriebenen Systeme sind in den südösterreichischen Alpen beinahe allgemein angenommen, allein im Vorarlberg und in manchen Teilen von Oberösterreich und Tirol werden die Almen zum großen Teile von den Bauern selbst verwaltet, obwohl gegenwärtig ein erfahrener Melker allgemein angestellt ist. Ist die Alm verhältnismäßig zugänglich, so nehmen die Besitzer die Verantwortlichkeit auf sich sie abwechselnd selbst zu verwalten, und übersiedeln oft nach derselben mit solchen Gliedern ihrer Familie, die ihnen dort nützlich sein und bei der Feldarbeit unten entbehrt werden können. Die gesamte Handarbeit wird hier von Weibern verrichtet, welche man auf den Hochwaiden in Kärnthen und Krain niemals findet, und die Mädchen des Dorfes betrachten ihre Abwesenheit vom Hause als eine Festzeit, obwohl dieselbe eine Menge harter Arbeit mit sich bringt. Sie werden immer von männlichen Verwandten begleitet, aber das Leben im Gebirge ist notgedrungen frei und formlos und gewährt manche müßige Stunden. Es gibt beinahe in jeder Sennhütte eine Zither, und die jungen Bursche steigen hie und da über die rauhen steilen Pfade hinauf, um mit den Mädchen zu plaudern und zu kosen. Wenn der Dienst von einer Familie auf die andere übergeht, so wird die aufziehende Partie gewöhnlich von Gruppen ihrer Freunde und Verwandten begleitet, und wenn die Zahl derselben sich auch vermindert, ehe die Hochwaiden erreicht werden, so wird der größere Teil der Nacht doch gewöhnlich mit Lustbarkeiten verbracht. Dies ist diejenige Form von Almleben, von welcher die volkstümlichen Dichter der Alpenländer soviel zu erzählen wissen, und man vermöchte kaum irgend welche sozialen Zustände zu bezeichnen, welche möglicherweise zu mehr lyrischen und pastoralen Stoffen Anregung geben könnten. Die gezwungene Abgeschiedenheit von der Welt inmitten der großartigsten landschaftlichen Umgebung, die blökenden Heerden, der Reichtum an Blumen, das einfache Leben, die Stunden der ländlichen Arbeit und die Zeit für Unterhaltung mit Gesang sind gerade diejenigen Dinge, welche die Dichter zu allen Zeiten mit besonderer Vorliebe ersonnen und geschildert haben. Daß die Wirklichkeit nicht immer so anziehend ist, das werden diejenigen gern einräumen, welche nur eine einzige Nacht auf einer Alm verbracht haben.

Der Posten eines Senners ist ein ängstlicher, wie alle Stellungen, welche eine gewisse Auszeichnung sichern. Auf den oberen Waiden ist der Senner ein absoluter Herrscher, allein er bedarf einer beständigen Aufmerksamkeit und Umsicht, um Unfälle zu vermeiden, und an manchen Orten und bei vielen Witterungszuständen vermag auch die größte Sorgfalt kaum zu verhindern, daß im Lauf des Sommers ein oder zwei Stücke Vieh in Abgründe stürzen. Selbst wenn man dann den Kadaver noch erlangen kann, lohnt er selten die Mühe des Heraufholens; er wird einfach abgezogen und nach Bergung der Haut den Füchsen, den Raben und sonstigen Raubvögeln überlassen, welche ihn von weitem wittern. In einigen der gefährlicheren Gegenden erscheinen allerdings während der Sommermonate Männer von zweifelhafter Nationalität, welche das gefallene Vieh kaufen, das Fleisch abtrennen, in lange schmale Streifen schneiden und es an der Sonne trocknen und zu sogen. „Diegen(gebiegen)fleisch" machen,

um dasselbe mutmaßlich auf unbekannten Märkten zu verkaufen. Allein die Preise, welche diese Leute anbieten, sind niedrig und sie selbst werden mit gedankenlosem Abscheu angesehen. Sie sprechen ein gebrochenes Deutsch und die Slowenen verwahren sich, daß diese Leute zu ihnen gehören, und auch die Italiener verleugnen jede Bekanntschaft mit denselben. Woher sie kommen und wohin sie gehen, weiß niemand, und man hat noch nie ein Weib in ihrer Gesellschaft gesehen. So ziehen dieselben paarweise umher, von jedem menschlichen Umgang abgeschlossen, die Pariahs der südlichen Alpen.

Trotz der geringen Summen, welche diese verdächtigen „Fallmetzger“ gelegentlich für das abgestürzte Vieh bezahlen, ist der durch die den Kühen zustoßenden Unglücksfälle entstehende jährliche Verlust beträchtlich, und obwohl derselbe auf die Besitzer des Viehes fällt, wenn nicht eine grobe Fahrlässigkeit bewiesen werden kann, so hat der Senner doch den Vorwurf und die Schande davon zu tragen. Es ist daher ein Triumph für ihn, wenn er am Ende der Waidezeit wieder von den Almen abfährt, ohne daß dem ihm anvertrauten Vieh ein Unfall zugestoßen wäre. Dann werden die Hörner der Kühe mit Gebirgsblumen bekränzt, die Begleiter und Leute des Senners tragen Sträuße an den Hüten, vor der Brust und in den Händen, die Dorfbewohner ziehen ihnen entgegen, die „Viehscheid“ findet statt, wo jeder seine Tiere wieder aus der heimkehrenden Heerde ausliest, der Abend wird mit Schmausen, Gesang und Tanz hingebracht und der glückliche Senner ist der Held des Festes. (S. R.)

Zur Volkskunde Kroatiens und Slawoniens.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

I. Daheim und auf dem Felde.

Ueber die Lebensweise, Sitten und Bräuche der Kroaten und Slawonier ließen sich ganze Bände schreiben, und man käme doch kaum zu Ende, denn jedes Volkstum ist in seinen Aeußerungen reich und mannigfaltig und zeigt immer neue Seiten, von welchem Gesichtspunkte aus man es eben betrachtet. Der ausgezeichnetste Schilderer des Volkstums jener Gegenden, besonders Slawoniens, wo die Türken so lange die Herrschaft ausgeübt und die Entwickelung der Slawen nachhaltig in Sprache und Brauch beeinflußt haben, ist oder war Mathias Anton Relković aus Swinjar in Slawonien (1732—1798). Als Grenzsoldat kämpfte er im siebenjährigen Kriege bei Köln und Breslau, geriet in Gefangenschaft und veröffentlichte im Jahre 1761 zu Dresden ein Büchlein: „Satir ili divji čovjek“ (Der Satyr oder der wilde Mann), in welchem er den Slawoniern einen treuen Sittenspiegel vorhält. Seit den 126 Jahren hat sich die große Menge des Landvolkes so wenig verändert, daß jene Charakteristiken fast durchweg noch heutigentags als zutreffend bezeichnet werden müssen. Der „Satyr“ ist aber noch jetzt das gelesenste Volksbuch im Lande. Relković nennt die Landessprache serbisch. Seine moralischen Betrachtungen und Erwägungen dürfen wir füglich übergehen und wollen die wesentlichen Angaben über Volksleben hier mitteilen.

Der „Satyr“ tadelt den Slawonier also: „Der Slawonier schickt seine Kinder nicht das Abc lernen. Hältst du ihm dies vor, so antwortet er: ‚Mein Vater hat auch nicht lesen können, war aber doch ein besserer Trinker als ich. Unsere Alten haben sich aufs Schreiben nicht verstanden, sind aber in besserem Wohlstand gewesen, als wir es sind.‘ Du Slawonier schickst lieber dein Kind mit den Schweinen aus, als in die Schule. Kaum kann das Kind laufen, lehrst du es schon der Mutter fluchen; fängst an mit ihm zu spielen und lehrst es allerlei schändliche Reden, es soll die Mutter verhöhnen und dann beim Väterlein Schutz suchen. Du sagst: ‚Sie darf dich nicht anrühren, sonst jagen wir diese Hündin hinter den Ofen und prügeln sie!‘ Und versetzt das Kind der Mutter einen Hieb, so lachst du höllisch ausgelassen, weil das Kind schon so viel gescheidt ist.“

„Jedes Dorf besitzt drei Schulen, erzählt der Satyr, die erste heißt prelo (Spinnstube), die zweite divan (Gespräch) oder posijelo (Sitzung), die dritte kolo (der Reigen).

„Die erste Schule fängt Abends an und dauert bis Mitternacht. Sie wird von Burschen und Mädchen besucht. Die Mädchen bringen allerlei Handarbeiten mit, die eine einen Rocken, die andere blaue Seide, um Busenteil und Aermel zu sticken. Die Mädchen lernen Spinnen, die Burschen zur Tambura Spielen, beide aber stehlen und liebeln. Sie stehlen Mehl und Rindsfett, backen Pita und allerlei Naschwerk aus Honig (gurabije) und mit Leckware (pekmesetiće-powidldalken), Zuckerteig (alva) und Vögel aus Mehl. Und da behaupten die Mädchen noch, sie stehlen nicht, sondern bekämen es jede von ihrer Mutter. Das ist wohl möglich, doch das übrige Hausvolk weiß davon nichts, wundert sich vielmehr, wieso denn die Sachen aus dem Haus wegkommen. Indessen hat sie das Jungferchen in die Spinnstube mitgenommen. Die jungen Herren wieder stehlen den Tabak, der unterm Dach auf Faden aufgehängt ist, und geht es unbemerkt, so greift er auch zu Geld und Kleidungsstücken, bis er Prügel bekommt. Doch daraus macht er sich nichts, ja er brüstet sich damit sogar, wenn ihn sein Mädchen fluchen und Schandreden führen hört. Es ist nachteiliger, Mädchen in die Spinnstube als Schafe zu Wölfen zu schicken. Ich sage absichtlich wie die Schafe unter die Wölfe zu schicken; denn zu fünfzig Burschen packen einander von rückwärts und „spielen Wolf“ (igraju se vukovâ). Sie ahmen das Geheul der Wölfe nach, und wenn der Vorderste in der Kette das gewundene Sacktuch mit dem geschürzten Knoten darin (holjudina) schwingt, da schreien alle: „Halt ein,

lieber Isegrim!" Nächtlich umkreisen sie den Mädchenreigen und umfassen ihn im Kreise. Dann setzt der letzte Hintermann die Kette in Schwung, daß sie alle auf die Mädchen hinpurzeln und sie zu Boden werfen. Da gibt es einen Knäuel Mädchen und Burschen, und jeder Bursch zerrt und schleift sein Mädchen auf dem Boden. Also mißachten die Mädchen ihre jungfräuliche Ehre, ihr höchstes Gut.

„Die zweite Schule wird gerade an Sonn- und Festtagen abgehalten. Junge Frauen und Mädchen besuchen dieselbe, um dort allerhand Lieder zu singen. Kaum graut am Festtag der Morgen, erhebt sich die Maid schon von ihrem Lager, geht in den grünen Garten, pflückt rote Rosen ab, schmückt sich aufs Beste heraus und begibt sich ins kolo (den Reigen), oft ohne auch nur in die Messe hinzuschauen. Manche Mütter begleiten ihre Töchter sogar zum Reigen, denn sie können nicht daheimbleiben, sondern möchten es gerne sehen, wie im Reigen ihre Töchterchen mit den Herzliebsten dahinhopsen und hören, was für Liedel gesungen werden. Schlägt man das ruhigere Tempo im Reigen an, da erhebt sich die Mutter flugs und ordnet auch dem Töchterchen die Tüchel und die fein aufgereihten Perlen. Und wenn ihr ein Sträußlein zu Boden fällt, hebt es die Mutter sogleich auf, damit es die Kinder nicht erwischen. Wenn dann der Reigen im Dreischritt (u troje) sich in Schwingung setzt, hüpft der Mutter Herz im Leibe mit. Sie glaubt, sie müßte mitfliegen, wenn sie die Tochter mit dem Schatz spielen sieht. Von einer Heiligung des Tages ist dabei keine Rede. Die Mädchen singen schamlose Lieder und entblöden sich nicht, den Verräter, Säufer und Männermörder Kraljević Marko zu feiern. So fängt man an im Reigen zu singen:

> Oh! heimlich nährt der Königssprößling Marko,
> nährt im Stalle wohl ein gutes Rößlein.

„Inzwischen kann man in der Kirche die Litanei nicht absingen, weil keine Sänger anwesend sind.

„Die dritte Schule, das posijelo (die Sitzung), ist die Schule des Klatsches und Tratsches. Die alten Weiber setzen sich zusammen und üben sich im Ehrabschneiden der Nichtanwesenden. (Relković erzählt in 518 Zeilen einen solchen Tratsch, infolge dessen eine Verlobung rückgängig gemacht wurde und alle Dorfleute in bittere Feindschaft miteinander gerieten.) Jedem der Dorfbewohner wissen die alten Weiber irgend etwas Schlechtes nachzusagen."

„Die besondere Schule der Männer heißt divan (Gespräch, Sitzung, Beratung). „Da sitzen sie an Sonn- und Arbeitstagen unbeschäftigt jeder mit der Pfeife im Munde und faullenzen. Bis um Mitternacht hockt der Hausherr in der Kneipe, und kehrt er dann endlich spät Nachts heim, erhebt er im Hause ein heilloses Lärmen, jagt das Gesinde aus dem Gehöfte, verflucht ihnen Seele und Glauben und frägt: ‚Warum seid Ihr nicht arbeiten gegangen? Habt erst auf mich warten müssen, he? Kann denn ohne mich gar nichts geschehen? Warum laßt Ihr mich nicht in Ruhe ein Bischen Wein trinken?‘"

Hierauf schildert Relković das Gebahren eines tüchtigen Hausvorstandes. Jedem Mitglied der Hausgenossenschaft wird Abends für den kommenden Tag die Arbeit anbefohlen. Im Hause gibt es hundert Dinge zu thun. Vor allem muß sich der Hausvorstand hüten, mit seiner Frau vom gemeinsamen Vermögen der Gemeinschaft etwas für sich zurücklegen zu wollen. Denn das gibt Streit und führt zur Teilung der Genossenschaft.

Relković's Schilderung der Hauswirtschaft, Viehzucht und Landbestellung ist für die Gegenwart beinahe veraltet. Vieles ist seit hundert Jahren in Slawonien und Kroatien in dieser Hinsicht besser geworden, besonders unter dem segensreichen Einfluß deutscher und ungarischer Ansiedler und der eingewanderten Juden, die als Handelsleute im Volke Bedürfnisse schufen und die aufkommenden Naturprodukte des Landmannes in Handel brachten. Für die stark gebirgigen Teile des Landes, die abseits von den größeren Verkehrsstraßen liegen, gilt aber noch immer, was Relković hier erzählt:

„Dein Haus taugt zu nichts. Es ist weder von innen, noch von außen vermaltert oder auch nur mit Lehm verputzt. Von außen sieht man durch die Balken den Greis im Ofenwinkel hocken; und auch da kann er sich nicht erwärmen, denn die Fenster sind nicht zu. Sie stehen aufgerissen den ganzen Herbst und Winter. Umsonst habt Ihr den dicken Wald verwüstet und daheim auf die Feuerstätte aufgelagert. Wenn Du die Hälfte von dem Holz, das Du im Winter heimschleppst, in Klafterholz schlagen und verkaufen würdest, könntest Du Dir leicht Glasfenster kaufen. Dann hättest Du wirklich eine warme Stube. In der Stube steht kein Tisch und kein brauchbarer Schrank, und von einem Kasten ist keine Spur zu sehen, wo Du ein Brötchen oder sonst etwas bewahren könntest. Ihr sitzet nach türkischer Art auf der Erde und esset hockend. Brot schneidet Ihr auf einmal so viel ab, daß nicht die Hälfte davon verzehrt wird. Es geht mehr Brot des Tages verloren, als man aufißt. Von den Schweinen habt Ihr schon gar keinen Nutzen. Sie wühlen Euch das Feld durch und die Wiesen auf, daß sich das Vieh nicht einmal satt grasen kann. Im Winter fressen sie Euch die Frucht auf; und dann werden sie, noch ehe die Eicheln reifen, aus Nahrungsmangel hin. Wenn Ihr schon auch sieben bis acht Kühe haltet, so habt Ihr keinen Stall für sie, sondern werft ihnen im Zwetschgengarten Heu auf die Erde hin. Im Winter stehen sie im Schnee und Regen im Freien. Brauchst Du aber als Arznei ein wenig Milch, da hast Du keine im Hause. Ist auch kein Wunder; denn niemand versteht sich auf Wartung der Kühe.

„Noch ein Uebel richtet den Slawonier zu Grunde, das ist das Branntweinkesselein. Wann sich der Mann sich zum Kessel hinsetzt, läßt er das ganze Haus ruhig lieber zerfallen, als daß er nach der Arbeit schaute. Gesellschaft hat er immer, fortwährend kommen die Koster und niemand läßt er vorübergehen, jeder muß mittrinken,

so lange der Branntwein aus dem Rohr abrinnt. Mit dem letzten Maischaufguß geht auch der Branntwein auf; auf der einen Seite ist also die Sommersaat, auf der anderen der Branntwein dahin. Beholfen hast Du Dich Landmann gar nicht.

„Mit der Ackerbestellung steht es vollends schlimm. Ihr könnt an einem Tag nicht einmal einen Morgen Land aufackern, denn Ihr steht spät auf und spannt noch später die Ochsen ein, gleich zu acht Ochsen oder womöglich Pferde. Dann schreiten vier Mann neben dem Pflug einher und ein fünfter pflügt. Rechts und links geht nun der Lärm los, da wird geflucht und geschimpft, daß die Ochsen nicht ziehen mögen. Dann wird darauf losgeschlagen, bis die Ochsen störrisch und scheu werden, und oft zerbrechen sie Pflug und Joch. Bis man mit der Ausbesserung fertig, wird ist's schon Mittagszeit. Alle lugen nach der Speisenträgerin aus, ob sie schon nahe mit dem Speisenkorb auf dem Kopf und dem Krug Branntwein, damit sich der arme Landmann antrinke; denn heute hat er schon so viel gearbeitet und ackernd den Pflug verdorben. Ohne Branntwein kann nichts geschehen, ohne Branntwein läßt sich nicht ackern. Also setzen sie sich hin zum Essen und kräftigen sich in tiefsinnigem Gespräche volle drei Stunden. Endlich sagt der Eine: ‚Laßt uns ackern, denn sonst ackern wir es heute nicht auf. Ihr seht, die Sonne neigt schon zum Untergange und noch ist die Hälfte nicht bestellt.‘ Der Andere ist aber anderen Sinnes und rügt den Ersteren: ‚Halt, Bürschlein! Was drängest Du so hastig? Ich habe mir noch nicht einmal meine Pfeife gestopft. Das liebe Vieh muß doch auch ein wenig rasten. Willst denn Du, daß es uns ganz zu Grunde gehen soll? Ich bin nicht schuld, daß es sich heute nicht ackern läßt. Der Hausvorstand soll selber kommen und schauen. Wäre uns der Pflug nicht gebrochen, wir hätten das Bischen noch leicht aufgeackert.‘ Darauf trinkt er, weil es ihm im Halse aufstoßt, sucht die Pfeife, klopft sie auf der Handfläche aus, nimmt den Beutel heraus und schneidet Tabak, schlägt Feuer an und erhebt sich allmählich. Bis er seine Pfeife angezündet, geht eine Viertelstunde vorüber. Endlich, mit harter Mühe, setzen sie nach dem Mittagessen die Arbeit fort, doch sie ackern nicht den ganzen Tag, bis sie das Joch aufgeackert haben würden, sondern nur bis zur Jausezeit. Dann heißt es: ‚Schau Dir mal einer diese Länge an! Das kann man heute nicht aufackern; wir müssen ja die Ochsen auch füttern. Die drei letzten Ackerbeete mag morgen einer noch vor Morgengrauen aufackern u. s. w.‘ Ein einziger Bauer in deutschen Landen, in Schlesien oder Sachsen ackert mehr allein auf an einem Tage, als Euer Fünf mit den zehn Ochsen oder zehn Pferden.

„Noch einen schönen Brauch hat der Slawonier. Jedes Kind weiß davon zu sagen. Das ist die Bittarbeit (moljbá, mòba), die man an Festtagen armen alten Leuten oder hülflosen Witwen leistet, die niemand zur Feldbestellung haben oder der sie erhalten würde. Leider geschieht die Bittarbeit immer seltener zu Gunsten eines Armen, sondern gewöhnlich eines Reicheren, der die Arbeiter gut bewirtet. Freilich bekommen sie sonst keine Bezahlung. Thäte aber der Reiche erwägen, was ihn die Bittarbeiter gekostet, hätte er sie gar nicht zusammenberufen. Wenn er z. B. hundert Leute, mehr junge als alte, einberuft, damit sie ihm das Heu einlösen oder die Frucht einfechsen, muß er gleich einen Ochsen und einige Lämmer abschlachten. Er gibt ihnen dreimal des Tags satt zu essen und Getränke, soviel einer verträgt. Nun trifft sich gerade eine schlechte Zeit, die Frucht wird vom Unwetter vernichtet und der Mann hat doppelten Schaden. Selbst aber wenn kein Gewitter eintritt, hat er doch keinen Nutzen, denn die Bittarbeiter schädigen ihn mehr als sie ihn fördern. Einer sucht den anderen zu übertrumpfen und daher wird schlecht gearbeitet. Oft fangen sie auch mit dem Herrn Streit an: ‚Bin ich Dir zur Bittarbeit gekommen, ist's nicht Geldeswegen, Geld gibst Du mir ja keines. Was ich mag, werde ich auch ohne Dein Geheiß arbeiten.‘ Schließlich überzeugt sich der Herr, daß er mehr auf die Leute verausgabt habe, als die eingeheimste Fechsung wert ist. Mehr sind wert Dir Freund am Werkeltage vier bezahlte Arbeiter, als die hundert Bittarbeiter, mit denen Du Dich am Festtage herumbalgen mußt. Du glaubst nur, Du wärst billiger herausgekommen, in Wirklichkeit bist Du dabei eingegangen.“

Vieles hat sich seit jener Zeit in Slawonien gebessert, besonders infolge der deutschen Ansiedelungen; im eigentlichen Kroatien war es aber schon damals mit der Landwirtschaft günstiger bestellt. Nur in der Lika haben sich bis auf den heutigen Tag in Bezug auf Ackerbau höchst primitive Zustände erhalten, die ihresgleichen in ganz Oesterreich-Ungarn nicht mehr finden dürften. An den kümmerlichen Verhältnissen in der Lika ist der karstige Boden und das unwirtbare Klima schuld. Trotz allem Fleiß kann es der Likaer in der Wirtschaft nicht vorwärts bringen. Es verlohnt sich, den Ackerbau in der Lika eingehender zu schildern. Mein Wahlbruder, Herr Lazar Tadić, ein geborener Likaer, aus einem Bauernhause stammend, lieferte mir reichhaltige Angaben, denen folgende Darstellung ihre Entstehung verdankt.

Schon das Ackergerät und die einschlägigen Behelfe des Landwirts sind höchst primitiv und unzulänglich. Hervorzuheben sind: 1. Ljesarija (das Gerät zum Einspannen der Ochsen und Pferde); 2. Plug (der Pflug) mit dem Otik, dem Beil, der zur Reinigung des Pfluges von der anklebenden Erde dient; 3. Kolica oraća (die zwei Pfähle unterm Pflug beim Ackern); 4. Brana (der Ackerrechen); 5. Drljača (die Egge); 6. Kolica oder Sajtruge (vom deutschen Scheibtruhe, der Schubkarren); 7. Mašljum oder Trnokop (die Rodehacke) und Motika (die Schaufel).

Alle Holzbestandteile der Ackergeräte fertigt der Bauer meist selber an, nur für das „Ackereisen“ („oraća gvožgja“)

braucht er die Beihülfe des Schmiedes. Besitzt der Bauer eigenes Eisen, so vereinbart er schon lange vorher mit dem Schmied im Dorfe den Tag, wann er ihm das Eisen zur Bearbeitung (graditi gvožgja) bringen darf. Für diesen Tag trifft der Bauer bald wie zu einer Hochzeit Vorbereitungen. Er lädt zu zwei, drei Freunde ein und bringt Fleisch- und Milchspeisen im Ueberfluß mit. Einige Liter Wein und Branntwein fehlen gewiß nicht. Der Bauer hat auch die nötigen Kohlen für den Feuerherd und zum Weicheisen den erforderlichen Stahl mitgebracht. Der Mann arbeitet von früh Morgens bis spät Abends als Gehülfe (pokovač) des Schmiedes (kovač) mit, denn nebst dem Ackereisen, dem Eisen (gvožgje) par excellence, gilt es auch alle übrigen Eisengeräte auszubessern. Der jeweilige Pokovač tritt den Blasbalg und schwingt nach Bedarf den großen Hammer. Der Schmied bekommt eine Jahresbezahlung in Geld von 2—5 Gulden oder je nach Abmachung einen Metzen oder auch mehr in Frucht.

Wie bemerkt, ist der Bauer selber Erzeuger seines Ackergerätes, nur den Pflug versteht nicht jeder gut anzufertigen. Der kundigste Verfertiger von Pflügen wird majstor ot pluga (Meister vom Pflug) genannt. Er genießt ein entsprechend hohes Ansehen. Man nennt ihn kurzweg auch plužar. Wenn er selber das Material zum Pfluge liefert, so zahlt man ihm zwei Gulden; liefert ihm der Bauer das Holz ins Haus, so bekommt er nur einen Gulden; arbeitet er aber im Hause des betreffenden Bauern, so erhält er nebst Kost noch zwei Silberzwanziger (ein Stück im Werte von 35 Kreuzer). Die Arbeit bezwingt er wohl an einem Tag. Er muß das Eisen in den Pflug einfügen (nagjelati gvožgja) und durch ein Probeackern die Tüchtigkeit seiner Leistung beweisen. Die Holzteile des Pfluges werden am Feuer angebrannt, um sie gegen Fäulnis zu schützen. Stumpf gewordenes Eisen trägt man zur Schärfung zum Schmied. Das heißt man poklepati gvožgja, stark beschädigtes Eisen, muß aber „verstahlt“ werden (zanaditi gvožgja).

Man sagt im Sprichwort: „Der hat es leicht zu ackern, wann es ihm beliebt, der seinen eigenen Pflug und eigene Feldarbeiter hat“ (lako je onome orati kad hoće, kad ima svoj plug i svoje težake). Unter Pflug versteht man nämlich auch die Ochsen, die Zugtiere. Da nicht jedes Haus zur Ackerbestellung die nötigen Zugtiere besitzt, so pflegen sich mehrere Häuser zu einem „Pflug“ zu vereinigen oder zu vergesellschaften. So eine Kompagnie wird Suvez [1] (Mitverband) genannt. Gewöhnlich ackern blos vier Ochsen; sind es aber schwächere Tiere, muß man auch ihrer sechs vor einen Pflug spannen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] In Slawonien sprega; die Gesellschafter spreżnjaci.

La Commanderia.

Eine historisch-geographische Skizze.

Wer jemals Triest oder Venedig besucht und dort Cyperwein gekostet hat, der weiß, daß eine der vorzüglichsten Sorten desselben unter dem Namen La Commanderia (Komthurei-Wein) läuft. An diesen Namen knüpft unsere vorliegende Skizze an, in welcher von Johannitern, Templern, Cypern, Rhodus und anderen Dingen die Rede ist und manches berührt werden wird, was den Lesern dieses Blattes interessant und noch nicht bekannt sein dürfte.

Das italienische Commanderia deckt sich mit dem mittelhochdeutschen Komthurei oder Kommendur und rührt von dem alten Johanniter-Orden her. Der Ursprung der Commanderien der Ritter von St. Johannes dem Almosenspender datiert wahrscheinlich ungefähr aus dem Jahre 1100, als dieser Orden durch Landschenkungen von Seiten christlicher Fürsten in den Stand gesetzt wurde, in Jerusalem und den hauptsächlichsten am Meeresstrand gelegenen Ordensprovinzen die Gründung jener Herbergen und Zufluchtsorte für Pilger, Arme und Kranke zu beginnen, welche dem Orden den Namen der Hospitaliter erwarben. Der Ausdruck Commanderie entsprang der Thatsache, daß die verschiedenen Besitzungen an Land und Gütern, dem aus den Ordensmitgliedern erwählten Verwalter in commendam anvertraut wurden. „Commendamus“ war der Ausdruck, dessen die Ordensmeister sich in den Bestallungsbriefen bedienten, mittelst deren sie einen Verwalter oder Rechnungsführer in sein Amt einsetzten, und hieraus entstand der Titel Comthur, Commandeur, d. h. commendator. Der Nettobetrag der Einkünfte, welchen er an den Orden ablieferte, nachdem er alle Ausgaben bestritten hatte, hieß seine „Responsion“. Ein Generalkapitel von 1428 bezeichnete die Commanderien als den Aufenthalt der Ritternovizen, welche seither, wie der offizielle Ausdruck lautete, „nach eigenem Willen und Gutdünken umhergeschweift oder umhergeirrt waren.“ Dies verwandelte diese Besitzungen in eine Art Seminarien oder Akademien unter der Aufsicht der Kommendure und verlieh ihnen ihren anderen Namen der Präzeptoreien.

Die hier zumeist und hauptsächlich in Betracht kommende Kommendurei oder Commanderie ist diejenige von Cypern, einer Insel, welche lang und oft entweder ein Zufluchtsort oder eine Operationsbasis für diesen Orden und denjenigen der Tempelherren war, welcher zufolge von John von Brompton's Chronik bei seiner Gründung wenigstens durch die Hospitaliter gefördert worden, wenn nicht aus diesem hervorgegangen sein soll. Der rein kriegerische Charakter der Tempelherren machte diesen Orden bald beliebter als denjenigen der Johanniter, und die Geschichte, wie sie die Insel Cypern von Richard Löwenherz erkauften, ist ja bekannt. Allein bald trieben sie es mit ihrer lateinischen Bedrückung der Griechen zu bunt, um sich länger halten zu können, und nachdem sie einen versuchten Aufstand rebellische

Nicosianer mit der Schärfe des Schwertes niedergeschlagen hatten, gaben sie die Insel wieder auf. Der ursprüngliche löbliche Wetteifer zwischen den beiden großen Orden artete bald in Neid und Feindseligkeit aus, und es ist wohlbekannt, wie der Großmeister der Tempelherren diese Streitigkeiten verteidigte mit der Behauptung, es sei nur ein heilsamer Korpsgeist, aus welchem sie entsprängen und von dem sie genährt würden. Im Jahre 1182 waren beide Orden gerade im Begriff, einander in die Haare zu fallen, wurden zwar vom Papst miteinander wieder ausgesöhnt, kamen aber im folgenden Jahrhundert miteinander zu offenem Bruch und begegneten niemals einander, ohne Lanzen zu brechen. Ludwig der Heilige stellte zwar, als er im Jahre 1249 in Cypern war, einen leidlichen Frieden zwischen denselben her, aber zehn Jahre später kam es zwischen diesen blutdürstigen christlichen Kriegern — „Brüdern", wie sie in den amtlichen päpstlichen Urkunden genannt wurden — zu einem erbitterten Kampf bis aufs Messer in Palästina und die Templer wurden in Stücke gehauen. Nach dem Fall von Akkon im Jahre 1291 entkamen die zehn überlebenden Templer (die von fünfhundert übrig geblieben waren) nach Cypern, wo auch sie eine wichtige Commanderie erhielten; ihnen war der Rest der Hospitaliter vorangezogen, welche bei der griechischen Bevölkerung immer in günstigerem Ansehen standen, so daß die Verwaltung der Insel früher einmal von deren abwesendem König dem Orden anvertraut worden war. Der König verlieh ihnen nun die Hafenstadt Limisso (Limassol, an der Südküste der Insel), welche damals infolge der beständigen Landungen arabischer und sarazenischer Seeräuber in Trümmern lag, verbot dem Orden aber die Erwerbung weiteren Grundeigentums auf der Insel. Sie errichteten daher in Limassol Erdbefestigungen gegen die drohenden Muselmänner, und dorthin berief der Großmeister alle seine Ritter in der ganzen Christenheit zu einem Ordenskapitel, und ihr Quasi-Zufluchtsort erwies sich bald als die Gründung ihrer Macht und Kühnheit zur See. Die alte Feindseligkeit der Cyprioten und der Hospitaliter gegen die Templer machte sich aufs neue geltend, und schon nach wenigen Jahren verließen diese Cypern wieder, verteilten sich über ihre europäischen Commanderien und legten dadurch den Grund zu einer der Anschuldigungen, welche nicht lange darnach nur mit allzu viel Recht gegen sie geltend gemacht wurden, daß sie im Morgenland ihren Posten in der Front aufgegeben haben. Im Jahre 1306 dagegen bemächtigten sich die Hospitaliter, welche in Limassol nicht mehr Ellbogenraum genug für sich hatten — den Sarazenen, dem Kaiser in Konstantinopel und seinen rebellischen Griechen zum Trotz — der heruntergekommenen Insel Rhodus, wurden nach vier Jahren harter Arbeit Herren der Insel und hießen fortan die Ritter von Rhodus, während ihre Besitzungen auf Cypern wieder zum Rang einer Commanderie herabsanken und ihr Schutzpatron zu Amathonte Wunder wirkte.

Alle Fürsten, Prälaten und Mönche der Christenheit beneideten und begehrten den ungeheuren Grundbesitz, den die beiden Orden innehatten. Mathäus Paris berichtet, der Johanniter-Orden habe ungefähr ums Jahr 1244 etwa 19,000 Herrenhäuser besessen und sei auf diese Weise mehr als zweimal so reich gewesen als die Tempelherren, welche nur etwa 9000 gehabt haben. Die Gesamtsumme der reinen Responsionen aller Commanderien des Johanniter-Ordens betrug im Jahre 1330 164,390 Goldgulden; neun Jahre später war sie auf 180,000 gestiegen, was nach heutigem Gelde etwa 6 Millionen Mark betragen würde. Als die Tempelherren endlich in Not kamen, rührten, wie wir überzeugt sein dürfen, die Rhodiser Ritter keinen Finger, um jenen über ihre Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, und als jener unglückselige Orden — dem die türkischen Chronikschreiber aus eigenen guten Gründen nicht einmal den Namen von Menschen zuerkennen wollten — im Jahre 1312 aufgehoben und hingewürgt worden war „mit Roß und Fußvolk und Drachen", traten die Hospitaliter das Erbe aller derjenigen Besitzungen der Tempelherren an, deren sich die christlichen Fürsten nicht bemächtigt hatten.

Das Verbot der Erwerbung von Grundeigentum auf Cypern war für diese stolzen Ritter nur ein toter Buchstabe, und so finden wir zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, daß die Commanderie, welche schon vor 1210 dort bestanden hatte, beinahe ein Fürstentum geworden war. Sie war nächst der Großmeisterstelle die höchste Würde und Amt des Ordens im Orient; die Stadt und Feste Kolossi bildete ihr Hauptquartier und umfaßte zahlreiche Dörfer mit Inbegriff von Piskopi und seiner Burg, die, damals auch unter dem Namen Kurias bekannt, früher ein königlicher Wohnsitz gewesen war. Der damalige Ertrag neben den in Geld erhobenen Steuern bestand hauptsächlich in Getreide, Baumwolle, Zucker, Oel und Wein. Die Responsion im Jahre 1330 betrug 60,000 cyprische goldene Besants oder 60,000 Goldgulden und im Jahre 1339 war dieser Betrag schon auf 200,000 Goldgulden oder 660,000 Mark gestiegen. Im Jahre 1471 aber betrugen die reinen Einkünfte nur 4500 Goldgulden und waren sogar noch niedriger gewesen, ohne Zweifel infolge der fortwährenden Angriffe und Räubereien, denen sie ausgesetzt waren. Im Jahre 1427 war der Sultan von Aegypten auf Cypern gelandet, hatte die Commanderie verheert, die Häuser niedergerissen, die Wälder gefällt, die Weingärten ausgerottet; dreizehn Jahre später hatte er seinen Besuch erneuert und alles niedergebrannt. Im Jahre 1490 ergab die erste Einschätzung der Insel von Seiten der Venezianer von den einundvierzig Dörfern der Gran Commanderia die jährliche Summe von 8000 Ducati. Es bestand daneben noch eine kleinere Commanderia von nur fünf Dörfern, die Commanderia della Finica (wahrscheinlich Phinika in Papho), welche auf 1600 Ducati geschätzt wurde, und die noch kleinere damals als „Commanderia del Tempio" bezeichnete (Tembro und das Tschiftlik Fungi

bei Kyrenia), dessen Ertrag auf 200 Ducati annähernd geschätzt wurde.

Diese Commanderien auf Cypern giengen anscheinend den Johannitern nicht ganz verloren, als die Venezianer um ungefähr 1480 bis 1490 teils durch Politik, teils mit Gewalt die wirklichen Herren der Insel wurden, denn etwa 60 Jahre später findet man noch eine Verordnung des Großmeisters Claude de la Sengle (1554—1557) für die Verpachtung des Besitztums. Nach der Thronentsagung der Catarina Cornaro, der „Tochter von Venedig und Königin von Cypern“ im Jahre 1489, und der endgiltigen Annexation der Insel von Seiten der Venezianer wurde ein Teil der großen Commanderia einer anderen Familie Cornaro zugewiesen, welche ursprünglich demselben Stamme entsprossen war, und demgemäß finden wir etwa um 1490 „li magnifici Corneri d'Episcopia“ eingetragen als im Besitz eines Einkommens von 2500 goldenen Dukaten. Sie stehen als fünfte auf einer Liste, welche beginnt mit dem „clarissimo Messer Zorzi Corner“ (Giorgio Cornaro), dem Bruder der Königin, mit einem Zinsbuch von 7000 Dukaten, gefolgt von einem Contarini Grafen von Zaffo (Jaffa), was ohne Zweifel einiges Licht auf den Titel des Disraeli'schen Romans „Contarini Fleming“ wirft, denn „Sibyl“ (ein anderer Roman desselben Verfassers) war um 1187 Königin von Jerusalem, und der junge Disraeli verbrachte im Jahre 1830 einen Tag auf Cypern. Außerdem sind in dieser Steuerliste noch zwei andere Corner erwähnt, nämlich Oribet von Karpaß und Aluise oder Louis mit kleinen Einkünften von 300 und 500 Dukaten. Der echte venezianische Name war Corner und die Familie behauptete, von der römischen gens Cornelia abzustammen, und war gewiß eine der ältesten Adelsfamilien des venezianischen Staates, denn sie zählte unter ihren Mitgliedern einen Dogen, 22 Prokuratoren, Generalkapitäne und Gesandte, neun Kardinäle und viele Prälaten. Sie besaßen zahlreiche Herrschaften im Osten, deren bedeutendste in Dalmatien, Morea, dem Archipel und Cypern lagen. Vielleicht das berühmteste Mitglied der Familie war Helena Lucrezia Cornaro Piscopia; sie war Doktorin der Theologie, gelehrt in lebenden und toten Sprachen, Dichterin, Musikerin und eine große Schönheit und that das Gelübde der Ehelosigkeit, um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können; sie trug kraft besonderer Erlaubnis das Gewand der Benediktinerinnen unter einer weltlichen Kleidung in den berühmtesten Akademien und starb im Jahre 1684 im Alter von achtunddreißig Jahren. Die Universität Padua errichtete ihr ein Standbild. Die Familie starb bald darauf aus und hatte im Jahre 1738 keinen einzigen Vertreter mehr. Der letzte Abkömmling aus dem Zweige der Königin, Messer Cattarino Cornaro, starb zu Anfang dieses Jahrhunderts, und der Familiensitz, Palazzo San Cassan, ist nun das Leihhaus, der Monte di Pietà in Venedig. Einige dürftige neuere Malereien in seinen Hallen erinnern noch an die bedeutendsten Begebenheiten aus dem Leben der letzten Königin von Cypern.

Als die Türken im Jahre 1570 Cypern eroberten, verloren die Malteser Ritter, wie man sie damals nannte, jeden Fußbreit Boden auf der Insel, auf welchen sie noch Anspruch hatten, und die Commanderie wurde mit den Kronländereien des Sultans verschmolzen. So gebrochen und zersplittert aber das frühere Besitztum der Ritter auch war, so hieng der Duft des Commanderia-Weines doch noch immer um dasselbe, und noch zweihundert Jahre lang bewahrte sich der Malteser-Orden seine Rechte über dasselbe und übertrug noch den leeren Titel eines Komthurs an einen Cornaro von Venedig. Allein der Bezirk, von welchem damals als Commenderia oder Commende gesprochen wurde, erstreckte sich angeblich längs der Küste von Limassol im Osten bis Papho im Westen und lief landein rückwärts bis zum Troödos-Gebirge und würde daher alle die früheren Bezirke von Piskopi, Kilani, Evdimu und Kuklia in sich begriffen haben; allein diese Definition von 1770 bezog sich nur auf die Erzeugung des sogen. Commanderia-Weines und einzig auf die ehemaligen Besitzungen des Ordens. Thatsächlich erzeugen alle südlichen und auch einige der nördlichen Abhänge des Olympos-Gebirges bis nach Stavro Vuni (Heiligkreuz) im Osten verschiedene Qualitäten des sogen. Commanderia-Weines, von welchem erwiesen ist, daß die denselben produzierenden Weinberge seit der fernen Vorzeit von den Johannitern angelegt und bebaut worden sind und daß die Bereitung und Aufbewahrung von Seiten der Ordensleute demselben seinen Jahrhunderte alten Ruf gesichert hat.

Etwa ums Jahr 1490 schätzten die Venezianer den Weinertrag der Insel auf 400,000 Metri. Wenn dieses Metro oder Maß der Krug (Kanne) von ungefähr 3 alten florentinischen Flaschen von je nahezu einem Liter war, so muß ums Jahr 1770 der Ertrag auf ein Zehnteil jenes früheren Betrags herabgesunken sein, und zwar ebenso sehr durch den Zusammenbruch der venezianischen Herrschaft selbst, wie durch die spätere verhängnisvolle Verwahrlosung von Seiten der Türken. Der Wein wurde damals und wird noch heute im allgemeinen nach Ladungen verkauft (obwohl gegenwärtig nach der Oka bezahlt), welche 16 von diesen Krügen oder vier Fäßchen betrug; die Tonne oder das Faß enthielt 70 Krüge (Kannen). Im Jahr 1770 war ungefähr ein Viertel des Gesamtertrags wirklicher Commanderia, dessen hoher Ruf ohne Zweifel ursprünglich nur von der vorzüglichen Pflege der Weinberge des Ordens herrührte. Vor 120 Jahren wurde der größere Teil des Rotwein-Ertrags nach Venedig verschifft, ehe er achtzehn Monate alt war, und auf diese Weise hat noch zweihundert Jahre später, als die Republik die Insel Cypern verloren hatte, der Cyperwein sich bis auf den heutigen Tag in der Beliebtheit und Nachfrage der Venezianer erhalten. Dieser gewöhnliche neue Wein kostete damals, ums Jahr 1770, in Larnaka dreiviertel bis zu

einem ganzen türkischen Piaster (à 3 ½ Florentiner Lire) per Kanne; allein die besten Sorten und die älteren Weine (5—6, 8 und 10 Jahre alt) wurden mit dem dreifachen Preise bezahlt und nach Frankreich, Holland, England und Italien ausgeführt. „Le vin dou Quilane", (Kilani-Wein), von welchem in einem Statut des Generalkapitels zu Limassol vom 5. November 1300 die Rede ist, wird ohne Zweifel durch den modernen Commanderia vertreten. Ora und Levkara sind nun für denselben berühmt; aber zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts standen namentlich die Dörfer Zoopii und Orongu in dem Ruf, den besten Wein zu liefern. Der Kern der Weinberge der Commanderia mag an den steinigen Berghängen von schwärzlicher, mit Talkteilchen untermischter und auf der kreidigen Eocänformation aufliegender Erde gelegen haben; denn die Commanderia-Traube, mit welcher Madeira zweimal wieder bestockt worden ist, unterscheidet sich von anderen Trauben durch eine dünnere Haut und gedrungeneres Fruchtfleisch. In den ersten Tagen des August wird die allgemeine Weinlese eröffnet, obwohl die Weintrauben aus den wärmsten Lagen schon von Ende Mai an verkauft und gegessen werden, und die mehr als sechswöchige Dauer der Weinlese rührt zum Teil von den großen Unterschieden in der Höhe und Lage der Weinberge, zum Teil aber auch davon her, daß man zuerst die geringeren Trauben einheimst und keltert, die besseren aber bis zum Oktober hängen und überreif und süß werden läßt, um dadurch die Sekt- und Ausstichweine zu bereiten. Die wenigsten Trauben werden geraspelt oder mit den Füßen ausgetreten, sondern mit flachen Hämmern oder Schlegeln auf einem geneigten harten Boden zerquetscht, ehe man sie auspreßt. Der dunkelrote Most vergährt dann in ungeheuren irdenen, verkehrt-birnförmigen Krügen, welche halb in den Boden gegraben sind. Wenn die Krüge nach Verlauf von etwa sechs Wochen bedeckt werden, ist der Wein etwas heller geworden. Die Krüge, welche so groß gebrannt werden, daß sie je 12—20 Fäßchen enthalten, sind vielleicht seit dem grauen Altertum in den Dörfern Lapithos, Korno und Varoschia verfertigt worden. Der Brauch, diejenigen, welche die besten Weine enthalten, in tiefe Gräben einzusetzen, hat den schlauen Cyprioten lange ein Mittel geliefert, dem Aichmeister zu entgehen. Nur ein Teil dieser Krüge ist glasiert und wasserdicht; die meisten sind porös und daher ausgepicht oder mit einem inneren Ueberzug aus einem Gemisch von Pech, Terpentin, Rebenasche, Sand und Ziegenhaar, ausgekleidet, welcher heiß aufgetragen in die Substanz des Kruges eindringt, niemals wieder losgeht und zum Teil den widerlichen Geruch und Geschmack beinahe aller gröberen und neueren Cyperweine verschuldet. Allein die Hauptursache dieses Theergeschmacks ist der Transport des Weines in Schläuchen aus Ziegenfell, welche ebenfalls innen verpicht sind. Das Rütteln des Weines in diesen Schläuchen während einer mühseligen Reise unter einer östlichen Sonne vervollständigt den Verderb des Weines für einen europäischen Gaumen, und der Wein braucht zwölf bis fünfzehn Jahre, bis er sich von demselben erholt. Der örtliche Geschmack ist mit demselben einverstanden, wie mit dem Resinato (mit Harz versetztem Wein) in Morea, und derselbe ist auch für die Gesundheit nicht nachteilig, aber der Pechgeschmack versperrt doch solchem Wein den Weltmarkt. Die einzige Radikalkur dafür ist die Anlage von Straßen nach den Weinbezirken, daß die Weinhändler (welche den Wein in den Bergen selbst holen müssen) leere reine Fässer auf Karren und Wagen hinschicken und den Wein abholen lassen können. Man hat neuerdings in der Nähe von Limassol Anstrengungen in dieser Richtung gemacht und bezieht nun an einigen Orten den Wein in Holzfässern auf Kameelen, anstatt in Schläuchen auf Eseln und Maultieren: allein weitaus die Mehrzahl von Verkehrsmitteln sind nur ungangbare Bergpfade und Saumwege, welche die Bauern zum Gebrauch des Weinschlauchs zwingen. Die anspruchsvolleren Bewohner des Scalas pflegen schon längst die großen gläsernen Demijohns (Damejeannes, vom arabischen damajâna) ins Gebirg zu schicken, um ihren Wein abzuholen. Dies sind große in Weiden eingeflochtene Glasflaschen oder Glasballons, deren zwei bis vier von Eseln getragen werden. In diesen hält sich der Wein sogar besser als in Holz und behält einen ganz reinen Geschmack; der einzige Nachteil derselben ist ihre Zerbrechlichkeit. So lang der Wein wohlfeil war und beinahe nichts kostete, hatte das Pech nichts zu bedeuten — in manchem spanischen Dorfe wird noch heute der Mörtel zum Bauen mit Wein angemacht, welcher leichter zu bekommen ist als Wasser — allein seit der Verheerung der französischen Weinberge durch die Reblaus holen die Franzosen ihren Wein auf Cypern, verlangen ihn rein und ohne den abscheulichen Pechgeschmack und nötigen dadurch den cyprischen Weinbauer zu einer besseren Kelterung und einem sorgfältigeren Transport seines jungen Weines. Merkwürdigerweise aber haben schon vor einhundertundzwanzig Jahren sich Weinbauern aus der Provence in Omodos niedergelassen, Wein auf französische Weise gekeltert eingekellert und für ihr Produkt im Ausland einen guten Markt gefunden.

Noch vor hundert Jahren giengen sämtliche Weine der Insel nach Larnaka zum Markt und zur Verschiffung, allein nun ist das aufstrebende Limassol der Hauptmarkt. Hier werden die vollen Tonnen noch immer ins Meer gerollt, mit Stricken zusammengebunden und zu Hunderten nach den Dampfern hinaus bugsiert; in diesem Augenblick wird sogar eine zweite eiserne Anlände erbaut, um den Anforderungen des Geschäftes zu entsprechen, denn Cypern verschiffte im vorigen Jahr anderthalb Millionen Gallonen[1] von Weinen aller Art, zum Durchschnittspreis von 85 Pfennigen die Gallone, eine doppelte Steigerung gegen das Vorjahr, wo der Ertrag sich nur auf vier Fünftel des

[1] 1 Gallone = 4 Quart.

genannten bei einem Preis von 75 Pfg. belief. Die Zahl der Weinbauern ist in vier Jahren von 7000 auf 9000 gestiegen, ohne Zweifel ermutigt durch die französische Nachfrage; denn Frankreich bezog im Jahre 1886 aus Cypern für 440,000 Mark Wein, gerade den Betrag der Zunahme des Wertes der jährlichen Ausfuhr. Die im Jahre 1884 verfügte Umwandlung des Weintrauben-Zehenten in einen Aufschlag der Weinaccise ist ebenfalls eine Ermutigung zum Weinbau gewesen, welchen die englische Regierung nach Kräften zu heben sucht, und der Ertrag von 1886 an allen Arten roten, dunkelroten (schwarzen, Mavro), Muskat-, Moracanella- und Commanderia-Weinen ist der größte, den man bisher kennt, denn er betrug, abgesehen von Raki (Branntwein), Trauben und Rosinen, beinahe 2 ½ Millionen Gallonen.

Zieht man den Commanderia auf Flaschen, sollte man in der Flasche einen freien Raum von zwei Fingerbreiten lassen, damit sich der etwaige Essigäther ausscheiden kann. Vor dem Genuß sollten die Flaschen leicht erwärmt werden, trotz dem französischen Vorurteil dagegen. Bester Commanderia in älteren Jahrgängen ist einer der edelsten und gesündesten Weine. Viele alte Reisende in Cypern, welche den Bibelkommentatoren der Vergangenheit nachbeten, haben einen kleinen Bock hinsichtlich des Rufes des Cyperweins geschossen, indem sie aus dem Hohenlied Salomons zitieren: „Botrus Cypri dilectus meus in vineis Engaddi“ (nach Luther: Mein Freund ist mir eine Traube Copher, Hohelied 1, 14). Aber dieser „Botrus Cypri“ ist keine Traube, sondern die hartriegel-ähnliche Blüte der Henna (Lawsonia inermis), welche die Form eines Traubenbündels hat. Ein Mönch namens Etienne de Lusignan schrieb einen anderen Unsinn über einige alte, von den Türken geplünderte Weine, von denen er erzählt, sie fangen Feuer und brennen wie Oel. Wenn dies der Fall ist, so handelt es sich nicht um Wein, sondern Branntwein, um den vorzüglichen Raki oder Mastik der Levante, von welchem im Jahre 1886 beinahe 120,000 Gallonen auf Cypern verfertigt worden sind. Der Commanderia gilt auf der Insel als Hausmittel gegen Fieber und zum Verbinden von Wunden und zur Zubereitung eines anderen Leckerbissens, der Beccafico oder Feigenschnepfe. Diese „wird geköpft, gerupft, abgebrüht und in Commanderia und Essig aufbewahrt; dann nimmt man sie aus der Brühe, spaltet sie, brät sie auf dem Rost bei schnellem Feuer und trägt sie siedendheiß auf gerösteter Semmel mit gehackter Petersilie auf.“ (S. R.)

Geographische Neuigkeiten.

* Höhen von Bergen im nördlichen Europa. Nach den Mitteilungen des Professors Mohn vom Norwegischen Meteorologischen Institut haben die neuesten Ermittelungen über die Höhe der höchsten Gipfel im hohen Norden folgende Erhebungen über die Meeresfläche ergeben.

	Fuß	oder Meter
Galdhøpiggen, südl. Norwegen	8399	2560
Glitter Tind	8379	2554
Sneehätten	7566	2306
Oräfajökul, Island	6427	1959
Sulitelma, nördl. Norwegen	6178	1883
Petermann-Spitze, Ostgrönland	11,418	3480
Beerenberg, Jan Mayen	8350	2545
Mount Misery, Bären-Insel	1785	544
Hornsund Tind, Spitzbergen	4560	1390
Richthofen-Berg, Franz-Josephs-Land	5184	1580

Unter diesen Bergen sind nur zwei vulkanische, nämlich Oräfajökul auf Island und Beerenberg auf Jan Mayen. Die Höhe des letzteren geben Scoresby und die norwegische nordatlantische Expedition auf 6000—7000 Fuß an; allein die Mitglieder der österreichischen Polarstation, welche 1882—1883 auf Jan Mayen überwinterten und die ganze Insel topographisch genau vermaßen, fanden daß der Berg, d. h. der höchste Gipfel des alten Kraterrandes, bedeutend höher ist, nämlich eine Höhe von 8350 Fuß hat. Der erloschene Vulkan Beerenberg ist auf diese Weise nur 49 Fuß niedriger als Galdhøpiggen, der höchste Berg Norwegens, und nur 29 Fuß niedriger als Glitter Tind, der zweithöchste Berg von Norwegen; er erhebt sich beinahe noch 800 Fuß über den Sneehätten, welcher früher für den höchsten Berg in Norwegen galt. Der Beerenberg ist mehr als 2000 Fuß höher als der Sulitelma, der höchste Gipfel im nördlichen Norwegen, und 1923 Fuß höher als der Oräfajökul, der höchste Berg auf Island. Es ist sehr interessant, zu beobachten, daß die vulkanische Region von Nordeuropa: die Färöer, Island und Jan Mayen, ihr höchstes Denkmal auf ihrem allernördlichsten Punkte errichtet hat. Nur sieben Seemeilen von der Nordküste des Beerenberges erreicht das Meer eine Tiefe von 1040 Faden oder 6240 Fuß, und zwischen Jan Mayen und Norwegen haben wir eine Meerestiefe von 2000 Faden oder 12,000 Fuß, zwischen Grönland und Spitzbergen eine Tiefe von nahe 2650 Faden oder 15,900 Fuß. Der höchste Gipfel der arktischen Regionen findet sich in Ostgrönland, wo die Petermann-Spitze eine Höhe von 11,400 Fuß erreicht. Die nördlichen Inselgruppen, Spitzbergen und Franz-Josephs-Land, zeigen noch Erhebungen von etwa 5000 Fuß und Mount Misery auf der Bären-(Kirschen-)Insel ragt nur 1785 Fuß über den Meeresspiegel empor.

* Die Färöer-Inseln. Die größte Insel der Gruppe von 33 Inseln und Eilanden, welche unter dem Namen der Färöer-Inseln bekannt ist, heißt Strömö und ist ungefähr 29 e. Mln. lang und 8 e. Mln. breit. Der ganze Archipel hat nur etwa 11,000 Einwohner, wovon ungefähr 1000 auf Thorshavn, die Hauptstadt der Insel Strömö, kommen. Diese Inseln sind beinahe beständig in Nebel gehüllt, der von der Begegnung des Golfstroms mit den kalten arktischen Gewässern erzeugt wird. Der bedeutendste Handelsartikel sind Fische, obschon auch

ziemlich viel Wolle ausgeführt wird. Es gibt keine Bäume auf den Inseln und alles Bauholz wird aus Norwegen eingeführt. Alle Häuser von Thorshavn sind nur aus Holz gebaut und mit Birkenrinde gedeckt, worüber Rasen und Gras gelegt wird. Die Gassen des Städtchens sind häßlich und steinig und riechen abscheulich nach frischen und trocknenden Fischen und nach Fischthran. Ein anderer bemerkenswerter Ort ist Kirkebo, einer der ältesten dieses Archipels und in früherer Zeit Sitz des Bischofs und einer geistlichen Schule. Der Walfischfang beschäftigt im Sommer einen großen Teil der männlichen Bevölkerung der Insel, welche bekanntlich politisch zu Dänemark gehört.

* Ceylon. Dr. F. Sarasin und sein Vetter P. Sarasin verbrachten drittehalb Jahre auf der Insel Ceylon, um deren zoologische Verhältnisse zu studieren, und durchwanderten die Insel von einem besonderen Mittelpunkt aus zu Fuß in neun verschiedenen Richtungen nach außen. Der erstgenannte veröffentlicht nun in den „Verhandlungen der Berliner Geographischen Gesellschaft" (Bd. XIV, Nr. 8) eine Schilderung von einigen der empfangenen Eindrücke gleichzeitig mit einer vorläufigen ethnographischen Karte, welche die Verteilung der Bevölkerung nach Maßgabe der Rassen veranschaulicht. Abgesehen von den Arabern und Mauren gehören die eingeborenen Einwohner der Inseln zu drei Gruppen: Singalesen, Tamilen und Weddah, wovon die beiden ersteren die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, denn die Singalesen konzentrieren sich vorwiegend im Südwesten der Insel, während die Tamilen sich am dichtesten im äußersten Norden und auf der Insel Jaffna (Dschafnapatam) zusammendrängen, von wo sie zwei Ströme aussenden, den einen der Ost-, den anderen der Westküste entlang. Die Weddahs scheinen die Ueberbleibsel einer Rasse von Ureingeborenen zu sein, welche bis auf ein Häuflein von ungefähr 2000 Seelen zusammengeschwunden sind, und sie leben nun in der Tiefe der Urwälder, welche noch immer den Osten und Nordosten der Insel bedecken. Bis sie von der Regierung in Dörfern und Niederlassungen aufgesammelt und im Anbau des Kaffeestrauches unterrichtet wurden, pflegten die Weddahs in Höhlen und hohlen Bäumen zu wohnen; vor dieser Zeit ernährten sie sich vom Ertrag der Jagd; ihre Waffen waren ein sehr primitiver Bogen und eine Axt. Ihre einzige Kleidung bestand aus Blättern und ihr Obdach aus kleinen Aesten. Irdene Gefäße waren ihnen noch bis in die neueste Zeit unbekannt und die im Innern wohnenden kennen den Gebrauch des Salzes nicht. Sie stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Zivilisation, wissen nichts von Standesunterschieden, zeigen nicht die geringste Spur von Hand- oder Kunstfertigkeit, haben keinerlei musikalische Instrumente und entbehren noch der Worte für die Zahlen und einige der Wochentage. Auch ihre Religion, eine Art Ahnenkultus, ist von der primitivsten Art. Für ihre Toten legen sie im allgemeinen eine verstockte Gleichgiltigkeit an den Tag, welche so weit geht, daß sie ohne irgendwelche Regung Fremde die Gebeine ihrer Verwandten ausgraben und davontragen sehen. Die Weddahs sind klein und unansehnlich, die Männer im Durchschnitt nur fünf Fuß hoch und die Weiber noch etwas kleiner. Ihre Haut ist von einem dunklen Chocolade-Braun, ihr schwarzes oder dunkles Haar nicht kraus, sondern lang und gelockt und häufig in einer wirren Masse um den kleinen schmalen Kopf hängend. Die Nasenbrücke ist sehr niedrig und die Nase selbst breitet sich gegen die Spitze hin flach aus, was dem Gesicht einen eigentümlichen Ausdruck gibt. Die Weddahs verschwinden sehr rasch, teils weil sie von den tamilischen und singalesischen Volkselementen aufgesogen, teils weil sie durch Krankheiten hingerafft werden. Die beiden vorherrschenden Rassen der Insel haben zwar seit Jahrhunderten nebeneinander gelebt, aber niemals ein Streben gezeigt, sich miteinander zu vermengen oder zu verschmelzen. Sie sind zwar durch einen Waldgürtel von 40—60 e. Mln. Breite von einander geschieden, allein außerdem hängen die Singalesen als eine arische Rasse dem Buddhismus an, während die Tamilen dravidischer Abkunft sind und sich daher zur Religion der Brahmanen bekennen. Die Insel Ceylon ist beinahe nach ihrer ganzen Ausdehnung eine nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebende Hochebene. Im südlichen Teile der Insel steigt sie in einer Reihe von Terrassen zu einem hohen Gebirgsknoten an, dessen Gipfel das Hochthal Auwera Elya (5900 Fuß engl.) bildet, welches mindestens an einer Seite durch den Gipfelpunkt der ganzen Gebirgsmasse, den (7870 e. Fuß hohen) Petrotallagalla-Pik eingeschlossen wird. Den westlichen Teil dieses Gebirgsknotens bildet eine riesige Felsenmauer, die mit zerrissenen spitzen Zacken gekrönt ist, worunter der heilige Adams-Pik, der noch um tausend Fuß niedriger ist als der höchste Punkt. Eine kleine Einsenkung im Felsen auf dem Gipfel dieses Berges gilt in der Sage für den Punkt, welchen Buddha zuletzt berührte, ehe er die Erde verließ, weshalb dieser Ort alljährlich von vielen Tausend Pilgern besucht wird. Die Lage dieser gewaltigen Masse hoher Granit- und Gneisfelsen im südlichen Teile von Ceylon ist derartig, daß sie denjenigen Teilen der Insel, welche sie von einander trennt, dem Westen auf der einen und dem Norden und Osten auf der anderen Seite, zwei ganz verschiedene Klimate gibt. Der westliche Teil bekommt die Regen von den beiden Monsuhn-Zeiten und ist daher heiß und feucht, während der Norden und Osten nur die Regen des Nordost-Monsuhns bekommt, trocken und mit einem beinahe ununterbrochenen grünen Teppich dichter Wälder bedeckt ist. Hinsichtlich ihrer Vegetation sind die westlichen Bezirke vollkommen tropisch, und es wachsen hier in wuchernder Ueppigkeit zahlreiche Arten von Palmen und Bananen, Mango- und Brotfruchtbäume. Reis, Obst und Palmen werden hier überall angebaut. Die tieferen Abhänge der Bergregion bis zu einer Höhe von 4920 e. F. sind ihres früheren Waldbestandes beraub.

worden, um den Kaffeebäumen Platz zu machen, und diese werden nun ihrerseits wieder durch Anpflanzungen von Thee, Cacao- und Chinarinden-Bäume verdrängt. Die ursprünglichen Wälder nehmen größtenteils noch immer einen Gürtel zwischen 4920 und 6890 Fuß Meereshöhe ein. Der Pflanzenwuchs in den östlichen und nördlichen Bezirken dieser Gebirgsmasse ist ein vergleichsweise ärmlicher, denn die prächtigen Hochwälder schrumpfen in den nördlichsten Teilen zu niederen Büschen, worunter viele Euphorbiaceen, zusammen.

Uralte Slawendörfer in den Apenninen.

Von Carlo Arrigo Ulrichs in Aquila degli Abruzzi.

In einem Apenninen-Thal Mittelitaliens liegen drei Dörfer mit uralter slawischer Bevölkerung. Slawen in Italien; das klingt freilich wunderbar. Eines derselben bewahrt ein Ursprungszeugnis noch in seinem Namen: „Schiavi d'Abruzzo." Die beiden übrigen heißen S. Felice und Monte Mitro. Schiavi ist Italienisierung für Sclavi, und Sclavi heißt, schon im frühesten Latein des Mittelalters: „die Slawen" oder auch: „die Slawonier." So heißt in Venedig eine Uferstraße „Riva degli Schiavoni", „Ufer der Sclavonier."

Das Dorf S. Felice wird, zum Unterschied von anderen Ortschaften dieses Namens, S. Felice Slavo, das slawische S. Felice, genannt, was allerdings nur beweist, daß seine Bevölkerung als slawisch anerkannt wird oder sich als solche anerkennt. Denn die Form „Slavo" ist nicht alt, wie Sclavus oder Schiavo. Sie ist neueren Ursprungs. Sie entstand erst, als Sclavus die Bedeutung „Sclav" annahm.

Die drei Dörfer liegen ziemlich genau östlich von Rom, jedoch im Flußgebiet des Trigno, der sich in das Adriatische Meer ergießt. Am meisten von ihnen Gebirgsdorf ist jenes Schiavi d'Abruzzo. Es liegt am höchsten aufwärts, in einem fast abgeschlossenen Seitenthal, links vom Trigno, 20 bis 30 Kilometer entfernt von S. Felice und Monte Mitro, die am rechten Ufer und im Hauptthal liegen.

Die Bevölkerung dieser drei Dörfer, vorzugsweise jene von Schiavi d'Abruzzo, bewahrt noch eine Menge von Spracheigentümlichkeiten, eingestreut in das corrumpierte Italienisch, das gegenwärtig von ihr geredet wird. Hiedurch, wie auch durch den Typus der Kopfbildung und den unitalienischen Ausdruck des mageren Gesichts, unterscheidet sie sich, in die Augen springend, von der italienischen Bevölkerung der Umgegend. Noch ein anderes Schiavi findet sich in Mittelitalien, jedoch an der tyrrhenischen Seite, zwischen Rom und Neapel, unweit des Klosters Monte Cassino, ganz nahe dem Städtchen Sora, auf einem Hügel erbaut, das freilich, wenigstens gegenwärtig, keinerlei Eigentümlichkeiten aufweist. Hier ist die Gegend bevölkerter und reicher an Verkehr.

Daß abgeschlossene Dorfbevölkerungen sich selbständig erhalten haben durch lange Jahrhunderte, ist in Italien nichts seltenes, namentlich im schwachbevölkerten Gebirge. Die südlichen Apenninen sind förmlich bestreut, bis zum äußersten Zipfel Calabriens hinab, mit Albanesendörfern und die italienischen Albanesen sprechen ihr rauhes Skipetarisch noch heute (worin z. B. Checcöre [mit tiefem, rauhem Ch] Straße heißt); wie ich bei persönlicher Anwesenheit in solch einem Dorfe mich noch kürzlich überzeugen konnte. Sie sprechen es auch noch so unverfälscht, daß sie sich vollkommen verständigen können mit den Skipetaren von der Balkanhalbinsel, wenn sie ihnen einmal begegnen, was in den Hafenplätzen diesseit und jenseit des Adriatischen Meeres hin und wieder einmal vorkommt.

In den Abhängen und Ausläufern der venezianischen Alpen liegen die Sette Comuni und die Tredeci Comuni mit dem Städtchen Asiago als Hauptort. Ihre altgermanische Bevölkerung spricht gegenwärtig eine Art Italienisch, dem aber überall, rein oder korrumpiert, germanische Wörter eingestreut sind, und blaue Augen und blondes Haar sind dort ganz allgemein, in scharfem Gegensatze zu den venezianischen Dörfern ringsum.

Etwas ganz ähnliches ist im Nordwesten Italiens der Fall mit dem Gebirgsdorf St. Jean, in einer nördlichen Seitenschlucht des Thales von Aosta, ebenfalls ein Dorf mit alter germanischer Bevölkerung.

Und mit diesen altgermanischen Kolonien sind denn ohne Zweifel auch jene Slawendörfer auf eine Linie zu stellen. Daß sie durch Einwanderung in neuerer Zeit entstanden sein sollten, etwa in den letzten Jahrhunderten, dürfte durchaus unwahrscheinlich sein. Hiebei gewähren uns die Albanesendörfer einen kleinen Fingerzeig, da deren Ursprung historisch feststeht. Die Albanesen wanderten ein, in verschiedenen Zügen, mehrere Jahrzehnte nach der Eroberung Konstantinopels, als nämlich die Türken vordrangen bis in die skipetarischen Berge, und zwar zwischen 1480 und 1510. In weit frühere Zeit fällt notwendig der Ursprung der Slawendörfer, da ihre Sprache, in starkem Gegensatz zu jener der Albanesendörfer, längst in die Periode der Verwitterung eingetreten ist, ähnlich wie das verwitterte Deutsch der Ortschaften Asiago und St. Jean, deren Ursprung lange vor 1480 fallen muß, obschon er historisch nicht feststeht.

Blicken wir also zurück in frühere Jahrhunderte. In Süditalien gibt es eine kleine Stadt, mit Mauern und Zinnen, anmutig daliegend auf langgestrecktem Hügel, in Apulien, die den stolzen Namen Troja führt. Ihr Ursprung steht einigermaßen fest. Als oströmische Kolonie ward sie von den Kaisern nach Justinian gegründet, wie man annimmt mit Nichtitalienern bevölkert, mutmaßlich zwischen 700 und 800 n. Chr. Die apulischen Trojaner

sprechen zur Zeit das apulische Italienisch, sagen z. B. mjero (das lateinische merum) statt vino, Wein.

Von Konstantinopel hätte man nun auch slawische Kolonien nach Italien senden können, aus den slawischen Donauprovinzen bevölkert, und hat es auch vielleicht gethan; allein daß aus solchen Kolonien unsere drei, bezw. vier Slawendörfer entstanden sein sollten, ist wegen ihrer Lage minder glaublich. Der Landstrich wenigstens, auf dem Schiavi d'Abruzzo liegt, gieng den Oströmern schon früh verloren, schon bald nach Justinian, lange vor der Gründung Troja's.

Eher möchte ich denken an eine Ansiedelung an Belisar oder Narses. Daß unter Belisar Ansiedelungen stattfanden, wissen wir aus Procopius, der z. B. über eine Ansiedelung von Afrikanern in Sardinien berichtet. Auch wissen wir, daß Narses sehr thätig war für Wiederanbau des verwüsteten Landes und für Ansiedlung. Unter den Truppen beider bildeten aber Slawen (Südslawen) — und selbst Germanen — einen bedeutenden Bestandteil. Belisar selbst war ja Slawe. Sein Name beweist es; beli, bjeli, weiß; sar, zar, Fürst; also: „weißer Fürst."

Aecker hatten zuvor die eingedrungenen Gothen der heimischen Bevölkerung in Menge abgenommen; was Wunder, wenn die oströmischen Sieger den niedergeworfenen Gothen sie wieder abnahmen und einen Teil davon den siegreichen Soldaten zur Bebauung oder Ansiedlung übergaben. Bei jenen Wirren wäre auch die Möglichkeit, bez. die Annahme einer eigenmächtigen Ansiedelung nicht ausgeschlossen.

Aus so altem Ursprung, zwischen 540 und 565 n. Chr., wäre der allmähliche Rückgang, die Verwitterung des heimischen Sprachelements in diesen Dörfern vielleicht am besten erklärt.

Die Riva degli Schiavoni der Lagunenstadt ist ganz anderen Ursprungs. Im mittelalterlichen Venedig war sie Stapelplatz für den Verkehr mit den slawischen Häfen am Adriatischen Meer.

Jener Name des einen Slawendorfes „Monte Mitro" kann nur bedeuten „Mithrasberg". Der Kult des persischen Sonnengottes Mithras war unter den Kaisern nach Italien gekommen, mit den römischen Legionen sogar vorgedrungen bis an den Rhein. Bei Mainz ausgegrabene Inschriften reden wiederholt von diesem Gott. Bei Ovids Vaterstadt Sulmo (jetzt Solmona), ebenfalls in Mittelitalien, erhebt sich ein Hügel, der „Colle Mitra", Mithrashügel, der einst vermutlich jenem Kult geweiht war. Wie denn auch noch andere Götter und Göttinnen in den Ortsnamen des heutigen Italien vorkommen: Giove, Venere, Minerva, Diana u. s. w. Mitro könnte leicht örtlich-slawische Corrumpierung von Mitra sein.

Das neue russische Schießpulver.

Wir erfahren gerüchtweise aus St. Petersburg, es sei dort eine neue Art von Schießpulver erfunden worden, dessen Eigenschaften erwarten lassen, daß es in der modernen Kriegführung eine ganze Umwälzung hervorrufen werde. Wenn die neue Mischung sich wirklich als das erweist, was sie zu sein vorgibt, so ist ein Zerstörungsmittel entdeckt worden, welches für immer die Möglichkeit des Erfolges bei einem Volk in Frage stellt, das entschlossen ist, sein offenes Land, seine Berge und Wälder gegen eine Invasion zu verteidigen, selbst wenn sie derselben mit weit überlegenen Streitkräften entgegentritt. Bisher sind wilde und gebirgige Länder, vorausgesetzt, daß ihre Bewohner von kriegerischer Art waren, schwer zu erobern gewesen, großenteils wegen der Unmöglichkeit der Anwendung der Artillerie. Gerade die Unanwendbarkeit der Artillerie gibt einer tapfern, kriegsgeübten Bevölkerung, z. B. den Buren oder Montenegrinern, den Vorteil gegenüber von Mächten, welche im Besitze einer weit überlegenen Militärkraft sind. Wenn in beiden Fällen Artillerie hätte verwendet werden können, wäre Widerstand vergeblich gewesen. Da man sich derselben aber nicht ohne einen unmöglichen Aufwand an Zeit und Geld bedienen konnte, haben Völker, wie die Montenegriner und Buren, sich ihre Unabhängigkeit bewahrt.

Das neuerfundene Schießpulver wird, wenn wir dem Gerücht glauben dürfen, alles dies ändern. Gewöhnliches Schießpulver und Schießbaumwolle entzünden sich und wirken entweder gleichzeitig nach allen Richtungen oder sogar nur nach unten, wie z. B. der Dynamit. Bedient man sich daher des Schießpulvers, um Geschosse aus einer Kanone zu werfen, so muß das Geschützrohr hinreichend stark, schwer und dick gemacht werden, um dem allseitigen Druck bei der Verbrennung der Ladung zu widerstehen. Das von einem russischen Ingenieur erfundene neue Schießpulver, welches den Namen Sleetover erhalten hat, ist ein Sprengstoff, welcher nur nach einer Richtung wirkt, nämlich nach vorn. Diese Eigenschaft unmittelbar macht alle soliden schwerfälligen Vorrichtungen entbehrlich, aus welchen Geschosse geworfen werden sollen. Man soll Kugelpatronen, welche mit Sleetover geladen waren, wirklich und mit vollkommenem Erfolg aus Röhren von Pappe abgefeuert haben, ohne daß die Röhren in irgend einer Weise beschädigt wurden. Sind diese Angaben wahr, so bedeuten sie gewiß eine ganz außerordentliche Veränderung in der Beschaffenheit der neueren Kriegführung. Selbst wenn es nicht möglich sein würde, im wirklichen Kriege papierene Kanonen anzuwenden — obwohl man ja jetzt papierene Eisenbahnräder hat und man natürlich das Papier für diesen Zweck steif und zäh genug machen könnte — so würden doch in Zukunft weit leichtere Metalle als Gußstahl und Bronze zu Geschützen verwendet werden können. Jenes leichteste und zäheste Metall,

Aluminium, würde diesem Zweck vortrefflich dienen. Wenn aber der Artillerietrain für eine Armee aus Aluminium-Röhren bestehen und ein Belagerungs-Train auf diese Weise auf den Schultern von Menschen fortgeschafft oder zwischen zwei Pferden aufgehängt transportiert werden könnte, wo würde da der Schutz einer Gebirgskette sein? „Wann können Kanonen den Simplon passieren?“ war Napoleons I. beständige Frage an die Ingenieure, welche ihm die erste und beste Gebirgsstraße in der Welt bauten, denn er fühlte, daß er des Besitzes der von Alpen umwallten italischen Halbinsel nicht eher sicherer Herr war, als bis er seine Artillerie rasch und sicher nach Italien bringen konnte. Wenn das Sleetover hält, was es verspricht, so braucht sich ein neuerer General keine derartigen Sorgen mehr zu machen, denn wohin er Fußvolk schicken kann, wird er nun auch Kanonen bringen. Die Munition und die Granaten werden natürlich immer noch gleich schwer bleiben wie bisher, allein dies wird, da ihr Umfang und Gewicht — außer im Fall der Schiffsartillerie — kein übermäßiger ist, Truppenbewegungen über Gebirge nicht wirklich zu verhindern imstande sein. Kanonen über das Gebirge hinüber zu bringen, ist die Hauptsache; ist diese einmal erreicht, so werden die Mittel zum Abfeuern derselben leicht folgen. Die Schweizer verlassen sich auf die Thatsache, daß sie, obwohl ihre Gebirge jetzt in allen Richtungen von Straßen durchzogen sind, nun in kürzester Zeit ihr Land durch Abbrechen von Brücken, durch Sprengen von Tunnels und Felseneinschnitten für Artillerie so unzugänglich machen können, wie es vor hundert Jahren war. Mit Aluminium-Kanonen aber würden jene Sperrungen, auf welche sie sich vermeintlich verlassen können, absolut nutzlos gemacht werden. Wenn z. B. im Fall Indiens das Sleetover in Gebrauch kommen sollte, so würden der Himálaya und die anderen Gebirge keinen solchen Schutz mehr gegen einen russischen Angriff darbieten, wie sie ihn im Falle der schweren Geschütze geboten haben würden, welche zu ihrem Transport eine mehr oder weniger gebahnte Straße bedürfen. Die Russen rücken durch die beschneiten Pässe der Gebirge von Kabul vor, auf dem geradesten und in diesem Falle leichtesten Wege nach Indien, welcher bisher für einen unmöglichen angesehen wurde wegen der Schwierigkeit, Geschütze auf ihm fortzuschaffen. Wenn nun ein leichter Marsch für eine Armee ein Marsch mit einem Train gewaltiger Geschütze heißt, so werden die Briten in Indien durch die neue Erfindung in eine weit schwierigere Lage versetzt als damals, wo die Gebirge höchstens den Durchgang einer Bergbatterie auf Maultieren oder Kameelen erlaubten. Die Erfindung mag den Briten in Indien zwar Schaden bringen, aber sie werden in anderer Weise davon nur wieder Nutzen ziehen. Man denke z. B. nur an die Pazifikation von Burmah. Könnten die Engländer nun dort starke Geschützbatterien anwenden, welche man auf dem Rücken von Pferden überallhin bringen könnte, so würden sie bei der Zerstreuung der Dacoit-Banden ein leichtes Spiel haben. Auch für den Fall jener kleinen Expeditionen in die Berge, welche an den nördlichen und nordwestlichen Grenzen von Indien so häufig vorkommen, wo man genötigt ist, in ein wildes Gebirgsland einzudringen und die verpalissadierte Bergfeste irgend eines kleinen feindlichen Stammes anzugreifen, würde die neue Erfindung sich in der That als ganz unschätzbar erweisen. Könnte der angreifende Teil nur ein einziges wirksames Geschütz mitbringen, so würden die Schwierigkeiten und Gefahren derartiger Expeditionen verschwinden.

Vielleicht eine der wirksamsten Arten, um Kanonen von Papier oder anderen sehr leichtem Material zu verwenden, bestände vielleicht darin, daß man sie auf Tricycles anbrächte. Wenn zwei Männer durch ihre eigene Kraft ein mit einer leichten Aluminium-Kanone versehenes doppeltes Tricycle vorwärts bewegen könnten, so würde die Artillerie beinahe unabhängig von Pferden gemacht werden. Einige neuere Erfahrungen beim britischen Heere und den Freiwilligen in Aldershot haben gezeigt, daß Velocipede, welche etliche zwanzig oder dreißig Soldaten tragen, leicht in eine Waffengattung verwandelt werden können, die im Dienst für Gelegenheiten, wo ein sehr rasches Marschieren erforderlich ist, die wichtigsten Dienste zu leisten vermögen. Könnte man Veloziped-Kanonen praktisch machen, so würden die furchtbaren Schwierigkeiten sehr einfach überwunden werden, welche ein Heerführer hat, welcher erst für die Pferde zu seinen Kanonen und dann für die nötige Fourage seiner Pferde sorgen muß. Wir mögen sogar noch die Zeit erleben, wo Veloziped-Batterien einen Charakterzug jedes Heeres bilden und wo das allerüberraschendste Schauspiel, das Auffahren einer reitenden Batterie im Galopp, nur noch eine Erinnerung sein wird. Allein die Wirkung einer Erfindung wie die des Sleetover würde sich nicht in der Artillerie allein geltend machen. Eine der großen Schwierigkeiten des Repetirgewehres ist sein Gewicht. Wenn jedoch der Lauf aus Stahl- oder Aluminiumblech gefertigt werden könnte, das eben dick genug wäre, um seine Gestalt zu behalten, so würde das ersparte Gewicht dazu benützt werden können, die Zahl der Patronen im Magazin zu vermehren, und man wäre möglicherweise imstande, eine Büchse zu erzeugen, welche dreißig Schüsse nacheinander abgeben könnte.

Als einen besonderen Vorzug des neuen Sprengstoffs macht man auch seine Wohlfeilheit geltend, denn seine Herstellungskosten sollen nur ein Zehnteil von denen des gewöhnlichen Schießpulvers betragen. Das kommt jedoch nicht sonderlich in Betracht, denn die Kosten für das Pulver, und wäre es noch sechzigmal teurer als jetzt, wären immer noch aufzubringen. Die Beschaffenheit und Zusammensetzung des neuen Pulvers sollen vorerst noch ein tiefes Geheimnis sein. Wenn es sich aber als erfolgreich erweist, so zweifeln wir sehr, daß dieselben lang geheim

bleiben werden. Irgend ein Arbeiter oder, wie dies einmal in Rußland so zu geschehen pflegt, irgend ein höherer Beamter, werden das Geheimnis verraten. Wenn nicht, so wird irgend ein scharfsinniger Chemiker, welcher der Welt einen wichtigen Dienst zu leisten beeifert ist, einen Wink in dieser Hinsicht abgeben.

Früher oder später kommt das Geheimnis sicher an den Tag. Es ist allerdings möglich, daß die Russen dasselbe bis zum Ausbruch eines Krieges geheim halten können (allein in Kriegszeiten ist kein Geheimhalten mehr möglich, denn zuverlässig würden einige Patronen liegen bleiben oder erobert und dann analysiert werden) und könnten dadurch große Vorteile erlangen. Allein würde irgend eine Kriegsmacht es wagen, nur auf den Gebrauch des neuen Pulvers hin sich auf einen Krieg einzulassen? Bevor dasselbe nicht im wirklichen Krieg erprobt wäre, vermöchte ja niemand positiv zu sagen, ob es seinem Zwecke wirklich entsprechen würde. Deshalb würde wahrscheinlich kein Heer mehr als einen Versuch damit wagen, und ein bloßer Versuch würde demselben keinen wirklichen Beistand leisten. Neue Erfindungen im Kriegswesen zeigen ungefähr eine ziemlich ähnliche Geschichte von Erfolg und Mißlingen. Die Preußen gründeten ihre Suprematie in den Kriegen von 1864 und 1866 hauptsächlich auf das Zündnadelgewehr. Die Franzosen vermochten im Jahre 1870 mit ihren gerühmten Mitrailleusen durchaus nichts Bedeutendes auszurichten. Wenn das Sleetover etwas wirklich Gutes ist, so kann es sich möglicherweise bewähren wie das Zündnadelgewehr; es ist jedoch ebenso möglich, daß es, aus irgend einem unvorhergesehenen Grunde, ganz wertlos sein mag. Allein Gerüchte über Kriegswaffen rühren gewöhnlich von Sachverständigen her, welche nichts weniger als leichtgläubig sind. Warten wir also die weitere Entwicklung ab und seien wir auf unserer Hut! (Spectator.)

Litteratur.

* *Western Australian Year-Book for 1886.* Unter diesem Titel hat der Registrar General der Kolonie Westaustralien, Godfroy Charles Knight in Perth, zum erstenmal eine Zusammenstellung offizieller statistischer Daten publiziert, die bisher nur zerstreut im Blaubuch oder in den Beschlüssen und Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaft zu finden waren. Die Broschüre schließt sich in Format und Anlage ganz dem berühmten Victorian Year-Book von Henry Heylyn Hayter in Melbourne an, das allerdings nun im 13. Jahre seines Erscheinens als stattlicher Band von über 800 Seiten auftritt, während das vorliegende westaustralische Jahrbuch vorerst seine Aufgabe auf 48 Oktavseiten erledigt. Wir entnehmen dem interessanten Werkchen folgende Zahlen: Der Flächenraum der Kolonie wird zu 1,060,000 engl. Quadratmeilen oder 2,745,288 Q.-Km. angegeben, was mit anderen Angaben nicht genau übereinstimmt, indem der Generalfeldmesser von Victoria nach seinen planimetrischen Berechnungen 975,920 e. Q.-Mln. oder 2,527,530 Q. Km., wie Behm und Wagner 2,527,283 Q. Km., John Forrest „ungefähr" eine Million e. Q.-Mln. oder 2,590,000 Q.-Km. dafür angeben. Die geschätzte Bevölkerung (Ende 1886) mit Ausschluß des Kimberley-Distrikts beläuft sich auf 39,548 Seelen oder 0.014 auf den Quadrat-Kilometer. Die Zahl der Geburten betrug 1466, der Todesfälle 806, der Eheschließungen 297, eingewandert sind im Jahre 1886 5615 Personen, ausgewandert 1877. Die Staatseinnahmen beliefen sich auf 388,564 Lstrl., die Ausgaben auf 394,675 Lstrl., die Staatsschuld auf 1,286,000 Lstrl. Staatseisenbahnen waren 151 e. Mln. oder 243 Km. im Betrieb, 55 Mln. oder 88 Km. im Bau, die Telegraphenlinien hatten eine Länge von 2385 Mln. oder 3838 Km. Der Wert der Einfuhr betrug 758,013 Lstrl., und zwar aus Großbritannien 347.915 Lstrl., aus den britischen Kolonien 396,872 Lstrl., aus fremden Ländern nur 13,226 Lstrl., ausgeführt wurden nach England für 505,331 Lstrl., nach anderen Kolonien für 92,716 Lstrl., nach fremden Ländern für 32,346 Lstrl., im ganzen für 630,393 Lstrl. Unter den Haupteinfuhrartikeln stehen die Textilfabrikate mit 136,000 Lstrl. obenan, dann folgen Thee und Zucker mit 71,000 Lstrl., Eisenbahnmaterial mit 54,800 Lstrl., Reizmittel mit 54,400 Lstrl., Eisenwaren, Kurzwaren, Werkzeuge und Maschinen, Baumaterial &c. Von den Ausfuhrartikeln nimmt die von ungefähr 2,000,000 Schafen erzeugte Wolle für 332,519 Lstrl. über die Hälfte des Gesamtausfuhrwertes, die erste Stelle ein, dann kommen Perlmutter für 104,000 Lstrl., Guano für 66.000 Lstrl., Holz für 50,000 Lstrl., Sandelholz, Perlen &c. Die Fläche des bestellten Landes betrug 86,248 Acres oder 35,000 Ha. Der Ertrag an Weizen 101,000 Hl., an Gerste 29,000 Hl., Hafer 10,000 Hl., Kartoffel 1000 Tonnen, Wein 4300 Hl. Der Viehstand zählte 1,809,071 Schafe, 88,254 Stück Rindvieh, 38,360 Pferde, 24,655 Schweine, 5301 Ziegen. Von den Kronländereien waren 128,425,045 Acres als Waideland, 342,630 zum Ackerbau, 151,800 zur Holzgewinnung und 296,604 zu anderen Zwecken verpachtet. E. M.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 2. Stuttgart, 9. Januar 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die ersten Jahre eines Kolonisten im Urwalde Südbrasiliens.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Die deutsche Kolonialfrage hat trotz ihres jugendlichen Alters doch schon mehrere, ziemlich scharf von einander getrennte Perioden ihrer Entwickelung durchlaufen. Wie so vieles Große und geschichtlich Bedeutende, so begann auch die deutsche Kolonialpolitik mit theoretischen Erörterungen und Erwägungen. In Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren, größeren Werken und Vorträgen forderten einsichtsvolle und patriotisch gesinnte Männer, daß das Deutsche Reich gleich anderen Großmächten Kolonialpolitik treiben solle; nachdem Deutschland durch den deutsch-französischen Krieg zur politischen Vormacht Europa's emporgestiegen sei, müsse es nun sich auch über die Meere hinaus ausdehnen, müsse es aus einer europäischen Großmacht eine Weltmacht zu werden suchen. Die wachsende deutsche Industrie verlange gebieterisch die Aufsuchung neuer, namentlich überseeischer Absatzgebiete; die enorme Zunahme der Bevölkerung in Deutschland lasse eine baldige Uebervölkerung als bevorstehend erscheinen und mache eine Regelung der Auswanderungsfrage dringend notwendig.

Die Reichsregierung stand diesen und ähnlichen Bestrebungen scheinbar gleichgiltig, wenn nicht ablehnend gegenüber, namentlich nachdem ein Entgegenkommen ihrerseits bei Gelegenheit der Samoa-Frage von dem damaligen kurzsichtigen Reichstag abgelehnt worden war. Diese erste Periode unserer kolonialen Entwickelung, die wir die Periode der theoretischen Erörterungen nennen können, dauerte bis zu dem Tage, an dem der Reichskanzler Fürst Bismarck an den deutschen Konsul der Kapstadt jenes kurze, berühmt gewordene Telegramm sandte, durch welches den Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz an der Südwestküste von Afrika (Angra Pequenna) der Schutz des Reiches zugesichert wurde. Von diesem Tage an rechnen wir die zweite, äußerlich am markantesten hervortretende Periode unserer kolonialen Entwickelung, die Periode der Besitzergreifungen, der Flaggenhissungen, die im großen und ganzen als abgeschlossen betrachtet werden kann. Während dieser Zeit entwickelte sich in Deutschland in weiten Kreisen ein förmlicher Kolonialenthusiasmus, ein Kolonialfieber, welche jetzt glücklicherweise ruhigeren Erwägungen und besonnenerem Vorgehen Platz gemacht haben.

Aus dieser zweiten Entwickelungsstufe unserer Kolonialfrage mußte als direkte Fortsetzung notwendig eine dritte hervorgehen, in der wir uns noch jetzt befinden und die hoffentlich recht, recht lange andauern wird. In dieser Periode muß die Aufgabe gelöst werden, die neuerworbenen überseeischen Länder je nach ihrer Natur nutzbar zu machen, zu kultivieren. Wir können die Stufe der Entwickelung als die Periode der Kultivation bezeichnen. Gleichzeitig, nur nach einer anderen Richtung hin, ist eine andere koloniale Entwickelungsstufe ins Leben getreten, die wir für die wichtigste von allen halten, die Periode der Auswanderungspolitik.

Im Beginn der zweiten Periode, als man sich freute über die in ununterbrochener Folge sich fast überstürzenden Besitzergreifungen in Afrika und in der Südsee, als man sich zum erstenmale als Besitzer deutscher Kolonien „fühlte", da meinte man mit diesen sogen. Kolonien auch zugleich geeignete Gebiete für unsere Auswanderung zu

haben, Gebiete, in denen auf deutschem Grund und Boden deutsche Ackerbaukolonien in großem Maßstabe entstehen könnten. Bei näherem Zusehen aber erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Mit größter Wahrscheinlichkeit kann behauptet werden: Keine unserer überseeischen Besitzungen ist geeignet zur Aufnahme deutscher Ackerbauer und Handwerker! Den Beweis für diese Behauptung zu erbringen, ist hier nicht der Ort. Nachdem die Leiter unserer kolonialen Bewegung die Richtigkeit der angeführten Behauptung erkannt hatten, nachdem sie zu der Einsicht gelangt waren, daß in „unseren Kolonien" die immer brennender werdende Auswanderungsfrage ihre Lösung nicht finden könne, mußten sie sich natürlich nach einer anderen Lösung umsehen. Die in den letzten Jahren in Bezug auf die Auswanderungsfrage gepflogenen Erörterungen haben in erster Linie ergeben: Es ist in unserem wirtschaftlichen und nationalen Interesse dringend geboten, die deutsche Massenauswanderung nicht mehr so ausschließlich wie bisher nach Nordamerika gehen zu lassen; denn die Ausgewanderten gehen uns daselbst wirtschaftlich, d. h. als Käufer für die Erzeugnisse unserer Industrie, nicht nur fast gänzlich verloren, sondern werden sogar unsere Konkurrenten auf unserem eigenen Markt, und sie lösen sich in nationaler Hinsicht in kürzester Zeit ganz von uns los. In zweiter Linie: Als geeignetstes Gebiet für die deutsche Auswanderung erscheint der gemäßigte Teil von Südamerika, insbesondere Südbrasilien. Zur näheren Begründung dieser beiden Sätze verweise ich auf meine Schrift: „Die deutsche Auswanderung und die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien." Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

So ist es gekommen, daß augenblicklich die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien gewissermaßen eine Tagesfrage geworden ist, die nicht zu den unwichtigsten gehört. Im Gegenteil, wir halten sie für eine der brennendsten, sowohl im Interesse einer baldigen, befriedigenden Lösung unserer Auswanderungsfrage, wie auch der 200,000 Landsleute drüben, deren Zukunft uns doch keineswegs gleichgültig sein kann. Ich habe in meiner vorhin genannten Schrift die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien im allgemeinen ausführlich behandelt und nachgewiesen, daß die Förderung aller darauf hinzielenden Bestrebungen, wie sie namentlich auch vom „Deutschen Kolonialverein" unterstützt werden, in unserem wissenschaftlichen und nationalen Interesse liegt.

Im Nachfolgenden möchte ich nun an der Hand der Erfahrung und Beobachtung zeigen, wie die deutsche Kolonisation in Südbrasilien im einzelnen vor sich geht, d. h. ich möchte die Entstehung und die erste Entwickelung einer einzelnen kleinbäuerlichen Ansiedelung im Urwaldgebiete Südbrasiliens vorführen. Wir wollen einen nur mit sehr geringen Mitteln ausgerüsteten deutschen Auswanderer nach Rio Grande do Sul begleiten und beobachten, wie er sich seine Kolonie gründet, wie er dieselbe zuerst einrichtet, nach und nach vervollkommnet, wie er lebt und arbeitet, wie er sich aus dem Groben nach und nach herauswindet und schließlich zum freien, unabhängigen Grundbesitzer wird.

Der Auswanderer, von dem wir voraussetzen, daß er verheiratet ist und etwa drei Kinder hat, reist von Hamburg oder Bremen auf eigene Rechnung nach Rio de Janeiro. Er führt mit sich so viel wie möglich Kleidung und Wäsche (letztere am besten von Baumwolle), einiges Bettzeug, das notwendigste Haus- und Küchengerät, also Kochtöpfe, Geschirr, Tassen, Messer, Gabeln und Löffel. Das Geschirr ist am besten aus Blech. Vorteilhaft zu verwenden ist Handwerkszeug aller Art: Säge, Beil, Axt, Hammer, Nägel 2c., ferner ein Gewehr mit Munition. Möbel sind als zu lästig beim Transport nicht mitzubringen. Ueberhaupt sollte der unbemittelte Auswanderer sich durchaus nicht mit vielem Gepäck belasten, da dasselbe namentlich den Landtransport bedeutend erschwert und unter Umständen auch verteuert. Ueber diese und andere Vorfragen siehe: „Ratschläge für Auswanderer nach Südbrasilien. Berlin, Allgemeine Verlagsagentur."

In Rio de Janeiro angekommen, gibt der Einwanderer (denn das ist jetzt aus dem deutschen Auswanderer geworden), an, daß er als Kolonist nach Rio Grande do Sul wolle. Er wird dann bis zur Abfahrt des Küstendampfers nach Süden im Einwandererhause auf der Ilha das Flores, der Blumeninsel, untergebracht. Die Blumeninsel in der herrlichen Bay von Rio de Janeiro wurde vor einigen Jahren von dem damaligen deutsch-freundlichen Ackerbauminister Dr. Henrique d'Avila, einem geborenen Riograndenser, angekauft. Der Minister ließ sodann auf der Insel ein großes Einwandererhaus erbauen, in dem diejenigen Einwanderer, welche als Kolonisten ins Land kommen, auf Kosten der Regierung so lange Aufnahme und unentgeltliche Verpflegung erhalten, bis sie an ihren Bestimmungsort weiter befördert werden können. Mit dem nächsten nach den Südprovinzen abgehenden Küstendampfer der subventionierten brasilianischen Dampfergesellschaft wird dann der Einwanderer beispielsweise bis nach Porto Alegre gebracht, der schönen, schnell emporblühenden Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Sul. (Siehe den Aufsatz von mir: „Porto Alegre" in „Aus allen Weltteilen.") Hier, in Porto Alegre, befindet sich ebenfalls ein Einwandererhaus, wenn dasselbe auch sehr primitiv ist und den Anforderungen, die an dasselbe gestellt werden können und müssen, keineswegs entspricht. Auch hier erhält der Einwanderer bis zu seiner Weiterreise wenigstens einige Tage unentgeltlich Unterkunft und Beköstigung. Wie ich die diesbezüglichen Verhältnisse kenne, ist aber Deutschen zu raten, nicht in dieser Einwandererherberge sich aufzuhalten, sondern lieber, wenn es die Mittel eben erlauben, in einem der ziemlich zahlreichen, billigen deutschen Gasthäuser der Stadt abzusteigen, was

außerdem den Vorteil gewährt, daß man hier fast immer Kolonisten aus dem Innern des Landes antrifft, bei denen der Neuangekommene sich nach diesem und jenem erkundigen kann.

In Porto Alegre muß sich der Einwanderer nun in der Regel definitiv entscheiden, in welchem Teile der Provinz, auf welcher Kolonie er sich niederlassen will. Der bemittelte Einwanderer wird zweckmäßig vor der definitiven Entscheidung eine Reise in die Kolonie-Region machen und sich selbst nach einem passenden und ihm zusagenden Platz umsehen. Das kann der Unbemittelte, den wir hier hauptsächlich im Auge haben, natürlich nicht; dieser ist immer auf Informationen, die er durch andere erhält, angewiesen. Um solche Informationen zu erhalten, wendet sich der Einwanderer durch die Vermittelung der Koseritz'schen „Deutschen Zeitung" an das Auskunftsbureau des Porto Alegrenser Zweigvereins des „Zentralvereins für Handelsgeographie ꝛc.", an Private, deren Namen er hier erfährt oder an Herrn Karl v. Koseritz, den Redakteur genannter Zeitung und deutschen Abgeordneten zum Provinzial-Landtag.

Es gibt in Rio Grande do Sul zwei Arten von Kolonien, staatliche und private; die ersteren sind entweder Reichskolonien oder Provinzialkolonien. Unter allen Umständen sollten Deutsche, vornehmlich wenn sie mit einigen Baarmitteln versehen sind, die Privatkolonien den staatlichen vorziehen, weil dieselben in der Regel besser sind, bequemer liegen als die letzteren und weil ihre Bevölkerung fast ausschließlich aus Deutschen besteht. Wer aber die Mittel zum Ankauf auf einer Privatkolonie nicht hat, muß sich also für eine Reichs- oder Provinzialkolonie entscheiden. In beiden Fällen wendet sich der angehende Kolonist an den Präsidenten der Provinz und erhält dann ohne Verzug die Erlaubnis zur Ansiedelung in der von ihm gewählten Kolonie, und er wird auch auf Kosten der Reichs- resp. der Provinzialregierung von Porto Alegre aus bis an seinen Bestimmungsort befördert. Auf diesen staatlichen Kolonien bestreitet die Regierung die Kosten für die Vermessung des Landes, für Wege- und Brückenbauten; sie befördert die neuen Kolonisten unentgeltlich bis in die Kolonie, unterstützt dieselben wohl auch mit Sämereien, Vieh ꝛc. und gibt das Land in der Regel fünf Jahre lang ohne Zinsen auf Kredit. Bei Baarzahlungen gewährt sie einen nicht unbedeutenden Rabatt. Auf den Privatkolonien fällt das alles weg. Die Besitzer derselben wollen eben ein sofortiges Geschäft mit dem Verkauf des Landes machen; deshalb sind die Landpreise höher und die Kosten für Vermessung, Wege- und Brückenbauten ꝛc. haben die Kolonisten selbst zu tragen.

Jede Reichs- und Provinzialkolonie hat als Verwaltungsbeamten einen Direktor, von dem die Neuankommenden eine Kolonie zugewiesen erhalten oder der ihnen erlaubt, sich eine auszusuchen. Bei der Wahl einer Kolonie, wie man in Brasilien das Besitztum eines einzelnen Kolonisten allgemein nennt, wendet sich der Neuling zweckmäßig an mit der Gegend vertraute Feldmesser oder alte erfahrene Kolonisten, die ihn gern mit Rat und That unterstützen. Eine solche einzelne Kolonie hat gewöhnlich eine Breite von 100 Brassen oder 220 Meter und eine Länge oder Tiefe von 1000 Brassen oder 2200 Meter, d. h. sie ist etwa 200 Morgen groß; sie stellt sich also in Bezug auf ihre Größe einem ganz respektablen deutschen Bauerngut an die Seite. Ist die ganze Fläche der Kolonie mit Urwald bedeckt, so ist es nicht leicht, sich ein auch nur einigermaßen sicheres Urteil über die Qualität des Landes zu bilden und häufig genug bleiben Enttäuschungen nicht aus, für die man aber niemand verantwortlich machen kann. Die alten erfahrenen Kolonisten haben einige allgemeine Gesichtspunkte, nach denen sie die Qualität des Bodens, seine Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit zum Anbau dieser oder jener Gewächse auch ohne eingehendere Untersuchung zu beurteilen wissen. Herr Th. Bischoff, ein in der Kolonie Mundo Novo in der Provinz Rio Grande do Sul wohnender erfahrener Kolonist, sagt darüber in der „Deutschen Kolonialzeitung" folgendes: „Im allgemeinen gilt die Regel: je höher und dicker die Stämme, je dichter sie stehen, um so besser ist der Boden; finden sich Baumfarne und Moose vor, so kann man auf leichten Sandboden schließen. Ist der Wald niedrig, hat er ein verkrüppeltes Ansehen, zeigen die Gipfel viele gebrochene Aeste, so ist der Boden mager, oft auch sumpfig. Vermischter Sandboden trägt gewöhnlich hohe, schlanke, nicht dicke, aber gesund aussehende Stämme, deren Kronen aus nur wenigen Aesten gebildet sind, mit Ausnahme einiger Holzarten, welche immer eine reiche Beästung aufweisen. Andere Unterscheidungszeichen geben gewisse Baumarten ab, von denen einige nur in schwerem, andere nur in leichtem Boden vorkommen."

Es ist natürlich, daß bei der bedeutenden Größe einer Kolonie der Boden derselben, besonders in gebirgiger Gegend, keineswegs überall gleichartig ist. Neben vortrefflichem Boden wird sich oft steiniger oder auch sumpfiger befinden, der wenig oder gar nicht zu verwerten ist. Wohl alle Kolonien haben Wasser; durch die meisten fließt ein kleiner Fluß oder Bach, viele stoßen mit ihrer Front an einen Fluß. Die etwas stärkeren Wasserläufe sind für den Kolonisten von größtem Werte, weil er durch dieselben die bequemste mechanische Kraft zum Betriebe industrieller Anlagen gewinnt, z. B. Mühlen ꝛc.

Unser Kolonist möge nun auf seiner neuen Kolonie angekommen sein, da starrt ihm von der Pikade aus, an der sein Grundstück liegt, schier undurchdringlicher Wald entgegen, wie er ihn in Deutschland sich nicht hat träumen lassen. Fremdartige Waldriesen von ungewohntem Umfang, die Aeste und Zweige mit Farnkräutern, Bromelien und Orchideen bedeckt, dazwischen schlanke Palmen, Akazien mit Tausenden von wehrhaften Dornen, die dem kühnen Eindringling die Kleider unbarmherzig zerreißen, alles

miteinander verbunden durch die lebendigen Seile der Lianen, auf dem Boden ein dichtes Unterholz, untermischt mit seltsamen Farnkräutern und anderen Gewächsen, so tritt ihm der Urwald geheimnisvoll entgegen. Meilenweit vielleicht keine menschliche Wohnung, nichts zu sehen als Wald, undurchdringlicher Wald, nichts zu hören als das Geschrei unbekannter Tiere des Waldes, die eben weil sie unbekannt sind, nicht selten Furcht einflößen.

Mit Hülfe freundlicher Nachbarn beginnt nun die erste Arbeit des Kolonisten; es ist das der Bau einer primitiven Hütte, die in jenem milden Klima lediglich als Schutzdach gegen Regen und als Schlafstelle zu dienen hat. Das Baumaterial liefert ihm der Wald in Hülle und Fülle. Schlanke junge Palmenstämme geben die Pfosten und Balken ab, Bambusen die Sparren, Palmenblätter die Dachziegeln. Mit dünnen, biegsamen, aber festen Schlingpflanzen werden die verschiedenen Teile aneinander befestigt. Eine solche Palmitenhütte, primitiver oft wie eine Köhlerhütte, ist das erste Heim des deutschen Landsmannes im Urwalde Südbrasiliens; in wenigen Stunden ist dieselbe fertig. Nachdem sich die Familie so gut wie möglich häuslich eingerichtet hat, tritt an den Kolonisten die Aufgabe heran, den Wald zu roden, das Land urbar zu machen. Zunächst wird natürlich nur ein relativ kleines Stück Wald gerodet, so groß, wie es zur Anlage der ersten Pflanzung nötig ist.

Wohl mancher Neuling ist im Angesicht des dichten, mächtigen Urwaldes vor dieser Riesenaufgabe zurückgeschreckt. Aber mit Hülfe und unter Anleitung der erfahrenen Nachbarn, die gern einige Tage helfen, lernt sich auch dies, und bald erscheint die Arbeit nicht mehr so schwierig wie in den ersten Tagen. Auch hier heißt es, Uebung macht den Meister. Mit dem Waldmesser und dem Fuchs wird zunächst dem Unterholz, den Schlingpflanzen rc. zu Leibe gegangen. Das Waldmesser ist ein langes Messer, ähnlich wie ein Hirschfänger; der „Fuchs" ist ein starkes, sichelartiges Messer, das an einem langen Stiel befestigt ist und zum Abschneiden oder Abhauen der höher hinaufreichenden Schlingpflanzen rc. dient, während man mit dem Waldmesser oder „Facão" mehr unten am Boden arbeitet. Schritt vor Schritt geht der Ansiedler bei dieser Arbeit vor; das abgehauene Unterholz wird nach Möglichkeit verbrannt, um Platz zu gewinnen. Nach zwei bis drei Wochen ist ein hinreichend großes Stück Wald vom Unterholz gesäubert und es müssen jetzt die stehengebliebenen Baumstämme gefällt werden, für den damit Unbekannten anfangs eine mühselige und nicht selten auch gefährliche Arbeit. Neben weichem, leicht zu hauendem Holz giebt es eisenharte Stämme, an denen sich die Axt scheinbar vergebens versucht. Die größte Vorsicht muß der Kolonist beachten, wenn die Bäume so weit angeschlagen sind, daß sie beinahe fallen. Die Krone des Baumes ist nicht selten durch zahllose Lianen mit denen der benachbarten Bäume zu einem unentwirrbaren Chaos verknüpft. Dadurch wird die Fallrichtung oft eine ganz andere, als beabsichtigt war. Oder der Baum reißt durch seinen Fall andere, benachbarte, kleinere Bäume mit um. Alles dies und vieles andere hat der Kolonist sorgfältig zu beachten, damit ihn nicht fallende Bäume oder abgebrochene Aeste von solchen verletzen. Wenn ein angeschlagener Baum zu fallen beginnt, hat sich der Kolonist daher schleunigst möglichst weit wegzubegeben. An zwei Anzeichen kennt man das bevorstehende Fallen eines angeschlagenen Baumes: er beginnt an der Haustelle zu krachen oder er fängt an „zu weinen." Die meisten großen Urwaldriesen tragen auf ihren Aesten Bromelien; die Blätter derselben schließen an ihrem unteren Ende dicht zusammen, so daß sich zwischen ihnen Regenwasser ansammeln kann. Wenn nun ein solcher Baum sich auf die Seite neigt, so fließt das Wasser aus diesen natürlichen Behältern nach und nach ab und die Kolonisten sagen dann: der Baum weint! Wenn unter angestrengtester Arbeit die Bäume des für die erste Plantagen-Anlage bestimmten Stückes Wald niedergehauen sind, pflegen einige Kolonisten wohl auch noch die Hauptäste von den gefallenen Bäumen abzuhauen, was aber nicht unbedingt erforderlich ist.

Nachdem der abgehauene Wald dann zwei bis vier Wochen gelegen hat, wird dieses ganze Trümmerfeld angezündet, der Wald wird gebrannt. Beim Anzünden hat der Kolonist natürlich die Windrichtung des betreffenden Tages zu beachten, damit ihm seine Hütte mit seinen Werkzeugen, Lebensmitteln und seinem Hausgerät nicht abbrennt. Ist der Wald an der richtigen Stelle angezündet worden und der Wind günstig, das Wetter trocken, so verbreitet sich das Feuer natürlich mit Windeseile und in ein bis zwei Tagen ist der ehemals stolze Urwald nur ein rauchender Trümmerhaufen. Die Hand des Menschen hat den jungfräulichen Wald vernichtet, um an seiner Stelle Saatfelder erstehen zu lassen. Natürlich sind durch diesen ersten Waldbrand die dicken Stämme der Bäume noch nicht ganz zerstört worden; ebenso sind die nach dem Umhauen in der Erde stehen gebliebenen Baumstümpfe von etwa einem Meter Höhe nur wenig angegriffen worden. Man läßt dieselben zunächst liegen und stehen, wo sie sind und schreitet schon am ersten oder zweiten Tage nach dem Waldbrande dazu, der Erde zum erstenmale Samen zu übergeben. Als erste Gewächse pflanzt man in Südbrasilien gewöhnlich Mais (Milho) und Kürbisse. Die Körner in einem um den Hals gehängten kleinen Sack mit sich führend, macht der Kolonist vermittelst eines zugespitzten Stockes in zwei Schritt Abstand voneinander etwa 5—6 cm. tiefe Löcher in den oft noch warmen und durch das Feuer mürbe gemachten Boden und wirft in dieselben einige Maiskörner oder Kürbiskerne. Die Kürbisse sind für den neuen Kolonisten sehr wertvoll; vermöge ihres schnellen Wachstums bedecken die langen, blätterreichen Ranken sehr bald den Boden und verhindern ein zu schnelles Austrocknen desselben. Die bei manchen

Arten riesig großen, nicht selten bis zu 100 Pfund schweren Früchte liefern ein sehr erwünschtes Futter für Pferde, Maultiere, Rinder und Schweine. Aus den Kernen wird in manchen Kolonien ein zwar nicht besonderes, aber immerhin doch brauchbares Brennöl gewonnen, welches dem Kolonisten die Geldauslagen für Petroleum oder anderes Beleuchtungsmaterial erspart, was in der ersten Zeit der Ansiedelung, in der das baare Geld sehr selten ist, nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Beim Pflanzen von Mais und Kürbissen wird der vorsorgliche Kolonist aber nicht stehen bleiben; vielmehr wird er auch Kartoffeln, Bohnen, Gemüse u. dgl. anpflanzen, um seine Küche versorgen zu können. Zu diesem Zwecke wird ein Teil des Brandfeldes, soweit es geht, von den umherliegenden Baumstämmen, Aesten 2c. gesäubert, der Boden wird mit der Hacke etwas umgearbeitet und dann wird gepflanzt. Das weggeräumte Holz wird auf einen Haufen geworfen und verbrannt, soweit man es nicht zur späteren Verwendung als Brennholz für die Küche aufbewahrt.

Bei diesen ersten grundlegenden Arbeiten des neuen Kolonisten wollen wir zunächst einmal stehen bleiben. Wir haben uns, ehe wir weitergehen, erst darnach zu erkundigen, wann, in welcher Jahreszeit, in welchen Monaten, dieselben am zweckmäßigsten vorgenommen werden. Dies zu wissen, ist sehr wichtig, weil sich darnach die Frage der Abreise von hier beantwortet. Wir haben uns zunächst daran zu erinnern, daß Südbrasilien auf der südlichen Halbkugel liegt, daß also die Jahreszeiten gerade den unseren entgegengesetzt liegen. Wenn wir Sommer haben, ist drüben Winter (Regenzeit) und umgekehrt; unser Herbst entspricht dem südbrasilianischen Frühjahr 2c. Mais pflanzt man in Rio Grande do Sul in den Monaten September, Oktober und November, zuweilen auch noch im Dezember. Geerntet wird derselbe dann in den Monaten Mai und Juni. Da der Kolonist zu seiner ersten primitiven Einrichtung, zum Abschlagen und Brennen des Waldes und zur ersten Pflanzung etwa zwei Monate gebraucht, so wird er sich zweckmäßig so einrichten, daß er im August auf seinem Lande oder eigentlich in seinem Walde ankommt. Die Reise von der Heimat bis zu seiner Kolonie dürfte, wenn alles glatt geht, sechs Wochen in Anspruch nehmen, die beste Abfahrtszeit von Deutschland ist demnach der Juni oder Juli.

(Fortsetzung folgt.)

Bei den Portugiesen in Südwestafrika.

Von Dr. Max Buchner.

(Schluß.)

Unter dem alles beherrschenden Fieber hatte ich nicht blos passiv, sondern auch aktiv zu leiden. Meine medizinische Würde verschaffte mir eine bedenkliche Popularität. Ich ward ein viel begehrter praktischer Arzt und, da ich Bezahlung selbstverständlich zurückwies, oft in höherem Grade als erwünscht war. Aber auch sonst erwartete man von dieser Eigenschaft nützliche Leistungen. Ich sollte erklären, daß Malange ein äußerst gesunder Punkt und frei von perniziösen Fiebern sei, denn es war eine Petition an den König im Gange, hier auf Staatskosten eine europäische Ackerbaukolonie zu gründen und die vorläufig nur bis Ambakka geplante Eisenbahn bis hierher fortzusetzen.

Leider konnte ich diesem Ansinnen nicht entsprechen. Theoretisch betrachtet zwar hätte man Malange für ziemlich gesund halten sollen. Die hohe Lage (1000 m. über dem Meere), die gemäßigte Temperatur, die Trockenheit des Bodens, der das Wasser leicht abfließen läßt, sind Faktoren, welche die herkömmliche Anschauung optimistisch aufzufassen pflegt. Nur der einen Quadratkilometer große Papyrus-Sumpf in der Niederung nördlich von uns ließ auf Malaria schließen, die ja im tropischen Afrika nirgends fehlt.

In der Wirklichkeit erwies sich indes der Gesundheitszustand doch viel schlimmer, als zu hoffen war. Während des April gab es eine Woche, in der fast alle Europäer krank im Bette lagen, und zur selben Zeit erhielt ich Gelegenheit, meine Zweifel wegen des behaupteten Nichtvorkommens von perniziösen Fiebern endgültig zu lösen. Es starb eine junge Mulattin unter den Erscheinungen dieser Krankheit, und da ich erklärte, daß der Fall höchst interessant und die Obduktion unerläßlich sei, falls man von mir ein Gutachten über die hygieinischen Verhältnisse des Ortes wünsche, so wurde mir nach einigen Wortgefechten der Bürgerschaft für und wider gestattet, die Leiche zu öffnen.

Ich war zu der Kranken gerufen worden, als sie bereits unter heftigen Delirien und bei unzählbarem Pulse ihrem Ende entgegengieng, und nachdem der Lazaretgehülfe der Garnison, ein Indier aus Goa, bereits seine ganze indisch-portugiesisch-afrikanische Heilkunst mit Purgantien, Vomitantien und Vesikantien an dem armen, unglücklichen Wesen ausgeübt hatte. Da die Sterbende sich auf ihrer Matte ohne alle Aufsicht und Pflege herum warf, waren die an den Nacken gesetzten spanischen Fliegen über den ganzen Rücken gewandert, allenthalben Geschwüre erzeugend. Dabei war sie aber nicht etwa allein und sich selbst überlassen. So oft ich kam, mußte ich jedesmal ein halbes Dutzend Weiber, welches in der engen Hütte dichtgedrängt um sie herumhockte und stupid vor sich hinglotzend stinkenden Negertabak rauchte, zur Thüre hinaus jagen.

Kaum war das Mädchen tot, so kamen noch mehr Weiber und heulten die Totenklage, wobei sie eine Unermüdlichkeit an den Tag legten, die viel besser bei der Lebenden angebracht gewesen wäre. Meine subcutanen Chinin-Einspritzungen hatten keinen Erfolg gehabt und

bei der Sektion fand ich weiter nichts als eine beträchtlich geschwellte Milz und einen ungemein starken Blutreichtum sämtlicher Unterleibsdrüsen. Sowie ich fertig war, mußte ich die Leiche wieder den Weibern überlassen, damit sie ihre Beheulung fortsetzen konnten.

Während dieser Totenklage war zu beobachten, daß auch hier, wie bei allen Naturvölkern, die geheimen Fäden zwischen Schmerzempfindung und geschlechtlicher Erregung eine Rolle spielen. Da saßen und standen die Weiber um die Leiche herum und schluchzten und heulten, rangen die Hände, rauften sich in den Haaren, und reichliche Thränen flossen ihnen über die Wangen herab. Hie und da ruhte die eine oder die andere aus, zog sich in den Hintergrund zurück und rauchte eine Pfeife oder säugte ihr Kind, indem sie es aus dem Rucksack unter der Achsel hindurch hervorholte. Zuweilen geriet dann eine dritte in höhere Ekstase, erhob sich und begann unter verdoppeltem Heulen und Schluchzen und convulsivischem Lachen merkwürdig schnell und heftig mit dem Becken Stoßbewegungen auszuführen, die im höchsten Grad indezent waren.

So gieng es die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Morgen, an dem die Beerdigung unter großem Pomp und unter Beteiligung der Behörde, des Militärs und fast sämtlicher Weißen stattfand. Am Abend darauf wurde in dem Hof der Sterbehütte ein Batukk losgelassen.

Wenige Tage später starb der Kerkermeister, ein Deportierter von 50 Jahren, unter welchem 20 afrikanische Strafjahre, nach einem zweitägigen gewöhnlichen Fieber in der Apyrrhexie an Entkräftung.

Noch schlimmer jedoch als unter den Weißen schienen damals unter den Schwarzen Krankheiten zu herrschen, bei denen ich nicht zugezogen wurde. Nur die Menge der frischen Gräber und das Geheul der Totenklage, welches sich fast jede Nacht in das tausendfältige Zirpen der Cicaden, Heuschrecken und Grillen mischte, gab Kunde davon.

Aehnliche Hoffnungen eigennütziger Art, wie an meine Eigenschaft als Arzt, knüpften sich an die botanischen und geognostischen Strebungen, denen ich namentlich anfangs eifrig oblag. Da man mich öfter Steine beklopfen sah, brachte man mir von allen Seiten Gneißbrocken ins Haus und war recht enttäuscht und unzufrieden, daß ich nicht jedes glänzende Glimmerblättchen darin für edles Gold erklärte. Meinem Interesse an der Pflanzenwelt glaubte man dadurch entgegenkommen zu müssen, daß man mir haufenweise Wurzeln und Kräuter als untrügliche Medizinen gegen die mannigfaltigsten Krankheiten zuschleppte, damit ich ihren Ruhm nach Europa hinausposaunte. Ich hätte mir da, wenn es nach dem Sinne der guten Malange-Portugiesen gegangen wäre, eine Menge Entdeckungen im Stile des Kondurango seligen Angedenkens auf das Gewissen zu laden gehabt.

Ebenso wie zum Kurieren der Kranken, zum Finden von Gold und zu heilkräftigen Entdeckungen glaubte man mich auch noch zum Abstecken von Straßen, zum Nivellieren von Wasserkanälen, zur Errichtung von Sonnenuhren und anderen nützlichen Dingen verwenden zu müssen. Und schließlich sollte ich alle, vom Chefe (Ortshauptmann) bis zum letzten Neger, photographieren.

Einen ganz besonderen Genuß und nebenbei auch wichtige praktische Vorteile hoffte ich von linguistischen Studien erwarten zu dürfen. Aus dem vollen jungfräulichen Born einer gänzlich fremden Sprachengruppe, die nichts mit der alten, auf der heimischen Schulbank bis zum Ekel abgedroschenen Schablone zu thun hat, Erkenntnisse schöpfen zu dürfen, war mir von je ein angenehmer Gedanke gewesen.

In dieser vorgefaßten Meinung befangen, fühlte ich einige Verwunderung, zu erfahren, daß unter den weißen Rassegenossen meiner temporären Heimat durchaus nicht das gleiche freudige Interesse für den Gegenstand herrschte. „Das Ambundu ist weiter nichts als ein dummes, unanständiges Neger-Idiom, gut genug für die Neger; für die Europäer paßt es nicht, sich damit abzugeben.“ So ungefähr lautete die Antwort, die ich erhielt, als ich meine geheimen Absichten zum ersten Mal vertrauensvoll preisgab. Derjenige, der das sagte, lebte schon über zwölf Jahre in Malange und galt nicht blos für einen Helden der Aufklärung im allgemeinen, sondern auch für eine Art wissenschaftlicher Kapazität über Afrika im besonderen, weil er geharnischte Artikel gegen die Regierung, gegen uns deutsche Reisende und alles mögliche in die Zeitungen von Loanda schrieb. Es war unser angestammter Agent und Korrespondent Custodio. So wie dieser dachten auch alle die anderen Händler. Ich lernte noch manchen kennen, der ebenso lang oder noch länger in Angola lebte, ohne von der herrschenden Sprache etwas nennenswertes gelernt zu haben. Ja selbst unter denjenigen, die durch ihre Isolierung auf Außenstationen gezwungen waren, vom Angola das Allernötigste sich anzueignen, welche behaupteten, dessen mächtig zu sein, und auch in der That, wenn man ihnen zuhörte, einen diesem ähnlich klingenden Wortschwall mit einer gewissen unnatürlichen Geläufigkeit von sich gaben, auch unter diesen fand ich keinen einzigen, der bereits das handgreifliche Geheimnis der Singular- und Plural-Präfixe entdeckt gehabt hätte.

Bei den weißen Rassegenossen war also nichts zu holen. Ich wandte mich deshalb entrüstet ab und den schwarzen Menschenbrüdern zu. Aber auch bei diesen fand ich Schwierigkeiten unverhoffter Art. Gleich dem ersten Ambakisten, den ich linguistisch vornahm und ausfragen wollte, wurde unheimlich zu Mut, und er gab mir keine Antwort mehr, als er sah, daß ich seine Worte aufschrieb. „Unsere Sprache ist nicht zum Schreiben, sondern nur zum Reden“, damit verschwand er, um sich niemals wieder zu zeigen. Erst später und nur ganz allmählich gelang es, einige intelligentere Individuen mit meinen sonderbaren Absichten genügend vertraut zu machen, um aus

ihnen Aufklärungen zu gewinnen. Aber närrisch kam ihnen die Sache doch vor. Bei manchen dauerte es längere Zeit, bis sie verstanden, was ich denn eigentlich von ihnen wollte, manche andere jedoch verstanden mich nie, sondern staunten blos und fürchteten sich.

Es trieben sich genug Ambakisten herum, welche behaupteten, in Lunda gewesen und der Lunda-Sprache mächtig zu sein. Aber mein Wunsch, durch ihre Hülfe schon jetzt von dieser für mich wichtigsten Sprache mehr als die gewöhnlichsten Vokabeln zu erlernen, blieb unbefriedigt. Die Behauptung von Sprachkenntnissen eines Negers ist überhaupt nicht allzu ernst aufzufassen. Grammatisch-litterarisch gefestigte Regeln gibt es ja nicht bei den Bantu, der Willkür und dem Zufall ist ein großer Spielraum gelassen. Zugleich sind die einzelnen Mundarten unter sich so ähnlich, daß die Verständigung auch ohne gründlicheres Erlernen leicht gelingt. So kommt es denn, daß die Angehörigen verschiedener Stämme in den mannigfaltigsten Kauderwälschen miteinander verkehren, die aus mehr oder weniger gelungenen, je nach den Individuen wieder vielfach schwankenden Anpassungen hervorgiengen. Deshalb sind Sprachaufnahmen immer nur auf dem Heimatboden der betreffenden Sprache endgültig sicher. Außerhalb seines Landes mischt der Neger nur zu gerne fremde Brocken in die heimische Mundart. Meine Leute unterhielten sich auf der Reise häufig damit, zwischen ihr Angola auch Kioko und Lunda zu radebrechen. Im Anfang geschah das zum Scherz, später wurde es zur alltäglichen spaßlosen Angewohnheit.

Außerdem aber machte sich eine gewisse Unfähigkeit meiner philologischen Gewährsmänner, langsam und schreibbar zu diktieren, für das Lunda noch ganz besonders fühlbar. Ebenso wenig als ich einen Vogel dazu bewegen kann, seine Melodien langsam zu pfeifen, ebensowenig gelang das mit den Redewendungen jener. Selbst diejenigen, die Portugiesisch zu schreiben verstanden, also durchaus keine Analphabeten mehr waren, vermochten es kaum zu begreifen, daß man auch in ihrem Mutteridiom die vollständig fertig aus dem Gehirn entspringenden Sätze nachträglich noch zergliedern könne.

Am wenigsten lohnend war in Malange die Jagd. Ein Europäer, der jene Gegenden mit dem romantischen Vorsatz aufsuchen wollte, von dem Ertrag seiner Büchse zu leben, müßte elendiglich verhungern. Hie und da bringen die Neger eine kleine Antilope zum Kaufen, einmal sah ich das frische, noch blutige Fell eines Löwen, aber selber etwas nennenswertes zu schießen, ist mir während meines Aufenthaltes in Malange nie gelungen.

Recht charakteristisch verlief ein Ausflug, welchen ich halb zu wissenschaftlichen, halb zu waidmännischen Zwecken nach Kakole Kalombe unternahm, einer kleinen 20 Km. entfernten Ortschaft, in deren Nähe interessante Höhlen existieren sollten.

In Begleitung mehrerer spekulativer Malange-Bürger, die gern wissen wollten, ob das dortige Gestein wirklich ein richtiger, nutzbarer Kalk sei, ritt ich eines schönen, sonnigen Kischibo- (Trockenzeit-)Tages dorthin. Am Fuß eines flachen Hügelzuges, der das Papyrusschilf-Thal des Kakole-Baches gegen Süden begrenzt, öffnen sich mitten in hohem Gras und Gebüsch mehrere brunnenartige Löcher, in deren eines wir über staffelförmig gelagerte Felsblöcke jäh hinabstiegen. Da die Sage gieng, daß diese Höhlen häufig von Hyänen oder gar Leoparden besetzt seien, so gebrauchte der Chefe, der gleichfalls mitgekommen war, die Vorsicht, sein Gefolge von sechs Soldaten mit gespanntem Hahn voranzuschicken. Sechs wilde Bestien wären aber sicher viel minder gefährlich gewesen, als das halbe Dutzend Snider-Gewehre, das uns Schutz gewähren sollte. Denn die sechs Negersoldaten fürchteten sich vor den dunklen unterirdischen Räumen fast noch mehr als ihr Hauptmann, der Chefe, der unserer Forschung überhaupt lieber fern blieb, indem er ein Unwohlsein vorgab. Ein einziger unheimlicher Schrei, und die bewaffnete Macht wäre unfehlbar vor Schrecken zu Boden gefallen. Die ganze Veranstaltung und die gleichfalls stark nervöse Stimmung meiner Begleiter ließen ein höchst pikantes aufregendes Jagdabenteuer erwarten. Aber leider stellte sich heraus, daß wir es nur mit einem Schlupfwinkel für Fledermäuse zu thun hatten, der außerdem noch von einer Menge Heimchen und langbeiniger Spinnen eigentümlicher Gestalt bewohnt wurde. Uebrigens waren an einer Stelle doch die Fußspuren einer Hyäne unzweifelhaft vorhanden und versäumten nicht, uns mit einer Art heroischen Hochgefühls zu erfreuen. An einer anderen Stelle lagen mehrere zum Teil zerbrochene große Thontöpfe moderner Form, vermutlich die Ueberreste irgend einer medizinisch-religiösen Handlung.

Ein grauer kieseliger Kalk, der mit Salzsäure nicht braust, bildet die Hauptmasse des Gesteins, welches die ganze Hügelreihe zusammenzusetzen scheint. Derselbe ist überall horizontal geschichtet und von unten nach oben in Abständen von je einem Meter durch ganz dünne schwarze Hornsteinschnüre in Etagen geteilt. In diesem Material hat nun die Erosion eine Menge kreuz und quer verlaufender Gänge ausgenagt, die manchmal zu Säulenhallen vereinigt sind. Auch außen herum unter freiem Himmel sind in die Gegend gruppenweise senkrecht stehende Kalkriffe eingestreut, nach ihrer Gestaltung, die dieselbe horizontal gemaserte Polierung mit den schwarzen Schnüren zeigt, offenbar die Pfeiler ehemaliger Säulenhallen, deren Decke die Verwitterung hinweggenommen hat.

Bald nach diesem mehr geologischen Erlebnis schlug mir endlich die Stunde der Erlösung aus Malange, dem afrikanisch-idyllischen Spießbürgerheim. Die günstigste Zeit zum Reisen war da. Die gewünschte Trägerschar fand sich zusammen. Immer größer wurde das Lager derselben vor meinem Hause, immer lustiger und wilder der Lärm, der am Abend aus ihm zum sternklaren Himmel

emporstieg, eine wüste Mischung von Getrommel, Gesang und Geheul, und am 21. Juli 1879 konnte ich glücklich ins Tagebuch schreiben: Abmarsch!

Wilde Rinder in England.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß man noch bis in die letzten Jahrzehnte herein in England mehrere Heerden wilder Rinder zählte, welche die letzten Glieder einer einst riesigen Fauna bilden und ihr Ueberleben wahrscheinlich nur der Thatsache verdanken, daß sie in Parks und geschlossenen Gehegen fortgepflanzt wurden. Merkwürdigerweise sind diese wilden Rinder von weißer oder wenigstens heller Farbe, obwohl sie angeblich und wahrscheinlich von dem riesigen Auerochsen oder Urstier abstammen, welcher in ferner Vorzeit in ebenso großer Menge in den britischen Wäldern umherschweifte wie in den deutschen, und der noch bis in die geschichtliche Zeit herein vorhanden war. Von welcher Quelle aber diese Tiere abstammen mochten, erwiesenermaßen waren sie im zwölften Jahrhundert noch massenhaft vorhanden und bevölkerten die Wälder, welche dicht bis an die Thore von London heranreichten; sie waren Zeitgenossen mit den Bären, Wölfen, Wildschweinen und ungeheuren Heerden von Roth- und Damhirschen, welche damals in England vorhanden waren.

Nach den Ermittelungen des britischen naturwissenschaftlichen Vereins bestehen heutzutage einige Heerden derartiger wilder weißer Rinder nur noch zu Chartley, Chillingham, Cadzow, Somerford, Bickling und Vaignon.

Heutzutage kann man sich allerdings nur schwer einen Begriff von der physischen Konformation des Landes in jener Zeit machen, wo die vorerwähnten Tierarten England in solcher Menge bevölkerten. Der Wald bedeckte damals die Berghänge und erstreckte sich manchmal bis zu deren Gipfeln; an vielen Stellen war er undurchdringlich, was besonders von den verschlungenen Wäldern in den Thälern gelten mag. Die Forste und Jagdbezirke, von denen er einen Teil bildete, die Sümpfe und Moore, bedeckten mehr als drei Vierteile des ganzen Landes. Als der Mensch von Süden her in diese Wälder eindrang, zogen sich die wilden Tiere nordwärts zurück und suchten in den wildesten Verstecken Sicherheit. Der große caledonische Wald bot den wilden Rindern eine Zeitlang in seinen dunklen Dickichten ein Obdach, aber nur für einige Zeit; als die Ansiedler die einheimische Tierwelt rasch verschwinden sahen, da bemühten sich diejenigen, welche der König mit Waldstrichen belehnt hatte, die mächtigsten Mitglieder dieser Fauna zu erhalten und fortzupflanzen. Dies waren die Waldstiere (tauri sylvestres werden sie eigens genannt), welche nun in umpfählte oder ummauerte Parke getrieben wurden, und auf diese Weise erhielt mancher Gutsherr seinen Nachkommen direkte Abkömmlinge dieser einst wilden Rasse. Diese Form der Unterhaltung wird am besten veranschaulicht durch die Menge von Hirsch- und Wildparks in Britannien, obwohl mit dem Unterschiede, daß die Hirsche zwar auch im Freien sich erhalten haben, die sogen. wilden Rinder aber beinahe ausgestorben sind. Es wäre im Falle der ersteren leicht gewesen, ihre Entartung zu verhüten durch Einführung von Tieren vom Festlande und durch Zufuhr von neuem Blute um den Samen des einheimischen Stammes zu erhalten. Eine solche Hülfsquelle war aber im Falle der wilden Rinder nicht möglich, denn der Auerochs war im westlichen Festlande Europa schon ausgerottet, als er in England noch ziemlich häufig war, und die Ueberbleibsel der letzteren sind daher allmählig entartet, bis sie jetzt beinahe ausgerottet worden sind. Durch Kreuzung haben die wilden Rinder in Chillingham ein fein gezeichnetes, beinahe verwaschenes Aussehen, und es ist nun ganz augenscheinlich, daß mehr Männchen als Weibchen geboren werden. Dieses Zeichen von Ungesundheit ist zwar zu beklagen, bietet aber zu einem gewissen Grade eine Lösung der Schwierigkeit dar. Es wird nämlich vorgeschlagen, aus den wenigen noch vorhandenen Heerden Stiere auszuscheiden und in dem Park irgend eines Gutsbesitzers, welcher sich für die Sache interessiert, um einen Versuch zu machen, eine neue Heerde zu gründen, indem man diese Stiere mit Kühen einer verwandten Rindviehrasse paart. Sollte sich das erfolgreich erweisen, so wird der Erfolg dazu dienen, den Typus zu erhalten und den Samen und das Blut der Rasse wieder aufzufrischen und zu kräftigen.

Im Aeußern ist das wilde weiße Rind nur etwas kleiner als die zahmen Rindvieh-Rassen, denn erstere haben beinahe im selben Maßstabe ab- wie letztere zugenommen. Das wilde Rind ist mit langem, zottigem Haar bedeckt und Hufe, Schnauze und Ohren sind schwarz. Man hat übrigens wahrgenommen, daß in gewissen Heerden die Extremitäten rot sind, wahrscheinlich ein weiteres Zeichen von Entartung. Die Heerde zu Burton Constable in Yorkshire zeigte diese Eigentümlichkeit, obwohl man sich angelegentlichst bemühte, die schwarzen Extremitäten zu erhalten. Die Tiere hier waren etwas größer als die besser bekannten in Chillingham und verdanken wahrscheinlich der Fettigkeit ihrer Holderneß-Waiden, daß sie zuweilen ein Gewicht von 60 Stein engl. (à 8 Pfund) erreichten. Eine örtliche Eigentümlichkeit haftete auch einer anderen Heerde in Yorkshire, nämlich derjenigen in Gisburn-Park, an. Diese Tiere waren weiß bis auf die Ohren und Schnauzen, die rot oder braun waren; sie hatten kleine Hörner, aber starke Knochen und eine ziemlich niedrige Statur. An diese Heerde knüpft sich die Sage, sie sei einst durch die Macht der Musik von Whalley-Abbey hinweggelockt worden, ziemlich in derselben Weise, wie eine Anzahl Stücke Rothwild angeblich aus der Freiheit des Urwaldes in den Park von Hamptoncourt gelockt worden

sein soll. Die Rinder dieser Heerde waren äußerst bösartig, namentlich wenn sie ihre Jungen hüteten, und näherten sich irgend einem Gegenstand ihres Unmuts oder Grimmes auf eine sehr hinterlistige Weise. Diese Heerde wurde zwar mit zahmem Rindvieh gekreuzt, starb aber ebenfalls aus; die Tiere waren durch stete Inzucht ganz zahm und so schwächlich geworden, daß man sie im Winter in Stallungen bringen mußte. Die letzte Kuh mit Kalb wurde der Heerde des Herrn Leigh in Lyme-Park einverleibt und der letzte Bulle im Jahre 1859 getötet.

Der letzterwähnte Fall liefert ein typisches Beispiel von der Art und Weise, wie diese halbgezähmten Heerden einander im Aussterben gefolgt sind, obwohl es interessant ist zu erfahren, daß in einigen der übriggebliebenen Heerden die alten eigentümlichen Merkmale der Urrasse sich noch erhalten haben, nämlich die starken Köpfe, welche um ein Weniges größer sind als beim gewöhnlichen Rindvieh, die starken stämmigen Beine und die großen und breiten Füße. Es wird niemand überraschen zu hören, daß jede neu aufgestellte Liste die Namen von wenigeren Heerden aufweist als die vorige. Die Heerde in Lyme-Park z. B. existierte noch bis 1883, ist aber in dem Bericht des Kanonikus Tristram nicht mehr aufgeführt, scheint also zu bestehen aufgehört zu haben; ebenso sucht man im selben Berichte vergebens nach der Heerde in Kilmore-House in Argyleshire, welche in der letzten Liste noch erwähnt wurde, und nachstehende derartige Heerden haben nun seit einer längeren oder kürzeren Zeit zu existieren aufgehört: die Heerden zu Ardrossan-Castle, Ayrshire; Auchencruive, Ayrshire; Barnard-Castle, Durham; Bishop Auckland, Durham; Blair Athol, Perthshire; Drum-Lanrig-Castle, Dum-Friesshire; Ewelme-Park, Oxfordshire; Hoghton Tower, Lancashire; Holdenley-Park, Northamptonshire; Leigh-Court, Somersetshire; Middleton-Park, Lancashire; Naworth-Castle, Cumberland; Whalley-Abbey, Lancashire, und Wollaton-Park, Nottingham.

Zur Volkskunde Kroatiens und Slawoniens.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

(Fortsetzung.)

Die Verabredungen zum Suvez werden noch im Winter frühzeitig getroffen, wer sich mit wem verbinden (svezati), d. h. wer je einen oder zwei Ochsen zu dem gemeinsamen Pflug beistellen wird. Oft stellt der eine die Ochsen, der andere die Feldarbeiter, der dritte den Pflug bei, nicht selten aber vier Hausherren jeder je einen Ochsen. Bei der Abmachung wird festgesetzt, daß der Suvez nicht eher aufgelöst (razdriješiti) werden dürfe, als bis alles aufgeackert sei. Es gilt als Regel, daß jeder Compagnon mit dem ganzen Pflug seine Felder soviel Tage nacheinander bestellen darf, als er Ochsen am Pflug hat, dann kommt die Reihe an den anderen. Die Abwechslung im Ackern wird crća (Furchung) genannt (von crtati, Linien, Furchen ziehen). Der Bauer sagt z. B.: „Morgen ist meine crća." Bei der Vereinbarung (suvezivaje) wird auch bestimmt, welche Ackergeräte der Einzelne noch beizustellen hat. Ist nur einer Besitzer des Pfluges, so wird ihm dafür einen Tag mehr geackert. Auch bezüglich der Feldarbeiter für jeden Tag insbesondere trifft man eine Abmachung. Es kommt auch vor, daß einer alles Ackergeräte und die Ochsen besitzt, doch über keine Arbeitskräfte verfügt und sich daher mit jemand vergesellschaftet, der neben dem Pflug einhergehen wird. Die technische Wendung lautet: „Er bindet den Mann neben den Pflug an" (priveže čovjeka uz plug). Letzterer hat natürlich keine Zugtiere. Zum Ersatz für seine Mühewaltung kommt an ihn jeden fünften Tag die Crća. Der Mann, dem man ackert, muß an dem betreffenden Tage für die Feldarbeiter und die Ochsen die Nahrung liefern.

In der Wahl seines Gesellschafters (suveznik, suoznik) pflegt der Bauer sehr vorsichtig zu sein; der ehrenhaftere, tüchtigere und zuverlässigere Arbeiter wird immer hochgeschätzt, während der Krakehler keinen Genossen im Dorfe findet, sondern genötigt ist, im nächsten Orte sich einen Suveznik aufzutreiben. Der Suveznik muß freundlich, nachgiebig und hülfsbereit sein, für den Genossen sich aufs Eifrigste, wie für sich selber einsetzen und auch mit der Zeit nicht zu sehr kargen, wenn die Leistung für den anderen geschieht. Der gewohnheitsrechtliche Spruch lautet: „suoznik suozniku ne more na dlaku gledati, jedan drugom mora pregledati i popustiti." (Der Eine darf es dem Anderen nicht aufs Haar genau nehmen; sie müssen einander manches übersehen und in vielem Nachgiebigkeit zeigen).

Oft setzt es freilich Streit ab, wenn jeder seinen Willen haben will; dann löst man die Verbindung auf (razdriješe suvez), und jeder müht sich selber weiter ab; nicht selten aber führt man vor Gericht Klage; nun muß der Suvez auch gegen den Willen des Einzelnen bis zur vollständigen Feldbestellung bestehen bleiben.

Sobald die Winterszeit vorüber ist, der Boden aufthaut und schöne Zeit ohne Regen eintritt, trifft man alle Vorbereitungen, den Acker zu durchfurchen (da ubrazdi orati). Das Volk rechnet die Zeit von einem Feiertag bis zum anderen, nach Monaten und noch öfters nach Wochen von oder bis zu einem Festtage. So rechnet man z. B. den Anfang des Ackerns so und so viel Wochen vor dem (alten) Georgstag. Wenn es irgendwie angeht, beginnt man 12 oder erst 11 Wochen vor Georgii die Durchfurchung; also schon im Februar. Eine Bauernregel besagt: „Wenn Du in der neunten (Woche) die Furchen noch nicht gezogen, hat Dich leicht auch die fünfte betrogen" (ako ne ubrazdiš devete, ne ćeš do pete). Schlechte Witterung ist für den Landmann der härteste Schlag, denn die Ochsen fressen inzwischen alles Futter auf, so daß ihnen für die Ackerzeit keine Nahrung bleibt. Aus

Not, nur um die Ochsen nicht verhungern zu lassen, beackert der Bauer für das bloße Viehfutter einem anderen das Feld. In der Lika bleiben die Felder zumeist nur darum unbestellt, weil es den Landleuten an Nahrung für die Zugtiere gebricht. Hält die ungünstige Zeit länger an, stirbt leicht das Vieh den Hungertod. Da verkauft der Bauer auch die letzten Wertsachen gern, um Futter, piću, (Heu, Hafer u. s. w.) anzuschaffen. Für einen Zentner (56 Kgr.) Heu bezahlt er 6—8 Gulden; mitunter ist freilich um keinen Preis eines zu erhalten. In der Verzweiflung hebt man sogar das halbfaule Stroh von den Dächern der Wohnhäuser und Stallungen ab, läßt es trocknen und gibt es den Tieren, und schließlich kargt sich die Bauernfamilie das tägliche Brot so weit ab, um für die Ochsen Frucht zur Nahrung zu haben.

Stellt sich aber früh schönes Wetter ein, so werden noch in der zwölften Woche vor Georgii alle Aecker durchfurcht. Die Ochsen werden also vorgespannt: den ältesten und gelehrigsten Ochsen spannt man vorne „von rechts" (iz desna) zum „ostkanje" („Ost-"Rufen) ein. Er dient als Leitochs dem übrigen Gespann. Jeder Ochs wird vom Treiber (gončin) namentlich gerufen. Ochsennamen kennt man hoch über siebzig. Es sind meist Kosenamen. Hie und da spornt der Treiber den einen und den anderen Ochsen mit einem Pfahl oder einer Peitsche an.

Der erste Ochse rechts wird der „Vordere" (prednjak) genannt. Man spannt ihm zur Seite entweder einen gleich kräftigen oder den schwächsten oder jüngsten Ochsen ein. Den letzten Ochsen rechts nennt man „Pod kolica" (unterm Wäglein) oder „U brazda" (in die Furche). Es muß ein ebenso kräftiges als kluges Tier sein, denn dieser Ochs ist förmlich die Stütze des Pfluges; er muß nämlich eine ganz gerade Gangart haben und gleichmäßige Furchen ziehen. Sein Seitengespann heißt „iz lijeva" (der von Links).

Sind im Gehöfte die Ochsen schon vor den Pflug gespannt und bereit aufs Feld hinaus zu ziehen, kommt das älteste Mädchen oder, falls kein Mädchen im Hause ist, die jüngste Schnur (Schwiegertochter) mit einem roten Seidenfaden und wickelt den Faden dem ersten Ochsen rechts ums Horn von der Spitze bis zur Stirne. Hierauf füllt die Hausfrau (gospodarica) einen Krug (bukara) voll Wasser an, schlägt ein frischgelegtes Ei hinein und reicht den Krug dem Frauenzimmer, welches den Faden ums Horn gewunden. Sobald sich der Zug in Bewegung setzt, gießt das Mädchen oder die junge Frau den Inhalt des Kruges über den letzten Ochsen links bis über den ersten rechts hinaus. Den Sinn des Brauches kennen die Bauern wohl nicht mehr. Offenbar ist dies noch ein Symbol eines vergessenen alten Opferbrauches. Das Ei gilt bei den meisten Völkern der Erde als Sinnbild der Zeugung, des Werdens oder der Fruchtbarkeit.

Bevor man die Ochsen zur „Furchung" hinaustreibt, begibt sich einer der Feldarbeiter mit einem Rütchen ins Haus hinein, schlägt auf die Wände und das Gebälk kräftig los und spricht dazu die Beschwörung: „Verlaßt Fliegen und Flöhe das Haus, damit wir ackern gehen können!" (izlazte muhe i buve iz kuće, da idemo na oranje!) Hierauf zieht man mit den Ochsen auf den Acker hinaus. Man nimmt jene drei Stäbchen mit, mit welchen man am Weihnachtsabend das Festlaibbrot (česnica) im Ofen zugeschnürt, und das Weihnachtsschulterblatt (božićno pleće), das Schulterblatt vom Schafe nämlich, das man zum Weihnachtsfeste geschlachtet. Auf dem Acker angelangt, wird der Pflug an den Zug geheftet, und dann legt jener, der die Fliegen und Flöhe aus dem Haus gejagt, das Rütchen, die drei Stäbchen und das Schulterblatt auf die Erde hin, daß die Sachen von der ersten ausgeworfenen Furchenscholle bedeckt werden. Die Rütchen werden darum vergraben, damit das Ungeziefer und Geschmeiß nicht wieder ins Haus zurückkehre, die drei Stäbchen, damit die Frucht großkörnig und ergiebig ausfalle, das Schulterblatt wohl des Feldsegens halber überhaupt.

So klein oder groß ein Acker auch sein mag, die Aussaat muß am Vormittag früh vorgenommen werden, weil man dann auf eine reichere Ernte hofft. Am ersten Ackertage wird für die Arbeiter ein breiter Weizenfladen (pogača) zum Morgenimbiß gebacken; diesen Fladen nennt man brazdionica (Furchenfladen). Der vorderste Ochs bekommt auch ein Stück davon, damit das Jahr besser gedeihe. Kehren Abends die Feldarbeiter heim, so müssen sie, wenn es irgendwie möglich ist, die Beschuhung (obuća) vor dem Hause ausziehen. Die Mädchen oder die Frauen nehmen ihnen die Schuhe (opanken, putranci) ab und klopfen dieselben im entlegensten Winkel des Hauses von der anhaftenden Ackererde aus, damit die Fliegen und Flöhe nicht wieder ins Haus zurückkehren.

Neben dem Pflug müssen immer zwei Männer einhergehen; der eine hält den Pflug, der andere spornt die Ochsen an. Der Ochsentreiber heißt Gončin. Er geht links neben oder hinter dem letzten Ochsen einher und hält mit der rechten Hand die Pflugstange (krčalo), welche er bald an sich zieht, bald von sich stößt, damit der Pflug gleichmäßigere Furchen schneide. Sobald man an das Ende des Ackers zur Kehr (na uvrati) ankommt, rufen beide Arbeiter „jôjâ!" aus, worauf die Ochsen stehen bleiben. Schwenkt man nach links um, so ruft der Gončin „ost!" aus und dazu den besonderen Namen des vordersten, des Leitochsen; z. B. „ost peronja!" (Ost, großer Peter!) Der Ochs wendet sich selber nach rückwärts und hält die Furchenrichtung nach abwärts ein. Bei einer Schwenkung nach rechts schreit der Gončin „stu!"

Die säumigen Ochsen werden mit einem Stecken oder einer Peitsche angetrieben. Im Küstenland und in Dalmatien trägt der Arbeiter eine 3—4 m. lange Latte oder Stange (šprulja) mit, die an dem einen Ende mit einer spitzigen Nadel versehen ist. Mit der Nadel wird der lässige Ochs gestichelt. Die so zugerichtete Stange heißt

man bad (der Stecher). Die Feldarbeiter sagen, die Ochsen segnen die Stange und verfluchen die Peitsche. In Slawonien gilt es in den meisten Dörfern bei den Bauern als Sünde, das Zugtier am Pfluge anders als mit Koseworten anzueifern.

Ist der Treiber guter Laune, so ahmt er gerne liebevoll die Stimme des Ochsen nach. Man nennt das: ćakati, ejkati, mujkati. Der Treiber dehnt auch übermäßig im Singsang und Zuruf die Worte, z. B. eejâå vôôleê Pêêronjâ! mučiii! jâdän ne bijô! Ponêsi to vôlê! Muj povuci po toj luci, vôle môj! Zekonjâ! a Bog mu dâ i pômoga! Kako mu je teško, voleê! Muj nije šâlê u ôranjû! A râno moja! Drâgonja! Râmonja! Aj ori vôle, da te ne prodajem! A za kamate da te ne dao! A redilo nam ako Bog da voleê moj! u. s. w. (Ei Ochselein, groß Peterlein! Muhe! Sollst nicht elend sein! Zieh an dies Zeug, mein Ochslein! Mach einen Zug auf dieser Aue, mein Ochschen! He Großhase! Gott möge es ihm geben und ihm helfend beistehen! Wie schwer es ihm fällt, Ochschen! Muj, 's ist kein Spaß beim Ackern! O du meine Nahrung! Ich soll dich nicht als Zinsen hingeben müssen! Es soll uns gedeihen, so Gott will, mein Ochslein! u. s. w.)

Der Mann, der den Pflug hält, wird Plužar (Pflüger) genannt. Legt sich der Pflug zu sehr nach links, so schreit der Pflüger „ća! ća!" zum Zeichen, daß der Treiber (gončin) die Pflugstange von sich zu stoßen habe. Schneidet das Pflugeisen die Furche zu dünn, ruft der Plužar: „k'sebi! k'sebi!" (zu Dir, zu Dir!) Gewöhnlich hält der ältere Arbeiter den Pflug, während der jüngere, meist ist es ein Knabe, die Ochsen treibt!

Selten sieht man jemand mit blosen Pferden ackern.

Manche spannen vor zwei Ochsen ein oder zwei Pferde vor. In diesem Falle führt ein Knabe oder ein Mädchen das Pferd beim Kopfzaum und geht ihm voran.

Nachdem ein beträchtlicher Teil des Ackers schon aufgeackert ist, füllt ein älterer Mann einen Quersack voll Samen, hängt den Sack über die linke Schulter, greift mit der Rechten die Hand voll Frucht und streut sie mit einem Handschwung von rechts nach links aus. Hinterher folgt sein Gefährte mit der Egge und schaut achtsam dazu, daß die Frucht gut verdeckt wird.

Die Winterausſaat nennt man ozim. Man spricht von einem Winterweizen, einer Wintergerste und einem Winterroggen ozima šenica, ozimi ječam, ozima raž).

Die Winterausſaat wird oft unter die Furche (pod brazdu) gesäet, das heißt, man wirft den Samen auf das brache Feld, ackert es dann auf und beläßt es so ohne Eggung. Dies geschieht, damit die Ausſaat tiefer unter die Schollen komme und vor winterlicher Kälte geschützter sei. Stirbt die Ausſaat in Folge der Kälte ab, so wird im Frühjahr das Feld neu aufgeackert und besäet. Diese Ausſaat heißt ozima sjetva. Beide Saaten nennt man aber weiße Saat (bijela sjetva) oder Weißfrucht (bijela žita). Die Frucht von der Frühlingsausſaat wird allgemein jara žita genannt (jara šenica, jari ječam, jara raž, jari pir, Speltfrucht und jara zob, Hafer). Die Weißfrucht muß bis zum spätestens 10. April schon ausgesäet sein, sonst verdirbt die Frucht auf dem Felde.

Nach der Ausſaat folgt eine Rast von 15—20 Tagen, die man der „grünen Ausſaat" (zelena sjetva) widmet. Den Anfang macht man mit den Erdäpfeln (kumpjeri, vom d. Grundbirnen). Man sagt Grundbirnen säen (sjati) oder auch setzen (saditi). Zur grünen Ausſaat gehören: Mais (kukuruz), Hirse (proso), Buchweizen (êljda), alle Hülsenfrüchte (sočivo) und Gartengemüse (povrće).

Die Feldbestellung für den Maisbau fällt dem Likaer am schwersten, weil er in der Regel kein Futter mehr für die Ochsen hat. Da müssen sich wohl Menschen vor den Pflug einspannen. So zogen z. B. vor einigen Jahren 7—8 Männer aus der Sippe Sašić im Dorfe Dnopolje am Pflug.

In die Ackerzeit fallen einige Halbfeiertage, sogen. Arbeitsfeiertage (poragjivani sveci), an welchen man ärmeren Leuten, die keine Ochsen besitzen, die Felder umsonst bestellt. Man nennt diese Arbeit: „Dem Ochslein Leinwand ackern" (orati bez vôcu). Solche Feiertage sind das Fest der 40 Märtyrer (9. März), der Armenseelentag und der St. Lazarus-Tag.

Die Bittarbeit (môba) muß in der Lika bezahlt werden; freilich fällt der Lohn geringer aus als bei regelrechter Arbeit. Der arme Likaer kann eben nicht ganz umsonst arbeiten.

Die alten schönen Erntelieder sind durch neuere, gleichgiltigen Inhaltes verdrängt worden. Nur der Ausruf nach jedem Verse hat sich aus älteren Zeiten erhalten. Der Chor ruft: „La dole mile! oj Lado oj!" oder „Ležižo!" z. B.:

> Sunce zagje Ležižo! strah me nagje Ležižo!
> Mlad na konju L.! bliže sela L.!
> I u selu oganj gori Ležižo!
> I u oguju kolo igra Ležižo!

(Fortsetzung folgt.)

Der Gran Chaco der Argentinischen Republik.

Der nördlichste Teil jenes südamerikanischen Staatenbundes, welchen man unter dem Namen der Argentinischen Republik kennt, ist eine Region, von welcher man bis zum Jahre 1884 nur wenig wußte, wo eine militärische Expedition zur Unterwerfung der Indianer ausgeschickt wurde, welche jenen Landesteil bewohnen. Dieser, der Gran Chaco genannt, ist eine Region, welche ungefähr $4^1/_2$ mal so groß als die Schweiz ist und einen Flächenraum von 113,000 (nach anderen sogar von 164,000) e. Qu.-Mln. umfassen soll. Seine verhältnismäßig ebene Oberfläche

wird nur im Westen von Ausläufern des Andessystems unterbrochen, sowie durch mehrere Lagunen, welche den Flüssen des Gebiets als Stauwasserbehälter und Altlachen zu Zeiten ihres periodischen Austretens dienen, und durch seine drei Hauptflüsse: den Pilcomayo, den Vermejo und den Salado. Die unmittelbare Nachbarschaft dieser Flüsse ausgenommen, ist das Land mit Urwäldern bedeckt, liegt etwa tausend Fuß über dem Meeresspiegel und besteht aus Schwemmland, Alluvialboden der jüngsten Formation. Der Pilcomayo fließt in südöstlicher Richtung, mündet unterhalb Asuncion, der Hauptstadt des Freistaats Paraguay, in den gleichnamigen Fluß, bildet die nördliche Grenze des argentinischen Gran Chaco und scheidet die Argentinische Republik von Paraguay. Die östliche Grenze des Gran Chaco wird durch die Flüsse Paraguay und Paraná hergestellt, während die Grenze im Nordwesten, Westen und Süden mit derjenigen der argentinischen Provinzen Salta, Santiago del Esterö und Santa Fé übereinstimmt. Von den vorgenannten Flüssen entspringt der Rio Vermejo („Rote Fluß", dessen Name von seinen roten Gewässern herrührt) in der Nähe von Tarija in Bolivia, durchbricht die verzweigten Ausläufer der Andes in der Provinz Salta, teilt sich in zwei Arme, welche sich nach einem Lauf von etwa 60 Leguas wieder vereinigen, und ergießt sich endlich in den Paraguay. Der Salado nimmt ebenfalls im allgemeinen einen südöstlichen Lauf, welcher demjenigen des Pilcomayo und Vermejo parallel ist, durchströmt die westlichen und südlichen Teile des Gran Chaco und mündet in den Paraná; seine Breite wechselt zwischen 130 und 200 F., seine mittlere Tiefe beträgt etwa $6^1/_2$ F.; seinen Namen hat er von dem merklichen Salzgehalt seines Wassers, welches stellenweise kaum trinkbar ist. Die Temperatur des Gran Chaco ist im allgemeinen eine sehr hohe: während der Sommermonate (November bis Februar) steigt sie auf 36° C.; allein diese Hitze wird durch kühle Südwinde und reichliche Regen gemildert, so daß es Morgens und Abends und ebenso auch während der Nacht kühl und erfrischend ist, und allnächtlich fällt regelmäßig starker Thau. Die ungeheuren Wälder sind von Natur aus reich an Bau- und Nutzholz und enthalten mehrere für gewerbliche Zwecke sehr nützliche Arten. Unter den zahlreichen, dem Gran Chaco eigentümlichen Baumarten gibt es mindestens 40, welche durch ihr Holz, ihre Rinden oder Früchte für den menschlichen Haushalt nützlich sind; außerdem findet man hier noch von eingeführten den Feigen-, den Lorbeer-, den Limonen-, den wilden Quitten-, Pfirsich- und Maulbeer-Baum, den Cochenill-Cactus, eine Anzahl Gewächse, welche aromatische und medizinische Stoffe liefern, ferner manche Bäume mit einheimischen Namen, von welchen man Tannin, Nüsse, Zucker, Mehl, Eiweißstoff und ein berauschendes Getränke gewinnt.

Zur genaueren Kunde dieses unabsehbaren Gebiets, welches dereinst noch eine große Rolle in der Geschichte der Kolonisation zu spielen bestimmt ist, haben die neueren Reisen argentinischer Offiziere und andere mehr wesentlich beigetragen. Einen wertvollen resumierenden Artikel über den Gran Chaco hat Herr Fr. Weber in den „Geographischen Nachrichten" vom 15. Mai dieses Jahres geliefert; aber eine noch genauere Kunde dieses Gebietes verdanken wir den Aufzeichnungen des italienischen Ingenieurs Giovanni Pelleschi, welcher mit einer kleinen Expedition den Rio Vermejo in einem Flußdampfer bis zu dessen Quellgebiet hinanfuhr und den Gran Chaco acht Monate lang bereiste. Seine ursprünglich in italienischer Sprache geschriebenen Schilderungen sind jüngst in einer englischen Uebertragung erschienen [1] und im dritten Bande von Fr. v. Hellwald's interessantem und lehrreichem geographischen Jahrbuch „Die weite Welt" im Auszug mitgeteilt. Pelleschi ist zwar kein Naturforscher von Fach, aber ein aufmerksamer und geübter nüchterner Beobachter, und sein etwas unmethodisches Buch ist dadurch sehr instruktiv. Er hat zwar sein Hauptaugenmerk auf die ethnologischen Zustände, hauptsächlich auf die wilden und halbwilden Indianerstämme des Gran Chaco gerichtet, allein er schildert beiher auch in anschaulicher Weise die Bodengestaltung und ihre Beziehungen zu Klima und Ackerbau, die Vegetation der verschiedenen Gebiete und die Tierwelt des Chaco, und wir geben im nachstehenden gerade hierüber einige Auszüge aus dem gehaltvollen Buche.

Was zunächst die Bodengestaltung anlangt, so besteht der Gran Chaco wesentlich aus zwei Regionen, nämlich aus derjenigen der Pampas und derjenigen der Wälder. Er stimmt darin mit dem ganzen Charakter Südamerika's, von der Magellanstraße bis zum Wendekreis des Steinbocks, überein, welches sich ebenfalls in begraste Niederung und Hochebene und bewaldete Hügel und Flußufer gliedert. Die erstere Region, die der grasigen und buschigen Niederung oder welligen Ebene, bildet genau die nördliche Fortsetzung der Pampas zwischen den Andes und dem La Plata und seinen Zuflüssen und unterscheidet sich im Gran Chaco nur dadurch von den südlichen Pampas, daß in diesen Gräser und niedere einjährige Pflanzen, Cruciferen, Sonnenblumen 2c. vorwalten, während die Pampas des Chaco mehr mit Strauch- und Buschwerk und mit Bäumen bewachsen sind, und daß in den südlichen Pampas die Regenzeit in den Winter fällt, während sie in der Waldregion sich mehr im Sommer geltend macht, das Klima also dort weniger trocken, hier in der Waldregion bis zum Uebermaß trocken ist, was mit den herrschenden Winden zusammenhängt. Nur die Wirkung der Winde bringt die Regen. Die Winde der südlichen Pampas aber sind nicht dieselben wie die im Gran Chaco wehenden oder sie machen sich wenigstens zu verschiedenen Jahreszeiten geltend. In den südlichen Pampas wehen im Winter vorwiegend Südostwinde, führen die Feuchtigkeit des Ozeans in schweren

[1] Eight Months on the Gran Chaco of the Argentine Republic, by *Giovanni Pelleschi.* London, Sampson Low Marston, Searle & Rivington.

Wolken herbei und lassen dieselbe vor der Berührung mit der hohen Mauer der Cordilleren sich in schweren Regengüssen niederschlagen. Im Gran Chaco, speziell in der Waldregion der zentralen und nördlichen Teile desselben, herrschen vorwiegend Südwinde, welche kalt und feucht vom Südpol heraufkommen und durch den Zusammenstoß mit den vom Aequator herkommenden feuchten und heißen Nordwinden die Regengüsse und häufig furchtbare Gewitter verursachen und vorwiegend in den Sommer fallen. Mit diesen Eigenschaften von Klima, Wärme, Feuchtigkeit, Luftdruck ꝛc. hängt der ganze Charakter der Vegetation zusammen.

Jedenfalls ist es eine wunderbare Thatsache, daß bei dem Vorhandensein ungeheurer Wälder, welche Zehntausende von Quadrat-Kilometern bedecken, in den Waldungen des Chaco ein Klima herrscht, welches minder feucht ist als dasjenige der nur mit Gras bedeckten Pampas, während wir täglich hören müssen, nur die Wälder seien die Regenerzeuger. Angesichts der eben erwähnten Thatsache aber muß anscheinend der Einfluß der Wälder ein in hohem Grade beschränkter und lokaler sein, d. h. er scheint einzelne Gelände vor der Einwirkung gewisser Winde zu schützen und in einer gegebenen Oertlichkeit die Luft zu reinigen oder zu verschlimmern. Die Verdunstung aus dem Boden wird nicht vermindert, noch dessen Fruchtbarkeit gesteigert, denn das eine Feld ist tausendmal mehr absorbierend und befruchtend, als ein ganzer tropischer Wald. Dies lehrt uns der Humus, welcher die Bodenfläche der Pampas bis zu einer gewissen Tiefe bedeckt, während er im größten Teil des Bodens der Waldregion im Gran Chaco kaum bemerkbar ist. Daher ist erwiesenermaßen Ackerbau in der Waldregion beinahe unmöglich ohne künstliche Bewässerung, etwa mit Ausnahme eines Streifens Uferland an den Flüssen Paraguay und Paraná, welcher durch die Nähe großer Wassermassen noch den Vorteil der Nebel und der stärkeren Thaufälle hat. Dagegen ist wenigstens in den tieferen Teilen der Pampas, wo eine reichliche Humusdecke vorhanden ist und das Grundwasser nicht zu tief von der Oberfläche liegt, der Anbau von Cerealien und Knollgewächsen noch ohne künstliche Bewässerung möglich.

Die Anbaufähigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens hängt aber auch von seiner chemisch-mechanischen Zusammensetzung, beziehungsweise von seiner Verwitterung, ab und diese bestimmt die Veränderung des ganzen Vegetationscharakters im Chaco. Je älter und aufgelöster ein Boden, desto günstiger für das Pflanzenleben auf demselben und daher desto fruchtbarer. Die Pflanzen, welche auf dem Urboden oder aufgetauchten Lande wachsen, unterscheiden sich wesentlich von denjenigen, welche das Schwemmland bekleiden; auf letzterem gedeihen mehr die zarteren Gewächse, die ein- und zweijährigen; auf dem Urboden und aufgetauchten Land herrscht der Baumwuchs vor, zumeist der des Hochwalds mit den Bäumen wie der Quebracho (Aspidosperma Quebracho), Urunday, Palo-santo (einer Zygophyllacee) u. a. m. Das Schwemmland ist überall das tieferliegende, während das höher oder hochliegende Land — in der Landessprache der bordo firme oder das Land, welches nie unter Wasser stand und das wir uneigentlich als aufgetauchtes Land bezeichnen — das ältere, ursprüngliche, vorwiegend mit Hochwald bedeckt ist — dasjenige, welches zugleich auch keiner Ueberschwemmung ausgesetzt ist.

Aber auch das tiefer gelegene Land, die Pampa des Gran Chaco, hat ihre Waldflora, welche wir hier ins Auge fassen wollen. Der schwerste Baumwuchs gedeiht im allgemeinen auf dem bordo firme. Der Quebracho colorado (rote) oder Loxopterygium Lorentzii liefert das beste Holz für Wasserbauten oder solche unter Wasser, am Wasser oder an der Erdoberfläche; sein Holz dient zum Ledergerben, zum Färben, ist schwerer als Eichenholz, fault nicht und eignet sich vorzüglich für Eisenbahnschwellen, weil es durch sein Eigengewicht zur Dauerhaftigkeit der Schienenlager beiträgt. Durch ähnliche Eigenschaften zeichnen sich als Bauholz noch der Urunday und Lapacho (Tecoma, eine Bignoniacee) aus, das Holz des letzteren besonders als Zimmerholz, das des Palo-santo für feine Kunsttischlerei. Dies sind lauter harte Hölzer, von einem spez. Gewicht von 1.20 bis 1.50. Bei ihnen finden wir den Juchán, Chorisia insignis, den Baumwollenbaum dessen Holz so locker und leicht wie Kork ist, den weichholzigen (weißen) Quebracho blanco, Aspidosperma Quebracho, welcher zu Wagnerholz und zu allen Geräten und Bauten unter Dach und Fach dient und dessen Laub zum Ledergerben verwendet wird; er ist höher und laubreicher als der Quebracho colorado, obwohl die Stämme der beiden Bäume einige Aehnlichkeit miteinander haben; allein der letztgenannte gleicht in Blatt und Verästung mehr einem Korkbaum, und die Aeste hängen herunter, wie bei einem alten Oelbaum.

Auf dem Lande, welches durch die erste alluviale Thätigkeit des Flusses gebildet wird, also dem ältesten und höchsten und sehr selten überschwemmten Lande, dessen Niveau stets höher liegt als dasjenige irgendwelches anderen alluvialen Landes, finden wir den Algarrobo- oder Carobenbaum, Prosopis, in den verschiedenen Arten, namentlich algarroba und alba; den Chucholo oder Mistol, Zyziphus mistol; den Bréa oder Harzbaum, Caesalpinia praecox, verschiedene Arten von Arome und andere Gewächse von minderer Bedeutung, aber alle im allgemeinen für Bauzwecke ungeeignet wegen der Dünne und geringen Höhe ihrer Stämme; nur der Algarrobo macht eine rühmliche Ausnahme. Dieser verbündet sich mit der Flora der aufgetauchten Regionen und sucht sie in ihrem eigenen Gebiete heim, während er geradenwegs in die Länder von neuerem Datum als diejenigen, worin er seine Wiege hatte, eindringt und mit der schönen Pacará (Euterolobium timbawa) und anderen botanischen Familien gemeinsame

Sache macht, sowie mit dem Chañar, welchen d'Orbigny zur Basis seiner geographischen Klassifikation macht.

In einer höheren Erhebung als der Algarrobo, aber da wo der Boden noch eine genügende Einsenkung zeigt, um mindestens den Regenfall zurückzuhalten, und auf Landstrichen, welche von Nord nach Süd ziehen und eine Länge von etwa 10 Leguas bei einer Breite von etlichen Kilometern haben, finden wir dann den Palmbaum des Chaco. Seine fächerartigen Blätter wachsen büschelweise am Ende des glatten, gleichsam polierten Stammes, der mit leicht eingedrückten Ringen, den Narben der alljährlich abfallenden Blattstengel, gezeichnet ist. Der Stamm ist 10—15 m. hoch und wird zu Dachsparren, Balken und Telegraphenstangen verwendet; die Frucht wächst nuß- und büschelartig und ist, wenigstens für den Menschen, nicht genießbar. Wo diese Palme wächst, verschwinden merkwürdigerweise alle anderen Bäume.

Auf den Alluvialböden von späterer Bildung, welche die sogen. „Inseln" umfassen, die ihren Namen davon führen, daß sie sehr niedrig liegen und vom Flusse bespült werden, in oder nächst welchem sie liegen, zeigt die Flora einen ganz verschiedenen Charakter und besteht aus Weiden, Erlen, Bobos und anderen Sträuchern. Alle diese Gewächse finden sich ebenfalls in der Pampa dem Paraná entlang und überall an fließendem Wasser. Diese „Inselflora" ist von unbedeutendem Charakter und findet sich innerhalb enger Grenzen.

Im Chaco, aber näher an den Bergen, findet man auch die früheren Kolonien von Sebillos (Acacia Cebil), Maulbeerbäumen, Tipas (Machaerium fertile), Lorbeer- und anderen Bäumen, welche, wenn sie auch von Quebrachos und Algarrobos umgeben oder mit denselben vermischt sind, nicht als zur Flora des Chaco gehörend betrachtet werden dürfen, sondern zum Pflanzengürtel des Gebirges zu rechnen sind, welcher anderen Gesetzen gehorcht; dasselbe ist mit der Ceder, der Wallnuß und noch anderen der Fall.

Die vorerwähnten Bäume sind nicht die einzigen, die die Waldflora des Chaco bilden, jedoch die berühmten und beinahe die einzigen dem Handel bekannten. Ihre Dimensionen (ich spreche hier nicht von denjenigen des Gebirgsgürtels) sind durchaus nicht außerordentlich. Im Mittelpunkte des Chaco, wo das Klima ungemein trocken ist, bleiben die Bäume schwach und selten, und sogar in günstigeren Lagen ist der Stamm nicht sehr hoch, ein ernster wiewohl allgemeiner Nachteil an diesen hartholzigen Bäumen.

Diese Gruppen durchschneiden das Gebiet in allen Richtungen, und dies ist begreiflich, da deren Dasein von der Einwirkung des Stromes während der langen Jahrhunderte seines launenhaften Laufes abhängt. Gleichwohl bemerkt man eine Art Kantonierung von einigen minder weitverbreiteten Pflanzen. So gedeiht der Urunday in einer feuchteren Zone längs der Ufer des Paraguay und Paraná, und der Lapacho (eine zu den Bignoniaceen gehörende Art Tecoma) verschwindet und erscheint dann plötzlich wieder allein und überwiegend unter der Flora der Berghänge. Der Palosanto dagegen, eine Zygophyllacee, gedeiht sehr im Mittelpunkt des Chaco, wo das Klima weit trockener ist.

Der Quebracho aber, dessen Laub von fern dem des kleineren Oelbaumes und dem der grünen Eiche gleicht, hängt an seinem aufgetauchten Boden und folgt demselben durch alle Veränderungen des Klima's, vorausgesehen daß nur immer Wärme genug vorhanden ist.

Der Algarrobo ist noch wählerischer und nimmt jede Bodenart an, wenn es sich nicht um Sumpf und Schlamm handelt, so daß derselbe das Wachstum schädigt; er kommt in jedem für Waldbäume tauglichen Klima fort und vermeidet nur Feuchtigkeit und Kälte. Er ist gewissermaßen die Seele der Baumgesellschaft, und wo er fehlt, da erscheinen auch die anderen Bäume nicht, begleiten ihn aber auf seinem Vordringen nach der Pampa hin. Das Vorkommen dieses Baumes in allen Wäldern der Ebene, sein besuchsweises Erscheinen in anderen Bezirken, sein weites Verbreitungsgebiet, seine Freigebigkeit und Nützlichkeit (denn Frucht und Holz werden im umfassendsten Maßstabe verwendet) und endlich seine vollständige Unzertrennlichkeit von seinen Gefährten, denn man kann sagen, der Wald beginnt eigentlich erst, wo der Algarrobo vorkommt, alle diese Gründe berechtigen unseres Erachtens dazu, die Waldregion der Ebene als die Algarrobo-Zone zu bezeichnen.

Er besitzt aber gewissermaßen einen Nebenbuhler in dem Chañar, besonders da wir dessen Ansprüche bereits zugegeben und dem Baume einige Bedeutung verliehen haben; der Chañar des Chaco darf in der That den Kopf hoch tragen und kann mit dem Algarrobo und dem Pacará, mit welchem er manchmal zusammen gefunden wird, an Zierlichkeit und Majestät wetteifern, und niemand könnte ihn dann für denselben Baum halten, welcher in kälteren Regionen einen solch schwachen und armseligen Wuchs zeigt. Er verdient jedoch nicht den Vorzug vor den beiden anderen, weil er weder die Gesellschaft des Quebracho, noch denselben Boden, noch die höheren Ebenen liebt, wo der Algarrobo wächst. Der Chañar vermeidet ein sehr trockenes Klima, welches die natürliche Atmosphäre der beiden anderen Baumarten ist; er gehört unter die letzten Ankömmlinge und steht an gewissen Orten allein; gebrechlich, schwach, unfruchtbar und verkrüppelt kommt er in den Pampas reihenweise wie die Perlen eines Rosenkranzes vor. Auch um seiner Frucht willen, einer Beere mit gelbem Samen, kann man ihn nicht so hoch stellen, obwohl diese, in einem heißen Klima gereift, dem Wanderer oft eine erquickende Labe beut und man einen Syrup aus ihr bereitet, der ein gutes Heilmittel gegen den Husten ist. Dieselbe kann jedoch durchaus nicht mit der Beere des Algarrobo verglichen werden, denn mit einem Brotlaib aus dem Mehl derselben in einer Satteltasche und

einer Handvoll Schoten in der anderen können Roß und Reiter kühnlich der Wüste trotzen.

Jenseit der Algarrobo-Region und südlich von ihr finden wir eine andere Pflanze, Caldén genannt, welche sich einige Hundert Kilometer weit südwärts, bis zum Rio Negro, wo nicht weiter, verbreitet zu haben scheint. Sie wächst anscheinend nicht in der eigentlichen Ebene, sondern auf den den ersten Hügelreihen der Lomas (welche den Cordilleras um einige Dutzend Leguas vorliegen) benachbarten Gebieten. Diese Pflanze herrscht allein oder beinahe allein und gleicht dem Algarrobo so sehr an Rinde, Blatt und Schote, daß sie von vielen Personen irrtümlich für den letzteren gehalten worden ist; das Laub ist aber etwas gerader und weniger breit. Der Stamm ist gewöhnlich kurz, das Holz wegen seines schönen Masers wertvoll für feinere Tischlerarbeit und auch sehr gut für Bauholz unter Dach; es ist aber sehr zerbrechlich und behält seine natürliche Feuchtigkeit lange. Die aus Caldén-Bäumen bestehenden Wälder sind jedoch licht und dürftig. Wir können keine genaueren und vergleichenden Einzelheiten darüber geben, weil wir nur einen Teil der Region erforschten, wo dieser niedrige Baum wächst und die einige Leguas südlich von Cordova beginnt und im Westen durch die Pampa begrenzt erscheint. Er muß eine Varietät des Algarrobo sein und gleicherweise auf einem Boden wachsen, welcher mindestens dem Niveau nächst demjenigen des Quebracho ähnlich ist, wie wir schon bei Erwähnung der Waldregion der Ebene erwähnt haben, von welcher er eine durch geologische Lage und hiemit durch Klima, wenn nicht durch Boden verschiedene Zone bilden muß.

Hieraus ist zu entnehmen, daß die Waldflora eine geologische Theorie ergibt, welche folgendermaßen gefaßt werden kann: Wo der Quebracho vorwaltet, da ist der Boden entweder Ur- oder aufgetauchtes Land; wo der Algarrobo vorherrscht (wenn nicht mit dem Quebracho gemischt), da ist das Land ein Ueberbleibsel einer weit entlegenen Epoche; wo der Pacará und noch weit mehr der Chañar vorwaltet, ist das Land ein Ueberbleibsel einer neueren Zeit und kann an einzelnen Stellen aussehen, als datiere es erst von gestern, je nach der Beschaffenheit der einzelnen Bäume bezüglich der Atmosphäre. Angesichts der Gleichförmigkeit der geognostischen und Wald-Erscheinungen läßt sich diese Norm vom Chaco aus auch auf die übrigen bewaldeten Regionen der Republik anwenden, und durch den Zusammenhang zwischen den Ländern und den wasserführenden Böden können wir diese Norm folgendermaßen nutzbar machen: Wo die Flora aus harten Hölzern (Quebracho 2c.) besteht, da ist der Untergrund dichter, lehmiger, salpeterhaltiger, daher auch undurchlässiger und nur brackisches oder salziges Wasser liefernd. Wo die Flora nur aus weichen Hölzern besteht und noch mehr, wo sie welk und schlaff ist, da ist der Untergrund sandiger, minder salzhaltig, durchlässig und liefert daher, in Verbindung mit den Flußströmungen, gutes Wasser in einer Tiefe, welche derjenigen der Flüsse entspricht. Die Einwohner grübeln nicht viel über diese Thatsachen, handeln aber auf Grund ihrer Kenntnisse derselben beim Graben ihrer Brunnen, wie sich dies beim Eisenbahnbau gezeigt hat.

Wir geben zu, daß diese Schlüsse denjenigen, welche den Chaco nur zu Lande und in seinen minder typischen Regionen bereist haben, nicht ganz genau erscheinen mögen, allein dennoch stellen wir dieselben mit Zuversicht auf, ohne uns an zufällige Einzelheiten zu kehren, welche dieselben allfällig als irrig erscheinen lassen könnten.

Wir haben gesehen, wie die Waldflora uns auch agrarische Kriterien geben kann, welche wir folgendermaßen formulieren: In der Algarrobo-Region, welche das ganze Waldgebiet der mittleren und nördlichen Teile der Republik umfaßt, ist der Ackerbau eine gewinnlose, wo nicht unmögliche Beschäftigung ohne die Hülfe künstlicher Bewässerung, mit welcher aber glänzende Ergebnisse darin zu erreichen sind. Die Ufer des Paraná und Paraguay und deren unmittelbare Umgebung sind jedoch eine Ausnahme und ebenso einige Stellen in der Nähe der Gebirge, wo der Boden seine Erzeugnisse ohne Bewässerung liefert.

Das Schicksal von Ackerbau und Viehzucht muß von der Einwanderung von Menschen und Kapital oder von der Kolonisation abhängen, und bezüglich des Chaco können die Bedingungen von Ertragsfähigkeit und Wirtschaft folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Das Ufergelände des Paraguay innerhalb der heißen Zone ist dem höchsten Landwirtschaftsbetrieb im Großen bei Anwendung auf Zuckerrohr, Tabak 2c. günstig, wenn das große Kapital vorhanden ist, welches zur Hebung von Wasser für die Bewässerung, zum Schutz gegen die Indianer, welche gegen gute Bezahlung gern zur Arbeit helfen und imstande sind, den Extremen ihres heimischen Klima's zu trotzen, und zur Beschaffung von Werkzeug und Maschinen notwendig ist. Das übrige Land sowie der eben erwähnte Teil eignet sich zu Waideland und zur Kolonisation für Familien. Die Wasserstraße, die Nähe bei schon vorhandenen Mittelpunkten von Produktion und Konsum, die Rodung und Ausbeutung von Wäldern, das ganz unentgeltlich oder gegen eine winzige Entschädigung überlassene Land, bilden sämtlich sehr vorteilhafte Bedingungen für den Anbau dieser Bezirke. Die Mitte des Chaco dagegen, wo das heiße Klima den Kolonisten schädlich ist, wo sie den Ueberfällen der Indianer ausgesetzt sind, welche ihnen ihr Vieh hinwegtreiben, ist nur an einigen weit zerstreuten Punkten der Viehzucht und der Anlegung von Straßen nur den Ufern der Flüsse entlang günstig; allein das trockene und heiße Klima und die Nähe der Indianer werden den Kolonisten immer Verdruß bereiten. Die Kosten der Wasserhebung aus den tief eingebetteten Flüssen würden niemals durch den Ertrag der Ernten sich bezahlt machen. Innerhalb der Grenzlinie, welche etwa 500 Km. vom Paraguay und Paraná

entfernt liegt, ist eine Gefahr von Seiten der Indianer allerdings nicht zu befürchten, aber die besten Ländereien sind dort schon vergeben.

Die in der Nähe des Gebirges und an den aus denselben kommenden Flüssen liegenden Bezirke eignen sich zur höchsten Kultur derjenigen Ernten, welche wir schon bei Besprechung des Küstenstrichs erwähnt haben, allein nicht ohne großes Kapital, welches überdem schon zum Ankauf von Grund und Boden erforderlich ist. Die Indianer werden wie bisher die erforderlichen Arbeitskräfte liefern. Aber die ungeheuren Entfernungen für den Transport bieten Schwierigkeiten dar, welche nur durch die Schiffbarmachung des Vermejo erleichtert werden können, wenn diese einmal eine vollendete Thatsache geworden sein wird. An den vorgenannten Orten und in den übrigen vorerwähnten Bezirken ist klug durchgeführte Kolonisation und Viehzucht gelungen und wird gelingen, trotz der ökonomischen Nachteile eines langen Transports für Waren und des hohen Preises von Grund und Boden und der physischen Hindernisse von gefährlichen Fiebern und Malaria.

Das Ufergelände des Paraguay, Paraná und der vielen dazwischenliegenden kleinen Flüsse oder riachos ist in physischer wie wirtschaftlicher Beziehung am besten zur Anlage eines großen Kapitals geeignet und lohnt die Arbeit von Kolonistenfamilien, welche übrigens Auswanderer aus Ländern sein müssen, die weder kalt noch gebirgig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wanderung der Vögel.

Wann die Blätter schnell ihre Farbe wechseln, um bald darauf in all den prächtigen Farben des Herbstes zu prangen, beginnen unsere Vögel fortzuziehen — zwei der sichersten Zeichen des verschwundenen Sommers und des schwindenden Jahres. Einige Vögel sind dann schon nach südlichen Ländern aufgebrochen; andere geben in verschiedener Weise ihre bevorstehende Abreise kund. Für diese Vögel der Sonne und des Südens haben alle Glorien eines Spätherbstes keinen Reiz; ein unwiderstehlicher Drang treibt sie südwärts nach Afrika, sobald die Nächte kühl werden und das Insektenleben spärlicher ist. Von den frühesten Zeiten an, wo der zivilisierte Mensch sich auf die Beobachtung der Gewohnheiten und Lebensweise der wilden Geschöpfe verlegte, ist die Wanderung der Vögel ein Lieblingsstudium gewesen. Beobachter ohne jeglichen Anspruch auf wissenschaftliche Vorzüge haben sich für das Gebahren der Zugvögel ebenso interessiert als die tiefsten Gelehrten oder die vollendetsten Naturforscher. Es gibt in der That nur wenige Personen, welche sich im Frühling nicht nach der Ankunft des Kuckucks oder der Schwalbe umgesehen und deren Abwesenheit im Herbst nicht mit Bedauern bemerkt haben.

Der Vogelzug war ein wenig verstandener Gegenstand, bis die systematischen Untersuchungen der jüngsten Jahre eine Flut von unerwartetem Licht auf die Geheimnisse desselben geworfen haben. Man behauptete, die Vögel werden nach ihren entfernten Bestimmungsorten durch ebenso unveränderliche wie geheimnisvolle Impulse hingeleitet — Afrika war in der That anscheinend wenig mehr als ein riesiger Magnet, und die Zugvögel die fliegenden Nadeln, welche unwiderstehlich nach dessen Küsten gezogen wurden. Die neuere Wissenschaft hat uns jedoch gelehrt, daß die wirkliche Wahrheit noch viel seltsamer ist als die alte Dichtung. Die Wanderung ist eine Gewohnheit, welche langsam angenommen, infolge der so häufigen Uebung allmählich eine unwillkürliche Thätigkeit, das Ergebnis unbewußter Erinnerung geworden ist. Die Zugvögel wandern, weil ihre Vorfahren dies schon Tausende von Jahren vor ihnen gethan haben. Feste sichere Wege werden verfolgt und genau eingehalten, denn die Vögel sind die konservativsten aller Geschöpfe und dieser Konservatismus ist bei ihnen so echt, daß viele Vogelarten Großbritanniens und des nördlichen Europa's zweimal jährlich über die Nordsee dorthin fliegen, anstatt sich auf ihrem Wege von und nach Afrika an das europäische Festland zu halten — sie folgen ohne Zweifel alten Küstenlinien, welche nun unter diesem seichten Meer begraben sind. In derselben Weise kommen andere Vogelarten jeden Sommer gerade quer über die Festländer von Asien und Europa nach Skandinavien und kehren nach ihren Winterquartieren im Malayischen Archipel trotz der Thatsache zurück, daß Afrika für ihren Zweck ebenso passend und nur den vierten Teil der Strecke entfernt ist. Allein sie haben diesen Weg noch nicht kennen gelernt, obwohl alljährlich etliche aus Irrtum die falsche Richtung einschlagen und einige im westlichen Europa gefangen und mit Recht als große Seltenheiten angestaunt werden. Diese Ausdauer in Befolgung gewisser Wege kostet alljährlich unzähligen Vögeln das Leben.

Behufs der Ermittelung der Ursache der Wanderung müssen wir in die entfernte Vergangenheit zurückgehen, in die Periode der letzten Eiszeit. Als die Nordpolarregionen sich noch eines gemäßigten oder selbst halbtropischen Klima's erfreuten, dehnten große Mengen von Vögeln allmählich ihren Wohnsitz nordwärts aus. Wie nun das Klima sich langsam wieder veränderte und der Nordpol abermals eine öde eisige Wüste wurde, sahen sich diese Vögel südwärts nach Afrika und Indien getrieben und zogen sich allmählich vor dem mächtigen Gletscher zurück, welcher langsam südwärts und sogar bis zu den Alpen herab trieb. Sobald diese Gletscherperiode ihren Meridian passierte, zog das Eis sich langsam wieder nach Norden zurück und die Vögel folgten ihm allmählich und kehrten Sommer um Sommer immer näher zum Pol zurück; aber im Winter zogen sie dann wieder nach Süden in ihr altes Obdach. So verhält es sich mit dem Vogelzug und seinen Ursachen noch bis auf den heutigen Tag, alle Vögel, welche im

Winter nicht eine hinreichende Menge tauglicher Nahrung finden können, ziehen südwärts, um sich dieselbe zu verschaffen, während ihre Anhänglichkeit an ihre alte Heimat, an ihre Geburtsstätte sie ebenso unabänderlich im Frühling wieder nach Norden zieht. Merkwürdig genug ziehen sich diejenigen Vögel, die am weitesten nach Norden gehen, um zu brüten, im Winter am weitesten nach Süden zurück. Dies gilt sowohl von Individuen wie von Arten. Die Schwalben, welche im Sommer nach England kommen, überwintern in Zentralafrika in der großen Sahara, diejenigen, welche die arktischen Regionen besuchen, fliegen weiter bis zum Kap. Vögel, welche den Sommer beinahe am Nordpol verbringen, suchen im Winter Südafrika, Australien und Südamerika auf. Sie passieren viele Straßen nach und von ihren nördlichen Standorten — einige ziehen direkt über die Meere, andere folgen den Küstenlinien, Flußthälern, Bergpässen. Einige wandern im Herbst von Ost nach West, andere von Nord nach Süd, und diese Straßen der Zugvögel sind so kompliziert, daß der von den einen gewählte Weg sehr oft denjenigen einer anderen Art unter rechten Winkeln kreuzt. Jedes Jahr verlieren viele junge Vögel, welche die Reise zuvor nie gemacht haben, ihren Weg, geraten in den unrichtigen Zug der Auswandernden und tauchen an den ungewohntesten und abgelegensten Orten auf.

In der Regel beurteilen die Vögel ihre Zeit zum Wandern mit wunderbarer Genauigkeit; allein zuweilen erscheinen sie doch zu begierig und kommen zu früh an, nur um die Nahrung spärlich zu finden, worauf sie dann gewöhnlich wieder südwärts wandern. Der Zug ist mit vielen Gefahren verknüpft, und von den Millionen Vögeln, welche im Herbst gen Süden ziehen, überlebt nur ein sehr kleiner Prozentsatz die Reise oder kehrt im Frühling zurück. Hungrige Falken sind immer auf der Lauer wegen der müden Wanderer; Tausende gehen auf der Reise an Futtermangel oder Ermüdung zu grunde; andere verfehlen beim Flug über das Meer ihren Weg und ertrinken. Viele andere werden, wenn sie die Küsten passieren, in Netzen gefangen, besonders in Italien; viele rennen sich an den Leuchttürmen das Hirn ein, von dem Leuchtfeuer angezogen, wie die Motte vom Kerzenlicht. Der Zug der Vögel ist am deutlichsten im Herbst, denn sie sind dann am zahlreichsten und wandern in großen Scharen oder Flügen. Merkwürdigerweise sind die jungen Vögel immer die ersten, welche fortziehen, gewöhnlich begleitet von einigen alten Vögeln, welche wahrscheinlich als Führer dienen. Viele Vögel scheiden sich beim Ziehen nach Geschlechtern; die Männchen sind meist die letzten, welche uns im Herbste verlassen, und die ersten, welche im Frühling ankommen; einige ziehen paarweise, wieder andere allein oder mischen sich unter einen Flug von verschiedenen Arten. Einige Vögel wandern bei Tag, andere bei Nacht und viele setzen ihre Reise beinahe ununterbrochen fort, bis sie ihr Ziel erreichen. Im Herbst wandern die meisten Vögel langsamer als im Frühling und verweilen an einem Lieblingsort oft einen oder zwei Tage, um sich zu erholen und neue Kraft zu sammeln. Die Strecke, welche die Vögel in Einer Nacht zurücklegen, und die ungeheuren Höhen, in welchen sie fliegen, sind beinahe unglaublich. Außer den wahren Zugvögeln gibt es auch noch uneigentliche, zigeunerhafte, welche im Winter gerade auf den Grenzen des Frostes herumwandern. Sie haben keinen regelmäßigen Winteraufenthalt, kommen nur bei starkem Frost nach Süden und ziehen wieder nordwärts, sobald der Bann der Kälte gebrochen ist.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Leuchtturmwärter an unseren Küsten zur Aufklärung vieler von den Geheimnissen der Vogelwanderung beigetragen haben. Ein Ausschuß von Naturforschern und Vertretern gelehrter Gesellschaften hat sich mit diesem interessanten Gegenstand mehrere Jahre lang beschäftigt; die Berichte der Leuchtturmwärter sind regelmäßig gesammelt und alle interessanten Erscheinungen sorgfältig verzeichnet worden. Man kann auf vielen dieser Leuchttürme jeden Herbst eigentümliche Szenen beobachten, welche aber zur Unbedeutendheit herabsinken im Vergleich zu den wundervollen Auftritten auf der Insel Helgoland, welche in einer der breiten Straßen des Vogelzuges zwischen dem Festland und den britischen Küsten wie ein Trittstein in der Nordsee liegt. Die Bewohner sind sich dieser interessanten Thatsache wohl bewußt und geborene Vogelfänger, und in den Nächten der Zugzeit rückt die ganze Bevölkerung aus, um sich an der Beute zu beteiligen. Ungeheure Mengen von Vögeln werden hier gefangen; 15,000 Feldlerchen in einer einzigen Nacht können einen ungefähren Begriff von der Ausgiebigkeit des dortigen Vogelfanges geben, und doch wird nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Vögel gefangen im Vergleich zu denen, welche die Insel wohlbehalten passieren. In dunklen Herbstnächten wimmelt es buchstäblich oft plötzlich in der Luft von Vögeln und der Leuchtturm verschwindet förmlich in einem fortwährenden Strom gefiederter Wanderer aller Art, welche alle darauf erpicht und im Begriff sind, ihren Winterquartieren zuzuziehen. Der Boden auf Helgoland wird dann bald bedeckt mit ermüdeten Vögeln und die Einwohner brauchen nur nach Herzenslust ihre Netze darüber zu werfen. Myriaden von diesen Vögeln ziehen dann, wenn sie Helgoland passiert haben, über die Nordsee nach Großbritannien, um dort zu überwintern, oder passieren nur die östlichen und südlichen Küsten Englands, um wieder über das Meer zu fliegen und an den Küsten von Frankreich und Spanien hinab nach Afrika zu gelangen. Von unseren einheimischen Vögeln sind weit mehrere Zugvögel als man gewöhnlich vermutet. Ebenso in England, wo im Sommer 50—60 verschiedene Arten regelmäßig eintreffen, um im Herbst wieder fortzuziehen, während andererseits etwa 40 Arten im Herbst nach England kommen, um dort zu überwintern und erst im Frühling wieder abzuziehen. In England scheinen auch viele Vögel direkt nach Süden zu ziehen,

bis sie den Ozean erreichen, worauf sie der Küstenlinie von Land's End bis nach Dover folgen, den kürzesten Weg über den Kanal nach dem Festland nehmen und dann dem Mittelländischen Meere und Afrika zusteuern. Ganz in ähnlicher Weise passieren ungeheure Mengen von kleinen Vögeln alljährlich längs der britischen Downs oder Dünen.

Die Wanderung ist sicher einer der interessantesten Züge in dem Leben vieler unserer deutschen Vögel. Man sehe die Schwalbe über den Tümpfeln und Wiesen kreisen, man höre den Kuckuck in den Baumkronen im deutschen Wald rufen oder die kleinen Sänger im Gezweige flöten, sie alle sind typische Zugvögel. Von welchem erhöhten Interesse erscheinen sie uns umgeben, wenn wir erwägen, wie diese kleinen Geschöpfe zweimal in jedem Jahre ihres Lebens einen Weg von vielen Tausend Meilen über Land und Meer zurücklegen ohne Karte und Kompaß und nur mit ihren kleinen Schwingen, welche sie auf ihrer weiten Wanderung tragen müssen. Nicht der niemals irrende Instinkt ist der Einfluß, welcher sie bewegt; sie werden geleitet von einer Befähigung zu Vernunftschlüssen, welche in den meisten Fällen richtig sind, aber auch gelegenheitlich trügen können, wie wir gesehen haben.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Teufelsanbeter in Armenien und der Urmiya-See. Die nestorianischen Christen belegen mit dem gräßlichen Namen Teufelsanbeter gewisse über das russische und türkische Armenien und im Tigristhal bis nach Mossul hinab verbreitete Gemeinden, über welche wir im „Ausland" 1886,[1] Nr. 39 und 40 einen Aufsatz gebracht haben. In der Nähe von Mossul, in den Vorbergen von Kurdistan, liegt Ba-Hasani, die heilige Stadt der Jesiden oder Teufelsanbeter, welche den Tempel und das Mausoleum ihres Schech Adi enthält, und nicht weit davon das Dorf Baschiyka, wo ihr bürgerliches und religiöses Haupt wohnt. Der Sage nach verdankt ihr Glaube seinen Ursprung gewissen abtrünnigen Gliedern der armenischen Kirche, und ihr Name wird verschiedentlich abgeleitet von Jesu oder Jesid, einem ihrer Häuptlinge, oder auch von der Stadt Jezd. Ihr Glaube hat jedoch wahrscheinlich einen weit älteren Ursprung und mag von dem Einfluß aller derjenigen Religionen herrühren, welche vom Zoroastrianismus bis zum Islam über jene Gegenden hingezogen sind. Sie bringen der Sonne bei ihrem Aufgang Gebete dar und küssen den Ort, welcher zuerst von ihren Strahlen berührt wird. Bei gewissen festlichen Gelegenheiten wärmen sie sich die Finger ihrer rechten Hand an der Flamme der heiligen Kerze, fahren dann mit denselben über ihre rechte Augenbraue und küssen dieselben. Sie nennen das höchste Wesen Allah und verehren den Stifter des Islam als einen Propheten und Christum als einen großen Engel und nennen ihn Ben Isai Nurani (Jesus, Sohn des Lichtes), welcher eines Tages kommen wird, um die Welt zu regieren. Sie wünschen in gutem Einvernehmen mit Schaitan, dem Teufel, zu leben und haben einen solch gewaltigen Respekt vor ihm, daß sie niemals seinen Namen auszusprechen wagen, sondern ihn Melek-Taup nennen und ihn symbolisch als einen Leuchter und in Gestalt eines Vogels verehren. Unser Donnerstag ist ihr Sabbath. Sie fasten vierzig Tage im Frühjahr, sind jedoch in Beobachtung dieser Fasten nicht streng, denn ein einzelnes Familienglied darf für sich selbst und alle anderen Mitglieder fasten. Kinder werden unmittelbar nach der Geburt mit dem Wasser der heiligen Quelle an dem Grabe des Schech Adi getauft. Zu diesem Zwecke wird jenes Wasser durch Bettelmönche (Kawâl), welche alle zu einer einzigen Familie gehören, nach Orten gebracht, welche von der heiligen Quelle sehr weit entfernt sind. Die von diesen Mönchen auf ihren Bettelfahrten gesammelten Almosen werden in drei Teile geschieden: die Hälfte bekommt das Mausoleum des Schech Adi, ein Viertel erhält das Haupt der Sekte und ein Viertel der Kawâl selbst. Außer diesen Bettelmönchen haben sie noch Oberpriester oder Schechs und eine untergeordnete Klasse von Tempeldienern oder Fakiren, und noch eine andere Klasse, die sogenannten Dschirs (auf Kurdisch wörtlich „alte Männer, Aeltesten"), welche bei den Gläubigen in hohem Ansehen stehen und wegen ihres frommen Lebens und ihres angeblichen Vermögens, Krankheiten zu heilen, im Geruche besonderer Heiligkeit stehen. Wer den Priestern einen hinreichenden Reichtum durch Almosen spendet, kann sich die ewige Glückseligkeit erwerben. Die Beschneidung wird nicht strenge verlangt, sondern der Wahl des Familienhauptes überlassen. Die Jesiden haben einen Widerwillen vor der blauen Farbe und tragen nie ein Kleidungsstück von derselben. Sie stehen im Rufe strenger Ehrlichkeit und Sittlichkeit und bezeugen ihren Frauen eine große Achtung, so daß eine Frau sogar die Priesterwürde erben kann. Vielweiberei ist nur dem Stammeshäuptling erlaubt; der gemeine Mann darf nur Ein Weib haben, das er sehr oft der Mutter um einen ziemlich hohen Preis abkaufen muß. Die Priester und Kawâl dürfen nicht aus ihrer Kaste hinaus heiraten. Eine Witwe kleidet sich in Weiß und die Etikette verlangt sogar, daß sie sich Staub auf's Haupt streue und ihr Gesicht mit Lehm beschmiere. Die Leichen werden zuerst gewaschen und dann mit dem Gesicht gegen den Polarstern begraben. Beim Schlachten von Tieren wird denselben mittelst Durchschneiden der Halspulsader alles Blut abgezapft, ähnlich wie bei den Juden und Mohammedanern. Sie hängen mit großer Zähigkeit an ihrem Glauben, verweigern aber allen Proselyten die Aufnahme in ihre Reihen.

[1] „Die Jeziden und ihre Religion", von Dr. L. E. Browski, S. 761 und 785.



Wir entnehmen die vorstehenden Einzelheiten im Auszug der Schilderung einer Reise, welche unser geehrter Mitarbeiter Herr Gustav Pauli im November 1886 von Tabris nach Wan gemacht und im 11. Heft der „Mitteilungen" der Lübecker Geographischen Gesellschaft veröffentlicht hat. Dieselbe Reiseschilderung enthält viele lesenswerte Belehrung über die Sitten und Lebensweise der verschiedenen Völkerschaften, deren Wohnsitze der Verfasser berührte, und zahlreiche gelegentlich angeführte Thatsachen von streng geographischer Bedeutung. Sein Weg führte den Reisenden in der Nähe des Urmiya-Sees vorüber, und der Reisende benützte die Gelegenheit, demselben einen Besuch abzustatten. Er erreichte den See an dessen Nordostseite und näherte sich dem Ufer desselben durch eine sumpfige Ebene, welche mit einem übelriechenden schwarzen Schlamm bedeckt war. Das einzige Lebenszeichen in den salzigen Gewässern war ein einsamer junger, weißer Flamingo. Die Zusammensetzung des Wassers des Urmiya-Sees ist nach Vogt folgende: in tausend Teilen sind 190.5 Teile Chlornatrium (Kochsalz), 9.8 Schwefelverbindungen und 5.2 Chlormagnesium enthalten. Kein Fisch kann darin leben, keine Muschel wird jemals an seine Ufer gespült; die einzigen darin wohnenden Geschöpfe sind angeblich gewisse seltsam gestaltete Kruster. Die größte Länge des Sees ist ungefähr 21 e. Mln., die größte Breite 7 e. Mln., die Tiefe sehr unbeträchtlich. Der Spiegel des Sees liegt in einer Meereshöhe von 4080 F. Die Berge reichen nur an wenigen Punkten bis zum Wasserrande herab. An die Westseite stößt eine ausgedehnte, meist fruchtbare Ebene. Gegen Süden begrenzen Salzsümpfe und ebene Steppen die Ufer. Die Ebene von Urmiya soll mit Ausschluß der gleichnamigen Stadt, welche für den Geburtsort Zoroasters gilt, eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Seelen haben.

* Siam. Wir geben nachstehend einen kurzen Auszug aus einem Vortrage, welchen Mr. James M'Carthy vor der Versammlung der British Association in Manchester hielt. Der Hauptzug in der physischen Geographie von Siam ist sein prächtiges Flußsystem. Der wichtigste Strom ist der Menam, an welchem Bangkok, die Landeshauptstadt, liegt. Ungefähr 100 e. Mln. oberhalb seiner Mündung gabelt sich der Strom; seine Arme durchströmen reich angebaute Gegenden, welche eine große Menge Reis erzeugen und deren Ufer ziemlich dicht mit Dörfern besetzt sind. Außer dem Menam nimmt der Schooß des siamesischen Meerbusens noch zwei andere Flüsse von bedeutendem Umfange auf: den Meklong, welcher aus dem Grenzgebirge kommt, das Siam von Burmah scheidet, und den der Hochebene von Khorat im Osten entspringenden Bangpakong. Alle diese Wasserstraßen sind durch Kanäle miteinander verbunden und wimmeln immer von Booten und Flößen. Das Land wird alljährlich überschwemmt, und von dieser Thatsache hängt der Erfolg der Reisernte ab. Die nordöstlichen Teile des Reiches werden ebenfalls bewässert durch den May-nam-kong und Mekong, den großen Fluß von Kambodscha und Cochinchina, welcher aber für Schifffahrtszwecke wenig günstig ist, da sein Fahrwasser vielfach durch Felsen und Stromschnellen gehemmt wird. Die Oberfläche des eigentlichen Siam ist meist flach und wird nur gelegentlich von vereinzelten Hügeln und zerklüfteten Höhenzügen von Kalksteingebirgen unterbrochen. Allein hinter Chiengmai, im Nordwesten des Landes, zweigen sich zwei Gebirgszüge ab, deren einer gerade südwärts durch die malayische Halbinsel bis nach Singapore verläuft, Siam von Burmah scheidet und Bergspitzen bis zu 7000 F. Meereshöhe aufweist. Der andere Höhenzug verläuft im allgemeinen parallel mit dem Laufe des May-nam-kong, bis er in das Land Kambodscha eintritt. Siam liegt ungefähr zwischen 5 und 20° n. Br. und hat, weil es von den Monsuhnen abhängt, nur zwei Jahreszeiten. Das dazwischenliegende burmosiamesische Grenzgebirge hindert den Südwestmonsuhn, eine übermäßige Feuchtigkeit über Siam zu verbreiten. Während der letzten vier Monate des Nordostmonsuhns (vom November bis Februar) herrschen trockene Witterung und kühle Winde vor. Von Mitte Februar bis Juni, wo die Regen eintreten, herrscht eine furchtbare Hitze, obwohl in Bangkok der Thermometer während dieser Zeit selten bis auf 35° C. steigt und im Winter gelegentlich auf 15.5° fällt. Der jährliche Regenfall in Bangkok beträgt ungefähr 67 Zoll, muß aber im Inneren bedeutend höher sein. Malaria-Fieber sind ein allgemeines Leiden; die Cholera herrscht mehr im unteren als im oberen Siam und die Pocken sind in den Lao-Staaten gegen Norden ganz gewöhnlich. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Reis, Rindvieh, Zucker, Pfeffer, Kardamomen und Elfenbein, und aus der Malayischen Halbinsel Zinn, Blei, Gold und Kautschuk; die Einfuhr besteht vorwiegend in Maschinen und gewobenen Zeugen. Im Lao-Lande bilden Elefanten, Büffel, Maultiere, Esel und Lastträger die vorwiegenden Verkehrsmittel. Die Maultiere und Esel kommen aus Jün-nan, gewöhnlich mit Opium beladen. Die Lastträger tragen meist Rohseide und Benjamin-Gummi, welche sie gegen europäische Waren aus Maulmein vertauschen. Die Landeseinwohner, deren Zahl man auf ungefähr zehn Millionen Köpfe schätzt, bestehen aus eigentlichen Siamesen, Kambodschanern, Burmanen, Annamiten, Malayen und Chinesen, außer den Laos-Stämmen, welche das Gebirgsland im Norden bewohnen. Die Bevölkerung treibt zum größten Teil Ackerbau und ihre Städte bestehen gewöhnlich in Gruppen von Dörfern, welche den Flußufern entlang zerstreut liegen. Die Hauptstadt des Landes, welche mit dem Vorrücken der Siamesen nach Süden immer weiter südwärts geschoben wurde, hat sich stets durch die Pracht ihrer Tempel ausgezeichnet, und hierin bildet Bangkok, die neunte und dermalige Hauptstadt, keine Ausnahme. Sie hat eine Bevölkerung, welche bald auf 300,000, bald auf mehr als 700,000 geschätzt wird. Unter den nächstbedeutenden

Städten sind anzuführen: Chorat, im Thale des May-nam-kong, in einem wegen seiner riesigen Ruinen von Steintempeln berühmten Bezirk; Chiengmai, am Me-ping, dem nordwestlichen Arme des Menam, und Luang-Prabang, am May-nam-kong. Die nationale Religion ist der Buddhismus. Jeder Mann im ganzen Reich muß, nachdem er das einundzwanzigste Jahr erreicht hat, wenigstens eine Zeit lang der Priesterschaft angehört haben. Der gegenwärtige König ist ein sehr aufgeklärter Souverän, welcher sich redlich alle Mühe gibt, seinem Volke die Ergebnisse der europäischen Zivilisation zuteil werden zu lassen. — Mr. M'Carthy hat eine Landkarte, hauptsächlich von der Provinz Luang-Prabang und deren Umgebung, mitgebracht, woraus zu ersehen ist, welche Fortschritte die Landesvermessung im Norden und Nordosten unter der Leitung eines von Europäern eingerichteten topographischen Bureau's neuerdings gemacht hat. Die wichtige und malerische Hauptstadt dieser Provinz ist kürzlich durch die „schwarzen Flaggen" zerstört worden.

Litteratur.

* Ott, Adolf, und Balmer, Hans: Nordamerika, Vereinigte Staaten von Amerika (Alaska und Canada). Geographisches Handbuch und Reisebegleiter unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse. Mit zahlreichen Abbildungen und lithographischen Tafeln. Zweite Auflage des Führers nach Amerika. Bern, Verlag von Nydegger und Baumgart, 1887. — So groß auch die schon vorhandene Menge der Handbücher für Auswanderer nach Amerika ist, so hat doch jedes neu erscheinende, sofern es nur auf der Höhe der Zeit steht, wieder seine Berechtigung, denn nicht nur wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Auswanderungslustigen, sondern die Zustände drüben in Amerika ändern sich auch mit rapider Schnelligkeit unter den verschiedensten Einflüssen. Unter diesem Gesichtspunkte heißen wir diese neue Auflage eines schon anerkannten und vielverbreiteten Reiseführers nach Amerika willkommen, da er in der That anscheinend auf der Höhe der Zeit steht. Das Buch schildert in seinem allgemeinen Teil die Geographie, Topographie, Klimatologie und Pflanzengeographie von Nordamerika, die Union in ihrer Bevölkerungszunahme, das Kulturgebiet von Britisch-Nordamerika, Alaska, die weiteren Hülfsquellen, die Verbindungen mit Europa, das Verkehrswesen, die sozialen, industriellen und wirtschaftlichen Zustände, die Landwirtschaft 2c. in Canada und den Vereinigten Staaten und gruppiert sie dann in seinem besonderen Teile behufs einer genaueren Schilderung in die Neu-England-, die atlantischen Mittel- und Südstaaten, die Golfstaaten, die Staaten des Mississippi- und Ohio-Beckens, des Nordwestens, in die Staaten und Territorien der Prärie- und Steppenregion, die der Westgebirge und in die pazifischen Staaten und Territorien, und verbreitet sich in einem Anhang noch über verschiedenes, was dem einwandernden Landmann besonders zu wissen notthut. Die hübsche Illustration ist gut gewählt und trägt besonders den Naturschönheiten und -Wundern, sowie den Eigentümlichkeiten des Volkslebens, dem Baustyle in den Vereinigten Staaten Rechnung. Häufige Spezialschilderungen, den neuesten und besten Reisewerken von Hesse-Wartegg, Ratzel u. a. entlehnt, beleben den Inhalt, und es scheint wirklich nichts vergessen zu sein, was dem Auswanderer und Reisenden zu wissen notwendig und nützlich ist, so daß das Buch auch in seiner neuen Auflage einen großen Leserkreis finden wird.

* Asbóth, Joh. v.: Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien. Mit 35 ganzseitigen und 187 Text-Illustrationen, Original-Photographien, einer historischen und drei statistischen Karten und Tabellen. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, 1887. — Zu den relativ unbekanntesten und doch in jeder Hinsicht denkwürdigsten und interessantesten Ländern Europa's gehören die Gebiete, welche in dem vorliegenden gut geschriebenen und trefflich illustrierten Bande geschildert werden, die nach einer mehr als vierhundertjährigen Regierung des Türkensäbels diesem nun glücklich wieder entrissen worden sind, um der Segnungen der europäischen und christlichen Kultur und einer friedlichen Entwickelung teilhaftig zu werden. Beide von Natur reich und fruchtbar, von einem energischen und anstelligen Volke bewohnt, haben eine glänzende Vergangenheit und in derselben eine ziemlich hohe Kultur gehabt, welche unter der Vergewaltigung durch den Islam und das Türkentum untergieng und von welcher man auch heute noch überall Spuren und Denkmäler findet. Außerdem sind diese Länder so verhältnismäßig schwach bevölkert, daß in ihnen noch Hunderttausende fleißiger Einwanderer aus dem Westen Raum finden. Dies alles empfiehlt diese Länder auf das lebhafteste unserem Interesse und eröffnet ihnen noch eine große Zukunft. Das Erscheinen einer eingehenden allseitigen Schilderung derselben auf Grund eigener Anschauung und Studien ist daher ebenso zeitgemäß als willkommen, und wir beeilen uns, dieses Werk, von welchem einstweilen zwei Lieferungen uns vorliegen, hier anzuzeigen, und werden nach dem vollständigen Erscheinen desselben darauf zurückkommen.

Notizen.

Eine Expedition unter Führung der Messrs. J. R. Browne und Cecil S. Gilleti, welche von dem in 31° 53′ 15″ s. Br. und 116° 47′ 15″ östlich v. Gr. gelegene Städtchen York der Kolonie Westaustralien, in der Richtung auf Port Eucla, an der südlichen Ostgrenze der Kolonie, über ein meist noch gänzlich unbekanntes Gebiet reisen wollte, hat ihren Zweck nicht erreichen können. Nachdem man anfänglich leidlich begrastes, aber wasserarmes Land passiert hatte, fiel man in ein wasserloses Wüstenland ein, in welchem bald sämtliche Pferde der Reisegesellschaft krepierten. Man mußte nun das ganze Gepäck zurücklassen und versuchen, zu Fuß an die noch 260 Km. entfernte, an der südlichen Meeresküste in 32° 15′ s. Br. und 126° 20′ ö. v. Gr. gelegene Eyre-Sandpatsch-Station des Ueberlandtelegraphen, zwischen den Kolonien Westaustralien und Südaustralien, zu gelangen. In kläglichem Zustande traf man auf der Station ein und wurde, auf eine Depesche nach Sydney, durch einen von dort abgeschickten Dampfer von hier abgeholt. Die australischen Wüsten lassen sich nur mit Kameelen bereisen. Gr.

* Die sehr rührigen Royal Geographical Societies of Australia haben beschlossen, eine Expedition zur Erforschung des noch immer unbekannten nordwestlichen Teiles von Australien auszusenden. Die Führung wird wohl dem berühmten australischen Explorer Mr. Ernest Giles übertragen werden und wahrscheinlich vom Lake Amadeus in 24° 45′ s. Br. und 130° ö. L. von Gr. ausgehen und von da ab in nordwestlicher Richtung verlaufen. Die erste Expedition, welche Mr. Giles am 23. August 1872 von Chambers Pillars, einem 180 Fuß hohen wunderbaren säulenartigen Gebilde aus weißem und zuletzt roten Sandstein in 24° 53′ s. Br. und 133° 47′ ö. L. von Gr., aus unternahm, endete bei dem von ihm entdeckten Lake Amadeus, einem morastigen Salzsee von bedeutendem Umfange. Die Kosten dieser Expedition sind auf 1500 Lstrl. veranschlagt. Gr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 3. Stuttgart, 16. Januar 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Etwas über die Goajira-Indianer.

Die nachstehenden Mitteilungen sind einem offiziellen Bericht meines Gatten, H. E. Plümacher, nordamerikanischen Konsuls zu Maracaibo, Venezuela, entnommen[1] und beruhen teils auf eigener Anschauung, teils auf verbürgten Berichten.

Die Goajira-Indianer bewohnen die gleichnamige Halbinsel, welche mit ihrer einen Hälfte den äußersten nordwestlichen Teil von Venezuela bildet, zur anderen Hälfte aber zu Columbia gehört. Obgleich diese Halbinsel zwischen der so rasch in der Kultur fortschreitenden Provinz Zulia (Venezuela) und dem bevölkerten columbianischen Territorium Rio Hacha liegt, sind doch keine Versuche gemacht worden, dieselbe der Kolonisation zu eröffnen. Auf der nordwestlichen Seite würde die prachtvolle Bay von Bahia Honta einen günstigen Hafen bieten; die Südgrenze des Indianergebietes bildet der Fluß Limon. Nur die Gegend seiner Quellen ist angebaut, in seinem weiteren Laufe aber durcheilt er gänzlich jungfräuliches Land, wo Mahagoni und andere wertvolle Holzarten, überhaupt eine sehr reiche und wertvolle Flora üppig gedeiht.

Uneingeschränkt, wie zur Zeit der spanischen Invasion, sind die Indianer Herren des Landes und verblieben in völliger Unabhängigkeit, keine andere Obrigkeit anerkennend, als ihre eigenen Häuptlinge.

Die Regierung von Venezuela begnügt sich, einen militärischen Posten an die Grenze zu stellen, zur Abwehr räuberischer Ausfälle in die angrenzenden Ansiedelungen und Vieh-Farmen der Weißen. Dessenungeachtet rotten sich die Indianer zuweilen zusammen und überziehen, mehrere Hundert Köpfe stark, das kultivierte Land, um zu plündern. Im Februar 1886 z. B. wurde das Grenzgebiet nahe dem beträchtlichen Städtchen Sinamaica von 400 Goajiras, wovon 250 beritten waren, überfallen, und es nahmen dieselben mehrere Hundert Stück Vieh und eine Anzahl Pferde; bevor sie aber ihren Raub auf ihr Gebiet treiben konnten, griffen 55 Weiße sie an und töteten im ersten Gefecht ihren Anführer. Dadurch kam die Bande so in Auflösung, daß es ihren minderzähligen Verfolgern nicht nur gelang ihnen die Beute abzunehmen, sondern noch eine große Anzahl wertvoller Indianerpferde zu erbeuten. Nach einem Gefecht, welches fast einer Abschlachtung gleichkam, flohen die Ueberlebenden ins Innere ihres Gebietes und wagten seither keinen Raubzug mehr.

Die Goajiras teilen sich in eine Anzahl Stämme oder Clans; doch gehören alle derselben Rasse an, haben eine gemeinsame Sprache und gleiche Sitten. Sie sind ein kräftiger, stämmiger Schlag mit dunkler Hautfarbe und straffem Haar. Sie sind händelsüchtig und leben unter sich fast immer in Aufruhr.

Obgleich die Goajiras bis jetzt jeder Beeinflussung widerstanden haben und Haß gegen alle, die nicht zu ihrer Rasse gehören, zeigen, erkennen sie doch die Vorteile der Handelsverbindungen mit den Weißen, und während der trockenen Jahreszeit kommen sie häufig nach den Grenzansiedelungen. Sie treiben nämlich eine nicht unbedeutende Viehzucht und vertauschen ihre Rinder, Pferde und Esel, sowie auch Häute, unter Umständen wohl auch ihre eigenen Kinder, gegen weiße und bedruckte Baumwollzeuge, Messer, Glasperlen u. dgl., besonders aber auch gegen

[1] „Reports from the Consuls of the United States", Nr. 78, Mai 1887. Washington, Government's Printing-Office.

Rum, den sie in großen Quantitäten konsumieren. Es wagen sich aber auch Händler in ihr Gebiet hinein. Um dieses mit einiger Sicherheit thun zu können, müssen dieselben in ein freundschaftliches Verhältnis zu den Häuptlingen treten. Dies geschieht gewöhnlich vermittelst Heirat, welche bei den Goajiras ganz nur als Geschäft erachtet wird. Da die verschiedenen Stämme aber oft in Fehde miteinander sind, so muß der Händler, um die verschiedenen Distrikte bereisen zu können, in verschiedene Clanschaften hinein heiraten. Natürlich bleiben die Frauen im Kreise ihrer Angehörigen und erfreuen sich der Gegenwart ihres Gatten nur vorübergehend, wenn dieser auf seinen Geschäftsreisen ihren Wohnort berührt. Solche Verbindungen sind aber eine kostspielige Geschichte, denn nicht nur müssen unter Umständen mehrere Hundert Dollars an den Vater bezahlt werden, sondern auch sämtliche Verwandten des Mädchens beanspruchen Geschenke vom Bewerber.

Der Verkauf von Waffen an die Indianer ist durch die Gesetze verboten; das Verbot wird aber sehr häufig übertreten, da der große Gewinn, der bei diesem Artikel zu erzielen ist, zu verlockend wirkt. So besitzen denn die Goajiras viele Remington- und andere moderne Gewehre neben altmodischen Perkussions- und Steinschloßflinten; die letzteren sind besonders beliebt, da nicht immer Munition und Zündhütchen für die modernen Waffen zu bekommen sind. Ihre originalen Waffen sind Bogen und Pfeil, und zwar gebrauchen sie dreierlei der letzteren. 1. Der „Hatu" mit einem geschärften Nagel als Spitze, zur Erlegung von Vögeln und der großen, eßbaren Eidechsen; 2. der „Siguaraia" mit widerhakiger, aus einer Messerklinge gemachter Spitze, wird zum Krieg und zur Jagd gebraucht; 3. der „Aimara", der vergiftete Pfeil, bestehend aus einem drei Fuß langen Rohr, die Spitze aus einem Stachel des „Sting ray" (Stachelrochen) gemacht, welcher in ein Gift getaucht ist, welches auf folgende Weise hergestellt werden soll: tote Schlangen und Kröten werden in einem Geschirr so lange beigesetzt, bis sie eine gleichförmige, schleimige Masse bilden, welche dann über dem Feuer abgedampft und verdickt wird. Die Verwundung durch einen solchen Pfeil soll in 1—5 Tagen töten; Rettung ist möglich, wenn der Pfeil sogleich aus der Wunde gezogen und diese geätzt wird.

Die Kleidung der Goajira ist einfach; die Männer tragen gewöhnlich nur ein Stück Zeug um die Hüften und einen Ring aus zierlich geflochtenem Gras um den Kopf. Bei festlichen Gelegenheiten aber tragen sie große, weite Mäntel von sehr dichtem und gefärbtem Baumwollgewebe, dazu einen Kopfputz aus Federn; die Gesichter werden phantastisch bemalt. Die Frauen tragen lange, weite Gewänder von Baumwollzeug, einfach wie ein Sack gemacht, nur mit Oeffnungen, um den Kopf und die Arme durchzustecken. Als Schmuck tragen beide Geschlechter Hals- und Armbänder von Glasperlen verschiedener Art, alles importierte Ware. Der höchstgeschätzte Schmuck aber besteht aus durchbohrten, roh geschliffenen Kugeln von Jaspis, Onyx, Carneol und Achat und zweifelsohne von hohem Alter, die mit großer Sorgfalt von Generation zu Generation vererbt werden. Solche durchbohrte Schmucksteine werden auch in alten Grabhügeln, über deren Entstehung die Indianertraditionen nichts auszusagen wissen, gefunden; die genannten Steinarten aber werden im natürlichen Zustand nirgends im Gebiete der Goajiras gefunden, so daß angenommen wird, daß die Vorfahren bei ihrer Einwanderung aus einem anderen Teil des Kontinents die Schmucksteine mitgebracht hätten.

Bezüglich der Sitten dieser Goajira-Indianer ist besonders der Krämersinn, der sich in denselben ausdrückt, merkwürdig. Bezüglich des Heiratens haben wir schon gesehen, daß die Tochter dem Vater (resp. dem Bruder oder Neffe, wenn der Vater tot ist) abgekauft werden muß. Ist das Mädchen mannbar, so bezieht es eine eigene Hütte, muß seinen Schmuck ablegen und trägt ein langes, weißes Gewand; während der ersten Tage seiner Absonderung darf es nichts genießen als den Absud gewisser medizinischer Kräuter, genannt „Haguaye." Diese Zeit der Einschließung, während welcher das Mädchen „Surtirse surapaura" genannt wird, ist die Lehrzeit für die künftige Ehefrau; sie wird in allen häuslichen Arbeiten, dem Spinnen, Färben, Weben, der Anfertigung der Hängematten, Kleider u. s. w. unterrichtet. Der Mangel an Bewegung im Freien macht die Mädchen in der Regel bald fett, der Teint wird heller und manche sollen in dieser Zeit wirklich hübsch erscheinen. Den heiratslustigen Männern ist es erlaubt, die „Surtirse surapaura" durch die Thüre zu besichtigen. Gefällt sie, so geht der Freier zum Vater, und der Handel beginnt. Der Preis wird meist in Vieh bezahlt und der Vater des Mädchens muß ihn mit deren Verwandten teilen. Dann wird ein Ball angeordnet, an dem die Braut in dem Kleid, welches sie sich in ihrer Klausur angefertigt hat und behangen mit all ihrem Schmuck, teilnimmt. Weiterer Zeremonien bedarf es nicht. Die Frau hat für Wohnung und Nahrung des Gatten zu sorgen, ist dafür aber auch sehr angesehen und wird rücksichtsvoll behandelt; auch ist kein Handel eines Indianers gültig ohne die Zustimmung seiner Frau.

Wird eine Frau ihrem Manne untreu, so verlangt dieser von der Verwandtschaft den Kaufpreis zurück; kann die Verwandtschaft denselben nicht auftreiben, so hält er sich für Schadenersatz an den Liebhaber der Frau; trifft die Frau aber irgend ein Unfall, irgend ein Leibesschaden, oder stirbt sie im Wochenbett, so muß der Gatte nochmals den bei der Hochzeit bezahlten Preis ihren Angehörigen entrichten. Stirbt dagegen der Gatte, so fällt die Frau als Eigentum an ihren jüngsten Bruder oder in Ermanglung eines solchen an einen Neffen zurück.

Die nochmalige Entrichtung des Kaufpreises beim Tode der Frau geschieht entsprechend der Sitte des „Blut- und Thränenpreises." Für jeden Schaden an Leib und

Leben, welchen ein Goajiras einem anderen anthut oder den letzterer direkt oder indirekt durch ihn erleidet, ist er und seine Familie, ja unter Umständen sein ganzer Clan, verpflichtet, Schadenersatz an die Angehörigen des Beschädigten zu entrichten. Das Einstehen der Familie für das Individuum, des Clans oder Stammes für die einzelne engere Familie, ist ähnlich wie bei den der Sitte der Blutrache huldigenden Völkern; aber der Krämersinn der Goajiras verlangt nicht Blut für Blut, Leben um Leben, sondern er will bezahlt sein mit Vieh oder anderen Marktwerten für die Thränen und für die Trauer, die ihm angeblich der Schaden seines Familiengliedes verursacht hat; denn nicht der Beschädigte selbst hat den Blut- und Thränenpreis zu verlangen, sondern die teilnehmenden Verwandten, besonders die von Mutterseite, die als näher stehend gelten. Das Originellste an der Sitte ist, daß die zärtlichen Verwandten sich ihr — im wahren Sinn des Wortes — wertvolles Mitgefühl auch dann bezahlen lassen, wenn einer ihrer Angehörigen sich selbst verwundet hat; und zwar die Verwandten von Mutterseite den Blut-, die von Vaterseite den Thränenpreis, der niedriger zu stehen kommt. Dabei bestimmt die Größe der Verwundung die Höhe der Entschädigung; ein Schnitt in den Finger verlangt etwas Korn oder ein Zicklein; ist die Verwundung bedeutender, so bedarf es einer Ziege, eines Schafes oder wohl gar einer Kuh, um die mitleidigen Verwandten zu trösten. Ist der durch eigene Hand Verwundete zu arm zur Zahlung, so muß er von Hütte zu Hütte betteln und niemand wird in solchem Falle sein Scherflein verweigern.

Geschieht jemand ein Leibesschaden durch ein Tier, so muß der Eigentümer des Tieres den Blut- und Thränenpreis bezahlen; auch dann sogar, wenn der Verwundete das Tier — z. B. ein Pferd, von dem er geschlagen oder abgeworfen wird — geborgt hatte; denn — so lautet die Goajira-Logik — wenn der Besitzer des Pferdes dieses nicht hergeliehen hätte, so wäre der Borger nicht zu Schaden gekommen! Ebenso ist der Verkäufer der Verwandtschaft des Käufers haftbar für Schaden, den der verkaufte Artikel anrichtet. Aus diesem Grund verkaufen die weißen Händler nur dann Rum, Waffen u. dgl., wenn ihrer mehrere sind und sie so stark genug sind, um sich nötigen Falls gewaltsam den Anforderungen der Verwandtschaft entziehen zu können, im Fall durch Trunkenheit oder Ungeschicklichkeit ein Unfall geschieht.

Wird der Name eines Verstorbenen in Gegenwart eines seiner Verwandten genannt, so ist das eine Grausamkeit gegen die verwandtschaftlichen Gefühle und muß durch Bezahlung ausgeglichen werden. Ferner ist es eine Beleidigung, die eine Entschädigung an die Verwandten erheischt, wenn man jemand mit seinem indianischen Namen nennt, denn die meisten Goajiras sind getauft. Nicht daß irgend welches religiöse Bedürfnis der Christianisierung zugrunde zu liegen scheine, sondern sie lassen sich taufen, um an dem üblichen Taufschmaus teilzunehmen und um Paten zu bekommen, von denen sie Geschenke und Vorteile zu erwarten haben.

Religiöse Motive scheinen überhaupt bei der Handlungsweise der Goajiras nicht wirksam zu sein; was aber natürlich nicht ausschließt, daß solche vorhanden sind, aber den Weißen gegenüber verheimlicht werden, nachdem sie es einmal für vorteilhaft erachtet haben, dem Namen nach Christen zu sein. So zeigen auch die Begräbnisse keine religiösen Zeremonien; es wird nur ein Trinkgelage veranstaltet, welches so lange dauert als der Vorrat an Branntwein. Bei dem unlängst erfolgten Tode eines angesehenen Häuptlings wurde für 150 Ochsenhäute Rum eingetauscht; da die Häute als bedeutender Exportartikel einen guten Preis bringen, Rum aber (die Qualität mag auch danach sein!) sehr billig ist, so kann man daraus schließen, welch gewaltige Portionen von der mitleidigen Genossenschaft verschlungen wurden. Der Tote wird dann (ohne Sarg?) in derselben Hütte, in der er geboren wurde, begraben, nach zwei Jahren die Gebeine gesammelt und in einer verschlossenen, thönernen Vase auf dem einsam gelegenen, von einer Cactushecke umgebenen Begräbnisplatze seines Clans beigesetzt. O. Plümacher.

Ein Abenteuer in der westlichen Sahara.

Vor einiger Zeit teilte Herr Camill Douls, ein französischer Reisender, in der „Times" die Schilderung einer abenteuerlichen Reise mit, welche er jüngst durch einen Teil der westlichen Sahara unternommen hatte, eine seither von europäischen Forschern noch selten bereiste Gegend, die er von Garnet-Bay, südlich vom Kap Bogador, bis zur Stadt Marokko durchquert hatte. Aus dem ersten Teil dieser Douls'schen Reiseschilderung teilen wir Nachstehendes mit: „'Zwischen Marokko und dem Senegal liegt ein großes Landgebiet, bekannt unter dem Namen der westlichen Sahara, bewohnt von teils nomadischen teils seßhaften Mauren, die von Alters her bis auf den heutigen Tag im Ruf der Barbarei und des Fanatismus stehen. Die Küstenlinie am Atlantischen Ozean bietet dem Auge eine lange Reihenfolge von Klippen, nackten Felsen und Sandhügeln dar, durch welche insgesamt eine dunkelrote Färbung sich zieht. Die paar Europäer, welche diesen Küstenwall erklettert haben, größtenteils schiffbrüchige Seeleute, sehen auf der anderen Seite desselben eine ungeheure Landschaft von armseliger Sandwüste mit einem ununterbrochenen Horizonte sich ausbreiten, eine glühende, von allem Pflanzenwuchs entblößte Ebene, ohne die geringste Spur von natürlichen Hülfsquellen, um das Dasein irgend einer armen menschlichen Kreatur zu verlängern, welche an diesen elenden und verlassenen Ort geworfen wird.' Mit diesen Worten schildert ein berühmter

Seefahrer seine Erfahrung während einer Erforschung der Küste der Großen Wüste von Marokko bis zum Senegal. An dieser unwirtlichen kahlen Stelle landete ich allein in den ersten Tagen des jüngsten Januars, ohne Geleite, wie ein armer schiffbrüchiger Seemann, als Muselmann verkleidet, auf Gnade oder Ungnade den Mauren preisgegeben, unter denen ich die unerforschten Steppen der westlichen Sahara durchreisen und die südliche Grenze von Marokko erreichen wollte." Herr Douls anerkennt dann in dankbaren Ausdrücken seine Verpflichtungen gegenüber von Sir William Kirby Green, dem britischen bevollmächtigten Minister in Marokko, und Herrn Alexander Ferguson, dem Sekretär der Nordwestafrikanischen Gesellschaft, welchem er seine Sicherheit zu verdanken glaubt; dann fährt er fort: „Bei meinem ersten Besuch in Marokko im Jahre 1885 hatte ich mich mit der Absicht getragen, in die Provinz Sûß einzudringen, welche südlich vom eigentlichen Marokko liegt; allein alle Reisenden welche bisher mit diesem Plane aufbrachen, haben infolge der ihnen entgegenkommenden Schwierigkeiten von Seiten der eingeborenen Häuptlinge wieder umkehren müssen, welche mit Neid und Eifersucht das Eindringen der gottlosen Christenhunde in diese Region gewahrten. Das Atlasgebirge bildet in der That eine großartige natürliche Grenze, über welche hinaus kein Europäer ohne Lebensgefahr vordringen kann. Der Sultan von Marokko, welcher stets einen überwiegenden Einfluß in Sûß ausübte, das seit seiner Expedition im Jahre 1885 einen Teil seines eigenen Reiches bildet, ist die Hauptursache der Mühsale und Gefahren, welche ein derartiges Unternehmen umgeben, und der Grund davon liegt darin, daß das Sûß reich an Silber- und Kupferbergwerken ist. Unter vielen anderen Gruben ist eine in der Nähe von Erkschîsch an der Küste, welche für den Sultan abgebaut wird und all das Silber liefert, das für die Silberindustrie der Schlemah-Berbern erforderlich ist. Eifersüchtig auf seine Vorrechte und Monopole, fürchtet der Sultan, der Anblick dieser Reichtümer werde die Habgier der Europäer wecken, und deshalb und um allen Konflikt mit den Großmächten zu vermeiden, hat er sorgfältig neugierigen Forschern jeden Zugang versperrt. Als ich daher im Jahre 1885 Marokko verließ und nach Paris zurückkehrte, noch immer fest entschlossen, mein Vorhaben auszuführen, mußte ich jeden Gedanken der Reise von Marokko durch den Atlas aufgeben, und entschloß mich, nach Süden zu gehen und von dort durch die Sahara ins Binnenland einzudringen. Mein Plan ging dahin, mich in der Verkleidung eines Muselmanns an die Küste setzen zu lassen. Dies that ich und es gab mir die Gelegenheit, die Forschungsreise zu machen, welche ich nun beschreiben will. Es war meine Absicht gewesen, an den Küsten der Sahara an der englischen Handelsfaktorei beim Kap Juby zu landen, in einem Gebiet, welches schon seit 1875 im Besitz der Engländer gewesen ist. Aus der Unterhandlung mit dem Verwalter der Faktorei, welchen ich in Las Palmas traf, entnahm ich aber die Unmöglichkeit eines derartigen Verfahrens. Ich erfuhr von ihm, daß bei den Eingeborenen eine große Eifersucht auf jeden Fremden vorwalte, besonders seitdem die maurische Regierung sich bestrebte, jeden, der auf den Namen eines Muhamedaners Anspruch mache (auch wenn er kein Unterthan sei), bei Strafe von Exkommunikation und Gefängnißhaft an irgend welchem Verkehr mit Christen zu hindern. Ich änderte daher Reiseplan und Reiseroute und ging nach Arrecife de Lanzarote, wo ich mir ein Fischerfahrzeug mietete, das mich weiter nach Süden bringen sollte. Nach einer Fahrt von drittehalb Tagen erreichten wir eine große Bucht, wo die herabgestürzten Felsenblöcke dem Fahrzeuge gestatteten, dicht an die Küste heranzufahren, und so eine Landung möglich machten. Diese Stelle ist unter dem Namen der Garnet-Bay bekannt und liegt etwa in der Mitte zwischen Rio Duro im Süden und Kap Bojador im Norden. Nachdem ich die Umgebung sorgfältig untersucht hatte, ohne irgend welche Mauren zu finden, warfen wir Anker und ich verabschiedete mich von meinen befreundeten ehrlichen Fischern, welche mir glückliche Reise wünschten. Drei von ihnen landeten, erkletterten die Felsen und zogen erst meine Koffer und meinen Proviantkorb und endlich mich selbst hinauf, worauf sie zum Abschied noch ein Backschisch erhielten und dann mich allein in der Sahara zurückließen. Ich muß gestehen, ich überschaute nicht sogleich meine Lage, und meine ersten Empfindungen waren nicht diejenigen der Furcht. Ich hatte mich zwar nach dieser Zeit gesehnt und hatte überreiches Vertrauen in meinen Mut, allein ich hatte doch das Gefühl äußerster Verlassenheit, welches nicht durch das Bewußtsein gemindert wurde, daß ich mich unter einem wilden und gänzlich unbekannten Volke befand. Am Rande der Klippe sitzend, welche senkrecht aus dem Wasser emporstieg, schaute ich hinaus auf die beiden Unendlichkeiten der Natur, die Wüste und den Ozean, beinahe nicht unterbrochen durch irgend ein Lebenszeichen außer dem rasch verschwindenden Fahrzeug, welches mich hierher gebracht hatte. Es war einer der feierlichen Augenblicke in einem Menschenleben, welche für immer im Gedächtnisse haften. Die Wüste lag vor mir, ein sandiger kiesiger, mit Steinen bedeckter Boden, welcher sich nach Osten hin in einer Reihenfolge von Hügelwellen verlor. Von Norden her sah ich einen Trupp Kameele oder Dromedare herannahen, denen ich entgegen zu gehen beschloß, weil ich lieber mein Glück mit deren Treibern, wer sie auch immer sein mochten, versuchen, als in absoluter Einsamkeit auf dieser nackten Küste sitzen bleiben wollte. Ich versteckte meine Siebensachen hinter einem großen Stein, befreite mich von meinem Turban, steckte meinen Dolch in meinen Gürtel, meinen Revolver in die Kapuze meines maurischen Mantels und ging der herannahenden Karawane entgegen. In kurzer Zeit näherte ich mich dieser Truppe, welche ein junger Sklave hütete. Ich trat auf den jungen Neger zu und gab ihm durch

Zeichen zu verstehen, daß ich mit ihm sprechen wolle, allein beim Anblick meines Gesichts und meiner weißen Tracht (die Wüsten-Araber kleiden sich gewöhnlich in blauen Baumwollenstoff, da sie kein Wasser haben, um weiße Kleidung zu waschen) lief er mit lautem Geschrei davon. Ich ging nun weiter und traf zwei neue Trupps von Kameelen unter der Aufsicht von Sklaven, war aber mit diesen nicht glücklicher, und mein Entgegenkommen allein schon trieb sie in die Flucht. Endlich nach einer langen Wanderung, wobei ich von der Sonne geröstet wurde und entsetzlich von Durst und Ermüdung litt, sah ich in der Entfernung vier Mohren. Dieser Anblick kräftigte mich wieder und ich eilte ihnen entgegen. Zwei von ihnen waren jung, die anderen älter. In Tierhäute gekleidet und halbnackt, mit langem und dünnem Haar, das auf ihre Schultern herabfiel, Dolche an der Hüfte und Flinten in der Hand, rückten sie heran, in einer höchst belebten Unterhaltung begriffen. Ich näherte mich dem ältesten, entbot ihm nach mohamedanischer Sitte den ‚Frieden Gottes' und bot ihm meine Hand. Er wies den Gruß ab, trat zurück, schaute mich mit einem wilden Blick an und griff nach seinem Dolch oder Komia. Ohne hievon irgend welche Notiz zu nehmen, wiederholte ich meinen Gruß und fragte ihn: ob er einen gewissen D'Aghmed kenne, der in dieser Nachbarschaft an der Küste wohne. — ‚Wer bist du?' fragte er barsch. — ‚Mein Bruder,' erwiderte ich ruhig, ‚ich bin ein Sklave Gottes, ein algerischer Kaufmann, und bin unter dem Willen des Allmächtigen an diese Küste geworfen worden.' In diesem Augenblicke sah der jüngste der Gruppe, welcher mich von der Seite her fest beobachtete, den maurischen Rosenkranz welchen ich um den Hals trug, trat auf mich zu, erfaßte denselben mit beiden Händen, untersuchte ihn genau und sagte: ‚Oh, wie schön sind deine Glasperlen! zeig sie mir!' und riß mir den Rosenkranz ab, ehe ich ihm noch antworten konnte. Diese Handlung entdeckte ihm den Revolver in meiner Kapuze; er ergriff ihn und richtete mehrere Fragen bezüglich desselben an mich. „Was geht das Dich an? Beantworte mir erst im Namen Gottes meine erste Frage!" Die Antwort darauf kam rasch; ich wurde von hinten ergriffen und zu Boden geworfen, worauf der älteste, Mohammed el Mahdi, seine Ferse auf meine Kehle setzte, während die anderen mir die Hände banden. Kaum imstande zu atmen, machte ich große Anstrengungen, mich zu befreien, und ein anderer meiner Angreifer zog seinen Dolch und schlug mich mit der flachen Klinge so wuchtig auf den Mund, daß er mir zwei von meinen Zähnen einschlug und eine heftige Blutung verursachte, deren Schmerz aber mich halb ohnmächtig machte. Hierauf ward ich entkleidet, wobei sie meine Kleider beinahe zu Fetzen rissen; eine Summe Geldes welche ich in meinem Gürtel hatte, wurde mir abgenommen und ebenso mein Dolch, welcher bei dem Versuch, ihn mir von der Seite zu reißen, zerbrochen wurde. Ein Weib, welches mit zwei kleinen Kindern vorüberging, hörte den Lärm und eilte herbei. Gleich darauf stieß zu den anderen noch der Gatte des Weibes, Ibrahim Uld Mahommed, der, als er mich nach dem Kampf blutend am Boden liegen sah, meine ersten Angreifer verhinderte mich ins Meer zu werfen, und der mich kraft seines Ansehens in seine Pflege nahm und mich nach seinem Zelt führte. Ich war vor Durst beinahe tot und bat um Wasser, welches mir in einer Schüssel von einem ganz nackten Mädchen gebracht ward. Ich trank gierig. Als die Kunde von meiner Gefangennehmung sich verbreitete, kamen die Mauren von allen Seiten her, um mich zu betrachten. Sie waren alle in derselben Weise gekleidet wie die ersten, mit langem Haar und verschleierten Gesichtern, sämmtlich bewaffnet, denn jeder trug eine Flinte und Dolche an seiner Seite. Sie umarmten meinen Wirt, setzten sich in einem Kreise um mich her und richteten alle möglichen Fragen an mich; aber ich war sehr schweigsam, denn ich wünschte meine Rolle als Muselmann ganz getreu zu spielen. Als ich darauf bestand, daß ich ihr Glaubensgenosse sei, erwiderten sie zornig: ‚Aber ein Muselmann kommt doch nicht zur See an!' — ‚Ich bin ein Sklave Gottes und er ist allweise,' versetzte ich mit der Zweideutigkeit, welche für ein arabisches Gespräch bezeichnend ist. Meine Antworten zerstreuten aber ihre Verdachtsgründe nicht und sie holten Eisenfesseln welche sie mir um die Knöchel legten. Als ich dingfest gemacht war, drangen vier oder fünf junge Männer in das Zelt und verlangten einen Anteil an der Beute; die Männer aber welche mich gefangen genommen hatten, wollten nichts herausgeben, und so ergriffen die anderen mich heftig und riefen: ‚Nun wohlan, dann wollen wir den Christen erwürgen.' Ich hatte gerade noch Zeit, zu einem Zeltpfahl zu kriechen, an welchen ich mich aus Leibeskräften anklammerte, während Ibrahim nach seinem Gewehr griff und die Eindringlinge sehr rasch hinaustrieb mit der Erklärung, er werde den ersten niederschießen, welcher die Gastfreundschaft und das Gastrecht des Zeltes verletze. Die anderen Mauren setzten aber die Störung fort, bis er sie hinaustrieb, um Händel zu vermeiden. Der Lärm steigerte sich noch und ich hörte einen Schuß fallen. Während dieses Tumultes draußen machten sich die Weiber die Abwesenheit der Männer zu Nutze, um hereinzukommen und alle möglichen Fragen an mich zu richten, und dem arabischen Brauche zuwider, welcher den Weibern verbietet, sogar mit den Kleidern der Männer in Berührung zu kommen, betasteten sie sogar meine Haut, um sich zu versichern, daß meine physische Konstitution sich nicht von derjenigen der Mauren nnterschied. ‚Geh' nicht hinaus, sonst bringen sie Dich um!' riefen sie und zeigten bedeutsam auf ihre Kehlen. Gegen Abend trat Ibrahim wieder ein und erklärte mir, ich müsse mich als seinen Gefangenen betrachten, bis ich den Beweis geliefert habe, daß ich wirklich ein Muselmann sei. Die Nacht brach rasch ein; die Heerden kehrten

ins Lager zurück, die Kameele wurden ausgesucht und angebunden und knieten vor jedem Zelt nieder, während die Schafe und Ziegen ihren Platz dahinter einnahmen. Jedes Rghaim (Zelt) hatte ein prasselndes Feuer von Buschholz für sich selbst, um welches alle Mitglieder der Familie mit verhüllten Gesichtern und nackten Füßen und Beinen herumhockten und die Stunde des Schlafengehens abwarteten. Die Kinder waren absolut nackt. Gegen acht Uhr begannen die Sklaven und Dienerinnen die Kameele zu melken; jedem wurde eine Schüssel voll Milch gereicht, und nachdem sie ihr Nachtgebet verrichtet hatten, legten sie sich alle nebeneinander auf ihre Matten nieder und suchten im Schlafe Ruhe. Auch ich schloß, von Aufregung und Schmerz ganz erschöpft, die Augen, verfiel in einen tiefen und unruhigen Schlaf und verbrachte auf diese Weise meine erste Nacht in der Wüste.

„Am andern Morgen ward ich früh von Ibrahim geweckt, welcher uns zum Gebet rief. Ich schleppte mich müde dahin, stellte mich an die Seite meines Wirtes und verrichtete mein Gebet zum Sonnenaufgang."

Douls beschreibt dann die Suche nach seinen Koffern welche er an der Küste zurückgelassen hatte, und die Verteilung der Beute unter die Mauren, als jene gefunden waren. Bei seiner Rückkehr begegnete er dem Prinzen Sid Ahmed-el-Batai, der ihn freundlich behandelte. Douls wurde später vor den Sherif Mulanin geführt, eine wichtige, sogar im Geruche der Wunderthätigkeit stehende Persönlichkeit, von dem er sagt: „Der große Sherif saß auf der Erde unter seinem Zelte, umgeben von seinen Tolbah (Gelehrten oder Schreibern), welche der Zeremonie des Handkusses bei dem Heiligen anwohnten. Sein Haupt war ganz verschleiert und von einem gewaltigen Turban überragt, seinen Körper umgab ein Haik von himmelblauer Seide, und Mulanin selbst zeichnete sich unter allen Höflingen durch seine fromme Haltung aus. Viele Minuten lang schaute er mich forschend an, ohne ein Wort zu äußern; die Nomaden drängten sich der Reihe nach vor, um ihm die Hand als Zeichen ihrer Unterwerfung zu küssen, indem sie ihn um Heilmittel für ihre Kranken baten. Diese Arzneien bestanden nur aus einem oder zwei Körnern Wüstensand, welche er mit seinem heiligen Atem behaucht hatte. Erst nach Beendigung dieser interessanten Zeremonie wandte Mulanin sich an mich in einem sehr kurzen Verhör: er verlangte von mir, daß ich mich förmlich für einen Muselmann erkläre, und ließ mich das erste Kapitel des Korans hersagen. Nach einigen weiteren Fragen welche ich ziemlich gut beantwortete, nahm er meine Hand, schüttelte dieselbe und erklärte mich für einen Muselmann. Er gab meinem Wirte den Rat, mir die Fesseln abzunehmen und mich als Bruder zu behandeln. Nach wechselseitigen Grüßen verabschiedeten wir uns. Die Mauren aber waren nur halb überzeugt. Sie hatten noch niemals einen Muselmann von meinem Aussehen gesehen und schwankten zwischen dem Wahrspruch Mulanin's und ihrer eigenen Ueberzeugung, daß ich ein Christ sei. In ihrem Lande lebte ein Maure, welcher in allgemeinem Ansehen stand, Hadsch (Mekkapilger) Ibrahim, welcher weit gereist war und ihre Zweifel beschwichtigen konnte. So urteilten die Mauren und beschlossen alsbald, mich zu demselben zu führen. Wir hatten eine Tagereise zu dem Zelte des Hadsch, welcher ein alter Mann mit einer ehrwürdigen Miene und angenehmen Zügen war. Er untersuchte und prüfte mich aufmerksam und rief dann sogleich: ‚Ah, er ist ja ein Türke!' Dies war für mich der allerhöchste Glücksfall, und ich erklärte ihm, daß er in der That ganz richtig geraten habe. Dies entlockte dem Hadsch eine Schilderung seiner Reisen und er erzählte, wie er in Aegypten Türken gleich mir gesehen habe, welche dennoch Muselmänner gewesen seien. Die Nomaden welche von diesen Türken zum erstenmal hörten, richteten an den Hadsch endlose Fragen über diese Muselmänner, welche denen in der Sahara so unähnlich seien. Nach diesem Verhör war alles zu Ende. Allein ehe wir nach dem Lager meiner Vergewaltiger zurückkehrten, beriefen diese gleichwohl noch eine Versammlung des Kollegiums der Tolbah (Filuli) oder Gelehrten, welche im ganzen Bereich der Wüste die Stelle von Schulmeistern versehen, und als diese die notwendige Untersuchung meiner Person vollendet und mir das Zeugnis gegeben hatten, daß ich ein Muselmann sei, nahm man mir meine Fesseln ab und gab mir ein Ziegenfell zu meiner Bedeckung. Ich verlangte nun meinen Kompaß zurück, den ich mir zur Gebetszeit notwendig erklärte, und ich ward von ihnen fortan als Muslim und nomadischer Araber betrachtet."

„Während der darauffolgenden fünf Monate durchwanderte ich mit diesen Nomaden die traurigen Steppen der westlichen Sahara, welche den Europäern noch ganz unbekannt sind. Ich erreichte die Wüste Ouran und ebenso die große Niederung von El Djuf. Später stieg ich die Schlucht des Sakiat-el-Hamrah hinan, erreichte Tenduf, den großen Sklavenmarkt von Nordafrika, und kehrte von da nach dem nächstgelegenen Abfuhrort für diesen Markt, d. h. dem Kap Juby zurück, wo sich die Faktorei der Nordwestafrikanischen Gesellschaft befindet. Von hier durchquerte ich die Tekna gegen den Oued Draa, die südliche Grenze des Reiches Marokko. . . . . . Nachstehender Vorfall setzte mich in den Stand, die Zelte der Nomaden zu verlassen. Mein Wirt Ibrahim, welcher mir, seit er mich für einen Muselmann hielt, mit vieler Achtung begegnete, gedachte, mich dauernd an sich zu binden, indem er mir seine Tochter zur Ehe gebe. Sie hatte einen wunderschönen Namen: Eliazize. Wir verabredeten die Bedingungen des Ehebundes und ihr Preis ward auf sieben Kameele festgesetzt. Da ich aber meiner ganzen Habe beraubt worden war und nicht sogleich bezahlen konnte, so kamen wir überein, daß Ibrahim mich an die Grenzen von Marokko, nach Oued Nun, begleiten solle, von wo

ich mich nach meinem Heimatland aufmachen und die erforderlichen Mittel holen sollte, welche mich in den Stand setzten, mich zu verheiraten. Diese Anordnungen waren an der Grenze des Sakiat-el-Hamrah, auf dem Wege nach Tenduf, getroffen worden, wohin Ibrahim und ich uns begeben hatten, um unsere Häute gegen Datteln zu verhandeln. Es war zwölf Tagreisen von Tarfaya entfernt, und jeden Abend nahmen wir die Gastfreundschaft der Mauren in Anspruch, wenn wir so glücklich waren, in die Nachbarschaft eines Lagers zu kommen; im andern Fall lagerten wir im Freien und begnügten uns mit gerösteten Gerstenkörnern. Tenduf ist zwar nur ein kleiner Ort, ist aber die einzige Stadt in der Wüste und gilt unter den Arabern für eine Hauptstadt; sie ist zwar erst im Jahre 1857 gegründet worden, hat aber gewaltige Fortschritte gemacht und besitzt heutzutage schon 200—300 Häuser aus Lehm oder Koth, wie alle im südlichen Marokko. Die Moschee mit ihrem sehr hohen Minaret gewahrt man weit über die Wüste hin. Im Sande der Sahara verloren, liegt Tenduf in einer köstlichen Oase. Seine von vier Thoren unterbrochenen Mauern sind von schönen Gärten umgeben, welche von zahlreichen Brunnen bewässert werden, und Palmen wiegen ihre Häupter über der Stadt und schmücken sie mit einer grünen Krone. Dieser schöne Ort ist vor allem berühmt durch seinen prächtigen Sklavenmarkt. Die Karawanen, welche die Wüste von Süden her durchqueren, lassen hier drei Viertel ihrer Neger zurück, welche von hier aus über ganz Nordafrika verteilt werden; der Rest geht nach Marokko. Dr. Oskar Lenz hatte auf seiner berühmten Reise nach Timbuktu im Jahre 1880 Tenduf vor mir besucht."

Zuletzt erreichte Herr Douls Marokko auf seinem Wege nach Norden zu dem angeblichen Zwecke, die Mittel zu seiner Verheiratung zu erlangen. Er durchreiste die reiche Provinz Süß, überstieg den Atlas und erreichte die Hauptstadt, die Residenz des Sultans des westlichen Islam, wo die britische Mission gerade eingetroffen war.

„Ich machte mir den Rat des alten Behruk von El Glimin zu nutze und gieng hin um die Gastfreundschaft seines Bruders Abidin in Anspruch zu nehmen, welcher so eben den Hof des Sultans besuchte. Anfangs nahm er mich freundlich auf, allein später veränderte er sein Betragen, als ich von den Europäern erkannt wurde, drückte Zweifel an meiner Identität aus und teilte dem Sultan seinen Argwohn mit. Ich wurde nun beobachtet und da Mr. Ferguson, welcher zu Lande von Tanger durch Marokko gekommen war, mich in sein Zelt genommen hatte, um meine Auslösung anzuordnen, so ließ mich der Sultan, welcher darauf eifersüchtig war, daß ich die Provinz Süß passiert hatte, festnehmen und in Eisen legen. Was aus mir geworden wäre, nachdem des Sultans Unwille gegen mich geweckt war, weiß ich nicht; wahrscheinlich wäre ich an einem verborgenen Ort im fanatischesten Quartier der Stadt Marokko verkümmert oder über die Grenze zurückgeschickt und getötet worden, wenn der Engländer meine Verhaftung nicht entdeckt hätte. Allein während eines Besuches, welchen Herr Ferguson dem Scheich Abidin in Geschäften wegen des Verkehrs seiner Gesellschaft im Süden der Drâa abstattete, sah er mich und in folge seiner Bemühungen und derjenigen von Sir William Kirby Green, dem britischen Minister in Marokko, ward ich wieder freigegeben und unter ihrem Schutz nach Mogador und von da nach Mazagan geschifft, von wo ich mich nach Europa einschiffte."

Die ersten Jahre eines Kolonisten im Urwalde Südbrasiliens.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Wovon lebt nun der Ansiedler von der Zeit seiner Ankunft auf seinem Besitztum an bis zur ersten Ernte? Sowie diese ersten Monate, die mühsamsten, arbeitsvollsten im Leben des angehenden Kolonisten sind, so sind sie auch diejenigen des größten Mangels. Fast alles, an das der Mann, die Frau und die Kinder in Deutschland gewöhnt waren, müssen sie jetzt entbehren, wenn sie es nicht kaufen können, wenn es ihnen die Regierung oder freundliche Nachbarn nicht geben. Das gilt namentlich von Brot, Schmalz, Erdfrüchten, Bohnen 2c. Freilich ist der Wald nicht gerade arm an eßbaren Früchten und jagdbaren Tieren; allein der Neuling ist nicht damit bekannt und lernt erst nach und nach die Tiere und Pflanzen kennen, welche er seiner Hausfrau für die Küche mitbringen kann. Es hat aber noch kein neuer Kolonist wirklich Hunger gelitten. Auf den Regierungskolonien hat die Verwaltung der Kolonie für die Beschaffung von Lebensmitteln für die neuen Ansiedler bis zur Zeit der ersten Ernte Sorge zu tragen und auf den Privatkolonien hilft der Nachbar dem Nachbar. Lebensmittel sind ja auf den deutschen Kolonien Südbrasiliens glücklicherweise im Ueberfluß vorhanden; Hunger, wie er bei uns in den großen Städten namentlich im Winter Tausende und Abertausende armer, elender Menschen plagt, ist dort ein unbekanntes Ding. Sobald der Kolonist die erste Ernte hinter sich hat, hören alle Sorgen um des Leibes Nahrung und Notdurft auf, das Gespenst des Hungers, das die Familie daheim vielleicht mehr als einmal drohend angegrinst hat, schreckt sie jetzt nicht mehr, der Ruf nach Brot, der dem Vater früher wohl oftmals von Kinderlippen leider vergebens entgegentönte, ist für immer verstummt.

Während die dem jungfräulichen, der wilden Natur mühsam abgerungenen Boden zum erstenmale übergebenen Pflanzen wachsen, legt der Kolonist keineswegs die Hände in den Schooß, sondern beginnt sofort mit Hülfe der dazu stets bereitwilligen Nachbarn ein großes Werk. Aus der

elenden Hütte, die der Familie bisher als kaum menschenwürdige Wohnung diente, soll jetzt ein erstes Haus werden, ein Haus, freilich noch einfach und primitiv genug, aber doch ein Haus. Beim ersten Hausbau hilft der ältere Kolonist dem jüngeren, neuangekommenen in der zuvorkommendsten Weise; weiß er doch selbst aus eigener Erfahrung recht gut, wie schwierig die Arbeit für den Neuling wird und wie wohlthuend es ist, endlich ein einigermaßen sicheres Dach über sich zu haben. In jenen von der Kultur weit abgelegenen Urwald-Regionen ist einer in vielen Hinsichten auf die Unterstützung seiner Nachbarn angewiesen. Nächstenliebe, Gastfreundschaft sind daher Tugenden, welche sich auf den deutschen Kolonien Südbrasiliens schön entwickelt haben.

Wir wollen uns nun einen solchen Hausbau auf einer neuen Ansiedelung ein wenig näher ansehen. Wir denken uns wieder einen unbemittelten Kolonisten, der sich nur ein ganz kleines Haus, ein sogenanntes Palmitenhaus, baut, das für seine Verhältnisse und Bedürfnisse eben ausreicht. Nachdem ein geeigneter Bauplatz, wenn möglich in unmittelbarer Nähe eines fließenden Wassers, ausgewählt worden ist, wird derselbe von etwa aufstehendem Strauchwerk oder Unkraut gereinigt und geebnet. Dann werden vier etwa zwei Fuß tiefe Löcher in die Erde gegraben, welche den vier Ecken eines Quadrats oder Rechteckes entsprechen und zur Aufnahme der Eckpfosten des neuen Hauses bestimmt sind. Diese Eckpfosten sind natürliche nicht zu dicke Baumstämme, die an ihrem oberen Ende in eine Gabel auslaufen müssen, damit man Querbalken auf dieselben legen kann. Diese Querbalken — wieder dünne, schlanke Baumstämme, wie sie im Walde in Menge zu haben sind — werden in Ermangelung von Nägeln oder Klammerhaken mit Lianen an die Eckpfosten festgebunden. Nachdem dies geschehen, werden an zwei einander gegenüberliegenden Seiten des Rechteckes in der Mitte zwischen je zwei Eckpfosten zwei Löcher gegraben, welche zwei Pfosten aufnehmen, gleich den Eckpfosten, nur länger als diese. Die oberen Enden dieser Pfosten werden gleichfalls durch einen Querbalken miteinander verbunden, welcher den Dachfirst darstellt. Nachdem sodann noch senkrechte Pfosten angebracht sind, zwischen denen Thür und Fenster Aufnahme finden sollen, ist das notwendigste Skelett des Hauses fertig. Im weiteren wird nun zunächst das Haus mit einem Dach versehen; die Dachsparren und Latten findet der Kolonist im Walde meistens fertig vor. Dünne, schlanke Stämme oder Bambusrohr, die überall zu finden sind, eignen sich vortrefflich dazu. Wenn keine Nägel da sind, werden auch sie mit Schlingpflanzen befestigt. Gedeckt wird das Dach zuerst wohl stets mit breiten Palmblättern, die dann später, wenn der Kolonist Zeit und die notwendigen Instrumente zur Herstellung derselben hat, durch Holzschindeln ersetzt werden.

Behufs Herstellung der Wände steckt man gerade Stangen in kleinen Abständen von einander in die Erde und befestigt sie mit ihrem oberen Ende an den Querbalken, auf denen das Dach aufliegt. Ueber diese senkrechten Stangen bindet man dann horizontal verlaufende, oder noch besser, man zieht dieselben abwechselnd vor und hinter den senkrechten durch, so daß eine Art Flechtwerk entsteht. Die Lücken werden dann mit Lehm ausgefüllt; nachdem die Sonne denselben gehörig getrocknet hat, sind die Wände des Hauses fertig. Einige Bretter zur Anfertigung von Thür und Fenster bekommt unser Baumeister wohl von seinen Nachbarn geschenkt. Die nötigen Beschläge muß er sich natürlich kaufen, wozu in der nächsten Venda, dem Kauf- und Kramladen, Gelegenheit ist. Einen Teil der notwendigsten Möbel, z. B. einfachste Bettgestelle, sogen. Esel, kann sich der Kolonist selbst machen. Hat er freilich einige Mittel, so wird er sich dieselben besser kaufen, denn er gewinnt Zeit für andere Arbeiten und muß später diese Anschaffungen doch machen. In der Regel wird der Innenraum des Hauses durch eine Wand in zwei „Zimmer" geteilt, von denen das eine als Schlafzimmer und gewöhnlicher Aufenthaltsort der Familie, das andere als Vorratsstube dient. Gekocht wird anfangs im Freien; wenn der Kolonist später Zeit gewinnt, baut er für seine Frau in der Nähe des Wohnhauses eine besondere Küche. Ueberall auf den deutschen Kolonien Rio Grande do Suls finden wir die Küche in einem besonderen Hause abseits vom Wohnhaus.

So ist denn nun das erste eigene Haus fertig! Wohl fehlt es demselben noch an allem, was nach unseren Begriffen ein Haus erst wohnlich macht. Allein unsere wackeren Kolonisten lassen sich das nicht zu sehr zu Herzen gehen. Wissen sie doch, daß dieser jetzige Zustand nicht lange dauert. Einige Jahre angestrengten Fleißes, und sie sind in der Lage, sich ein ordentliches Haus bauen zu lassen, mit Steinen in den Wänden, Ziegeln auf dem Dach und Glasscheiben in den Fenstern, weißgetünchten Wänden, schönen Möbeln ꝛc. Die Nachbarn haben es in vier bis fünf Jahren so weit gebracht; also können sie das auch.

Es ist natürlich, daß der Hausbau eine geraume Zeit in Anspruch genommen hat. Inzwischen ist nun die Zeit der ersten Ernte herangekommen, und der Kolonist muß daran denken, sich das notwendige Vieh anzuschaffen. Das erste sind gewöhnlich Hühner und Enten; die benachbarten Kolonisten überlassen den Neulingen gern etwas von ihrem Ueberfluß. Ein kleiner Stall, der die Tiere, namentlich während der Nacht, vor kleinen Raubtieren schützt, ist bald aus Stangen zusammengesetzt und mit Baumrinde oder Palmblättern, die mit Steinen beschwert werden, gedeckt. Dann werden eine Kuh und einige Schweine gekauft, die für wenig Geld zu haben sind. Ein eigentlicher Stall für die Kuh ist nicht nötig; ein einfaches, auf vier Pfosten ruhendes Dach, als Schutz gegen Regen oder gegen zu brennenden Sonnenschein, genügt. Für die Schweine wird ein Corral hergestellt, d. h. ein möglichst großer, freier

Raum, durch dicht nebeneinander in die Erde gesteckte Stangen eingefriedigt. Außer dem Corral, in dem die Schweine den Tag über umherlaufen, und in den man ihnen Kürbisse und Mais als Futter hineinwirft, baut der Kolonist zweckmäßig auch einen einfachen Schweinestall, wobei natürlich dafür zu sorgen ist, daß Zuchtschweine und Mastschweine getrennt voneinander bleiben.

Etwas, was der Kolonist auch möglichst bald vornimmt, ist die Anpflanzung einer größeren Anzahl von Orangenbäumen, die er von den Nachbarn erhält. Die Orangen bilden eine Hauptnahrung der Schweine und werden natürlich auch von den Menschen viel gegessen. Alle deutschen Kolonistenhöfe haben eine große Orangenanpflanzung, in der die Schweine fast das ganze Jahr hindurch Nahrung finden, denn in diesem gesegneten Lande sind auf den Orangenbäumen fast das ganze Jahr hindurch Früchte.

Wir haben bisher immer nur von dem Mann und der ihm obliegenden Arbeit gesprochen, uns aber noch gar nicht um Frau und Kinder gekümmert. Während der Mann mit Hülfe benachbarter, hülfbereiter Kolonisten dem Bau des Hauses oblag, war die Frau keineswegs unthätig. Außer der Besorgung der Küchen- und sonstigen Arbeiten, beschäftigte sie sich auch wohl in der jungen Plantage. Auf dem eben abgerodeten Waldland sproßt unter dem Einfluß der belebenden subtropischen Sonne in unglaublich kurzer Zeit eine Menge Unkraut hervor, welches die Kulturpflanzen zu ersticken droht, wenn es nicht schnell vernichtet wird. Wir sehen daher die Frau mit ihren Kindern, wenn dieselben schon groß genug sind, die Plantage nach Möglichkeit von Unkraut reinigen. Ist die Frau eine vorsorgliche Hausmutter, so sorgt sie auch sobald als möglich für die Anlage eines kleinen Gemüsegartens, um die Küche zu bereichern. In dem gesegneten Klima Rio Grande do Suls gedeihen in ausgezeichneter Weise alle deutschen Küchengewächse, z. B. Kohl, Kraut, Möhren, Rüben, Kohlrabi, Blumenkohl, Salate. Sie alle werden auf den deutschen Kolonien der Provinz gezogen. Den Auswanderern ist daher dringend zu empfehlen, sich einen Vorrat von Samen der betreffenden Pflanzen mitzunehmen. Ebenso können uns in der Heimat liebgewordene Gartenblumen ohne Mühe auf den Kolonien gehalten werden. Hat die angehende Kolonistenfrau sich Samen aus Deutschland mitgebracht, so kann sie nach wenigen Monaten mitten im brasilianischen Urwald den schönsten deutschen Gemüse- und Blumengarten haben, ein Stück Altdeutschland im fernen Urwald! Und daß man solche Gärten überall auf deutschen Kolonien antrifft, ist das nicht ein schönes Zeichen der innigen Anhänglichkeit der Ausgewanderten an die alte Heimat? Daß man solche Gärten dort drüben finden **kann**, ist das nicht der beste Beweis von der Vortrefflichkeit des unseren Landsleuten so sehr zusagenden Klima's?

Kommt die Zeit der Ernte heran, und hat der Mann noch mit dem Hausbau, mit der Herstellung von Ställen für Hühner, Kuh und Schweine zu thun, so macht sich schon die Frau mit Unterstützung der etwa vorhandenen größeren Kinder daran, die Maiskolben zu brechen und in Säcke oder Körbe zu füllen, die dann der Mann nach Hause trägt. Die Maisstengel werden nebst dem ausgerissenen Unkraut und aufgeschossenen Gestrüpp auf einen Haufen geworfen und angezündet. Die Kürbisse bleiben liegen. Man holt je nach Bedarf davon aus der Plantage.

Ist die Maisernte eingeheimst, so muß der Boden für die jetzt zu pflanzende Winterfrucht vorbereitet werden. Als solche gelten Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Linsen, Hafer 2c. Die wichtigste Frucht ist für die gesamten Kolonien schon seit langer Zeit die sog. schwarze Bohne, die in Verbindung mit Dörrfleisch oder Xarque und Mandiocamehl oder Farinha das eigentliche Nationalgericht der Brasilianer vorstellt, das auch auf den deutschen Kolonien allgemein angenommen worden ist. Mit Recht; denn es ist uns kein so ungemein billiges und doch höchst nahrhaftes und — last not least — überaus schmackhaftes Volksgericht bekannt, wie gerade schwarze Bohnen mit Xarque und Farinha. Statt des Dörrfleisches kocht man auch oft Speck, Schweinsrippen u. dgl. zu den Bohnen. Auf dem Tische eines deutschen Kolonisten dürfen kaum an einem Tage des Jahres die schwarzen Bohnen fehlen, ja meistens sieht man dieselben Mittags und Abends.

Es ist gewiß bezeichnend, daß die Leute trotzdem der Bohnen nicht überdrüssig werden. **Die soziale Frage würde bei uns weniger brennend sein, wenn wir unseren Proletariern ein gleich gutes und billiges Essen verschaffen könnten!**

Zwischen die Bohnen pflanzt man die Mandiokpflanze, die giftige als Futter namentlich für die Schweine und die giftlose zur Herstellung der Farinha, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen. Bataten oder süße Kartoffeln werden gleichfalls gepflanzt, ebenso Reis, Tabak 2c., wenn der Boden dazu geeignet erscheint und die richtige Pflanzzeit gekommen ist, worüber der neue Ansiedler bei benachbarten erfahrenen Leuten Erkundigung einzieht. Es ist gewöhnlich Sache der Frau, die jetzt angelegten Pflanzungen in Plantage und Garten von Unkraut rein zu halten. Von der ersten Ernte, die an sich schon nicht sonderlich groß ist, kann der Kolonist kaum etwas verkaufen. Das einzige, was er überhaupt verkaufen könnte, vorausgesetzt, daß er genügende Quantitäten davon besäße, ist Mais. Diesen hat er aber als Futter für Kuh und Schweine nötig. Bei der nächsten Ernte wird das schon besser; dieselbe ist bedeutend größer und gestattet dem Kolonisten schon den Verkauf nicht nur von Mais, sondern oft auch schon von Bohnen, Tabak, Reis, Mandiok u. s. w.

Während die Winterfrüchte wachsen, arbeitet der Mann wieder im Walde. Ein neues Stück desselben wird abgehauen, gebrannt, urbar gemacht; diesmal ist es weit größer als das erstemal. Der Mann hat in der richtigen Führung und Handhabung von Fuchs, Waldmesser und

Art schon mehr Erfahrung wie bei seiner Ankunft, auch kennt er schon manche Eigentümlichkeiten des Waldes, der einzelnen Holzarten, er hat gelernt, wie man die Riesenstämme des Urwaldes mit dem kleinsten Aufwand an Kraft und Zeit bewältigt. Und er arbeitet gern in dem großen Walde, in dem alles neu für ihn ist, den er sein Eigentum nennen kann. Weiß der Mann doch auch, daß er für sich selbst, seine Frau und Kinder arbeitet, daß er beim Nachhausekommen einen wohlbesetzten Tisch vorfindet, nicht aber vor Hunger oder Ermattung abgehärmte Gesichter. Hat der Kolonist Zeit, so hilft er wohl seinen Nachbarn, die ihn bei seiner ersten Niederlassung und beim Hausbau so zuvorkommend unterstützt haben, bei dieser oder jener Wald- oder Feldarbeit. Unter den umgehauenen Stämmen seines Waldes trifft er womöglich vor dem Brennen eine Auswahl, indem er eine Anzahl von zum späteren definitiven zweiten Hausbau geeigneten zurücklegt. Denn der Bau eines besseren Wohnhauses ist nach dem Bestellen des neuen Teiles der Pflanzung die nächste und wichtigste Sorge unseres Freundes.

(Schluß folgt.)

Die indianische Bevölkerung im nordwestlichen Peru.

Von Otto v. Buchwald.

Als die spanischen Eroberer von Peru Besitz nahmen, fanden sie das ganze Land unter der Botmäßigkeit der Inkas, welche die einzelnen Stämme unterworfen und sich allmählich mehr oder weniger assimiliert hatten. Die Energie dieser mächtigen Fürsten muß eine außerordentliche gewesen sein, denn Thatsachen beweisen, daß die früher vorhandenen Sprachen mitunter schon in der dritten Generation verschwanden, um der Ketschua Platz zu machen, während ein ähnliches Resultat von den Spaniern in mehreren Jahrhunderten nicht erreicht ist. Besonders da, wo die Inkas auf niedere Kulturstufen stießen, scheint ihr Einfluß besonders bemerkbar, wie man noch heute an den Bewohnern der Cordillere sieht, die alle mehr oder weniger verschiedene Dialekte der Ketschua sprechen.

Wie gesagt, haben die Inkas sich die Bewohner des ganzen Gebirges assimiliert und auch den größeren Teil des Küstenlandes, besonders im Süden, bis zum Sprachgebiet der Aimaras, die ihrer Hartnäckigkeit wegen aus ihrem Lande (Aimaeras) nach Puno verpflanzt wurden.

Der Grad des Einflusses, den die Inkas auf die eroberten Länder gehabt haben mögen, scheint noch bis heute in der größeren oder geringeren Abweichung der Dialekte von der reinen Inka-Sprache erkennbar zu sein. Ein Beweis davon ist die Chinchaysuyu-Sprache im Zentrum Peru's, während an den Endpunkten sich das Ketschua (spanisch Quichua oder Quechoa, e und i, sowie o und u sind fast gleichlautend und werden oft verwechselt) bis jetzt einigermaßen rein erhalten hat, natürlich abgesehen von vielen spanischen Worten, die sich die Indianer mundgerecht gemacht haben.

An der nördlichen Küste Peru's scheint die Ketschua-Sprache fast gar keinen Eingang gefunden zu haben, weil dort Waffengewalt, nicht aber höhere Kultur siegte. Dieser eigentümliche Fall, der mich stets interessiert hat, und den ich leider bis jetzt noch nicht genügend durchdrungen habe, ist mir immer das Reich des Chimo (sprich Tschimo) von Huanchaco gewesen, dessen gleichnamige Hauptstadt in der Nähe von Trujillo lag und dessen Reich sich ungefähr von Santa (9° s. Br.) aus über die Nordküste von Peru erstreckte. Auch dieses Reich scheint mir ursprünglich aus mehreren Stämmen zusammengesetzt gewesen zu sein, die sich bis jetzt noch fast rein erhalten haben, vermutlich wegen der abgesonderten Lage ihrer Ortschaften, in denen man noch hie und da die altindianische Hütte aus Rohr und Schilfmatten findet. Selbst die Tracht der Frauen, die gewöhnlich am konservativsten sind, im Gegensatz zur modernen Welt, bietet noch den Anblick des uralten Typus. Wie noch heute, so waren jene Völker Ackerbauer, Fischer und Seefahrer, wenn auch in mehr primitiver Form.

Die spanischen Gesetze[1] haben die Bevölkerung ziemlich rein erhalten (Virú, Huanchaco, Eten, Monsefú, Reque, Ferriñafe, Morrope, Catacaos, Sechura 2c.) und die vorhergehende Regierung der Inkas scheint nur wenig Spuren hinterlassen zu haben; denn überall finden sich Namen, die keine Verwandtschaft mit dem Ketschua haben, das sich nur bis zum Fuße der Berge ausgedehnt zu haben scheint. Sehr bezeichnend ist der Umstand, daß der einzige Ketschua-Name, den ich in der Nähe von Chiclayo gefunden habe, an einer Inka-Straße liegt (Pucalá, verdorben aus Pucára) und so viel wie Festung bedeutet.

Zur Zeit der Blüte des Reiches der Chimos müssen die Stämme im Inneren nicht sehr gefährlich gewesen sein, denn die großen Festungsanlagen deuten entschieden auf eine Gefahr von der Seeseite. Um dieses zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß jedes Thal oder Flußdelta auf beiden Seiten von mehr oder weniger großen Wüsten eingeschlossen ist, die keine Bewohner, wohl aber Landungsplätze enthalten. Demgemäß ziehen sich die einzelnen Forts vom Meere aus an den Grenzen des bewässerten und bebauten Landes bis zu den Ausläufern der Berge hin.

Diese Befestigungen sind ziemlich hohe, aus Luftziegeln gebaute Berge, in deren Innerem sich mit Algarobe-Stämmen gedeckte Zimmer befinden, die als Lagerräume gedient haben mögen. Die Gleichartigkeit dieser Bauten im Süden wie im Norden (Piura und Umgegend kenne ich nicht), d. h. von Virú bis Tucume und bei Stämmen,

[1] Recopilacion de Leyes 1756, Tomo II, LVI: Ley 27: Que en Pueblos de Indios no vivan españoles, negros, mestizos ni mulatos, porque de estos se ha esperimentado, son hombres inquietos, de mal vivir, ladrones, jugadores viciosos y gente perdida etc.

die sich in mancher Hinsicht unterscheiden, macht die Einwirkung einer Zentralgewalt, also vielleicht der Fürsten von Huanchaco höchst wahrscheinlich.

Die auf die See gerichtete Aufmerksamkeit beweist aber das Vorkommen von Angriffen auf dieser Seite, und es scheint mir, als wenn die ganze Bevölkerung dieser Küste nichts weiter als eine Kolonie fremder Stämme ist, die sich später vor weiteren Eindringlingen zu schützen suchte.

Die letzte Einwanderung hat sogar noch zur spanischen Zeit, ungefähr vor 200 Jahren, stattgefunden. Urplötzlich siedelte sich am Strande der jetzigen Provinz Chiclayo ein Stamm an, der auf Flößen (balzas) ankam und den dicht am Ufer gegründeten Ort, Eten (d. h. in ihrer Sprache „Sonnenaufgang") nannte, von dem sie sich später, wegen des Andringens des Meeres, ungefähr einen Kilometer zurückzogen. Niemand kannte sie und weiß bis jetzt, woher sie kamen, und noch heute reden die älteren Leute eine Sprache, die selbst im nächsten Flecken nicht verstanden wird, und von der ich mit großer Mühe einige Worte gesammelt habe. Auch jetzt noch sind die Bewohner von Eten durchaus verschieden von der übrigen Bevölkerung, von der sie geringschätzig betrachtet werden. Ihre Beschäftigung besteht hauptsächlich in Hutflechten und Fischerei, da ihre Felder nur sehr karg zugemessen sind. Die Welt war eben schon verteilt, als sie ankamen. Sie stehen trotz großer Arbeitsamkeit auf einer niedern Kulturstufe, doch wohl nur bis jetzt, denn die Eisenbahn und das Eindringen der Weißen und Mischlinge wird in wenigen Jahren diese Merkwürdigkeit beseitigen. Es war der einzige Punkt dieser Küste, wo kein Spanisch gesprochen wurde.

Was die übrige indianische Bevölkerung anbelangt, so möchte ich sagen, daß sie an einzelnen Orten im wahrsten Sinne des Wortes von der Kultur beleckt ist, und besonders die Männer. Ja, es gibt sogar unter ihnen Doctores en Leyes und Sacerdotes. Aber das thut nichts, im Grunde sind sie doch echte Indianer und man braucht nur in das Innere ihrer Häuser zu kommen, um es zu bemerken. Da findet man verhältnismäßig elegante Zimmer und besonders schöne eiserne und vergoldete Bettstellen, die aber nur benutzt werden, wenn die vornehmen weißen „Compadres" kommen. Während der Hausherr im Staatszimmer mit allem Glanze präsidiert und das Möglichste thut, um seinen Gästen eine vorteilhafte Meinung beizubringen, sitzt die Hausfrau im Hofe auf der Erde unter einem Schilfdach, das ihr zur Küche dient und kocht über drei Steinen zwischen ihren nackten Kindern, Geflügel und Meerschweinen nach hergebrachter Weise in ihrem langen, schwarzen und ärmellosen Rock (Kapús), der zu gleicher Zeit als Hemd, Kleid und Bett diente, jetzt aber teilweise durch gesticktes Unterzeug vervollständigt wird.

Die weißen Gäste fragen wohl auch gnädigst nach der „Comadre", die sich aber entschuldigen läßt, weil sie in der Küche beschäftigt sei. Das ist aber nur Formsache, sie essen und trinken im Ueberflusse mit den von ihnen geladenen Gästen und ziehen lachend über die Dummheit des Indianers von dannen.

Indessen die Herzlosigkeit ist gewöhnlich gegenseitig, denn der wohlhabende Indianer gibt solche Festlichkeiten eigentlich nur, um durch den Einfluß der Weißen indirekt zu gewinnen, d. h. er will in seinem Orte irgend welches Amt bekleiden, um seine Stammesgenossen um so besser ausbeuten zu können.

Im Grunde genommen haßt der Indianer den Weißen und thut in seinen Gemeinden alles Mögliche, um fremdes Blut zu entfernen. Er hat einen gewissen Begriff von seiner eigenen geringeren Stellung, schämt sich derselben und möchte ungesehen in seinem Orte den Despoten spielen.

Obgleich die Indianer, die sich an der Küste „Peruanos" nennen, da die Bezeichnung „Indio" als Beschimpfung gilt, neben der weißen und gemischten Bevölkerung bestehen, so sind sie doch vollständig von derselben verschieden und unter sich, als Kaste, ihren alten Gebräuchen ziemlich treu geblieben. Ihr heutiger Charakter ist eine eigentümliche Mischung ihrer alten heidnischen Gebräuche und des von den Spaniern aufgedrungenen Christentums. Ihre Neigungen sind durchaus kalt und heidnisch; nur die Form ist christlich, wenn ich die, von den Missionaren angewandte und für ihre Zeit und Umstände gewiß berechtigte Weise so nennen darf. Für das Gesagte ist es sehr bezeichnend, wenn das Wort Almosen (limosna) nicht etwa den Sinn der Wohlthätigkeit hat, sondern lediglich eine Abgabe an die Kirche, d. h. den Priester bedeutet. Die christlichen Gebräuche sind eigentlich nur eine Abwehr gegen finstere Mächte, die ihnen an der Gesundheit und Eigentum schaden können, und ihr Priester kann diesen Zauber bannen, indem er allmählich an Stelle der alten „Amautas" getreten ist. Das Kreuz auf den Feldern bringt gute Ernte, auf dem Backofen gutes Brot, und nur weil es Nutzen bringen soll, wird es aufgepflanzt.

Allein neben diesen allgemein sichtbaren Gebräuchen existieren noch im Stillen manche andere rein heidnische, die dem Auge der Weißen stets verborgen werden. Dahin gehört besonders die Thätigkeit der Zauberer als Heilkünstler und zum Aufsuchen gestohlener Güter.

Ein besonderer Gebrauch verdient hier erwähnt zu werden, der noch bis vor kurzem existiert hat, ja nach einigen selbst heute noch vorkommen soll, was indessen wohl schwer zu beweisen ist. Es sind die sogen. „Erleichterer der Schmerzen" (despenadores). Wenn nämlich jemand im Todeskampf lag und nicht schnell genug sterben konnte, nachdem er die letzte Oelung empfangen hatte, so wurde der Despenador gerufen, der durch ein Loch in der Wand zum Kranken treten mußte. Er stellte dem Sterbenden vor, daß es Zeit sei, vor Gott zu erscheinen, und ließ ihn beten, im Falle er imstande dazu war. Darauf kniete er

auf seine Brust und drehte ihm mit schneller Bewegung den Kopf um, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. War dies geschehen, so ordnete er den Körper im Bette, faltete seine Hände und entfernte sich auf dem Wege, auf dem er gekommen war. Daß dieser Gebrauch bis auf die neueste Zeit vorgekommen ist, scheint mir sehr wahrscheinlich, denn der Abscheu, den die Indianer vor jemand haben, der nach der letzten Oelung sich erlaubt hat weiterzuleben, macht sich noch häufig in der Aeußerung Luft: „Seht diesen Oeltreter!" (Vé este pisaoleos!) Wenn also diese schauerliche Sitte wirklich nicht mehr existiert, so ist es doch nur aus Furcht vor den Gesetzen und nicht aus Ueberzeugung.

Obgleich der finstere Indianer kein Mitglied der Gesellschaft ist, das deren Fortschritt sehr geneigt ist, so muß man doch anerkennen, daß er in seinen Gemeinden außerordentlich arbeitsam ist, möge er von Fischfang, Ackerbau oder Salzhandel leben, und Beispiele haben bewiesen, daß das gewaltsame Zurückdrängen des indianischen Elementes bei der Faulheit der Weißen und Mestizen mitunter den Ortschaften Rückschritt und Untergang gebracht hat.

Als Beispiel möchte ich die Stadt Lambayeque anführen, die noch vor wenigen Jahren ungefähr 18,000 Einwohner zählte, während sie jetzt vielleicht 4000—5000 Einwohner hat. Der größte Teil dieser Bevölkerung war indianisch und im Besitze des bebauten Ackers, der den Familien in kleinen Stücken zufiel. Allmählich aber per fas et nefas eigneten die Weißen sich die Grundstücke an, um große Haciendas daraus zu bilden, und die Indianer zogen sich nach den benachbarten Ortschaften zurück. Nun liegt Lambayeque auf sehr niederem Lande im Flußdelta, und wenn das Bett des Flusses nicht fortwährend von Stämmen und Buschwerk gereinigt wird, so tritt der in der Regenzeit zum Strom angewachsene Bach über seine Ufer und vernichtet Felder und Ortschaft, wie er bereits mehrfach gethan (1871 und 1877). Jeder Indianer war aber von altersher zur jährlichen Reinigung des Flußbettes und der Wassergräben (Acequias) verpflichtet, was Weiße und Mischlinge unter ihrer Würde halten; und als die Indianer sich nun entfernten, trat die natürliche Folge, d. h. die Ueberschwemmung, ein. Dies wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß eine einzige Hacienda (Capote) ursprünglich Eigentum von 400 Indianerfamilien war, die wenigstens 500 bis 600 Arbeiter stellten, während die Hacienda vielleicht 10 bis 20 Tagelöhner liefert.

Ein Beweis, wie das Gegenteil einen Ort heraufgebracht hat, sieht man in der gegenwärtigen Departementshauptstadt Chiclayo, die sich in wenigen Jahren von einem kleinen Indianerdorf zu einer lebhaften Stadt von etwa 14,000 Einwohnern emporgeschwungen hat. Dort wird den Indianern ihr Land belassen und der Weiße oder Mestize begnügt sich damit, dem Indianer seine Ernte abzukaufen oder gegen hohe Zinsen Geld auf dieselbe vorzustrecken (habilitaciones). Es wird 100 Prozent dabei verdient, allein der Indianer behält sein Land, arbeitet weiter und hat immer noch einen Ueberschuß für seine Kirchenfeste und die damit verbundenen Saufgelage, die allein imstande sind, ihn dem gewöhnlichen Trübsinn zu entreißen. Diese gedrückte Stimmung geht selbst auf die gemischte Bevölkerung über und geht so weit, daß man ohne weiteres einen Menschen, der singt, für betrunken hält.

Die geistige Begabung der Indianer in den verschiedenen Ortschaften ist durchaus ungleich, was ich, wie schon früher bemerkt, auf Stammesverschiedenheit deute. Am tiefsten steht Eten mit seiner sklavisch behandelten (von den eigenen Stammesgenossen) Hutflechter-Bevölkerung. Am geistig regsamsten erscheint mir, nach dem was ich von ihnen gesehen habe, die Bevölkerung von Sechura, deren eigentümlicher Mutterwitz im Norden von Peru sprichwörtlich geworden ist. Ueberall trifft man sie mit ihren gesalzenen und getrockneten Fischen, die sie weit und breit verhandeln, ein rühriges, unternehmendes Völkchen, bei dem man sich vor einer unvorsichtigen Bemerkung wohl hüten muß, wenn man nicht eine schnelle Antwort (al pié de la letra) erhalten will.

Ich schließe diese fragmentarische Skizze mit einer Antwort, die ein Sechurano einem Fremden gegeben haben soll, den er als Maultiertreiber durch die Wüste Sechura begleitete. Der Europäer, ärgerlich und ermüdet über die endlose Einöde, sagte zum Indianer: „Höre, in dieses elende Land muß Gott niemals gekommen sein, denn sonst hätte er wenigstens für Wasser gesorgt." Worauf der Indianer gelassen antwortete: „Wie soll auch Gott bis hierher gekommen sein, da ihr ihn drüben totgeschlagen habt?"

Zur Volkskunde Kroatiens und Slawoniens.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

(Fortsetzung.)

II. Tracht und häusliche Verhältnisse.

Die Tracht der bäuerlichen Bevölkerung von Kroatien und Slawonien ist nicht einheitlich, noch einer Art. Im Küstenlande neigt sie zur dalmatinisch-bosnischen, in Kroatien zur steiermärkisch-deutschen, in der slawonischen oberen Niederung zur magyarischen und längs der bosnischen Grenze zur bosnischen Tracht hin. In neuerer Zeit schwinden die älteren Nationaltrachten mit unbegreiflicher Schnelligkeit, indem sie der vordringenden billigeren deutschen Bekleidung (aus Kattun, Percail, Seide und mährischem Tuch) weichen. Jedenfalls war die alte Nationaltracht teurer, bunter und farbenprächtiger. Die Kleidungsstücke waren durchaus Erzeugnisse der Hausindustrie. Die Ornamentik wies köstlich schöne und fein gegliederte Zeichnungen auf, die auch jetzt noch nachgeahmt zu werden verdienten. Im Sommer trägt der Bauer breite Leinwandhosen und

ein weites Hemd; der Saum der Kleidung ist gewöhnlich mit Blau- und Rotgarn ausgestickt oder auch einfach mit weißem Zwirn ausgelückt. In Slawonien trägt man auch einen Stehkragen und dazu eine Kravatte, häufiger aber eine Chemisette; um den Leib gürtet man sich einen roten gewebten Gürtel von 1.5 bis 2 m. Länge; die Füße sind mit Leinwandstücken umwunden oder mit Socken (čorape) versehen. Darüber trägt man Putranci (Ledersohlen, die statt mit Oberleder mit kunstvollem Flechtwerk aus Spagat am Fuß festgehalten werden) oder Opanci (Sohle mit breitem Oberleder. Die Form ist die unserer Bundschuhe, doch auf einer Seite offen); in kühlerer Jahreszeit, aber auch an Festtagen, eine blaue mit dunklen oder rötlichen schmalen Bändern hauptsächlich in den Winkeln ausgeschmückte Weste; im Winter mit einem schwarzen oder weißen Lodenrock, mit oder auch ohne Aermeln (kudmen, kepenik) oder einen Pelzrock (ćurak, bunda). Als Kopfbedeckung dient im Sommer ein Strohhut mit breiter Krempe, im Herbst und Frühjahr ein schwarzer schwerer teller- oder kochschüsselförmiger Filzhut, im Winter eine dicke Pelzmütze (šubara).

Im Sommer tragen die Frauen der Katholiken als ganze Bekleidung bloß ein langes sackförmiges Hemd, das an der linken Hüfte ungebührlich hoch aufgespendelt wird, und als Luxusartikel noch eine Schürze. Aermel, Brustlatz, Seitenstreifen und Saum sind immer ausgestickt. Der Schurz (pregača, oprega) ist mit Silber- und auch Goldfaden eingeschlagen und dann meist aus feinerer Schafwolle gewoben.

Um den Hals schlingt sich die verheiratete Frau ein weißes oder buntes oder blaues Tüchel, die Mädchen aber tragen Perlen- und Korallenschnüre (kraljuže, vom Deutschen Korallen), freilich meist unechte Ware, oder auch Silber- und Goldmünzen. Die Frauen haben das Haar mit einem Kopftüchel (paculica, vom Italienischen fazoletto) bedeckt oder tragen es in einem buntfarbigen — rot wiegt vor — gestickten Haarsäckchen. Die Haare der Mädchen sind kunstvoll zu einem 20 bis 40 Strähnchen starken, brettartig flachen Zopf verflochten und über die Maßen stark eingefettet. In den Ohren stecken gewöhnlich hübsche, nach venezianischem Muster gearbeitete Silberohrgehänge. Die Mädchen schmücken sich am liebsten mit Sandruhrkraut (smilje) und mit Basilicum (bosiljak), das am Wegrain wächst und stark duftet. In Ermangelung von Taschen an den Kleidungsstücken tragen die Frauen und Mädchen Geld und andere Wertsachen von geringem Umfang im Busen unterm Hemd. Heiratsfähige Mädchen haben den Brauch, allerlei wohlriechende Blumen im Busen zu tragen, so daß man ein Mädchen thatsächlich schon auf mehrere Schritte riecht. Darauf bezieht sich auch ein Volksliedchen, in welchem der Bursche frägt:

Oj djevojko dušo moja
čim mirišu njedra tvoja?

O du Mädchen, meine Seele,
(Sag), wonach Dein Busen duftet?

Die kroatischen und slawonischen Weiber sind, nach deutschen Begriffen von Reinlichkeit, mittelmäßig reinlich. So ist das Heim, so die Küche beschaffen. Die Kochkunst der Bäuerin ist primitiv. Reisfleisch und sarma (vom türkischen sarma), d. i. gehacktes Fleisch mit Reis in Krautblätter eingehüllt und sauer abgekocht, dann ein Fladen von fünf bis sieben Butterteiglagen mit Honig, Zucker, trockenen Weinbeeren, Zimmt, Aepfelschnittchen zwischen den Lagen, die sog. pita maslenica, und schließlich der unvermeidliche suvi kolač, ein wie Schiffszwiebach harter, aus Eierdotter, Mundmehl und Zucker bereiteter rundlicher oder bretzenförmig gewundener Kuchen, gelten als die höchsten Leistungen der kulinarischen Kunstübung.

Im allgemeinen ißt der Kroate und noch mehr der Slawonier sehr schlecht. Er schaut weniger auf die Güte als auf die Menge der ihm vorliegenden Nahrungsmittel. Wein und Branntwein (meist guten, einfach gebrannten, fünf-, höchstens neungrädigen Raki) trinkt der Bauer ohne Maß und Ziel. Es ist erstaunlich, was der Kroate durchschnittlich für gewaltige Verdauungskraft besitzt. Ein Bauer vertilgt mit Leichtigkeit zum Mittagsimbiß (ručak) zwölf hartgesottene Eier, ein halbes Pfund Speck, drei große scharfe Zwiebel oder fünf Stück eingesäuerte Paprika, ein halbes Pfund Topfen und trinkt dazu zwei Liter Branntwein.

Böser als das Vielessen ist die Unmäßigkeit der Kroaten und Slawonier in Bezug auf Wein und Branntwein. In neuerer Zeit dezimiert der Branntweinsuff die Bevölkerung, besonders seitdem es auch das Bäuerlein versteht, aus Erdäpfelspiritus billigen Branntwein zu pantschen. Hand in Hand damit schreitet auch eine leichtere Auffassung der Sittlichkeitsgesetze. Das Volk wird lüderlich. Sein ohnehin leicht erregbares Temperament verleitet es derzeit mehr als je, den Brandreden von Nihilisten gewisser gewissenloser „Volksführer" und Störer öffentlicher Ruhe und Ordnung Folge zu leisten.

Bei alledem, was die Volksführer auch verbrochen haben, ist der Kern des Volkes bieder und rechtschaffen. Unter allen Slawen sind vielleicht die Kroaten und Serben in Slawonien an Wuchs und Gestalt die schönsten. Man sieht unter dem Bauernvolke, namentlich im Küstenlande, und in der Lika häufig prachtvoll entwickelte, große kräftige Männer, die einem Phidias Modell stehen dürften. Der Bauer ist mutig, aber auch bis zur Kriecherei demütig, gastfreundlich und stolz auf sein Besitztum. Im Hause und im Dorfe gilt hauptsächlich der Mann etwas, das Weib wenig oder nichts. Sie ist des Mannes lebendiges Hausgerät, sein Hausknecht, Stallknecht, Ackerknecht, das Weib muß den Mann kleiden und ernähren. Trotz aller Aufopferung erfährt sie selten eine nach unseren Vorstellungen anständige Behandlung. Scheltworte und Schläge erlebt sie mehr als gute Tage im Leben.

Schöne Frauen gibt es im eigentlichen Kroatien sehr wenig. Im Durchschnitt sind es dralle, pausbackige, kleine

Frauenzimmer mit breitem Becken und kurzen Beinen. Die Likaerin ist aber geradezu häßlich; sie ist groß, knochig, von breitem Munde, hervorstehenden Backenknochen und von männlichem Auftreten. Liebreizende Frauen, zuweilen von berückender Schönheit, trifft man aber in der Save-Gegend von Sisek bis Semlin und noch womöglich herrlichere im Küstenlande. Da haust aber ein starkes Mischlingsvolk, wo der kroatisch-hunnische Typus durch ungezählte Kreuzungen veredelt und verfeinert auftritt. Lang hält die Schönheit der Kroatin nicht an. Mit 28—32 Jahren sind die meisten Frauen schon abgelebte Matronen. Viel trägt nächst der übergroßen Arbeitslast, die auf dem Weibe lastet, auch der verdammungswürdige Brauch der Fruchtabtreibung dazu bei. Und gerade um ihre Schönheit länger frisch zu erhalten, greift die Frau zu solch entsetzlichem Auskunftsmittel!

III. Festgebräuche.

Ein alter, beinahe schon abgekommener Brauch, der sich nur mehr vereinzelt im slawonischen Gebirgslande, vorzugsweise unter den Katholiken, erhalten hat, ist der Bittgang (koleda, koledovanje) der Burschen und Mädchen einen oder mehrere Tage vor Weihnachten, vor Christi Himmelfahrt und vor Pfingsten, aber auch zur Sommerszeit, wann langanhaltende Dürre den Feldfrüchten großen Schaden anthut.

Der Name koleda ist lateinischen oder griechischen Ursprungs (von calendae oder καλάνδαι). Die Bittgänger oder Umzügler heißen zu Weihnachten und zu Neujahr koledari (kolegjari, fem.: kolegjarice), zu Christi Himmelfahrt križari (Kreuzträger), zu Pfingsten kraljice (Königinnen), bei den Bittgängen um Regen Lagjarice und Lelje, weil im Refrain der Lieder ein Flurendämon Lada sowie ein Leljo angerufen wird.

Es versammeln sich die Burschen des Dorfes, der eine mit einem Mehlsack in der Hand, der andere mit einem Milch- oder Schmalztopf, ein anderer kommt mit einem Korb für Eier, einige mit Handwägelchen oder Schubkarren, dann ziehen sie mit einem Dudelsackpfeifer (gajdaš) oder einem Geiger an der Spitze von Haus zu Haus, um „Glück zu wünschen" und sich dafür beschenken zu lassen.

Zu Weihnachten singen sie: „Wir ziehen koledo! wir ziehen koledari! Von Osten koledo! gen Westen koledari! und bringen koledo, und bringen koledari, Eueren Bergen koledo! und Wiesen koledari, und Triften koledo, ein fruchtbares Jahr, koledari, Euerem Heime koledo, Euerem Heime koledari, Gesundheit und Glück koledo! Und Freude koledari! Eueren Heerden koledo, Gute Waide koledari, Eueren Fluren koledo, schwere Aehren koledari!"

Im Frühling: „Wir ziehen Ljeljo! durch ebene Triften, König Ljeljo! und durch grünen Hain. Das ebene Feld, Ljeljo, das ebene Feld ist voll Aussaat, der grüne Hain voll Schatten, liebste Lada, Ljeljo, o Ljeljo!"

Ein Bittgesang um Regen: „Wir beten, Lada! wir beten zum höchsten Gotte, o Lada, o! es hebe an zu wehen, Lada! es hebe an zu wehen ein milder Wind, o Lada, o! es hebe an zu regnen, Lada! es hebe an zu regnen ein fruchtbarer Regen, o Lada, o! Er möge betauen, Lada! er möge betauen unsere Fluren, o, Lada o! Und das liebe Gras, Lada, und das liebe Gras so fein, so weich, o Lada, o! damit unsere Heerden, Lada! damit unsere Heerden feist werden, o Lada, o!"

Die hauptsächlichste Frühlingsfeierlichkeit findet am Georgs-Tag statt. Diesen Tag feiern die Serben ebenso wie die Katholiken bei allen Südslawen. Der Hirte glaubt, wenn das Vieh diesen Tag frisch und gesund erlebt, so werde es durchs ganze Jahr gedeihen. Zeitlich vor Sonnenaufgang säet der Gärtner Melonen, Kürbisse und Blumen, im Glauben, diese Aussaat werde ihm besonderen Segen in Fülle bringen. Die Bračen und Bračaricen sammeln im Morgengrauen auf den Fluren und Halden heilbringende Kräuter und Wurzelwerk; die gute Hauswirtschafterin macht zeitlich früh frommen Gemütes einen Umgang ums Haus und die Stallungen und bespritzt sie mit geweihtem Wasser. Manche aber sucht mit aufgelöstem Haar und entgürtet, mit einem Rutenbesen und Lolch in der Hand, insgeheim des Nachbars Kühe heim, schlägt die Kühe und kehrt dann wieder zu den eigenen Kühen ins Haus zurück und bestreicht diese einigemal. So wird den fremden Kühen die Milch weggezaubert. Zudem werden die Euter der Kühe mit Butter eingerieben, die in derselben Nacht ausgeschlagen wurde. Dann springen die Euter nicht auf, meint das Volk. Der einschlägige Zauberglaube, besonders der Liebeszauber, hat viele Erinnerung aus heidnischer Zeit bewahrt.

Vom Georgs-Tage an hält man, sei es schon geraten, im Freien auch zu nächtigen und in Flüssen und Seen zu baden, denn der Georgs-Tag eröffne den Sommer, verjage jedes Gespenst (sablast) aus Luft und Wasser und fessele alle Drachen und Würmer. Im Volksliede heißt es:

> Nema ljeta prez Gjurgjeva danka
> milovanja prez ašikovanja.
>
> Ohne Georgs-Tag gibt's keinen Sommer,
> auch kein Kosen ohne Liebeswerben.

Die Jugend versammelt sich am Nachmittag im Walde oder noch lieber auf Anhöhen und tanzt zum Spiel des Dudelsackpfeifers bis in die sinkende Nacht hinein. Der Georgs-Tag wird auch in den Städten festlich begangen; so begibt sich z. B. in Požega in Slawonien die gesamte löbliche Meisterschaft samt Kind und Kegel ins Weingebirge, besonders in das Sokolovac (Falkenhorst) genannt und treibt den ganzen Tag Ulk. Nach Brauch wird auch viel Pulver verpufft. Die Ortsüberlieferung bringt dieses Fest auch mit der letzten Türkenvertreibung in Verbindung. Die Türken hätten, erzählt man, als sie das Schießen im Gebirge vernahmen, vom Schreck

ergriffen, fahrende und liegende Habe in Stich gelassen und nach Bosnien die Flucht ergriffen. Natürlich hat sich die Auswanderung anders zugetragen.

Ein anderes allgemein verbreitetes Volksfest, das noch aus der Heidenzeit stammt, ist das Johannisfest oder „Johannisfeuer" (ivanjski kres). Auf Lichtungen vor dem Dorfe, zuweilen auch im Dorfe selbst, am liebsten aber auf Anhöhen, werden am Vorabend große Feuer aus dürrem Nadelholze angefacht. Die Feuerstätten werden parallel angelegt, zwischen den kleineren aber brennt lichterloh ein sehr großes Feuer, um welches herum die Burschen und Mädchen singend Reigen tanzen. Der Tanz ist wildes ausgelassenes Kolo (Kreistanz). Bald löst sich der Reigen auf, man rennt wie rasend zwischen den Feuern herum, und so mancher beherzte Junge wagt nackt den Sprung durch Feuer und Flammen. Die schönen alten Johannisfestlieder, deren nicht wenig schon aufgezeichnet sind, werden allmählich durch Schnadahüpfl (poskočnice) unzüchtigen Inhalts verdrängt. Um Mitternacht ziehen die Burschen heim, jeder mit einer meterlangen Fackel aus dürrem Holze in der Hand. Es gibt ein arges Wettrennen, in welchem derjenige den Sieg davon trägt, der im Laufen die Fackel brennend zu erhalten vermag.

Es soll hier zugleich als Sprachprobe der kroatischen Mundart bei Agram ein Johannisliedchen mitgeteilt werden:

> Stoji nam pole širökö
> Lado je Lado lepi hlad![1]
> Jeli so v gradu gâspâda?
> V gradu so, v gradu gâspâda.
> Da bi jim Jezuš zdrâvje dâl,
> Blažena deva Marija![2]

„Es steht uns das weite Feld (in Aehren), o Lada, schöne Lada! Sind in der Stadt die Herrschaften? Ja, in der Stadt sind die Herrschaften. So möge ihnen denn Jesus und die glückselige Jungfrau Maria Glück bescheeren!"

Im Dorfe pflegen die Burschen am Johannis-Tage von Gehöfte zu Gehöfte gehen, Glück zu wünschen und milde Gaben einzusammeln.

Das Osterfest (uskrs, Auferstehung) wird bei den Katholiken bei weitem einfacher als bei den Altgläubigen gefeiert. Alte, echt slawische Gebräuche findet man bei den Katholiken weitaus weniger als bei den Altgläubigen, nur der niedere Volksglauben ist beiderseits gleich stark, wiewohl auch hierin die einseitig strenge kirchliche Ordnung und Zucht auf der einen Seite unverkennbar mildernd und veredelnd eingewirkt hat. Namentlich zeigt sich dies in Bezug auf Reinlichkeit und Sauberhaltung in Haus und Hof. Der Katholik beginnt mit seinen Vorbereitungen für Ostern schon am Aschermittwoch. Das ganze Haus wird aufs gründlichste gesäubert, alle Geschirre werden gerieben und gescheuert, und man legt sich in Speise und Trank große Mäßigkeit auf. In der Woche vor der Palmwoche (giušnica, gluha nedelja, taube Woche) werden alle Heiligenbilder und Schnitzwerke mit schwarzem Flor umhüllt. In der Quadragesima (korizma) enthält man sich jeder Lustbarkeiten und geräuschvollen Vergnügungen. Allabendlich kniet der Hausvorstand mit den Hausleuten inmitten der großen Stube nieder und betet vor. Es ist die Zeit der Buße und der Kasteiung.

In der Palmwoche (cvijetnica, Blumenzeit) trägt Jung und Alt grüne Reiser von Weiden, Flieder, Hasel- und Kornelkirschen-Rütchen in die Kirche zur Einsegnung. Die Blüten und Reiser werden hinter dem Zimmergebälk und in den Stallungen über den Eingängen bis zum nächsten Jahr verwahrt als Abwehrmittel gegen Unheil und Bezauberung. Am Charmittwoch, Chardonnerstag und Charfreitag besucht man mit Rütchen die Kirche. Nach der Messe schlägt man einander „frisch und gesund". Eine besondere Unart der goldenen Jugend besteht darin, daß sie in Haufen von zwanzig, dreißig Köpfen im Gänsemarsch durch die Straßen ziehen und mit den Stöcken auf die Zaunplanken und Hausthore losschlagen bis die Stöcke in Stücke zerfallen.

Die farbigen Ostereier kennt der Bauer in Kroatien und Slawonien ebenso gut wie der in Niederösterreich. Auch das „Eierpecken" ist bei der Jugend beliebt. Am ersten Ostertage bringen die Bauern und Bäuerinnen Körbe voll Eßwaren zur Einsegnung in die Kirche. Nach der Messe eilt jeder Bauer mit seinen Angehörigen zum Wagen und nun beginnt eine rasende Wettfahrt nach Hause. Wer zuerst daheim anlangt, der bringt das beste Glück nach Haus. Dieser Glaube hat schon manchen Unglücksfall verursacht. Bei der Festmahlzeit wird in Menge gegessen und getrunken und in herkömmlicher Weise toastiert. Nachmittags finden wie üblich vor der Kirche oder auf dem Marktplatze Kolotänze statt. Bei diesem Tanze sowie an vielen Orten zu Georgii ist es Brauch, daß die Mädchen, aufs allerbeste ausgeputzt, zuerst allein den Reigen drehen. Die heiratsfähigen Burschen stehen mit den Eltern abseits und beraten über die Mädchen. Sind die Eltern mit der Wahl ihres Sohnes zufrieden, so hängt er sich an der Seite seiner Auserwählten in den Reigen ein. Abends finden die weiteren Vereinbarungen mit den Eltern des Mädchens statt. Die Werbungs- und Verlobungsbräuche folgen später selbstverständlich, als ob eine Abmachung gar nicht getroffen worden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Dieser Vers wird nach jeder Zeile vom Chor gesungen.

[2] Serbisch würde das Lied lauten:
> Ubavo polje široko·
> Jesu l u gradu gospoda?
> Jesu u gradu gospoda.
> Isus im zdravlje udjelio,
> (i) Blažena djeva Marija.

Der Gran Chaco der Argentinischen Republik.

(Fortsetzung.)

2. Die Waldflora des Gebirgs.

Die Einforstung des Gebirges, welches den Gran Chaco von Westen begrenzt, hängt von nachstehenden drei Fundamentalbedingungen ab:

1. Exposition nach Süden und südöstliche Winde;
2. eine feuchte, und
3. eine warme Atmosphäre.

Diese drei Eigenschaften wirken gegenseitig aufeinander. Die Süd- und Südostwinde rufen Regen hervor, indem sie die Atmosphäre abkühlen. Feuchtigkeit ist notwendig, um den Regen zu liefern, und Wärme, welche ohnedieß erforderlich ist, um die notwendigen thermalen Bedingungen für irgendwelche gegebenen Arten von Pflanzen zu beschaffen, ist ebenfalls erforderlich, um eine größere Menge Wasserdunst in der Schwebe zu erhalten und ihren Niederschlag in Regengestalt durch plötzliche Abkühlung zu veranlassen, welche dann, bei der Berührung mit den besagten Winden, im Verhältnis zur Höhe der Temperatur um so höher sein wird.

Es kommt noch eine vierte Bedingung in Betracht, nämlich die Höhe über dem Meeresspiegel; allein diese beeinflußt einzig die Pflanzenarten, weil die drei vorgenannten Bedingungen immer für das Vorhandensein von Wald auf den Bergen wesentlich sind.

Hieraus folgt, daß die Gebirge in den von der heißesten Zone entlegensten Teilen minder bewaldet und daß Gewächse derselben Art entweder verschieden oder minder zahlreich sein oder ganz fehlen werden, und daß man in den niedrigeren oder entlegeneren Bergketten dieselben Erscheinungen wird beobachten können. Im ersten Fall ist die Temperatur nicht hoch genug, im zweiten erreichen die genannten Winde nicht die entfernteren Berge, sondern werden gleichsam durch den Wall abgehalten, den die erste Bergreihe bildet.

Ebenso folgt daraus, daß jene Punkte, wo die Berge unter den genannten Bedingungen einen Halbkreis bilden, in höherem Grade die oben angedeuteten Ergebnisse genießen werden, weil sie Wärme und Feuchtigkeit dort mehr konzentrieren und die Winde feuchter gemacht und in ihrem Lauf aufgehalten werden.

Was wir oben bezüglich der Berge am westlichen Rande des Chaco gesagt haben, gilt gleicherweise auch von jenen anderen Bergen, welche von Süden her an die im Norden und in der Mitte der Republik gelegene Waldregion angrenzen. Es muß daran erinnert werden, daß wir in der südlichen Hemisphäre sind und daß daher der dem antarktischen Pole nähere Süden die kältere und der dem Aequator nähere Norden die wärmere Region ist. Der Einfluß obiger thätigen Ursachen erstreckt sich nicht allein auf die Berghänge, sondern auch über das nebenliegende Tafelland, und zwar im Verhältnis zu der Kraft, mit welcher diese drei Ursachen sich geltend machen. Die Oertlichkeiten, in welchen Oran und Tucuman liegen, sind daher höchlich begünstigt wegen des Halbkreises, den die Berge bilden, namentlich Oran, welches den Tropen näher liegt. Der südliche Teil der Tucuman-Kette dagegen und die ganze Cordova-Kette sind aus den entgegengesetzten Gründen ungünstig gelegen und daher beinahe vollständig ohne Waldwuchs.

Die Ketten von Oran oder Zenta, von Tucuman oder Acconchica und von Cordova (wir bedienen uns behufs der Deutlichkeit und Genauigkeit der populären Namen) liegen beziehungsweise weiter und immer weiter von der heißen Zone und bestehen je aus verschiedenen parallelen Bergketten, jede von der anderen getrennt durch tiefe Engthäler, welche man wegen ihrer Gestalt Cañons nennt.

Nun ist der Unterschied zwischen der einen und anderen Bergkette wegen ihrer Lage bezüglich der drei oben bezeichneten Ursachen ein greifbarer, merkwürdiger und überraschender. So sind die unmittelbar den Winden ausgesetzten Abhänge, d. h. die östlichen, weit mehr bewaldet als die auf der entgegengesetzten oder westlichen Seite, und die vorderste Bergkette ist waldreicher als die zweite, bis wir, nach dem Uebergang von einer Bergkette zur andern, eine feuchte Zone von prachtvollem Waldwuchs mit einer anderen von ausnehmender Kahlheit und Trockenheit vertauschen. Die Pucará-Region, welche wir weiter unten schildern werden, liefert uns ein merkwürdiges Beispiel davon innerhalb einer Ausdehnung von wenigen Kilometern von Ost nach West.

Dies erklärt anscheinend die öde Kahlheit und Unfruchtbarkeit der hinter den erwähnten und am weitesten nach Osten liegenden Bergketten und der Cordillera selbst mit ihren 7000 m. hohen Gipfeln, obwohl dieselben viele Hundert Meter westlich von den obigen liegen. In irgend einer anderen Weise wäre ihre Entblösung unerklärlich, da derartige Berge geographisch zu der von uns geschilderten Waldzone gehören.

Inzwischen ist die Erscheinung einer Flora der Ebene, welche in einem trockenen Klima vorhanden und entwickelt worden ist, und einer anderen ähnlichen des Gebirgs, welche zu ihrer Bildung und Entwickelung Feuchtigkeit bedarf, nicht weniger außerordentlich. Beide erheischen dieselben Wärme-Bedingungen. Der augenfälligste Unterschied in der äußeren Erscheinung beider besteht darin, daß die Flora der Ebene von kleinerem Stamm und besonders weniger hoch ist und im allgemeinen tief eingekerbte und sehr kleine Blätter hat, während die Gebirgsflora einen dicken hohen Stamm und größere Blätter aufweist und auf diese Weise eine Aehnlichkeit mit der europäischen Flora hat. Eigentümlich ist es, daß im allgemeinen das Holz der Flora der Ebene der Einwirkung des Wassers besser widersteht und in manchen Fällen mit unzerstörbarer erscheint, als dasjenige der in

einem feuchten Klima wachsenden Flora. Ist dies eine Laune, eine Kompensation oder ein Naturgesetz?

Nachdem wir im vorstehenden Abschnitt die Hauptbedingungen, von welchen das Vorhandensein und die Entwickelung der Baumflora abhängt, dargelegt und die oberflächliche Ausdehnung der Waldregion beiläufig geschildert haben, wollen wir nun auch einige Worte über deren vertikale Verteilung sagen und zunächst auf die Data unserer bei Erforschung der Gebirge und Ebenen der Waldregion gemachten persönlichen Beobachtungen eingehen und dabei der Deutlichkeit wegen uns einige wenige Bemerkungen erlauben. Wie wir bei uns in vertikaler Richtung die Zone der Eiche, der zahmen Kastanie, der Buche, der Fichte und Tanne 2c. von einander unterscheiden und damit in landwirtschaftlicher Beziehung die Gebirgsregionen in ebensoviel agrarische Zonen einteilen können, welchen ein Klima und ein Boden von gewissen bekannten Eigenschaften entsprechen, so kann man auch in jenen Gegenden einen analogen Unterschied mit denselben Erfolgen machen, obgleich der Zustand der Bodenkultur in jenem Lande es von minderer praktischer Bedeutung macht als bei uns. Gleichwohl wird es uns zu klarerem Ausdruck unserer Gedanken behülflich sein.

Die Waldregion von Argentinien — speziell desjenigen Teils, welcher uns hier beschäftigt, d. h. des Nordens und der Mitte dieses Staatenbundes — muß im altimetrischen Sinne in drei Zonen eingeteilt werden, welche man nach ihren wertvollsten und verbreitetsten Charakter-Gewächsen als die Algarrobo- oder Caroben-, als die Sebil- und als die Aliso-Zone bezeichnen kann. In denjenigen Regionen, wo die Kiefer sich findet, muß noch eine vierte, die Kiefern-Zone, die zwischen der Sebil- und der Aliso-Zone liegt, hinzugefügt werden.

Die Algarrobo-Zone schließt, wie wir gesehen haben, die ganze Ebene ein; sie beginnt in einer Höhe von 50 bis 100 m. über der Meeresfläche und endet je nach der geographischen Breite in einer Höhe von 300 oder 400 m. Der meiste Hochwald von hartem Holz, nämlich vom roten Quebracho, dem Urunday, Njandubay, Palo santo, Palo ferro (Eisenholz), Guayacan, Iscajanta und anderen Hölzern, deren spezifisches Gewicht im allgemeinen dasjenige des Wassers übersteigt, findet sich in dieser Zone.

Das Vorhandensein von Algarrobo bedeutet meist ein trockenes Klima; trotzdem lassen seine Waldgefährten oder die in diese ungeheure Zone gehörenden Bäume gewisse Unterschiede zu, welche zu Subzonen, wie diejenige des ziemlich Feuchtigkeit liebenden Urunday oder des Palo santo oder des nur auf äußerst trockenem Boden vorkommenden Patai-Algarrobo, Veranlassung geben können.

Hinsichtlich des Ackerbaues ist es leider ziemlich gewiß, daß im ganzen Bereich der großen Algarrobo-Zone, ausgenommen bei Anwendung künstlicher Bewässerung, das Klima jede größere Ertragsfähigkeit des Bodens unmöglich macht wegen des Mangels an Regen und atmosphärischer Feuchtigkeit, ausgenommen die Subzone des Urunday und ebenso diejenige des Njandubay oder ganz besonders günstige Lagen. Wo aber immer künstliche Bewässerung angewendet werden kann, da werden glänzende Ergebnisse erzielt, und die Subzone des Patai-Algarrobo eignet sich ganz besonders für den Anbau des Weinstockes und der Olive, wenn gehörig bewässert wird. In der Subzone des Palo santo und den angrenzenden Zonen dagegen wachsen freiwillig der Chaguar, eine Gespinnstpflanze, und der Aji oder Pfefferbaum.

Ueberall, wo in der Algarrobo-Zone Flüsse vorkommen, findet man eine sogen. Inselzone, welche sich die Thäler hinauf und zwischen die hohen Berge hinein erstreckt, und deren Flora zumeist aus verschiedenen Weidenarten, aus Bobos und Seibos besteht. Nur gewisse Weidenarten, welche beinahe Waldbäumen gleichkommen und hübsche lichte Wälder den Flußufern entlang bilden, sind bis zu einem gewissen Grade für Bauzwecke brauchbar.

Zunächst über der Algarrobo-Zone kommt diejenige des Sebil, welche in ihrem unteren Teile manche Arten der darunterliegenden Flora beherbergt, während sie unter diesem zahlreiche Kolonien ihrer eigenen Gewächse unterhält. Diese Zone umfaßt die an das Gebirge anstoßenden Landstriche, wo das Klima hinlänglich feucht ist, sowie die Berghänge bis zu der bemerkenswerten Höhe von 1000 bis 1500 m., je nach der geographischen Breite, wo deren Höhe gegen Süden hin wegen der ausnehmenden Trockenheit des Klima's abnimmt. Dies ist die Region des Bauholzes, welches um seiner Größe, Zweckmäßigkeit für verschiedenen Bedarf und um der großen Menge der Bäume willen besonders wertvoll ist. Der Sebil, Acacia Cebil, wovon es drei Arten gibt, ist gegenwärtig die Grundlage eines der wichtigsten Erwerbszweige im Innern der Republik, nämlich der Gerberei. Neben oder nächst dem Sebil findet man die beiden Cedern, die weiße und die rote; den Lapacho, welchen wir ebenfalls in der Subzone des Urunday bemerkt haben, den Wallnuß-, den Lorbeerbaum, den Tatané, den Pacará, den Maulbeerbaum, den Tipa, die männliche Eiche, den Orcomolle, den wohlriechenden China-China, den Palo lanzia, Palo blanco und viele andere einschließlich des Biscote, dessen Holz dem Ebenholz gleicht; letzterer ist sehr selten und erheischt Trockenheit und Hitze, so daß er ohne seine altimetrische Lage eher zur Algarrobo-Zone gezählt werden sollte.

Gerade in der Sebil-Zone finden wir die verschiedenen Arten kolossaler Bäume in den ungeheuren Mengen, welche die Tropenwälder so berühmt gemacht haben. Tucuman und Oran zeigen auch in dieser Richtung die mächtigste Flora.

Im unteren Teil dieser Zone, nämlich auf der an den Rand der Gebirge stoßenden Ebene oder dem Tafelland, und besonders in den Provinzen Salta, Tucuman Jujuy, hat sich der Landbau in einer gewissen Ausdehnung in der Kultur von Zuckerrohr, Reis und Tabak entwickelt.

In den an die Tropen angrenzenden Landesteilen finden wir die für eine große Entwickelung landwirtschaftlicher Gewerbsamkeit erforderlichen Bedingungen in den vielen wasserreichen Flüssen, welche aus den benachbarten Bergen herunterkommen, die Bewässerung erleichtern und zugleich eine unentgeltliche bewegende Kraft liefern; hier, wo der Transport nicht mit großen Unkosten verbunden ist, kann die Anlage eines großen Kapitals sehr nutzbringend gemacht werden.

Im oberen Teile der eben beschriebenen Zone existiert der Ackerbau kaum wegen der ungeheuren Mühe, womit die Bebauung der Hügel und Berghänge verbunden ist, und wegen der Menge des in günstigerer Lage vorhandenen Landes.

Der Anbau der Weinrebe und des Oelbaumes wird im allgemeinen nicht in der ganzen Sebil-Zone gelingen, weil der Regen und die Feuchtigkeit für diese Pflanzen zu groß sind und in ungeeignete Jahreszeiten fallen, nämlich in die Periode der Blüte und in die der Reife der Früchte. Für die Viehzucht dagegen würde sich diese Zone vortrefflich eignen, obwohl der größte Teil des Bodens mit Bäumen bestockt ist, denn infolge klimatischer Einflüsse und des Lichtes, welches schräg auf die Berggehänge fällt, wächst das Gras auch unter den Laubkronen.

Wenn wir aus der oben beschriebenen herrlichen Pflanzenwelt heraustreten, begegnen wir nach einem kurzen Zwischenraum den ersten Vertretern der Waldzone der Aliso, denen alsdann nach einer Weile die beinahe ausschließlich aus diesem Baume bestehenden ausgedehnten und dichten Wälder folgen. Der Anblick, welchen diese darbieten, ist ganz von den zuletzt gesehenen verschieden und gleicht mehr den aus einer einzelnen Baumart bestehenden europäischen Wäldern.

Der Aliso oder die Erle findet sich, je nach der Breite, in Höhen von 2000 bis 2500 m. über der Meeresfläche und krönt in Folge davon viele der niedrigeren Bergketten und die Abhänge und Seiten der höheren Berge. Er scheint sich noch weiter in die tiefer liegenden Gebiete ausbreiten zu wollen, deren Flora ihre Ausläufer auch in die Aliso-Zone hereinzustrecken beginnt, so daß sich beide gleichsam zu begegnen suchen.

Der Aliso-Baum ist, wie sein Name besagt, eine echte Erle und kommt hier in zwei einander an Aussehen und in Eigenschaften sehr ähnlichen Arten vor. Hoch und aufrecht mit einem Stammesdurchmesser von 20—40 cm. ist er massenhaft und zerstreut verbreitet und nimmt in der Flora dieser Gegenden dieselbe Stelle ein, wie die Buche in der europäischen Flora; auch sein Holz ist dem Buchenholz sehr ähnlich, aber trotzdem noch wenig bekannt, weshalb ich einiges darüber sagen muß. Das dortige Erlenholz liefert ein gutes Bauholz unter Dach und ist unter Wasser sehr dauerhaft, wie schon Plinius meldet. Zu Wasserbauten und namentlich zu Rösten, welche in nachgiebigem nassem Grunde unter die Fundamente von großen Gebäuden geschlagen werden müssen, wie in Venedig und Holland, sind erlene Pfähle besonders zweckmäßig und gesucht. Die Höhe der Erle und die Leichtigkeit ihres Holzes macht die Erle im Chaco zu einem besonders geschätzten Bauholz, weil das dort wachsende, im Wasser widerstandsfähige Holz von sehr geringer Länge ist. Der schwierige Zugang zu den Regionen, wo es wächst, würde kein ernstliches Hindernis bilden, wenn man sich erst dazu bequemen würde, die gefällten Stämme in den aus dem Gebirge herunterkommenden Flüssen zu flößen, wodurch auch die anderen Wälder, welche den Reichtum dieser gebirgigen Distrikte bilden, nutzbar gemacht werden könnten.

Man trifft die dortigen Erlen nur auf den Gipfeln der Berge oder auf Berghängen, welche den Süd- und Südostwinden ausgesetzt sind. Auf Berggipfeln und Abhängen von gleicher Meereshöhe, welche aber vor diesen Winden geschützt sind, findet man Waideland, vorausgesetzt, daß genügende Feuchtigkeit vorhanden ist.

Gras wächst reichlich unter den Erlenbäumen, weil keine Schlingpflanzen, Wurzelausläufer und Büsche um die Wurzeln herum vorhanden sind und die Temperatur nicht genügend hoch ist. Diese Aliso-Zone ist daher besonders günstig für die Viehzucht und bietet nebst der darüberliegenden Region großer natürlicher Wiesen oder Almen ungemeine Vorteile für Estancias als Sommerwaiden.

Zwischen der Sebil- und der Aliso-Zone finden wir gelegentlich die Fichtenzone eingeschoben, die jene Lücke auszufüllen scheint, welche man wahrnimmt, wo die Fichte fehlt. Dieser Baum scheint tropische Breiten sehr zu lieben, welche anscheinend der Mittelpunkt ihrer Verbreitung sind, da man die Fichten noch im Nordwesten von Oran und in den Bergen am oberen Paraná findet, und da sie auch noch in Tafi, nördlich von Tucuman, wachsen sollen.

Eine merkwürdige und ganz unerwartete Gebirgsvegetation ist diejenige des Schilfrohres, der Caña brava, wie man es hier nennt. Man trifft es oft plötzlich in der Aliso-Zone, auf den moorigen Stellen, welche hier beinahe immer schwärzlich und schlammig sind, in Büscheln, die aus Hunderten von hohen Halmen bestehen, unter einander und mit denjenigen der nächsten Büsche verschlungen sind und Bogengänge bilden, unter denen ein Mann zu Pferde hindurchreiten kann; sie bilden bisweilen ein ganzes Labyrinth von Gängen, durch welche man über ungeheure Strecken des Gebirges wandern kann.

Ein ähnliches Schilfrohr, die Caña tacuáva, wächst den Flüssen entlang in den tieferen Ebenen des tropischen Chaco und erreicht solche Dimensionen, daß man es zu Pfosten beim Eindecken von Häusern verwendet.

Auf den Höhen der Aliso-Zone findet man merkwürdigerweise auch den baumförmigen Salbei und Hollunder, sauco, genannt, deren Blättern man Heilkräfte beimißt.

Die Zone der ebenerwähnten Gebirgsflora kann wieder in Subzonen eingeteilt werden. Allein neben dem Mangel

an genügenden Daten, von denen aus man generalisieren könnte, haben wir bereits genug gesagt, um die charakteristischen Züge der Waldzone nachzuweisen, namentlich bezüglich des Klima's und demzufolge des Ackerbaues und der Viehzucht, was einer unserer Hauptzwecke war.

Viele von den aufgezählten Pflanzen dienen zum Färben und Gerben, andere außer den schon gelegentlich genannten sind obsttragend, worunter z. B. der Mato, dessen kirschenartige Frucht roh gegessen werden kann und auch zur Bereitung eines gegohrenen Getränkes verwendet wird, und der Arrayan (Eugenia uniflora, Myrte), ein Strauch, welcher eine Art Johannisbeeren trägt, die man in derselben Weise verwenden kann wie die Frucht des Mato. Außerdem gibt es noch mehrere früchtetragende Schlingpflanzen mit Einschluß des Tasi, welcher eine haarige milchige Frucht in Gestalt eines Eies liefert, und eine andere Pflanze, welche eine Art Schote trägt und den Mataccos den Namen für unsere Bohne geliefert hat. Die Blätter von vielen dieser Pflanzen, besonders von der großen Familie der Mollas (Polycarpaea), geben einen aromatischen Geruch von sich, wenn man sie reibt; gleiches ist der Fall mit den Blüten der zahlreichen Arten oder Varietäten von Acacia und Mimosa, namentlich der Tusca und Churgui, welche unserer Cassia (Gacho) nahe verwandt sind.

Wissenschaftliche Nomenclatur der unter nachstehendem Trivialnamen bekannten Gewächse.

Asi (Pimento) = Capsicum microcarpum.
Algarrobo = Prosopis algarrobo.
Algarrobo blanco = Prosopis alba.
Aliso = Alnus ferruginea (var. Alisus).
Algarrobillo = Acacia moniliformis.
Arrayan, Arroyan = Eugenia uniflora.
Brea = Caesalpinia praecox.
Cedro = Cedrela brasiliensis (var. australis).
Chaguar = Gurliaea decorticans, eine Papilionacee.
Chaguar, spinnbarer = eine Bromeliacee.
Chañar = eine Germosia oder Gurliaea.
Chugcho = Nierembergia hippomanica.
Cortadera = Gynerium argentinum.
Garabato = Acacia tucumanensis.
Garabato, strauchartiger = Acacia subscandens.
Guaycán = Caesalpinia melanocarpa.
Jume = Spirotachys vaginata.
Lanza = Myrsine marginata.
Lapacho = Tecoma, eine Bignoniacee.
Lorbeer = Nectandra porphyria.
Mato = Eugenia mato, eine Myrtacee.
Mistol = Zizyphus mistol.
Molle oder Moje = eine Terebinthacee.
Mora = Mora excelsa.
Njandubay, ñandubay = Acacia cavena.
Nio-Nio, Giftpflanze = Baccharis cordifolia.
Nogal = Juglans nigra (var. boliviana).
Ombù = Pircunia dioica.
Pacará = Enterolobium timbawa.
Palo santo = eine Zygophyllee.
Pino = Podocarpus angustifolia.
Quebracho blanco = Aspidosperma Quebracho.
Quebracho colorado, roter = Loxopterugium Lorentzii.
Quebracho flojo, ein Strauch = Jodina rhombifolia.
Roble (männliche Eiche) = eine Leguminose.
Sauce (Weide) = Salix Humboldtiana.
Sambuco oder Sauco = Sambucus australis. S. peruviana.
Salvia = Salvia matico.
Sebil = Acacia Cebil.
Seibo = eine Erythrina (cristagalli?)
Soconto (gefärbt, kletternd) = Galium hirsutum.
Tala = Celtis Tala.
Tasi, Schlingpflanze = Morrena brachystephana (Asclepiad.).
Tatané (Espinillo des Nordens) = eine Leguminose.
Tipa = Machaerium fertile.
Tuna = die verschiedenen Cactus-Arten, besonders Opuntien.
Tusca = Mimosa-Familie (Acacia aroma?)
Yuchán = Chorisia insignis.
Vinal = Prosopis ruscifolia (Mimosacee).

Man könnte noch die Frage stellen, ob die Flora dieser Regionen in einem Zustand des Fortschritts oder im Gegenteil entweder im Stillstand oder Rückschritt begriffen ist. Mehrere Arten Pflanzen lassen wahrnehmen, daß sie in einem von diesen drei Zuständen begriffen sind. So gelangt man z. B. im Sand des unfruchtbaren Bacin (Bassin) de Belen, nachdem man lange über kahles salinisches Land gewandert, plötzlich zu einem prächtigen Wald von Patai-Algarrobos von uraltem Wuchs und großem Umfang, wo man unter den Bäumen keinen jungen antrifft. Unverkennbar wird diese Flora nicht erneuert und muß verschwinden.

In den Wäldern von Tucuman, in der Sebil-Zone, findet man selten eine junge Ceder, dagegen eine Menge Cedern von erstaunlicher Größe. Die Zerstörung der jungen Bäume kann man nicht dem Vieh beimessen, weil dasselbe nicht in genügender Menge vorhanden ist. Dasselbe läßt sich auch vom Quebracho im Mittelpunkt der Quebrachales sagen. Es läßt sich dies jedoch durch den berüchtigten „Kampf ums Dasein" erklären, denn dem jungen Nachwuchs im dichten Walde fehlt es an Luft und Licht, wenn nicht an Boden. Selbst auf dem Saume der Quebracho- und Cedernwälder sind junge Bäume ungemein selten und ebenso auch unter den anderen Bäumen der Sebil-Zone, und jedenfalls ist anscheinend nicht genug junger Nachwuchs vorhanden, um den alten Wuchs zu ersetzen, wenn er zu Grunde gegangen sein wird, obwohl das Wachstum im allgemeinen ein ausnehmend langsames ist und deshalb der Untergang des einzelnen Baumes noch ziemlich fern sein mag. Allein diese Beobachtungen zeigen uns, daß da, wo die Axt der Zerstörungskraft der Natur voran eilt, während diese ihre Produktionskraft nicht beschleunigen kann, es von Wert sein würde, das Holzfällen zu regeln und die dadurch geschaffenen leeren Stellen wieder auszufüllen, damit nicht der Wald lange vor der ihm im Volksmund zugeschriebenen Dauer ersetzt wird.

Wir haben bereits gesehen, daß der Quebracho des Chaco eine Neigung hat, in demselben Maße seltener zu

werden, als die aufgetauchten Ländereien verschwinden. Die Gefahr des Aussterbens ist jedoch eine entfernte, wegen der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes, und höchst wahrscheinlich werden sich die Bedingungen des Klima's und der Vegetation, welche zu ihrer Reproduktion geeignet sind, zuvor noch ändern. Allein auf den Hügeln (lomas) der Provinzen Santiago und Catamarca ist sogar diese Gefahr nicht vorhanden und es existieren noch Gebiete genug, in welche der Quebracho einwandern kann.

In der Sebil-Zone hat sich der Wald bereits beinahe über das ganze verfügbare Gebiet ausgebreitet, und nur noch den Streifen leer gelassen, welcher dieselbe von der Aliso-Zone scheidet. Die letztere dagegen hat noch ein ungeheures Gebiet vor sich, welches sie durch sichtbare Ausdehnung nach vorn alljährlich zu erobern sich beeilt. Die Erle ist in sichtlichem Bemühen begriffen, ihren Verbreitungsbezirk zu erweitern.

Bis jetzt hat man in der Sebil- und in der Algarrobo-Zone keinen Baum mit einem besonderen Bestreben, über die anderen obzuherrschen, beobachtet. Möglicherweise können jedoch noch solche Bäume in die noch jungfräulichen Wälder eingeführt werden und dieses Ergebnis herbeiführen. Wir haben von einem zu erobernden Gebiet gesprochen, allein breiten sich denn die Wälder alle nicht sogleich über das Gebiet aus, welches sie jetzt schon einnehmen oder einnehmen werden? Wir antworten darauf: Der Einforstung ist anscheinend die Ausstrahlung gleichsam von verschiedenen Kernen vereinzelter Wälder aus vorangegangen, die sich immer vermehrten und vergrößerten, bis sie sich vereinigt und ungeheure Wälder gebildet haben.

Man findet noch heutzutage gewisse vereinzelte Waldmittelpunkte sowohl im Chaco als in der Provinz Santiago, deren Ausbreitung infolge von Ausstrahlung nicht allein durch Schlußfolgerung festgestellt wird, sondern durch Thatsachen, welche uns von einigen Bauholz-Spekulanten verbürgt wurden, daß nämlich die Bäume im Herzen dieser sogen. „Inseln" von älterem Wuchs sind und ein ziemlicher Durchschnitt von ihnen unter der Säge splittere oder in anderer Weise schadhaft sei, während im Gegenteile die Bäume in den äußeren Teilen kleiner und jünger und im größeren Maße von den erwähnten Fehlern frei sind. Diese Umstände rechtfertigen anscheinend unsere Annahme, welche auf Vernunft gegründet ist und überdies durch die Lebensweise und Gewohnheiten der Erle bestätigt wird.

(Schluß folgt.)

Notizen.

* Der Neu-Guinea-Erforscher Mr. W. R. Cuthbertson ist Ende September von seiner letzten Reise ins Innere von Neu-Guinea wieder in Port Moresby eingetroffen. Den Mount Owen Stanley konnte er der vorgerückten Jahreszeit wegen nicht besteigen, dagegen gelang es ihm, zum erstenmale die Höhe des südöstlich davon gelegenen und 10,240 e. Fuß hohen Mount Obree zu erreichen. Da ihm die als Packträger dienenden Eingeborenen nicht weiter folgen wollten, so sah er sich zur Umkehr gezwungen. Gr.

* Die Kolonie Neu-Südwales besitzt einen großen Mineralreichtum. Der Gesamtwert ihrer Mineralproduktion bis Ende Dezember 1886 belief sich auf ziemlich 70 Millionen Pfund Sterling. Die Goldgewinnung in 1886 betrug 101,416 Unzen oder 2319 weniger als im Vorjahre zu 372,841 Lstrl. und bis dahin überhaupt 9,774,805 zu 36,475,685 Lstrl. Es waren 5750 Europäer und 867 Chinesen mit der Suche auf Gold beschäftigt. Durch die Auffindung sehr reicher Silbererze in den Barrier Ranges an der westlichen Grenze der Kolonie hat sich die Gewinnung an Silber im Jahre 1886 auf 1,015,433 Unzen gegen 794,174 im Vorjahre zu 203,086 Lstrl. gesteigert. Neu-Südwales birgt einen kolossalen Reichtum vorzüglichster Kohle. Im letzten Jahre wurden 2,800,175 Tonnen zu 1,300,850 Lstrl. gehoben und bis dahin überhaupt 36,940,364 Tonnen zu 18,350,354 Lstrl. Gr.

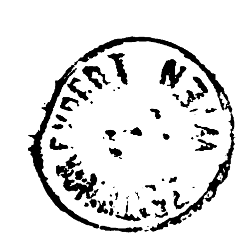
* Die Royal Geographical Society in Melbourne hat in Verbindung mit den dortigen Acclimatisation Society und Naturalists Society beschlossen, das in seinem Innern zur Zeit noch unbekannte King's Island näher erforschen zu lassen. Die Regierung von Victoria hat den ihr gehörigen Dampfer „Lady Loch" zur freien Verfügung gestellt. Die Exploring Party wollte im November 1887 ihre Reise antreten und gedachte ihre Aufgabe in der Zeit von 14 Tagen ausführen zu können. Naturwissenschaftliche Sammlungen, welche mitgebracht werden, sollen dem Staatsmuseum in Melbourne überwiesen werden. King's Island, zu Tasmanien gehörig, liegt nordwestlich von dieser Kolonie in 39° 50′ s. Br. und 144° ö. L. von Gr. und läßt sich von Melbourne aus in 12 Stunden per Dampfer erreichen. Die Insel ist von ihrer Nordspitze in Cape Wickham bis zu ihrer Südspitze in Stokes Point 40 Miles (64 Km.) lang und in ihrer Mitte 15 Miles (24 Km.) breit und soll, nach offizieller Angaben, 272,000 Acres (110,070 Ha.) oder 425 engl. Quadratmeilen (1100 Q.-Km.) umfassen. Die Insel steht wegen der vielen Schiffbrüche, welche an ihrer Küste stattfinden, in üblem Rufe. Wir erinnern nur an den Schiffbruch der beiden Emigrantenschiffe „Neva" und „Cataraqui", bei welchen resp. 232 und 414 Personen ihr Leben verloren. Die Regierung von Tasmanien hat jetzt zur Verhütung von Unglück auf der westlichen und östlichen Seite der Insel Leuchttürme einrichten lassen. Gr.

Personalien.

* Der geographische Reisende Herr v. Hesse-Wartegg ist soeben von einer längeren Forschungsreise nach dem nördlichen Teile von Südamerika nach London zurückgekehrt und wird seine reichhaltigen Sammlungen anthropologischer und naturhistorischer Gegenstände in der kgl. Geographischen Gesellschaft zur Ausstellung bringen. Zu den wichtigsten Ergebnissen seiner Reise gehört die Auffindung einer schon von Humboldt vorausgesagten, jedoch bisher noch unerforscht gebliebenen Verbindung des großen Sees von Ticaragua im nördlichen Venezuela mit dem Quellengebiete des Orinoco, sowie die wissenschaftliche Untersuchung des genannten Sees.

* An Stelle des verstorbenen Professors Spencer F. Baird ist nunmehr Herr Professor Samuel Pierpont Langley LL.D., zum Sekretär der Smithsonian Institution in Washington ernannt worden, welcher seither die Stelle eines Assistant Secretary bekleidet hatte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 4. Stuttgart, 23. Januar 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. Karl Müller in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Das Heidentum der Tscheremissen.

Nach dem Russischen. Von Dr. C. Hiekisch.[1]

Der Volksstamm der Tscheremissen ist in der Gegenwart innerhalb der Grenzen der Gouvernements Kasan, Wjatka, Kostroma, Nischninowgorod beschränkt, doch findet er sich auch sporadisch noch, wenn auch in geringer Anzahl, in den Gouvernements Perm und Ufa und selbst noch im Orenburgischen; als Hauptzentren der tscheremissischen Bevölkerung müssen jedoch die Gouvernements Wjatka und Kasan angesehen werden.

Nach den anthropologischen Merkmalen, sowie ihrer Sprache nach, gehören die Tscheremissen der weitverbreiteten finnischen Völkerfamilie an, die in früheren Jahrhunderten eine weit größere Ausdehnung besaß als gegenwärtig, wo viele Mitglieder dieser Familie von den Nachbarvölkern entweder ganz absorbiert sind oder als Trümmer ehemaliger größerer Nationen inselartig inmitten einer heterogenen Bevölkerung ihr Dasein noch behaupten. Einen solchen Rest eines früheren größeren Volksstammes bilden die Tscheremissen — eine Benennung, mit der sie von den Russen bezeichnet werden, denn sie selbst nennen sich „Mari", und dieser Name erinnert unwillkürlich schon an das finnische Volk der Meren der alten Chroniken, laut welchen die Rostow'schen Meren ihr Heimatland verließen, als man dort das Christentum auszubreiten begann, und in das Land der Bulgaren (Wolga-Bulgaren) auswanderten. Nach einigen Forschern, namentlich nach den Untersuchungen deutscher Gelehrten, sind die Tscheremissen die alten Remniscaner, welche von dem Gothenkönige Hermanrich unterworfen wurden, und hiefür sprechen die Angaben des Jornandes aus dem 6. Jahrhundert. Jedenfalls hat dieses Volk schon seit uralter Zeit seine Wohnsitze inne, und es ist nur zu bedauern, daß die älteren Nachrichten über dasselbe äußerst spärlich sind. Erst in späteren Jahrhunderten, namentlich zur Zeit der Eroberung des Chanats Kasan, finden die Tscheremissen in den Chroniken öfter Erwähnung und werden dann als ein streitbares, kriegerisches Volk geschildert, das sich mit großer Kühnheit und Hartnäckigkeit den Russen widersetzte. Die Stadt Wjatka wurde mehrmals das Opfer ihrer verwüstenden Ueberfälle, und die Unterwerfung des Chanats Kasan wurde ganz besonders durch die kriegerische Tüchtigkeit und durch die Kühnheit der Tscheremissen erschwert. Aber auch noch nach der Eroberung von Kasan widersetzte sich dieses Volk lange den Russen, so daß letztere sich veranlaßt sahen, in diesem Gebiete mehrere Festungen anzulegen, wie Kosmodemjansk, Kokschaisk, Zarewokokschaisk und Urshum, welche nur allzu oft den heftigsten Angriffen der Tscheremissen ausgesetzt waren. In politisch unruhigen Zeiten waren die Tscheremissen stets die Hauptverbündeten aufrührerischer Scheikhe, die sich über Rußland zerstreut hatten, und in eine große Unruhe versetzte dieses Volk die Regierung in den ersten Jahren der Herrschaft Michael Feodorowitsch's. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Tscheremissen friedlicher und dann erst konnte die russische Regierung daran denken, dieses Volk in eine staatliche Ordnung zu bringen und Versuche zu machen, dem Christentum unter demselben Eingang zu verschaffen. Aber auch damals war immer noch die größte Vorsicht zu beobachten, und die Ueberfälle der Tscheremissen auf die Städte

[1] Nach einem Aufsatze von S. K. Kusnezow in den Nachrichten der Russischen Geographischen Gesellschaft, Jahrgang 1885, Heft 6. St. Petersburg, 1886.

Kosmodemjansk und Wladimir-Busurmanow, welche noch im Jahre 1697 sich ereigneten, veranlaßte die russische Regierung, ein Gesetz zu erlassen, welches den Tscheremissen verbot, Waffen zu verkaufen, wie sich denn auch kein Tscheremisse mit Schmiede- und Schlosserarbeiten beschäftigen durfte.

Gegenwärtig sind die Tscheremissen eine ruhige Bevölkerung im Osten des europäischen Rußland. Seit dem 16. Jahrhundert werden sie nach ihren Wohnorten in die „Wiesen- und Berg-Tscheremissen" eingeteilt; die ersteren bewohnen das linke, flache oder sogen. „Wiesenufer" der Wolga, die anderen das rechte, hohe oder „Bergufer" desselben Stromes. Die am linken Ufer der Wolga wohnenden Tscheremissen haben ihre Wohnorte in dichten, weiten Waldungen und treiben auf ihrem wenig fruchtbaren Boden nur einen sehr beschränkten Ackerbau, der ihre Arbeit auch nur spärlich lohnt. Ihren Haupterwerb suchen sie dagegen in den Wäldern, indem sie vorwiegend sich mit der Verfertigung von Lindenbast und Bienenzucht beschäftigen; hauptsächlich ist es aber die Jagd, welcher der Tscheremisse mit Leidenschaft nachgeht; mit dem Gewehre, dem Jagdmesser oder einem Beile, mit einem kleinen Vorrat von Brot und mit der unvermeidlichen Tabakspfeife ausgerüstet, streift er durch die dichtesten Waldungen oft Hunderte von Werst von seinem Hause entfernt. Dieses Nomadenleben verleiht dem Tscheremissen ein eigentümliches Gepräge; er erscheint finsterer, roher, unsauberer und weniger verständig als sein am rechten Wolga-Ufer wohnender Stammesgenosse. Die sogen. Berg-Tscheremissen sind unter der in diesen Gegenden wohnenden übrigen nichtrussischen Bevölkerung ihrem Aeußern nach die schönsten Leute. Sie treiben fast ausschließlich Ackerbau und da sie mit den Bewohnern der Städte vielfach in Berührung kommen, so erscheinen sie auch weit entwickelter und geselliger als ihre in den Wäldern herumstreifenden Nachbarn.

Was die Tracht der Tscheremissen anbetrifft, so ist dieselbe teilweise der tatarischen entlehnt. Die Männer tragen im Winter den tatarischen Rock, „Asjam" genannt, aus grauem oder weißem Tuch, über welchen noch ein anschließender Schafpelz gezogen wird; die Hose besteht aus demselben Stoff wie der Rock und an den Füßen werden Sandalen, meist aus Lindenbast, getragen, die durch Schnüre über der Hose unter den Knieen befestigt werden. Die Sommerkleidung ist von demselben Schnitt, wird aber aus Hanftuch verfertigt und am Kragen, an den Aermeln und auf dem Rücken mit farbigen Wollnähten verziert. Die Festtagskleidung unterscheidet sich von der alltäglichen nur dadurch, daß an derselben nicht wollene, sondern seidene Verzierungen angebracht sind. Die Sommerkleidung wird durch einen wollenen Gürtel über den Hüften zusammengehalten; vorn am Gürtel hängt ein ledernes Täschchen, in welchem das Feuerzeug und Geld aufbewahrt wird. An der Winterkleidung ist der wollene Gürtel durch einen Lederriemen ersetzt, an welchem hinten eine eiserne Klammer zur Befestigung des Beiles angebracht ist; an der linken Seite des Gürtels hängt ein Messer, an der rechten das Instrument, mit welchem Bastschuhe geflochten werden. Im Winter wird der Kopf mit einer Pelzmütze, im Sommer mit einem Hut aus weißem oder grauem Tuch bedeckt, welchen übrigens der Tscheremisse nur dann trägt, wenn er einen weiten Weg unternimmt; zu Hause wird der Kolpak, die leichte tatarische Mütze, getragen. Im Sommer benutzt man noch einen leichten, sackartigen Ueberwurf über den Kopf und Hals, um diese Teile gegen Fliegen und Mückenstiche zu schützen. Das Haar trägt der Tscheremisse lang, doch ist es hinten gestutzt; auch der Bart wird bisweilen gekürzt. Die Oberkleidung der Frauen ist dieselbe wie bei den Männern, nur ist der wollene Gürtel reichlich mit Quasten und kupfernen Zierraten geschmückt. Das Haar tragen die Frauen in zwei Zöpfe geflochten, welche um den Kopf gewunden werden; die Mädchen dagegen flechten nur einen Zopf und lassen diesen über den Rücken herabhängen. Die Kopfbedeckung der Frauen besteht in einer Art Mütze, die vorn mit Wollnähten verziert ist, hinten aber von einem Leintuch bedeckt wird; die Mädchen gehen mit unbedecktem Kopfe oder schlagen doch nur ein Tuch über denselben. Die Fußbekleidung ist dieselbe wie bei den Männern. Sowohl Frauen als Mädchen tragen einen Brustlatz, „Merschesch" genannt, welcher mit Reihen von Münzen oder Zinn- und Blechfiguren geschmückt ist; das Halsgeschmeide besteht aus metallenen Schlangenköpfen; kupferne, zinnerne oder silberne Ohrringe, in welchen Gänsedunen befestigt sind, vollenden den Kopfschmuck.

Sowohl die Wiesen- wie die Berg-Tscheremissen leben in zahlreichen Familien in großen, getrennt liegenden Höfen, die von unregelmäßigem Bau sind und mehr oder weniger große Dörfer bilden, um welche herum das Ackerland liegt und das wiederum von Walddickicht umgeben ist. Im Baue der Häuser zeigen die Tscheremissen eine große Fertigkeit, da sie alle tüchtige Zimmerleute sind.

Die Häuser werden gewöhnlich quadratisch gebaut, sind gleich breit wie lang und enthalten vier Fenster, von welchen zwei hinaus auf den Weg, zwei nach dem Hofraum gerichtet sind; als Baumaterial dient Fichtenholz. Die innere Einrichtung der Häuser ist sehr einfach; eine Eigentümlichkeit besteht nur darin, daß der Tisch und die Bänke im vorderen Winkel mit Filz bedeckt sind. Dem Wohnhause gegenüber ist ein Gebäude für die Vorräte errichtet, ferner ein Keller und ein Viehstall. Mitten in der Einfriedigung des Hofes befindet sich der sogenannte „Schalasch" oder das Sommerhaus, welches weder Diele noch Zimmerdecke besitzt, in welchem sich aber Bänke und Gestelle befinden und in dessen Mitte eine Feuerstelle sich befindet, an welcher die Speisen zubereitet werden; im Schalasch hält sich der Tscheremisse am liebsten in der Zeit der Sommerhitze auf.

In dem Schalasch wird ferner an einem verborgenen Orte ein besonderer Kasten aufbewahrt, der als Wohnort der Gottheit Kudo-Badysch dient, welcher als Hausgott betrachtet wird und daher den Penaten zu vergleichen wäre. Der genannte Schalasch, besonders aber in Verbindung mit der erwähnten Gottheit, welche in ihm aufbewahrt erscheint, trägt an sich die Anzeichen einer Einrichtung von sehr hohem Altertum. Der Schalasch entspricht vollkommen der wotjäkischen „Kuala", von welcher Herr Maikow in seiner Broschüre: „Ueber die alte Kultur der westlichen Finnen", folgendes sagt: „Dem äußeren Aussehen nach ist die Kuala im wahren Sinne des Wortes ein Schalasch, nämlich ein Gebäude ohne Zimmerdecke und dessen Boden durch den Erdboden selbst gebildet wird (also ungedielt ist). Das Licht fällt durch die Thür und durch eine Oeffnung im Dache hinein, welche letztere dem Rauche zugleich einen Ausgang gestattet; an den Wänden stehen Bänke und in den vier Winkeln Pritschen; in der Mitte des Raumes hängt ein Kessel zum Kochen der Speisen." „Es ist eine wichtige Bemerkung des Herrn Ostrowsky", sagt derselbe Verfasser weiter, „daß die Kuala bei den Wotjäken eine heilige Bedeutung hat, was durch die Meinung Alquist's auf eine überzeugende Weise bestätigt wird, indem der letztgenannte Forscher den Schalasch als die älteste Form der Wohnungen bei den finnischen Stämmen bezeichnet."

Die Dorfverfassung bei den Tscheremissen brachte es nach der patriarchalischen Regel mit sich, daß ein jeder sich mit seinem Geschlechte isoliert niederließ. In den Benennungen ihrer Dörfer haben sich aber nicht die Namen der Stammväter erhalten, wie das z. B. bei den Tschuwaschen der Fall ist, sondern dieselben werden nach den natürlichen Grenzen benannt nur mit dem Zusatze der Wörter „Jal", was soviel wie Bauernhof heißt, oder „Nur", das heißt Feld, und „Sola", welches letztere wahrscheinlich dem russischen Worte „Selo", das Kirchdorf, entnommen worden ist.

Noch im vorigen Jahrhundert pflegten die Tscheremissen oft in ganzen Dorfschaften ihre Gegend zu verlassen und in eine andere überzusiedeln, sobald ihre Wohnorte ihnen unbequem wurden und ihnen nicht mehr zusagten. In solchen Fällen verpachteten sie dann oft ihre alten Wohnplätze. Gegenwärtig werden ihnen von der Regierung solche Uebersiedelungen nicht mehr gestattet; dennoch geschieht es aber, daß wenigstens einzelne Familien ihren alten Wohnort mit einem ganz neuen vertauschen.

Die Gebräuche bei der Geburt, bei der Eheschließung und bei der Totenbestattung der Tscheremissen müssen hier übergangen werden, obgleich diese Handlungen viel Licht auf das psychische Leben der Völker werfen; bei einer anderen Gelegenheit sollen sie dafür der Gegenstand unserer näheren Betrachtung werden. Es sei hier nur erwähnt, daß bei den Tscheremissen im Gouvernement Orenburg bei der Eheschließung der Mädchenraub in Form eines Spieles noch fortbesteht. Der junge Mann, welcher sich ein Mädchen zur Frau auserkoren hat, begibt sich mit Einverständnis seiner und der Braut Eltern mit einer Schar Altersgenossen zu Pferde in die Nähe der Behausung seiner zukünftigen Frau, lauert der letzteren auf und sobald ein günstiger Augenblick da ist, ergreift er sie, hebt sie auf sein Pferd und eilt mit ihr in Begleitung seiner Schar davon, verfolgt von einer bewaffneten Menge der Anverwandten und Freunde von Seiten der Braut. Einige Tage darauf finden sich die Verfolgten und die Verfolger bei den Eltern des Mädchenräubers ein, wo alsdann ein Hochzeitsschmaus veranstaltet wird, welchen die Eltern der Braut alsbald erwidern.

Die Tscheremissen, deren Anzahl sich im ganzen auf 400,000 Seelen beläuft, sind zum größten Teile getauft und die Berg-Tscheremissen haben sich die Aeußerlichkeiten der griechisch-orthodoxen Kirche ziemlich gut angeeignet, aber eben auch nur das Aeußere, während sie thatsächlich auch Heiden sind. Unter den am linken Ufer der Wolga in den Wäldern lebenden Tscheremissen, haben sehr viele nicht einmal die Taufe angenommen und selbst die unter ihnen Getauften hängen mit der größten Zähigkeit an ihrem althergebrachten Heidentum fest, zum Teil ganz offen, zum Teil im Geheimen. In neuester Zeit hat sich ein russischer Forscher, Herr Kusnezow, unter den Tscheremissen aufgehalten und daher Gelegenheit gefunden, über die religiösen Anschauungen dieses Volkes Beobachtungen anzustellen. Dieselben haben ein ethnologisches Interesse und daher verdienen die wesentlichsten derselben hier wohl in Erwähnung gebracht zu werden.

Herr Kusnezow macht in seinen Mitteilungen die Bemerkung, daß die Religion der Tscheremissen von einigen Forschern mit dem Schamanentum der sibirischen Eingeborenen, z. B. der Tungusen und Jakuten, identifiziert, wird. Nach seinen Erfahrungen mag Kusnezow dem nicht ganz beistimmen, und wie weiterhin gezeigt werden wird, kann man nicht umhin, ihm in seiner Ansicht Recht zu geben. Im Schamanenglauben findet die Annahme statt, daß einige Individuen die Eigenschaft besitzen, von einer Gottheit selbst Eingebungen zu erhalten, und indem ein solcher Mensch, welcher Schamane genannt wird, von der Gottheit selbst gleichsam beseelt wird, erlangt er die Fähigkeit, die Zukunft vorauszusagen. Nach dem Schamanenglauben wohnen die Gottheiten als Geister fern von den Menschen, in einer besonderen Welt, und kümmern sich nicht um das Treiben der Menschen. Die Schamanen besitzen aber nur die Fähigkeit, die Gottheiten aus ihrer Unthätigkeit herauszubringen und sie zu nötigen, im Schaman selbst zeitweilig ihren Sitz aufzuschlagen. Indem eine Gottheit nun in den Schamanen übergesiedelt ist, bezeigt sie diesem unfreiwillig eine Ehre, und zwar aus dem Grunde unfreiwillig, weil sie durch das dargebrachte Opfer, verbunden mit den Beschwörungen, herancitiert wird, wobei z. B. die Schamanentrommel eine Hauptrolle spielt. Nach dem Gesagten haben also im Schamanentum die Gottheiten

noch nicht eine volle Herrschaft über den Menschen gewonnen, der Mensch ist ihrer Gewalt noch nicht ganz untergeordnet, und ist darum imstande, vermittelst des Schamanen sie zu nötigen, seinen Wunsch zu erfüllen. Daher erscheint der Schamane der großen Masse als eine mächtige Person und fügt sich ihm blind. Es ist selbstverständlich, daß nicht ein jeder Mensch sich zum Schaman eignet; meist ist diese Kunst eine angeborene und vererbte. Es wird also im Schamanenglauben ein Mensch (der Schaman) zum Vermittler zwischen einer Gottheit und den Menschen. So ist es wenigstens bei den sibirischen Eingeborenen.

Anders verhält es sich dagegen bei den Tscheremissen. Sie haben keine Schamanen; weder finden sich bei ihnen die Schamanentrommel, noch die wilden Anrufungen der Gottheiten und die furchtbaren Konvulsionen, in welchen sich der besessene Schamane dem Volke vorführt. Das Wort „Schamane" ist überhaupt den Tscheremissen unbekannt und ihren Opferpriestern fehlen alle die Aeußerlichkeiten, die man bei den Opferdarbringungen unter den sibirischen Schamanen beobachtet. Die Würde eines tscheremissischen Opferpriesters (welcher bei den an der Wolga wohnenden „Kart", bei den im Gouvernement Ufa und Orenburg wohnenden „Kugusja" heißt, und beides bedeutet soviel wie Greis oder Alter), ist nicht erblich. Kugusja oder Kart kann ein jeder Tscheremisse werden, der sich bei seinen Stammesgenossen Achtung und Liebe erworben hat, gleichviel ob er getauft ist oder nicht; man stellt an ihn nur die Forderung, daß er die notwendigen Gebete kennt. Letzteres ist aber etwas sehr Einfaches, da der Tscheremisse unter Gebet die Improvisierung eines bestimmten Thema's in Form einer Bitte versteht. Daher kann ein solches Gebet auch nicht mit einem christlichen recht verglichen werden. Die Gegenstände, welche bei den Tscheremissen im Gebete vorgebracht werden, sind auch so vielfacher Art, daß es eben nicht schwer fällt, dieser oder jener Gottheit einen Wunsch oder eine Bitte darzulegen. Die Opferpriester werden auch häufig durch das Loos gewählt, und zwar für jede Gottheit einer, oder man wählt einen Priester für alle religiösen Angelegenheiten des alten tscheremissischen Glaubens, den sie selbst den Glauben „Adam's" nennen. Man findet keinen Grund, anzunehmen, daß die Priester in früherer Zeit eine Kaste gebildet hätten, und da sie meist für eine bestimmte Zeit gewählt werden, können sie in religiösen Dingen nur bedingter Weise einen großen Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausüben.

(Schluß folgt.)

Der Häringsfang.

Der Bericht der holländischen Gesellschaft für Seefischereien, Nordwyk am See, 4. Juni v. J., enthält sehr viele Mitteilungen, welche auch für Deutschland von großem Interesse sind und es verdienen, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wir beschränken uns auf den Teil des Berichtes, welcher die Häringsfischerei umfaßt, da gerade Deutschland das große Verzehrsgebiet des Fisches ist, dessen Fang leider mit verschwindenden Ausnahmen von deutschen Fischereien nicht betrieben wird. Der Bericht hebt hervor: Die Häringsfischerei in der Nordsee hat, soweit man sich erinnert, noch niemals solche glänzende Ergebnisse geliefert, wie im Jahre 1886. Die holländische Flotte für Häringsfischerei, bestehend aus 180 Loggern und 271 Lomscheriten (flache, runde Fahrzeuge), zusammen 461 Schiffe, blieb von Verlusten verschont und der Schaden an Zeug und Netzen war gering. Der Fang übertraf alle vorhergehenden Jahre; es wurden angebracht 342,000 Tonnen Salzhäringe und 80 Millionen Steur (frischer Häringe), zusammen 354 Millionen Stück Häringe.

Dieser beispiellose Ueberfluß war kein reiner Segen, da Schotten, Franzosen, Norweger und Schweden ebenso reichen Fang gemacht haben, so daß dieser, mit den Ueberschüssen des vorhergehenden Jahres, beinahe unverkäuflich wurde. Während die Tonne Häring 1883 noch 20,25 Gulden aufbrachte, fiel der Durchschnittspreis 1884 auf 12,70, 1885 auf 11,85 und 1886 auf 11 Gulden — ein Preis, der viel zu niedrig ist, um die Fangkosten einer Tonne Salzhäringe zu decken. Mit Ausnahme einiger günstiger Fälle kann man behaupten, daß die Häringsfischerei 1886 den Unternehmern nur Enttäuschungen und vielen Rhedern große Verluste gebracht hat. Im November hob sich der Preis etwas; da kam der große Fang in Norwegen und Schweden und die Preise wurden niedriger als je zuvor. Die Verluste waren die gleichen in Großbritannien, Norwegen und Frankreich, besonders in Schottland, wo Kaufleute im Anfange der Saison allen Häring kaufen, welchen die Fischer anbringen. Es entstand dadurch in Schottland eine bedenkliche Krisis. Aber abgesehen von diesen örtlichen Verhältnissen, befindet sich der Häringshandel in Europa gegenwärtig in einem ungesunden Zustand, weil die Anfuhr so groß geworden ist, daß der Begehr trotz der sehr niedrigen Preise damit nicht gleichen Schritt halten kann.

Der Hauptgrund des Preisniedergangs scheint in den ungeahnten Fangerfolgen der norwegischen und schwedischen Fischer im abgelaufenen Winter zu liegen. Der Fang von Winterhäring in der Nachbarschaft von Bergen hat diesmal 160,000 Tonnen geliefert (fast durchschnittlich 30,000 bis 50,000), während eine ganz neue Fischerei in Nordfjord bei Capstatt zwischen Bergen und Alesund 30,000 Tonnen aufbrachte. Die Schweden, welche lange Jahre sich an der Häringsfischerei nicht beteiligten, fingen bei Gothenburg im Winter 1885 auf 1886 volle 300,000 und im vergangenen Winter nicht weniger als 500,000 Tonnen Häring. Nimmt man hiezu die reichen Ergebnisse des Winterfanges in Schottland, so kann man annehmen, daß

in den letzten Monaten 700,000 Tonnen Häring mehr nach Deutschland versandt worden sind, als in dieser Jahreszeit gewöhnlich der Fall ist.

Beinahe aller schottischer Häring geht nach Deutschland und Rußland; was Rußland betrifft, so wird der Absatz beschränkt nicht allein durch hohe Zölle, sondern auch durch die Aufbringung der russischen Fischereien. Allein aus der Gegend von Astrachan wird gegenwärtig jährlich mehr als eine Million Faß Fisch abgeliefert.

Der Häringsfang in Schottland betrug 1885 genau 1,572,952 Tonnen.

Die Häringsfischerei in Frankreich lieferte 1885 volle 44,934,290 Kgr. oder 300,000 Tonnen Fische. In Frankreich besteht ein Zoll von 10 Frcs. für 100 Kgr., außerdem werden Prämien bezahlt, und zwar im ganzen für alle Fischereien mit französischen Schiffen und Mannschaften 5,200,000 Frcs.

Die norwegische Häringsfischerei teilt sich in den Fang von Frühlingshäring, fettem oder Sommerhäring, großem oder Nordhäring, Sprott und anderen kleinen Häringsarten. Der Fang hat in den letzten Jahren ganz außerordentlich zugenommen.

Die Häringsfischerei in Schweden in der Gegend von Gothenburg war eine sehr veränderliche. Im Anfang dieses Jahrhunderts hörte sie ganz auf, da der Häring von den schwedischen Küsten verschwand. Vor ungefähr zehn Jahren kam er wieder, anfänglich in kleiner Zahl und mit jedem folgenden Jahre nahm der Vorrat zu. Laut den letzten amtlichen Berichten hatte diese Fischerei bis zum 27. März 1887 aufgebracht 3,276,513 Kubikfuß Häring, also wenigstens 550,000 schottische Tonnen.

Die holländische Häringsfischerei hat im Jahre 1886 auch Dampfer als Jager nach Lerwick (Shetland-Inseln) gesandt. Die holländische Fischerei wurde 1886 angefangen zwischen 59 und 60° n. Br. Das Jahr war sehr günstig, was den Fang betrifft; die Verluste an Netzen betrugen 6000 Gulden, gegen 100,000 Gulden im Jahre 1880. Durchschnittlich wurden angebracht durch Logger und Kutter 76 Last 3/4 Tonne zu 14 Tonnen — 1064 3/4 Tonnen das Schiff. Früher rechnete man die Tonne auf 650 Stück, da indessen auf den Loggern die Fässer nachgefüllt werden, sobald die Fische in den ersten Tagen zusammengeschrumpft sind, so rechnet man jetzt 800 Stück auf die Tonne. Der Wert der Häringszufuhr in Holland für gesalzenen und frischen Häring betrug 1886 etwa 4,017,900 Gulden. Im Jahre 1886 gingen aus Holland nach Deutschland 234,646 Tonnen Häringe. Die Stärke der ganzen holländischen Fischerflotte betrug 1886 3591 Fahrzeuge mit 13,150 Mann Besatzung.

Wie erwähnt, ist Deutschland das große Verzehrsgebiet für Häringe, aber der Fang wird mit verschwindenden Ausnahmen nicht von deutschen Fischereien betrieben. Die einzigen deutschen Schiffe, welche auf den Häringsfang in der Nordsee ausgehen, werden von der Ember Häringsfischerei, Aktiengesellschaft, ausgesandt. Dieselbe hat jetzt 16 Logger, welche für 1887 rund 11,400 Tonnen (Vollpackung) gefangen haben; 1886 brachten 15 Logger 11,227 Tonnen. Die Gesellschaft hat ebenfalls unter den schlechten Preisen zu leiden und schloß ihr Geschäftsjahr 1886/87 mit einem Verlust von 38,000 Mark. ab. Der erzielte Durchschnittspreis war 27 Mark die Tonne, welche die Selbstkosten nicht deckten.

Die Reichsregierung gewährt dem Unternehmen eine jährliche Prämie von 2000 Mark für jeden Logger, welcher Beitrag stets benutzt wurde zum Bau eines neuen Loggers; die Beihülfe von diesem Jahre wurde ebenfalls angelegt für einen neuen Logger, so daß die Häringsfischerei für 1888 mit 17 Loggern betrieben werden wird.

(Köln. Ztg.)

Zur Volkskunde Kroatiens und Slawoniens.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

(Schluß.)

Das herrlichste und erhebendste Fest ist das der winterlichen Sonnenwende, welches in christlicher Umgestaltung als Weihnachten (božić, der junge Gott) vom Volke hoch und heilig gefeiert wird. Die schönsten und auserlesensten Feld- und Gartenfrüchte, die dem Landmann das Jahr bescheert, spart er für diese Festtage auf. Einer sucht es dem anderen zuvorzuthun. Die Adventzeit gilt als die Vorbereitung zur Festfreude. Allabendlich versammelt man sich bald in diesem, bald in jenem Heime in der Spinnstube zur „Sitzung" (posijelo, sijelo) und zum „Spinnen" (prelo) und frischt beredten Mundes alte Ueberlieferungen auf. Am Luzien-Tage (zwölf Tage vor Weihnachten) beginnen die im alten Volksglauben befangenen Leute ihre Zaubermittel zur Erkündung der Zukunft einzuleiten und anzufertigen, so z. B. den Zauberstuhl, von dem aus man in der Mitternachtsmesse alle Hexen in der Kirche erkennen kann, oder Mädchen schaffen Liebesorakel, in der Anhoffung, es werde ihnen ihren zukünftigen Ehegemahl kundthun. Manche glauben, daß um die Mitternachtsmette die Haustiere im Stalle menschliche Sprache gewinnen und prophetischen Geistes das Schicksal ihres Gebieters für das kommende Jahr ankündigen, ob er glücklich sein und wer vom Hausvolke leben bleiben oder sterben werde.

Der Vorabend vor Weihnachten heißt badnjak (die Nachtwache). In übertragener Bedeutung wird der Baumstamm, den man für die Nacht zum Brennen auf den niederen Feuerherd legt, badnjak genannt. Dieser Baum wird bei den Serben und bei den Katholiken aufgeputzt. In jedem Heime müssen überdies drei Wachskerzen brennen. In den Stuben wird Stroh ausgestreut zur Erinnerung, daß der Erlöser in einem Stalle geboren wurde. Auf dem Tische steht ein Topf voll Mehlfrüchte jeder Art. Nach

dem Segen steckt der Hausvorstand eines von den Wachslichtern mit dem brennenden Teil in den Topf hinein. Von welcher Frucht die meisten Körner an der Kerze kleben bleiben, diese werde am besten im nächsten Jahre geraten.

Der erste Besucher am Weihnachtstage wird polažajnik (Besucher) genannt. Bei den Katholiken nötigen ihn die Frauen, sich auf ein Polster zu setzen. Er muß sich ruhig verhalten, damit auch die Hennen im Jahre die Eier ruhig bebrüten. Man bestreut ihn mit Weizen, Mais, Leinsamen u. s. w., um ein fruchtbares Jahr zu haben. Bei den Serben prophezeit der Polažajnik aus dem Schenkelstücke des Festopfertieres die Zukunft des Hauses für das kommende Jahr. Darnach begibt er sich in die Küche, ergreift den Schürhaken und schlägt damit ins Feuer, daß die Funken weit aufsprühen. Dazu spricht er den Segen übers Haus: „Eure Kühe sollen kalben, die Stuten werfen, die Säue Junge kriegen, die Bienen schwärmen, die Aecker fruchtbar sein, die Hennen, Gänse, Enten, Truthühner Eier legen, so viel als da Funken stieben." Der Polažajnik wird mit Würsten, Obst und Kuchen beschenkt.

Den Mittagstisch am Weihnachtstage muß selbst im ärmsten Heime ein Festbraten, gewöhnlich ein gebratenes Ferkel, schmücken. Der Begütertere hilft diesmal dem Armen nach. Am dritten Tage wird das Stroh aus der Stube hinaus in die Gärten getragen. Man legt auf jeden Obstbaum eine Handvoll, damit dies Jahr das Obst in Hülle und Fülle gerate.

Die Weihnachtslieder der Katholiken sind ausnahmslos kirchlichen Ursprungs. In den kleineren Städten und Märkten ziehen Burschen mit einem Krippenkästlein, Bethlehem genannt, von Haus zu Haus, singen ihr Sprüchlein und werden beschenkt.

Bedeutungsvoller, weil volkstümliche Elemente darbietend, sind die Weihnachtslieder der Serben. Božić (der kleine Gott) wird redend eingeführt. Er ermuntert die Leute, daß sie zur Festfeier sich vorbereiten. Im Gebirge ermahnt die Vila, ein Mädchen, zur zeitlichen Heimkehr. Am Himmel ruft die Sonne (Sunce, als männliches Wesen gedacht) seine Schwester Danica (Morgenstern, als weibliches Wesen im Volksglauben) sie möge am morgigen Tage ihn erwarten, um im Reigen zur Feier der Geburt Christi zu tanzen. Im Weihnachtslied hat Božić drei Schwestern, die eine hütet seine Lämmer, die andere ist seine Weinschenkin, die dritte waltet in seinem Heim als emsige Schaffnerin.

IV. Totengebräuche.

Wenig freundliche Züge weisen die Totengebräuche auf. Wenn der Kranke schon die Sprache zu verlieren beginnt, wenn ihn kalter Schweiß bedeckt und die Finger und Zehen bläulich zu werden anfangen, so drückt man ihm eine Wachskerze, die sog. Marienkerze (marijinska svijeća) in die Hand. Beim Totkranken hält man Tag und Nacht Wache. Den in den letzten Zügen Liegenden bettet man auf die bloße Erde, denn man glaubt, es sterbe sich schwer auf Federn und Stroh im Bette. Dem Verstorbenen wird gleich das Hemd auf dem Leibe zerrissen, darauf wäscht und bekleidet man ihn mit reinem Linnenzeug und seinen besten Gewandstücken, die er bei Lebzeiten getragen, gewöhnlich mit dem Hochzeitsanzug. Das Bettstroh, auf dem der Verstorbene gelegen, wird sofort verbrannt. Hunde und Katzen sperrt man sorgfältig ein, damit kein solches Tier über die Leiche hinwegschreite, weil sonst, so glaubt das Volk, der Verstorbene als Vampyr oder als Wehrwolf (vukodlak) zurück aus dem Grabe käme, um den Dorfleuten das Blut auszusaugen.

Fürchtet sich eine Frau vor dem Toten, so setzt sie sich auf die Decke, auf welcher er gelegen, und während der Priester vor der Thüre über den Leichnam den Segen spricht, sagt die auf der Decke Sitzende den Spruch: „So wenig als sich diese Decke vor dem Toten fürchtet, ebenso wenig soll ich mich vor ihm fürchten!" (Kako ova prostijerka ima strah od mrtvaca, imala ga tako i ja!) Sobald die Träger den Sarg aufheben, bedecken die Frauen die Tische, auf welchen die Truhe gestanden und sprechen dazu: „So wie diese Tische zugedeckt werden, so soll auch er zugedeckt sein, damit er nimmer wieder ins Haus zurückkehre!" (Kako se ovi stolovi poklope, neka se i on poklopi, da se više kući ne vrati!) Gleich nachdem man den Toten aus dem Zimmer getragen, werden alle Zimmerthüren, die Fruchtscheuer, Stallungen und Schlafkämmerchen geöffnet. Stirbt der Hausvorstand, so bestreut man ihn mit jeder Gattung Feldfrucht, damit man wisse, daß der Aelteste des Hauses das Zeitliche gesegnet habe. Die Frauen, welche für die Totengräber und das übrige Trauergeleite das Mahl bereiten, werfen dem Toten, wann man ihn zum Hof hinausträgt, einen oder zwei Töpfe nach mit den Worten: „Aller Schaden folge ihm!" (sva šteta za njim!)

Ehedem, noch vor fünfzig Jahren, war es allgemeiner Brauch, daß an der Leiche bis zur Bestattung eigens dazu bestellte Frauen Klagelieder anstimmten, in welchen man der guten Eigenschaften des Verblichenen gedachte. Derzeit versammeln sich nur mehr die alten Weiber aus dem Dorfe zur Nachtwache bei der Leiche, erzählen einander die gruseligsten Vampyr- und Hexengeschichten und trinken sich mit Branntwein Mut zu. Am Grabe eines unverheirateten mannbaren Burschen spricht ein Jugendgenosse als Grabrede einfach: „Iz očiju, iz pameti!" (Aus den Augen, aus dem Sinn!)

Dem Sarge wirft man einige Geldmünzen ins Grab nach, angeblich, wie das Volk sagt, zum Beweis, daß die Stätte bezahlt worden sei; den Ankömmling nämlich frägt der an selber Stelle seit Urgedenken Bestattete: „Wie unterstehst Du Dich, an meinen Platz Dich zu legen?" Darauf entgegnet ihm der jüngst angekommene Tote: „Was geht es Dich an? hab' ich doch meinen Platz bezahlt!"

(Sto si ti na moje mjesto lego? — Sto te brige, ja sam platio svoje mjesto!)

In älteren Zeiten pflegten Burschen und Mädchen in Neunzahl einen verkehrten Reigen (kolo naopako), d. h. nach rückwärts, um das Grab herum zu tanzen. Das Grab wird mit Rasen bedeckt und man pflanzt späterhin Rosen, Weinreben oder auch Epheu aufs Grab. Trauerweiden findet man nur auf städtischen Friedhöfen.

Nach der Bestattung ist es Brauch, ein Totenmahl (karmine) im Leichenhause abzuhalten. Es wird wie bei einem Hochzeitsmahl festlich gegessen und getrunken. Während des Speisens — Reis, Oel, Honigkuchen, Fische und Hammelbraten sind die Hauptspeisen — hält man Ruhe. Selten aber geht das Fest ohne Gejohle und fast unvermeidliche Keilerei ab. Am dritten Tage nach der Bestattung pflegten noch vor einigen Jahrzehnten die älteren Weiber aus dem Dorfe am Grabe einen Schmaus abzuhalten und sich ein tüchtiges Räuschlein anzutrinken.

Zum Zeichen der Trauer tragen die nächsten Angehörigen des Verstorbenen die Kleidungsstücke, Hosen, Hemben, Röcke 2c. umgewendet, d. h. mit der Innenseite nach außen, die Außenseite nach innen gekehrt. Im Winter wird sogar die Pelzmütze (šubara) gewendet getragen. „Trauern" heißt in der Volkssprache der Sache gemäß rušiti se, nicht aber wie in der kroatischen Schriftsprache žaliti, bedauern, bemitleiden.

Sonst sind die Trauerkleider weiß, wie bei den Chinesen, schwarz dagegen gilt als die Farbe der Freude und Fröhlichkeit. Einem alten Weibe z. B. verargt man es, wenn es sich schwarz kleidet. Man hört spöttische Bemerkungen, wie: Gizda se baba. Kako se nagizdala Baba, crni fertun i crna marama! (Die Vettel putzt sich jugendlich! Wie sie sich herausgeputzt hat! Sie trägt ein schwarzes Fürtuch und ein schwarzes Tüchel!)

Bezeichnend für die gesellschaftliche Stellung des Weibes ist das Gebahren des Mannes nach ihrem Ableben. Es gilt als unschicklich, daß der Mann einer Frau Thränen nachweint. So mancher hat ja Grund, sein Lebenlang hindurch um die liebende, treue Ehegattin zu trauern, doch der Brauch wehrt es ihm. In der Regel aber nimmt der Bauer die Sache mit Gleichmut hin. Nach dem Begräbnis seines Weibes trägt der Mann das Grabwerkzeug nach Hause, wirft es gleich in den Winkel und spricht: „Hako ja ovaj alat bacam, tako mi Bog dao, da ja brzije drugu ženu dobijem!" (So schnell als ich das Werkzeug hinwerfe, wo möglich noch schneller, möge es mir Gott geben, soll ich ein anderes Weib bekommen.) Eine bestimmte Trauerzeit gibt es für den Mann nicht. Mancher verehelicht sich schon acht Tage später, nach dem Ableben seiner ersten Frau. Eltern und Geschwister, besonders den Bruder, muß man mindestens vierzig Tage lang betrauern.

Recht abstoßend wirken auf unsere sittlichen und geläuterten Anschauungen die Mißbräuche, welche der slawonische Volksglaube mit dem Toten zu treiben zuläßt. Es ist ein dicker Fetischismus, greulich und ekelerregend wie bei irgend einem Naturvolke auf den Südsee-Inseln. Einiges soll davon hier mitgeteilt werden.

Stirbt z. B. einer Mutter das Kind, und will sie keine Kinder fernerhin gebären, so faßt sie mit den Zähnen ihr totes Kind bei den Füßen und wendet es so um, daß die Füße dorthin zu liegen kommen, wo der Kopf gewesen, und der Kopf zu Füßen liege. Dazu spricht sie den Spruch: „Kat se ovo djete okrene kako je prije bilo, onda ja ponjela i porodila porod!" (Wann sich dieses Kind in seine frühere Lage zurückwendet, dann soll auch ich wieder in andere Umstände kommen und ein Kind wieder gebären!)

Der Leiche legt man einen Apfel in den Busen, läßt ihn über Nacht liegen und dann nimmt am Morgen ein Mädchen den Apfel an sich und gibt ihn ihrem Burschen zu essen. Da, meint man, werde er sie gewiß nicht sitzen lassen.

Hat der Verstorbene einen Ring am Finger, so trachtet ein Mädchen den Ring zu stehlen. Schaut sie durch den Ring den Burschen an, welchen sie liebt, so muß er ihr gehören.

Hat ein Witwer oder eine Witwe die Absicht, sich wieder zu verheiraten, so hebt z. B. der Mann das Tüchel auf, mit welchem der Leiche das Kinn unterbunden gewesen, und wenn er wieder auf die Freite geht, nimmt er das Tüchel mit und fährt damit dem Frauenzimmer unter das Kinn. Darauf muß sie zu ihm sagen: „Ja, ich will die Deinige werden!" (Kođu, poći ću za te!)

Aus der Leichendecke ausgezupfte Fäden bewahren Frauen und Mädchen sorglich auf, nähen sie später in den Hemdkragen und die Manschetten des Mannes oder Bräutigams ein und sprechen während des Einnähens: „Wann der Selige, von dessen Decke ich diese Fäden entnommen, die Hand gegen mich erhebt, dann soll auch mein Mann gegen mich die Hand erheben!" (Kat pokojnik, ščijeg sam pokrova skiunla žice, digne proti meni ruku, digo ju i moj čovjek!)

Einer Leiche steckt man ein Stück Zucker in den Mund, läßt den Zucker sich ansaugen mit Speichel und Schaum, löst dann den Zucker in einem Glas Wein oder Branntwein auf und reicht den Trank einem Säufer. Darauf wird er sich, glaubt man, das Trinken abgewöhnen.

Die Nahrungs- und Faserpflanzen der nordamerikanischen Indianer.

Von Dr. J. S. Newberry.

Es war mir vergönnt, beinahe vierzig Stämme der eingeborenen Bevölkerung von Nordamerika zu besuchen, und zwar viele von ihnen zu einer Zeit, wo sie noch

wenig oder gar keinen Verkehr mit den Weißen hatten. Als Arzt und Botaniker wandte sich meine Aufmerksamkeit natürlich denjenigen Pflanzen zu, deren sie sich als Nahrungsmittel und als Heilkräuter bedienten. Ich machte mir viele Aufzeichnungen über diese Gegenstände, und da dieselben niemals veröffentlicht worden sind und doch einige Thatsachen enthalten, welche interessant sein mögen, erschien es mir der Mühe wert, dieselben zu besprechen. Die meisten der von mir mitzuteilenden Wahrnehmungen wurden schon vor einem Vierteljahrhundert unter den Indianern des fernen Westens gemacht, welche von der Zivilisation noch weit entfernt und daher gleichsam im „Naturzustande waren." Die Pflanzen, von welchen die von mir besuchten Indianerstämme Gebrauch machten, waren folgende:

Der Mais, Zea mais. Dieses Getreide, welches der Amerikaner mit Recht „indianisches Korn" nennt, scheint unter allen Arten von vegetabilischer Nahrung die am weitesten verbreitete und wichtigste Nahrungspflanze gewesen zu sein, deren sich die einheimische Bevölkerung bediente. Die Weißen fanden in allen Teilen von Nord- und Südamerika, wo nur immer das Klima günstig war, den Mais von den Ureingeborenen angebaut, und man hat sowohl in den Gräbern von Peru, wie in den Grabhügeln der Mount-Builders Maiskolben gefunden, zum Beweis, daß der Mais ein wichtiges Element ihres Lebensunterhaltes bildete, soweit als nur menschliche Aufzeichnung zurückreicht. Sogar die nomadischen Indianer, welche die waldbedeckte Region zwischen dem Mississippi und dem Atlantischen Ozean bewohnten, hatten ihre Maisfelder und ihre Beete mit Bohnen und Kürbissen bebaut, und Succatasch (der indianische Name für Mais) war in ihrer Küche das geschätzteste Gericht und beinahe das einzige, welches die Weißen von ihnen angenommen haben. In der westlich vom Mississippi gelegenen Region eignet sich nur ein beschränkter Bezirk zum Anbau von Mais. Derselbe ist eine Pflanze, welche innerhalb drei oder vier Monaten ihr Wachstum vollendet und ihren Samen reift, und gedeiht daher gern innerhalb des tropischen Sommers, welcher sogar noch bis an die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten vorherrscht. Da er aber Wärme und Feuchtigkeit beansprucht, so kann er in den trockenen Regionen des fernen Westens nur an wenigen Stellen angebaut werden und erreicht dort nur eine unvollkommene Entwickelung. In Californien, wo so viele Obst- und Getreide-Arten und blühende Gewächse eine Vollkommenheit ohnegleichen erreichen, gelingt der Maisbau selten ganz. Selbst wo Bewässerung die erforderliche Feuchtigkeit liefert und die Mittagssonne heißer ist als in irgend einem der Oststaaten, erlaubt der wolkenlose Himmel eine solch rasche Ausstrahlung, daß die Nächte beinahe immer kühl, sogar kalt sind, und die warmen feuchten Nächte des Mississippi-Thales, wo man den Mais sozusagen wachsen hören kann, kommen dort nicht vor. Auf den Tafelländern von Arizona, Neu-Mexico und Mexico wird der Mais zwar in ausgedehnter Weise angebaut, aber unter Schwierigkeiten und niemals mit einem ungetrübten Erfolg. Die Pflanze ist immer klein, das Korn von leichter Textur und gewöhnlich von einer phantastischen Färbung, so daß die aus seinem Mehl gebackenen Brote und Kuchen oft wirklich blau aussehen. Unter den Moquis des nordöstlichen Arizona, wo die zu bebauenden Hochebenen sandig sind, wird das Saatkorn auf den Boden von 12—15 Zoll tiefen Löchern gelegt, welche mit einem Stock in den Boden gestoßen werden. Der Sand ist zwar an der Oberfläche trocken, aber unten immer feucht, denn er hat alles von dem Winterschnee herrührende Wasser angesogen, und die unbewölkte Sonne erwärmt den Boden so sehr, daß die Körner sogar in dieser Tiefe noch keimen. Wenn die wachsende Pflanze sich dann über die Oberfläche des Bodens erhebt, so schießt sie sogleich in Kolben, und wenn die Ernte dann reift, sieht das Feld aus, als wäre es überschwemmt und der Sand bis auf die halbe Höhe der Stengel um diese herum angeschüttet worden. Die Farbe des Korns ist gewöhnlich blau, und das Brot, welches die Moquis aus dem hiervon gewonnenen Mehl zwischen zwei flachen glatten Steinen backen, sieht wie blaues Packpapier aus.

Bohnen (Phaseolus vulgaris). Es ist nachgewiesen worden, daß zur Zeit der Entdeckung von Amerika durch Columbus eine oder mehrere Arten von Bohnen allgemein angebaut wurden. Die sogen. „Lima-Bohne" war entschieden in Europa unbekannt, ehe sie von Amerika dorthin verbracht wurde, und dasselbe gilt wahrscheinlich auch von den anderen Arten. Unter den Pueblo-Indianern der Hochebenen und den Mohaves am Colorado fanden wir viele verschiedene Bohnenarten angebaut, worunter einige von vorzüglicher Beschaffenheit und weit zarterer Textur und Geschmack, als irgend eine der von den Weißen angebauten Arten.

Unter den Mexicanern und den Bewohnern der an Mexico angrenzenden Gebiete ist die Frijole das wichtigste Nahrungsmittel, und in allen Feldzügen und Erforschungsexpeditionen im Westen sind die Amerikaner zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Bohne das wichtigste Element in der Verpflegung ist. Galt es forcierte Märsche zu machen, wo nur das geringste Gewicht an Gepäck getragen werden konnte, so wurden zwei Nahrungsmittel, Bohnen und Kaffee, allen anderen vorgezogen. Konnte nur ein einziges mitgenommen werden, so bestand dieses immer aus Bohnen, weil diese mehr und mannigfaltigere nährende Bestandteile besitzen, als irgend eine andere von Menschen angebaute Baum- oder Getreide-Frucht.

Pomme-blanche (Psoralea esculenta). Die Wurzelknolle dieser Leguminose ist seit Jahrhunderten bei den Indianern, welche die Felsengebirge und die an dieselben angrenzenden Plains (höheren Prärien) bewohnen, ein äußerst wichtiges Nahrungsmittel gewesen. Schon die frühesten Reisenden in jener Region erwähnen seiner, und

diese Knollen bildeten zeitenweise ihre Hauptnahrung während der Pausen, wo ihre mitgebrachten Vorräte erschöpft und aus irgend einem Grunde kein Wild zu bekommen war. Der Knollen ist weiß und mehlig, hat aber einen unangenehmen Geruch und Geschmack, und da sie nirgends in großer Menge zu haben ist, so mag sie eher als Notbehelf, wie als eigentliches Nahrungsmittel gelten, und ihre Verwendung zur Speise ist noch immer überall aufgegeben worden, wo die von dem weißen Manne gelieferten Nahrungsmittel zu erlangen waren. Die Pflanze ist ungefähr einen Fuß hoch, hat haarige Stengel und Blätter und blaue Blüten, welche in dichten Aehren stehen. Die Knollen haben einen Zoll oder mehr im Durchmesser, sind weiß, mehlig und gesund und werden gesotten oder in der Asche gebraten.

Camaß (Camassia esculenta). In dem ganzen, vom Columbia entwässerten Landstrich und besonders auf den Plains und in den Gebirgsthälern um die Quellen des Columbia herum wächst die Camaß in bedeutender Menge und ist nicht allein eine gewöhnliche Hülfsquelle der in jener Region wohnenden Indianer gewesen, sondern hat manchen Gegenden, in welchen sie massenhafter gefunden wird, ihren Namen gegeben, so daß sie nun gesuchte Oertlichkeiten für das Einsammeln derselben sind. Eine dieser Stellen ist die ziemlich bekannte Camaß-Prärie an der Wanderstraße vom oberen Missouri nach dem Columbia. Die Pflanze ist eine Liliacee mit linearen Blättern, einem meist 12 bis 18 Zoll hohen Schaft mit hübschen blauen oder weißen Blüten; die Zwiebel hat einen Durchmesser von ungefähr einem Zoll, ist schleimig, süßlich und sehr nahrhaft. Wo sie in Menge vorhanden ist, wird sie massenhaft gesammelt, gebacken und als Wintervorrat aufbewahrt.

Couse, Zwiebackwurz, biscuit-root (Peucedanum farinosum). In den an den Columbia grenzenden Gegenden und im nördlichen Californien gibt es viele Arten der zu den Umbelliferen gehörenden Gattung Peucedanum, einige mit gelben und einige mit weißen Blüten und einem stark eingeschnittenen Blatte, welches zuweilen kapillar ist, wie dasjenige des Fenchels. Unter diesen ist eine Art mit einer runden oder länglichten, weißen, mehligen Wurzel, welche einigermaßen einer kleinen Pastinake gleicht. Die Oregon-Indianer nennen sie Couse oder Zwiebackwurz, und sie ist für dieselben eine wichtige Nahrungsquelle. Man sammelt und trocknet sie für den Wintergebrauch, mahlt sie dann zwischen Steinen zu einer Art Mehl, woraus man schmack- und nahrhafte Kuchen backt, oder kocht sie manchmal auch mit Fleisch.

Erdnuß (Apios tuberosa). In den sämtlichen Vereinigten Staaten am Mississippi oder östlich von demselben sind die windenden Stengel und purpurnen Blüten der Erdnuß schon den Kindern bekannt, weil sie gelernt haben, daß am Fuße jener Stengel Knollen sich finden, welche eßbar sind und bei einiger Phantasie auch für wohlschmeckend gelten können. Diese Knollen waren schon den Urbewohnern des Landes wohlbekannt und bildeten für dieselben eines der wichtigeren Nahrungsmittel; sie sind jedoch klein, etwas holzig und in jeder Beziehung geringer als Kartoffeln, welche dieselben auch verdrängt haben, wo sie nur zu bekommen sind.

Jerusalems-Artischoke, Topinambur (Helianthus tuberosus). Die knollige Sonnenblume bedeckt im zentralen Teile des nordamerikanischen Festlandes: in Colorado, Utah, Idaho und Wyoming, ungeheure Strecken offenen Landes und gedeiht in jenem Boden vorzüglich. Sie ist sogar, wo sie wächst, immer ein Beweis von gutem Boden, und der Umfang des Stengels, welcher oft sechs oder sieben Fuß hoch wird, und der Blüten, welche einen Durchmesser von vier oder fünf Zoll erreichen, ist ein Maßstab für den Reichtum des Bodens. Nirgends in der Natur werden die Blüten so groß und die Samen so reichlich, als bei der angebauten Spielart dieser Pflanze; allein die Samen (seltener die Knollen) sind längst von Indianern als Nahrungsmittel benützt, und die Pflanze scheint von ihnen angebaut worden zu sein und in der Nähe ihrer Dörfer einen größeren Umfang als denjenigen erreicht zu haben, in welchem wir sie nun in den trockenen und verhältnismäßig unfruchtbaren Regionen des fernen Westens sehen. Die Indianer verwenden die Samen als Nahrungsmittel und gewinnen zuweilen aus denselben ein Oel, womit sie sich die Haare einsalben oder dessen sie sich zum Einreiben und Bemalen des Körpers bedienen. Die dürren Stengel dienen auf den Plains allgemein zur Feuerung.

Wyethia robusta, *Nutt.* In Oregon und dem nördlichen Californien fand ich, daß die Indianer die Samen einer Wyethia-Art sammelten, welche Dr. Asa Gray für die von Nuttall beschriebene hält. An der Ostseite der Sierra Nevada kommen mehrere Arten dieses Geschlechtes in Menge vor; die größeren Arten tragen Blüten, welche denen der Inula gleichen, und in manchen trockenen Regionen ist im Frühling eine kurze Zeit hindurch der Boden ganz mit ihren breiten eiförmigen Blättern bedeckt und erglänzt weithin von ihren prächtigen, goldgelben Blüten. Ihre Pracht ist aber nur von kurzer Dauer, denn schon früh im Sommer verschwinden die Blätter, verschrumpfen und verdorren die braunwerdenden Blüten, welche unter dem Fuße rascheln und rauschen, wie die im Spätherbste abgefallenen unserer Waldbäume. Die Achenien der Wyethia sind verhältnismäßig groß und enthalten eine hinreichende Menge Eiweißstoff, um sehr nährend zu sein, allein die Spreu überwiegt die Kerne und wenn die Indianer beide zusammen in ihren rohen Mörsern zerstoßen haben, müssen sie größere Mengen davon verzehren, um ihren Hunger zu stillen. Auf alle Fälle ist das Mehl aus diesen Samen ein armseliges Nahrungsmittel, aber ein willkommener Notbehelf, wenn die Indianer, wie dies oft der Fall ist, dem Hungertode nahe sind.

Kiefernnüsse. In verschiedenen Teilen des fernen Westens wachsen Pinus-Arten mit Samen von ganz ungewöhnlicher Größe. Der erste und ursprüngliche Zweck derselben ist ohne Zweifel der, der keimenden Pflanze eine entsprechende Menge von vorbereiteter Nahrung in Regionen zu liefern, wo der Kampf ums Dasein ein verzweifelter ist, und zwar nicht gegen die im Wettbewerb auftretenden Formen des Pflanzenlebens, sondern gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens oder gegen die Strenge des Klima's. Daneben ist diese Vorkehrung der Natur eine große Wohlthat für eine Menge von Tieren und für den Menschen selbst. Offenbar vertritt diese besondere Vorkehrung für die Sicherung der Fortpflanzung der Art die Entwickelung der Flügel am Samen, durch welche der Wind aufgefangen und die Verteilung des Samens begünstigt wird. Wo der Samen ungewöhnlich groß und schwer ist, kann die Flügelfrucht wenigstens zu seiner Verbreitung und Weiterbeförderung beitragen, und bei besonders großen Samen ist der Flügel nur auf eine einfache Naht- oder Samenhaut reduziert oder ganz verschwunden. Diese sogen. Nußfichten sind größtenteils Bewohner von dürren, trockenen Regionen, wo nur ein spärliches Tierleben herrscht, und deshalb nur wenige Feinde vorhanden sind, durch welche der Samen zerstört werden würde. Die Unfruchtbarkeit des Bodens ist dort meist auch eine solche, daß jede Vorkehrung, durch welche der Same aus dem schützenden Schatten und dem befruchtenden Einfluß des elterlichen Baumes hinweggeführt würde, eher zerstörend als beschützend wirken müßte. Darum sind die Samen flügellos und fallen unter die abgefallenen und verwesenden Blätter und Nadeln herab, welche sich unter den Mutterbäumen und um sie herum ansammeln. Für die Indianer sind diese Kiefernnüsse in manchen Regionen nicht allein eine wichtige, sondern sogar eine unentbehrliche Nahrungsquelle; sie sammeln dieselben systematisch, wie unsere Landleute ihre Ernten einheimsen, und schon oft sind in Fällen, wo aus irgend einer Ursache diese Samen mißrieten, ganze Stämme oder Banden in Ermangelung der Kost, welche diese Samen lieferten, dem Verhungern nahe gebracht oder überliefert worden.

Die Liste der Nußkiefern des fernen Westens umfaßt die nachstehenden Arten: Pinus sabiniana und Pinus Coulteri in Californien; Pinus albicaulis und Pinus flexilis, welche in den Gebirgen von Oregon, Idaho, Montana ꝛc. wachsen; Pinus edulis und deren Spielart Pinus monophylla in den trockenen Bezirken von Nevada, Utah, Arizona und Neu-Mexico; endlich Pinus Parryiana und Pinus cembroides von Unter-Californien und dem nördlichen Mexico. Von diesen hat Pinus Sabiniana große, eiförmige, massive Zapfen von 6 bis 8 Zoll Länge und 4—6 Zoll Durchmesser, deren Oberfläche von starken und gekrümmten Dornen starrt. Die Samen haben den Umfang und auch die Gestalt sehr großer Bohnen. Der Baum erreicht eine mäßige oder bedeutende Höhe, bildet aber niemals ganze Wälder, sondern man findet ihn gewöhnlich über die felsigen Vorhügel am Fuße der Gebirge zerstreut bis in eine Höhe von 3000—4000 F.; seine großen, dornigen Zapfen, seine breite Krone und seine blau-grünen Nadeln machen ihn überall augenfällig.

Pinus Coulteri ist in vielen Stücken der vorigen Art ähnlich, aber von südlicherem Habitus, denn sie bewohnt die Gebirge von Californien südlich von San Francisco. Die Zapfen gleichen denjenigen der Pinus sabiniana, sind aber viel länger, und werden manchmal einen Fuß lang bei einem Durchmesser von fünf oder sechs Zoll und zeigen vollkommene Kegelgestalt; die Samen sind groß, bohnenförmig und eßbar. Sie haben, wie diejenigen von allen Nußkiefern, in rohem Zustande einen starken Terpentingeschmack, welcher aber sogleich verschwindet, sobald sie geröstet werden, was bei den Indianern und Weißen immer geschieht.

Weitaus die interessanteste und wirtschaftlich wichtigste der Nußkiefern ist Pinus edulis, die Brotkiefer, deren Samen man „Piñons" nennt; sie ist in den beinahe wüstenartigen öden Teilen des großen Beckens von Arizona, Neu-Mexico und Colorado heimisch, nnd in einigen Gegenden von Nevada und Utah nimmt ihre Spielart, die Pinus monophylla, in spärlichem und weitzerstreutem Anflug große Strecken ein, auf welchen sie außer einer buschigen Ceder, dem Juniperus Utahensis, der einzige Baum ist. In Arizona, Neu-Mexico und dem südwestlichen Colorado kommt diese Kiefer in ihrer normalen oder zweiblätterigen Form überall und stellenweise sogar beinahe waldbildend vor, obgleich die Bäume niemals groß werden oder dicht stehen. In allen diesen Regionen liefert das Holz der Brotkiefer das hauptsächlichste Brennmaterial in den Bleierzschmelzen, weil es sehr dicht ist und (hierin den anderen Coniferen unähnlich) eine gute Kohle liefert. Ebenso wertvoll ist dieser Baum für die eingeborene Bevölkerung wegen der reichlichen Nahrung, welche seine Nüsse liefern. Die Zapfen sind klein und von eiförmiger Gestalt, die flügellosen Samen im Umriß elliptisch, einen halben Zoll lang und in geröstetem Zustand sehr schmackhaft. Der Baum soll nur alle drei Jahre einmal reichlich tragen, allein glücklicherweise haben verschiedene Kolonien desselben verschiedene Tragezeiten, so daß es in keinem Jahr eine gänzliche Mißernte dieser Samen gibt, außer etwa, wenn eines der für dieses Klima so kennzeichnenden Trockenjahre vorkommt.

Zur Zeit der Nußernte wandern die Eingeborenen nach den Piñonwäldern und sammeln die Nüsse in großen Mengen, um sie für den künftigen Verbrauch aufzubewahren. Sie sind als ihre ausgesuchtesten Leckerbissen sehr geschätzt, und eine Handvoll Kiefernnüsse ist für ein indianisches Kind eine ebenso große Leckerei als für ein weißes Kind eine Handvoll Rosinen. Einige Piñonwälder an den Hängen der Sierra de la Plata im südwestlichen Colorado sind offenbar schon seit Jahrhunderten periodisch von den

Pueblos-Indianern besucht worden, denn Bruchstücke von deren eigentümlich verzierter Töpferware bedecken dort in solcher Menge den Boden, daß man beinahe auf jedem Quadratmeter Scherben findet.

Die Samen von Pinus flexilis und Pinus albicaulis sind kleiner als die vorerwähnten und die Bäume mehr von alpinem Habitus und weiter zerstreut, die Nüsse haben daher für die Indianer vergleichsweise weniger Wert, sind dagegen eine höchst wichtige Nahrungsquelle für die Eichhörnchen, welche die Regionen bewohnen, worin dieselben wachsen.

Die südlicheren Nußkiefern, Pinus cembroides und Pinus Parryiana, gleichen in ihrem Habitus der Pinus edulis, von welcher sie wahrscheinlich nur Spielarten sind. Ihre Samen sind den Piñons ganz ähnlich, werden von den Eingeborenen in derselben Weise gebraucht und sind nur darum minder wichtig, weil der Verbreitungsbezirk dieser Bäume ein beschränkterer ist.

Die Stachelbirnen oder Cactusfrüchte. Die Stachelbirnen, welche auf so vielen Cactusarten wachsen, sind sehr von einander verschieden, aber der überwiegenden Mehrzahl nach eßbar. Die Frucht des Riesencactus (Cereus giganteus) gleicht in Größe, Konsistenz und Geschmack einigermaßen einer Feige. Die Pflanze erreicht oft eine Höhe von 50 Fuß und blüht in der Nähe des Gipfels, und da sie wegen der Stacheln, womit der ganze Stamm besetzt ist, nicht erklettert werden können, so kann man nur mit großen Schwierigkeiten zu der Frucht gelangen, wann sie reif ist. Die Indianer werfen sie mit Steinen oder schießen sie zuweilen mit Pfeilen herab, wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, ihr beizukommen.

Die Frucht von vielen anderen Cereus-Arten wird gegessen und ist ohne Zweifel nahrhaft, wenn auch gewöhnlich von etwas fadem Geschmack; viele sind auch in den sogen. „Augen“, welche sich über ihre ganze Oberfläche ausbreiten, mit vielen winzig kleinen, feinen, spitzen und zerbrechlichen Nadeln versehen, welche in Zunge und Lippen eindringen und dem rasch Zubeißenden große Schmerzen verursachen. Die Eingeborenen tragen daher immer Sorge, diese Stacheln zuvor abzuwischen oder abzubürsten, bevor sie die Frucht in die Hand nehmen oder essen.

Die Opuntien oder Fackeldisteln umfassen eine große Anzahl von Arten, welche an Größe und Habitus sehr von einander verschieden sind. Wie bei den anderen Cactus-Arten, ist die Frucht gewöhnlich glänzend gefärbt, hat eine glatte und dornbesetzte Haut und das weiche Fruchtfleisch im Innern ist dicht mit Samen besetzt. Sie sind zwar im allgemeinen etwas fade und geschmacklos und haben zuweilen einen unangenehmen Geschmack oder Geruch, allein die Frucht von gewissen Arten wird von den Mexicanern und Indianern sehr geschätzt, und man kann sagen, mindestens eine Art davon wird um ihrer Frucht willen sogar angebaut. Diese ist die Tuna, die riesige Opuntia von Chihuahua und Sonora. In der Umgebung der ehemaligen Missionen kann man noch viele von diesen Pflanzen sehen, darunter Exemplare, die zum Teil so groß sind, daß man die Früchte mittelst Leitern pflücken muß. Die köstlichste unter allen diesen Stachelbirnen oder Cactusfeigen aber ist die Frucht des Erdbeeren-cactus (Cereus stramineus), von eiförmiger Gestalt, von der Größe der größten Stachelbeere, ähnlicher Farbe und sogar noch feinerem Geschmack. Er wächst spärlich in Neu-Mexico und Chihuahua und der Frucht stellen Menschen, Vögel und Insekten eifrigst nach, so daß, weil er ohnedem nur wenig trägt, der Ertrag weit hinter der Nachfrage zurückbleibt.

Dr. V. Harvard, von der Armee der Vereinigten Staaten, welchem wir so viel interessante Belehrung über die Botanik der an den Rio Grande (del Norte) grenzenden Region verdanken, erwähnt noch mehrere andere Cactus-Arten mit eßbaren Früchten, z. B. Cereus dasyacanthus *Eng.*, mit einer zollangen, beinahe kugeligen, grünen oder grünlich-purpurnen Frucht, welche in reifem Zustande köstlich und einer Stachelbeere ähnlich schmeckt, und Echinocactus longehamatus, dessen Frucht einen bis bis zwei Zoll lang, rot und so wohlschmeckend ist, wie diejenige des Erdbeeren-Cactus. Von diesen beiden habe ich zwar die Pflanzen gesammelt, aber niemals die reife Frucht gesehen.

Die Liliaceen. Die gewöhnliche amerikanische gelbe Seerose (Nuphar advena) wird in Oregon vertreten durch eine ihr an Blüte, Blatt und Habitus ähnliche Art, die westliche Wasserrose oder Wasserlilie, Nuphar polysepala, welche sich von jener nur durch eine größere Anzahl von Sepalen und eine größere Samenkapsel unterscheidet, welche oft die Größe und Gestalt eines Hühnereies hat und mit Samen angefüllt ist, die denjenigen unserer Zucker-Moorhirse (Besengras, broom-corn) nicht unähnlich sind. Diese Samen, wohlschmeckend und nahrhaft, werden örtlich viel von den Indianern als Nahrung genossen. Einer der Klamath-Seen, von ungefähr 10 e. Mln. im Durchmesser, ist sehr seicht und ein großer Teil seiner Oberfläche mit den Blättern dieser Wasserrose bedeckt. Die am Gestade dieses Sees wohnenden Indianer sammeln die reifen Samenkapseln derselben und bewahren sie zum Wintergebrauch auf. In manchen ihrer Wigwams fanden wir zur Zeit unseres Besuchs, im August, einen Vorrat von 20—30 Bushels derselben aufgehäuft. Ueber ihre Verwendung kann ich nichts genaues sagen, allein ich glaube, die Samen werden entweder zu einer Art feinen Mehles gemahlen oder über dem Feuer gedörrt, wie dies von Seiten der Indianer häufig auch mit den Maiskörnern geschieht. Diese Pflanze liefert vielleicht nirgend anders einen Nahrungsstoff, aber für viele Hunderte von Klamath-Indianern ist sie einer ihrer wertvollsten Wintervorräte.

Eicheln. Mindestens zwei Eichenarten in Californien liefern Eicheln, welche den Indianern zur Nahrung dienen, nämlich Quercus lobata und Quercus agrifolia. Die erstere von diesen beiden ist die größte der westlichen

Eichen und wird in der größten Vollkommenheit den Wasserläufen im Sacramento-Thal entlang gefunden, wo ich sie zuweilen hundert Fuß hoch und mit ihren weitspreitenden Aesten einen Kreis von mehr als hundert Fuß Durchmesser bedeckend gesehen habe. Die Eicheln sind im Umriß elliptisch, anderthalb Zoll lang und haben einen halben Zoll im Durchmesser. Der Kern ist manchmal ziemlich bitter, aber schmackhafter als derjenige von irgend einer anderen westlichen Eiche und sehr nahrhaft. In der Region, wo der Baum reichlich vorkommt, pflegten die Indianer in früherer Zeit große Mengen davon zu sammeln und als Wintervorrat aufzubewahren, und ich habe beinahe ein Hundert Bushels in einem einzigen Wigwam aufgespeichert gesehen. Man mahlt die Kerne zu einer Art groben Mehles, welches mit Wasser zu einem dicken Teig gemengt wird; man macht dann ein rundes Loch mit erhöhten Rändern in den Sand, schüttet den Teig hinein und baut darüber ein Feuer auf, welches man anzündet, worauf der Teig nach indianischem Geschmack halb gebacken halb gedünstet wird. Diese Behandlung benimmt den Eicheln die Bitterkeit und der auf diese Weise hergestellte Kuchen mag zwar nach unseren Begriffen einiges an Reinlichkeit zu wünschen übrig lassen, ist aber wohlschmeckend, nahrhaft und gesund.

Im südlichen Californien erwächst die immergrüne Eiche (Quercus agrifolia) zu einem prächtigen Baum, bleibt aber in den übrigen Teilen ihres Verbreitungsbezirkes meist nur ein kleiner Baum oder sogar nur ein großer Busch. Ihre Eicheln sind lang und spitzig, zuweilen ganz scharf gespitzt; der Kern ist etwas bitter, wird aber oft von den Indianern verspeist, welche die trockeneren Teile jener Region bewohnen, wo der Mangel an Subsistenzmitteln den Eingeborenen zwingt, alles zu verspeisen, was irgend nahrhaft und nicht wirklich schädlich ist.

Der **Mezquite** (Prosopis glandulosa) ist eines der verbreitetsten und nützlichsten Gewächse im südwestlichen Teil der Vereinigten Staaten und des nördlichen Mexico. In Texas bildet er einen Baum von achtbarem Umfang, denn die Bäume erreichen am Brazos einen Durchmesser von einem Fuß oder mehr, bleibt aber immer niedrig und weitspreitend. In den dürren Regionen wächst er bisweilen reichlich, aber nur als Busch; allein in solchen Fällen sind die Wurzeln immer von bedeutender Größe und einem eigentümlich dichten Gefüge und liefern ein vortreffliches Brennholz. Die Frucht des Mezquite ist eine gelbe bohnenartige Schote, 6—8 Zoll lang und einen halben Zoll breit. In dieser Schote stecken zahlreiche harte dunkle Samen und zwischen diesen in ziemlicher Menge ein gelber, mehliger, süß und angenehm schmeckender Stoff. Wo der Baum häufig vorkommt, werden diese Schoten von allen pflanzenfressenden Tieren verzehrt und dienen in gewissen Oertlichkeiten auch menschlichen Wesen zum Unterhalt. Im Mohave-Thal am Colorado-Strom fanden wir Indianer, welche sich in bedeutendem Umfang der Mezquitefrucht als Nahrungsmittel bedienten. Die Schoten wurden in einer Art rohen Mörsers miteinander zerstoßen, die Samen und Schalen unvollständig davon geschieden und aus der mehligen Substanz eine Art Kuchen gebacken, welcher einem Gebäck aus gelbem Maismehl ganz ähnlich sah und auch ähnlich schmeckte.

Die **Wasser-Chinguapin** (Nelumbium luteum). Diese schöne Pflanze findet sich in vergleichsweise wenigen Oertlichkeiten und kann daher kaum als eine wichtige Nahrungsquelle angesehen werden; allein die haselnuß-ähnlichen Nüsse, welche in ihren scheibenartigen Fruchtböden gefunden werden und der Pflanze ihren gewöhnlichen Namen gegeben haben, sind eßbar und von jeher von den Indianern geschätzt worden. Das Nelumbium kommt überreich im westlichen Teile des Erie-Sees, hauptsächlich um die Mündung des Maumee-Flusses herum, vor. Es wächst auch auf den Inseln in diesem und im Winnebago-See, im Ohio an der nördlichen Krümmung, in Sodus-Bay (Staat New-York), in Seldon's Cove am Connecticut und im Delaware. Man vermutet, das Nelumbium sei an vielen von diesen Oertlichkeiten durch die Indianer angepflanzt worden. Es ist die schönste von allen nordamerikanischen Wasserlilien und leicht kenntlich an seinen großen breiten schildförmigen Blättern und seinen grünlichgelben, oft rot angehauchten Blüten von 6 Zoll im Durchmesser.

Die Wasser-Chinguapin ist dem in Indien heimischen und freiwillig wachsenden Nelumbium speciosum nahe verwandt, welches früher im Nil angebaut wurde, aber heutzutage nicht mehr in Aegypten gefunden wird. Man nannte es bisweilen den Lotus, aber der echte Lotus war eine Nymphäe (Nymphaea lotus), eine der weißen amerikanischen Wasserlilie (Nymphaea odorata) nahe verwandte Art.[1]

Der **wilde Reis** (Zizania aquatica). Diese weitverbreitete Pflanze gedeiht besonders reichlich in den

[1] Beide, die weiße Wasserlilie oder der echte Lotus und eine blaublühende Art (Nymphaea coerulea), wachsen überreich im Nil-Delta und wurden von den blumenliebenden Aegyptern hochgeschätzt. Sie pflegten mit ihnen die Tische bei ihren Gelagen zu verzieren und die Gäste derselben mit Kränzen und Gewinden davon zu schmücken. Auch in den Opfern, die sie ihren Göttern brachten und bei ihren Leichenfeierlichkeiten spielten diese Blumen eine augenfällige Rolle. Die Gelehrten befinden sich noch in einer bedeutenden Meinungsverschiedenheit bezüglich der Identität der Pflanze, deren Frucht nach Homer's Odyssee dem Ulysses in Nordafrika angeboten wurde und der Sage nach die eigentümliche Eigenschaft hatte, daß sie diejenigen, welche sie aßen, Heimat und Vaterland vergessen machte. Es war sicher weder die indische noch die ägyptische Wasserlilie, denn Herodot hat beide beschrieben, sondern es war wahrscheinlich die Frucht von Zizyphus lotus, einem kleinen Baume, welcher in der Berberei wächst; diese Frucht gleicht dem Aussehen nach einer Dattel oder Pflaume, hat einen köstlichen Geschmack und ihr wird von den arabischen Dichtern eine Wirkung zugeschrieben, welche derjenigen gleichkommt, welche die Homerischen Lotophagen verspürten.

Untiefen der Kette der großen nordamerikanischen Seen. An manchen Stellen bedeckt sie Tausende von Morgen seichter sumpfiger Niederungen und gleicht dann Getreidefeldern. Der Halm ist oft sieben bis acht Fuß hoch und ragt vier oder fünf Fuß über den Wasserspiegel. Im Herbst, wenn die Samen reif sind, wimmeln solche Stellen von Wassergeflügel, welches dieselben sehr liebt. In früheren Zeiten, wo die Indianer noch zahlreich um die großen Seen herum hausten, war die Ernte des wilden Reises eine wichtige Epoche in ihrem Jahresleben. Die Mühe des Einheimsens der Samen fiel natürlich den Weibern zu; diese schoben dann ihre Kähne in die dichtesten Röhrichte hinein, bogen die schwerbeladenen Quasten herab und schlugen die Samen mit Stecken herunter. Auf diese Weise wurden ihre Kähne bald beladen, und dieses wilde Getreide wurde ihre wichtigste Hülfsquelle während des darauffolgenden langen Winters. Am Gestade des Westendes des Erie-Sees wächst noch wie in alten Zeiten der wilde Reis, denn er gedeiht allenthalben, wo der Mensch weder den Boden bebauen, noch auf dem Wasser schiffen kann. Hier, wo er vor Zeiten in größeren Mengen als irgend anderswo von den Indianern gesammelt wurde, ernährt er heutzutage keine menschlichen Wesen mehr, aber gewaltige Flüge von Wasservögeln. Das Korn ist klein, läßt sich nur mit großer Mühe von seinen Spelzen trennen und ist eigentlich nur eine armselige Art Hafer, welche der Weizen des weißen Mannes in der Schätzung des Indianers schon lange, bevor er in die glücklichen Jagdgründe der Seligen abberufen wurde, verdrängt und überflügelt hat.

(Schluß folgt.)

Die ersten Jahre eines Kolonisten im Urwalde Südbrasiliens.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

(Schluß.)

Das zweite Jahr wird aber noch nicht zum eigentlichen Bau des Hauses verwandt, sondern nur zur Vorbereitung desselben. Durch seine bisherige Thätigkeit, namentlich im Walde, hat der Kolonist gelernt, mit Axt und Beil umzugehen, und so begibt er sich denn daran, möglichst viele Balken, die für den Hausbau benutzt werden sollen, selbst zurechtzuhauen. Freilich fällt die Arbeit im Anfang noch ziemlich roh aus; allein allmählich wird es besser; aus dem Kolonisten wird nach und nach ein ganz brauchbarer Zimmermann. Mit Hülfe der benachbarten Kolonisten werden sodann auch aus den dazu am besten geeigneten Baumstämmen Bretter geschnitten, die zur Herstellung von Fußböden, Thür, Fenster und auch wohl zu Möbeln Verwendung finden sollen. Das fertige Bauholz wird aufgeschichtet, nach Möglichkeit vor Regen geschützt, damit es gut trocknet, was bei der warmen Sommertemperatur natürlich schneller geht wie in unserem Klima.

Diese Arbeiten nehmen die Zeit des Kolonisten bis zur Ernte vollauf in Anspruch. Die Ernte ist diesmal schon größer als im ersten Jahre, so daß der Mann wohl schon einen Teil derselben in der nächsten Venda oder bei einem Kolonieprodukte aufkaufenden Händler, verkaufen kann. Der Kolonist bekommt dadurch baares Geld, das er bisher kaum gehabt hat; er verwendet dasselbe vielleicht zur Abtragung alter Schulden, zum Ankauf notwendiger Geräte und Werkzeuge und kann wohl auch den bei dem bevorstehenden Hausbau notwendigen Zimmermann bezahlen. Nach der Ernte wird das Land zuerst wieder für die nächste Aussaat vorbereitet, die Plantage oder, wie man in Südbrasilien gewöhnlich sagt, die Roça, wird wieder von Unkraut oder aufgeschossenem Buschwerk gereinigt, dieses selbst verbrannt. Den vom Waldbrand her im Boden stecken-gebliebenen Baumstümpfen und Wurzeln rückt der Kolonist gleichfalls mit Feuer und Axt auf den Leib; denn so lange dieselben nicht beseitigt sind, kann der Boden immer nur mit der Hacke bearbeitet werden, was ungemein mühsam und zeitraubend ist im Vergleich zu der Arbeit mit dem Pflug. Der kluge Mann wird sich daher nach Möglichkeit beeilen, das Land so vorzubereiten, daß er den Pflug anwenden kann. Leider sind auf den deutschen Kolonien Rio Grande do Suls nicht alle Kolonisten so klug, wie denn daselbst überhaupt sehr viel Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit anzutreffen sind. Manche Kolonien hätten sich weit schneller entwickeln können, wie sie es thatsächlich gethan haben.

Auch der Viehstand verursacht jetzt größere Sorge und macht mehr Arbeit, wie im ersten Jahre. Die Schweine haben sich in dem warmen Lande und bei der reichlichen und guten Nahrung ungemein stark vermehrt. Der Corral muß deshalb bedeutend vergrößert werden, die Ställe werden ebenfalls zu klein. Eine Anzahl von Mastschweinen konnte schon verkauft werden, andere werden zu eigenem Gebrauch geschlachtet. Der Hühnerstall, der auch bereits einen ganz guten Ertrag liefert, muß vergrößert und verbessert werden.

Vielleicht schafft sich unser Kolonist jetzt auch ein Maultier oder ein Pferd an. Als Last- und Reittiere verwendet man auf den Kolonien vorwiegend Maultiere, Mulas, die in den Gebirgsgegenden, auf den schlechten und oft steilen Wegen viel ausdauernder sind als Pferde. Als Lasttiere werden die Maultiere so benutzt, daß man ihnen die Last in Säcken, Kisten oder Lederbeuteln über den Rücken hängt, so daß dieselbe auf beiden Seiten des Körpers gleichmäßig verteilt ist. So bepackte Maultiere werden oft zu größeren Trupps, zu einer Troga, vereinigt, die von einigen Trogeiros geführt werden. Ein anderes Beförderungsmittel sind die großen, plumpen Ochsenwagen, die Carretten, die von 10, 14 bis 18 Ochsen gezogen werden und den meisten meiner Leser wohl aus

afrikanischen Abbildungen bekannt sein werden. Ein solches Ochsengespann erfordert natürlich schon größere Geldmittel. Auf den älteren deutschen Kolonien gibt es auch ziemlich viele vierräderige Bauernwagen, wie bei uns. Dieselben werden aber weniger zu größeren Transporten, als zum Verkehr innerhalb der Kolonie selbst gebraucht. Die Pferde auf den Kolonien sind fast sämtlich Reitpferde. Maultiere und Pferde gewöhnlicher Art sind sehr billig, so daß die Anschaffung derselben keine großen Kosten verursacht. Für dieselben wird ein Potreiro hergestellt, d. h. ein großer, eingefriedigter Raum, in dem sie frei umherlaufen können. Man hält den Boden des Potreiro möglichst frei von Strauchwerk, sorgt aber für einen guten Grasboden, so daß er als Waide dient. In diesem Falle läßt man auch die Kühe und etwa vorhandenen Ochsen in demselben laufen. Die Umzäunung des Potreiro muß dicht und fest sein, damit die Tiere nicht ausbrechen und in der eigenen oder benachbarten Pflanzung Schaden anrichten. Wohlhabende, ältere Kolonisten lassen neuerdings den Potreiro mit Zaundraht einfriedigen, was einfacher und zweckmäßiger ist. Die neuen, unbemittelten Kolonisten können das natürlich nicht, sie müssen deshalb zu nebeneinander aufgestellten und miteinander verbundenen Stangen ihre Zuflucht nehmen; manche umziehen den ganzen Potreiro auch noch mit einem ziemlich breiten Graben. Auf den Damm, der durch das Auswerfen desselben entsteht, wird dann noch ein Holzzaun gesetzt oder man pflanzt auf denselben eine Hecke von dornigen Pflanzen, z. B. Akazien, wie sie im Walde zum Schaden der Kleidung und der Haut der sich Hineinbegebenden nur zu zahlreich vorhanden sind. In gebirgigen und steinreichen Gegenden führt man als Umzäunung des Potreiro auch wohl eine (cyklopische) Mauer auf, die natürlich so hoch sein muß, daß die Tiere dieselbe nicht überspringen können.

Nach Beendigung aller dieser Arbeiten geht es nun, gewöhnlich also im dritten Jahre, an den zweiten Hausbau, der aber mit Hülfe eines Zimmermanns und wenn möglich auch eines Maurers ausgeführt wird. Da die Kolonistenhäuser sehr einfach und fast überall übereinstimmend gebaut sind, so bedarf es keines großen Planes, keiner ausführlichen Zeichnungen und keines vorherigen Kostenanschlages. Nach der Wahl eines passenden Bauplatzes, wenn eben möglich in der Nähe eines fließenden Wassers, wird das Holz verzimmert, und die Nachbarn helfen dann gern beim Aufrichten des einstöckigen, mehrere Zimmer enthaltenden Gebäudes. Gleichzeitig wird neben dem Wohnhaus eine Küche und auch wohl ein Schuppen zur Aufnahme der Ernte, zur Unterbringung der Ackergeräte 2c., errichtet. Auch sorgt der Kolonist jetzt für bessere Stallungen für Rindvieh, Maultiere und Pferde. Auf dem Hochlande der Provinz Rio Grande do Sul können gute Stallungen nicht entbehrt werden; im Winter wird es oft empfindlich kalt, es friert und schneit nicht selten. Auch wird das Futter in dieser Zeit im Freien sehr knapp, so daß die Tiere im Stalle gefüttert werden müssen.

Da es jetzt auf wohl allen Kolonien Ziegeleien gibt, so können die Wände des Hauses meistens aus Ziegelsteinen aufgeführt werden. Sind keine Steine zu haben oder würde ihre Anschaffung und ihr Transport von der Ziegelei bis zur Baustelle mit zu großen Kosten für den Kolonisten verbunden sein, so hilft er sich wieder mit Lehmwänden. Solche Lehmwände dürfen durchaus nicht als Zeichen der Armut angesehen werden; ich brauche ja nur daran zu erinnern, daß dieselben bei uns in Deutschland in ländlichen Gegenden vor gar nicht zu langer Zeit noch ziemlich allgemein gebräuchlich waren und selbst heute noch nicht ganz verschwunden sind. Wenn das Gerippe zu solchen Wänden sorgfältig geflochten, wenn der Lehm ordentlich zubereitet wird, so halten solche Wände eine lange Reihe von Jahren. Die Außenseiten der Wände werden natürlich möglichst geglättet und mit Kalk getüncht. Das Dach des Hauses wird mit Ziegeln oder selbstgefertigten Holzschindeln gedeckt, die Fußböden der Zimmer werden mit den selbstgeschnittenen Brettern gedeckt. Aus einem anderen Teil der Bretter läßt der Kolonist beim Zimmermann oder Tischler der Kolonie neue Möbel zur Vervollständigung seines Hausrats anfertigen. Ein solches schmuckloses, einfaches Haus treffen wir überall auf den Kolonien an; es ist für das Land und seine Bewohner vollkommen zweckentsprechend und mag an zwanzig Jahre lang seine guten Dienste leisten. Wird der Kolonist freilich, wie das sehr oft vorkommt, nach einer nicht zu langen Reihe von Jahren wohlhabend und die Familie, wie dies bei den Deutschen Südbrasiliens fast ausnahmslos der Fall ist, sehr groß, so genügt auch dieses Haus nicht mehr, und ein größeres, schöneres tritt an seine Stelle. So sehen wir z. B. in den alten Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul oder in Blumenau und Joinville in der Provinz Santa Catharina Kolonistenwohnungen, die sich den besten deutschen Bauernhäusern dreist an die Seite stellen können oder die jeder deutschen Kleinstadt zur Zierde gereichen würden. In der Regel aber muß, wie gesagt, dieses zweite Haus eine längere Reihe von Jahren aushalten; in ihm schwingt sich der unbemittelt aus dem alten Vaterlande gekommene Ansiedler zum freien, in jeder Hinsicht unabhängigen Grundbesitzer auf, der keine Sorgen um das tägliche Brot kennt und in der angenehmen Lage ist, seine Kinder, und seien es noch so viele, gut versorgen zu können.

Von Jahr zu Jahr, wenn nötig, wird ein weiteres Stück Land dem Walde mit Axt und Feuer abgerungen, die Plantage wird größer und größer, der Viehstand hat sich enorm vermehrt. Mann und Frau können natürlich die Arbeit schon längst nicht mehr allein bewältigen, sie finden die beste und billigste Hülfe in ihren immer zahlreicher werdenden Kindern, die hier in Südbrasilien ein großer Segen sind. Fremde Arbeitskräfte sind verhältnis-

mäßig selten; bei den alten Kolonisten findet man ab und zu eine Anzahl von Negern und Mulatten als Knechte und Mägde; früher gab es auch Sklaven, doch sind dieselben, wenigstens auf den deutschen Kolonien, jetzt wohl ganz verschwunden. Deutsche verdingen sich nicht oder doch nur in Fällen dringendster Not als Knechte bei einem Kolonisten. Es ist für die Leute zu leicht, sich selbständig zu machen. Und wer die Aussicht hat, durch die Arbeit weniger Jahre ein eigenes, freies Eigentum sich erwerben zu können, der wird sich nicht gegen kargen Lohn in den Dienst eines anderen begeben, zumal in einem Lande, in dem in einem solchen Falle seine Genossen bei der Arbeit Neger und Mulatten sein würden.

Von Jahr zu Jahr erntet der Kolonist mehr, erzielt er größere Erträge aus seinem Acker und aus seiner Viehzucht, namentlich aus der Schweinezucht. Hatte er sein Land auf Kredit genommen, so hat er dasselbe, wenn alles gut geht, nach fünf Jahren bezahlt und wohl noch ein hübsches Sümmchen sich erübrigt. Für dieses Geld werden nach und nach maschinelle Einrichtungen verschiedener Art angelegt. Wessen Kolonie in dazu geeigneter und geschützter Lage sich befindet und schweren Boden hat, baut wohl Zuckerrohr und verwendet dasselbe zum Teil als Futter für das Vieh, zum Teil zur Fabrikation von Zuckerrohr-Branntwein oder Caraço und Zuckerkuchen aus eingekochtem Zuckersaft, Rapadura. Eine Maschine, die sich wohl jeder Kolonist möglichst bald anschafft, ist die Farinha-Mühle, auf der die Mandioka-Wurzeln zermalmt werden. Die geschabten und gewaschenen Wurzeln werden zerrieben, der Brei wird dann in Pressen ausgedrückt, so daß eine fast trockene Masse übrig bleibt; diese wird darauf ausgebreitet und geröstet, wodurch auch der letzte Rest der in dem Saft der Wurzeln enthaltenen Blausäure entfernt wird. Das nun übrig Bleibende ist das Mandiokamehl, welches zu Brot verbacken oder als Zusatz zu sehr vielen Speisen genossen wird. Seit der deutsch-brasilianischen Ausstellung zu Porto Alegre im Jahre 1881 werden vielfach Häckselschneidmaschinen, Maisschrotmaschinen u. dgl. aus Deutschland bezogen. Diese kleinen Maschinen werden in der Regel durch Göpel getrieben; oft wird auch Wasserkraft angewandt. Mit dem Wachsen der geschäftlichen Beziehungen zwischen den deutschen Kolonien Südbrasiliens und Deutschland treten allmählich an Stelle der früher allgemein gebräuchlichen, im Lande selbst gefertigten primitiven Maschinen obiger Art gute Fabrikate, die natürlich weit dauerhafter und leistungsfähiger sind. So begegnen wir denn jetzt auf allen Kolonien größeren und kleineren industriellen Anlagen, die gewöhnlich neben der Bewirtschaftung der Plantage betrieben werden. Als solche führen wir beispielsweise an: Mühlen aller Art, Zuckerpressen, Bierbrauereien, Brennereien zur Herstellung von Zuckerrohrbranntwein, Likörfabriken, Reisschälmaschinen, Holzschneidemühlen, Ziegeleien ꝛc. Da manche der eingewanderten Kolonisten von Beruf Handwerker sind, so kann es uns nicht in Verwunderung setzen, daß dieselben, wenn die Kolonie-Wirtschaft erst einmal im Gange ist, neben derselben auch ihr Handwerk betreiben, zu Nutz und Frommen anderer Kolonisten und ihres eigenen Geldbeutels. Selbstredend gibt es auf den Kolonien auch selbständige Handwerker und Industrielle, die keinen Landwirtschaftsbetrieb haben.

Wir müssen uns nun wieder einmal nach der Frau und den Kindern umsehen. Die Frau besorgt neben dem von Jahr zu Jahr größer werdenden also auch immer mehr Arbeit erfordernden Haushalt hauptsächlich den Küchengarten und das Kleinvieh und unterstützt den Mann, soweit es ihre Zeit erlaubt, in der Feldarbeit. Die Kinder wachsen in diesem herrlichen Lande, in der kräftigenden Luft des Urwaldes und bei der reichlichen gesunden Nahrung in ungebundener Freiheit auf und gedeihen körperlich aufs beste. Alle Reisenden, welche die deutschen Kolonien besucht haben, sind überrascht und entzückt gewesen von dem stolzen Wuchs der jungen Deutsch-Brasilianer. Hier degeneriert der Deutsche nicht, wie in tropischen Ländern; im Gegenteil ist eher eine Zunahme der Körperkraft und Größe zu konstatieren, wie auch die Sterblichkeit relativ geringer ist als bei uns und auch der Kindersegen zweifellos den im alten Vaterlande übertrifft. Kaum können die Kinder laufen, so lernen sie auch schon reiten; auf ungesatteltem Pferd oder Maultier sieht man vier- und fünfjährige Knaben und Mädchen kühn und unerschrocken daherjagen. Mit sechs oder sieben Jahren werden die Kinder zur Schule geschickt; ist dieselbe weit, oft eine oder mehrere Stunden von der Wohnung entfernt, so reiten sie hin, durch den Wald mit seinen schlechten Wegen, die im Winter, wenn es tüchtig geregnet hat, oft nur mit Lebensgefahr zu passieren sind. Das ficht aber die Söhne des Urwaldes nicht an, sie sind mit dem Walde vertraut und fürchten ihn nicht. Wilde Tiere gibt es nicht; Jaguar, Puma ꝛc. ziehen sich vor der andrängenden menschlichen Kultur willig zurück, und es ist eine große Seltenheit, wenn sich ein Jaguar in bewohnten Gegenden sehen läßt.

Spielzeug, wie es unsere Kinder so reichlich haben, kennen die jungen Deutsch-Brasilianer des Urwaldes kaum. Des Knaben Spielzeug sind das Pferd, das Maultier, ein Waldmesser und wohl auch ein selbstverfertigter Lasso, mit dem er Hunde und Katzen fängt. In ihrer freien Zeit tummeln sich die Knaben am liebsten im Walde umher und fangen allerlei Getier: buntschillernde Schmetterlinge und goldglänzende Käfer neben Papageien, Eidechsen und Schlangen. Sind sie größer geworden, dann muß ihnen der Vater eine Flinte kaufen; nun geht's auf die Jagd: Wasserschweine, Tapire, Gürteltiere, Enten, Feldhühner und manches andere sind ein jagdbares Wild und schwerbeladen kommen die kaum Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen am Abend heim. Solch ein ungebundenes Leben, das oft genug mit Gefahren aller Art verknüpft ist, stählt Geist und Körper der Jünglinge, macht sie mutig und

unerschrocken und lehrt sie mehr auf sich selbst und ihre eigene Kraft vertrauen als auf andere. So werden die jungen Leute früh selbständig, mit 22—24 Jahren heiraten sie in der Regel und gründen sich eine eigene Kolonie. Die Mädchen halten sich nicht so lange mit Puppen und Puppenstuben auf, wie unsere Töchter. Früh schon müssen sie die jüngeren Geschwister beaufsichtigen, wenn Vater und Mutter in Wald und Feld sind, und etwas älter geworden, unterstützen sie die Mutter im Hauswesen, wie die Knaben den Vater in den Wald begleiten. Schulkenntnisse erwerben die Mädchen nur wenige. Kaum 16 bis 18 Jahre alt, heiraten sie gewöhnlich. Das milde Klima befördert die körperliche Entwickelung derart, daß die angegebenen Jahre thatsächlich die gebräuchlichen Heiratsjahre sind.

Auf den vorstehenden Zeilen haben wir uns mit den hauptsächlichsten Arbeiten der deutschen Kolonisten in den Urwaldansiedelungen Südbrasiliens bekannt gemacht, wie sie der neue Ansiedler in den ersten Jahren seines dortigen Lebens auszuführen hat. Was den gänzlich oder doch fast gänzlich unbemittelten Auswanderer drüben erwartet, ist zunächst Arbeit, schwere, dazu noch meist ungewohnte Arbeit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Arbeit, verbunden mit Entbehrungen aller Art. Aber von Jahr zu Jahr zeigt sich auch immer deutlicher der Erfolg dieser Arbeit! Ein Stück Wald nach dem anderen verschwindet, immer mehr Kulturland tritt an seine Stelle. Und kommt man gelegentlich in ein Thal, das man vor 5—7 Jahren nur mit undurchdringlichem Urwald ausgefüllt gefunden hat, so staunt man ein Wunder an. Blühende Felder mit den verschiedensten Kulturpflanzen, ausgedehnte Orangenhaine treten uns neben deutschen Obstbäumen und Küchenpflanzen entgegen, und unter dem Schatten der goldfrüchtigen Bäume tummeln sich ganze Heerden von Schweinen umher, waiden Pferde, Maultiere, Kühe und Schafe, gackern Hühner, schnattern Enten und Gänse. Und fragen wir den Mann und seine Frau, wie es ihnen in dem sonnigen Frühlingslande geht, so weisen sie stolz auf ihr großes Besitztum und die Schar blühender Kinder, die sich im Schatten der Palmen, Figueiren, Pinien und anderer Bäume des Urwaldes erlustigen oder auf ungesatteltem Pferd und Maultier furchtlos dahinjagen. Der Mann, der vielleicht vor fünf oder sechs Jahren arm, gedrückt, aus dem alten Vaterlande herübergekommen ist, sieht sich heute im Besitz eines ansehnlichen Stückes Land, eines zwar noch sehr bescheidenen, aber eigenen Heims und ist aller Nahrungssorgen enthoben. Er ist sein eigener Herr auf seinem eigenen Grund und Boden!

Dieses Ziel haben in Südbrasilien bisher noch alle deutschen Kolonisten erreicht, bei denen sich Fleiß, Ausdauer und Geduld mit Sparsamkeit und Mäßigkeit verbanden, auch wenn die neuen Ansiedler über keine irgend nennenswerten Geldmittel verfügten. Natürlich kommen nicht alle gleich schnell an dieses Ziel; persönliche Eigenschaften oder äußere Umstände (z. B. besseres oder schlechteres Land mit bequemer oder schlechter Absatzgelegenheit, gutes oder schlechtes Erntejahr u. dgl.) beschleunigen oder verlangsamen den Erfolg. Bei festem Willen kann ihn aber jeder erzielen, und das läßt uns Südbrasilien eben so besonders geeignet erscheinen für eine Auswanderung Deutscher dahin, zur Begründung neuer deutscher Ackerbaukolonien und zur weiteren Ausdehnung der schon jetzt daselbst bestehenden und blühenden. Hier vornehmlich ist die Lösung der deutschen Auswanderungsfrage anzustreben und auch zu erreichen!

Der Gran Chaco der Argentinischen Republik.

(Schluß.)

Das Pucará-Land. In einer Höhe von 2500 m. über dem Meer, auf der Gebirgskette, welche die beiden Provinzen Tucuman und Catamarca von Norden nach Süden scheidet und an einem Punkte, wo mit derselben einige weitere Bergketten zusammenstoßen, welche sich nach Ost, West und Nord wenden, gelangen wir an ein großes Becken, 20 auf 30 Kilometer im Umfang, umgeben von einem Kreis von Bergen von verschiedener Höhe, unter denen der Aconquija majestätisch emporragt und auf eine Strecke von 5000 m. vom Gipfel herab beinahe immer mit Schnee bedeckt ist.

Dieses Becken kontrastiert gewaltig mit der umgebenden Landschaft und steht an sich selbst in einem großen Kontrast mit seiner Beschaffenheit in nicht sehr ferner Vorzeit.

Es führt noch immer den Namen, unter welchem es den Eingeborenen bekannt war, die es einst in großer Anzahl bewohnten, und es heißt daher noch immer das Ländchen oder Campo von Pucará. Das Wort bedeutet in der Aimará-Sprache Kraft, Stärke, in der Quichua-Sprache rot, und beide Bezeichnungen sind ganz passend, die eine wegen der allgemeinen Färbung der Gegend, die andere wegen der früher vorhandenen Befestigungen, von denen noch einige Ueberbleibsel vorhanden sind.

Der Forschungsreisende, welcher das Gebirge an diesem Punkte überschreitet, zügelt hier eine Weile seine Schritte, denn hier findet er Gelegenheit zu einer besonderen Belehrung. Zu seiner Rechten hat er eine schmale Hügelkette von etwa 2000 m. Höhe, deren östliche, den Südostwinden zugekehrten Abhänge mit prächtigen Wäldern bekleidet sind, welche sich am Fuße derselben ausbreiten und einen herrlichen Waldgürtel um die fruchtbare Ebene von Tucuman bilden, die zu seinen Füßen liegt. Der westliche und steilere Abhang ist dicht mit schönen Wäldern bestockt, welche übrigens ihren neueren Ursprung dadurch verraten, daß sie sich hauptsächlich da gruppiert

haben, wo eine Linie von Strebepfeilern sie zu der Zeit, als sie noch jung waren, vor der verlängerten Sonnenhitze geschützt, und daß der Sprühschaum eines steil abstürzenden Wildbaches die Atmosphäre mit Feuchtigkeit angefüllt hat. Dann kommt eine zweite Kette, 1000 m. höher als die erste, mit einer breiteren Krone, wo der untere Teil ihrer östlichen Abhänge vergleichsweise von Wald entblöst und die höheren Teile mit Erlenwäldern bekleidet, die Gipfel aber mit Wiesen gekrönt sind. Der westliche Abhang dieser Kette, ganz ohne allen Baumwuchs und mit sehr spärlichem Waideland, umschließt von der einen Seite den Campo, der in einer Tiefe von 500 m. unter demselben liegt.

Westlich von der Pucará wird der Horizont durch niedrige kahle Hügel begrenzt; weiterhin, jenseit eines nackten felsigen Absturzes von 800 m. Höhe, liegt das ungeheure Basin de Belen, allseitig von hohen Gebirgen und von der Cordillera eingeschlossen, deren schneegekrönte Famatina auf eine sehr große Entfernung hin gesehen werden kann. Dieses Gebirge ist reich an Bergwerken; die Hochebene ist äußerst trocken und zum größten Teile sandig, hat aber einige Oasen von alten Algarrobos, welche sich jedoch nicht fortpflanzen. In dem hohlen Teile des Gebirges liegt ein gewaltiger Landstrich von weißlicher Färbung, 30 Leguas lang, drei Leguas breit, welcher nur aus Steinsalzgruben besteht und während der kurzen Regenzeit zu einem ausgedehnten Sumpfe oder Moor wird.

Der Campo del Pucará ist der Wendepunkt zwischen den Grasländern im Osten und den kahlen Sandbänken im Westen; obwohl an sich trocken und heiß, liefert er doch einige Monate des Jahres hindurch Waiden für Rindvieh. Seine Höhe und die einschließenden Berge, unter denen der alpine Aconquija im Norden wie ein Stern über einem Diadem erscheint, würden auf den ersten Blick ein dem Pflanzenwuchse günstigeres Klima versprechen, da nur in geringer Entfernung davon auf den östlichen Abhängen eine solch reiche Vegetation sich entwickelt. Es liegt in der That nur eine Entfernung von einer Legua zwischen dem Rücken der Tucuman-Gebirge und dem östlichen Ende des Campo und nur fünf Leguas von demselben Punkte bis zu dem sandigen Bassin von Belen.

Hier zeigt sich deutlich die Wirkung der Winde, wie aus der Lage der Gebirge in Beziehung auf jene zu schließen ist, und hier sehen wir wieder dieselbe Lehre, die in weniger gedrungener Sprache aber weit strenger von den anderen Gegenden der Republik wiederholt wird.

Der Parallelismus oder, in anderen Worten, die Gleichförmigkeit der Richtung in dem Gebirgssystem der Republik, in Verbindung mit der einförmigen Richtung der atmosphärischen Strömungen und mit den Jahreszeiten, worin diese vorwalten, wenigstens in jener Region, welche innerhalb einer Grenze etwas jenseit des Rosario und des nördlichen Endes der Republik begriffen ist, liefert uns eine anticipierte Kenntnis der Klimate des Landes und hilft uns vorzüglich die Theorie des atmosphärischen Umlaufs erhärten, welche die gelehrtesten neueren Klimatologen ausgedacht und dargelegt haben.

Inzwischen bietet sich uns zur Sommerszeit ein herrlicher Anblick im Campo del Pucará dar. Einer heißen, stillen und unangenehmen Luft, begleitet von einem um 20 bis 25 mm. verminderten Luftdruck, folgt ein leichter Wind, welcher rasch von Nordost nach Südost umschlägt, und dann ein wütender, sturmartiger Wind, welcher große Staubwolken aus einem von achtmonatlicher Dürre ausgetrockneten Boden aufwühlt, den hellen Himmel verdunkelt und jedermann quält, der einer heftigen Berührung mit den vor ihm hergetriebenen Sandkörnern ausgesetzt ist. Unser Zelt wird von den wiederholten Stößen der heftigen Luftströmung gelockert und bildet bald nur ein ungenügendes Obdach, wie auch der bescheidene Rancho, welcher seine eigene Sicherheit nur den zahllosen Ritzen und Spalten verdankt, die dem Sturm einen Durchgang gewähren und diesen auf den unmächtigen Bewohner einwirken lassen. Außerhalb der Kämme des Gebirgskreises erscheint nun ein feiner Dunst, welcher beinahe unmittelbar in den Raum verschwindet und von hellen weißen Wolken und darauffolgenden anderen ziemlich dichten verdrängt wird; diese scheinen nicht lange auf dem Kamm oder Grat der Berge verweilen zu wollen und verschwinden beinahe so rasch wie sie kommen, sei es, daß sie umkehren oder sich auflösen.

Der Südwind bläst nun mit Wucht, die Luft wird kälter und hinter den weißen Wölkchen steigen große Wolken auf, welche anfangs dunkel und schwarz sind, dann emporziehen, sich mit einander vermengen, vorrücken, zurückweichen, anscheinend wie ein zweiter Sisyphus den steilen Berghang hinaufrollen und, sobald sie den Gipfel erreicht haben, wieder in die Tiefen hinabgeschleudert werden, aus denen sie zuerst aufgestiegen sind.

Zu dem Kreischen, Heulen und Tosen des Windes gesellt sich nun das Rollen des Donners und das Zucken und Leuchten des Blitzes, der Kampf in der Natur wird wilder, und die Kämpfer können kaum mehr unterschieden werden; die dichten Wolkenphalanxe auf den Höhen sind kaum mehr voneinander zu unterscheiden, wie sie gegeneinander prallen, sich vermengen und endlich eine dichte dunkle Masse bilden, welche langsam und schwerfällig über das Antlitz des Campo hinzieht. Diese Masse vermindert sich beständig; sie ist gegen Westen weißlich und dunstig und erneuert sich beständig durch die aus dem Westen heranrollenden Wolken; bald hält sie still, bald zieht sie sich zurück und gehorcht gewissermaßen einer geheimnisvollen, unheimlichen Macht, bis endlich der Sturm alle Berggipfel erobert hat. Jetzt bedeckt eine Art schwerer bleigrauer Wolke alle Höhen wie eine gewaltige Kugel, verweilt eine geraume Zeit und verschwindet und verzieht sich dann oft harmlos. Bisweilen kann man auch die Sonne durch einen Riß im Rande des Gewölkes in unzerstörbarem Glanze

auf das untenliegende Bassin von Belen herunter scheinen sehen.

Die Trockenheit verursacht die Verdunstung der Wolken, welche, sobald die Atmosphäre auf der Ostseite der Tucuman-Abhänge gesättigt ist, vom Wind in den frischen Raum oberhalb der Kämme der Gebirge getrieben werden, deshalb ist der Regenfall im Campo del Pucará unbedeutend und im Bassin von Belen noch geringer.

Trotzdem findet man hier noch ausgedehnte Ueberreste von indianischen Wohnstätten, welche, haufenweise zusammengebaut, wie ebenso viel ehemalige einzelne Dörfer aussehen. Sie liegen nicht allein auf der Ebene, sondern ebensowohl auch an den Berghängen.

Wenn das Campo in früheren Zeiten unter denselben Bedingungen natürlicher Ertragsfähigkeit stand, wie sie noch heute vorhanden sind, so konnte es nicht so vielen menschlichen Wesen Unterhalt gewähren. Kann ein Klimawechsel stattgefunden haben? Wenn dies der Fall gewesen ist, so kann er von keiner Veränderung in der Beschaffenheit des Gebirges hergerührt haben, denn man bemerkt weder eine Spur, noch kennt man irgend eine sagenhafte Ueberlieferung von einer solchen. Höchst wahrscheinlich sind die lokalen Zustände durch das Auftrocknen irgend eines großen Wasserbehälters in der Nachbarschaft, z. B. irgend eines Sees, verändert worden, dessen Fische den Bewohnern der Umgegend zur Nahrung dienten und dessen Gewässer zur Förderung des Ackerbaues dienten, während er gleichzeitig den allernötigsten Bedarf für das materielle Leben lieferte. Und in der That findet man nördlich vom Campo, in den Geländen von neuerer Formation, einen Abzug für die Wasserläufe dieses Beckens, und schon sein Name Cortadera bezeichnet sowohl sein Aussehen, wie die damit bezeichnete Erscheinung — ein Ausdruck, welcher entweder von Ueberlieferung oder volkstümlichem Scharfblick herrührt, wenn man nicht annehmen will, daß entweder während der Niederwerfung der eingeborenen Stämme von Catamarca durch die Quichuas oder während derjenigen der Amerikaner durch die Spanier die Ureinwohner des Landes hier wie in einer Burg Zuflucht gesucht und ihre Verteidigung, wenn auch unter Entbehrungen, verlängert haben. Wie sich das auch verhalten haben mag, so ist jedenfalls ein Gelände, welches einst von menschlichem Leben wimmelte, nun eine Wüste, welche vielleicht nur noch für den Altertums- und Naturforscher und den wissenschaftlichen Reisenden Interesse hat.

Geographische Neuigkeiten.

* Forschungen in Grönland. Lieutenant Bloch, von der dänischen Marine, schickt unter dem Datum 1. Juni 1887 aus Upernivik, an der Westküste von Grönland, an die Kopenhagener „Nationaltidende" vom 3. Oktober einen Bericht über eine Reise, welche er und Lieutenant Ryder in den jüngstvergangenen Monaten Februar und März nach Norden unternommen hatten, und gibt dabei eine Beschreibung der Lebensweise in jener Jahreszeit unter solch hoher Breite. Die Gesellschaft brach am 21. Februar von Upernivik auf in drei Schlitten und erreichte zwei Tage später Tasiusak. Der Zweck der Reise gieng vorzugsweise dahin, zu ermitteln, wie weit man im Winter nach Norden vorzudringen imstande sei, und sich womöglich mit den Grönländern auf der anderen Seite des Melville-Gletschers in Verbindung zu setzen. In Tasiusak wurde die Zahl der Schlitten auf acht vermehrt, und mit diesen brachen sie am 25. nach Saitot auf, welches sie passierten, worauf sie am Nachmittag Itivdliardsuk erreichten. Am folgenden Morgen wurde die Reise wieder aufgenommen, in deren Verlauf man einen schneidenden Nordwind zu bestehen hatte. Die nächste Nacht wurde auf einer kleinen Insel, etwa vier Meilen südlich von der Wilcox-Spitze, verbracht, und an diesem Orte teilte sich die Gesellschaft — während Lieutenant Bloch umkehrte, um sich von Tasiusak landeinwärts zu wenden und die Beschaffenheit des Binnenlandeises zu erforschen, rückte Lieutenant Ryder weiter nach Norden. Am zweiten Tage darnach umfuhr Ryder die Wilcox-Spitze und erreichte einige Inseln nördlich von Nugsaak, unter 74° 12′ n. Br., sah sich aber hier zur Umkehr gezwungen. Von den Expeditionen, welche Lieutenant Bloch von Tasiusak aus machte, war diejenige nach dem Giselle-Eisfjord in der Region, die von den beiden Herren erforscht wurde, die zweitgrößte nach der von Upernivik. Am 14. März stieg die Temperatur in Tasiusak auf —5° C., fiel aber am anderen Tage wieder auf —37° C. Infolge eines schweren Schneefalls, welcher um diese Zeit stattfand, mußten sie sich überzeugen, daß in dieser frühen Jahreszeit nichts zu erreichen war, und kehrten daher nach Upernivik zurück. Eine zweite Reise ins Innere von diesem Orte aus, am 17. bis 26. April, war erfolgreicher. In Kekertaesuak, einer Station vom vorjährigen Sommer, verbrachten sie fünf Tage mit Beobachtungen über die Bewegungen des Eises und über die Temperatur der Eisbrahe und des Wassers in verschiedenen Tiefen. Während dieser Zeit schien die Sonne jeden Tag an einem vollkommen wolkenlosen Himmel; der Boden begann an einzelnen Stellen sichtbar zu werden, und während die niedrigste Temperatur am frühen Morgen —27.4° bis —29.2° C. war, stieg der Thermometer im Schatten unter Tags auf —4°.

* Forschungen in Alaska. Nach der „Montreal Gazette" sind Briefe aus Alaska vom 29. Juli von Dr. G. M. Dawson, dem Direktor der zur geologischen Erforschung des Yukon-Bezirks ausgesandten Expedition, eingetroffen. Die Gesellschaft baute sich zwei Boote am Dease-See und verließ diesen am 3. Juni, um den Dease-Fluß bis zu seiner Einmündung in den Liard hinunterzufahren. Von diesem Punkte brach dann Mr. M'Connell



mit zwei Mann auf, um den Liard hinabzufahren. Der Rest der Gesellschaft, mit fünf Indianern, fuhr den nördlichen Arm des Liard bis zum Lake Francis hinan, ließ hier seine Boote zurück, wanderte über einen langen Trageplatz von 60 e. Mln. nach dem Pelly-Fluß, in der Nähe des verlassenen Hudsonsbay-Hafens Pellybanks, wo sie alle wohlbehalten am 29. Juli eintrafen. Von diesem Punkte aus wurden die Indianer zurückgesandt und Dr. Dawson blieb mit Mr. M'Evoy und zwei Weißen zurück, um ein Boot zu erbauen und dann den Pelly bis zu seiner Vereinigung mit dem Yukon hinabzufahren. Das Land nördlich vom Dease-See erwies sich von etwas mannigfaltigem Bau und Gliederung, denn es hat einen granitischen Kern mit paläozoischen Gesteinen auf seinen Flanken, welche von der Cambrian- bis zur kohlenführenden Formation reichen und tertiäre Schichten überlagern. Man fand den alten Trageplatz ganz in Abgang gekommen, und so mußte sich die Gesellschaft durch dichtverwachsene Wälder mühsam einen Weg bahnen, oft knietief im Moose watend. Sie legten denselben jedoch zurück mit Lebensmittel-Vorräten für die vorrückende Gesellschaft und hinterließen auch Vorräte für die zurückkehrenden Indianer. Da sie nördlich vom 60.° waren, so genossen sie beinahe beständiges Tageslicht und das Wetter war gut. Das Land wird geschildert als mit wohlgewachsenen Bäumen bestockt, und man sah eine Menge der gewöhnlichen Gewächse des Ostens in Blüte, nebst einigen nördlichen und westlichen Fremdlingen; nur leiht der hohe Wuchs der Torfmoose und der Reichtum an Renntiermoos dem Lande ein Aussehen, welches von demjenigen von Britisch-Columbia ganz verschieden ist. Man traf keine Indianer außer denjenigen, welche die Gesellschaft selbst von der Küste mitgebracht hatte. Dr. Dawson war zwar etwas später in der Jahreszeit daran, als er erwartet hatte, allein er hoffte doch die Küste noch vor dem Einfrieren der See zu erreichen, und die von ihm und Mr. M'Connell verfolgten Reiserouten werden einen guten allgemeinen Begriff von dem Bau und den Hülfsquellen des Landes geben.

Kleinere Mitteilungen.

* Der Asphalt-See.

Der sog. Asphalt-See, die bedeutendste Merkwürdigkeit der westindischen Insel Trinidad, von den Engländern pitch oder tar lake, von den Franzosen la Braye genannt, liegt in der Nähe der Stadt San Francisco auf einem etwa 50 m. hohen Sandsteinplateau und bildet eine mit schmalem Waldsaum versehene fast kreisrunde Fläche. Die Oberfläche des „Sees", dessen zahlreiche Risse und Spalten mit braunem, aber geschmacklosem Wasser gefüllt sind, besteht aus eisenhaltigem, mit 32—36 Proz. Erdpech durchdrungenem Sand und ist in der Sonnenhitze infolge der starken Erweichung der Masse unbetretbar. Das Erdpech, welches bei 31° C. Luftwärme eine Temperatur bis 60° annimmt, ist meist von grauer Farbe und schmilzt wie Siegellack, bisweilen aber zeigt es sich schwarz und hart. Die nicht sehr tiefe Asphaltschicht scheint sich übrigens von unten her fortwährend zu erneuern. Bis vor etwa 30 Jahren verwendete man das Erdpech des Asphalt-Sees ausschließlich zum Kalfatern der Schiffe. Da faßte ein Deutscher, Namens C. Stollmayer, den Gedanken, diesen Stoff auszuführen und wenngleich er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so gelang es ihm schließlich doch, in Europa und in Nordamerika einen lohnenden Absatz dafür zu finden, der sich im Jahre 1884 auf 39,797 Tonnen belief. Der Asphalt wird gegenwärtig in zwei Formen ausgeführt, entweder als roher Asphalt oder als „Epuré". Letzterer wird dadurch gewonnen, daß man die wertlosen Bestandteile, als Erde und Lehm, durch Auskochen ausscheidet, wodurch ein reinerer und wertvollerer Stoff gewonnen wird. Während nämlich der rohe Asphalt in dem Verschiffungsorte La Brea mit 4 1/2 Dollars die Tonne bezahlt wird, kostet die Tonne Epuré 10 1/2 Dollars. D.

Chinesische Frauenfüße.

In China verlangt bekanntlich der gute Ton die kleinen verstümmelten Frauenfüße. Millionen von Frauen, besonders in den nördlichen Provinzen des Reiches und selbst die Bauernweiber, müssen sich der Verstümmelung der Füße unterziehen. Die Unsitte soll im Jahre 925 n. Chr. aufgekommen sein. Nur die südlichen Provinzen und die Binnenprovinz Setschuan haben sich davon ganz frei gehalten; in den großen Städten, wie Tientsin, Peking, Nanking, haben zwei Drittel der Frauen natürliche Füße; eine gänzliche Ausnahme davon machen die Prinzessinnen des regierenden Hauses der Mandschu, das, aus der Mandschurei stammend, 1644 die Herrschaft über China an sich gerissen hat. Doch auch diese Damen tragen, in Nachahmung der Landessitte, ganz kleine Schuhe, mit so hohen Absätzen, daß sie nur auf den Spitzen der Zehen gehen können, was mancherlei Unfälle und Krankheiten nach sich zieht. Die Verstümmelung des Fußes beginnt im fünften oder sechsten Lebensjahre, wo man dem Mädchen die Zehen zurückbiegt und den Fuß mit Binden so fest umwickelt, daß die Fußbeuge die Form eines Bogens annimmt. Durch derartige unausgesetzte Mißhandlung wird alle Entwickelung der Muskeln gelähmt, der ganze Unterschenkel wird in Mitleidenschaft gezogen, indem die Waden verschwinden, und schließlich gleicht der Fuß einem unförmlichen Klumpen, dessen Sohle 7 1/2 cm. lang ist. Bauernweiber arbeiten wohl trotz ihrer Klumpfüße rüstig neben ihren Männern auf den Feldern, vermögen aber nicht schwere Lasten zu tragen. Keine Frau kann jedoch mit solch mißgestalteten Füßen natürlich gehen, muß vielmehr in ganz kurzen Schritten einherlaufen und dabei mit den Händen balancieren, um sich aufrecht zu erhalten. Wie viele Väter möchten ihre Töchter von der Thorheit und Qual dieser Sitte befreien und doch müssen sie sie unterwerfen, weil es so die gute Gesellschaft verlangt und ihre Kinder sonst nicht an den Mann gebracht werden könnten. R. F.

* Einwanderung nach Argentinien.

Der durchschnittliche Jahresbetrag der Einwanderung nach der Argentinischen Republik beläuft sich nach offiziellen Angaben auf 36,600 Personen, die Gesamtsumme für die letzten 30 Jahre (1857—1886) auf 1,096,220 Köpfe. Die Detailziffern sind freilich nur für die Jahre von 1871 an zugänglich. In dem Zeitraume von 1871 bis 1886 sind demnach 893,569 Personen, von denen 259,303 das Land wieder verließen, so daß ein Ueberschuß von 634,266 verblieb. Für die Feststellung der zugezogenen europäischen Nationalitäten, läßt sich übrigens auch das Jahr 1870 noch in Rechnung setzen. Von der darauf entfallenden Gesamtsumme von 605,533 Personen waren 391,454 Italiener, 80,942 Spanier, 60,538 Franzosen, 41,021 Deutsche, 18,834 Oesterreicher, 16,502 Engländer, 13,413 Schweizer, 3009 Belgier, 2381 Portugiesen

und 15,439 andere Europäer. Außerdem wendeten sich in dem genannten Zeitraum noch 328,003 Personen von Montevideo her nach Argentinien. Der Hauptstrom der neuen Ankömmlinge richtete sich nach den Provinzen Buenos Ayres, Santa Fé, Entre Rios und Chaco. O.

Litteratur.

* Hesse-Wartegg, E. v.: Canada und Neufundland. Mit 54 Illustrationen und einer Karte. Freiburg i. Br., Herder, 1887. 5 Mk. — Von der Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, welche die Herder'sche Verlagshandlung erscheinen läßt, ist ein neuer Band ausgegeben worden, welcher sich den vorangegangenen — „Assyrien" von Kaulen, der „Amazonas" von Schütz, „Nach Ecuador" von Kolberg, die „Sudanländer" von Paulitschke, „die Balkan-Halbinsel" von Lux — würdig zur Seite stellt. Der durch seine Reisen und die anziehende Beschreibung derselben längst bekannte Weltenfahrer v. Hesse-Wartegg hat Canada wiederholt zum Gebiet seiner Durchforschung gewählt und liefert uns nun eine ebenso belehrende als unterhaltende Schilderung der verschiedenartigen Länderräume, aus denen die Dominion von Canada besteht, sowie der mannigfaltigen Rassen ihrer Bewohner. Wir fahren mit ihm durch die Mündung des St. Lorenz hinauf nach Quebec und Montreal, sodann durch die Tausend Inseln bis Toronto am Ontario-See. Während in der Provinz Ontario die englischen Bewohner vorherrschen, machen in der Provinz Quebec und namentlich in der Stadt dieses Namens die französischen Canadier die Mehrzahl aus. Uebrigens wollen sie von den Wohlthaten der Republik in ihrem Mutterlande nicht viel wissen, sondern sind getreue Unterthanen der Königin Victoria. In Montreal thun wir einen tiefen Einblick in das gesellschaftliche Leben, das namentlich im Winter seinen Höhepunkt erreicht, indem Hoch und Nieder dem Eissport huldigt, sei es mit Schlittschuh- oder Schneeschuhlaufen oder mit Tobogganning, d. h. Bergabfahren auf kleinen Rennschlitten. Nur in jenem halbpolarischen Klima ist es möglich, zur Karnevalszeit mitten in der Stadt einen Eispalast zu erbauen und darin ein Nachtfest mit großartiger Illumination zu feiern. Dringen wir aber weiter in das Land ein, in das ungeheure Nordwest-Territorium, so wird die Gewalt des Winters immer furchtbarer: es ist eine packende Schilderung, in welcher der Verfasser das Ringen des Menschen mit diesem Feinde beschreibt, während andererseits die Pracht der Winterlandschaft, das Glitzern der Eisdiamanten, die wunderbare Klarheit der Atmosphäre ihn in wahre Begeisterung versetzt. Ausführlich beschreibt er uns sodann, wie er dieses unermeßliche Gebiet im Westen auf der Canadischen Pacificbahn durchzieht, mit der er über die Felsengebirge nach Britisch-Columbien und an den neuen Hafen Vancouver am Stillen Ozean gelangt. Indem er dann an die Beantwortung der Frage geht, ob das durch die Bahn zugänglich gemachte Prärieland, nach dem man die Auswanderung zu lenken sucht, lohnende Aussichten für die Zukunft eröffne, stimmt er keineswegs in die Trompetenstöße der Landagenten ein: fast nur Manitoba besitzt guten Weizenboden, weiter westlich ist derselbe weniger sicher zu finden; was aber der hauptsächlichste Abmahnungsgrund für unsere Auswanderungslustigen sein dürfte, das sind die bereits erwähnten strengen Winter Canada's. Den Hauptzweck der neuen Bahn, die den Staat viele Millionen gekostet hat, erblickt daher der Verfasser nicht so sehr in der Aufschließung jungfräulichen Landes, als in der von politischen Rücksichten gebotenen engeren Verbindung der verschiedenen Teile des Reiches, zumeist des Mutterlandes mit seinen Kolonien. Denken wir uns, daß in kriegerischen Zeiten die Fahrt durch die Meerenge von Gibraltar und den Kanal von Suez mit Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, so ist für die Waren- und Truppensendungen Großbritanniens nach dem Stillen und Indischen Ozean ein Weg durch Nordamerika gesichert, der keinerlei fremdes, sondern ausschließlich englisches Gebiet berührt. Denn nach der Durchquerung des Atlantischen Ozeans werden jene Transporte in Halifax von der Interkolonialen Bahn aufgenommen und durch Neu-Schottland und Neu-Braunschweig nach Ottawa befördert, von wo sie mit der Pacificbahn nach Vancouver gelangen, um daselbst in die Dampfer der Südsee verladen zu werden. Gewiß, eine wahrhaft staatsmännische Idee, wie sie ähnlich, nur unter viel beschränkteren Verhältnissen, in unserem Nordostsee-Kanal zu Tage tritt. Selbstverständlich lernen wir auch die Bewohner des Nordwestterritoriums, die Vollblut-Indianer wie die Blackfeet oder Schwarzfüße und die Mischlinge oder Metis kennen. Auch thun wir einen Blick in die Ursachen des letzten Aufstandes unter Louis Riel im Jahre 1885. Sagen wir es aufrichtig: diese Erhebung war im Grunde nur der natürliche Gegenstoß der mißhandelten Halb- und Ganz-Indianer gegen die gewaltthätigen Vertreter der weißen Zivilisation. Nicht minder interessante Einblicke eröffnet uns der Verfasser in das mühselige und harte Leben der Agenten und Voyageurs der Hudsons-Bay-Gesellschaft, die in ihren einsamen Forts nur einmal im Jahre eine Zufuhr von Lebensmitteln, Zeitungen und Briefen erhalten. Ein besonderes Kapitel ist der Fischerei von Neufundland gewidmet, welche wohl den großen Unternehmern Gewinn bringen mag, aber den in ihrem Dienste arbeitenden Neufundländern kaum die Mittel gegen den Hungertod gewährt. Mit einigen Seiten statistischen Materials schließt das interessante Buch, das durch seinen flotten Stil gewiß jeden Leser befriedigen wird. F. B.

* *B. T. Finniss:* The Constitutional History of South Australia, published by W. C. Rigby, Adelaide 1887. 10 sh. — Der Honor. Mr. Finniß gehört der Kolonie Südaustralien seit ihrer Gründung im Jahre 1836 an und bekleidete darin bis 1857 die höchsten Aemter. Das Werk behandelt die Verfassung der Kolonie in ihren verschiedenen Stadien mit außerordentlicher Gründlichkeit und wird als wichtige Quelle für die Geschichte von Südaustralien einen bleibenden Wert behalten. Gr

* *Year Book of South Australia*, published by E. S. Wigg and Son, Adelaide 1887. — Es ist dies ein mit Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeitetes und äußerlich hübsch ausgestattetes Handbuch, welches über den zur Zeit keineswegs günstigen Stand der Kolonie Auskunft gibt. Die Kolonie mit einem Umfange von 903,425 englischen (42,488 deutschen) Quadratmeilen hat doch erst eine weiße Bevölkerung von 307,500. Dabei ist sie mit einer Staatsschuld von 18,340,200 Lstrl. — ziemlich 59 Lstrl. pro Kopf — beladen, die jährlich mit 762,224 Lstrl. verzinst werden muß, einer Schuld, welche die Kräfte der geringen Bevölkerung um so mehr übersteigt, als die Hälfte derselben für unproduktive Zwecke verwendet wurde. Die Kolonie kämpft seit 1882 mit einem immer steigenden Defizit im Jahresbudget, das gegenwärtig schon die Höhe von 1,050,000 Lstrl. überschritten hat. Die Berufung auf den großen Umfang der Kolonie nützt zu nichts, weil das noch nicht okkupierte Land bei seiner Wasserarmut meist geringen oder gar keinen Wert hat. Am 21. Juni 1887 wurde in der Hauptstadt Adelaide mit (ohne die Vorstädte) 45,400 Seelen eine internationale Industrieausstellung mit vielem Eklat eröffnet, die aber meistenteils auf koloniale und englische Bodenerzeugnisse und Fabrikate beschränkt ist. Gr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 5. Stuttgart, 30. Januar 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Sklavenemanzipation in Brasilien.

Von A. W. Sellin.

Nur kurze Zeit noch und auch das letzte Land Amerika's wird frei sein von einer Institution, die für die politische und wirtschaftliche Entwickelung jenes Erdteils von den verhängnisvollsten Folgen geworden. Die Emanzipationsbewegung hat nämlich in Brasilien Dimensionen angenommen, die jeden Widerstand von Seiten der Sklavokraten als völlig vergeblich erscheinen lassen, und die um so merkwürdiger, je länger die Brasilianer sich gesträubt haben, den Geboten der Humanität gerecht zu werden. Bei der großen Bedeutung, welche diese Umwälzung für Brasilien hat, dürfte eine kurze Betrachtung über das Wesen der Sklaverei in jenem Lande und über die Hoffnungen und Befürchtungen, welche man an ihr Aufhören knüpft, auch für deutsche Leser von Interesse sein.

Seit mehr als drei Jahrhunderten beruht bekanntlich die volkswirtschaftliche Entwickelung Brasiliens auf der Sklavenarbeit, denn die freie Einwanderung war bisher äußerst beschränkt und kam fast nur den südlichen Provinzen zugute, die an der Erzeugung der wichtigsten Exportprodukte des Landes keinen Teil haben. Wie viele Schwarze aus Afrika während der portugiesischen Herrschaft eingeführt wurden, entzieht sich jeder Berechnung. Wenn Humboldt die Zahl der dortigen Sklaven zu Anfang unseres Jahrhunderts auf 1,960,000 bei einer Gesamtbevölkerung von 4,000,000 Seelen angibt, so beruht das auf einer Schätzung, für welche ihm keine irgendwie zuverlässigen Daten zur Verfügung standen. Diese sind aber auch für die Zeit seit der Unabhängigkeit Brasiliens nicht zu beschaffen, denn nach den einen sollen von 1822—1850, in welch letzteren Jahren die Einfuhr von Sklaven aus Afrika gesetzlich verboten wurde, alljährlich 27,000—28,000, nach anderen dagegen 50,000—80,000 gelandet worden sein; ja, es wird von autoritativer Seite sogar behauptet, daß trotz aller Vigilanz englischer und brasilianischer Kreuzer nach 1850 noch 350,000 Negersklaven als Kontrebande eingeführt worden sind. Leider aber haben es die Behörden selbst nach Erlaß des Emanzipationsgesetzes vom 28. September 1871, auf welches wir später zurückkommen werden, nicht verstanden, eine korrekte Sklavenzählung durchzuführen, und erst in neuester Zeit, nachdem sich die Reihen der Sklaven infolge von Freigabe und Loskauf mehr und mehr gelichtet haben, ist es möglich geworden, eine Schätzung vorzunehmen, die der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte. Sie ergibt für die Gegenwart ca. 600,000 Sklaven, eine Zahl, die sich aber täglich vermindert, so daß, wie weiter oben bemerkt, die völlige Aufhebung der Sklaverei schon in kurzer Zeit zu erwarten steht.

So dürftig nun auch das statistische Material ist, welches uns den Umfang jenes schmachvollen Menschenhandels, auf dem sich das wirtschaftliche Leben des südamerikanischen Kaiserreiches aufgebaut hat, erkennen läßt, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß derselbe für das Land äußerst verderblich geworden ist. Er trägt in erster Reihe die Schuld daran, daß die europäische Einwanderung eine so äußerst spärliche geblieben ist, denn der freie Mann liebt es nicht, neben dem Sklaven zu arbeiten und vom faulenzenden Sklavenhalter, der die körperliche Arbeit für eine Schande hält, noch obenein als ein Mensch zweiter Klasse betrachtet und behandelt zu werden. Andererseits verhinderte er aber auch die Brasilianer, sich von der Notwendigkeit einer freien Einwanderung zu

überzeugen, und nur erst seitdem ihnen von außen her die Hoffnung abgeschnitten war, neue Menschenzufuhren aus Afrika zu erhalten, bequemten sie sich, der Einwanderung von europäischen Einwanderern einige Aufmerksamkeit zu schenken, wenn auch, wie die Geschichte der Halbpachtkolonien in der Provinz Saõ Paulo lehrt, hauptsächlich in der Absicht, nicht Kolonisten, sondern Lohnarbeiter zum Ersatz für die Sklaven ins Land zu ziehen. Nur in den an Sklaven ärmeren Südprovinzen, wo sich die ersten Deutschen schon im Jahre 1824 angesiedelt und dem wirtschaftlichen Leben einen neuen Aufschwung gegeben hatten, kam eine bessere Ueberzeugung zum Durchbruch, so daß dort die Kolonisation nach dem System des kleinen Grundbesitzes von den gesetzgebenden Körpern nach Kräften gefördert wurde.

Sicherlich hat auch der Fremdenhaß der Brasilianer oder vielmehr deren Furcht vor der Ueberlegenheit des Fremden Anteil an dem Widerstand, den sie einer geregelten Besiedelung nach dem erprobten Vorbild derjenigen der Vereinigten Staaten entgegensetzten; aber die Hauptursache dieses Widerstandes ist in dem Bestreben der Großgrundbesitzer, der eigentlichen Machthaber des Landes, zu suchen, die Institution der Sklaverei, welcher sie ihren Wohlstand und ihr bequemes Leben verdankten, so lange wie möglich aufrecht zu erhalten.

Doch die wirtschaftlichen Nachteile, die daraus für das Land entstanden, sind nur gering zu veranschlagen gegenüber den moralischen Uebeln, welche die Sklaverei im Gefolge hatte. Zwar haben sich dieselben in allen Sklavenstaaten gezeigt, aber in Brasilien sind sie doch ungleich schlimmer als in anderen Ländern, und namentlich als in den Südstaaten der Union, hervorgetreten. Dort blieb das afrikanische Element isoliert und gesellschaftlich geächtet, was man ja allerdings vom rein menschlichen Standpunkte aus auch nicht gutheißen kann, in Brasilien aber fand von Anfang an eine weder durch Gesetz, noch durch gesellschaftliche Convenienz gehinderte Kreuzung mit demselben statt, so daß man in der brasilianischen Nation, die bekanntlich auch eine weitgehende Geschlechtsverbindung mit dem einheimischen indianischen Element nicht verschmäht hat, einer wahren Musterkarte von Mischlingstypen begegnet. Die Fehler aller drei Rassen haben sich auf sie vererbt, namentlich aber die sprichwörtliche Trägheit der Neger, und die Thatkraft ihrer Vorvordern lusitanischen Stammes, welche vor drei Jahrhunderten das Land der portugiesischen Krone unterwarfen, existiert nur noch als Legende. Sicherlich gibt es auch unter den Brasilianern hervorragende, bedeutende Menschen, die jedem anderen Volke zur Zierde gereichen könnten, aber sie sind so vereinzelt, daß sie die Nation in ihrer Gesamtheit nur um so tiefer stehend erscheinen lassen. Jahrhunderte werden dazu gehören, um die üblen Wirkungen der Sklaverei und der Blutsvermischung mit inferioren Rassen abzuschwächen, und das Land dürfte ohne eine vermehrte Einwanderung physisch und sittlich höher stehender Rassen überhaupt niemals eine seinen natürlichen Reichtümern entsprechende Blüte erreichen.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß gerade in der Blutsvermischung mit den Negern und in der höheren sozialen Stellung, welche den Farbigen in Brasilien angewiesen wurde, die Ursache einer verhältnismäßig sehr milden Ausübung der Sklaverei daselbst liegt. Sklavenaufstände kamen nur selten vor und konnten immer leicht unterdrückt werden. Daraus aber erklärt sich, daß Regierung und Volksvertretung der Frage der Emanzipation erst in neuester Zeit ernstlich näher traten, nachdem sich dieselbe in anderen amerikanischen Staaten schon seit Dezennien vollzogen hatte; aber die gleiche Ursache erklärt auch den beispiellosen Eifer, mit welchem gegenwärtig die Abolitionisten das Werk der Befreiung fördern, nachdem es nun einmal gesetzlich angeregt worden; ist es doch gewissermaßen das eigene Fleisch und Blut, das man befreit, und sind doch die Befreier großenteils ebenso schwarz, braun und gelb, als die zu Befreienden.

Doch bevor wir uns mit der gegenwärtigen Lage der Sklavenemanzipation beschäftigen, wollen wir einen Blick in die Vergangenheit richten. Wohl hat es zu allen Zeiten in Brasilien Männer gegeben, welche die Schattenseiten der Sklavenwirtschaft eingesehen und dagegen geeifert haben — es sei hier nur der Priester Antonio Viehra aus dem 17. und der Schriftsteller und Pater Manoel Ribeiro Rocha aus dem 18. Jahrhundert genannt — aber Erfolge haben dieselben nicht erzielt und ohne die englische Aberdeen-Akte von 1845, durch welche das Parlament autorisiert wurde, nach Brasilien bestimmte Sklavenschiffe nicht nur auf hoher See, sondern selbst in den brasilianischen Gewässern wegnehmen zu lassen, wäre der weiter obenerwähnte kaiserliche Erlaß von 1850, welcher die Zufuhr von Sklaven verbot, sicherlich nicht erfolgt. Eine der Seelenzahl der Sklaven entsprechende Vermehrung derselben war aber ausgeschlossen, da ein großes Mißverhältnis zwischen beiden Geschlechtern herrschte, indem man der höheren Leistungsfähigkeit wegen viermal mehr Männer als Frauen eingeführt hatte; vielmehr entstand eine jährliche Abnahme der Sklavenbevölkerung um ungefähr zwei Prozent. Daneben aber — zum Ruhme der Brasilianer sei es gesagt — wurde die freiwillige Losgabe von Sklaven immer häufiger. Dieselbe erfolgte gewöhnlich bei freudigen Ereignissen wie Hochzeiten, Taufen 2c. in den Familien der Sklavenhalter, aber namentlich durch testamentarische Verfügung, und wenn auch nicht immer ein wahres Humanitätsgefühl, sondern die Befriedigung einer den Brasilianern leider sehr anhaftenden Ruhmsucht das leitende Motiv dabei sein mochte, so wirkte das gegebene Beispiel doch ansteckend auf andere und führte zu immer neuen Freilassungen. Auch der gesetzlich erleichterte und befürwortete Loskauf von Sklaven nahm größere Proportionen an. Freigewordene Sklaven, welche sich als Last

träger in den Städten oder in anderer Weise Geld erspart hatten, verausgabten dasselbe mit Vorliebe für den Loskauf von Verwandten und Freunden, und selbst aus Malice wurden zuweilen Sklaven freigekauft, z. B. gute Köche, um welche die betreffenden Herren von ihren Nachbarn oder Feinden beneidet wurden und durch deren Loskauf man dieselben in Verlegenheit setzen wollte; ein allerdings etwas teures Vergnügen, das man sich aber in völlig legaler Weise bereiten konnte, wenn man den geforderten Preis oder den Taxwert zu zahlen imstande war.

Natürlich würde sich aber durch diese Mittel allein das Werk der Befreiung von über $1^1/_2$ Millionen Sklaven nur sehr langsam vollzogen haben, wenn nicht andere Faktoren dafür mitgewirkt hätten. Es war dies namentlich der auf den großen Kaffeeplantagen Mittelbrasiliens eintretende Arbeitermangel. Vergeblich suchte man demselben durch Ankauf von Sklaven in den entfernteren Provinzen abzuhelfen, denn die Zahl der dort disponiblen Arbeitskräfte war zu gering, und ebenso wenig wirkungsvoll erwies sich der Versuch deutsche Lohnarbeiter, sogen. Halbpachtkolonisten, einzuführen, denn wenn sich dieselben auch auf einzelnen Gütern gut bewährt hatten und daselbst pekuniär gut gestellt waren, so wußte man doch auf anderen mit ihnen nicht in der richtigen Weise umzugehen. Klagen ohne Ende und der Erlaß des preußischen Ministerialreskripts vom 3. November 1859, durch welchen die Auswanderung nach Brasilien außerordentlich erschwert und leider auch das in günstigster Entwickelung begriffene südbrasilianische Kolonisationsgebiet in Mitleidenschaft gezogen wurde, waren die Folge davon.

Nicht nur die Staatsmänner Brasiliens, sondern auch einzelne Großgrundbesitzer begannen jetzt einzusehen, daß die Abschaffung der Sklaverei nötig sei, um für die freie Arbeit, ohne welche an eine Besserung der wirtschaftlichen Lage nicht zu denken war, den Boden vorzubereiten. So stieß denn das den Kammern im September 1871 vorgelegte Emancipationsgesetz nur auf geringen Widerstand und wurde von der Majorität der Volksvertreter um so lieber angenommen, als es nicht eine plötzliche, sondern eine successive Aufhebung der Sklaverei bezweckte. Es sollten zunächst nur die vom Datum des Gesetzes an von Sklavinnen geborenen Kinder als Freie betrachtet werden, gleichzeitig aber auch aus den Erträgnissen einer Sklaventaxe, aus einer Steuer für Verkauf von Sklaven und durch Staatslotterien Fonds zum Loskauf würdiger Sklaven gebildet werden.

Der Erlaß dieses Gesetzes machte einen gewaltigen Eindruck im Lande und wurde von den Brasilianern, die sich durch dasselbe vor dem Auslande geschmeichelt fühlten, in pomphaftester Weise gefeiert. Man wurde nicht müde, Vergleiche zwischen Nordamerika, wo das Befreiungswerk die Ursache eines blutigen Bürgerkrieges geworden war, und Brasilien, wo sich dasselbe in so ruhiger und besonnener Weise vollziehen sollte, anzustellen, doch war das alles nur ein Strohfeuer der Begeisterung, denn thatsächlich machte die Emanzipation in dem ersten Jahrzehnt nach Erlaß des erwähnten Gesetzes nur sehr geringe Fortschritte. Wohl waren die von Sklavinnen geborenen Kinder fortan frei, doch die den Sklavenhaltern auferlegte Verpflichtung, für das leibliche und geistige Wohl derselben zu sorgen, wurde durchaus nicht in der von den Gesetzgebern gewollten Weise erfüllt; es kamen vielmehr Verwahrlosungsfälle der schlimmsten Art vor, und auch der Loskauf von Sklaven machte nur geringe Fortschritte. Bis zum 1. Juli 1882 wurden nämlich notorisch nur 10,001 Sklaven für den Preis von 10,670,645 Mark aus den öffentlichen Fonds freigekauft. Dabei kamen aber Betrügereien und Unterschleife in Menge vor, denn nicht nur, daß die Abschätzung des Arbeitswertes der Freizukaufenden häufig in sehr laxer Weise erfolgte und den Sklavenhaltern verhältnismäßig viel zu hohe Summen gezahlt wurden, sondern selbst für Sklaven, die überhaupt gar nicht mehr existierten, die lange schon gestorben waren, wußte man sich durch Bestechung der Beamten Zahlung zu verschaffen. Wie verfehlt das ganze System war, geht aus der Thatsache hervor, daß in derselben Zeit, in welcher jene 10,001 Sklaven vom Staate freigekauft wurden, die Zahl der freiwillig und ohne Anspruch auf Geldentschädigung von ihren Herren Freigegebenen auf 60,000 angewachsen war. Das mußte natürlich dahin führen, daß die Abolitionisten fortan mehr durch moralische Einwirkung auf die Sklavenhalter, als durch Befürwortung einer schärferen Handhabung und einer weiteren Ausdehnung des Emanzipationsgesetzes von 1871 ihr Ziel zu verfolgen suchten; doch würde die Bewegung sicherlich nicht die Resultate, die wir heute sehen, gehabt haben, wenn nicht der Kaiser in seiner Thronrede von 1883 warm für sie eingetreten wäre und hervorragende Politiker, wie z. B. der Senator Taunay sie von der Tribüne herab in beredtster Weise unterstützt hätten. Dadurch aber nahm die Zahl der Abolitionisten erstaunlich schnell zu, und als am 25. März 1884 die Provinz Ceará das nachahmenswerte Beispiel gab, dem letzten ihrer Sklaven die Freiheit zu schenken, da war an kein Aufhalten mehr zu denken, und die abolitionistische Bewegung steigerte sich im gegenwärtigen Jahre zum Paroxismus, der sich der ganzen Nation mitzuteilen scheint und — wie schon früher bemerkt — den Widerstand der Sklavokraten völlig aussichtslos macht, umsomehr als die von diesen gehegte Befürchtung einer ihren Wohlstand untergrabenden Arbeiterkrisis infolge der starken Einwanderung italienischer Lohnarbeiter bedeutend abgeschwächt worden. Die Pflanzer des Innern, welchen diese Einwanderung weniger zu gute kommt, als denen der Küstenprovinzen, die also auch durch die Emanzipation weit mehr geschädigt werden, suchen freilich der Bewegung so lange wie möglich einen Damm entgegenzusetzen, ja, es besteht zwischen ihnen und den Abolitionisten offene Fehde, aber einen Erfolg kann ihr Widerstand nicht haben,

da die Behörden, mit der Prinzessin-Regentin an der Spitze, der Emanzipationsbewegung jeden möglichen Vorschub leisten.

Unter den Abolitionisten selbst gibt es zwei Richtungen. Die eine, mehr in den Nordprovinzen vertretene, verlangt die sofortige und bedingungslose Freilassung der noch vorhandenen Sklaven, während man in den Südprovinzen der weit vernünftigeren Ansicht huldigt, daß diese plötzliche Freilassung ein Unrecht gegen die Sklavenhalter und gegen die Sklaven selbst involviert, und daß sich eine Freilassung bis zum 25. Dezember 1889 mit der Verpflichtung für die Befreiten, ihren Herren dann noch ein Jahr als Lohnarbeiter zu dienen, weit mehr empfiehlt. Da nun die Kammern, ohne welche eine Regelung der Angelegenheit ja nicht möglich, für dieses Jahr geschlossen sind, so kann von einer sofortigen Freilassung der noch vorhandenen Sklaven ja überhaupt nicht mehr die Rede sein, und der Taunay'sche Vorschlag, welcher die Emanzipation bis zum Jahre 1890 durchgeführt sehen will, dürfte daher in der nächstjährigen Kammer um so größere Aussicht haben, angenommen zu werden.

Läßt der Strom der italienischen Einwanderung, wie zu vermuten, nicht nach, so kann auch die beschleunigte Durchführung der Emanzipation von keinen tief einschneidenden wirtschaftlichen Nachteilen für Brasilien sein, da, wie oben bemerkt, die Zahl der noch vorhandenen Sklaven im Laufe der letzten Jahre auf 600,000 herabgegangen, von welchen nur etwa die Hälfte in der Landwirtschaft thätig, während früher über eine Million im Plantagenbau beschäftigt war.

Interessant ist es nun, zu beobachten, wie die Sklaven selbst sich der Emanzipationsbewegung gegenüber verhalten. Ich habe früher erwähnt, daß sie in Brasilien durchschnittlich eine weit bessere Behandlung als in anderen Sklavenstaaten erfahren haben; ja, da ich mich lange genug unter dortigen Sklavenhaltern aufgehalten, um die Verhältnisse kennen zu lernen, so kann ich aus persönlicher Erfahrung bestätigen, daß mir Greuelscenen, wie die in „Onkel Toms Hütte" erzählten, völlig unbekannt geblieben sind, daß ich sogar Vergleiche zwischen der Behandlung der Sklaven in Brasilien und derjenigen von deutschen Gutstaglöhnern anzustellen Gelegenheit fand, welche entschieden zu Gunsten der ersteren ausfielen.

Daß natürlich nicht alle brasilianischen Sklavenhalter die gleiche Humanität walten ließen, daß namentlich auf den Plantagen Mittelbrasiliens große Härten und Grausamkeiten gegen die Schwarzen vorgekommen sind, aber häufig auch von diesen blutig gerächt wurden, weiß ich allerdings genugsam aus den Blättern, und es liegt mir durchaus fern, die tiefen Schäden der Sklaverei irgendwie bemänteln zu wollen, aber das muß denn doch gesagt werden, daß die Sklaven selbst an dem Befreiungswerk nur geringen thätigen Anteil nahmen. Für viele derselben wurde die Freiheit auch wahrhaft ein Danaergeschenk, mit welchem sie nichts anzufangen mußten, so daß sie sich oft nur ungern von ihren Herren trennten und sogar willig wieder in das alte Joch zurückkehrten, wenn es ihnen nicht gelang, in der Freiheit ein ebenso sorgloses Leben wie bisher zu finden.

Aber bei dem tiefen Bildungszustand der Schwarzen und bei ihrer notorischen Unlust zum Ackerbau verführte die Freigabe doch weit mehr derselben dazu, vagabundierend und bettelnd im Lande umherzustreifen oder den großen Städten zuzuströmen, in welchen sie schon heute ein geradezu entsetzliches, durch Faulheit und Branntweingenuß verkommenes Proletariat bilden. Es ist darum auch vom Senator Taunay sehr vernünftig, die weitere Emanzipation der Sklaven an die Bedingung zu knüpfen, daß die Regierung für die Lokalisierung derselben auf dem platten Lande und für ihre Erziehung zur Arbeit Sorge tragen solle. In dieser Hinsicht ist bisher so gut wie nichts geschehen. Die freigeborenen Sklavenkinder wachsen ohne jeglichen Schulunterricht auf, und nicht einmal ein Handwerk wird ihnen gelehrt. Was soll nun aus ihnen werden, wenn sie erwachsen sind? Es ist ein Irrtum, wenn man behauptet, daß die Not sie einst zur Arbeit zwingen werde, denn bei der Leichtigkeit, sich in einem von der Natur so überaus verschwenderisch ausgestatteten Lande wie Brasilien die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, ist das Gebot der Not ein sehr beschränktes, und viel wahrscheinlicher ist es, daß das Räuber- und Vagabundenunwesen grauenerregende Proportionen annehmen wird, wenn es der Regierung nicht noch in letzter Stunde gelingen sollte, dem Uebel mit durchgreifenden Maßregeln zu begegnen.

Sollte aber auch die Sklavenemanzipation über Brasilien zunächst eine schwere Krisis heraufbeschwören, so werden ihre segensreichen Folgen doch nicht ausbleiben. Sie war durchaus nicht länger aufzuschieben, wenn man die Produktion des Landes heben wollte, und ihr Nutzen zeigt sich heute schon in der vermehrten Einwanderung von Europäern. Die Deutschen nehmen ja allerdings noch wenig Teil daran, aber ein wesentlicher Umschwung zu Gunsten des Landes hat sich auch bei uns schon vollzogen, und es kann nicht ausbleiben, daß bei den von Jahr zu Jahr ungünstiger sich gestaltenden Ansiedelungsverhältnissen in den Vereinigten Staaten die Blicke der deutschen Auswanderungslustigen sich mehr und mehr nach Brasiliens Südprovinzen lenken werden, wo ja bereits ein tüchtiger Stamm deutscher Bauern in gedeihlichen Verhältnissen lebt und von irgendwelcher Abhängigkeit von brasilianischen Großgrundbesitzern, wie ehemals auf den Kaffeepflanzungen der zentralen Provinzen, keine Rede sein kann. Dort ist außerdem die Sklavenemanzipation so weit gediehen, daß man hoffen darf, im Verlaufe weniger Monate den letzten Sklaven befreit zu sehen, ohne daß bei der verhältnismäßig geringen Zahl des dortigen farbigen Elementes die weiter oben erwähnten Gefahren des Vagabunden-

wesens, denen eigentlich nur die kaffeebauenden Provinzen ausgesetzt sind, vorhanden wären.

Jedenfalls ist mit der jüngsten Emanzipationsbewegung eine neue Epoche für Brasilien angebrochen, und der Fluch, den die Sklaverei über dieses schöne Land und seine Bewohner heraufbeschworen, wird seine Wirkung zu verlieren beginnen, sobald es sich erst voll und ganz in die Reihe derjenigen Staaten eingeordnet haben wird, deren wirtschaftliches und politisches Leben in einer auf dem Prinzipe gesetzlicher Gleichheit beruhenden Bethätigung der einzelnen Unterthanen beruht.

Die Nahrungs- und Faserpflanzen der nordamerikanischen Indianer.

(Schluß.)

Der Mezcal. Die verschiedenen Agave-Arten haben eine äußerst wichtige Rolle in dem Haushalt der eingeborenen Bevölkerungen des nördlichen Mexico und der südwestlichen Territorien der nordamerikanischen Union gespielt. Die Nahrung, welche sie von denselben gewonnen haben, wäre nach unserer Wertung eine armselige, ist aber in ihren Augen ein Luxus; sie haben aus denselben auch gegohrene Getränke destilliert, welche sie für den Augenblick glücklicher machten, als die Nahrung, welche sie verspeisten, und aus einigen derselben haben sie auch Fasern von großer Stärke bekommen, von denen sie einen mannigfaltigen Gebrauch machten. Mindestens zwei Agave-Arten (Agave Parryi und Agave Palmeri) sind unter den Indianern und Mexicanern unter dem volkstümlichen Namen „Mezcal" bekannt. Der mittlere Teil derselben, aus welchem der Blütenstengel entspringt, ist zu gewissen Zeiten mit einem süßen gummiartigen Stoff gefüllt, der im Voraus bereitet wird, um der raschen Austrocknung des Materials beim Wachstum des Blütenschaftes, der Blüten und Frucht zu begegnen. Wenn dieser Mitteltrieb um die genannte Zeit ausgeschnitten wird, so hat er ungefähr das Aussehen eines kleinen Kohlkopfes; er wird in der Asche geröstet und gilt bei manchen Indianerstämmen für einen großen Leckerbissen. Er ist sehr süß, aber voll Fasern, und ich kann ihn nur einem in Zuckersyrup getauchten zerzupften Schiffstau vergleichen. Wahrscheinlich empfiehlt ihn nur seine Süßigkeit jenen Menschen, welche sehr wenig Zucker in anderer Form bekommen. Zuweilen wird diese Zentralknospe, nachdem sie geröstet worden, auch noch destilliert und liefert dann einen sehr starken Branntwein, welcher ebenfalls als Mezcal bekannt ist.

Die Maguey oder hundertjährige Aloë (Agave americana) liefert im ganzen nördlichen Mexico sowohl gegohrene als destillierte Getränke. Sie wird bisweilen zu diesem Zweck angebaut, ist jedoch über große Bezirke hin so allgemein verbreitet, daß sie der augenfällige Charakterzug im ganzen Pflanzenleben ist und die Menge der wildwachsenden Exemplare den Bedarf vollkommen deckt. Das Getränke, welches aus diesem Gewächs gemacht wird, heißt Pulque, und der Ort, wo dasselbe verfertigt wird, heißt Pulqueria.

Andere Agaven-Arten mit schmäleren und minder fleischigen Blättern liefern zwar weder Speise noch Getränke, aber wertvolle Fasern. Die berühmteste derselben ist der Sisalhanf, Agave sisalana, eine im südlichen Mexico heimische tropische Pflanze. Sie liefert eine dem Manilahanf ähnliche und ebenso wertvolle Faser. Die Pflanze gedeiht auch noch in Florida, und vor einigen Jahren erlangte Dr. Perrino von der amerikanischen Regierung die Erlaubnis, eine Pflanzung davon anzulegen. Der Versuch befand sich in der gedeihlichsten Entwickelung als der Seminolenkrieg ausbrach, die Pflanzung von den Indianern zerstört wurde und der Doktor mit seiner ganzen Familie nur auf eine beinahe wunderbare Weise dem Tode entging.

Eine andere, weniger bekannte, aber kaum minder wertvolle und derselben Gattung ist die Lechuguilla (Agave heteracantha) von Chihuahua und dem benachbarten Lande. Die Blätter dieser Pflanze sind einen bis anderthalb Fuß lang und wachsen in einem Büschel wie diejenigen der amerikanischen Aloë. Die zahlreichen und sehr starken Fasern, welche die Blätter durchziehen, lassen sich zwar schwer von dem Parenchym trennen, worin sie eingehüllt sind, werden aber von den Mexicanern in Menge zur Verfertigung von Stricken, Säcken ꝛc. verwendet. Sobald die geeignete Maschine zur Aufbereitung dieser Pflanze erfunden ist, wird dieser Faser wahrscheinlich ein wichtiger Handelsartikel werden.

Die Fasern in den Blättern der großen Yucca-Arten (Yucca baccata ꝛc.), welche in derselben Region mit der Lechuguilla vorkommen, sind zwar weniger wertvoll, werden aber bis zu einigem Belang in derselben Weise verwendet.

Unter den von den Indianern verwendeten Faserpflanzen muß ich noch eine Flechtenart, Evernia sarmentosa, erwähnen, welche zwar von geringer Wichtigkeit, aber als die einzige Pflanze dieser Gruppe, welche meines Wissens den Indianern zu einem gemeinnützigen Zwecke dient, interessant ist. An manchen Oertlichkeiten in den Gebirgen von Oregon sind die Fichtenwälder ganz drapiert mit der grauen Faser der Evernia, die dort ziemlich in ähnlicher Weise von den Bäumen herabhängt, wie in den südlichen Staaten das spanische Moos von den Lebenseichen. Ich habe in mehreren Fällen beobachtet, wie die Indianerinnen diese Faser benützten, indem sie sie in Rollen von der Dicke eines kleinen Fingers zusammendrehten und diese dann aneinander nähten, um eine Art Jacke daraus zu machen, ähnlich derjenigen, welche sie noch häufiger aus Streifen von Kaninchenfell verfertigen. Diese Kleidungsstücke sind nicht hübsch, aber dick und warm und leisten treffliche Dienste, um die Trägerinnen vor der strengen Winterkälte im Nordwesten zu schützen.

Der Sotol (Dasylirion texanum). Im südwestlichen Texas und in Chihuahua ist eine der häufigsten und überraschendsten Pflanzen diejenige, welche bei den Mexicanern Sotol heißt und in ihrem allgemeinen Aussehen den Yuccas gleicht. Der Stamm ist gewöhnlich sehr kurz, erhebt sich kaum über den Boden und strahlt von seinem Gipfel eine große Menge linearer Blätter aus, welche ungefähr drei Fuß lang, an der Basis zwei Zoll breit sind und sich zu einer feinen, biegsamen und scharfen Spitze verjüngen. Die Seiten sind mit starken rückwärts gekrümmten Haken bewaffnet, wegen deren es sehr unangenehm ist, mit denselben umzugehen oder sie nur zu berühren. In den Regionen, wo der Sotol häufig vorkommt, bilden die von den strahlenförmig angeordneten Blättern gebildeten Halbkugeln, vier bis fünf Fuß in Durchmesser und Höhe, über Tausende von Quadratmeilen hin ganz augenfällige Gegenstände in der Landschaft, woraus zu ersehen ist, daß der von dieser Pflanze gelieferte Faserstoff praktisch unerschöpflich ist. Derjenige Teil, welcher gewöhnlich benützt wird, ist der aus den verdickten, dicht dachziegelförmig übereinander liegenden Basen der Blätter bestehende Gipfel des Strunkes, eine eiförmige Masse von einem halben bis zu einem ganzen Fuß Durchmesser, welcher jederzeit und besonders vor Eintritt der Blüte eine große Menge von mehligem oder zuckerhaltigem Stoff umschließt. In frischem Zustande ist diese Masse zart und wohlschmeckend, und wäre schon imstande, einen Menschen vor dem Hungertode zu bewahren; allein in geröstetem Zustande ist sie noch viel besser und bildet auch ein vorzügliches delikates Gemüse. Auf der Reise durch diese Gegenden habe ich von einem Bruchteil eines derartigen gerösteten Kopfes mir oft zu meiner großen Genugthuung ein Frühstück bereitet. Es wird übrigens nur in Notfällen als Nahrungsmittel benutzt. Die Komantschen und Lipans, die ursprünglichen Bewohner dieser Region, fanden, wenn sie verfolgt wurden, eine nimmer fehlende Hülfsquelle im Sotol, und diejenigen, welche sich denselben zu verschaffen imstande sind, können sicher unmöglich zugrunde gehen. Die wichtigste Verwendung, welche man vom Sotol macht, besteht übrigens darin, daß man aus demselben eine Art Branntwein brennt, welcher ebenfalls unter dem Namen Mezcal geht, aber von den früher erwähnten Arten ganz verschieden ist. Dieser Branntwein wird auf eine sehr einfache Weise bereitet: man nimmt einen kleinen Brennkolben nach irgend einer Quelle oder einem Flüßchen, wo der Sotol reichlich vorhanden ist, und stellt ihn dort auf. Dann sammelt man die Pflanzen, indem man mit einem Faschinenmesser die Blätter abhaut, worauf eine Art Kohlkopf zurückbleibt. Dieser wird von der Wurzel getrennt, auf Esel geladen und nach der vinada oder Brennerei gebracht, wo er geröstet wird. Dies geschieht in einer Grube von vier oder fünf Fuß Tiefe und zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser, welche an den Seiten und am Grunde mit Steinblöcken ausgekleidet ist. In dieser Grube wird dann Brennmaterial aufgehäuft und angezündet; sobald das Feuer niedergebrannt ist, wird die Grube mit Sotolköpfen angefüllt, welche dann nach Verfluß von einigen Stunden unregelmäßig geröstet oder gedünstet sind, worauf sie herausgenommen, in kleine Stücke zerhackt, in Gefäße gethan und einer weinigen Destillation überlassen werden. Der aus dieser Masse austretende Saft wird hierauf destilliert und gibt einen weißen Branntwein von eigentümlichem, aber nicht unangenehmem Geschmack, welcher in jener Region gern und häufig getrunken wird. Er ist zwar nicht so sehr geachtet wie der aus der Maguey-Pflanze destillierte und sorgfältiger bereitete Mezcal, aber dem aus Roggen oder anderem Getreide gebrannten Branntwein weit vorgezogen und gewiß auch weniger schädlich. Man behauptet daher auch, in den Gegenden, wo er getrunken werde, sei der Säuferwahnsinn unbekannt, und ich sah unter den dortigen Stämmen an den Personen und in den Sitten der Indianer in der That auch keine von den gewöhnlichen Wirkungen des Alkoholismus. Die Gegend, wo der Sotol in Menge vorkommt, ist imstande, eine unbegrenzte Menge Alkohol zu liefern, und diese Pflanze könnte daher das Getreide ersetzen, welches in den Vereinigten Staaten zur Branntweinbrennerei verwendet wird. —

Die Seifenpflanzen: Amole (Chlorogalum pomeridianum). In den Thälern Californiens wächst eine hohe, lilienartige Pflanze mit schlankem Stengel und purpurroten und weißen Blüten, welche eine wichtige Rolle im Haushalt der spanischen Bevölkerung spielte und von den heutigen Landesbewohnern noch mehr oder weniger benützt wird. Dies ist die sogen. Amole oder Seifenpflanze; sie erwächst aus einer eiförmigen unterirdischen Zwiebel von 2 bis 3 Zoll Durchmesser und ist in ein dichtes Gewand von schwarzen, verwirrten, haarähnlichen Fasern eingehüllt. Diese Zwiebel hat die säubernden Eigenschaften der Seife und reinigt die Hände und die Kleider ebenso gut und auf eine angenehmere Weise als die gröberen Seifenarten.

In Mexico und in den südwestlicheren Gebieten der Vereinigten Staaten gibt es verschiedene Arten von Seifenpflanzen, unter denen die schmalblätterige Yucca (Yucca angustifolia) mehr wegen ihrer allgemeinen Verbreitung als wegen ihrer großen Wirksamkeit eine der bekanntesten ist. Abgesehen von ihren niedrigeren Verwendungen wird sie von den Mexicanerinnen gewöhnlich zum Waschen ihres üppigen glänzenden Haares benützt, welches demselben großenteils seine Schönheit verdanken soll. Die weiche Masse der Blätter und Wurzeln der großen Yucca (Yucca baccata) besitzt dieselben Eigenschaften, wenn auch in einem geringeren Grade; die wirksamste Seifenpflanze aber ist die Lechuguilla, deren Blattparenchym bei den Einwohnern der Gegenden, worin sie vorkommt, zum Waschen für besser und ausgiebiger gilt, als die beste Seife, so daß man behauptet, dieser Teil des Blattes könne in

getrocknetem und gepulvertem Zustande ein ebenso nützlicher Ausfuhrartikel werden als die Fasern.

In Texas und Mexico kommt noch eine andere und wesentlich verschiedene Seifenpflanze vor, nämlich die Seifenbeere (Sapindus marginatus), ein Baum von 20—30 Fuß Höhe, welcher eine Menge weißlicher Beeren vom Umfang kleiner Kirschen trägt, die eine milde und doch wirksame reinigende Eigenschaft haben.

Beeren. Die Indianer sind große Beerenesser, und im Sommer und Herbst trugen die Erd-, Heidel- und Brombeeren wesentlich zum Unterhalt der Indianerstämme bei, welche früher im Mississippi-Thal und den östlichen Staaten wohnten. Als sodann die weiße Bevölkerung sich vermehrte und Dörfer und Städte den Rothäuten näher rückten und Marktgelegenheiten lieferten, waren die Indianerinnen großenteils von ihren gesammelten Körben voll Beeren abhängig, um sich Muslin, Zitze, Wolldecken und Geschmeide zu verschaffen, an welche sie bald ihr Herz hängten.

Im fernen Westen sind Beeren ein noch wichtigeres Element in der Verpflegung der Indianer, wahrscheinlich weil jene dort in einer Fülle und Mannigfaltigkeit vorkommen, wie sie in jedem anderen Teil der Welt unbekannt sind. Die Spierlingsbeere (Amelanchier canadensis) wächst beinahe in der ganzen Waldregion westlich vom Mississippi nicht als Baum, sondern als Busch und bildet Gebüsche und Dickichte, welche in manchen Regionen förmliche Vorratshäuser von köstlichem Nahrungsstoff werden. Die eiförmige Beere ist in reifem Zustande schwarz und oft einen halben Zoll lang; sie ist sehr süß, wohlschmeckend und nahrhaft, und wo sie reichlich vorkommt, braucht niemand Mangel zu leiden oder Hungers zu sterben. An vielen Stellen bedeckt sie viele Meilen weit ununterbrochen die Berghänge, und ich habe dort Tausende von Morgen Landes dicht bedeckt gesehen mit Büschen von 6—8 Fuß Höhe, welche sich wirklich unter dem Gewicht der Früchte bogen, wo die Früchte selbst vertrockneten und verfaulten, weil weder Insekt und Vogel, noch Tier oder Mensch vorhanden war, um sie zu verzehren. An sehr vielen Oertlichkeiten werden die Spierlingsbeeren von den Indianern als Wintervorräte aufbewahrt oder auch, wo sie in Menge vorhanden sind, gesammelt, zerquetscht und in einen Teig verarbeitet, welcher auf Steinen oder Rindenstücken in der Sonne ausgebreitet wird, bis er ein vollkommen trockener Kuchen ist; diese Kuchen werden dann in Säcken aufbewahrt und dienen im Winter dazu, einige Abwechslung in ihre Kost zu bringen, welche außerdem nur aus Fleisch oder getrocknetem Fisch besteht.

Wie früher unter den Indianern des Ostens, so ist nun unter denjenigen des fernen Westens die Heidelbeere nicht nur ein Luxus, sondern sogar ein Lebensbedürfnis. Die Arten in den beiden Bezirken sind aber nicht dieselben, denn im Osten kommen die hohen und niedrigen blauen Heidelbeeren, Vaccinium corymbosum und Vaccinium pennsylvanicum, und die schwarze Heidelbeere, Gaylussacia resinosa, als die nützlichsten Arten vor. Im Westen gibt es viele Arten, von welchen aber nur zwei von Bedeutung für den menschlichen Haushalt sind. Von diesen ist die eine klein und gleich dem Vaccinium pennsylvanicum, aber die ganze Beere ist blau beduftet, der Saft sehr rot und etwas sauer. Diese kommt massenhaft und rasenbildend an den Berghängen des Cascadengebirges in Oregon vor und die Frucht ist so reichlich daß sie der ganzen Bodenfläche eine bläuliche Farbe gibt; das ist vermutlich das Vaccinium occidentale *Gray*. Eine andere, welche keiner bisher geschilderten Beschreibung entspricht, aber eine Form von Vaccinium myrtillus sein mag, übertrifft in der Fülle und Trefflichkeit ihrer Frucht jede andere mir bekannte Heidelbeerenart und bedeckt unabsehbare Flächen an den Flanken der Cascaden-Gebirge in Oregon, wo der Wald niedergebrannt worden ist; sie wächst staudenartig, 2—4 Fuß hoch, trägt hart am Boden und beugt sich zuweilen förmlich unter der Last ihrer Beeren. Diese sind rund, haben einen halben Zoll im Durchmesser, eine licht weinrote Farbe und einen köstlichen weinartigen Geschmack. Die Frucht ist so häufig, daß, wenn ich mich in einen derartigen Heidelbeerschlag setzte, ich ein Quartgefäß füllen konnte, ohne meine Stellung zu ändern. Die Indianer unternehmen weite Wanderungen nach den Oertlichkeiten, wo diese Beeren am reichlichsten vorkommen und sammeln und trocknen dieselben zur Winternahrung. Das Trocknen wird rasch bewerkstelligt, indem man eine der großen Fichten anzündet, welche vom Feuer getötet und dann vom Winde umgerissen worden sind und nun dicht auf den Lichtungen umher liegen, wo die Beeren wachsen. Wenn dann ein solcher Baum tüchtig brennt und eine stete Hitze ausgibt, so werden flache Steine, falls man diese finden kann, mit zerquetschten Beeren bedeckt und vor das Feuer gesetzt, wo das Trocknen bald bewerkstelligt ist.

Ganz in derselben Weise werden noch mehrere andere Beeren gesammelt und als Wintervorrat aufbewahrt, die in den an Columbia grenzenden Geländen vorkommen. Von diesen ist nach den Heidel- und Spierlings-Beeren die üblichste die Salal, Gaultheria shallon, im Aussehen und Wesen sehr verschieden von dem in den Oststaaten vorkommenden Wintergrün, Gaultheria procumbens, und der nahe verwandten, aber keinen Stengel bildenden Art in Oregon, der Gaultheria myrsinites. Der Salal ist ein liegender Strauch mit einem 1 bis 2 Fuß langen Stamm und mit großen eiförmigen wechselständigen Blättern so dicht besetzt, daß sie denselben beinahe mit ihren Rändern berühren; von den Zweigen herab hängt eine ziemliche Menge schwarzer gestielter Beeren, welche in den Blattachseln wachsen und größer und länger und minder würzig sind als die des Wintergrüns, aber immerhin noch wohlschmeckend sind. Da die Pflanze, welche dieselben trägt, in den waldigen Bezirken so häufig wächst,

daß sie beinahe den Boden bedeckt, so liefert sie einen reichen Ertrag von Früchten und wird deshalb für die Indianer eine ergiebige Nahrungsquelle.

Die kleine Preißelbeere, Vaccinium oxycoccos, findet sich in den Mooren von Oregon ebenso gut als in denen von Maine und ist wahrscheinlich über das ganze Festland verbreitet. Sie wird zwar von den Indianern verwendet, da sie aber nirgends häufig, ist sie auch von keinem wesentlichen Wert für sie.

Eine der bekanntesten von den Indianern im Nordwesten gesammelten Früchte ist die Lachsbeere, Rubus spectabilis. Der Busch erreicht eine Höhe von 8—10 F., hat hübsches Laub, zierliche Blüten und eine gelblich-rote oder lachsrote zolllange Beere, welche der Remontant-Himbeere etwas ähnlich ist. Sie ist gesund und nahrhaft und wird sowohl von Indianern wie von Weißen verspeist, aber der Geschmack ist ziemlich fad und hält kaum was ihr schönes Aussehen verspricht.

Die Oregontraube, die Frucht zweier Sauerdorn-Arten (Berberis aquifolium und Berberis pinnata) liefert den Indianern des Nordwestens eine angenehme Abwechslung in ihrer Kost und wird zuweilen auch von den Weißen gegessen. Den hübschen gelben Blüten, um derentwillen diese Gewächse zuweilen angebaut werden, folgen Trauben von dunkelblauen, länglichten, bedufteten Beeren, welche einen scharf, aber angenehm sauren Geschmack haben; sie sind aber klein und nirgends in reichlicher Menge zu bekommen.

In der ganzen Region der Felsengebirge wächst der rotbeerige Hollunder (Sambucus racemosa) so häufig, wie in den Oststaaten und in Europa und prangt mit seinen blauen, aber nutzlosen Beeren. Eine andere Art derselben Gattung, Sambucus glauca, vertritt aber dort die Stelle der in den Oststaaten gemeinen Art Sambucus canadensis; es ist ein größeres Gewächs als das letztgenannte und häufig mit schwarzen, aber sehr graugrün bedufteten Früchten schwer behangen, welche etwas besser sind als die von Sambucus canadensis, und daher mehr verwendet werden.

Die Büffelbeere, Shepherdia argentea. An den Nebenflüssen des Missouri in Montana, des Colorado in Utah und des San Juan in Mexico und noch an vielen anderen Oertlichkeiten im fernen Westen kann man Dickichte eines ziemlich dornigen Strauches von 10 bis 15 Fuß Höhe mit eigentümlich graugrünen, schmalen elliptischen Blättern gleich denjenigen des Oelbaumes finden. Dieser Strauch ist im Juli und August zuweilen mit hellroten durchsichtigen Beeren beladen, welche die Säure und den Geschmack roter Johannisbeeren haben. Diese Beeren werden von Indianern und Weißen viel verwendet und hochgeschätzt, weil sie eine äußerst angenehme Abwechslung in die gewöhnliche Lagerkost bringen und mittelst ihrer Säure einem physiologischen Bedürfnis des organischen Systems entsprechen.

Ein anderes nahe verwandtes Gewächs, der Silberbaum, Elaeagnus argentea, von etwas östlicherem Habitus, trägt eine größere eßbare, wiewohl trockenere und minder geschätzte Beere. Diese beide sind nahe Verwandte der Shepherdia canadensis, welche durch den ganzen Norden der Vereinigten Staaten von Neu-England bis zum Washington-Gebiet fortkommt, aber ein kleineres nutzloses, leicht an seinen rostigen schorfigen Blättern zu erkennendes Gewächs ist.

Johannis- und Stachelbeeren. Im Mississippi-Thal und in den Gebirgen des fernen Westens findet man eine Menge Ribes-Arten, welche größtenteils den Stachelbeeren zugezählt werden würden, aber worunter wenigstens eine als Johannisbeere angesprochen werden kann. Einige von diesen Pflanzen sind schön und interessant, aber von geringem Nutzen. Mehrere von ihnen tragen reichlich, aber ihre Beeren haben einen faden oder sogar unangenehmen Geschmack. In den trockeneren Teilen von Oregon und dem nördlichen Californien kommt eine Ribes-Art sehr häufig vor und bildet sogar einen bemerkenswerten Zug in der allgemeinen Vegetation; sie bildet Gebüsche oder Dickichte, welche im Spätsommer mit anziehenden roten Früchten bedeckt sind, aber sehr täuschen, denn der Geschmack ist fad und flach, so daß sie nie von Menschen gegessen werden. In den Gebirgen von Utah habe ich eine große starke Art gefunden, die massenhaft eine nahezu glatte purpurbraune Beere von einladendstem Aussehen trug, aber niemals gegessen wird, denn sie schmeckt unangenehm und gilt bei den Eingeborenen für giftig.

Nüsse. Die Indianer im Osten der Vereinigten Staaten werteten das Schalenobst höher und sammelten daher in größerer Menge als die Weißen seither gethan haben, die Kastanien, Hickory-, Pecan-, Butter- und Wallnüsse, welche dort so reichlich vorkommen. Anstatt dieser müssen sich die westlichen Indianer mit Eicheln und Kiefernüssen begnügen, denn im ganzen Westen gibt es keine Kastanien- oder Hickory-Bäume. Die einzigen Nüsse, die wirklich dort zu finden, sind der Chinguapin in Oregon, Castanopsis chrysophylla, und der Nogal von Arizona, Neu-Mexico und Texas, Juglans rupestris, letztere eine vollkommen schwarze Wallnuß, aber nicht größer als ein Knabenschusser.

Kiefernrinde ist ein Notbehelf-Nahrungsmittel, zu welchem die Indianer oft greifen müssen, wenn sie vom Hunger allzu sehr in die Enge getrieben sind. In der Umgebung vieler Tränkeplätze in den Kiefern- und Fichtenwäldern von Oregon und Californien kann man die Bäume von Pinus ponderosa ihrer Rinde auf einen Raum von 3—4 Fuß an der Basis des Stammes entkleidet sehen. Dies geschieht, indem man mit der Axt einen ringförmigen Einschnitt um den Stamm herum so hoch hinauf, als man nur bequem reichen kann, und einen anderen tiefer unten so einhaut, daß die oben und unten durchgehauene Rinde in Streifen abgezogen werden könnte. Zu gewisser Jahreszeit scheidet ein schleimiges Häutchen, das liburnum, die

Rinde vom Holz des Stammes; ein Teil dieses Häutchens hängt an jeder Oberfläche und kann abgeschabt werden. Das daraus sich ergebende Gemenge von Schleimzellen und halbgebildetem Holze ist nahrhaft und nicht unschmackhaft, so daß es als äußerster Notbehelf noch vor dem Verhungern schützen kann. Die Häufigkeit der auf diese Weise geschälten Bäume, welche man an vielen Oertlichkeiten antrifft, deutet zur Genüge und in überraschender Weise darauf hin, wie unzuverlässig, unregelmäßig, mangelhaft und von Zufälligkeiten abhängig die Verpflegung der Indianer mit Nahrungsmitteln ist.

(Popular Science Monthly.)

Das Heidentum der Tscheremissen.

Nach dem Russischen. Von Dr. C. Hiekisch.[1]

(Schluß.)

An die sibirischen Schamanen erinnert bei den Tscheremissen gewissermaßen die Klasse der „Omui-uschui", d. h. Traumseher, deren Zahl übrigens nicht groß ist und die sicherlich einen Ueberrest aus dem ältesten Heidentum darstellen. Wenn man jemand als Parteiführer in religiösen Dingen der Tscheremissen nennen darf, so sind es diese Traumseher. Meistens bestehen dieselben aus Leuten, welche, durch Schicksalsschläge gebeugt, freudelos auf die sie umgebende Welt herabschauen und nur einzig und allein bemüht sind, mit allem Eifer den Glauben ihrer Väter unter ihren Stammesgenossen aufrecht zu erhalten. Bisweilen treten aber auch bemittelte Familienväter als Traumseher auf und, wie man annehmen darf, aus wirklich religiöser Ueberzeugung. In ihren Täuschungen glauben diese Leute, im Traume wirklich mit einer Gottheit im Verkehr zu stehen, und daß ihnen die erschienene Gottheit befiehlt, dieses oder jenes Opfer zu bringen. Der Seher teilt seinen Stammesgenossen hierauf den Befehl der Gottheit mit und ordnet ein Gebet an. Es thun die Seher dieses alles mit Aufrichtigkeit und Ueberzeugung.

Die tscheremissischen Traumseher haben mit den sibirischen Schamanen also nur so viel gemeinsam, als beide mit einer Gottheit im Verkehre stehen; während aber der Traumseher nur ein passives Werkzeug in den Händen der letzteren ist, wird durch den Schamanen die Gottheit veranlaßt, handelnd aufzutreten. Ferner sehen wir die Schamanen sich stets mit der Wahrsagekunst und Zauberei befassen, die Tscheremissen besitzen aber für diese Künste eine besondere Klasse von Leuten, welche „Mushadyh", d. h. Wahrsager, und „Schywedyschyh", d. h. Zauberer, genannt werden. Letzteres Wort heißt in rein buchstäblicher Uebersetzung „ein Speiender", weil der zu bezaubernde Gegenstand von dem Hexenmeister bespieen wird. Wo der tatarische Einfluß sich geltend gemacht hat, wie in den Kreisen Malmysch und Elabusch, da werden diese Künstler mit der tatarischen Benennung „Sunaltschi" bezeichnet. Bemerkenswert ist es schließlich, daß die Tscheremissen keine Götzenbilder besitzen, ein Umstand, welcher ihre religiösen Anschauungen bedeutend höher stellen läßt als den Schamanismus; und sollte in früheren Zeiten vielleicht ein engerer Zusammenhang zwischen der Religion der Tscheremissen und dem Schamanentum bestanden haben, so sind die gegenwärtigen Beziehungen derselben doch nur sehr gering.

In den Gebeten, welche immer von den Opferpriestern oder Traumsehern einer ganzen Dorfschaft oder Gemeinde vorher angezeigt werden, handelt es sich auch meist immer um gemeinschaftliche Dinge; man betet für einen günstigen Einkauf von Vieh oder wendet sich an eine Gottheit bei der Bestimmung von Gemeinde-Ausgaben u. a. Da bei diesen Gelegenheiten die gemeinschaftlich gespendeten Opfer auch immer gemeinschaftlich verzehrt werden, so kann man den Opferpriestern nicht nachsagen, daß sie aus Eigennutz diese heiligen Handlungen veranlassen, wie das bei den Schamanen wohl der Fall ist, die stets am Opfer ihren Löwenanteil haben und wo das Opfer meist von einem einzelnen dargebracht wird.

Die Tscheremissen haben einen sehr reichen Olymp und unterscheiden gute und böse Gottheiten, von denen die meisten als vermählt gedacht werden: so die höchste Gottheit „Kugu-Jumy" und seine Gemahlin, die man sich von einem großen Kreis von Göttern und Göttinnen umgeben denkt, welche der Erde, dem Wasser, dem Blitz und Donner, der Sonne und dem Monde vorstehen, Gottheiten, welche das Schicksal leiten und den Gebärenden beistehen; ferner gibt es spezielle Gottheiten, wie die, welche den Kaiser beschützt, den Kriegsgott u. a. Alle diese Götter zweiten Ranges werden wieder von einem ganzen Hofstaat niedererer Gottheiten umgeben, die ihnen als Gehülfen dienen; so besitzt ein jeder einen Berichterstatter, einen Schatzmeister, Boten u. s. w. und allen diesen niederen Göttern steht ein Oberberichterstatter und Oberschatzmeister vor.

In der Religion der Tscheremissen spielen die Opferplätze eine sehr wichtige Rolle; dieselben sind immer geheiligte Haine, welche entweder aus reinem Nadelholz oder gemischtem Walde bestehen. In den ersteren wird „Keremet", der bösen Gottheit, und seinen Angehörigen geopfert, in den letzteren den guten Gottheiten. Solche Haine, gleichviel aus welchem Bestande sie sind, werden in einigen Gegenden, wie im Kreise Urshum, „Kjus-oto" genannt, in anderen wiederum, z. B. im Kreise Malmysch und Zarewokokschaisk, „Jumon-oto". Das Wort „oto" heißt ein auf freiem Felde stehender nicht großer Hain, „kjus" dagegen bedeutet „hoch"[1] und „jumon" göttlich. Solche

[1] Das Wort „kjus" könnte, wie mir scheint, auch eine andere Bedeutung haben, und vielleicht die „Fichte" heißen, da im Esthnischen die Fichte „kuuse pu" heißt; die Fichte bildet jedenfalls einen „hohen Hain" und „kjus-oto" könnte ursprünglich blos „Fichtenhain" bedeuten.

Haine findet man fast bei jedem Tscheremissendorfe. Es wird aber diesen Kjus-otos oder Jumon-otos gleichsam als heiligen Tempeln die höchste Verehrung gezollt, nie und nimmer wird der Tscheremisse hier einen Baum umhauen und das Holz eines vom Sturm daselbst umgestürzten oder vom Blitz zerschmetterten Stammes darf nur zur Feuerung beim Bereiten der Opfermahlzeiten benutzt werden. So werden denn auch diese Orte auf das eifrigste von den Tscheremissen gehütet und sorgfältig mit einem Zaun umgeben. Wo dieses Heidentum noch sehr tiefe Wurzeln hat, wie im Kreise Kasan und im Kreise Urshum, Gouvernement Wjatka, da gibt es solcher Opferplätze in unglaublicher Menge; Kusnezow zählte im Kreise Urshum im Jahre 1882 von einem erhöhten Punkt aus einmal 64 Kjus-otos. Derselbe Berichterstatter fand diese Haine, die ein Viereck bilden, oft von bedeutender Ausdehnung, manchmal nach jeder Seite hin 100—150 Faden lang, und welche ungeheuren Bäume sah er da! Nur Stämme, von denen keiner ein geringeres Alter als von 200—300 Jahren zählte. In waldarmen Gegenden, wie im Kreise Malmysch, besitzen die Tscheremissen keine so großartigen geheiligten Plätze, aber es kommt doch ein, und wenn auch nur aus schwachen Bäumen bestehender Oto, auf 15—20 Dörfer. In den großen, schönen Hainen, wie sie vorhin beschrieben wurden, opferte man alle zwei bis drei Jahre den guten Gottheiten und irgend in der Nähe in einem Kiefern- oder Fichtenhain dem bösen Keremet und seinen Angehörigen. Im Kreise Birsk (Gouvernement Ufa) finden sich die Opferplätze in finsteren Urwäldern, während man im Kreise Krasnoufimsk (Gouvernement Perm) zu diesem Zwecke von Wald umgebene Höhen auserwählt hat.

Bemerkenswert ist es, daß in den Opferplätzen einzelne Baumarten eine besondere Verehrung genießen und daß an einem solchen Orte jeder Gottheit ein besonderer Stamm geheiligt ist. Ebenso ist es interessant, wie man einzelnen Otos eine ganz besondere Verehrung zollt, und zwar eine um so größere, je älter derselbe ist. Im höchsten Ansehen der Heiligkeit steht bei allen Tscheremissen aber der merkwürdige uralte Opferplatz im Kreise Urshum, 5 Werst von dem Kirchdorfe Sernur, zu welchem oft Tausende wallfahrten; er trägt den Namen „Tynja kjus oto“, d. h. allweltlicher Kjus-oto.

Die Opferhaine sind in verschiedene Räume eingeteilt, von welchen ein jeder seinen bestimmten Zweck hat; so nimmt einer die Opfertiere auf, in einem andern versammeln sich die Anwesenden und erwarten den Beginn der Feierlichkeiten, worauf ein jeder an den Platz sich begibt, wo er zu beten gedenkt. In der Auswahl der Opfertiere ist man sehr genau, Rinder, Pferde, Schafe dürfen nicht älter als 1½ Jahre sein, nur einfarbige Tiere werden auserwählt, wie denn auch jeder Gottheit Tiere von einer bestimmten Farbe dargebracht werden; nie darf ein Opfer gefleckt sein. Mit kleinen Opfertieren, wie Gänsen, Enten, Hühnern nimmt man es in allen diesen Dingen nicht so genau. Alle Opfergerätschaften, als Schüsseln, Schalen, Schlachtmesser u. s. w., stehen in dem Ansehen großer Heiligkeit, und da sie in keinem Falle zu anderen Zwecken dienen dürfen, sondern stets sorgfältig gehütet werden, haben dieselben meist ein sehr hohes Alter.

Da zu den Opferfesten fast immer sehr viele Leute, oft bis zu 5000, zusammenkommen, so ist es erforderlich, daß auch die nötigen Vorkehrungen, wie z. B. die Deckung der Kosten zum Einkauf der Opfertiere, Speisen und Getränke, bestritten werden. Mit diesen Dingen werden besondere Personen betraut und es ist erstaunlich, wie umsichtig und ehrlich man dabei zu Werke geht, so daß die Kosten für den Einzelnen nur ein Minimum betragen, obgleich von den zum Fest erscheinenden nur ein Viertel etwa Hinterleger sind. Der Tscheremisse ist gastfrei und jeder darf bei diesen Gelegenheiten sich so viel er will zu gute thun, darum wird ein jeglicher trefflich bewirtet und Bier und Meth fließen in Strömen.

Sobald ein Opferpriester oder Traumseher ein Opfer angekündigt hat, sendet er in verschiedene Gegenden hin Boten aus, welche hiervon ihren Stammesgenossen Anzeige machen; ein solcher Bote wird vom Absender mit einem Stabe von Lindenholz ausgerüstet, auf welchem er sein Zeichen eingeschnitten hat und das gleichsam als sein Siegel gilt. Der Bote legt oft Hunderte Werst zurück und daher geschieht es denn, daß zu einem Opfer die Tscheremissen oft aus verschiedenen Gouvernements, bisweilen bis zu 5000 Personen, an einem Heiligtum erscheinen. Die Vermutung Kusnezow's, daß in früheren Zeiten diese Opferfeste zugleich mit Volksversammlungen und Beratungen verknüpft waren, hat sehr viel Wahrscheinliches für sich. Es erschienen zu diesen festlichen Gelegenheiten aber nicht etwa nur die heidnischen Tscheremissen, d. h. solche, die nicht einmal die Taufe angenommen haben, sondern auch die Getauften, da dieselben vom Christentum nicht mehr wissen, als ihre ungetauften Stammesbrüder. „Die russische Kirche ist langweilig“, sagt der getaufte Tscheremisse; „man wird daselbst nicht bewirtet, und wenn man sich zuvor zu Hause nicht satt gegessen hat, kann man in derselben verhungern“. Und wie sollte ihm die russische Kirche nicht langweilig erscheinen? vom Christentum hat er trotz der Taufe auch nicht einmal eine Ahnung, da er ganz ohne Unterricht geblieben ist, der Gottesdienst wird in einer ihm unverständlichen Sprache gehalten, er geht also nur hin, wenn er gezwungen wird. Bei dem heidnischen Opferfest dagegen betet er zu den ihm bekannten Göttern seiner Vorfahren, er ist dabei vergnügt, hört Neues und unterhält sich in seiner Muttersprache mit seinen Stammesbrüdern, die oft von Weitem herbeigeströmt sind. Wenn daher ein russischer Geistlicher sich rühmt, einst im Verlaufe von einer Woche 389 Tscheremissen zum Christentum bekehrt, d. h. getauft, zu haben, so ergibt sich aus dem Vorhergesagten von selbst, welchen Gewinn die griechisch-orthodoxe Kirche von solchen Bekehrten hat! Die schon

seit der dritten Generation als Christen betrachteten, d. h. getauften, Tscheremissen sind ebenso gute und eifrige Heiden als ihre ungetauften Ureltern, deren Kindern die Taufe mit Gewalt aufgezwungen wurde oder denen man mit List oder leeren Versprechungen die Taufe beibrachte.

Die großen Opferfeste fallen gewöhnlich in bestimmte Zeiten des Jahres und stehen also im Zusammenhange mit dem tscheremissischen Kalender; eine Ausnahme machen jedoch die externen Opferfeste, die von den Traumsehern angekündigt werden. In den Kreisen Birsk, Krasnoufimsk, Malmysch und Zarewokokschaisk fällt ein solches stehendes Opferfest in die Nähe des 29. Juni, und zwar immer auf den diesem Datum am nächsten liegenden Freitag, gleichviel ob vor oder nach dem 29. Juni. Im Kreise Urshum fällt dieses Fest fast einen Monat später, auf den dem 20. Juli am nächsten liegenden Sonnabend, also fast mit dem Eliastag zusammen, und wird daher von den getauften Tscheremissen auch „Iljin-jumyn-pairam", d. h. des Gottes Elias Fest genannt; eine ähnliche Bezeichnung hat der erste Januar, nämlich „Waslei-kas-pairam", d. h. Fest des Basilius-Abends, während die Ungetauften diesen Tag „Sorok-jol", d. h. Schafsfuß, nennen. Auch ein Frühlingsfest besitzen die Tscheremissen, es ist das „Anga-pairam", was Pflugfest heißt.

Als besonders heilig gefeiert wird das Fest, welches in die Zeit des Eliastages fällt. Kurz zuvor erscheinen die Tscheremissen in großen Mengen, sämtlich beritten und festlich gekleidet, im „Kjus-oto", wo das Fest mit einer Vorfeier begonnen wird, die in der Austreibung des „Schaitan" besteht, der zur Sippe des bösen Keremet gehört,[1] und welchem ersteren keine Verehrung gezollt wird. Die Opferpriester und Traumseher, welche im heiligen Haine die Volksmenge treffen, halten darauf ein kurzes Gebet, das an die drei höchsten Gottheiten gerichtet ist, und binden alsdann an die diesen Gottheiten geheiligten Bäume eine Anzahl Baststreifen, an welchen durch besondere Zeichen die Art und die Menge der Opfer vermerkt ist, die man darzubringen gesonnen ist. Auf ein Zeichen des Opferpriesters stellen sich die Reiter nun einer hinter dem andern am Zaune des Haines auf, und auf ein ferneres Kommandowort reiten sie mit einem durchdringenden Geschrei dreimal im Trabe um den Hain herum; schließlich werden die Reiter aus dem westlichen Eingang des Hains herausgelassen und fort geht es nun im tollen Rennen und wüstem Geschrei durch die Dörfer, wo man Schaitan hinaus ins Freie auf das Feld treibt und diesem Phantasiegebilde glühende Feuerbrände nachschleudert. So glauben diese rohen Söhne der Natur denn durch ihr wildes Geschrei und durch Schlagen mit einem Stocke aus Lindenholz auf Gegenstände, in denen der böse Geist sich verkrochen haben könnte, denselben zu verscheuchen und sich wenigstens auf einige Zeit von ihm zu befreien.

Einige Tage nach dieser Vorfeier beginnt das eigentliche große Opferfest, welches Kumaltysch oder Kumalasch genannt wird; übrigens existiert dafür noch eine andere Benennung, nämlich Schyrjem oder Sjurjem.[1] In den meisten Ortschaften wird mit dem letzteren Worte aber die Prozedur der Austreibung des Schaitan bezeichnet, während man im Kreise Malmysch das eigentliche Opferfest so benennt. Dasselbe besteht in den Hauptsachen in folgenden Dingen: nachdem die Tscheremissen am Vorabend des Festes ein Bad genommen und in reine Kleider sich gehüllt haben, begeben sie sich mit Sonnenaufgang in den Opferhain, in welchem der Opferpriester Kugujumy's mit seinen Gehülfen und einigen Andächtigen schon die ganze Nacht zugebracht hat. Vor jedem geheiligten Baum, genannt Ona-pu, Baumkönig, oder Jumon-pu, göttlicher Baum, werden zunächst zwei Scheiterhaufen angelegt, ein großer und ein kleiner; über jeden wird ein eiserner Kessel gehängt, in welchem später das Opferfleisch gekocht wird. In die Nähe der geheiligten Bäume werden auf eine Matte oder auf einen aus Baumzweigen geflochtenen Tisch die Opfergeräte gelegt, welche eine jede Gesellschaft mitbringt, die zu einer bestimmten Gottheit zu beten gedenkt, z. B. zum Gotte des Donners oder zur Göttin der Geburten, je nachdem es durch das Loos bestimmt worden ist, oder je nach einem vorausgegangenen Gelübde. Jedes bestimmte Opfertier wird, bevor man es schlachtet, an den großen Scheiterhaufen geführt und geprüft, ob dasselbe wohl der Gottheit wohlgefällig sei. Diese Prüfung besteht darin, daß man den Rücken des Tieres mit kaltem Wasser begießt, welches man durch ein Bündel Birken- oder Fichtenzweige auf das Tier fließen läßt; die Zweige zu den Bündeln müssen den heiligen Bäumen im Haine entnommen sein und werden vor dem Gebrauche über dem Feuer etwas geräuchert. Während dieser Handlung hört

[1] Der Begriff des „Bösen" unter der Bezeichnung „Schaitan" scheint auf tatarischem Einfluß zu beruhen, wenigstens ist die Benennung dieselbe, wie bei den mohammedanischen Tataren, also wie im Koran. Auch der Umstand, daß Schaitan keine Verehrung genießt wie Keremet, sondern verächtlich behandelt wird, kann darauf hindeuten, daß Schaitan den Tscheremissen ursprünglich nicht eigen war.

[1] Kusnezow sucht anfangs das Wort schyrem oder sjurjem von der türkischen Wurzel schur, ich „treibe", „jage", abzuleiten, zieht aber darauf die tscheremissischen Worte schyrasch, ich schütze, behüte, oder scherem, das „Gras" oder überhaupt das „Grüne", als Wurzelwort für sjurjem vor, und meint, daß, da das Fest in den Sommer fällt, dasselbe als das „grüne Fest" von diesem Volke bezeichnet würde. Das Wort sjurjem scheint jedenfalls von einer finnischen Wurzel abzustammen und läßt sich meiner Ansicht nach mit dem finnischen und esthnischen Worte suur, „groß", in Zusammenhang bringen. In beiden Sprachen lautet der Komparativ von suur — suurem, während zur Bildung des Superlativs im Esthnischen nur vor den Komparativ das Wort „köige" vorausgesetzt wird, also „köige suurem", der allergrößte. Da nach der Darstellung dieses Fest das größte bei den Tscheremissen ist, so wäre ein solcher Zusammenhang nicht unmöglich und „sjurjem" hieße also nur „das größte Fest."

man den Opferpriester beten und oft die Worte aussprechen: „Alal man tobolo, Jumy“, d. h. „nimm Dir das für immer, Gott“, und beginnt das Tier nach dem Begießen zu zittern oder schüttelt es sich das Wasser ab, so ist das ein Zeichen, daß das Opfer dem Gotte angenehm ist. Nachdem hierauf dem Tiere die Beine gebunden worden sind, wird es zu Boden geworfen und ihm die Kehle durchschnitten; die Schlachtenden tauchen nun einen Baststreifen in das aus der klaffenden Wunde strömende Blut und befestigen den Bast an den heiligen Baum. In einigen Gegenden der Kreise Urshum und Malmysch besprengt man den heiligen Baum mit dem Blute und gießt es an den Wurzeln desselben aus. Das abgebalgte und gereinigte Opfertier wird alsdann in Stücke zerschnitten und in den Kesseln gekocht. War das Opfertier ein großes, etwa ein Pferd oder eine Kuh, so werden der Kopf, die Füße, das Herz, die Leber und die Lungen in dem kleineren Kessel, welcher über dem kleinen Scheiterhaufen hängt, gekocht, die übrigen Teile in dem großen. Beim Zerteilen des Opfertieres wird streng darauf geachtet, daß kein Knochen verletzt wird, es wäre sonst der Gottheit unwürdig. Nachdem endlich das Fleisch gekocht ist, wird es in kleine Stücke zerschnitten, in eine große Schüssel gelegt und vor den Baum gestellt; die Fleischbrühe kommt in ein anderes Gefäß, worauf dann ein fast vierstündiges, langwieriges Gebet unter Kniebeugungen und Niederwerfen mit dem Gesicht zur Erde beginnt.

In der Mitte des Gebetes findet eine kleine Unterbrechung statt, indem der Opferpriester die dargebrachten Gaben nochmals prüft, ob sie der Gottheit wohl angenehm seien. Es geschieht dies auf folgende Art: von einem Lindenzweige schneidet er mit nach oben gerichteter Hand die Rinde ab und fällt dieselbe so zu Boden, daß das eine Ende an welches das Messer angesetzt war, näher zum Opferpriester, das andere hingegen näher zum heiligen Baume zu liegen kommt, so ist das ein Zeichen, daß das Opfer der Gottheit angenehm ist. Es wird das übrigens mehrmals wiederholt und die abgeschnittenen Rinden werden am Baume niedergelegt oder an demselben aufgehängt. Hiernach kostet man etwas von den Opferspeisen, es folgt sodann wieder ein langes Gebet, das mit Bitten um Entschuldigung endet falls irgend etwas bei den Zeremonien nicht nach aller Strenge beobachtet worden sein sollte. Sodann wird die Opfermahlzeit verzehrt und darauf die Knochen und das Fell des geschlachteten Tieres verbrannt; früher wurde das Fell an dem der Gottheit geheiligten Baume aufgehängt, aber da die benachbarten Russen und Tataren diese Felle von den Bäumen sich herabholten und stahlen, ziehen die Tscheremissen es vor, sie zu verbrennen.

Aehnliche Zeremonien finden an jedem geheiligten Baume statt, nachdem man am Baume Kugu-Jumy's, der höchsten Gottheit, begonnen. Bevor noch die Prüfung des Opfertieres am Baume Kugu-Jumy's beendet ist, tritt ein anderer Opferpriester an den Baum der zweithöchsten Gottheit, um dieselben Handlungen zu vollziehen; so geht es dann fort nach der Rangstufe der Götter. Je nach der Beendigung des Gebetes tritt jede Gesellschaft an den Baum derjenigen Gottheit, welcher sie zu opfern gedachte, zum Opfermahle heran, was gewöhnlich um 10 oder 11 Uhr Vormittags geschieht, also nach einem zwölfstündigen Fasten. Viele Tscheremissen essen aber auch schon am Vorabend des Festes nichts. Ist das einer Gottheit dargebrachte Opfer beendet, so schließen sich die dabei beteiligt gewesenen Leute einer anderen opfernden Gesellschaft an und machen dort alles wieder mit. Um fünf Uhr Nachmittags hat das Fest gewöhnlich sein Ende erreicht.

Das wären die Opfergebräuche der Tscheremissen, in ganz allgemeinen Zügen entworfen; eine genauere Darstellung in allen Einzelheiten dieses Kultus würde den Leser aber vielleicht allzu sehr ermüden. Es sei nur noch bemerkt, daß bei den Tschuwaschen, Wotjäken und Mordwinen ähnliche Opfergebräuche vorkommen sollen. So birgt Rußland denn in seinem Innern, nicht fern von der Metropole des Reiches, noch Volksstämme, deren Individuen nicht nur nach Hunderttausenden gezählt werden können, sondern deren Zahl man auf wenigstens anderthalb Millionen schätzen muß, bei denen das Heidentum noch tiefe, tiefe und feste Wurzeln hat!

Skizzen von der Balkan-Halbinsel.[1]

Von Emile de Laveleye.

Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi.

6. Die Zinzaren.

In Bosnien, wie überhaupt auf der ganzen Balkan-Halbinsel, begegnet man einer sehr interessanten Rasse, den Zinzaren, die auch Kutzo- (d. h. hinkende) Walachen oder Makedonier heißen. Dieselben sind ebenso thätig, sparsam und unternehmend wie die Juden, eignen sich aber besser wie diese zu körperlichen Arbeiten. In den Städten treiben sie Handel und auf dem Lande halten sie Herbergen, wie die Juden in Polen und Galizien. Vortreffliche Maurer und geschickte Zimmerleute und Tischler finden sich unter ihnen, und vor der Ankunft der italienischen Maurer waren sie die einzigen, welche sich in Bosnien auf dieses Handwerk verstanden; sie haben, sagt man, alle wichtigen Gebäude der Balkan-Halbinsel geschaffen, die Kirchen, Brücken und Steinhäuser. Auch die Goldschmiedekunst ist ihnen nicht fremd, und sie verstehen sich darauf, geschmackvolle Filigranarbeiten anzufertigen. Manche von ihnen sind reich und betreiben ihre Geschäfte in großem Maßstabe; so war der Begründer des berühmten Hauses Sina in Wien ein Zinzare. In Wien und Pest gelten die Zinzaren für Griechen, weil sie sich zur griechisch-katholischen Religion bekennen und die Eigentümlichkeiten

[1] Siehe „Ausland“ 1887, S. 1008.



des griechischen Wesens angenommen haben. Es fließt aber in Wirklichkeit rumänisches Blut in ihren Adern, und sie stammen von diesen Walachen ab, welche als Hirtenvolk in Griechenland, Thrakien und Albanien leben.

Außerhalb ihrer Heimat haben sie sich besonders im Morgenlande verbreitet, kommen aber, von dem Dorfe Slovik bei Tuzla in Istrien, der Umgebung des Monte Maggiore und des Sees von Tschespitsch und von einigen anderen Oertlichkeiten abgesehen, nirgends zahlreich genug vor, um eine feste geschlossene Gruppe zu bilden. Ihre Häuser und Gärten befinden sich in besserem Zustande als die ihrer Nachbarn; untereinander befleißigen sie sich einer sprichwörtlichen Redlichkeit, und Sprache und Gewandung des Landes, in welchem sie leben, nehmen sie an, ohne sich mit anderen Rassen zu vermischen. Ihre Eigenart tritt teilweise sehr deutlich erkennbar hervor, und sie unterscheiden sich z. B. ganz bestimmt von den mohammedanischen und christlichen Bosniern, in deren Mitte sie leben; woher kommt dieses so ganz anders geartete Wesen? Augenscheinlich beruht dasselbe auf angenommenen und vererbten Gewohnheiten, die weder mit der Rasse noch mit dem Bekenntnisse im Zusammenhang stehen, denn den Zinzaren Rumäniens, die doch von gleicher Abstammung und auch griechisch-katholisch sind, hängt bis jetzt nichts von all dem an, was ihre bosnischen Brüder kennzeichnet. Es ist nur schade, daß Bosnien unter seinen Bewohnern nicht mehr wie einige Tausend Zinzaren zählt; mehr noch wie die Juden tragen dieselben zum Steigen des Wohlstandes bei, da sie nicht blos gewandte Kaufleute sind, sondern sich auch vorzüglich auf die Arbeit ihrer Hände verstehen.

7. Bosnische Unterrichtsverhältnisse.

Um nach dem Vorbilde des Abendlandes auf dem Gebiete des Schulwesens etwas zu leisten, erließ die türkische Regierung im Jahre 1869 ein vortreffliches Gesetz; für jedes Dorf und jedes Stadtviertel schrieb dasselbe eine Elementarschule vor und für bedeutendere Oertlichkeiten Mittelschulen, in welchen die Zahl der Klassen derjenigen der Bevölkerung entsprechen sollte, und zur Besoldung der Lehrer bestimmte es eine angemessene Summe. Wäre dieses Gesetz zur Ausführung gekommen, so hätten wohl Frankreich und England mit Neid darauf hinsehen können; aber all diese schönen Dinge blieben nur auf dem Papiere stehen. Die Begs wollten keine Schulen haben, denn ihre Kinder bedurften derselben nicht und die Kinder der Rajahs erst recht nicht; diese letzteren unterrichten zu lassen, hätte Gefahr bringen können, und überdies fehlte es der türkischen Regierung an den nötigen Geldmitteln. Jenes Gesetz war also ein toter Buchstabe; doch die Mohammedaner hatten Schulen, welche aus den Wakufs unterhalten wurden, und fast überall standen mit den Moscheen eine Elementarschule, „Mekteb", und theologische Schulen, „Médressés", in Verbindung. In den letzteren beschäftigt man sich mit der Auslegung und Erklärung des Korans, und als die Oesterreicher ins Land kamen, hatte Bosnien 499 Schulen der ersten und 18 der zweiten Art, woselbst 15,948 Knaben und 9360 Mädchen von 660 Lehrern oder „Hodschas" unterrichtet wurden. Im allgemeinen haben diese Schulen nicht aufgehört, zu bestehen; sie tragen aber einen ausschließlich konfessionellen Charakter, und so bekümmert die österreichische Regierung sich nicht weiter um sie; in den „Mektebs" lernen die Zöglinge kaum mehr als eine gewisse Anzahl von Koranstellen, die man sie auswendig hersagen läßt. Die mohammedanischen Bosnier stehen übrigens vor ganz besonderen Schwierigkeiten, indem ihre Sprache, das Kroatische, gar nicht verwandt ist mit der des Korans, dem Arabischen, und der amtlichen, dem Türkischen, und die arabischen Schriftzeichen nicht leicht zu entziffern sind. Wollte man im Abendlande verlangen, daß die Kinder das Griechische verstehen, um aus dem Katechismus zu lernen, und daß das Keltische dazu gehört, sich mit den Behörden zu verständigen, so hätte man hier eine ähnliche Sachlage geschaffen.

Bosnien besaß aber auch noch andere Unterrichtsanstalten; in den allerdings nicht sehr zahlreich vorhandenen Franziskanerklöstern gab es Schulen, wohin die umwohnenden Familien ihre Kinder schicken konnten, während hingegen in den griechisch-katholischen Klöstern von einem Unterrichte keine Rede war, und eine heilige Unwissenheit daselbst herrschte. Viele Anstalten waren aber durch die Zuwendungen Einzelner und die Geldopfer der Eltern ins Leben gerufen worden, und bei ihrem Einzuge fanden die Oesterreicher 56 griechisch-katholische und 54 römisch-katholische Schulen vor, in denen 5913 Schüler und Schülerinnen unterrichtet wurden. Von den griechisch-katholischen Kaufleuten war besonders das Mittelschulwesen gepflegt worden; dieselben unterhielten ein Seminar in Serajewo und eines in Mostar, von denen jenes 240 und dieses 180 Schüler umfaßte, und außerdem in jeder der beiden Städte eine Mädchenschule und in dem Gymnasium zu Serajewo, welches man aus dem auf 50,000 Franken sich belaufenden Vermächtnisse des Kaufmanns Risto-Nikolitsch Trozlitsch gestiftet hatte, wurden auch die alten Sprachen gelehrt.

Als nun gleich nach ihrem Einzuge die Oesterreicher ihre Sorge dem Unterrichtswesen zuwandten, erschwerte das Verhalten der Lehrkörper ihnen die Arbeit; sich auf das türkische Gesetz vom Jahre 1869 stützend, stellten sie sich die Aufgabe, dasselbe nach und nach zur Durchführung zu bringen. Man gründete möglichst viele konfessionslose Schulen und betraute in denselben die Geistlichkeit mit der Aufgabe, außerhalb der Schulstunden den Religionsunterricht zu erteilen; im Jahre 1883 besaß Bosnien 42 solcher konfessionslosen, von der Regierung gegründeten Laienschulen mit 59 Lehrern und Lehrerinnen, und für dieses Land der religiösen Zwietracht nimmt es sich gar seltsam aus, daß Kinder verschiedener Bekenntnisse gemeinsam

unterrichtet werden können. Auf die griechischen Katholiken kamen damals 1655, auf die römischen 1064, auf die Mohammedaner 426 und auf die Juden 192 Zöglinge, von denen etwa der siebente Teil aus Mädchen bestand. Zur Erhaltung dieser Anstalten, in denen kein Schulgeld gezahlt wird, sind von Staate 26,330 und von den Gemeinden 17,761 Gulden ausgesetzt, und die angestellten Lehrer bekommen außer einer Wohnung und einem Garten eine Besoldung von 1200 Franken; sehr bemerkenswert ist es auch, daß in diesen Laienschulen die mohammedanischen Zöglinge sich innerhalb eines Jahres verdoppelten, und sind diese Anstalten nur erst in genügender Zahl vorhanden, so wird man den Besuch derselben zur gesetzlichen Forderung erheben. Freiwillige, die imstande waren, im Lesen und Schreiben zu unterrichten, wurden zur Aushilfe aus den Reihen des Heeres entboten, und dem vortrefflichen englischen Lohnsystem gemäß entschädigte man dieselben den gewonnenen Erfolgen entsprechend. In Serajewo erstanden nach einander noch folgende 3 Schulen: zunächst eine hauptsächlich für Beamtensöhne bestimmte Erziehungsanstalt, welche nach dem Plane der Mittelschule arbeitet, dann ein Gymnasium, in dem die alten Sprachen gelehrt werden, und schließlich eine höhere Mädchenschule. Von den christlich-konfessionellen, d. h. den griechisch- und römisch-katholischen Schulen gab es im Jahre 1883 noch 92, mit 137 Lehrern und 4770 Zöglingen; auf je 100 Einwohner entfielen damals ungefähr 3 Schüler, und das Gymnasium zu Serajewo umfaßte 50 griechische und 43 römische Katholiken, 9 Juden, 8 Mohammedaner und 4 Protestanten.

In Bosnien spricht man zwar durchweg Kroatisch, doch gebrauchen beim Schreiben die römischen Katholiken lateinische und die griechischen cyrillische Buchstaben, und der um die Schriftzeichen entbrannte heiße Kampf zeigt, bis zu welchem Grade die überreizte Empfindlichkeit des religiösen Haders gediehen ist. Um die Aufgabe des Lehrers zu vereinfachen, verordnete die österreichische Regierung, daß man sich in den konfessionslosen Schulen ausschließlich des lateinischen Alphabets bedienen sollte, wogegen aber die griechischen Katholiken wie gereizte Kampfhähne auffuhren. Für sie fielen die cyrillischen Buchstaben mit ihrem Glauben zusammen; wer jene durch abendländische Zeichen ersetzen wollte, griff in ihren Augen den letzteren an, und der Regierung blieb schließlich nichts anderes übrig, als nachzugeben, um die Erbitterung nicht bis zu einem gefahrbringenden Grade sich steigern zu lassen. (Schluß folgt.)

Die Neger-Republik Liberia.[1]

Bei dem hohen und lebhaften Interesse, welches die neueren Entdeckungen und Reisen im „schwarzen Weltteil" in Anspruch nehmen, hat man beinahe ältere afrikanische Staatengebilde völlig aus den Augen verloren. Zu diesen letzteren rechnen wir die Neger-Republik Liberia auf der Körnerküste in Oberguinea, welche bei einem Flächeninhalt von 24,778 Qu.-Km. 718,000 Einwohner zählt.

Man kann wohl behaupten, daß von allen Teilen des in unserer Zeit zu so hoher Bedeutung gelangten afrikanischen Kontinents kaum ein anderer so merkwürdig ist als jener, den der Neger-Freistaat Liberia umfaßt. Nicht allein, daß dort die eigenartige Natur des tropischen Afrika sowohl bezüglich ihres Reichtums, wie bezüglich ihrer Schrecken so potenziert auftritt — nein, ungleich mehr fordert das auf diesem Boden in die Erscheinung getretene politische Gebilde unsere Aufmerksamkeit heraus. Steht es doch in der ganzen, unermeßlichen menschlichen Kulturgeschichte einzig in seiner Art da, daß eine Privatgesellschaft, und noch dazu eine solche von uneigennützigem, philanthropischem Charakter, Staaten-bildend aufgetreten ist. Die Sache hat aber namentlich im Hinblick auf unsere kolonienbildende Jetztzeit eine eminent praktische Bedeutung, indem nach dieser Richtung hin die Frage der Erziehung der Neger zur Kultur mit der Gründung von Liberia wenigstens einen Versuch zu ihrer Lösung erfahren hat. Dieser Versuch ist freilich, Dank einem falschen, übelangebrachten Liberalismus, vollständig mißglückt, allein seine lehrreiche Bedeutung bleibt doch bestehen, indem Liberia den in Afrika interessierten europäischen Kulturstaaten zeigt, wie man es nicht machen muß.

Nicht zu unterschätzen ist auch jene Rolle, welche die kleine schwarze Republik in der allernächsten Zukunft zu spielen berufen ist. Sie ist nämlich so überschuldet, daß der Staatsbankerott schon im vorigen Jahre zum Ausbruch gelangt sein würde, wenn die Gläubiger nicht noch eine kurze Nachsicht gewährt hätten. Allein dieses Jahrzehnt wird nicht ablaufen, ohne daß sich dieser finanzielle Krach vollzieht. Wer wird nun der Erbe dieser keineswegs zu verachtenden Hinterlassenschaft sein?

Der Hauptgläubiger ist England, allein Deutschland hat in Liberia die meisten und schwerwiegendsten Handelsinteressen, während Frankreich mit lüsternen und argwöhnischen Blicken ebenfalls nach diesem fetten Bissen schielt. Es sollte daher nicht wundernehmen, wenn um Liberia einst eine Art orientalische Frage in zweiter Auflage entbrennen sollte, etwa gerade so, wie um Marokko, wo sich ebenfalls scharf zugespitzte europäische Interessen kreuzen.

Bei der hohen Bedeutung dieses Gliedes am afrikanischen Riesenleib muß es auffallen, daß bis vor kurzem gar keine Litteratur über Liberia existierte. Erst in neuerer Zeit sind zwei Werke über Liberia erschienen, beide im Jahre 1885, nämlich: 1. eine französisch geschriebene, fast ausschließlich geschichtlich gehaltene Schrift von dem bekannten Colonel Wauwermans, Präsidenten der Königl. Geographischen Gesellschaft in Antwerpen, und 2. ein

[1] Frei bearbeitet nach Dr. Bernhard Schwarz.

holländisches Werk: „Mededeelingen over Liberia", von J. Büttikofer.

Der letztere, ein junger Zoologe, zur Zeit Kustos am königlichen Museum in Leiden, besuchte in Gemeinschaft mit dem Naturforscher Sala, der dort starb, die nördliche Hälfte der Republik in den Jahren 1879—1882 und drang dabei ein gutes Stück in das Innere vor. Seine Beobachtungen sind außerordentlich eingehend und zum Teil sogar poetisch gehalten; man muß das Werk dieses jugendlichen Gelehrten unzweifelhaft zu den besten Monographien zählen, die jemals über ein Stück Afrika's geschrieben worden sind. Leider hat das Buch wegen der im allgemeinen wenig verbreiteten holländischen Sprache, in welcher es geschrieben ist, nur wenig Verbreitung und Beachtung gefunden; deshalb erlauben wir uns, nachstehend den Inhalt desselben frei und in gedrängter Kürze wiederzugeben, wobei wir noch bemerken wollen, daß der Verfasser soeben von einer zweiten Reise nach Liberia zurückgekehrt ist, deren Ergebnisse derselbe in einem deutsch geschriebenen, illustrierten Werke niederzulegen gedenkt.

Wir hatten, so schreibt etwa der Verfasser, Senegambien passiert und waren von diesem Lande nicht wenig enttäuscht. Grellfarbige, dürre Sandstreifen säumen das träge Meer, dahinter monotones Gebüsch und über alledem eine wahrhaft sinnbethörende Sonnenglut; das ist die Szenerie, welche „das Französische Indien" dem Reisenden vorführt. Gegen Abend, nach mehrtägiger Fahrt, sahen wir von neuem Land, Liberia. Der erste Eindruck war auch hier durchaus nicht verlockend, wenngleich charakteristisch. In ziemlicher Höhe gewahrten wir vor uns ein mattes Lichtchen, das Leuchtfeuer von Monrovia, der Hauptstadt Liberia's, lucus a non lucendo! So verarmt ist bereits das kleine Gemeinwesen, daß es an dem noch dazu von bösartigen Riffen umdrohten Eingang des Hafens nicht einmal eine anständige Leuchte unterhalten kann, sondern sich mit einem trüben Oellichte behelfen muß.

Am anderen Morgen, wo die trübe Oelflamme von der glänzenden Tropensonne abgelöst wurde, gestaltete sich das Bild freilich ganz anders. Unser Fahrzeug ankerte in einer weiten, schön geschweiften, von zahllosen Booten mit nackten Eingeborenen belebten Bucht, an deren Südseite sich das Kap Mesurado nahezu 250 F. hoch erhebt. An seinem Fuße schwarze Basaltblöcken, gegen welche ununterbrochen eine wilde, weißschaumige Brandung donnert. Aber über diesem dämonischen Treiben ein wahres Paradies, ein von schlanken Palmen, üppigen Büschen, schillernden Blumen und endlosen Ranken gebildetes Dickicht, das die Flanken des Berges bis zu dem Leuchtturm auf seiner Spitze überkleidet, das ganze ein wahres exotisches Treibhaus, ein tropisches Schaustück von solcher Ueppigkeit, solch blendender Farbenpracht und Lichtstärke, daß der Nordländer, der zum erstenmale in die äquatorialen Regionen kommt, wahrhaft wortlos dasteht.

Sobald man im Boot die ungestüme Brandung passiert hat, erscheint im grellsten Kontraste eine grasbedeckte Lehne, über welche einige Dutzend hübsche ein- und zweistöckige Häuser samt Kirche mit Thurm verbreitet sind. Während man sich in ein thüringisches Dorf versetzt meint, ist es in Wahrheit die Residenz Monrovia, die Hauptstadt der schwarzen Republik. Der europäische Begriff „Residenz" hält freilich nicht Stich, denn wir finden holperige Straßen, hie und da Kühe, Schafe und Ziegen, welche das auf den öffentlichen Plätzen üppig wuchernde Gras begierig abweiden, krumme Pfähle, die Laternen tragen. Allein das vermag den idyllischen Eindruck nicht zu stören. Ist doch auch an den Häuschen selbst, die rechts und links stehen, nichts auszusetzen. Jedes von ihnen besitzt etwas Anziehendes. Hier thront vor einer Thüre ein mächtiger Mangobaum mit Laub, das blutrot und gelb gefärbt erscheint, wie bei uns die Blattmassen im Herbste. Dort rauschen auf einem zierlichen Balkon oder aus einer grün umrankten Veranda heraus die buntatlassenen Gewänder, welche den üppigen Leib vornehmer Negerinnen umschließen. Anderwärts wieder dringen selbst die Töne eines Instrumentes, des feuchten Klima's wegen meist eines Harmoniums, aus einem freundlichen Salon, in welchem wir moderne Möbel, Bilder mit Goldrahmen und Gardinen bemerken, während in dem Garten daneben dunkelhäutige Stutzer im Modeanzug, mit Stehkragen und Lackstiefeln, Crockett spielen. Wer würde hinter dieser freundlichen Außenseite die allgemeinste und totalste Fäulnis vermuten, die dort in der That zu Hause ist?

Nicht weniger anziehend sind einzelne andere Orte des Landes. In Fishtown läuft vor einer kleinen Reihe der Häuser, unter denen sich ehemals eine Woermann'sche Faktorei befand, dicht am Meere eine förmliche Allee wahrhaft gigantischer Baumwollbäume hin, an deren Fuß die weißgetünchten Tonnen mit Palmöl der Einschiffung harren. Dicht dahinter beginnt ein Meilen-weit sich ausdehnender Urwald, in welchem nur einzelne schmale Negerpfade zu Waldblößen führen, auf denen Gruppen elender Hütten von Eingeborenen stehen.

Noch interessanter ist die Stadt Sinoe, holländischen Ursprungs und Namens, welche die meiste Handelsbeziehung mit Europa in ganz Liberia unterhält. Vom Meere aus bemerkt man übrigens von dem Vorhandensein dieses Platzes absolut nichts, man sieht sich nur der breiten Mündung des gleichnamigen Flusses gegenüber, die mittelst Ruderbootes infolge starker Brandung nur schwer zu passieren ist. Jenseit dieser gefährlichen Barre öffnet sich ein breites, tiefes Gewässer, dessen lehmgelbe Fluten und Urwaldsufer an die Staffage amerikanischer Riesenströme erinnern. Nach einer 1 ½-stündigen Fahrt ist die genannte Stadt erreicht — und nicht so leicht wird man einen Ort finden, wo tropische Vegetation und gigantisches Wachstum so deutlich hervortreten wie dort. Gleich hinter der kleine Stadt ziehen sich Sümpfe und Wasserlachen weit in den stillen Urwald hinein. Und da gibt es nun ein wunder-

sames Glühen und Leuchten. Riesige Aroideen und Wasserlilien entfalten über einem Gewirr von fetten, prächtig gezeichneten Blättern ihre großen, schneeweißen Kelche, während dicht daneben hohe Cannas die grellroten Blütenstengel in die Luft strecken. Ueber diese farbenschillernden Naturboskets aber breiten Weinpalmen ihre mächtigen Wedel wie schützende Arme aus. Hier zeigt sich Tropenherrlichkeit, aber auch Tropentücke. In diesem unvergleichlichen Chaos herrscht eine Atmosphäre so schwer, so feuchtwarm, so drückend, daß dem Fremdling bald der Kopf benommen und die Beine schwer wie Blei werden, während das Herz hastig zu klopfen beginnt und die Lungen krampfhaft atmen. Man erkennt es bald, daß hinter der gleißenden Herrlichkeit der Tod in Gestalt der gefürchteten Fieber steht, und atmet erleichtert auf, wenn man diesem Treibhaus wieder entronnen ist.

Nicht unerwähnt darf ein dritter Ort bleiben, nämlich Kap Palmas, woselbst der unvergeßliche Nachtigal begraben lag. Allein der erste Eindruck bestand in einer vollständigen Enttäuschung; statt eines hochragenden Kaps findet man einen mageren, von wenigen Palmen besetzten Hügelkamm, aber wenn man die höchste Kuppe erklommen hat, wo das Terrain mit schwarzen Felswänden zu dem wild brandenden Ozean abbricht, und das staunende Auge die vor ihm liegende unermeßliche Wasserfläche überblickt, so versteht man doch, weshalb der mutige Forscher dort in die Gruft gesenkt wurde.

Wenden wir uns nun mit dem Verfasser zu den Grenzen und allgemeinen Bodenformen, so finden wir, daß der Freistaat Liberia in jenem Teile des tropischen Westafrika Platz gefunden hat, der früher den Namen „Pfeffer-“ oder „Körner-“, auch wohl „Malaguetta-Küste“ führte. Ganz genau kann man die Grenze der Republik nicht angeben, höchstens sagen, daß dieselben außen westlich an den Atlantischen Ozean, gegen Norden an die englische Kolonie Sierra Leone und südlich an den westlichen Teil der noch von keiner europäischen Weltmacht beschlagnahmten Elfenbeinküste stößt. Nach dem Kontinent zu, also landeinwärts, liegt die Sache noch schwieriger, indem dort an eine einigermaßen sichere Abgrenzung nicht entfernt zu denken ist; natürlich sind hiernach alle Angaben über den Flächeninhalt der kleinen Republik ungenau, gewöhnlich nimmt man rund 450 Qu.-Mln. an.

Was die äußere Bildung des dortigen Erdreiches betrifft, so bildet die Küste Liberia's einen nahezu geradlinig verlaufenden, niedrigen Sandstreifen ohne Dünen, dessen Monotonie lediglich durch eine nicht unerhebliche Anzahl von ins Meer mündenden Flüssen, sowie einige bedeutendere Vorgebirge unterbrochen wird.

An diesen Sandstreifen von meist sehr geringer Breite schließt sich landeinwärts eine Sumpfzone von 1 ½—2 geographischen Meilen, die Region der Mangrove-Buschwälder und der zahlreichen stagnierenden, fieberverbreitenden „Creeks“, eine Region, die uns überall an den Gestaden Westafrika's, soweit sie innerhalb der Tropen liegen, entgegentritt. Zur Zeit der Flut und der Regenperiode stellt diese Region eine unabsehbare Seefläche dar, welche die Anlage menschlicher Wohnungen zur Unmöglichkeit macht.

Hinter dieser Sumpfzone erhebt sich das Erdreich anfangs langsam und gleichmäßig, später schneller, so daß allmählich ein Hügelland entsteht, dessen Breite mehrere Tagereisen ausmacht; dieses Hügelland ist gleichzeitig der wertvollste Teil des Landes für den Ackerbau, denn von dem dortselbst noch immer bedeutenden Wasserreichtum abgesehen, findet sich in dieser Landschaft jener oft ziegelrote, stark eisenschüssige, übrigens meist auch schon auf den Vorgebirgen der Küste zu Tag ausgehende Lehm, der der rechte Boden für den berühmten Liberia-Kaffee ist. Darum zeigt sich dieses Hügelland auch stark bevölkert, nicht nur von Eingeborenen, sondern auch von „Liberianern“, die hier, vorzugsweise längs der Flüsse, Kaffee- und Zuckerrohrplantagen angelegt haben. Weiter landeinwärts nimmt diese Kultur jedoch rasch ab und der letzte Teil dieses Gürtels weist ausgedehnte Urwälder auf, in welche die zuvor herrschenden Buschwälder übergehen. Hier finden sich auf vereinzelten Rodungen nur noch wenige Ansiedlungen von Eingeborenen, die dort ihren Reis und Maniok bauen.

Dieser Zone folgt eine noch wesentlich höhere Terrasse, das Plateau der Mandingos, vortreffliches Waideland, welches sich einige Hundert Kilometer in das Innere Afrika's ausdehnt und schließlich in das Kong-Gebirge übergeht, welches die gesamten Küstengebiete von den Ländereien des oberen und mittleren Niger abschließt.

Was die Flüsse des Landes betrifft, so besitzen zwar die Ströme Liberia's eine ansehnliche Wassermenge, allein nur einen verhältnismäßig kurzen Lauf, indem das eben genannte Kong-Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Niger und den liberianischen Flüssen bildet, durchschnittlich kaum weiter als 200 Km. von der Küste entfernt liegt, wodurch die Länge der liberianischen Flüsse bedingt ist. Trotz ihrer Kürze sind aber diese Ströme für leichtere Dampfer selbst in der trockenen Jahreszeit günstig.

Klimatisch betrachtet, reduzieren sich in Liberia genau, wie in allen Tropenländern, die Jahreszeiten auf zwei, nämlich die Zeit der Trockenheit und des Regens, die erstere etwa in den Monaten November bis April, die letztere zwischen den übrigen Monaten. Indeß sind diese Jahreszeiten nicht schroff voneinander geschieden, sondern werden durch Uebergänge vermittelt. Der Verlauf des Jahres in Liberia ist etwa folgender: der Januar und halbe Februar sind heiter und trocken, so daß gewisse Feldarbeiten, z. B. das Ausroden von Buschwerk und dessen Verbrennen, vorgenommen werden können. Hierauf zeigt sich eine trübe mit Gewittern verbundene Wolkenbildung, zu der sich mehr oder minder heftige Stürme gesellen, bis endlich gewaltige Platzregen niedergehen. Derartige Ungewitter, mit

wahrhaft blendenden, den ganzen Horizont rötenden elektrischen Erscheinungen, betäubenden Donnerschlägen und kurzem, aber äußerst intensivem Regen, sind dann bis Mitte April beinahe tägliche Gäste.

Die Wirkungen dieser Regengüsse sind äußerst kräftig; die in der Trockenzeit erstorbene Natur lebt schnell wieder auf und kleidet sich in neues Grün; die von den Farmern in die Asche der Buschbrände geworfene Reis- und Maissaat schießt bald in wunderbarer Fülle hervor.

Bereits im Mai gehen diese Strichregen in Landregen über, welche das Erdreich in einen vollgesogenen Schwamm und die Atmosphäre in einen Dampfkessel verwandeln; es wird dadurch eine Temperatur erzeugt, die zwar äußerst vorteilhaft für die Vegetation ist, aber für das menschliche Naturell sehr nachteilige Folgen hat. Die Transpiration wird gehemmt, die Verdauung gestört, körperliches Unbehagen, verbunden mit Nervenüberreizung und psychischen Affektionen, tritt auf und steigert sich in vielen Fällen bis zu gefährlichen Leberkrankheiten und Gallenfiebern.

In der zweiten Hälfte des Juli tritt eine kurze Pause ein; 14 Tage bis drei Wochen gibt es heitere Tage, die von den Landsleuten zum Abernten der Reisfelder verwendet werden. Diese Periode nennt man die „kleine Trockenzeit." Unmittelbar nach derselben beginnt die nasse Periode von neuem und zwar so intensiv, daß oft eine ganze Woche nichts als ein ununterbrochener Regenguß ist; die Waldbäche schwellen zu breiten, rauschenden Strömen an, die Moräste werden zu weitgedehnten Seen; große Strecken Landes stehen unter Wasser, jeglicher Verkehr steht still, die Neger hocken stumpfsinnig in ihren Hütten.

Nachdem dieser Zustand die Monate August und September gedauert, setzen im Oktober von neuem Gewitterstürme ein, welche den perpetuierlichen Regen abermals zu einem periodischen gestalten, der schließlich der trockenen Jahreszeit weicht, die im November zur vollsten Herrschaft gelangt. Jetzt fallen nur noch mächtige Thaumassen in den kühlen Abendstunden, bis mit der Wende des Jahres die Atmosphäre endlich wieder rein ist und bis zu Anfang des Jahres die nahezu ganz trockenen Wochen dauern.

Daß unter diesen Umständen die Temperaturschwankungen sehr heftig sind und entschieden auf die sanitären Verhältnisse einwirken, ist begreiflich, im übrigen ist das Klima ziemlich konstant. Eigentlich unerträgliche Hitze ebenso wie auffallende Kälte, wie sie anderwärts auch selbst in wirklich tropischen Regionen vorkommt, sind demnach in Liberia, wenigstens im Küstengebiete, nicht zu konstatieren. Auf den höheren Plateaux im Binnenlande mögen freilich ebenfalls bedeutendere Extreme zu Hause sein. Mindestens sind dort schon die Nächte bedeutend kühler, als in der buschreichen Niederung in der Nähe des Meeres.

Indeß gerade diese zwar an sich nicht excedent hohe, dafür aber anhaltende Wärme des liberianischen Litorale's muß, wie man sich gleichfalls denken kann, eine stark erschlaffende Wirkung auf den Körper und die Seele des Europäers ausüben, so daß also auch hier an eine eigentliche Akklimatisation desselben nicht zu denken ist, vielmehr ein regelmäßiges, etwa nach dreijährigem Aufenthalte im Lande erfolgendes zeitweiliges und wo möglich auf die Dauer eines halben Jahres ausgedehntes Zurückgehen in ein gemäßigteres Klima für ihn ebenso nötig wird, wie anderswo in ähnlich gearteten tropischen Gebieten.

Trotzdem hält Büttikofer das Klima Liberia's für weit günstiger als jenes an der Goldküste und am Küstenstrich von Kalabar nach Kamerun. Was speziell das Fieber betrifft, so macht es sich mehr in Form des Intermittierens, denn als anhaltende Krankheit bemerklich.

Den Anfang der Erkrankung bildet auch in Liberia ein schnell in Fieberhitze übergehender Schüttelfrost; mit einem starken Schweiß pflegt das Ganze in 3—4 Stunden vorüber zu sein, kehrt aber, wenn man nicht durch Chinin vorbeugt, in zwei bis drei Tagen zu derselben Stunde zurück. Die Eingeborenen werden niemals vom Fieber befallen, dagegen unterliegen letztere in erheblichem Grade Verdauungsstörungen, Gelbsuchtserscheinungen und Obstruktionen, während Dysenterie in Liberia nahezu unbekannt ist. Häufig treten auch während der schwülen Regenperiode Anschwellungen der unteren Extremitäten, sowie Furunkeln an Waden und Knöcheln auf, die häufig erst nach Jahren, unter Zurücklassung schwarzer Narben, heilen.

Eine wahre Landplage sind die Sandflöhe; sie sollen aus den portugiesischen Kolonien von Südamerika importiert worden sein. Dieses lästige Insekt bohrt sich in die Fußsohle oder noch lieber unter die Fußnägel ein, um dort seine Eier abzulegen. Bei weiterer Entwicklung der letzteren entstehen schwer heilende Wunden, die bei Vernachlässigung den Verlust der Zehen nach sich ziehen können. Die Neger verstehen das unter der Haut bemerklich werdende Insektenei mittels einer Nähnadel leicht und geschickt zu entfernen.

Wenn wir zur Beschreibung des liberianischen Bodens übergehen, so sprechen wir nicht von den Sümpfen des Littorale's, sondern haben es mit dem dahinter liegenden Hügelterrain zu thun, welches sich als ein roter, eisenschüssiger Lehm darstellt und als Verwitterungsprodukt eines Muttergesteins zu betrachten ist, welches den Grundstock dieses Hügellandes ausmacht. Das Vorhandensein von Erzen ist gleichfalls konstatiert; so fand man gediegenes Kupfer auf dem Kap Mesurado, Quecksilber in den Tafelbergen hinter Gran-Bassa. Auch Gold wurde auf den Plateaux des Inneren gefunden, wo es die Eingeborenen in den vom Kong-Gebirge kommenden Bächen waschen. Eisen ist ebenfalls in genügender Menge vorhanden. Sonach ist Liberia jedenfalls nicht arm an wertvollen Metallen. Indeß wird zur Zeit nur erst Eisen gewonnen.

Denn das bei den Mandingos gesammelte Gold kommt dem Lande nicht zu gute, sondern nimmt seinen Weg längst schon nach Sierra Leone. Es ist zur Zeit auch wenig Aussicht darauf, daß ein ausgiebigerer Bergbau ins Leben tritt, wie folgender Vorfall beweist, den Büttikofer mitteilt. Die sehr günstigen Resultate, welche aus Liberia nach England gesandte und dortselbst untersuchte Gesteinsproben ergeben hatten, bewogen vor einigen Jahren eine englische Minengesellschaft, bei der Regierung der Neger-Republik unter sehr vorteilhaften Anerbietungen um eine Konzession zum Abbau von Erzen einzukommen. Indeß die in Liberia herrschende kleinliche Gesinnung und das Mißtrauen gegen alles, was von den Weißen ausgeht, bewog die dunkelhäutigen Machthaber, die Offerte abzulehnen. Seitdem kümmert sich niemand, mehr um die in jenem Territorium ruhenden Schätze.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Emin Pascha im Monbuttu-Lande. Ueber unseren ausgezeichneten Landsmann Dr. E. Schnitzer, alias Emin Bey oder Emin Pascha, in Wadelay, welcher hoffentlich in den nächsten Wochen aus seiner gefährlichen Lage im Sudan durch die Stanley'sche Expedition befreit werden wird, erscheint binnen kurzem im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ein größeres, von Dr. Schweinfurth und Professor Ratzel herausgegebenes Werk, welches einen kurzen Lebensabriß von ihm und seine verschiedenen Berichte über seine Reisen und Forschungen enthalten und dann erlauben wird, die sämtlichen Leistungen und Verdienste dieses ausgezeichneten Mannes ganz zu überblicken. Emin Pascha hat der Wiener Geographischen Gesellschaft eine eingehende Schilderung seiner Expedition von 1883 in das Land der Monbuttu eingesandt, deren Inhalt wir hier im Auszug wiedergeben.

Emin Pascha brach am 7. Mai von Lado auf und begab sich zunächst nach Wandi, der bedeutendsten Stadt der Makraka. In Lado hatte die Temperatur in der ersten Maiwoche zwischen 38° und 41° C. geschwankt. Das Minimum bei Nacht war 24° C. und um 9 Uhr Vormittags gewöhnlich 30° C.

Die Umgegend von Wandi wird von Makraka (Iddio) bewohnt, einer Rasse, welche sich vorzugsweise mit Ackerbau beschäftigt, so daß die von ihnen bewohnten und bebauten Bezirke das wohlhabende Aussehen von Gärten haben Alle drei Jahre ziehen sie weiter nach einem neuen Boden. Die Bodengestaltung ist diejenige einer sanft-wellenförmigen Ebene, welche durch die Abwesenheit von Wald einen ziemlich eintönigen Anblick gewährt. Der Boden ist ein schwerer, poröser Thon von gelblich-weißer Farbe, welcher die Feuchtigkeit nicht zurückzuhalten imstande ist. Weiter gegen Süden, jenseit eines Dorfes namens Hokko und hinter der südlichen Grenze von Makraka-Land, wird die Landschaft malerischer durch mehrere Hügelketten mit nackten Granitblöcken und abgerundetem, gneißigem Schutt. Die höchsten Gipfelkämme der Hügel bestehen aus gewaltigen, übereinander aufgehäuften Steinblöcken und zeigen nicht den mindesten Pflanzenwuchs; wo aber nur immer eine Ritze oder Spalte in ihren Flanken etwas Boden zurückhält, da verweilt das Auge auf einem Fleckchen lieblichen, grünen Grases. Noch weiter südlich, zwischen Moggu und Ndirfi, umschließen Ketten von niedrigen Kegeln und vereinzelten Hügeln mit langen, verbindenden Rücken kleine, sumpfige Niederungen, worin meistens Cyperaceen und zuweilen Papyrusstauden wachsen. Von Ndirfi aus wandte sich Emin Pascha west- und nordwestwärts nach der Landschaft Abaka, wo Sorghum, Erdnüsse und Tabak in Menge gebaut werden. Schmetterlinge (Pieris, Antocharis, Colias, Lycaena etc.) waren hier merkwürdig häufig. Das hieran grenzende Gelände, mit dem Namen Mundu, hat einen rötlich-braunen Boden, der auf einer Unterlage von abgeriebenem Granit ruht und mit dem breitblätterigen Grase (Panicum) bekleidet ist, demselben, welches den westlichen Teil von Emin's Provinz von 4° 30′ n. Br. an südwärts bedeckt und sich ostwärts vom Nil bis nach Unyoro und Uganda ausdehnt. Dieses Steppenland wird von zahlreichen Wasserläufen durchströmt und senkt sich gegen Süden ab. Diese Region, hügelig mit manchen Einsenkungen, fällt sanft gegen den Akka, einen Nebenfluß des Dongu, ein. Vom Mundu-Lande aus zog Emin Pascha weiter nach dem südlichen Abukaya, das südwestlich und westlich von Ndirfi liegt. Von einem Hügel in diesem Bezirke aus gesehen, steigt das Land gegen Norden und Westen in breiten Terrassen an, durchkreuzt von Hügelketten, während nach Süden und Westen hin sich eine scheinbar unbegrenzte Steppenregion ausbreitet und breite Bänder von Baumreihen zeigt, welche die Läufe der Flüsse bezeichnen. Der Boden im ganzen Bereiche dieser Steppen oder Savannen besteht aus vegetabilischem Schutt und Gerölle und überlagert einen zähen, beinahe undurchdringlichen Thon, welcher seinerseits auf dem soliden Fels ruht. Jenseit dieses kommt ein festerer Boden, ein eisenschüssiger Thon, welcher häufig zu Konglomeraten erhärtet und mit rotem Quarzsand durchschossen ist, und diesem folgt wieder ein weißlicher, lehmiger Boden, welcher aus Pflanzenasche, Geröll und weichem Humus besteht. Man trifft hier nichts als Sümpfe und Einsenkungen, worauf Cyperaceen vorwalten, während der Schlamm der Flußkanäle Amomium, Papyrus und Polygonum ernährt. Die hügeligeren Striche tragen Waldbäume von den Gattungen Anona, Sarcocephalus, Zizyphus, Boschia, Grewia, Terminalia, Mimosa, Gardenia, Vitex, aber keine Palmen. Das Tierleben ist nicht zahlreich, außer kleinen Truppen von Antilopen, Büffeln, Elefanten und hie und da einem vereinzelten Nashorn oder zweien. Der nächstwichtige Ort, welchen er erreichte, war die Station Mondu,

am Dongu-Fluß, dessen breites Fahrwasser an dieser Stelle von felsigen Eilanden und Gruppen großer Felsentrümmer unterbrochen und durch Scharen von Flußpferden, Krokodilen und Kormoranen belebt wird. Der Strom floß genau nach Westen; im Dezember soll man ihn zu Fuß durchwaten können, aber während der Regenzeit überschwemmt er die Umgegend auf eine große Entfernung hin. Die Umgegend von Mondu ist gut angebaut und erzeugt hauptsächlich Dhurra, Kürbisse, süße Kartoffeln, Gynandropsis, Tabak und Mais. Die beliebteste Handelsmünze sind hier, wie in Abaka, rohgeformte eiserne Pfeilspitzen, wie denn Eisen überhaupt in jeder Gestalt hoch geschätzt wird. Die Luft war so sehr mit Feuchtigkeit beladen, daß die Station voll von Kranken war, welche an Katarrh, Durchfall und rheumatischem Fieber litten. Nachdem er hier über den kleinen Brukero, einen Zufluß des Dongu, gesetzt hatte, betrat Emin Pascha einen anderen sumpfigen Landstrich, wo violette und weiße Wasserlilien zwischen Beeten von Ottelia, Vallisneria, Potamogeton ꝛc. blühten und der mit Hainen von wilden Dattelpalmen bestockt war. Hier wurde eine neue Pflanze bemerkt, welche in ihren Blättern und ihrem Gebahren der Balsamina nicht unähnlich war, aber eine Höhe von mehr als einem Meter erreichte und lange sporenförmige Blüten von purpurroter Farbe trug. Die am häufigsten vorkommende Vogelart waren Astrilda. Als man sich dem Lande der Niam-Niam näherte, wichen die sumpfigen Moräste tropischen, von der Musik des Schizornis zonura und des Pogonorhynchus erfüllten Urwäldern. Der Uebergang über den Dongu ward an einem Punkte bewerkstelligt, wo der von Südsüdost nach Nordwest fließende Strom eine rasche Strömung hatte und eine Tiefe von acht, bei einer Breite von 130 F. aufwies. Seine dicht mit hohen Bäumen bewachsenen Ufer bestanden aus steilen Wänden von einem hellgrauen Thon, in welchen sich violett-gefärbtes vegetabilisches Gerölle mischte. Nachdem er über den Fluß gesetzt hatte, betrat Emin Pascha das Land der A-Sandeh. Er setzte in einem Kahne über den Dongu, und sein Marsch führte ihn nun durch ein Land, welches durch zahlreiche kleine Nebenflüsse des Dongu und Welle in rechteckige Flecke, gleich den Vierecken eines Schachbrettes, zerschnitten ist. Jeder dieser Wasserläufe wird begrenzt durch einen Gürtel von Waldbäumen (Calamus, Pandanus ꝛc.) mit einer ungemeinen Fülle blühender Gewächse. Manche dieser Waldgürtel sind eigentlich ungeheure Erdschlipfe, oft 60 bis 70 F. tief und mit versunkenen Bäumen vollgestopft. Einer dieser Flüsse, der Badungeno, bildet die Grenze zwischen den A-Sandeh (Niam-Niam) und den Monbuttu. Der Welle lag an der Stelle, wo Emin Pascha ihn erreichte, in einem Becken, ungefähr 50 Fuß unter dem Niveau der ihn umgebenden Hügel. Der Strom floß nordwestwärts mit einer Geschwindigkeit von 1150 Yards in einer Stunde und einem Fahrwasser, welches 800 Yards breit und 11 1/2 F. tief war. Sein Fahrwasser und Bett sind vollkommen frei von Inseln, Stromschnellen und tiefen Löchern; sein Ufer ist dicht mit edlen Wäldern bestockt. Der Fluß heißt in der Monbuttu-Sprache Kibali, während die A-Sandehs ihn Makua und Welle nennen, was eigentlich „großer Fluß" bedeutet. Von diesem Flusse aus marschierte Emin Pascha zuerst nach Bellima, dem Dorfe des Häuptlings Gambari, und dann nach Tingasi, dem Verwaltungsmittelpunkte des Monbuttu-Landes. Der Anblick der zwischen dem Welle und Bellima liegenden Region ist in seinen allgemeinen Zügen beinahe derselbe, wie derjenige zwischen dem Dongu und dem Welle. Allein hier waren die Wälder entschieden bedeutender und jeder weitere Schritt enthüllte mehr und mehr Eigentümlichkeiten in der Flora, während der Pflanzenwuchs reicher und üppiger wurde. Namentlich die sumpfigen Niederungen und die unzähligen Wasserläufe insbesondere waren besäumt mit Waldgürteln, welche stolz die ganze Glorie, Schönheit und Ueppigkeit tropischer Vegetation entfalteten: „prachtvolle Haine von Raphia-Palmen, schlanke, zartgefiederte Fächer des Calamus, großblätterige Anonaceen, riesige Sterculiaceen und Rubiaceen, ein Wirrsal von Caladien, Philodendren, Amomen, Farnen, grotesken Platyceria, Angraeca und wallenden Usneae — alle zusammen einen Anblick von unbeschreiblicher Schönheit bildend. Die beinahe unberechenbare Fruchtbarkeit des Bodens, worin ein weißlicher Thon vorherrscht, wird bezeugt durch die Reihenfolge von Waldbäumen und Bananenpflanzungen, durch Flecke von riesigen Scitamineen, Steppenlichtungen, bebauten Feldern, Hütten und den Stellen früherer Ansiedelungen, an denen man in beinahe endloser Aufeinanderfolge vorüber kam."

Eine südöstliche Richtung beibehaltend, erreichte die Reisegesellschaft endlich Bellima (2510 F. über dem Meeresspiegel), drei Viertelstunden nördlich vom Gadda, der an sich ein unbedeutender Nebenfluß des Kibali oder Welle, aber wichtig ist wegen der großen Menge von Nebenflüssen, welche ihre Gewässer in ihn ergießen. Die Umgebung von Bellima ist von außerordentlicher Schönheit und das wohlbewässerte und gut drainierte Gelände rundum ist äußerst fruchtbar und ertragsfähig und ernährt eine ziemlich dichte Bevölkerung. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Feldbaues sind süße Kartoffeln, Colocasien, Solaneen (zweierlei Varietäten), verschiedene Arten von Kürbissen (worunter eine besondere Art, aus welcher Oel gewonnen wird), Maniok, Yamswurzeln, Helmia, vorzüglicher Tabak, Eleusine, Mais und Bananen. Nachdem man Bellima verlassen hatte, wurde, um Zeit zu ersparen, ein Pfad mitten durch einen dichten Wald gehauen, was einen höchst mühsamen und peinlichen Marsch durch vielen Schlamm und eine wahrhaft tropische Vegetation veranlaßte. Dann folgte wieder Steppenland, besäumt mit unzähligen, waldumgürteten sumpfigen Wasserläufen, bis man an den Nembe oder Menembe, einen Zufluß des Gadda von 27 Yards Breite

und 5 1/2 Yards Tiefe und mit einer Menge sich vielfach verzweigender Seitengewässer, kam. Beinahe in diesem ganzen Bezirke war der Boden von seinem Gehalte an Eisenstein rot. Der nächste bedeutende Fluß war der Aélu, 6 1/2 F. tief, mit einem Fahrwasser von 38 Yards Breite, welcher sich aber mit seinem Netzwerk von Seitenarmen auf volle 88 Yards ausbreitet. Der Wasserzufluß von solchen Strömen und einer großen Anzahl von anderen wird die Thatsache erklären, daß der Gadda, welcher unweit von seiner Quelle nur etliche und zwanzig Yards breit ist, zu einer Breite von mehr als 50 Yards gerade über seiner Mündung anschwillt.

Litteratur.

* Sering, Max: Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerika's. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887. — Rudolf Meyer gebührt das Verdienst, uns als erster durch seine beiden Werke: „Heimstätten- und andere Wirtschaftsgesetze der Vereinigten Staaten" und „Ursachen der amerikanischen Konkurrenz" mit dem Kultur- und Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten und Canada's eingehender bekannt gemacht zu haben. Dieses Verdienst wird dadurch geschmälert, daß die betreffenden Schilderungen teilweise Ungenauigkeiten, teilweise Uebertreibungen enthalten. Das neue uns vorliegende Werk, jenes Sering's, behandelt denselben Gegenstand mit weitgehender Ausführlichkeit, objektiv und gewissenhaft. Die nächste Bestimmung dieses Werkes ist es allerdings, eine Tagesfrage: jene über die amerikanische Konkurrenz, zu beantworten, das Werk bietet aber weit mehr. Die Konkurrenzfrage als solche beschäftigt uns an dieser Stelle nicht näher; es genügt, darauf hinzuweisen, daß nach der Ansicht des Autors die Getreidepreise eine steigende Tendenz annehmen werden, dagegen eine empfindliche Konkurrenz Nordamerika's bei dem Absatz von Rind- und Schaffleisch sich heranbilden wird. Von großem Interesse sind die Erörterungen Sering's über die Kolonisation der Vereinigten Staaten und Canada's, über die Grundeigentums- und Betriebsverhältnisse und über die Wirtschaftsweise der Amerikaner. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts war die Einwanderung nach Nordamerika eine fast bedeutungslose; die Vereinigten Staaten hatten zu jener Zeit eine Bevölkerung, welche jene des heutigen Bayerns nicht überstieg. Die Einwanderer verbreiteten sich auch nicht über das ganze Land; westlich der Alleghanies war das Land nahezu unbesiedelt. Allmählich begann dann der Strom der Einwanderer mächtiger zu werden und nicht nur die Ostküste, sondern auch das Innere des Kontinents zu befruchten, endlich auch mit seinen letzten Armen die Westküste erreichend. Neben der Einwanderung entwickelte sich die besonders für die Besiedelung der westlichen Länder wichtigere Binnenwanderung. Während durch industrielle Krisen in den Vereinigten Staaten die Einwanderung wesentlich verringert wurde, erlitt gleichzeitig die Binnenwanderung eine wesentliche Erhöhung. Die rasche Besiedelung des Landes in den West- und Pacific-Staaten ist nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend der Einwanderung zu verdanken, für sie ist die Binnenwanderung von der größten Bedeutung. Von 1878 an, in welchem Jahre die Notlage der amerikanischen Industrie besonders stark zum Ausdruck kam, stieg die Zahl der jährlich zur Bewirtschaftung genommenen Farmen, obgleich die Einwanderung sank. Das „Go west, young man, go west" Horace Greeley's hat in großartigem Maßstabe Beherzigung gefunden. Die Kolonisation wurde weder in Canada, noch in den Vereinigten Staaten von der Regierung geleitet; in Canada begünstigte aber die Regierung sechsundzwanzig Kolonisationsgesellschaften, welche ihrerseits die Leitung des Einwandererstromes übernahmen. In den Vereinigten Staaten war dieses der Privatspekulation überlassen und es wurde durch diese auch keine so besonders günstige Größenverteilung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes erzielt, als von manchen Seiten aus behauptet wird. Es wurde eine solche um so weniger erzielt, als auch die Landgesetze der Union ihrem Zweck, die Bildung eines unabhängigen Bauernstandes zu sichern, durch Umgehung und Außerachtlassung entfremdet wurden. Sering's Werk enthält die erste der Sachlage entsprechende Beurteilung der Eigentums- und auch der Betriebsverhältnisse der landwirtschaftlich benützten Flächen der Vereinigten Staaten. Die Größenverteilung kann nicht günstig genannt werden, da die Zahl der Latifundien bereits heute eine beträchtliche ist und noch zunimmt, die Betriebsverhältnisse nicht, da die Pachtwirtschaft ungemein stark vertreten ist. Sering gibt gleichfalls als erster eine ausführliche Darstellung der Pflanzenproduktion im allgemeinen, der Weizenproduktion im besonderen, beides mit Rücksicht auf die einzelnen Staaten und Provinzen. Erst die Kenntnis dieser Verhältnisse läßt die Beurteilung der Zukunft der Kolonisation vollkommen zu und ermöglicht ein Urteil in der Konkurrenzfrage. Das Steppengebiet, das, zwei Fünftel der Vereinigten Staaten einnehmend, von 100° w. L. bis zum Schnee- und Cascadengebirge reicht, und das Baumwollengebiet werden auch in der Zukunft nicht Weizen exportieren können; in nennenswertem Grad wird diese Frucht in ersterem Gebiet in Arkansas und Texas, in letzterem in Utah, Neu-Mexico und Colorado gebaut. Den importierenden Landteilen gehören außer den genannten auch die Neu-England-Staaten und die Mittel- und nördlichen Südstaaten an. Weizenexport-Gebiete sind die Pacifikküste, die Weststaaten, der Nordwesten und die Provinzen Manitoba und Ontario Canada's. Der Weizenbau findet nicht in ganz Nordamerika günstige Bedingungen; im südlichen Drittel des atlantischen Nordamerika fehlt Weizen; hier tritt Baumwolle, ganz südlich Zuckerrohr an erste Stelle; während Mais den zweiten Rang einnimmt. Im mittleren Drittel ist Weizen bereits vertreten, Mais steht jedoch an erster Stelle. Dieses Gebiet ist auch das Zukunftsgebiet der intensiven Viehwirtschaft, die extensive wird auf den natürlichen Waiden des Westens und Südwestens, welche keineswegs durch besondere Graswüchsigkeit sich auszeichnen, betrieben. Im nördlichen Drittel des atlantischen Gebietes tritt Weizen an erste Stelle, ganz besonders zusagend sind ihm die Verhältnisse der Pacifikküste. Den Hauptteil des Werkes füllt die Darstellung der natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse und der Betriebsweise des Ackerbaues in den einzelnen charakteristischen Gebieten. Die Betriebsweise zeigt selbstverständlich in einem so ausgedehnten Gebiet, wie es die Vereinigten Staaten und Canada sind, ganz bedeutende Verschiedenheiten. Immer mehr wird — das ist das wichtigste Moment bei diesen Verhältnissen — jene primitive Wirtschaftsweise, wie sie sich stellenweise noch heute in Südrußland findet, verdrängt. Gleichwie der „Schwerpunkt der Bevölkerung" immer mehr nach Westen vorrückt, wird auch jene Wirtschaftsweise, bei welcher Jahr für Jahr auf derselben Fläche Weizen gebaut wird, mehr nach Westen gedrängt. An ihre Stelle tritt die Wirtschaftsweise des mixed farming, des Ackerbaues mit Viehhaltung. Jeder, der sich über die Besiedelung Nordamerika's, die Ackerbau- und Verkehrsverhältnisse der Union und der Dominion, endlich über die Frage der amerikanischen Konkurrenz näher unterrichten will, wird das Werk Sering's mit großem Vorteil benützen.

E. Fruwirth.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 6. Stuttgart, 6. Februar **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Hudsons-Bai-Gesellschaft einst und jetzt.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Gelegentlich meiner letzten Reise durch die Hudsons-Bai-Länder hatte ich mir unter anderem auch die Aufgabe gestellt, möglichst genaue Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Hudsons-Bai-Gesellschaft, neben der Ostindischen Gesellschaft wohl das größte Handelsmonopol, welches die Geschichte aufzuweisen hat, einzuholen.

Ueber die Gründung, Ausbreitung und Blüte dieser mit fast souveränen Vorrechten ausgestatteten, über einen halben Kontinent herrschenden Gesellschaft schwebt ein merkwürdiges Dunkel. Während die Hansa, die Ostindische Gesellschaft und andere große Handelsgesellschaften ihre Geschichtschreiber gefunden haben und in den Bibliotheken durch eine Reihe stattlicher Bände vertreten sind, ist über die Hudsons-Bai-Gesellschaft während ihres mehr als zweihundertjährigen Bestandes fast nichts Bemerkenswertes erschienen. Nur hie und da drangen Berichte über die reichen Einnahmsquellen, über die ausgedehnten Ländereien und über den schließlichen Verkauf des ganzen Besitzes im Jahre 1863 in die Oeffentlichkeit. Mit dem Verkaufe der Privilegien an die canadische Regierung glaubte man allgemein die Laufbahn der Hudsons-Bai-Gesellschaft für geschlossen. Aber nichts ist unrichtiger, denn die Gesellschaft befindet sich heute vielleicht in größerer Blüte als je zuvor, und es ist nur die von ihr verfolgte Schweige- und Unterdrückungspolitik, welcher die allgemeine Unkenntnis über die Gesellschaft zu Grunde liegt.

Welche großartigen Besitzungen, welchen Einfluß und welche Macht die Gesellschaft heute noch ungeachtet der Aufschließung des canadischen Nordwestens in den Händen hat, konnte ich in ganz Canada, von Quebec bis nach dem Stillen Ozean, von der Vereinigten-Staaten-Grenze bis in den höchsten Norden wahrnehmen. Ueberall begegnet man den Faktoreien, Handelsposten, den Ländereien, den Agenten, Händlern, Schiffen, Karawanen und sogar den Geldzeichen der „H.B.C.", wie die Gesellschaft der Kürze wegen in Canada allgemein genannt wird. Auf der über zwei Millionen e. Quadratmeilen umfassenden nördlichen Hälfte Canada's bilden die 150 Handelsposten der H.B.C. die einzigen Ansiedelungen der Weißen, und die Gesellschaft hat diesen in der Weltgeschichte unerreicht dastehenden Besitz ohne Kriege und ohne Unruhen während zweier Jahrhunderte zu erhalten und zu mehren verstanden. Die Hudsons-Bai-Gesellschaft erhielt ihre „Charter", ihr Privilegium von Karl II. von England, und dieses Dokument ist so merkwürdig, daß einige Stellen daraus hier wohl Platz finden mögen: „In Anbetracht der mit großen Kosten und Gefahren verbundenen Expedition nach der Hudsons-Bai im nordöstlichen Amerika, welche unser lieber Vetter, Prinz Rupert, Graf Palatine des Rheins, Herzog von Bayern und Cumberland; ferner der Herzog Georg von Albemarle, der Earl von Craven und andere (folgen vierzehn andere Namen) unternommen haben, um eine nordwestliche Durchfahrt nach der Südsee, ebenso wie Absatzgebiete für allerhand Waren zu finden, in fernerem Anbetracht der Entdeckungen, welche sie bereits gemacht haben und deren Fortsetzung Uns und Unserem Königreich zu großem Vorteil gereichen könnte: Und da die genannten Unternehmer zur Unterstützung ihrer Aufgabe Uns ehrfurchtsvoll gebeten haben, ihnen und ihren Nachfolgern den ganzen Handel in allen jenen Meeren, Buchten, Flüssen, Seen und Bächen zu gewähren, welche westlich der Hudsons-Straße gelegen

sind, nebst allen Ländereien längs dieser Meere, Buchten, Flüsse, Seen und Bäche, soweit sie sich nicht bereits im Besitz irgend welcher Unterthanen Englands oder eines anderen christlichen Fürsten oder Staates befinden"

wurden sie zu einer Gesellschaft unter dem Namen „Der Gouverneur und die Gesellschaft englischer Abenteurer in der Hudsons-Bai handeltreibend" erhoben und ihnen das ausschließliche Handelsprivilegium verliehen in den genannten Ländereien, nebst dem Eigentumsrecht dieser letzteren, den Fischereien, Minen, Wäldern und Waldprodukten u. s. w., und der ganze Besitz wurde zu einer englischen Kolonie unter dem Namen ‚Ruperts Land' erhoben."

Für dieses Privilegium hatten die ‚Abenteurer' dem König und seinen Nachfolgern einen jährlichen Tribut von zwei Hirschen und zwei schwarzen Bibern zu zahlen, wenn immer der König und seine Nachfolger die in der Charter genannten Territorien berühren sollten. (!)

Aber nicht genug damit. Den „Abenteurern" wurden ferner die weitgehendsten Freiheiten bezüglich der Regierung dieser Ländereien verliehen. Sie erhielten das Recht, im Bedarfsfalle Kriegsschiffe, Soldaten und Munition in irgend welche der abgetretenen Gebiete zur „Sicherung und Verteidigung derselben" senden zu dürfen; ferner das „Recht, mit allen nicht-christlichen Fürsten und Völkern in diesen Gebieten Krieg und Frieden zu schließen, und ihnen Friedensbedingungen irgend welcher Art aufzuerlegen".

Ein Privilegium von solcher Ausdehnung und solcher Wichtigkeit ist außer der Ostindischen Gesellschaft wohl niemals erteilt worden, denn die auf solche Weise geschenkten Ländereien umfassen nicht weniger als 4 1/2 Millionen e. Quadratmeilen, also weit mehr als der Flächeninhalt von ganz Europa! Merkwürdig genug erfreute sich die Gesellschaft von „Abenteurern in der Hudsons-Bai", dieses Privilegiums ungestört während mehr als zwei Jahrhunderten, und erst in den siebziger Jahren gieng dasselbe gegen eine Baarzahlung von anderthalb Millionen Pfund Sterling (ca. 31 Millionen Mark) in den Besitz einer anderen Gesellschaft über, in deren Händen sich der Wert desselben seither vielleicht schon verdoppelt hat!

Im Gegensatz zu der heutigen Ausdehnung und Gestaltung dieses großartigen Besitztums ist es nicht uninteressant, aus den übrigens schwer zugänglichen Jahresberichten die ursprüngliche Entwickelung dieses Unternehmens zu verfolgen. Sir Edw. Watkin gibt in seinem eben bei Ward Lock u. Co. in London erschienenen Buche „Canada and the States" das Original-Kapital, mit dem die Gesellschaft ihr Unternehmen begann, auf zehntausend Pfund Sterling an, welches 1748 bereits auf über hunderttausend Pfund angewachsen war. Die vier Schiffe, welche jährlich nach der Hudsons-Bai segelten, führten Waren im Werte von 5000 Lstrl. aus und brachten solche im Werte von 30,000 Lstrl. zurück. Damals besaß die Hudsons-Bai-Gesellschaft nur sechs Faktoreien in dem unendlichen Gebiete, sämtliche an den Hudsons-Bai-Küsten gelegen. Heute gibt es deren 150. Die sechs ersten und ältesten Forts haben mit zwei Ausnahmen ihre Bedeutung verloren, während sich andere, viel jüngere, zu Städten von 20—30,000 Einwohnern entwickelt haben.

Der Natur der Dinge gemäß beschränkte sich die Ausbeute der Nordhälfte des Kontinents im vorigen Jahrhundert auf den Tauschhandel mit den Indianern. Das ganze Gebiet war ja aller weißen Ansiedler vollständig bar, wildes Urland in den Händen der Rothäute. Die Münzeinheit bei diesem Tauschhandel war das Biberfell, und merkwürdigerweise hat sich diese Münzeinheit in der nördlichen Hälfte Canada's, in dem Gebiete des Athabaska-Sees und Churchill-Flusses, bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Kuriosität halber seien hier die Artikel angeführt, deren jeder den Wert eines Biberfelles besaß: Kochkessel, Pistolen, Gewehre, Pferdedecken, je anderthalb Pfund Schießpulver, je zwei Bayonnette, drei Messer, je zwölf Nähnadeln u. s. w. Eine Gallone Brandy kostete vier Biber; anderthalb Unzen Scharlachrot (Farbe) kostete ein Biberfell. Neben den genannten waren die hauptsächlichsten Tauschartikel noch Kämme, Ringe, Scheeren, Fingerhüte, Gläser, Löffel 2c., ferner Strümpfe, Hemden, Hüte und Tücher.

Da es nun außer dem Biberfell auch noch eine Menge anderer Tierfelle gab, wie solche von Bären, Ottern, Füchsen, Wölfen, Mardern u. s. w. so wurden diese beim Tauschhandel auf Biberwerte umgerechnet. Die Indianer brachten ihren Reichtum an Fellen nach den einzelnen Faktoreien an der Hudsons-Bai, dort wurden sie eingetauscht, auf die Schiffe verladen und schließlich in London, dem Hauptsitz der Hudsons-Bai-Gesellschaft, öffentlich versteigert. Es war damals gebräuchlich, die Versteigerung mit dem Anzünden einer zollangen Wachskerze zu beginnen und so lange fortzusetzen, bis diese Kerze erlosch — das letzte Angebot vor dem Erlöschen der Kerze wurde angenommen.

Im Laufe der Jahre nahm die große Handelsgesellschaft an Bedeutung immer zu. Sie sandte verschiedene Entdeckungsexpeditionen aus, ihre Reisenden drangen von der Hudsons-Bai und von den canadischen Seen immer tiefer in das ungeheure Präriegebiet des Saskatschewan, es wurden neue Faktoreien angelegt, Verträge mit den Indianerstämmen abgeschlossen und schließlich auch die Felsengebirge und die Küsten des Stillen Ozeans in den Handelsbereich der H.B.C. einbezogen. Statt die Indianer zu bekriegen und und zu Feinden zu machen, wie dies in den Prärien des Mississippi und Missouri geschah, wurden die Rothäute aus leicht begreiflichen Gründen allmählich dem Dienste der H.B.C. untergeordnet. Waren sie doch die vorzüglichsten, ja für länger als ein Jahrhundert die einzigen Jäger, gleichzeitig auch die einzigen Käufer der von der H.B.C. eingeführten Tauschwaren.

Um die Millionen Quadratmeilen umfassenden Jagdgebiete unverändert zu bewahren und die Jagdtiere nicht zu verscheuchen, war es das oberste Prinzip der Gesellschaft, jedes Vordringen und jede Ansiedelung der Weißen hintanzuhalten. Alle Reisen und Entdeckungen in dem ungeheuren Gebiete wurden sorgfältig verschwiegen und das ganze Land sozusagen von einer imaginären chinesischen Mauer umschlossen, so daß noch zu Beginn dieses Jahrhunderts mit Ausnahme der H.B.C. niemand das Geringste von dem Charakter des Landes wußte. Ob diese Politik eine gute war, ist schwer zu sagen. Einerseits wird behauptet, daß die Besiedelung des Landes den Wert desselben unendlich gesteigert hätte, ohne dabei den Jagdtieren irgendwelchen Schaden zu thun. Gibt es doch in der alten Welt stark besiedelte Länder, welche verhältnismäßig an Jagdtieren ebenso reich, wenn nicht sogar reicher sind als ebenso große Gebiete in Canada. Ja, in vieler Hinsicht ist die Besiedelung eines Landes der Vermehrung seiner Jagdtiere sehr zuträglich. Anderseits wird von den Beamten der H.B.C. behauptet, daß für die Besiedelung ihrer großen Ländereien bis auf die allerjüngste Zeit kein Bedürfnis vorhanden gewesen wäre. Lagen ja doch die südlicheren, klimatisch günstigeren Prärien der Vereinigten Staaten der Besiedelung offen, und es würde gewiß den wenigsten eingefallen sein, die canadischen Prärien vorzuziehen. Die bisherige Politik der H.B.C. ist deshalb nicht so sinnlos und widerspruchsvoll, als es für den ersten Augenblick erscheinen mag.

Von dem Rechte des Kriegs und Friedens machte die H.B.C. während ihres weit über zweihundertjährigen Bestandes fast gar keinen Gebrauch. Indianer-Unruhen kamen Dank der schlauen, anscheinend gütigen Behandlung der Rothäute nur in den seltensten Fällen vor, und die einzige ernstlichere Wolke in dem ungetrübten Glücke der H.B.C. war die Gründung der „Nordwest-Gesellschaft“, eines Konkurrenz-Unternehmens, zu Beginn dieses Jahrhunderts, das seine Operationen bis an die Küsten des Stillen Ozeans ausdehnte. Noch eine dritte Gesellschaft, die sogen. „X.Y.Company“, entstand beinahe zur selben Zeit, und die Agenten dieser verschiedenen Gesellschaften boten alles auf, um den Pelzhandel mit den Indianern durch Bestechung oder Gewalt an sich zu reißen. Die Rothäute wurden durch Rum und Whiskey gewonnen, die Karawanen der verschiedenen Gesellschaften überfallen und beraubt, die Felle in Canada um einen höheren Preis erstanden, in England aber der Konkurrenz halber um niedrigere Preise verkauft, so daß der ganze Pelzhandel sowohl wie die Organisation der einzelnen Gesellschaften und die Beziehungen zu den Indianern vollständig demoralisiert waren. Die H.B.C. zahlte endlich keine Dividenden mehr und die anderen Gesellschaften wurden bankerott. Der Thätigkeit des ersten Kolonisten der Hudsons-Bai-Länder, Earl Selkirk, und des vornehmsten Aktionärs der Nordwest-Compagnie, Mr. Ellice, gelang es, die verschiedenen Interessen zu vereinigen und die drei Gesellschaften zu einer einzigen zu verschmelzen.

Von dieser Epoche bis in die Sechziger Jahre waren die Unternehmungen der H.B.C. von großem Glück begünstigt. Ihre Macht und Ansehen waren in ihren eigenen Ländereien in steter Zunahme begriffen, aber die fortschreitende Kultivierung der großen amerikanischen Prärien hatte das Augenmerk der Kolonisten auch auf die Prärien jenseits des 49. Breitegrades, das eigentliche Jagdgebiet der H.B.C., gelenkt. Es war bekannt geworden, daß die Flußgebiete des Saskatschewan und Assiniboine gewaltige Länderstrecken von großer Fruchtbarkeit enthielten, und Ansiedler begannen sich an den günstigsten Stellen festzusetzen. In den Flußläufen der canadischen Felsengebirge, vornehmlich im Fraser und im Columbia, wurde Gold gefunden und lockte Tausende in dieses von Weißen bisher vollständig unbewohnte Land; die Grenzstreitigkeiten zwischen Canada und den Vereinigten Staaten, der Notenkrieg um den Besitz der San Juan-Insel an der Küste des Stillen Ozean und schließlich die Indianer-Unruhen in den canadischen Prärien ließen die Regierung in Ottawa und die Zentralregierung in London die Notwendigkeit deutlich erkennen, die zwei Millionen Quadratmeilen umfassenden, staatlich noch gar nicht organisierten Territorien des canadischen Westens in den Regierungsbereich Canada's zu ziehen und eine Eisenbahn zur leichten Erreichung dieser entlegenen Länder zu bauen. Aber das Privilegium der Hudsons-Bai-Gesellschaft stand im Wege und die zopfigen, mit einem Fuß noch im vorigen Jahrhundert steckenden Regierer der Gesellschaft waren jeder Konzession abgeneigt. 1857 wurde der vorgenannte Hauptaktionär der H.B.C., Mr. Ellice, im englischen Parlament gefragt, welche Hoffnungen man bezüglich der Erschließung der Hudsons-Bai-Territorien und der Besiedelung derselben habe? „Gar keine“, antwortete Ellice, „so lange auch nur der jüngste unserer Angestellten am Leben ist“.

Mr. Ellice täuschte sich indessen. Die Hudsons-Bai-Gesellschaft konnte sich dem Strom der Besiedelung nicht länger entgegenstellen. Die Zeiten, wo vier Millionen Quadratmeilen Landes von einer Privatgesellschaft verwaltet werden konnten, waren vorüber, und es muß in der That wundernehmen, daß dies noch vor zwanzig Jahren überhaupt der Fall sein konnte. Die „Abenteurer der Hudsons-Bai“ waren in ihrem alten Hause in der Londoner City wie in einem Bollwerk verschanzt, das von der steigenden Hochflut moderner Zivilisation und Besiedelung vollständig umgeben war. Gestützt auf ihre alten Privilegien hielten sie an ihrem eigentümlichen weißen Banner mit der Devise „pro pelle cutem“ fest, und stemmten sich gegen alle Neuerungen, aber sie mußten dennoch den höheren Zwecken des großen Kolonialreiches nachgeben. Sir Edward Watkin, Sir John Macdonald und der damalige Kolonialsekretär, der Herzog von Newcastle, hatten die Notwendigkeit einer transkontinentalen Bahn durch

canadisches Gebiet und die noch größere Notwendigkeit der Unterwerfung und Organisierung der Nordwest-Territorien erkannt und da der Gesellschaft nicht anders beizukommen war, wurde beschlossen, sie ganz auszukaufen. Nach langem Widerstand erklärte sich die Gesellschaft bereit, ihre Privilegien und ihren ganzen Besitz in den Hudsons-Bai-Ländern gegen Erlag von anderthalb Millionen Pfund Sterling in Baar zu verkaufen. 1863 wurde eine neue Gesellschaft formiert, welche diese riesige Summe Geldes (31 Millionen Mark) in Baar erlegte, und so in den Besitz der Charter und des ganzen Eigentums der alten Hudsons-Bai-Gesellschaft kam. Mit dieser neuen Gesellschaft wurden die Unterhandlungen zur Abtretung der ungeheuren Territorien an Canada fortgesetzt und 1870 erst gelang es, ein Uebereinkommen mit der Hudsons-Bai-Gesellschaft zu treffen, demzufolge dieselbe Ruperts-Land und die Hudsons-Bai-Länder gegen eine Entschädigung von 300,000 Lstrl. (6 Millionen Mark) an die canadische Regierung abtrat und auch das Monopol des Handels aufgab, aber die Gesellschaft reservierte sich alle um ihre 150 Handelsforts gelegenen Ländereien, etwa 70,000 Acres umfassend, und außerdem ein Zwanzigstel des sogen. „fruchtbaren Gürtels" von Canada, d. h. der Prärien, welche im Westen von den Felsengebirgen, im Osten vom Winnipeg-See, im Norden vom nördlichen Saskatschewan, im Süden von der Vereinigten-Staaten-Grenze eingefaßt werden und beiläufig 400,000 Quadratmeilen umfassen. Ein Zwanzigstel dieser fruchtbaren Ackerländer, also 20,000 e. Quadratmeilen, sind unumschränkter Besitz der Hudsons-Bai-Gesellschaft geblieben, und werden von dieser zu den höchstmöglichen Preisen verkauft. Wenn man bedenkt, daß diese zwölf Millionen Acker Landes von zwei bis zwölf Dollars per Acker Wert haben, so kann man sich wohl vorstellen, welch riesige Einnahmen der Gesellschaft neben ihrem unverändert weitergeführten Pelzgeschäft und Tauschhandel noch aus dem Verkauf ihrer Ländereien erwachsen können und auch erwachsen werden! Die ganze Transaktion war die denkbar günstigste nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die canadische Regierung, für die Ansiedler und für das englische Gesamtreich. Durch die Herstellung der canadischen Pazificbahn und anderer Eisenbahnen in den Prärien haben diese zwölf Millionen Acker der Hudsons-Bai-Gesellschaft einen höheren reellen Wert erhalten, als es früher jener der gesamten Hudsons-Bai-Länder war!

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug in die Bretagne.

An einem windigen Nachmittag im Monat August liefen wir von Havre her in den Hafen von Honfleur ein. Da wir noch ein paar Stunden zu warten hatten, ehe der Bahnzug nach Lisieux abgieng, schickten wir unser Gepäck mit dem Omnibus voraus nach der Station und schlenderten gemächlich zu Fuße hinterdrein. Zunächst verweilten wir auf der Zugbrücke am Hafen und betrachteten uns die Fischerboote, Häringsbüsen und andere Fahrzeuge, welche an der Anlände lagen und die vorzugsweise dem Verkehr mit England dienen, wohin Honfleur große Mengen von Eiern, Geflügel, Obst und Gemüse ausführt. Die Eisenbahn nach Lisieux führt durch bewaldete Thäler, durch welche ein vielgekrümmter, fischreicher Fluß hinführt, dessen helle Gewässer wir erst in der Nähe unseres Bestimmungsortes aus dem Auge verlieren, als wir in einen Tunnel unter den Hügeln einbiegen.

Es begann zu dämmern, als wir Lisieux erreichten; wir verschoben also unsern Besuch der alten Straßen und der noch älteren Kathedrale auf den folgenden Tag. Viele der dortigen Häuser mit ihren unregelmäßigen Giebeln und überhängenden oberen Stockwerken haben etwas eigentümlich anziehendes, allein da und dort, besonders in der Rue aux Fèves, waren die seltsamen Holzschnitzereien an Thüren, Fenstern und Hauswänden halb versteckt von den Gegenständen, welche hier zum Verkaufe ausgehangen waren; an einem künstlerisch vollendeten Thürklopfer z. B. hiengen einige Stiefelpaare, und an den geschnitzten Fensterrahmen oder eichenen Getäfeln ein buntes Sortiment von bretonischen Volkstrachten. In einer Ecke der Place Thiers steht die alte Kathedrale zwischen ein Kloster und eine Reihe moderner Häuser eingekeilt. Das Aeußere mit seinen beiden unregelmäßigen Türmen über einem prachtvoll gewölbten Portal trägt an seiner verwitterten Front einige Zeichen der Revolution; die Treppenstufen sind vom Tritt frommer Füße ausgehöhlt; aber die Wasserspeier unter dem Dache sind entstellt durch die Steine, welche ihnen von frevlen Händen in das Gesicht geschleudert worden sind.

Von Lisieux fahren wir mit der Eisenbahn nach Caen; die Gegend ist flaches Waideland, von welchem sich im Hintergrund waldige Berge abheben. Nach allen Richtungen hin sieht man einige einsame Pappeln von imposanter Größe und Schönheit, welche jedoch oft den Reiz der fernen, wellenförmigen Landschaft schmälern. Die Stadt Caen ist reich an berühmten Baudenkmälern. Auf einer beherrschenden Anhöhe im Nordosten der Stadt stehend — wo Wilhelm der Eroberer um die Mitte des 11. Jahrhunderts sich ein Schloß erbaute — sieht man manchen hübschen Kirch- oder Spitzturm sich über die Hausdächer dieser geschichtlichen Stadt erheben. Das Schloß ist schon seit lange verschwunden, und selbst ein davon übrig gebliebener Wartturm ist in der Revolutionszeit halb zerstört worden; aber die St. Georgskapelle und eine romanische Halle sind als merkwürdige Gedenkzeichen an die Zeit des Eroberers noch vorhanden. Die alten Mauern und Wälle des Schlosses sind ausgebessert worden, und mittelst der Zugbrücke erreicht man ein verhältnismäßig neues Gebäude, eine Artillerie-Kaserne. Vor der Zug-

brücke geht eine Schildwache auf und ab und hütet diese denkwürdigen Oertlichkeiten. Caen hat zwei Hauptkirchen, nämlich La Trinité, auch l'Abbaye-aux-dames genannt, im Jahre 1066 von Mathilde, der Gemahlin Wilhelm's des Eroberers, gegründet, welche auch in der Krypta der Kirche beigesetzt ist, ein bei aller Einfachheit imposanter Bau in romanischem Style, und St. Etienne, auch Abbaye-aux-hommes genannt, von Wilhelm dem Eroberer gleichzeitig mit der vorigen gegründet und schon 1077 größtenteils vollendet. Die Abtei von La Trinité ist nun in ein städtisches Spital, Hôtel-Dieu, umgewandelt. Saint-Etienne, vor dessen Hochaltar die irdischen Ueberreste Wilhelm's des Eroberers unter einem Steine beigesetzt sind, ist eine der schönsten romanischen Kirchen in ganz Frankreich. Die beiden Türme über dem einfach schönen romanischen Westportal, sind im 12. Jahrhundert daran gebaute gothische Spitztürme. Das Innere ist kennzeichnend für die frühromanische Periode; auf jeder Seite des Chorumgangs blickt man eine Allee von romanischen Bögen hinab, welche von romanischen Säulen getragen werden, deren reichverzierte Kapitäle die Wirkung noch erhöhen. Die größte Kirche der Stadt, erst kürzlich aus einer gründlichen Restauration hervorgegangen, St. Pierre, ist in gothischem Styl erbaut, aber mit vielen späteren Zuthaten und drei Türmen, wovon der eine, rechts vom Schiff, 70 m. hoch und besonders schön ist. Zu den übrigen Sehenswürdigkeiten von Caen gehören noch die Universität und das Stadthaus mit dem Museum und einer der besten Gemäldegalerien, die man in französischen Provinzialstädten finden kann, denn hier hat frommer Sinn und eifriger Lokalpatriotismus die meisten Gemälde aus den zur Zeit der Revolution aufgehobenen Kirchen und Klöstern vereinigt.

Wenige Meilen von Caen liegt hoch und malerisch auf den Klippen das Städtchen Falaise, berühmt wegen der Ruinen eines Schlosses, in welchem angeblich Wilhelm der Eroberer geboren wurde. Man erreicht die Ruine dieses Schlosses, welches eines der schönsten Denkmäler mittelalterlichen Burgenbaues in Frankreich ist, durch die Hauptstraße des alten Städtchens und die Ersteigung eines Hügels zur Rechten, wo eine hübsche Reiterstatue Wilhelms des Eroberers, umgeben von den sechs Herzogen der Normandie, steht. Ueberschreitet man dann eine Brücke, so befindet man sich plötzlich auf den alten Wällen des Schlosses, Wällen welche noch lange nach der Geburt des Eroberers erbaut waren. Die Umfassungsmauer der alten Burg hatte vierzehn Türme, von denen noch Spuren zu sehen und zwei Türme aus späterer Zeit — nämlich ein Wartturm aus dem 11. und der 40 m. hohe Talbotturm aus dem 15. Jahrhundert — übrig geblieben und vor kurzem restauriert worden sind. Besteigt man diesen Turm, so genießt man einen prachtvollen Ausblick auf die Ruine und die ganze Umgebung; ein kleines Flüßchen fließt unmittelbar unterhalb des Schlosses hin und speist, wie schon seit Jahrhunderten, den tiefen Graben des Schlosses. Der Kastellan zeigte mit einer Miene gläubiger Andacht die vier nackten Wände eines Zimmers, worin angeblich Wilhelm der Eroberer das Licht der Welt erblickt haben soll, und ärgerte sich über unsere Ungläubigkeit gegenüber dieser behaupteten Thatsache; er war aber trotzdem artig genug, uns in einen Winkel der Treppe zu führen und uns die Mündung eines Brunnenschachtes zu zeigen, in welchen er zu unserer Erbauung einen Stein warf, um am Falle desselben uns die ungeheure Tiefe des Schachtes nachzuweisen. Außerdem berichtete derselbe auch von dem Vorhandensein des unvermeidlichen unterirdischen Ganges, welcher vom Schlosse nach der Stadt Falaise hinabgeführt haben sollte.

Wir hatten Caen für einige Tage zu unserem Hauptquartier gemacht und verfehlten daher nicht, auf unseren Ausflügen in die Umgebung auch der kleinen Stadt Bayeux einen Besuch abzustatten: Sie liegt einen Kilometer vom Bahnhof und ist mit demselben durch eine gewundene Lindenallee mit grünen Wiesen auf beiden Seiten verbunden. Wir brauchten unsern Weg nach der Kathedrale gar nicht zu erfragen, denn wir sahen bald ihre drei hohen Türme sich hoch über die Häuser erheben. Der schönste derselben ist derjenige über dem westlichen Portal, an dessen verschiedenen Stockwerken Spitzbögen und Rundbögen abwechseln. Dieser romanisch-gothische Bau stammt aus dem 12. Jahrhundert. Das Innere ist imposant und von großer architektonischer Schönheit. Der Lichtgaden ist ungewöhnlich hoch und durch seine Reihe von gothischen Fenstern strömt eine Flut von glorreichem Sonnenlicht in das Schiff herein. Wenn man unter den romanischen Bögen der Seitenschiffe hinwandelt, so erhält man einen erhebenden Einblick hinüber in den Chor, welcher von einem durch die schmalen Fenster eindringenden, gedämpften Lichte erfüllt wird. Da und dort im Städtchen Bayeux stießen wir auf altertümliche Häuser, die Denkzeichen geschichtlicher Mysterien, welche noch kein Chronist jemals deutlich gelöst hat. Namentlich in der Rue Saint-Martin, an der Ecke der von der Kathedrale herführenden Straße, zieht eines dieser alten Häuser ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Da es ein Wirtshaus ist — angeblich das Herrenhaus von Bayeux im 15. Jahrhundert — so treten wir ohne Umstände ein und bestellen uns ein Frühstück. Das Zimmer, in welches wir gewiesen werden, mit seinen schweren Durchzugsbalken über uns und seinen unregelmäßigen Wänden, interessiert uns sehr; wir bitten daher, nach Bezahlung unserer Zeche, den Wirt, uns in dem alten Herrenhause herumzuführen. Mit einem Ausdruck von Geheimniskrämerei, der sich über seine breiten normänischen Züge verbreitet, lädt er uns ein, die Treppe hinanzusteigen. Wir folgen ihm eine steinerne Wendeltreppe hinauf, welche von dem fünfhundertjährigen Verkehr auf derselben ausgetreten ist. Er zeigt uns das schöne Schnitzwerk auf dem eichenen Getäfel der Thüren,

Wände und Kamine der Zimmer, welche wir durchschreiten, und sein immer sich steigerndes Heimlichthun erreicht seinen höchsten Grad, als er in seinem eigenen Zimmer und bei hellem Tage eine Laterne anzündet und auf die Thüre eines gewissen Wandschrankes deutet. Als dieser Schrank geöffnet wird, enthüllt er jedoch kein Geheimnis: es ist ein leerer Schrank, von der Tiefe einer dicken Wand. Das Geheimnis liegt jenseit desselben. Uns vorantretend gibt der Wirt dem Getäfel an der Rückwand des Schrankes einen starken Stoß, so daß sie sich in rostigen Angeln zurückschwingt und einen dunklen Gang mit einer steinernen Wendeltreppe enthält, welche in einen Kerker hinabführt, der so tief und so schlecht gelüftet ist wie ein Brunnenschacht. In diesen unheimlichen Versteck hinein hält der Wirt seine Laterne und flüstert: „Les oubliettes (die Verließe)!"

Wir kehrten durch die Stadt zurück, welche mit Flaggen und Bannern verziert war, denn es war Festtag in Bayeux, und begaben uns nach der Bibliothek, um die berühmte „Tapete von Bayeux" zu besichtigen, welche in 58 Scenen die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt und die der nicht unglaubwürdigen Sage zufolge von der Königin Mathilde selbst und ihren Damen gestickt worden sein soll, jedenfalls aber ein Werk des 11. Jahrhunderts ist. Diese Tapisserie ist archäologisch und kunsthistorisch eine Merkwürdigkeit, 70 m. lang und 50 cm. breit, und es verlohnt sich, dieselbe zu sehen. Unter jeder Handlung der Tapete steht die Erklärung derselben in lateinischer Sprache.

Am Abend unseres Besuchs in Bayeux besteigen wir nach einer langen Eisenbahnfahrt eine überfüllte französische Diligence und setzen uns auf den Bock, neben den Kutscher. Wir erreichen den Gipfel eines steilen Hügels, ein prächtiges Plateau, auf welchem die Stadt Avranches liegt. Auf Meilenweite umgeben uns waldige Thäler; gegen Westen bemerken wir zwischen einer Waldlandschaft und dem Meere eine breite Fläche salzigen Sandes, durch welchen ein Fluß strömt und einige der letzten Strahlen der untergehenden Sonne glänzend widerspiegelt. Darüber hinaus, zwischen dem Sonnenuntergang und jenen Sandflächen, welche die Ebbe hoch und trocken zurückgelassen hat, erhebt sich der Mont St.-Michel, ein stumpfer Felsenkegel, aus dem Atlantischen Ozean; an seinem Fuß liegt ein altes Fischerstädtchen, auf seinem Rücken eine Abtei mit Klosterkirche und ein Schloß. Der Weg von Avranches nach Mont St.-Michel senkt sich allmählich zum Meere hinab. Einen breiten, aufgedämmten Fahrweg entlang, mit einer Sandwüste auf beiden Seiten, gelangen wir endlich an die äußeren Mauern der kleinen Feste. Den Eintritt in die Stadt gewähren drei Thore, deren eines noch sein Fallgatter aufweist, aber das Wappen über demselben — ohne Zweifel das Wappen der alten Abtei — ist verwischt. Das Städtchen besteht aus einer einzigen kurzen und schmalen Straße mit unregelmäßigen und malerischen Häusern auf beiden Seiten. Dann kommen die 600 Treppenstufen, welche zu der alten Abtei und Kirche hinaufführen. Wir bleiben auf halbem Wege stehen, um Atem zu schöpfen, und betrachten uns den gewölbten Thorbogen, welcher zur Abtei hinanführt, mit seinem prachtvollen Rittersaal unter dem Kreuzgang, mit seiner eigentümlichen Krypta, welche buchstäblich mit dem Staub toter Mönche gepflastert ist, und seinen verschiedenen merkwürdigen unterirdischen Gemächern. Der Aufstieg von diesem Punkt bis zur Terrasse geschieht auf breiter Steintreppe zwischen alten Granitmauern und an manchem romanischen Bogen darüber. Diese Mauern stammen großenteils, wie diejenigen, welche das ganze Städtchen umgeben, noch aus dem 15. Jahrhundert. Wir erreichen die Terrasse und staunen über die großartige, prachtvolle Aussicht, welche man schon hier hat und die noch lange nicht an diejenige vom Turme hinanreicht. Vor uns breitet sich eine ganz unabsehbare Sandfläche aus, denn es ist noch immer Ebbe; allein bald bricht die See über diese unermeßliche Fläche herein, und kaum zwei Stunden vergehen seit dem ersten Anzeichen der wiederkehrenden Flut, so schlagen die Wogen schon laut an den Felsen und jede Spur von Sand auf weite Strecken hin ist verschwunden. Die alte Abtei, aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammend, ist wirklich einer der schönsten Punkte der Bretagne und ihre ganze Scenerie eine der malerischsten.

Jeder Winkel und jedes Fleckchen von Mont St.-Michel, von dem schmalen felsigen Strande an seinem Fuße bis hinauf zu den höchsten Zinnen seiner Mauern, ist so voll romantischen Interesses, daß wir nur mit großem Widerstreben es verlassen, um über St.-Malo nach Dinan zu reisen. Der Morgen ist kühl und wolkig, als wir zum Hafen von St.-Malo hinausfahren und vorsichtig um die Felsen herum steuern, von denen diese Küste einfach starrt. Unter diesen Felsen, auf denen man bisweilen die Ruinen einer Burg erblickt, welche Zeit und Wind und Wetter zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen haben, ist derjenige, welcher den Leuchtturm trägt, der augenfälligste und scheint auf die Gefahr hinzuweisen, welche dem Seefahrer sogar am hellen Tage drohen. Das enge düstere St.-Malo mit seinen steilen winkeligen Gassen und der Menge von englischen Badegästen hatte uns nicht festzuhalten vermocht. Wir waren in dieser Felsenstadt gegen Abend angekommen und im Hotel de France, dem Geburtshaus des Dichters Chateaubriand, abgestiegen, hatten uns aber, da die Dämmerung rasch eintrat, damit begnügt, die alte gothische Kathedrale mit ihrem schönen Turm nur von außen zu betrachten und einen kurzen Spaziergang auf den ehemaligen alten Festungsmauern zu machen, worauf uns ein ausgiebiger Regen wieder unter Dach trieb. Am anderen Morgen bei unserer Abreise erfüllten die zahlreichen Segelboote, welche zwischen und hinter den Felsen aus und ein glitten, die Bucht ganz mit dem bunten Leben eines Galatages. Diese belebte Szene verschwindet

plötzlich, wenn wir in die Rance einlaufen, den schönen Fluß, welcher in malerischen Krümmungen von Dinan herunterkommt und hier ins Meer sich ergießt. Er kam mir vor wie ein Rhein im Kleinen mit seinen bewaldeten und von Felsen gekrönten Ufern zu beiden Seiten. Die alte Stadt Dinan, die wir in ungefähr zwei Stunden erreichen, liegt auf einem Bergvorsprung, welcher das Thal überschaut. Wenn man sich auf den schattigen Boulevards auf der Höhe ergeht, welche die Linie der ehemaligen Befestigungen darstellen, so erscheint die Landschaft darunter von Sonnenschein überflutet, denn die düsteren Wolken, welche bei Tagesanbruch den Himmel bedeckten, sind verschwunden. Später am Tage machten wir einen Ausflug nach dem etwa anderthalb Kilometer von Dinan entlegenen Dorfe Lehon, welches malerisch in einem waldigen Thälchen versteckt liegt. Von den Trümmern der dortigen alten Burg herab, welche wir durch Erklettern eines steilen Hügels erreichen, schauen wir über das freundliche Dörfchen hinweg in eine ausgedehnte Waldlandschaft hinein. Auf der anderen Seite von Dinan liegt die große alte Ruine des Château de la Guaraye, ein romantischer Punkt, wohin wir durch eine Allee von jungen Eichen fuhren. Wir stiegen an einem kleinen hölzernen Thor ab, welches ein Bauersmann erwartungsvoll offen hielt, und betraten sogleich einen schattigen Obstgarten von großem Umfang. Mitten in diesem hübschen Obsthain stehen die zerbröckelnden Mauern des alten Schlosses, das nur noch ein unheimlicher Aufenthalt von Fledermäusen und Gespenstern und von düsteren Sagen umwoben ist. Die architektonische Schönheit dieser Ruinen kommt nur wenig zur Geltung, denn der uralte Epheu hat dieselben in solcher Fülle überwachsen, daß die feine alte Skulptur, welche die hohen Thür- und Fenstergewänder verziert, beinahe ganz dem Blick entzogen ist.

Auf unserem Weg nach Quimper über Brest unterbrechen wir unsere Reise in dem stillen Städtchen Saint-Brieuc, dem Hauptorte des Departements Côtes-du-Nord, welches zwar nur 17—18,000 Einwohner hat, aber in mancher Hinsicht interessant ist. Der Marktplatz wimmelt von bretagnischen Bäuerinnen in ihren fleckenlosen weißen Hauben von allen Gestalten und Größen. Wir zwängen uns durch die geschäftige Menge nach der Kathedrale, welche im 13. Jahrhundert begonnen, aber erst im 18. vollendet worden ist und worin der heilige Brieuc, dem Kirche und Stadt ihren Ursprung verdanken, beigesetzt worden ist, aber nun sehr an Ansehen verloren hat, denn selbst die Wallfahrten zu seinem Grabe haben im Laufe der Zeit aufgehört. Die Stadt gehört zu den ältesten von Frankreich, denn sie war schon im 5. Jahrhundert vorhanden, und so überraschte es uns nicht, hier verschiedene altertümliche Häuser mit seltsamen Holzschnitzereien und namentlich uralten holzgeschnitzten Köpfen an den Außenwänden zu finden, welche jedoch keinen künstlerischen Wert hatten. Als wir aber durch die Rue St. Jacques giengen, bemerkten wir über einem Thorweg eine kleine eiserne Laterne, welche so alt aussah, daß sie schon dem heiligen Brieuc selbst, als er vorübergieng, ins Gesicht geleuchtet haben konnte.

Die seltsame fremdartige Physiognomie von St. Brieuc und seinen fleißigen rührigen Einwohnern machte zwar einen tiefen Eindruck auf uns, allein wir reisten ohne Zeitverlust weiter nach Quimper, weil wir uns mit dem Gedanken trugen, daselbst unser Hauptquartier für sechs bis acht Tage aufzuschlagen und Ausflüge nach verschiedenen interessanten Punkten an der Küste hin zu machen.

Unser erster Ausflug galt dem Fischerdorf Douarnenez und seiner geschützten Bucht (Departement Finistère). Hier klapperten die Bauern beinahe noch geschäftiger und rühriger als zu St. Brieuc in ihren Holzschuhen über die gepflasterten Straßen, als wir nach dem sandigen Strande jenseit der Stadt hinunterstiegen. Es war ein schwüler, wolkenloser Nachmittag. Wir fuhren über die Bucht in einem kleinen Fährboote, in dessen Stern der Junge des Fährmanns das Steuer handhabte, und landeten an der sogen. „krystallenen Insel", wanderten dann durch eine schattige Allee nach dem Leuchtturm, suchten ein abgelegenes Plätzchen am äußeren Strand der Insel auf und labten uns dann an einem erfrischenden Bade mit weitem Schwimmen im Meer. Der Ort war hiezu ganz besonders geeignet, denn es war ein schmaler Strand unter einer niedrigen Klippe, und es war eine rechte Lust, sich hier in das klare, durchsichtige Wasser zu versenken, wo die Wogen sich sanft an den außenliegenden Felsen brachen und weiße Schaumflächen in dem blauen Meeresspiegel hervorriefen.

Am anderen Morgen in aller Frühe brachen wir nach der Pointe-du-Raz, dem südwestlichsten vorspringenden Eckpfeiler der Bucht, auf. Von Audierne an, welches wir mit dem Kurier erreichten, ist die Gegend flach und ihre Eintönigkeit nur durch einen gelegentlichen Ausblick auf das Meer unterbrochen. Allein wir würden eine Reise durch eine Wüste gemacht haben, ohne uns zu beklagen, denn der herrliche Anblick, welchen wir nun von der berühmten Pointe, dem wildesten Vorgebirge an der ganzen Küste von Frankreich, genießen, wiegt alle Strapazen auf. Die Witterung hier ist, wie unser wettergebräunter Führer uns versicherte, beinahe immer stürmisch. Glücklicherweise hatten wir windstilles günstiges Wetter, und so kletterten wir über die Felsen und schauten mit einer gewissen ehrfurchtsvollen und gehobenen Stimmung in das sogen. „Teufelsloch" hinab. Die Flut sprang auf und brach mit einem Getöse wie Kanonendonner über die gewaltigen Felsen und erratischen Blöcke heran und stürzte sich in diese große Lücke hinein. Die Szene hat etwas Wilderhabenes, Großartiges und vermag selbst bei Tage, wenn nur ein leichter Wind weht, ein Gefühl des Schreckens zu erwecken. Wer vermöchte dann erst dieses Bild von Verderben und Getöse in einer Nacht voll Sturm und

Schiffbruch zu schildern? Der Führer machte uns nach Seemannsart auf das schwarze Wrack eines großen Schiffes aufmerksam, welches, fest zwischen die Felsen eingekeilt, bei dem letzten großen Sturme zugrunde gegangen war! Der „Mönch", ein Felsen, welcher merkwürdigerweise einem auf seinem Rücken liegenden Mönch mit der über das Gesicht gezogenen Kapuze gleicht, ist nur eines unter den vielen seltsamen Phantasiegebilden, welche diese Szene hervorruft. Ganz nahe dabei, in der Baie des Trépassés, liegen der Küste entlang die Caves d'Enfer, gehütet von jenem steinernen Mönch, den die andringende Flut hier herein zu spülen scheint.

Von Quimper begaben wir uns per Bahn nach Vannes, dem Hauptorte des Departements Morbihan, einer Stadt mit kleinem Hafen und altertümlichen, schlecht gebauten Straßen, wo wir wieder unser Hauptquartier aufschlagen, um historisch-interessante Orte in der unmittelbaren Nachbarschaft zu besuchen; wir versäumen nicht, eine Wanderung nach den Trümmern der Abtei St. Gildas längs der Halbinsel Rhuis zu machen, und den wegen seiner keltischen Altertümer berühmten Berg La Butte de Tumiac zu besuchen. Allein keine Wanderung vermag diejenige nach Carnac zu übertreffen, wo die Gegend dicht mit druidischen Trümmern bestreut ist. Wir segeln zwischen den Eilanden der Inselflur von Morbihan hindurch nach Carnac und fahren von da im Wagen nach Auray. In Rumesto, ungefähr ein Kilometer an der Straße hin, halten wir bei einer kleinen Steintreppe an der Straße, schreiten über ein Feld hin und kommen an einen massiven Steinblock, der auf zwei aufrechtstehenden Steinen ruht. Ist dieser Dolmen ein zertrümmertes Grabmal, welches dem „Andenken" des vorgeschichtlichen Menschen errichtet worden ist? An derselben Straße, auf einem gegenüber liegenden Felde sind noch andere Dolmen, welche diesem genau gleichen, aber mit hieroglyphischen Inschriften auf den Steinen, welche noch kein Altertumsforscher befriedigend zu erklären vermocht hat. In Ménec, dicht dabei, ist die große, nun von blühendem Stechginster leuchtende Haide dicht mit „Menhirs" bedeckt, welche gewaltigen zerstückelten Grabsteinen gleichen. Das Aussehen dieser Haide erinnert an die Trümmer eines Friedhofes. An Kermadic vorüber, wo sich Dolmen finden, welche denen von Stonehenge in England ähnlich sind, wandern wir hinunter zum sandigen Strande in der Nähe von Carnac und baden uns in der Bucht von Quiberon. Nach einem Frühstück in einem alten Wirtshause erklettern wir den Gipfel eines berühmten Grabhügels, welcher nun dem Erzengel Michael geweiht und der einzige höhere Punkt im ganzen Bezirke ist, so daß wir von ihm herab auf allen Seiten Spuren von der einstigen Anwesenheit der Druiden sehen. Noch am selben Nachmittag kehren wir von hier aus durch den Archipel des Morbihan, wo die Wogen das tiefe Blau des Sommerhimmels widerspiegeln, nach Vannes zurück. Wie wir so in unserer Dampfbarkasse dahingleiten, fahren wir an einigen idealen Fischerdörfern vorüber, die im Schooße stiller Buchten liegen und manches weiße Segel zeigen. Drüben gen Südwesten hebt sich auf einer Anhöhe irgend ein römischer Turm oder eine gothische Kapelle, umgeben von dichtbewaldeten Hügeln, vom klaren Himmel ab und wundervolle Ausblicke aufs Meer zeigen sich zuweilen. Nur ungern verlassen wir Vannes und fahren mit der Bahn nach Nantes, von da mit dem Dampfboot nach St. Nazaire, wo wir uns einige Stunden aufhalten, ehe wir den Bahnzug nach Paris nehmen.

Unser Ausflug in und durch die Bretagne war nur ein flüchtiger, aber ein in hohem Grade interessanter und genußreicher, denn dieses schöne, reiche und malerische Land, welches uns Deutschen ein noch beinahe unbekanntes ist, verlohnt vor allen anderen Gegenden des Westens einen Besuch und unterscheidet sich in unsäglicher Weise von dem übrigen und namentlich dem zentralen Frankreich.

J. S.

Skizzen von der Balkan-Halbinsel.

Von Emile de Laveleye.

Aus dem Französischen übersetzt von Eugenie Jacobi.

(Schluß.)

8. Der Boden Bosniens.

Bosnien mit seinen Bergketten und seinen Thälern gehört zu den schönsten Teilen der Balkanhalbinsel und ruft die Erinnerung an die Alpen und Wälder Steiermarks wach. Gleichlaufend mit den Dinarischen Alpen, welche hier die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Mittelländischen Meere bilden, ziehen die bosnischen Höhenzüge sich ziemlich regelmäßig von Süden nach Norden und senden vier Flüsse hinab zur Sau: die Unna, die Werbas, die Bosna und die Drina. Diese Ketten haben aber sehr viele seitliche Verzweigungen, und jenseit von Serajewo türmen dieselben zu unentwirrbaren Massen sich auf, welche um 8200 und um 8500 F. höher über dem Meeresspiegel liegen, als die schroffen Gipfel des Domitor und des Kom. Nur in der Possawina — längs der Sau, nach Serbien zu — kommen große Ebenen vor; sonst stößt man überall auf bewaldete Höhen und auf Thäler, in denen Bäche und Flüsse sich hinziehen, und das Land eignet sich also nicht für den Getreidebau in großem Maßstabe, was für Slawonien und Ungarn zutrifft. Bosnien muß mit seinem landwirtschaftlichen Betriebe nach der Schweiz und nach Tirol sich richten und hauptsächlich mit der Viehzucht sich beschäftigen, welche zu einer Zeit, wo Amerika den Markt mit seinem Getreide überschwemmt, mehr noch wie die Feldwirtschaft einträgt.

Bosnien-Herzegowina umfaßt 5,410,200 Hektar, wovon 871,700 auf steile Felsen, 1,811,300 auf pflügbares Land und 2,727,200 auf die Wälder fallen, welche zum

großen Teile wegloser Urwald sind. Schlingpflanzen winden sich um Eichen und Buchen und bilden ein undurchdringliches Dickicht, so daß man nur, wie in Brasilien, mit der Happe in der Hand weiterzukommen vermag. Eine solche Wildnis ist aber nie in der Nähe von bewohnten Orten zu finden, weil die Leute sich für ihren Bedarf das in ihrem Bereiche liegende Holz abschneiden und die Türken aus Furcht vor Ueberfällen in der Umgegend von Städten und Flecken die Wälder grundsätzlich ausgerottet haben. In dem was geblieben ist, stecken aber immer noch riesige Kapitalien, nur sind dieselben gegenwärtig nicht flüssig zu machen. Prachtvolle harzige Nadelhölzer bedecken die hohen Berge, welche hinter Serajewo bis zum Ibar-Flusse und bis nach Mitrowitza sich hinziehen, und von hier hat Venedig sich Jahrhunderte hindurch das Holz zum Bau seiner Flotten geholt. Forstleute haben berechnet, daß die 1,667,500 Hektar Laub- und 1,059,700 Hektar Nadelholz zusammen ca. 138,971,000 Kubikmeter ausmachen, wovon 24,946,000 Bauholz und 114,025,000 Brennholz sind. Wollte man jetzt an's Verkaufen denken, so wäre das im Hinblick auf die spottschlechten Preise nur zu bedauern, und je nach der Lage würde man für den Kubikmeter Tannenholz nicht mehr wie zwei bis fünf und für den Kubikmeter Eichenholz nicht mehr wie drei bis sieben Franken bekommen; nur in den Gegenden nach der Sau zu führt man jährlich etwa 700,000—900,000 Stück Dauben aus. Jene ungeheuren Waldungen, die größer sind wie ganz Belgien, könnte man die Schatzkammern der Zukunft nennen. Die Einnahme, die der Staat jetzt aus ihnen bezieht, ist kaum nennenswert und belief sich 1880 auf 116,007 und 1884 auf 200,000 Gulden. Auch viel Wild — Hirsche, Rehe, Luchse, selbst Bären und Wölfe — trifft man in diesen Waldgebirgen, und die Bäche, welche all die Tausende von Thälern und Klüften durchfließen, bergen Krebse und Forellen im Ueberflusse; mehr wie 8000 Quellen sollen sich, wie man behauptet, auf jenen waldigen Bergen befinden. Wo der Baumwuchs aufhört, beginnen die Waiden, und so ist ganz Bosnien, von den hohen Felskämmen abgesehen, ein in Grün gekleidetes Land.

Einen ganz anderen Anblick gewährt die Herzegowina, deren Boden mit großen, weißlichen Kalksteinblöcken übersät ist, und es macht den Eindruck, als ob Bruchstücke von riesigen Bauwerken regellos umhergestreut wären. Zu den eigenartigsten Naturerscheinungen, die es überhaupt gibt, gehört eine Reihe von Flüssen dieses, in hohem Grade wasserarmen Landes; dieselben sind sogen. Höhlenflüsse, d. h. man kann von ihren Quellen nichts sehen, die im Inneren der Erde liegen, und völlig entwickelt kommt die Strömung aus der Felsenwölbung hervor, füllt im Winter einen ausgangslosen Thalkessel seeartig aus und geht dann wiederum unterirdisch weiter. In den Senkungen des Bodens liegen die Humusschichten, welche das Land fruchtbar machen. An Bäumen fehlt es fast gänzlich, und während in Bosnien die Häuser aus Holz erbaut werden, verwendet man hier zu diesem Zwecke große Steine, was den Behausungen ein sehr wildes Aussehen gibt. Das Klima stimmt mit dem von Dalmatien überein, und da die Herzegowina zum Becken des Mittelländischen Meeres gehört, wird sie vom Scirocco gestreift und hat im Sommer unter großer Dürre zu leiden. Wein und Tabak gedeihen vorzüglich; der Oelbaum kommt vor, und am Unterlaufe der Narenta ist sogar die Pomeranze anzutreffen, während in dem sumpfigen Thale der Trebisatsch, in der Nähe von Ljubuska, Reis gebaut wird. In dem hochgelegenen, nach Norden abfallenden Bosnien ist dagegen die Witterung eine sehr rauhe; in Serajewo friert es lange und anhaltend, und der Schnee bleibt daselbst 6 bis 8 Wochen liegen.

Der landwirtschaftliche Betrieb Bosniens ist von einer im höchsten Grade waldursprünglichen Art; nur ausnahmsweise hält man sich an die dreijährige Koppelwirtschaft, welche die Deutschen schon unter Karl dem Großen und, wie man behauptet hat, auch bereits zur Zeit des Tacitus kannten. Gewöhnlich wird die Erde, welche brach gelegen hat, vermittelst eines unförmlichen Pfluges umgewendet oder vielmehr aufgerissen, worauf man in die frischen Furchen Maiskörner wirft; über diese häufelt man etwas Erde, wobei ein Geflecht aus Strauchwerk als Egge dient, und zwischen den Schößlingen lockert man den Boden ein- oder zweimal auf. Nach der Ernte sät man noch zwei- oder dreimal Mais, mitunter auch Roggen oder Hafer, bis das Feld ganz ausgesogen ist, worauf man dasselbe für fünf bis zehn Jahre sich selbst überläßt; es bedeckt sich nun mit Farnkräutern und allerlei wildwachsenden Pflanzen und dient dem Vieh als Waideplatz. Aufs Mästen läßt man sich gar nicht ein, und sehr oft haben die Haustiere keinen Stall und sind nur auf die Brachfelder und Höfe angewiesen.

Der gesamte, verhältnismäßig geringe Ertrag der Feldfrüchte beziffert sich auf 500 Millionen Kilogramm, und darunter befinden sich:

100 Millionen Kilogramm Mais
49 „ „ Weizen
38 „ „ Gerste
40 „ „ Hafer und
10 „ „ Buffbohnen;

von den letzteren nährt man sich hauptsächlich zur Fastenzeit, und die griechischen Katholiken haben 180, die römischen 105 solcher Tage; man baut aber auch Roggen, Rispen- und Mohrenhirse, Buchweizen, türkische Bohnen, Kartoffeln, Kohlrabi und Raps.

Die Spuren türkischer Mißregierung können sich auf dem Gebiete der Landwirtschaft natürlich nicht verleugnen; der Hafer würde vorzüglich gedeihen, und doch ist nicht genug von ihm da, um den Bedürfnissen des Heeres zu genügen. Er wird aus Ungarn eingeführt und in Serajewo teuer bezahlt, wo 100 Kilogramm 20—21 Franken

kosten. Der einheimische Weizen ist teuer und schlecht, und das in der Hauptstadt verbrauchte Mehl entstammt ungarischen Mühlen; es kommt mit der Eisenbahn an und kostet weniger als das einheimische, welches bei dem Mangel an Wegen von Pferden weitergebracht werden muß. Ein ungarisches Haus wollte in Serajewo eine Dampfmühle einrichten, war aber genötigt, von diesem Vorhaben abzusehen, weil das zur Verarbeitung Gehörige nicht genügend beschafft werden konnte. Am leichtesten lassen sich die — übrigens sehr zahlreich vorhandenen — getrockneten Pflaumen ausführen und in den Jahren guter Ernte gehen von denselben bis 60,000 Tonnen über die Grenze, und sogar bis nach Amerika; einen ziemlich guten Branntwein, die Rakia, bereitet man aus denselben, und sie sind es recht eigentlich, durch welche der Kmet zu baarem Gelde kommt. Man baut auch Zwiebeln und Knoblauch, und das letztere Gewächs gilt als Schutzmittel gegen Krankheiten, Schicksalsschläge und Vampyre. Von dem wenigen Wein, der in der Nähe von Banjaluka und im Thale der Narenta gedeiht, trinkt fast niemand etwas; die Christen haben kein Geld und den Mohammedanern verbietet der Koran das Weintrinken. Das Laster der Trunkenheit tritt hier nur sehr vereinzelt auf, und die Bosnier halten sich hauptsächlich ans Wasser. Die Regierung sollte eifrig darauf bedacht sein, die Fortschritte auf dem Gebiete der Landwirtschaft zu begünstigen und zu fördern; viel könnten die Schullehrer dabei leisten, doch noch wichtiger wäre es, aus den besser bebauten österreichischen Provinzen Ansiedler herzuberufen, und denselben auf den Staatsländereien Wohnsitze anzuweisen. Das Beispiel, welches sie an solchen Nachbarn hätten, würde den armen Bosniern schon am besten die Augen öffnen.

9. Bosniens Haustiere.

Das Vieh, welches den Hauptreichtum Bosniens darstellt, befindet sich in einem elenden Zustande; die kleinen Kühe geben fast gar keine Milch, und es wird nur sehr wenig Butter bereitet, während man zu dem durchaus nicht vorzüglichen Käse Ziegenmilch nimmt. Die kleinen und schlecht gehaltenen Pferde müssen sich ihr Futter meistens selbst suchen auf den Waiden, in den Wäldern oder längs des Weges und sind nicht kräftig genug, um den Pflug zu ziehen; sie werden ausschließlich als Lasttiere benutzt und schreiten mit der Leichtigkeit einer Ziege über die Gebirgspfade dahin. Manche Beys besitzen wohl noch Abkömmlinge jener Pferde, die zur Zeit der türkischen Eroberung ins Land kamen; diese Tiere haben eine vorzügliche Gangart, und stolz recken sie den schön gebauten Kopf empor, der auf einem starken, schwanenartig gebogenen Halse sitzt; doch es fehlt ihnen der kräftige Körperwuchs. Die Zahl der Pferde ist eine sehr beträchtliche, und jede Wirtschaft besitzt mindestens ein Paar; da man hier keine Karren kennt, geht alles auf ihrem Rücken weiter, und unter der Führung eines „Kividschi" kommen sie in langen Zügen, an den Schwänzen miteinander zusammengebunden, nach den Städten, bepackt mit Lebensmitteln, Brenn- und Bauholz und Bausteinen. Die Regierung, welche bemüht ist, die Pferdezucht Bosniens zu veredeln, schickte 1884 fünf Hengste nach Mostar, wo dieselben von der ganzen Bevölkerung mit Musik und unter Vorantragung von Fahnen empfangen wurden; die Gemeinde übernahm es, für die nötigen Stallungen zu sorgen, andere Städte versprachen dies gleichfalls, und 1885 wurden in verschiedenen Teilen des Landes Gestüte eingerichtet, so daß Bosnien es leicht dahin bringen könnte, Italien und das ganze adriatische Küstenland mit Pferden zu versehen. Die Schweine mit den mächtigen Klauen können wie die Windhunde laufen; sie wachsen in den Eichenwäldern fast wild heran und sehen denn auch wie Wildschweine aus. Wollte man mit Mais füttern und Schweine aus England einführen, so könnte man mit Chicago wetteifern. Die Hämmel, deren Fleisch besonders der Mohammedaner liebt, kommen in großer Anzahl vor und haben eine sehr grobe Wolle; man verwendet diese zu den Zeugen und Teppichen, welche die Frauen für den Hausbedarf wirken. Ziegen hat jeder; dieselben sind aber eine wahre Plage für die Wälder, da die Hirten sie für die Dauer des ganzen Sommers nach den bewaldeten Höhen treiben. Geflügel und Eier findet man in jedem Hause und letztere, mit einer sauren, nach Knoblauch schmeckenden Sauce gegessen, gehören zu den Lieblingsgerichten der Bosnier. Oft kommen auch Bienenkörbe vor, deren Zahl sich nach den bisherigen Aufnahmen auf 118,148 beläuft; der Honig ersetzt den Zucker, und zu den Kerzen, welche beim griechischen katholischen Gottesdienste eine so große Rolle spielen, wird viel Wachs verbraucht.

Nach den amtlichen Angaben vom Jahre 1879 hatte Bosnien-Herzegowina 158,034 Pferde, 3134 Maulesel, 762,077 Stück Hornvieh, 839,988 Hämmel, 430,354 Schweine und wenn man 10 Hämmel und 4 Schweine für ein Stück Großvieh gelten läßt, so kommen bei einer Bevölkerung von 1,158,453 Einwohnern beinahe 100 Stück Großvieh auf je 100 Menschen, was gewaltig viel ist. In Frankreich fallen auf je 100 Personen 49 Stück Großvieh, in Großbritannien 45, in Belgien 36, in Ungarn 68 und in Rußland 64; alle Länder mit nicht dicht zusammengedrängter Bevölkerung, wie Australien, die Vereinigten Staaten und einstmals die deutschen Gaue, können viele Haustiere beherbergen, und die Leute vermögen sich hier also leicht Fleisch zu beschaffen. „Sie leben von Fleisch und Milch", sagt Cäsar von den alten Deutschen. In Bosnien wird mehr Fleisch als anderswo gegessen, und doch führt man Schlachtvieh (nach Dalmatien) aus. Vergleicht man indessen die Zahl der Haustiere nicht mit der Zahl der Bewohner, sondern mit der Ausdehnung des Landes, so gelangt man im Gegenteil zu keinem sehr günstigen Ergebnisse, denn es kommen in Bosnien nur 22, in Frankreich aber 40, in England 51 Stück und in

Belgien 61 Stück Vieh auf je 100 Hektar Land. Bosnien-Herzegowina hat auf einem Bezirke von dieser Ausdehnung 22, Belgien 187, England 111 und Frankreich 70 Bewohner, und nur in Rußland, wo im Norden die Witterungs- und die Bodenverhältnisse die denkbar ungünstigsten sind, kommen 15 Menschen auf einen solchen Raum. Der bosnische Tagelöhner erhält auf dem Lande, je nach der Jahreszeit und der Oertlichkeit, 70 Centimes bis 2 Franken und in den Städten $1^1/_{10}$ bis $2^1/_{10}$ Franken.

Eine südthüringische große Hochzeit.

Wenn eine sogenannte „große Hochzeit", welche in der Regel volle acht Tage in Anspruch nahm, bevorstand, so wurde, wie es Brauch war, am Westfälischen Friedensfeste die Verlobung („Hingebet") gefeiert. Der Bräutigam begab sich in Begleitung seines Vaters oder, wenn derselbe nicht mehr am Leben war, mit seinem Taufpaten in die Wohnung der Braut, was gewöhnlich gleich nach dem Nachmittagsgottesdienste eines Sonntages geschah, um bei deren Eltern oder Vormündern die Zusage („Hingebet") zu erhalten.

Der Vater oder Taufpate des Bräutigams fragt bei den Eltern oder Vormündern der Braut an, ob sie gewillt wären, ihrem Sohne oder Mündel ihre liebwerteste Tochter, welche er sich zur Lebensgefährtin erkoren, zu geben.

Hierauf erhebt sich der Vater der Braut und erklärt, daß er nichts an der Wahl seiner Tochter auszusetzen habe und er das volle Vertrauen zu seinem zukünftigen Eidam hege, jener werde seine Tochter in Treuen und Ehren halten.

Auf diese Erklärung erfolgt der gegenseitige **Handschlag** und damit wird die „Hingebet" besiegelt.

Der Bräutigam steckt hierauf seiner Verlobten einen Ring an den Goldfinger der rechten Hand, welcher bei reichen Leuten aus Gold, bei Wenigbemittelten aus Silber gefertigt ist, drückt ihr beim Handschlag einen Kronenthaler in die Hand und hängt ihr eine silberne Kette an den Hals.

An diese Handlung schließt sich der **Verlobungsschmaus**, welcher in Sauerbraten, Bier und Branntwein besteht. Zu demselben werden die Paten der Verlobten geladen und es geht da unter allerhand unschuldigen Scherzen und Neckereien recht lustig her.

Man sucht z. B. der Braut bemerklich zu machen, daß sie nunmehr eine Angebundene, eine Angekettete sei, welche sich in der Zeit bis zur Hochzeit nur immer auf den Fußspitzen zu bewegen habe, damit die Kette nicht zu viel Geräusch mache.

Unter solchen Scherzen vertreibt man sich die Zeit, die schnell dahin geht.

Nach dem Verlobungsschmaus wird von den beiderseitigen Eltern (Vormündern) der Hochzeitstag festgesetzt, wobei man den Kalender zu Rate zieht. Es wird in der Regel diejenige Woche im November gewählt, welche dem Vollmond vorhergeht. Denn man glaubt, daß dann das Vermögen der jungen Eheleute nicht in Abnahme gerate, sondern sich im Gegenteil noch vergrößere — ein Glaube, der auch heute noch festgehalten wird.

Von der Verlobung bis zur Hochzeit verstreicht ein Vierteljahr. In dieser Zeit werden allerlei Vorbereitungen zu derselben getroffen: der Mastochse und ein Paar jährige Schweine werden gekauft, es werden zehn Simmern (14 Zentner) Weizen zu Kuchen und 5 Simmern Roggen zu Brot bereitgehalten, welches Getreide der Mühlknappe bei den Eltern der Brautleute mit einem Wagen abholt und zur Mühle fährt.

Die Kosten der Schlachttiere und des Getreides tragen die beiderseitigen Eltern, bezw. Vormünder.

Unter solchen Vorbereitungen steht der Sonntag, an welchem die Verlobten zum erstenmale kirchlich aufgeboten werden, vor der Thür. An diesem und den zwei nachfolgenden Sonntagen wird es bereits lebendig im Brauthause. Es stellen sich die von der Braut gewählten, geputzten **Brautjungfern**, eine **rechte** und eine **linke**, zeitig ein, um den Kopfputz der Braut (das **Koppen**) zu besichtigen, welcher von der **Koppenmagd** (einer mit dieser Arbeit vertrauten Frau) angefertigt wurde.

Die rechte Brautjungfer befestigt den Kranz auf dem Kopfe der Braut, während ihr die linke den Ring an den Finger steckt und ihr die Kette und das sonstige Geschmeide umhängt.

Ring und Kette werden nach der Verlobung von der Braut in einem Schächtelchen verwahrt, um sie bei der Trauung unversehrt zu tragen.

Nach vollendeter Arbeit werden die Brautjungfern und die Koppenmagd mit Kuchen und Kaffee bewirtet.

Wenn die Glocken zur Kirche rufen, tritt die Braut, welche von den beiden Brautjungfern in die Mitte genommen wird, den Ehrengang an, nachdem diese zuvor den Eltern der Braut, sowie dieser selbst, von Herzen Glück zu dem Kirchgang gewünscht haben.

Die Brautjungfern geleiten die Braut zu dem **Brautstuhl**. Sie dürfen ihre Stellung bei Leibe nicht verwechseln, denn wenn sie einen „Box" machen, werden sie bei der Hochzeit von den jungen Burschen gehörig gefoppt und gehänselt.

Die Brautjungfern bleiben den ganzen Sonntag über im Brauthause, weil sie mit der Braut auch den Nachmittagsgottesdienst besuchen und ihr beim An- und Auskleiden behülflich sein müssen. Auf diese Weise wird es auch beim zweiten und dritten Aufgebot gehalten.

Am Dienstag nach dem zweiten Aufgebot verkündet lauter Peitschenknall des Mühlknappen, der das Mehl am Hochzeitshause abladet, daß die Hochzeit nahe ist. Nachdem er abgeladen hat, wird er gut bewirtet und er wird

obendrein von der Braut mit einem guten Trinkgeld und einem hübschen Taschentuche beschenkt, welch letzteres ihm an die Mütze oder an den Hut geheftet wird. Mit diesem Schmucke fährt er im Dorfe umher, um den Bewohnern zu zeigen, welche Ehre ihm widerfahren ist.

Am Mittwoch und Donnerstag darauf werden der Mastochse und die Gänse zum Hochzeitsmahle geschlachtet.

Der nächste Freitag heißt die Ladehochzeit. Der Hochzeitsbitter oder -Lader begibt sich ins Hochzeitshaus, um die Liste der zu Ladenden zu überlesen. Man rechnet sich's zur besonderen Ehre, wenn der Lehrer des Ortes dieses Amt übernimmt.

In seinem Sonntagsrocke und Hute, mit einem von der Braut geschenkten bunten Taschentuche und einem Rosmarinstengel in seiner Linken, macht er sich, ein langes, silberbeschlagenes spanisches Rohr in seiner Rechten, Mittags nach 12 Uhr auf den Weg, um 60—70 Gäste zu laden.

Dies geschieht in folgender Weise: Der Lader spricht, wenn er in die Stube des betreffenden Hauses tritt: „Ich entbiete Euch im Namen der Eltern des Bräutigams und der Braut, der ehrenwerten Paten des Bräutigams und auch der Braut, meinen schönsten Gruß mit dem Auftrage, daß Ihr hiermit geladen seid, Euch kommenden Dienstag um 9 Uhr mit Euren Kindern im Hochzeitshause einzufinden, Euch an diesem Ehrentage zu beteiligen und ihn durch Eure Gegenwart zu verschönern."

Der Pate antwortet dem Hochzeitbitter: „Ich danke für die freundliche Einladung und fühle mich dadurch sehr geehrt. Wir wünschen den Eltern und den Brautleuten Glück zu ihrem Vorhaben, und werden uns pünktlich einstellen."

Beim Laden wird der Rang der zu Ladenden nicht unberücksichtigt gelassen. Zuerst kommen die Paten und die Gevattern an die Reihe, als diejenigen, von welchen die wertvollsten Hochzeitsgeschenke zu erwarten sind. Nach diesen folgen die übrigen Verwandten, gute Freunde und getreue Nachbarn.

Der Hochzeitbitter muß einen guten Magen haben, denn er muß in jedem Hause, wenn auf das Wohl der Brautleute ein Glas geleert wird, Bescheid thun. Zu diesem Zwecke hat man sich mit einem guten Likör versehen.

Wenn der Hochzeitbitter sein Geschäft nach bestem Wissen beendet hat, ins Hochzeitshaus wieder zurückgekehrt ist und die Glückwünsche der Geladenen überbracht hat, dann wird zur Ladehochzeit geschritten. Dieselbe findet im Kreise der allernächsten Verwandten, als Geschwister und Paten der Brautleute statt, und dieselben werden vom Bräutigam herbeigeholt.

Die Mahlzeit bei der Ladehochzeit besteht in Nudelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettig und Sauerbraten. Jeder von den Paten erhält schon heute eine gewisse Quantität von Eßwaren (einen „Hochzeitsbündel") mit nach Hause. Derselbe besteht in einem, in Viertel zerlegten, halben Kuchen, kaltem Schweinebraten nebst einem Paar Bratwürsten. Dies ist gleichsam eine Vorvergütung für die Hochzeitsgeschenke.

Am nächsten Sonnabend früh muß die Braut das Hochzeitsbrot backen, um ihre Geschicklichkeit hierin als künftige Hausfrau zu zeigen, und man nimmt es für ein gutes Omen, wenn das Brot gut geraten ist.

Der darauffolgende Sonntag gilt der Hühnerhochzeit, auf welche sich das ganze Dorf freut. Um die hierzu benötigten Kuchen zu backen, haben die Backweiber, zu welchen die nächsten Verwandten der Braut und die Brautjungfern genommen werden, den ganzen Tag vollauf zu thun.

Zur Hühnerhochzeit steuern die meisten Frauen des Dorfes bei. Selbst die Wenigbemittelten lassen sichs nicht nehmen, ein Geschenk zu geben. Eine kommt mit einem steinernen (Steingut-) Topf voll Milch, auf welchem ein Wecken Butter von zwei bis vier Pfund liegt, diese bringt eine Mandel Eier, jene hat ein paar Hühner (daher der Name „Hühnerhochzeit").

Die Butterwecken sind sehr sinnreich in die Form von Hühnern, Enten oder sonst von einem eßbaren Vogel gebracht.

Die Brautleute nehmen die Geschenke in der Speisekammer in Empfang und versehen die Gefäße der Geber mit deren Namen, um Verwechselungen vorzubeugen, worauf sie sich mit diesen in die anstoßende Vorderstube begeben, um sich mit ihnen am Hühnerhochzeitsschmause gütlich zu thun.

Es gibt da Wurst und Brot, Käse und „Randkuchen", Bier und einen guten Schnaps. Bei diesem Gelage geht es gewöhnlich sehr lebendig her; man singt lustige Lieder und unterhält sich abwechselnd mit Wort- und anderen Spielen.

Die Gäste verweilen nicht selten bis zwei Uhr des anderen Morgens, wo sie noch mit einem guten Kaffee traktiert werden. Beim Nachhausegehen legt man ihnen noch ein Viertel Hühnerhochzeitskuchen nebst einem Viertellaib Brot auf den Topf.

Diese Tage sind sehr anstrengend und aufregend für die Hochzeiter. Kaum haben die letzten Hühnerhochzeitsgäste das Haus verlassen, so erscheinen die Backweiber, um den Teig zu den Kuchen zu machen, die Pfannkuchen zu backen und das zu Braten bestimmte Fleisch zu braten, sowie die Speisen für so viele Gäste zuzubereiten. Reichen die Kuchen nicht aus, was nicht selten der Fall ist, dann muß noch einmal gebacken werden.

Unter solchen Vorbereitungen kommt der Hochzeitstag herbei. Die Koppenmagd erscheint, um ihre Kunst im Flechten des Haares der Braut und im eigenartigen Aufbau des Flitterkranzes, des eigentlichen Brautkranzes („Schappels"), zu zeigen. Sie darf mit ihrer Arbeit auch nicht lange säumen, denn die Brautjungfern kommen bald, um das Schappel zu prüfen und zu probieren, ob es auch auf dem Haupte der Braut befestigt werden kann.

Zur Koppenmagd nimmt man eine Person, welche dieses Geschäft schon bei mehreren Hochzeiten besorgt hat und demnach hierzu geschickt ist. Die Brautjungfern werden aus den Kameradinnen und Gespielen der Braut genommen.

Punkt neun Uhr erscheint der Brautführer, welchem die Braut übergeben wird, und in dessen Obhut sie nun den ganzen Tag über gestellt wird. Zu diesem hat sich der Bräutigam einen von seinen Kameraden oder sonst einen in seinem Aeußeren interessanten und beredten Burschen erwählt.

Bald nach seinem Erscheinen wird er von der Braut und dem Bräutigam geschmückt. Der Schmuck besteht in einem seidenen Tuche, welches ihm auf die linke Schulter geheftet wird. Auf derselben befestigt man auch einen Kranz von Myrten mit einem langen Bande, welches bis weit über den Rücken herabfällt.

Nach diesem Geschäfte, während sich die Hochzeitsgäste nach und nach eingestellt haben, geht es zum Frühstück, welches in einem schmackhaften Warmbier besteht und von den Aufwärtern in weißen, von der Braut geschenkten und mit deren Namenszug versehenen Fürtüchern aufgetragen wird.

Bei diesem Frühstück werden die sogen. Rumpelkuchen verzehrt. Es sind dies mißratene oder fehlerhafte Kuchen, deren Vertilgung ein Wink für die Braut sein soll, daß sie nämlich nach geschlossenem Ehebund alles Fehlerhafte aus ihrem Herzen wegräumen und nichts in ihrem ehelichen Leben vorkommen möge, worüber sie Vorwürfe von ihrem Manne erhalten („abgerumpelt" werden) könne. In diesem Glauben thun denn die Gäste auch ihr Möglichstes.

Mittlerweile ist der Zeiger der alten Schwarzwälderuhr oben hinter dem Tisch auf $^1/_2$ 11 Uhr fortgerückt. Da erhebt sich der Brautführer am Brauttische und gibt den Gästen das Zeichen zum Aufstehen. Dieselben bilden einen Kreis, in dessen Mitte er sich stellt, um eine Anrede an die Eltern der Brautleute zu richten, bei welcher auch die Geistlichen anwesend sind.

Sie lautet: „Liebwerteste, hochzeitliche Versammlung! Freudig bewegt stehe ich hier in Eurer Mitte, um in Euren Namen den Eltern des Brautpares nochmals Glück und Segen zu wünschen." Sich an die Eltern der Braut wendend, sagt er: „Wenn es wahr ist, daß ein guter Sohn auch ein guter Gatte wird, so ist die Wahl Eurer Tochter eine glückliche zu nennen!" An die Eltern des Bräutigams gewendet, spricht er: „Und wenn es wahr ist, daß eine gute, gesittete Tochter eine treue, sorgsame Hausfrau, die Zierde des ganzen Hauses wird, so ist die Wahl Eures Sohnes in jeder Beziehung eine glückliche zu heißen." Zum Brautvater gewendet, spricht er: „Ich frage Euch, Ehrenwertester, wollt Ihr Eure Tochter mit mir ziehen lassen?"

Der Brautvater antwortet auf diese Anrede, sich verneigend: „Ja, in Gottes Namen."

Der feierliche Gang zur Trauung ist gekommen, und der Zug ordnet sich. An der Spitze desselben steht die Musik, welche sich bereits vor dem Hause eingefunden hat. Hinter dieser kommt der Bräutigam, den der Pfarrer und der Lehrer in ihre Mitte genommen haben. Diesem folgt die Braut am Arme des Brautführers, denen sich die Brautjungfern mit den Eltern und Paten der Brautleute anschließen. Den Schluß des Zuges bilden die übrigen Geladenen. In dieser Ordnung, unter einem Festmarsch der Musik und unter Glockengeläute, bewegt sich der Zug in gehobenster Stimmung zur Kirche.

Beide Brautleute tragen ein Gewand aus schwerem schwarzem Tuche, in welchem sie fortan als Eheleute bei allen feierlichen Gelegenheiten, als Hochzeiten, Kindstaufen, beim Abendmahle und bei einem Trauerfalle in der Familie, erscheinen, ja sie nehmen es auch mit ins Grab.

In diesem Anzuge müssen die Brautleute den ganzen Tag ausharren. Die Braut ist mit dem Schappel, dem Ringe und der Kette geschmückt, während der Bräutigam einen mächtigen Rosmarinstengel an der linken Seite seines Rockes trägt. Der Brautführer erscheint in dem Anzuge und dem Schmucke wie bei dem ersten Aufgebot. Die Brautjungfern tragen ihren besten Feiertagsstaat und sind mit goldenen Ketten und Ohrglocken geschmückt. Alle übrigen Gäste tragen ihre besten Feiertagskleider. Die Instrumente der Musikanten sind mit bunten seidenen Bändern geziert.

An der Kirchenthüre angelangt, schweigt die Musik, und der Zug, von einem prächtigen Präludium der Orgel empfangen, tritt ein.

Der Brautführer geleitet die Braut zum ersten Stand der Mädchenstühle, rechter Hand im Schiffe der Kirche, macht seinen „Kratzfuß" vor ihr und stellt sich in einer kleinen Entfernung von ihr auf. Der Bräutigam wird von seinen Begleitern in die Nähe des Altars geführt die Eltern und Paten mit den nächsten Anverwandten der Brautleute stellen sich in einem Halbkreise hinter dem Altare auf, und zwar so, daß die Eltern und Paten in der ersten Reihe stehen.

Von den übrigen Hochzeitsgästen nehmen die verheirateten Frauen in den Weiberstühlen zur Linken der Mädchenstühle, die Männer und jungen Burschen auf den Emporen der Kirche Platz.

Nach dem Gesang eines passenden Kirchenliedes, in welches alle Anwesenden einstimmen, besteigt der Geistliche die Kanzel und predigt über den Text: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," worauf die Trauung in der üblichen Weise vor sich geht.

Der Bräutigam stellt sich an den Taufschemel, während die Braut vom Brautführer zu demselben geleitet wird, und der Geistliche segnet den geschlossenen Ehebund. Es wird noch das Lied: „Nun danket alle Gott" gesungen; damit ist der Gottesdienst zu Ende, und unter einem schönen Nachspiel der Orgel mit vollen Stimmen verläßt die

Versammlung die Kirche, um den Rückzug zum Hochzeitshause anzutreten.

Die Ordnung des Zuges, der sich unter Pistolenschüssen fortbewegt, ist die nämliche, wie beim Gange zur Kirche, nur schreitet hier das junge Ehepaar voran, dem der Brautführer, von den Brautjungfern in die Mitte genommen, und die übrigen Hochzeitsgäste sich anschließen.

(Schluß folgt.)

Die Neger-Republik Liberia.

(Fortsetzung.)

Daß in Liberia eine üppige Pflanzenvegetation vorhanden ist, erscheint bei der dort herrschenden tropischen Wärme und dem vorhandenen Wasserreichtum begreiflich. Wenn auch die Niederungen nahe der Küste nichts als den einförmigen Mangrovenwald zeigen, so sind diese Buschmassen doch nicht ganz ohne Reize. Vor allem ist ihr Aufbau und ihr Wachstum hochinteressant. Auf ungezählten, aus dem Wasser ragenden Bogen, gebildet von völlig kahlen, etwa fingerdicken Ruten, wuchern, wild durcheinander gewirrt, knorrige Zweige mit harten, mattgrünen Blättchen, so daß das Ganze den Eindruck eines auf Stelzen stehenden Waldes macht. Diese merkwürdigen Unterbauten oder Naturroste, die sich jene Wasserpflanze giebt, sind Luftwurzeln, die von den Aesten abwärts wachsen, bis sie die Oberfläche des Wassers erreichen, wo sie sich dann in drei bis vier Teile zerlegen und so, auf dem seichten Grund bald einwachsend, ein ganzes Wurzelgestell bilden, über welchem die Pflanze sich später immer weiter ausbreitet. Neue Aeste senden darauf auch neue Luftwurzeln da und dort aus und in dieser Weise wird allmählich ein ganzes Labyrinth von solch eigenartigen Arkaden mit oben darüber schwebenden Blattmassen, eine ganz besondere Art „hängender Gärten" fertig.

Aber dabei bleibt es nicht. Zwischen jenen dünnen, eng gestellten und verworrenen Naturpfeilern setzt sich, namentlich im Bereiche von Flußmündungen, wo aus dem Land heraus viel Erde herbeigeführt wird, welche durch die Flut eine Rückstauung eben in diese Buschmassen hinein erfährt, Schlamm fest, der sich allmählich verdichtet und schließlich in festes Land übergeht. In gleichem Schritt mit einer solchen Konsolidierung des Untergrundes entwickelt sich nun auch die erst so zaghaft dünne und niedrige Pflanze vertrauensvoller und treibt förmliche Bäume, die fünf und mehr Meter hoch in die Luft streben, unter deren Gewicht aber freilich die gedachten Tragpfeiler sich nur immer mehr in Bogen krümmen.

Man erkennt leicht, daß in dieser Weise der Mangrovengürtel nach der Wasserseite hin immer mehr sich verbreitern und das Meer an Terrain verlieren muß, wie man dies an anderen Punkten der afrikanischen Westküste, so in dem ungeheuren Niger-Delta und in der Kamerun-Bay, noch deutlicher wahrnehmen kann. Die Mangrove erscheint demnach als ein bedeutsamer Landbildner im Haushalte der Natur. Landeinwärts gräbt sie sich dagegen durch diesen Bodenverdichtungsprozeß selbst ihr Grab. Denn sobald das eigentliche Festland fertig ist, wird sie von anderen Pflanzen, namentlich Pandanus-Arten, abgelöst.

Weiter sind diese Amphibien unter den Kindern Flora's bemerkenswert durch den Umstand, daß ihre Fortpflanzungskeime sich bereits entwickeln, ehe sie den Mutterstamm verlassen haben. Dieselben kommen am Ende der kleinen Früchte zum Vorschein in Form von grünen Zapfen, die nach unten schnell bis zu einer Länge von einem halben Meter und mehr anwachsen.

Es folgt hierauf ein steppenähnliches Gelände mit hartem, für Wiederkäuer ungenießbarem Grase, dem sich weiter die Palmenregion anschließt. Hier ist besonders die Oelpalme hervorzuheben, der größte Schatz des tropischen Westafrika's, von derselben Bedeutung wie die Dattelpalme in der subtropischen Region. Die Fruchtkolben, die in der Form der Ananas ähneln und unter dem Wedel der Baumkrone sitzen, enthalten Pflaumen-große Früchte, unter deren fettiger, orangefarbiger Lederhaut ein gleichfarbiges ölreiches Fleisch liegt, aus welchem durch Pressen das berühmte Palmöl gewonnen wird, während der gleichfalls Oel-gebende Stein, den das Fleisch einschließt, wegen seiner Härte meistenteils erst in Europa geschlagen wird. Das Palmöl mit den Palmkernen bildet nahezu das einzige belangreiche Ausfuhrprodukt des Landes, sowie nicht minder das Hauptnahrungsmittel der Menschen, und was die Früchte anbelangt, selbst vieler seiner Tiere.

Von geringerem, wenn schon noch immer von erheblichem Werte ist die Weinpalme, deren Früchte zwar nicht verwendbar sind, die aber dafür in ihren langen, leicht spaltbaren Blattrippen für den Häuserbau sowie allerhand Flechtereien das vorzüglichste Material und gleichzeitig einen sehr beliebten Wein liefern.

Weiter zu erwähnen sind die Cocospalme, Tamarinden, Akazien und Mimosen.

In den sich weiter anschließenden Urwäldern mit verschiedenen Riesenbäumen finden wir u. a. den Wollbaum, dessen schwammiges Holz vortreffliche und leicht anzufertigende Boote liefert. Zwischen hinein wuchert ein durch Lianen dicht und engverbundenes Unterholz.

Das Wachstum hat hier einen so ungeheuerlichen Charakter, daß selbst die Kräuter des Bodens Mannshöhe erreichen; selbst bis in das Reich der Luft oder in das flüssige Element hinein erstreckt sich die riesige Zeugungskraft der Natur, indem Stämme und Aeste von den verschiedensten Schmarotzern, Farnen, Orchideen u. dgl. mit oft prachtvollen Blüten umwuchert erscheinen und in stillen, dumpfen Sümpfen mannshohe Aroideen mit riesigen Blumenkelchen und Blättern an armlangen Stielen, Irideen und Wasserlilien von enormer Größe gedeihen.

Betrachten wir die liberianische Flora vom praktischen Standpunkte aus, so bergen die obenerwähnten Urwälder in großen Mengen kostbare Nutzhölzer von bedeutender Härte und der buntesten Färbung, allein der Mangel an Schneidemühlen und Verkehrswegen bringt es mit sich, daß diese Schätze nur für den einheimischen Bedarf Verwendung finden. Lediglich Rotholz findet in kleinen Mengen Ausfuhr, namentlich nach Frankreich, wo es zum Färben des Weines verwendet wird. Sehr gut gedeiht auch der Indigostrauch, wird aber ebenso wenig beachtet wie die zahlreichen Gummi-Gewächse. Mehrere Rhizophoren-Gattungen verwendet man zum Gerben, während die zahlreichen Lianen von den Eingeborenen zu Seilerarbeiten verbraucht werden.

Wenig zahlreich in der liberianischen Wildnis sind die eßbaren Früchte. Neben der bereits erwähnten Oelpalme kommen zunächst die Tamarinde und dann die Buschpflaume in Betracht. Auch Wein mit kleinen, blauen, sauren Trauben kommt wild vor. Sehr viel gegessen und als Zahlmittel verwendet wird die sehr bittere Kolanuß, die Frucht eines auf Blösen im Buschterrain reichlich gedeihenden, niedrigen Baumes. Endlich tritt noch die Ananas mit ihren etwa 50 cm. hohen Büschen namentlich in der Region der Grassteppen in ausgedehnten Beständen auf.

Von Kulturpflanzen sind als üppige Getreide-Arten Mais und Reis zu nennen, die trotz der Faulheit der Einwohner vortrefflich gedeihen; von Knollenpflanzen werden Kassaven und Bataten gebaut. Die ersteren besitzen Wurzelknollen, die sich lange Zeit halten, ohne an Wohlgeschmack zu verlieren. Die Batate, süße Kartoffel, bildet das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, während sie für Fremde einen widrigen Geschmack hat. Weiter zu erwähnen sind etwa noch die Arrowroot-Pflanze und die Yamswurzel.

Von Oelpflanzen kommt nur noch die Erdnuß in Betracht; diese wertvolle Frucht, die man auch geröstet verzehrt, wird jedoch von Liberia aus lange nicht in solchen Mengen exportiert, wie von Sierra Leone; weit größere Wichtigkeit besitzt der Kaffee für Liberia, der namentlich in England bereits so gesucht ist, daß man das dortige Pfund mit 20 Dollarcents bezahlt. Dieses Produkt bildet zur Zeit nach dem Palmöl den wichtigsten Ausfuhrartikel Liberia's.

An Gemüsen finden sich vor Kohl, Bohnen, Tomaten, einige Arten Eierpflanzen und Portulak. Aus den mit Vorliebe gezüchteten Kürbissen und Melonen fertigen die Eingeborenen Kalebassen, Trinkschalen und Musikinstrumente.

Von Obstbäumen ist zu erwähnen die Banane, weiter der Mangobaum, der Sauersackbaum, ein kleiner krüppelhafter Stamm mit einer monströsen, igelartigen, kopfgroßen, grünen Frucht, die in einem weißen, angenehm säuerlichen Fleisch kleine schwarze Kerne enthält. Seltener ist der Süßsack, dessen Frucht süß schmeckt. Endlich finden sich verschiedene Citrus-Arten, Apfelsinen u. s. w. in Gärten wie im Freien.

Von Gewürzen tritt an der Küste und auch im Innern der „spanische Pfeffer" auf, den die Eingeborenen nicht weniger wie die Liberianer an ihren Speisen in Masse lieben. Außerdem liefert ein einheimischer wilder Strauch in seinen Beeren ein an Schärfe den Früchten der erstgenannten Pflanze kaum nachstehendes Surrogat. Eine besonders wichtige Rolle spielt aber in Liberia der viel gebaute und trefflich gedeihende Ingwer, dessen knollenartige Wurzelstöcke sogar außer Landes gehen, noch mehr aber von den einheimischen Frauen zur Bereitung eines pikanten Brotes (Gingerbread) und ganz besonders eines stark moussierenden und erfrischenden Bieres (Gingerbeer) benutzt werden.

Endlich treffen wir auch die wichtigste aller Textilpflanzen, die Baumwolle, und zwar in ausgezeichneter Güte; dieselbe wird indeß fast nur auf den Mandingo-Hochlanden, wo sie sogar wild vorkommt, in größerer Menge auf ausgedehnten Feldern gewonnen und dort auch zu einem Gewebe, das einen im Lande gut gehenden Handelsartikel (country-cloth) bildet, verarbeitet. Eine Ausfuhr erfährt das kostbare Produkt zur Zeit leider noch nicht.

Zur Fauna Liberia's übergehend, müssen wir uns bei ihrem großen Reichtum darauf beschränken, die wichtigsten Repräsentanten hervorzuheben. Die bedeutendste Rolle spielen die Affen, welche, obwohl in der Hauptsache Vegetarianer, doch ausnahmslos auch animalische Leckereien, als Spinnen, Käfer, Larven und Ungeziefer, lieben. Sie leben gesellschaftlich, und zwar so, daß sie nicht allein ihre Streifzüge bei Tag in größeren Vereinigungen ausführen, sondern auch abends gemeinsam die Ruhe suchen, wobei sie oft die komischsten Stellungen und Verschlingungen zeigen.

Ein altes, erfahrenes Exemplar, das meist schon Pulver gerochen hat und an dessen Leib man oft noch Narben von Schußwunden findet, gibt für dieses kommunistische Treiben immer den Führer ab. Dieser Veteran weckt sie am Morgen, wenn kaum das erste blasse Licht die Nacht durchbricht, mittels eines tiefen, brummenden Kehltones und stellt sich dann an die Spitze der stets im Gänsemarsch wandernden Kolonne; er wählt für die Reise von Baumkrone zu Baumkrone die stärksten Aeste aus und sorgt für die Sicherheit des Zuges. Sobald er lauschend stehen bleibt, thun dies auch alle anderen, ebenso wie sie sich wieder weiter bewegen, wenn das Oberhaupt nicht länger zögert. Wittert dieses eine wirkliche Gefahr, so bleiben sämtliche Beteiligte bewegungslos in den Zweigen sitzen, daß auch das schärfste Auge sie nicht entdecken kann. In bedenklichen Fällen wenden sie sich, immer wieder mit dem Leittier an der Tête, zur Flucht, wobei sie in Todesangst selbst dünnere Baumäste als Brücken nicht

verschmähen. Das dann hörbar werdende Bellen und Schreien der Tiere, verbunden mit dem Knacken und Rauschen der Aeste und Zweige, ergibt ein Getöse, wie bei der „wilden Jagd“ der Sage. Das Vertrauen und der Gehorsam gegenüber dem Anführer ist indeß so groß, daß, sobald dieser nur einmal arglos den etwaigen Standort eines Jägers passiert hat, die übrigen gleichfalls folgen, selbst wenn unterdeß das Verderben hereinbricht. Darum thut denn auch der Nimrod am besten, wenn er an solchen Stellen Posto faßt, wo die Affen bei ihren Zügen vorüberzukommen pflegen. Erst auf ihren Futterplätzen scheint die absolute Herrschaft des Chefs vorläufig suspendiert zu sein, denn es tritt nun eine gewisse Sorglosigkeit ein, welche die munteren Geschöpfe behaglich fressen, miteinander spielen und sogar förmliche Gefechte anstellen läßt.

Rührend ist die Art, wie die Tiere sich ihrer Jungen annehmen. Die Affenmutter sorgt für das Kleine, von denen sie immer nur eins auf einmal besitzt, mit größter Hingabe. Bei den Streifzügen trägt sie dasselbe, das ihren Leib fest umschlungen hält, mit sich von Baum zu Baum und sucht es, auch wenn sie selbst tötlich verwundet wurde, noch mit den erschlaffenden Armen zu schützen, indem sie zugleich abwechselnd drohende und flehentlich bittende Blicke um sich wirft. Selbst an einer gewissen Erziehung fehlt es nicht, denn wenn der junge Affe zu viel Lärm macht oder sonst ungebärdig ist, pflegt ihn einer der Affenväter auszuschelten.

Büttikofer vermochte 10 verschiedene Arten dieser Tiere im Lande zu konstatieren, nämlich den Chimpanse (Simia troglodytes), drei Arten von Stummelaffen (Colobus), fünf Arten Meerkatzen (Cercopithecus) und einen Nachtaffen (Nicticebus potto).

Kaum weniger häufig treten die Erdeichhörnchen auf; auch Flugeichhörnchen kommen vielfach vor, nicht minder Stachelschweine in zwei Arten.

Von dem in Liberia massenhaft vertretenen Volk der Mäuse führen wir an die durch europäische Schiffe eingeschleppte gemeine europäische Hausratte, die Wanderratte, die ägyptische Ratte, zahlreiche Arten Mäuse im engeren Sinne, endlich die Zwergmaus, eines der kleinsten Säugetiere der Erde, welche in der Nähe der menschlichen Wohnungen in Hecken und hohem Schilfe aus Moos und Gras kugelrunde Nester baut.

Vom Katzengeschlechte registrieren wir den Leoparden und eine Tigerkatze und 2 Arten Zibethkatzen. Hundeartige Raubtiere scheinen ganz zu fehlen, dagegen lebt in Liberia eine diesem Lande eigentümliche Otter.

Ausgiebig vertreten sind die Wiederkäuer durch Büffel und Antilopenarten; von Dickhäutern findet sich der Elefant nur noch im Innern, Rhinozerosse fehlen gänzlich, während das Flußpferd in einer kleinen Spielart vorkommt. Von Schuppentieren sind mehrere Arten vertreten, darunter das Riesenschuppentier, welches wegen seiner Dicke weder klettern noch sich zusammenrollen, wohl aber äußerst schnell laufen kann. Charakteristisch ist besonders der dicke, stumpfe Schwanz. Das Tier lebt in selbstgemachten, mit Ein- und Ausgangskanälen versehenen Höhlen am Boden, versteht mit seinen krummen Klauen die Termitenwohnungen zu durchbrechen und zieht dann mittelst seiner langen, klebrigen Zunge die Insassen derselben massenhaft heraus. Ebenso fängt es Flugameisen. Von beiden Insekten fand Büttikofer im Magen eines getöteten Schuppentieres ca. 12 Liter. Dasselbe maß $1\frac{1}{2}$ m. in der Länge und wog fast 40 Kilogramm.

Endlich tritt im Unterlauf der meisten Ströme (bis an die Katarakte) noch ein riesenhaftes Säugetier, die Seekuh (Manatus senegalensis, „malentine“ bei den Liberianern, der „Lamantin“) auf, das in Trupps lebt, sich nur von Wasserpflanzen nährt und 4—5 m. lang, sowie gegen 10 Zentner schwer wird. Das blaßrote, etwas grobe Fleisch läßt sich noch recht wohl essen und erinnert einigermaßen an Schweinefleisch.

In der sonst hochinteressanten liberianischen Vogelwelt kommen Raubvögel nur selten vor, nur der Seeadler tritt in zahlreichen Exemplaren auf; von Papageien gibt es nur zwei Arten, während Tauben in vielfachen und prächtigen Arten vorkommen. Von Hühnerarten leben in Liberia wild das Perlhuhn, mehrere Rebhühnerspezies und ein sehr schmackhaftes Waldhuhn. Das große Volk der Wat-, Sumpf- und Schwimmvögel hat in der kleinen Republik zwar zahlreiche Arten, aber verhältnismäßig wenig Individuen aufzuweisen. Es gibt Regenpfeifer, Kiebitze, schwarze Störche, Ibisse, verschiedene Schnepfenarten, Flamingos, Gänse und Enten.

Uebergehend zu den Reptilien, so finden wir in Liberia zunächst die Schildkröten gut vertreten, und zwar zuerst durch eine Landschildkröte mit einem betreffs des hinteren Teiles beweglichen Rückenschild, welcher mit der vorderen Hälfte durch eine Art Scharnier verbunden ist. Dazu treten zwei Süßwasserschildkröten, von denen die eine ebenso klein wie die vorgenannte, aber häufiger ist, während die andere bei mehr als $\frac{1}{2}$ m. Breite über 1 m. lang und gegen 1 Zentner schwer wird. Endlich gehören hieher noch drei Seeschildkröten, nämlich 1. die über 6 F. lange und bis zu 8 Zentner wiegende, trotzdem aber sehr rasch sich bewegende, schwärzlich-blaue, mit weißen, großen Flecken, die sich selbst auf den langen, flachen, flossenartigen Pfoten finden, gezierte, im Fleisch und unter der Haut große Mengen eines wertvollen Thrans einschließende Lederschildkröte (Dermatochelis coriacea), so genannt wegen ihres weichen, lederartigen Panzers, der, wie ich in der Kamerun-Bay an dort ebenfalls sehr häufigen Exemplaren beobachtete, nach dem Trocknen faltig schrumpft und durchschimmernd wird; 2. die bekannte Suppenschildkröte, viel kleiner als die vorige, aber mit starkgewölbtem, hartknochigem Schild, und endlich 3. die

Karettschildkröte, die in den schön marmorierten oberen Hornplatten ihres Rückenschildes das bekannte Schildpatt liefert.

Von Krokodilen birgt Liberia die gewöhnliche Art im Unterlauf der Flüsse und in den Creeks, sowie das viel kleinere Crocodilus frontatus auf den Sandbänken der Mündungen. Das Fleisch beider ist schmackhaft und die Haut liefert ein treffliches Leder, doch wird unter Umständen auch sie von den Negern, in eine Suppe zerstückt, gegessen. Unglücksfälle durch diese Tiere kommen selten vor, vielmehr sind dieselben so scheu, daß sie, wenn sie sich am Ufer sonnen, wobei sie oft mit halbem Leibe im Wasser bleiben, beim geringsten Geräusch mit raschem Sprung oder auch unter völlig geräuschlosem Abwärtsgleiten wieder in ihrem Elemente verschwinden.

Neben dem Krokodil kommt in Liberia in Flüssen und auf den Sandbänken der Mündungen auch der mit Ruderschwanz und Schwimmpfoten versehene, ebenso rasch laufende wie schwimmende Waraus (Varanus oder Monitor stellatus, der guano der Einheimischen) vor, dessen Fleisch gleichfalls sehr schmackhaft ist, ebenso wie auch seine Haut gegerbt wird.

Eidechsen sind in verschiedenen Arten, sowohl in mehreren kleineren, als auch in wurmartigen, in der Erde lebenden, vorhanden.

Das zahlreiche Volk der Reptilien übergehend und von Fischen nur den mit elektrischer Kraft versehenen Zitteraal, den Springfisch und, was das Meer betrifft, den Haifisch erwähnend, verdient bekannt zu werden, daß von Weichtieren nur Austern vorkommen, und zwar sehr große und schmackhafte. Ihre Schalen liefern den Liberianern in vielen Gegenden den Kalk zum Bau der Häuser und zum Tünchen der Wände. Zahlreicher sind die Land- und Süßwasserschnecken.

Von Insekten sind Termiten und Ameisen sehr häufig. Was die ersteren betrifft, so geben wir hierüber ihre Beschreibung durch den Verfasser wörtlich:

„Die originellen Bauten der Termiten findet man allenthalben, nicht nur im Urwald des Innern, sondern auch nahe der Küste, ja selbst mitten in der Hauptstadt Monrovia, und manches wüst liegende Gebäude zeugt von der Zerstörungskraft jener Mineure. Es kommen von diesen Tieren namentlich zwei Arten im Lande vor. Die erste ist Termes mordax, in der Buschregion, wo sie steinharte, aber höchstens 1 m. hohe Häuser in Pilzform baut, deren Inneres durch die Menge der Zellen ein schwammartiges Aussehen hat. Zuweilen sind mehrere solcher Bauten auf einander gesetzt. Häufiger noch ist T. bellicosus, welche bald im Urwald, bald in der Steppe ihre öfters sogar mit Seitentürmchen versehenen, bis 5 m. hohen und 12 m. im Umfang messenden Riesenbaue aufführt. Dieselben werden zwar meist um einen Baumstamm herum oder in einen Busch hinein gebaut, da aber das Holz von den Tieren bald weggefressen wird, so steht der steinharte Lehmkegel, der je nach Bedürfnis mit jedem Jahre vergrößert wird, schließlich ganz kahl da. Auf seiner Außenseite kommt indeß nie eine Termite zum Vorschein, denn die Bauarbeit wird nur von innen nach außen und ausnahmslos des Nachts gethan. Ja, die Tierchen sind so lichtscheu, daß sie selbst abgefallene Aeste, die sie sich zu Nutz machen wollen, vorher mit einer Schicht Erde bedecken, um unterirdisch zum Ziele gelangen zu können. In gleicher Weise legen sie überall, wohin sie ziehen wollen, auf Straßen und an Mauern hin, mit Erde überdeckte Gänge an.

Beim Beginn der Trockenzeit erfolgt die Paarung der Tiere in der Luft, wobei dann immer die um die nämliche Zeit aus Europa zur Ueberwinterung eintreffenden Schwalben unter den nicht selten die Sonne verdüsternden Schwärmen von Männchen und Weibchen reichliche Mahlzeiten nach der langen Entbehrung der Seereise finden. Uebrigens dringen die Tierchen selbst in die menschlichen Wohnungen, so daß rasch alles mit ihren abgefallenen Flügeln, wie auch mit umherkriechenden flügellosen Termiten übersät ist. Denn alsbald nach der Begattung verlieren Männchen wie Weibchen ihre Flugapparate, so daß sie in Unmasse eine Beute nicht nur von Vögeln, sondern auch von Eidechsen, Fröschen, Ameisen 2c. werden können. Von den wenigen Zurückgekehrten wird dann in der Regel nur eines der befruchteten Weibchen in jedem Bau in einem faustgroßen Lehmklumpen im Zentrum des Hauses eingemauert. Derselbe hat rund herum kleine Löcher, damit die Arbeiter der eingeschlossenen Mutter Nahrung zuführen können. Der Hinterleib dieses Tieres wird nun allmählig so lang und dick wie ein Finger und schließt viele Dutzende von Eiern ein. Diese Stammhalterin nennen die Kolonisten bug-a-bug queen (Termitenkönigin), denn mit bug-a-bug, d. h. Popanz, bezeichnen sie jene Insekten überhaupt.

In der Besorgnis, die Geduld unserer Leser zu mißbrauchen, wollen wir nur noch kurz hervorheben, daß Liberia auch eine reiche Ausbeute von Käfern, Schmetterlingen, Kellerwürmern, Skorpionen, Spinnen und Würmern bietet. Von letzteren ist besonders erwähnenswert der Riesenwurm, der oft 1 m. lang und so dick wird wie ein kleiner Finger. Er verteidigt sich gegen die Ameisen mittelst eines ätzenden, durch Zusammenziehen der Haut ausgespritzten Saftes und wird deswegen auch von den Menschen gefürchtet. Der berüchtigte Guinea- oder Gürtelwurm scheint dagegen in Liberia nicht oder doch nur ganz selten vorzukommen. In den Süßwassersümpfen wird ein in Menge anzutreffender, etwa daumenlanger Blutegel sehr unangenehm.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Alpensport im Winter. In einem Brief aus Grindelwald gibt Herr Emil Boß, Besitzer von Hotel und Pension Bär in Grindelwald, die kurze Schilderung einer kleinen Kletterpartie, welche eine bekannte englische Bergsteigerin, Mrs. E. P. Jackson, in der ersten Januarwoche d. J. unternommen hat. Er sagt: „Die Gesellschaft verließ den Bären am Mittwoch dem 4. Januar Mittags halb ein Uhr, zunächst nach der Klubhütte am Fuße des Schreckhorns, und erreichte dieselbe gegen halb neun Uhr Abends. Am andern Morgen um halb fünf Uhr verließen sie die Schwarzegg, kreuzten den Strahlegg-Paß und stiegen vom südöstlichen Grat zum Lauteraarhorn hinan, dessen höchster Gipfel um halb drei Uhr Nachmittags erreicht wurde. Das Wetter war gut und die Aussicht so wunderbar schön, als sie nur bei schönem Wetter im Winter sein konnte, denn die ausnehmende Klarheit der Atmosphäre erlaubte eine ausgedehnte und deutlichere Ausschau in die weite Ferne, als man sie jemals in den stets mehr oder weniger dunstigen Sommertagen haben kann. Der Abstieg ward auf demselben Wege gemacht und die Schwarzegg-Hütte noch am selben Tage um 8 Uhr Abends erreicht, nachdem man wieder die Strahlegg passiert hatte. Am Freitag bestieg die Gesellschaft das Kleine Viescher Horn über den östlichen Grat, verließ die Klubhütte um halb 12 Uhr Vormittags und erreichte den Gipfel um 1 Uhr 15 Min. Nachmittags, blieb daselbst ungefähr eine Stunde, nahm den Abstieg an der Nordseite herunter, nach dem Zäsenberghorn, Eismeer und über den unteren Grindelwald-Gletscher nach Grindelwald, wo sie etwas nach der Tischzeit im Hotel eintraf. Die Absicht war gewesen, noch weiter nach der Bergli-Hütte auf dem Mönchjoch vom Kleinen Viescher-Horn oder vielmehr vom Viescher Gletscher aus zu gehen, nachdem man vom Viescher Horn auf denselben abgestiegen war, um noch irgend eine andere Besteigung zu versuchen, falls das Wetter es erlaubt haben würde. Unglücklicherweise aber erschien das Wetter sehr ungewiß, und so wurde deshalb und aus anderen Gründen beschlossen, gerade nach Grindelwald hinabzusteigen. — An demselben Tage, wo unsere Gesellschaft das Lauteraarhorn bestieg, erklomm ein Herr v. Carteret, welcher das Haus am selben Tage verlassen hatte, das Schreckhorn, und wir sahen einander und vermochten uns gegenseitig hörbar zu machen, als wir den Gipfel erstiegen hatten. Das Faulhorn, die Große und Kleine Scheidegg, die Burg, die Bußalp, der Männlichen u. a. sind alle während der letzten drei Wochen von größeren oder kleineren Gesellschaften der englischen Besucher bestiegen worden, welche in Grindelwald verweilen. Der beste Beweis dafür, daß die Winterszenerie in den Alpen womöglich noch schöner ist als diejenige im Sommer, liegt wohl darin, daß hervorragende Bergsteiger wie die Revds. W. Coolidge und T. Gardiner, welche unseren Gebirgsstock so gründlich kennen, Winter um Winter hierher zurückkehren und sehr hohe Punkte, wie z. B. das Schreckhorn, besteigen, wie der Revd. W. Coolidge vor einigen Jahren that, und daß die niedrigeren Gipfel, wie Faulhorn und Wengernalp, auch von anderen erstiegen werden. Die Ersteigung des Lauteraar- und des Kleinen Viescher Horns sind noch niemals im Winter versucht worden, und die Thatsache, daß eine Dame sie fertig brachte, ist ebenso sehr ein Beweis, daß das Klettern im Winter keine so furchtbare Arbeit ist, als wofür man sie oft hält, noch viel weniger mit größerer Gefahr verbunden ist, wie sie ebenso die große Geschicklichkeit mancher Damen im Klettern zeigt und beweist. Weder unsere Gesellschaft noch Herr Carteret haben auch nur im mindesten von den Wirkungen der Kälte gelitten; vielmehr war eine Zeit lang die Wärme auf dem Lauteraarhorn so groß, daß die Führer ihre Westen zurückließen; ich hatte meinen Rock schon am Fuße des Horns zurückgelassen. Madame Jackson trug nur ihr gewöhnliches Sommerreisekleid."

* Die Wälder von Tunis. Der britische Konsul T. B. Sandwith in Tunis hat jüngst einen besonderen Bericht über die Wälder des Landes erstattet, welcher vom Auswärtigen Amt veröffentlicht worden ist. Diese Wälder bedecken einen schätzbaren Teil der Oberfläche von Tunis und standen bis zur französischen Besitzergreifung unter keinerlei Aufsicht; allein im Jahre 1883 sahen die Franzosen die Notwendigkeit ein, dasjenige zu erhalten, was von denselben noch vorhanden war, und stellten sie unter die Verwaltung einer besonderen Behörde, welche die Ausdehnung derselben sorgfältig erforscht und schließlich nachgewiesen hat, daß sie ein wichtiges Element des nationalen Wohlstandes sind. Man kann sagen, der Fluß Medscherda teile die Wälder in zwei Hauptgruppen. Diejenigen, welche den Nordwesten des Landes bedecken, bestehen aus der Kork- und der laubabwerfenden Eiche, welche unter der örtlichen Bezeichnung Zen bekannt ist. Die Bäume wachsen in einer Sandsteinschicht, welche auf dem oberen Kalk ruht und gänzlich verschwindet, wo letztere Schicht zu Tage tritt. Die Korkbäume findet man unwandelbar nur auf den südlichen Abhängen dieser Gebirgsregion gedeihend, während die Zen-Eichen auch auf den nördlichen Abhängen und in den Thalsenkungen vorkommen. Die Korkbäume bedecken einen Flächenraum von ungefähr 330,000 Acres, die Eichbäume nur 30,000 Acres. Südlich von der Medscherda verschwinden diese Bäume und machen der Kiefer und einer immergrünen Eichenart Platz. In diesem Landesteile sind die Wälder über verschiedene Bergregionen von geringerer Höhe verbreitet, alle noch inbegriffen in die nördliche Hälfte der Regentschaft, wo allein noch genügender Regenfall herrscht, um ihr Wachstum zu erhalten. Die hauptsächlichsten Waldgruppen finden sich an folgenden Stellen: Zaghuan, Dschuggar und Dschebel-el-Erssaß unweit der Stadt Tunis; Sidi Jussef, Wadi Melegg, Nebör und Haydra im Westen. Die nach der

Schätzung von diesen Gruppen eingenommene Bodenfläche ist ungefähr ebenso groß wie die von den Korkbäumen und Zen eingenommene nördlich von der Medscherda. Gerade auf die letztere ist das Augenmerk der neuen Verwaltung ganz besonders hingelenkt worden, denn diese Wälder liegen in einem sehr dünn bevölkerten und von den Krumirs bewohnten Landstrich, welche ihre Hütten aus Baumzweigen errichten. Es ist in den letzten Jahren viel geschehen, um den Zustand der Eichenwälder zu verbessern. Es sind Wege durch dieselben gebaut und in bestimmten Zwischenräumen breite Schneisen durch diesen gehauen worden, um der Verbreitung der Waldbrände zu steuern, welche so häufig in denselben wüten. Man hält aber die Erhaltung und weitere Ausbreitung dieser Wälder für einen Gegenstand von allerhöchster Wichtigkeit, um einen vermehrten Regenfall im ganzen Lande zu begünstigen. Daß diese Wälder zur Römerzeit viel ausgedehnter waren und daß sie zur Vermehrung des alljährlichen Regenfalls dienten, darf aus der Entdeckung zahlreicher Aquädukte zwischen den einzelnen Bergen geschlossen werden, welche nun gänzlich von Bäumen entblöst sind und nirgends mehr Quellen zeigen. Mit dem Schälen der Korkbäume sind ebenfalls bedeutende Verbesserungen vor sich gegangen. Die rauhe wertlose Borke wird bis zur Höhe von 6 Fuß vom Boden von den Bäumen abgenommen. Zehn Jahre, nachdem die Bäume auf diese Weise geschält worden sind, wird die innere Rinde für kommerzielle Zwecke nutzbar, und die Bäume geben somit alle zehn Jahre eine Ernte von Kork. Eine von dem Vorstand der betreffenden Verwaltung aufgestellte Berechnung weist schätzungsweise einen Gewinnertrag nach, welcher in zwanzig Jahren die jährliche Summe von 140,000 Mark erreichen wird, welche nur von diesen Korkwäldern allein bezogen werden können. Die Kiefernwälder südlich von der Medscherda sind in jeder Hinsicht verwahrlost und nehmen daher rasch an Wert und Ertrag ab. Die Eingeborenen berauben diese Bäume ihrer Rinde, um damit Häute zu gerben und zu färben, und hauen sie als Brennholz nieder, während Ziegen, die schlimmsten Feinde alles Waldwuchses, überall frei umher schweifen dürfen. Die Regierung hat bisher noch keinen Versuch gemacht, dieser Verwüstung Einhalt zu thun, allein man erwartet, daß demnächst einige geeignete Maßregeln getroffen werden. Der französischen Eisenbahngesellschaft welcher die von Tunis nach der algerischen Grenze führende Bahn gehört, ist es gelungen, eine große Anzahl junger Bäume von Eucalyptus resinifera (dem roten Gummibaum) und Acacia cyanophylla zu beschaffen und über 300,000 Exemplare der Bahnlinie entlang auszupflanzen. Im ganzen südlichen Tunis gibt es nur einen einzigen Wald, welcher aus Einer Akazienart besteht, ungefähr 36 Km. landeinwärts von Sfax liegt und einen Flächenraum von etwa 7.5 Km. Länge auf 1.5 Km. Breite bedeckt. Dieser Wald, der früher weit ausgedehnter war, wird durch Höhenzüge vor den nördlichen Winden geschützt. Die Bäume wachsen gruppenweise in den Einsenkungen alluvialen Bodens, erreichen zwar nur eine Stammhöhe von zehn Fuß, geben aber doch Planken von acht bis zehn Zoll Breite, von einem sehr harten Korn, welches eine schöne Bohnung annimmt. Dem Bericht ist eine kleine Umrißkarte beigefügt, welche die Verteilung dieser Wälder veranschaulicht.

* Die Pyrenäen. In einer der jüngsten Versammlungen des französischen Vereins für die Förderung der Wissenschaft hielt Herr Schrader einen Vortrag über die Orographie der Pyrenäen, auf deren Studium er zehn Jahre verwendet hatte. Herr Schrader wies die groben Ungenauigkeiten nach, welche in den vorhandenen Karten dieses gewaltigen Gebirgsstockes vorkommen. Die jüngsten Karten sind nach seiner Behauptung sechzig Jahre alt und wimmeln von den irrigsten Angaben. Seither haben verschiedene Geographen diese Karten zu verbessern gesucht, aber mit ungenügendem Erfolg. Herrn Schrader's Beobachtungen sind mit einem Instrument gemacht worden, welches er selbst erfunden hat und einen Orographen nennt. Er weist zunächst nach, daß die Masse der Pyrenäen jenseit der französischen Grenze liegt, daß sie allmählich nach Spanien hin anschwellen, während sie nach Frankreich hin steil abfallen, daß sie auf der spanischen Seite weit großartiger und von minder europäischem Aussehen sind als auf der französischen. Den alten Schilderungen zufolge wird die Pyrenäenkette in ihrem allgemeinen Anblick einem Farnwedel mit seinen Queradern oder den Rückenflossen eines Fisches verglichen. Allein weit entfernt, dieses Aussehen darzubieten, bestehen sie in der That aus vielen Linien steiler Aufrichtungen und Erhebungen, welche schief auf der imaginären Achse der Gebirgskette stehen und gewöhnlich einen spitzen Winkel mit derselben bilden. Gewisse Regionen, z. B. diejenige des Mont Perdu, weisen diese Bildung mit einer beinahe geometrischen Regelmäßigkeit auf. Andere zeigen dieselbe weniger deutlich, obwohl man unmöglich das Netzwerk, welches die Thäler und die Bergmassen auf der Karte bilden, betrachten kann, ohne über die außerordentliche Genauigkeit der Maschen zu staunen, welche dieselben bilden. Dieses Netzwerk ist jedoch durch Risse und Brüche unterbrochen, über welche die Flüsse und Bergwasser sich hindurch winden, welche von einem Höhenzuge zum andern verlaufen und sich die erste beste Bresche zu nutze machen, um aus denselben zu entkommen. Diese Risse oder Breschen sind auf den beiden Abhängen von verschiedener Art: Auf der französischen Seite sind die Kämme abgestumpft; die fortwährende Feuchtigkeit der Atmosphäre hat sie verwittern gemacht; Berge, Schluchten, Felsenkämme, alle sind verwischt und haben die Gestalt von nebeneinander gestellten Kegeln oder Pyramiden angenommen. Auf der spanischen Seite dagegen sind die Brüche frischer, die Kanten schärfer, die Formen rauher. Das heiße und trockene Klima Spaniens hat die Feuchtigkeit verdunstet, die Flechten und Moose

zerstört und den nackten Felsen ihren ursprünglichen Anblick bewahrt. Die Anordnung der Pyrenäen ist auf den beiden Abhängen eine verschiedene. Auf der französischen Seite ist der Absturz steil und rasch; die Berge erheben sich wie eine Mauer und gewähren einen großartigen Anblick. Auf der spanischen Seite wird der Absturz in zwei Stufen gebildet: von den zentralen Kämmen ausgehend, finden wir ein Plateau, eine zusammengesetzte, wie mit Warzen und Höckern bedeckte Fläche in einer Breite von 18 bis zu 30 Km., von einem wilden und trübseligen Aussehen, das von der Schönheit der großen Kämme bedeutend absticht. An der Grenze dieser Region erhebt sich eine neue Kette zu einer Höhe von 300 bis zu 450 m.; dieser lange Gürtel von Sierras, eingeschnitten durch enge prächtige Schluchten, aus denen die Bergwässer hervorbrechen, scheint die Masse der spanischen Pyrenäen in einen Kreis riesiger Mauern einzuschließen. Der Abstieg von den Sierras zu den Ebenen bezeichnet die Grenze der Pyrenäen gegen Süden.

Notizen.

* Die Croß-Timbers in Texas. Diese sind zwei lange und schmale Streifen Waldregion zwischen dem 96. und 99.0 w. L., welche sich parallel zu einander vom Indianer-Territorium südwärts bis zum zentralen Teile des Staates erstrecken und einen kennzeichnenden ausnahmsweisen Unterschied von dem gewöhnlichen prärienartigen Aussehen des Staates bilden. Sie sind ungefähr 15 e. Mln. breit und liegen 50 e. Mln. auseinander, durch eine Prärieregion ohne Hochwald getrennt. Beide liegen in einem niedrigeren Niveau als die Gegend, durch welche sie sich erstrecken. Der westliche Streifen, weil er an Lage der höhere, wiewohl geologisch niedriger ist, heißt der obere, und der östliche Streifen der untere Croß-Timber. Der Boden in beiden ist sandig, aber derjenige im östlichen Streifen ist minder kieselhaltig, etwas eisenschüssig und bedeutend fruchtbarer als der im westlichen Croß-Timber und zeigt dem-entsprechende Unterschiede in seinem Pflanzenwuchs. Man hat verschiedene Theorien aufgestellt, um sich das Vorhandensein dieser Waldgegenden zu erklären — unter anderem, sie stellen Ströme oder Einläße des tertiären Meeres dar; sie sind die Betten früherer Seen; sie repräsentieren die Betten quarternärer Flüsse. Mr. R. T. Hill, welcher diese Gegend geologisch erforscht hat, findet alle diese Theorien irrig; er sieht in dem Boden, worauf diese Hochwälder wachsen, den Schutt von sandführenden Schichten, welche deutlich unterschiedene Horizonte in der geognostischen Reihenfolge einnehmen und durch die Entblösung der darüberliegenden Schichten aufgeschlossen worden sind. Der Hochwald beschränkt sich auf diese sandigen Gürtel, weil sie eine passende Matrix für das Eindringen der Baumwurzeln und einen beständigen Behälter für die Feuchtigkeit bilden, während die Kahlheit der Prärien, soweit sie den Baumwuchs betrifft, nur der Abwesenheit der erforderlichen Strukturverhältnisse für die Erhaltung der Feuchtigkeit und ebenso dem Uebermaß von kohlensaurem Kalk in ihren Böden zuzuschreiben ist.

* In Washington tagt jetzt eine Konferenz von Vertretern Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich mit der Regulierung der Verhältnisse auf Samoa beschäftigt. Es herrscht dort zur Zeit große Verwirrung über den von Ausländern erworbenen Landbesitz. England wird durch den Gouverneur der Fidschi-Inseln, welcher zugleich High Commissioner for the Western Pacific ist, vertreten. Gr.

Vereine, Gesellschaften 2c.

* Im Verein für Erdkunde zu Halle a. S. hielt Herr Dr. Walter einen reichhaltigen Vortrag über seine Reise in Syrien. Von besonderem Interesse waren die Berichte über das Leben der Beduinen. Der Beduine durchstreift die Wüste Syriens nur mit Hemd und Kopftuch bekleidet. Die lange Flinte bildet, auf den Rücken gehangen, seinen stetigen Begleiter. Wie der Vortragende berichtet, binden sich ärmere Beduinen in Ermangelung einer solchen Waffe einen langen Stock auf den Rücken, um wenigstens aus weiter Entfernung als mit dem nötigen Kriegsmaterial ausgerüstet zu erscheinen. Der Beduine schießt nur auf dem Boden liegend, daher sind momentane Ueberfälle nicht zu befürchten. Von sämtlichen Beduinenstämmen haben nur drei das Recht, Karawanen zu führen, und hierbei zeigt sich ein Umstand, der uns die sozialdemokratische Verfassung dieser Stämme recht vor Augen führt. Die Beduinen eines Stammes, welche die Karawane begleiten, müssen einen Teil ihres Geldes an die beiden anderen Stämme abgeben, der Scheich verteilt dies an die Bedürftigen seines Stammes. Der Reisende wurde von einem Beduinen begleitet, den er nicht angeworben hatte noch bezahlte, und erfuhr endlich, daß dies ein armes Mitglied eines der beiden anderen Stämme war, welches dazu ausersehen war, die Reise mitzumachen, um dann den Anteil des Geldes, der seinem Stamm zufiel, ganz allein zu erhalten. Die Blutrache ist bei allen Stämmen herrschend, das Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" wird genau befolgt, und zwar gilt ein Mann gleichwertig einem andern Mann, ein Knabe einem Knaben, dagegen und hierin zeigt sich eine gewisse Ritterlichkeit, ein Weib vier Männern. Auch absichtslose Tötung erfordert Blutrache. Das Weib hat sonst eine untergeordnete Stellung. Begegnen sich zwei Beduinen in der Wüste, so wird nach dem Wohlbefinden aller möglichen Bekannten und Verwandten gefragt, nur die Frau darf nicht erwähnt werden. Auch Vielweiberei ist gestattet. Ein Fall, den der Reisende erwähnte, zeigt auch noch, daß der Aberglaube unter den Beduinen eine große Rolle spielt. Die Frau eines solchen war erkrankt. Der Mann ließ einen Zauberer aus entfernter Gegend kommen, und dieser erklärte, die Frau sei von einem bösen Geist befallen, welcher zur großen Zehe hereingekommen sei, zur Nase und zu den Augen wieder herauswollte, aber nicht dürfe, sondern da hinausgehen müsse, wo er hereingekommen sei. Um dies zu bewerkstelligen, wurde die arme Frau mit Stöcken blutig geschlagen, mit glühenden Eisen gezwickt und auf alle Weise schrecklich gefoltert. Vortragender befreite sie von ihrem Tyrannen, und da er sah, daß er eine stark Fieberkranke vor sich hatte, so brachte er sie durch Eingebungen von Chinin bald wieder auf den Weg zur Besserung. Jedenfalls zeugt dieser Vorfall davon, daß der strenge mohammedanische Fatalismus der Beduinen mit dem tollsten religiösen Unsinn zusammengeschmolzen ist. Alle ihre Reden beweisen den blindesten Fatalismus, jedem Satz hängen sie ein „so Allah will" an. Dabei sind sie oft sehr ungnädig gegen Allah gelaunt; läßt Allah z. B. zur Unzeit regnen, so beehren sie ihn mit allen möglichen Schmeichelnamen und schießen sogar ihre Flinten nach dem Himmel ab, um Eindruck auf ihn zu machen. v. S.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 7. Stuttgart, 13. Februar 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. Karl Müller in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Leipzigs Großhandel und Großindustrie.

Von jeher haben auf die Entwickelung der Städte die Umstände ihrer geographischen Lage einen maßgebenden Einfluß ausgeübt; die Beschaffenheit der nächsten Meeresküste, die Entfernung derselben von dem entsprechenden Orte, dessen Lage an einer bestimmten Stelle eines schiffbaren Stromes oder dessen Verbindungen mit diesem und endlich die Bodenkonfiguration der diesen Ort umgebenden Landmassen, alles das beeinflußt in seiner Weise die merkantilen und industriellen Verhältnisse einer Stadt.

Wenn nun Petermann einmal gesagt hat: „In dem Gebirge, welches Deutschland in eine Nordhälfte und eine Südhälfte trennt, öffnen sich nur wenige bequeme Durchgänge über niedrigere Einsattelungen und nur zwei Einschnitte, in welchen die Natur in schiffbaren Strömen vollkommen fertige Verkehrsstraßen zwischen Nord und Süd hineingebildet hat, die Thäler des Rheins und der Elbe. Nur in diesen können die Verkehrsmittelpunkte bis hart an die beiderseitige Grenze rücken" — so kann darin mit Recht eine genügende Erklärung für das Emporblühen Leipzigs gefunden werden, jener Stadt, die schon vor mehreren Hundert Jahren als Emporium des deutschen Binnenhandels galt und noch heute für den Weltmarkt von universeller Bedeutung ist. Leipzig liegt ja in jener Tiefebene, welche von der Elbe durchströmt wird, dort, wo sich die beiden großen Handelsstraßen kreuzen, welche einerseits die Verbindung des Mains mit der unteren Oder, andererseits der oberen Donau mit der unteren Elbe bewirken. Hiezu kommt, daß bezüglich des Eisenbahnnetzes Leipzig auf der kürzesten Linie liegt, welche den schlesischen Industriebezirk mit dem westfälischen verbindet und die von der Rhein-Mündung nach Breslau, von Hamburg nach Wien und von Danzig nach Straßburg führt.

So richtig diese auch von Paul Hirschfeld in seinem neuen großartigen Werke „Leipzigs Großindustrie und Großhandel"[1] angestellte Betrachtung ist, so muß doch derselbe Verfasser zugeben, daß trotz des großen Einflusses aller dieser kulturgeographischen Faktoren für die mächtige Entfaltung Leipzigs diese Stadt doch niemals eine Weltstellung hätte erreichen können, wenn ihre Bevölkerung, die sich von jeher durch lebhaften Geist und hervorragende kommerzielle und gewerbliche Regsamkeit auszeichnete, mit diesen gegebenen Verhältnissen nicht in so umfassender Weise zu rechnen verstanden hätte und wenn dieselbe in diesen Bestrebungen von ihren Regenten nicht vielfach begünstigt worden wäre. So erhielt die Stadt unter Berücksichtigung ihrer günstigen Lage und ihrer werkthätigen Bevölkerung schon am Ausgange des 12. Jahrhunderts von dem Markgrafen Otto dem Reichen ihre beiden Hauptmessen und damit jene Freiheiten, ohne welche zur damaligen Zeit ein eigentlicher Marktverkehr und ein größerer Fremdenzuzug unmöglich war. Diese Vorrechte bestanden im wesentlichen darin, daß die eingehenden Meßgüter teilweise oder gänzlich von Zollabgaben befreit waren, daß den fremden Kaufleuten sicheres Geleit auf den durch Wegelagerer gefährdeten Landstraßen gewährt und die Institution eines eigenen Meßgerichtes ins Leben gerufen wurde, das in allen während der Messe

[1] „Leipzigs Großindustrie und Großhandel in ihrer Kulturbedeutung". Geschildert von Paul Hirschfeld. Mit einem Vorwort von Dr. Rudolf Wachsmuth, Vorsitzendem der Handelskammer zu Leipzig. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887.

entstandenen Handelsstreitigkeiten die erste Instanz bildete. Von dieser Zeit ab ist die Entwickelung Leipzigs eine höchst merkwürdige, ja einzig-artige gewesen.

Wenn man ehedem diese Stadt in Schriften recht hoch erheben wollte, so sagte man, sie prange mit fünf Kleinoden: der Universität, dem Oberhofgericht, dem Konsistorium, dem Schöppenstuhl und den Messen. Letztere aber und der Handel ständen obenan. Zu diesen fünf Kleinoden hat nun die neueste Zeit ein sechstes gebracht, das ist die Industrie. Denn Leipzig ist ein Industriezentrum geworden, dessen Bedeutung in weiteren Kreisen auch heute noch nicht genügend bekannt ist, dessen Möglichkeit aber vor vierzig Jahren noch von sonst sehr einsichtsvoller Seite völlig bezweifelt wurde.

Unter diesen Umständen dürfte es weitere Kreise interessieren, wenn wir an der Hand des oben genannten großartig angelegten Werkes in kurzen Zügen die Entwickelung Leipzigs zur Großhandels- und Großindustriestadt darlegen.

Das erste entscheidende Moment in der Entwickelung Leipzigs zu einer Handelsstadt liegt in der Verpflanzung des Büchermarktes von Frankfurt a. M. in diese Stadt. Diese Verpflanzung wurde veranlaßt durch die Thatsache, daß die sächsische Regierung die in Frankfurt a. M. ungeheuer strenge Zensur in humanerer Weise ausübte und die Bücher von der Accise befreite. Der erste Leipziger Meßkatalog erschien 1594 und mit seinem Erscheinen traten die Bestrebungen nach einer einheitlichen Organisation dieses Verkehrs hervor. Freilich wurde auch Leipzig von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges um so schwerer heimgesucht, als die dortige Gegend wiederholt der Schauplatz großer Schlachten wurde. Aber kaum war der Friede eingekehrt, so war die regsame Einwohnerschaft darauf bedacht, die Kriegswunden mit allen möglichen Mitteln zu heilen, und dies geschah mit solchem Erfolge, daß man schon beim dritten Säkularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst singen konnte:

> „Paris und London zu beschämen
> Und Amsterdam den Rang zu nehmen,
> Das ist der Zweck, den diese Stadt
> Beynahe schon erreichet hat."

Wie sich dann Leipzig zur Zentrale des deutschen Buchgewerbes entwickelt hat und was dazu die bekannten Firmen Weidmanns Erben u. Reich, G. J. Göschen, F. A. Brockhaus, B. G. Teubner, Breitkopf u. Härtel, B. Tauchnitz, J. J. Weber und wie sie alle heißen, beigetragen haben, das braucht hier nicht näher dargelegt zu werden. Hand in Hand mit der wachsenden Bedeutung Leipzigs nach dieser Seite hin gieng seine übrige Handelsentwickelung.

Seine Bedeutung im Rauchwarengeschäft, in welchem es noch heute die erste Stelle in der ganzen Welt einnimmt, verdankt Leipzig vor allem seiner geographischen Lage, welche es zu einem Markt für beide Hauptproduktionsgebiete der Rauchwaren geeignet macht. Diese Gebiete sind einerseits Rußland, insbesondere Sibirien, andererseits Nordamerika, insbesondere Canada. In Leipzig treffen sich die Waren, hier werden sie „zugerichtet" und hier findet der Austausch zwischen beiden Warenarten statt. Nach Rußland werden amerikanische Rauchwaren, sogar auch russische zugerichtete Waren exportiert, nach Amerika und Westeuropa, einschließlich Englands, russische, häufig aber auch amerikanische Rauchwaren.

Ein anderer Teil des Leipziger Handels vermittelt ferner den Absatz inländischer Fabrikate, ein anderer Teil endlich den Import ausländischer fertiger entweder zum Zwecke des inländischen Verbrauchs oder zur Wiederausfuhr nach dem Auslande.

Im Handel mit ätherischen Oelen, Parfümerien, im Feder- und Garnhandel nimmt Leipzig die erste Stelle im Deutschen Reiche ein; die zweite gebührt ihm (nach Hamburg) im Häutehandel und (nach Berlin) im Handel mit Leder, Spiritus und Manufakturwaren. Im Handel sind in Leipzig relativ doppelt so viel Personen als in Dresden, Berlin und München, mehr als viermal so viel als in Sachsen und sechsmal so viel als in Deutschland beschäftigt. Nach den zu Anfang 1887 vorliegenden Mitteilungen befanden sich in der ganzen Stadt Leipzig 3421 Haupt- und 208 Nebenhandelsbetriebe, welche sich in 265 Branchen verteilten und 11,662 Personen beschäftigten. Der größte Zahl der Geschäfte handelt mit Manufaktur- und Schnittwaren (493), dann folgen Agenturen (452), Material- und Kolonialwaren (404) und landwirtschaftliche Produkte (385).

Zu dieser bedeutenden Handelsthätigkeit hat sich nun in den letzten Jahrzehnten eine umfangreiche industrielle Thätigkeit gesellt, für die der Handel ungemein begünstigend wirkte, da derselbe unter Benutzung der umfangreichen Entwickelung des Telegraphen-, Eisenbahn- und Schifffahrtswesens die Rohprodukte wie die Halbfabrikate beschaffte, für den Absatz der Erzeugnisse der Industrie sorgte, neue Gebiete für dieselbe aufsuchte und die Fabrikanten darüber unterrichtete, welche Waren nach Form, Ausstattung wie Preis auf dem Weltmarkt verlangt wurden. Noch vor vierzig Jahren war man, wie sich aus damals erschienenen Schriften ergibt, der Ansicht, daß Leipzig kein günstiger Boden für die Großindustrie sei und daß sich dieselbe dort nie dauernd seßhaft machen und in erheblichem Grade entwickeln könne. Man gieng dabei von der Ansicht aus, daß für die Großindustrie an einem und demselben Platze neben dem Großhandel keine richtige Stätte sei. Wie sehr man sich darin getäuscht, zeigt die Gegenwart. Auch hier haben die günstige geographische Lage Leipzigs und die vorliegenden Bodenverhältnisse neben den vorzüglichen Verkehrswegen, den vorhandenen Geldkräften und der Intelligenz der Einwohner das Ihrige beigetragen. Wie großartig diese industrielle Entwickelung ist, dafür mag die nachfolgende Thatsache zeugen. Noch vor vier Dezennien waren die industriellen und

fabrikmäßig betriebenen Anlagen der Stadt und des Landkreises Leipzig so untergeordneter Natur, daß schon einige Hundert Arbeiter und im Ganzen 25 Dampfkessel und etwa 18 Dampfmaschinen mit ca. 240 Pferdekräften genügten, um dieses Ganze in Bewegung zu setzen. Heute sind dagegen in der Stadt und in den Vororten Leipzigs mehr als 34,000 Arbeiter in Thätigkeit, und es müssen zur Bewältigung der hier vollführten maschinellen Arbeit über 600 Dampfkessel mit einer Heizfläche von etwa 23,000 Qu.-m. und mehr als 500 Dampfmotoren von ca 9000 Pferdestärken ihre gewaltigen Kräfte entfalten.

Diese mächtige Industrie besitzt dabei den besonderen Vorzug, daß sie eine außerordentliche Mannigfaltigkeit aufweist. Wenn sich daher die sorgenvolle Frage aufdrängen will, ob mit dem Fortschreiten der Stadt zum Großindustriebetrieb nicht auch die Gefahr tiefgreifender Erschütterungen nahegerückt sei, wie sie das industrielle Leben naturgemäß öfters bedrohen, so darf es als ein Glück bezeichnet werden, daß eben durch jene Mannigfaltigkeit dieser jungen Industrie ein Schutz wenigstens gegen die Ausdehnung derartiger Erschütterungen gewährt ist, wie in den Krisen der letzten Jahrzehnte eine gleiche Mannigfaltigkeit die Schutzwehr für den ganzen Wohlstand Sachsens war.

Was nun die Industrie selbst anbetrifft, so ist nach der geologischen Beschaffenheit des Bodens in der Umgegend Leipzigs derselbe nicht wohl geeignet, außer Braunkohle sonstige bergmännisch zu gewinnende Schätze der Erde zu bergen. Schon die aus Anlaß der im August v. Js. zu Leipzig stattgehabten 28. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure erschienene Festschrift hat darauf aufmerksam gemacht, daß, obgleich in der Umgebung Leipzigs sich Braunkohlen in erheblichen Mengen abgelagert vorfinden, doch die mehrfach vorgenommenen Versuche, die mit Abteufung von Schächten behufs Gewinnung von Braunkohlen angestellt wurden, von einem befriedigenden Erfolg nicht begleitet gewesen sind. Man hat vielmehr fast durchgängig wegen des vorhandenen Wassers oder Triebsandes den Schachtbau wieder aufgeben müssen. Nur südwestlich von Leipzig besteht ein der Gewerkschaft Mansfeld gehöriges Braunkohlenwerk, das im Jahre 1886 im ganzen 919,410 Hl. Kohle förderte, wovon ein Teil zur Herstellung von Naßpreßkohlensteinen benutzt wurde.

Um so reicher ist die Industrie der Steine und Erden, wie sie in der Ziegelfabrikation, den Steinbrüchen, Kalkbrennereien und Zementwarenfabriken zur Erscheinung kommt.

Für die Metallverarbeitung sind zunächst 20 Eisengießereien thätig, welche jährlich 210,000 Zentner Gußwaren im Werte von ca. 2,000,000 Mark herstellen, ferner Bronzewarenfabriken, Glockengießereien, Kupferschmieden 2c.

Der Maschinenbau ist sehr bedeutend und beschäftigt 61 Etablissements. Daß hierbei namentlich die Herstellung von Buchbinderei-Hülfs- und Drahtheftmaschinen mit in erster Reihe steht, ist für Leipzig charakteristisch. Große Quantitäten werden in landwirtschaftlichen Maschinen, Werkzeug- und Dampfmaschinen hergestellt.

Die chemische Industrie ist mit zahlreichen Spezialitäten vertreten.

Zu den wichtigsten Abteilungen der Textil-Industrie Leipzigs gehört die Spinnerei, und zwar sowohl die Kammgarn- als die Baumwollenspinnerei. Das größte Institut aber auf dem Gebiete der Leipziger Textil-Industrie wie der Industrie überhaupt ist die Wollkämmerei, die als das erste derartige Werk 1872 in Deutschland errichtet wurde. Bis zu diesem Jahre waren wir in dieser Richtung durchaus vom Auslande, namentlich von Frankreich, abhängig. Auch die mechanische Weberei, die Spitzen- und Rüschenfabrikation ist mit sehr bedeutenden Etablissements vertreten.

Die Papier-, Leder-, Wachstuch- und Gummiwarenfabrikation beschäftigt zahlreiche Arbeiter, und auch die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe ist bedeutend.

In die bedeutendsten Etablissements aller dieser Werke führt uns nun das obengenannte Werk orientierend ein und erfüllt damit eine dankenswerte Aufgabe, die namentlich unserem Export zu gute kommen wird. Denn es gibt Kunde von einer wirtschaftlichen Thatkraft, welcher die heimatlichen Grenzen zu eng geworden sind und die sich genügend erstarkt fühlt, um im Ausland auf dem Weltmarkte in die Schranken zu treten und ihre Leistungsfähigkeit im Kampfe mit der Konkurrenz der ganzen Welt darzuthun.

Die zur Verbreitung dieser Blätter in erster Linie berufenen sind die Deutschen im Auslande, und es ist ein dankenswertes Unternehmen der „Deutschen Exportbank", in derselben Weise die Großindustrie und den Großhandel unseres gesamten deutschen Vaterlandes zur Darstellung zu bringen. Daß in erster Reihe Leipzigs Handel und Industrie zur Darstellung gelangt ist, findet in der hervorragenden Bedeutung, welche diese Stadt im geistigen Leben unseres Volkes einnimmt, sowie durch die herrschende Stellung, welche sie sich auf mehreren Gebieten unserer heimischen Volkswirtschaft bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, seine genügende Begründung.

Dr. B.

Heiraten in Krain.

In den Thälern von Oberkrain flutet das Leben so langsam, daß es beinahe stille zu stehen scheint. Der slavische Patriotismus hat die deutsche Sprache aus den Elementarschulen ausgeschlossen, und da der Dialekt so sehr verschieden ist, daß die Sprache der Bewohner des einen Bezirks kaum mehr verstanden werden kann, sobald seine

Grenzen überschritten sind, so ist es nicht zu verwundern, daß die ganze Litteratur der Provinz nur aus einigen Liebesliedern, einigen Kalendern und einigen Zeitungen besteht, welche sich mehr durch Heftigkeit als durch Weisheit und Gehalt auszeichnen. Die Priester schließen sich aus Gründen, welche zu verwickelt sind um hier erklärt werden zu können, mehr der extremen slawischen Partei an, und so kann man nicht sagen, daß das geistige Leben des Volkes mit Sturmeseile voranschreite. Einige unruhige Köpfe mögen einen solchen Stand der Dinge beklagen; allein er hat Vorteile, welche einen Reiz für alle Leute von nüchternerem Temperament besitzen. Zu diesen gehört auch die Erhaltung alter Bräuche, welche in unternehmenderen Bezirken in Abnahme zu kommen beginnen und die malerisch genug sind, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Uebrigens fangen selbst in Krain die Wohlhabenderen und Unterrichteteren an, viele dieser Bräuche für gemein zu halten, während andere aus wirtschaftlichen Gründen von den Armen verwahrlost werden. Diejenigen Bräuche, von denen wir nun eine kurze Schilderung geben wollen, sind diejenigen, welche bei den Heiraten wohlhabender Bauern in den nur selten von Fremden besuchten Gegenden üblich sind.

Zum richtigen Anfang wollen wir die Hauptpersonen bezeichnen. Braut und Bräutigam brauchen nicht erst erwähnt zu werden, und auch die beiden Trauzeugen, welche das österreichische Gesetz vorschreibt, können wir mit Stillschweigen übergehen; sie nehmen in der amtlichen Feier eine hervorragende Stelle ein, sind aber in anderen Beziehungen Nebenfiguren. Diejenige Person, welche die Braut hinweg giebt und für den Tag für ihren Vater gilt, ist eine wichtigere Persönlichkeit; dieselbe kann aus ihren Verwandten und Freunden gewählt werden, und selbst in dem Falle, wo ihr Vater noch am Leben ist, wird zuweilen, wenn auch selten, ein anderer Mann dazu ausersehen. Er mußte früher in einer Kleidung auftreten, welche mehr auffallend als gefällig war: er trug zwei Jacken übereinander, von denen die untere fest zugeknöpft, die obere aber leicht darüber geschnürt war. Im Winter wurde die gewöhnliche Pelzmütze durch einen Hut überragt, im Sommer ersetzte jene ein spitziger seidener Aufbau, über welchen der Hut gestülpt wurde; in beiden Fällen war die Kopfbedeckung mindestens anderthalb Fuß hoch und auf dem Kopfe eines kleinen Mannes merkwürdig komisch. In manchen abgelegenen Thälern mag diese Tracht vielleicht noch üblich sein, aber anderwärts lebt sie nur in der Erinnerung älterer Personen noch fort. Die Brautjungfer, welche der Verlobten den Brautkranz aufsetzt, ist gewöhnlich ihre vertrauteste unverheiratete Freundin. Es sind noch andere Brautjungfern vorhanden, welche eine untergeordnete Rolle spielen, aber nicht von solcher Wichtigkeit zu sein scheinen, wie in vielen deutschen Gegenden. In Mähren z. B. setzt die erste Brautjungfer nicht nur der Braut, sondern auch dem Bräutigam ein Myrtenkränzchen auf, wenn sie die Kirche betreten; diese Kränzchen werden sorgfältig aufbewahrt, und wenn eines derselben in Stücke zerfällt, so nimmt man an, es bedeute den bevorstehenden Tod der Person, welche es getragen habe.

Kehren wir aber nach Krain zurück. Am Nachmittag vor der Hochzeit holen die Freunde des Bräutigams die Mitgift der Braut aus ihres Vaters Hause ab und nehmen dabei alles mit, woran sie Hand legen können, um die Mitgift größer zu machen; zuweilen wird sogar Vieh hinweggetrieben, aber die ganze Sache wird gewöhnlich als Scherz angesehen und behandelt. Am folgenden Morgen versammeln sie sich wieder im Hause des Bräutigams, werden mit einem tüchtigen Frühstück bewirtet und begeben sich dann zu Hauf in das Haus der Braut, wo deren eigene Bekannte in ähnlicher Weise bewirtet worden sind. Sobald die jungen Männer sich nähern, werden die Thüren vor ihnen geschlossen und ein altes Weib erscheint an einem der Fenster und fragt nach ihrem Begehren. Der Bräutigam verlangt seine Braut, die Alte aber behauptet, dieselbe nicht zu kennen, und er muß sie, in einer etwas ungünstigen Weise, beschreiben; nun werden andere Frauen und Mädchen, welche teilweise dieser Beschreibung entsprechen, herausgeschickt, bis endlich seine Genauigkeit die Besatzung zwingt, die Richtige herauszugeben.

Die ganze Gesellschaft begibt sich nun zu Wagen oder zu Fuß nach der Kirche. Die meisten Hochzeiten finden im Winter statt und zu dieser Jahreszeit ist die gewöhnliche Tracht aller Männer ein langer, weiter Ueberrock oder Mantel. Bis in die neueste Zeit hierein zwang die Sitte den Bräutigam, ein solches Kleidungsstück auch Sommers zur Trauung zu tragen, weil man glaubt, wenn es der Braut gelinge, während der Zeremonie auf irgend einen Teil dieses Kleidungsstückes zu knieen, so werde sie das Regiment in dem neuen Hauswesen führen; wenn sie aber diese Gelegenheit versäume, so werde sie um einen Teil ihrer natürlichen Rechte verkürzt werden. Mit der Trauung sind noch viele andere abergläubische Bräuche verbunden; wenn z. B. die Braut weint, ist es ein gutes Zeichen; wenn dagegen die Kerzen auf dem Altar flackern, so bedeutet dies ein schlechtes Einvernehmen in der Ehe.

Sobald die Trauung vorüber ist, beginnen die Festlichkeiten aufs neue. In einigen Teilen von Kärnten wird Wein in die Kirche gebracht und vom Priester eingesegnet, welcher das erste Glas auf das Wohl der Braut leert; in Krain aber verläßt der Hochzeitszug die Kirche, bevor das Trinkgelage beginnt. Der Verzug ist jedoch kein langer, denn die Sitte will, daß man an jedem Wirtshause, woran man vorüber kommt, eine Pause mache. Den ganzen Nachmittag hindurch geht das Bestreben der unverheirateten jungen Männer des Dorfes dahin, sich der Braut zu bemächtigen. Wenn sie unter irgend einem Vorwand dem Bräutigam aus dem Gesichtskreis gelockt werden kann, so wird sie sogleich umringt und nach irgend einem Nachbarhause entführt. Ist sie in ehrlicher Weise

gefangen worden, so muß sie sich ruhig darein finden und darf durch kein Zeichen den Ort verraten, wo sie sich befindet. Der junge Gatte und der Brautvater machen sich nun auf, sie zu suchen; da aber zahlreiche Spähwachen ausgestellt sind und die Braut von einem Orte zum anderen verbracht wird, so vergeht meist eine ziemliche Zeit, bevor sie gefunden werden kann. Haben die Verfolger sie endlich bis zu ihrem Versteck ausfindig gemacht, so müssen sie sie auslösen und zu diesem Zwecke all den Wein bezahlen, welcher seither getrunken worden ist.

Einen derartigen Anlaß ausgenommen, bezahlt jeder Gast seine eigene Zeche, sowohl auf dem Weg von der Kirche, als beim Hochzeitsschmauß, wenn er, wie gewöhnlich, in einem Wirtshause abgehalten wird. Bei letzterer Belustigung konzentriert sich das Hauptinteresse auf den Brautvater, von dem man erwartet, daß er eine Rede halte, worin er ein so unschmeichelhaftes Bild als möglich von dem Leben und Charakter des Bräutigams entwerfe, welcher den Spott nach Kräften erwidern muß. Da beide Sprecher auch auf die übrige Gesellschaft so viele scherzhafte Ausfälle machen, als ihnen nur einfallen, so bildet dieses Witzturnier die Hauptergötzlichkeit des Tages.

Nach einiger Zeit wird die junge Frau feierlich nach ihrem künftigen Heim gebracht, wo sie dann einen dem schon erzählten ähnlichen Auftritt zu bestehen hat. Auf der Schwelle tritt ihr die Mutter des Bräutigams oder irgend eine andere ältere Verwandte von diesem entgegen und fragt sie, wer sie sei und was sie wolle. Dies ist der Anfang einer humoristischen Katechisation, welche bisweilen ziemlich breit ist, aber immer mit Ausbrüchen lauten Gelächters von der Zuhörerschaft begrüßt wird. Endlich, wenn die Schwiegermutter zufrieden gestellt ist, bringt sie ein Glas Wein und ein eigens zu diesem Zweck gebackenes langes und dünnes Weizenbrot zum Vorschein und bietet beide der neuen Hausfrau an. Diese schlürft den Wein, läßt eine Gold- und Silbermünze in das Glas fallen als Geschenk für die Mutter; dann ergreift sie das Brot mit der Rechten und hält es über ihre linke Schulter, wo es dann eine der hinter ihr stehenden Personen nehmen muß. Alle bis jetzt versuchten Erklärungen dieses Brauchs sind modern und rationalistisch und darum unrichtig. In den meisten Fällen jedoch gilt es für ein gutes Omen, wenn das Brot von einer armen alten Frau genommen wird, obwohl man natürlich die Neuvermählte nicht lange in einer solchen Stellung stehen lassen kann und so zuweilen eine Person aus der Hochzeitsgesellschaft das Brot wegnehmen muß.

Man ersieht hieraus, daß der Hochzeitstag für das glückliche junge Paar ein sehr herber und prüfungsreicher ist, und man möchte es einem schüchternen Manne in der That beinahe verzeihen, wenn er sich besänne, auf einem solch rauhen Pfade in den heiligen Ehestand einzutreten. Man sagt ja auch in Deutschland, der Hochzeitstag sei gewöhnlich der unbehaglichste, welchen der Bräutigam jemals erlebt habe, und doch darf er sich bei uns schon zu einer frühen Stunde von der Oeffentlichkeit und seinen Freunden zurückziehen, während er in Krain bis zum letzten Augenblick allen möglichen Plackereien ausgesetzt ist. Allein wenn ein Fremder in Krain ein wohlhabendes Mädchen heiratet und aus dem Dorfe fortnimmt, so sind seine Leiden selbst jetzt noch nicht zu Ende. Die jungen Männer glauben ein Recht zu haben, eine Steuer auf das Vermögen der Neuvermählten zu legen, was in verschiedener Weise geschieht; wir schildern hier die umständlichste. Ein Seil, woran Kränze und Blumen gebunden sind, wird über den Weg gespannt, welchen das neuvermählte Paar passieren muß. Hinter diesem Seil wird ein Tisch mit zwei großen Weinkrügen und vielen Gläsern aufgestellt und vor dem Tisch sitzt ein junger Mann nach der Richtung gewendet, aus welcher das Hochzeitspaar kommen muß; er trägt eine Halbmaske und einen großen Bart und hat vor sich das größte Buch, das er entlehnen kann. Sobald nun das Hochzeitspaar ankommt, stellt er sich, als lese er aus dem Buch eine Anzahl scherzhafter Bemerkungen, welche eine entfernte Beziehung auf dasselbe haben, und gibt ihnen dann ein Rätsel auf, welches eine Anspielung auf irgend eine Begebenheit in dem vergangenen Leben beider enthält. Wenn der Brautvater, welcher dem Hochzeitspaar gewöhnlich bis zu den Grenzen des Dorfes das Geleite gibt oder, falls er nicht dabei ist, der Bräutigam die Antwort darauf finden kann, so hat er das Recht, ebenfalls ein Rätsel aufzugeben, und so geht der Streit fort, bis eine der Parteien stecken bleibt. Der vermummte junge Mann liest dann aus seinem Buch ein Lob auf die Neuvermählte vor, beschreibt den Verlust, welcher dem Dorfe durch ihr Weggehen widerfährt, und verlangt einen Zoll. Darauf entsteht gewöhnlich ein Wortwechsel, denn die jungen Männer glauben ein Anrecht auf einen Gulden von jedem Tausend in dem Vermögen der Braut zu haben; aber eine solche Summe wird selten bezahlt. Es sind aber in den letzten Jahren schon bis zu 200 Gulden bezahlt worden, und Geschenke von 10 bis zu 80 sind keine Seltenheit. Sobald eine Verständigung getroffen ist, wird das Seil herunter gelassen und die Gesundheit des Hochzeitspaares getrunken. Wenn früher ein reicher Dorfbewohner eine Gattin aus einem anderen Dorfe heimbrachte, pflegten die ledigen Mädchen seines Dorfes einen ähnlichen Zoll zu erheben, bestehen aber heutzutage selten mehr auf diesem Recht.

Diese Bräuche geben natürlich Veranlassung zu ländlichen Scherzen, in welchen das Lachen nicht immer auf der Seite derjenigen bleibt, welche den Spaß begannen. So heiratete in einem neueren Falle ein Städter die Tochter eines reichen Bauern, welcher in dem Landstädtchen, wohin sie kam, nur wenig bekannt war. Die jungen Männer des Dorfes beschlossen sie einzufangen, aber das Hochzeitspaar erfuhr diesen Plan und die Braut lieh ihre Kleider und Zierraten einer Freundin, welche an ihrer

Statt abgefaßt ward. Es wurde bei dieser Gelegenheit Wein in Menge getrunken und weggeschenkt, allein niemand kam, um die Braut zu suchen, welche in ihrem vollen Staat verschleiert unter den Trinkern saß. Endlich wurde man argwöhnisch und nun ergab sich, daß die Hochzeitsgesellschaft mit der wirklichen Braut wohlbehalten nach Hause zurückgekehrt war, so daß die jungen Männer den getrunkenen Wein selbst bezahlen mußten. Man erzählt sich viele solche Geschichten, aber sie haben selten mehr als ein lokales Interesse. Wir können noch beifügen, daß das Hochzeitspaar oft mit der Gefangennehmung einverstanden ist, um eine Gelegenheit zur Bewirtung seiner Freunde zu haben; falls das Hochzeitspaar wohlhabend ist, gilt es sogar für filzig, wenn es dies nicht thut.

Wir haben diese Bräuche als in Krain übliche beschrieben, aber viele derselben kommen auch in den slawischen Bezirken von Kärnten vor und sind natürlich zahllosen Abweichungen unterworfen. In einem Dorfe wird eine Pistole abgefeuert, sobald die Trauung vorüber ist; in einem anderen begibt sich die Hochzeitsgesellschaft sogleich nach dem Pfarrhause und trinkt hier bis zum Abend, wobei der Wein in gleichen Mengen aus den Wirtshäusern im Dorfe bezogen wird. Die Abweichungen beziehen sich jedoch meist auf die Einzelheiten; der allgemeine Verlauf des Verfahrens ist so ziemlich der oben beschriebene, und niemand, welcher mit Volkssitte und Volkssage einigermaßen vertraut ist, kann bezweifeln, daß viele Teile dieser Bräuche einen alten Ursprung haben. Die seltsamste Erscheinung dabei ist, daß derartige Bräuche in unserer Zeit und in einem Lande, wo der Volksunterricht nun ein obligatorischer ist, sich noch in voller Kraft erhalten konnten. Dies rührt aber, wie wir schon nachgewiesen haben, zum großen Teil von der Abgeschlossenheit, welche dem Volke sein slawischer Dialekt auferlegt. Die Furcht davor, das Schicksal in den wichtigsten Handlungen des Lebens zu beleidigen, welche der menschlichen Natur angeboren zu sein scheint, ist ohne Zweifel zu einem großen Teile Schuld an der Aufrechterhaltung alter Sitten und Bräuche, und endlich erweckt die Eintönigkeit ihres gewöhnlichen Lebens in den Landleuten den Drang, nach jeder Gelegenheit oder Entschuldigung zu einer Aufregung zu haschen. (S. R.)

Die Hudsons-Bai-Gesellschaft einst und jetzt.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

(Schluß.)

Die ganze großartige Organisation der Hudsons-Bai-Gesellschaft lernte ich zuerst in den siebziger Jahren, etwa zehn Jahre vor der Erbauung der canadischen Pacificbahn, kennen, und die Art und Weise der Ausbeutung und Nutzbarmachung des großen canadischen Nordwestens, dieses halben Erdteils durch eine Privatgesellschaft ist, so interessant und bildet einen so hochwichtigen Moment in der Entwickelungsgeschichte von Nordamerika, daß einiges darüber hier umsomehr Platz finden mag, als man sich damit bisher weder in England, noch auf dem europäischen Kontinent irgendwie ihrer Bedeutung entsprechend beschäftigt hat. Selbst nach der Herstellung der canadischen Pacificbahn bis auf den heutigen Tag ist im ganzen Nordwesten, von Winnipeg bis zum Stillen Ozean, von den Vereinigten Staaten bis zum großen Bären-See alles noch von der Hudsons-Bai-Gesellschaft abhängig geblieben; sie ist noch immer die großartigste, einflußreichste und mächtigste Körperschaft, ein Staat im Staate könnte man sagen. Vor zehn Jahren jedoch waren diese Herrschaft und dieser Einfluß allgewaltig und beinahe souverän. Es war hauptsächlich in Winnipeg, dem Regierungssitz der H.B.C., daß ich mir die Details über den Mechanismus der Gesellschaft mit vieler Mühe und Geduld zusammen suchte, denn „Schweigen" scheint mir eines der Hauptprinzipien der H.B.C. geblieben zu sein. Meine an die Zentralleitung in der Londoner City gerichteten Briefe und Bitten um Hilfsmaterial blieben unbeantwortet oder wurden durch Zusendung trockener spärlicher Jahresberichte abgespeist. Auch in Winnipeg und in den Faktoreien des Nordwestens zeigte man sich fast ebenso zugeknöpft.

Die höchste Behörde des großen Nordwestens hat, wie gesagt, in London ihren Sitz, aus einem Gouverneur, einem Deputy-Governor und fünf Direktoren bestehend, deren Bureaux sich in dem ehrwürdigen alten „Hudsonsbayhouse" in Fenchurch Street befinden und die jährlich in einer Versammlung der Aktionäre neuerwählt werden. Sie ernennen für ihre Besitzungen in Amerika einen in Winnipeg residierenden obersten Statthalter oder „Governor in Chief of Rupert's Land", ein Posten, der zuerst von dem berühmten Polar-Reisenden Sir George Simpson eingenommen wurde. Der oberste Statthalter hat die weitgehendste, fast unumschränkte Gewalt über die ganze Organisation der Gesellschaft in den Hudsons-Bai-Ländern; er ist auch gleichzeitig Vorsitzender des einmal in jedem Jahre stattfindenden „Rates für das nördliche Departement des Rupert-Landes", welcher die Handelsverhältnisse, Preise, Bedürfnisse, mit einem Worte, die Geschäfte der über die nördliche Hälfte des Kontinents ausgebreiteten Organisation bespricht und feststellt. Der Rat besteht aus den höchsten Beamten der Gesellschaft, den sog. „Chief Factors", deren es in dem weiten Gebiete fünfzehn gibt, und den ihnen zunächststehenden „Chief-Traders", 37 an der Zahl. Viele von ihnen sind jedoch Hunderte Meilen, in manchen Fällen über zweitausend Meilen von Winnipeg entfernt stationiert, und es nehmen an den jährlichen, stets geheimen Beratungen nur eben jene Mitglieder teil, welchen Winnipeg leicht erreichbar ist. Die Reise mancher Chief-Traders nach der Residenzstadt des Statthalters würde drei bis vier Monate Zeit in Anspruch nehmen!

Die Chief-Factors und Chief-Traders bilden die sogen. „Wintering Partners“ der Hudsons-Bai-Gesellschaft, d. h. sie sind an dem Reingewinn direkt beteiligt, indem ihnen 40 Proz. desselben zufallen. 60 Prozent erhalten die Aktionäre der Gesellschaft in England. In den letzten Jahren vor der Eröffnung der canadischen Pacificbahn belief sich der Reingewinn der Gesellschaft auf ungefähr 2 Millionen Mark, und es entfielen somit auf die Wintering Partners ca. 800,000 Mark oder auf jeden Chief-Factor ca. 9000 Mark. Hiezu kommt ein jährlicher fester Gehalt von etwa 18,000 Mark, eine sehr bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß diese Beamten auf ihren einsamen Posten in den Hudsons-Bai-Ländern von Seiten der Gesellschaft auch noch ihre Wohnung und ihre Lebensbedürfnisse frei erhalten, und gar keine Gelegenheit haben, Geld auszugeben. Bei ihrem Austritt aus dem aktiven Dienst bleiben die Beamten einige Jahre lang am Reingewinn interessiert, und erhalten durchschnittlich noch 2000 bis 3000 Lstrl., so daß die Chief-Factors und Chief-Traders sich gewöhnlich mit sehr bedeutenden Vermögen zur Ruhe setzen.

Diesen Hauptbeamten unterstehen in den verschiedenen Faktoreien die „Clerks“, „Postmasters“ und Arbeiter, deren es in jeder Faktorei zwischen zehn und fünfzig gibt. Bei der großen 150 übersteigenden Zahl der Faktoreien wird man nicht fehlgehen, die Armee von Agenten und Bediensteten der H.B.C. auf etwa 5000 zu schätzen.

Ganz Canada, die 4 1/2 Millionen Quadratmeilen Festland nördlich des 49. Breitegrades, war und wird auch heute noch von der Hudsons-Bai-Gesellschaft in vier nach den Weltgegenden benannte Departments eingeteilt: Das westliche umfaßt alle Territorien westlich der Felsengebirge; das nördliche Department enthält die Prärieländer von der Vereinigten-Staaten-Grenze bis in die arktische Region; das südliche Department wird von den Ländern an der Hudson-Bay gebildet, und das östliche oder Montreal-Department enthält das Stromgebiet des St. Laurenz bis zur atlantischen Seeküste. Jedes Department, mit Ausnahme des westlichen, ist in einzelne Distrikte abgeteilt, die sich gewöhnlich den einzelnen größeren Stromläufen anschmiegen, und jeder Distrikt enthält eine Anzahl Handelsforts und Faktoreien. Die Art und Weise, wie diese gewaltigen Territorien, diese Tausende von Meilen weit von einander gelegenen Posten in dem straßen- und wegelosen Lande verwaltet und nutzbar gemacht werden, ist in der That bewundernswert. Fort Simpson an den Küsten des Stillen Ozeans ist von den Faktoreien in Labrador über 2500 Meilen entfernt; Fort Vancouver am Columbia-Strom ist von Fort Confidence am Großen Bären-See in gerader Linie 1400 Meilen weit entfernt, mit den Küsten Columbiens und den vier hohen Parallelketten der Felsengebirge dazwischen; zwei Handelsposten liegen im geographischen Mittelpunkt der Steinwüste Labradors; sechs Faktoreien liegen an der Nordküste dieser öden Halbinsel an der stets mit Eis bedeckten Hudson-Straße; zehn Faktoreien liegen an den Küsten der Hudsons-Bai selbst, drei am Athabaska- und drei am großen Sklaven-See, und der nördlichste Handelsposten Fort Macpherson liegt innerhalb des Polarkreises, nahe der Mündung des Mackenzie-Stroms in das nördliche Eismeer. Die Kälte in dieser nördlichsten menschlichen Ansiedelung Amerika's diesseit der Felsengebirge ist so furchtbar, daß gewöhnliche stählerne Aexte beim Holzspalten wie Glas zerspringen! Die Gegend auf Hunderte Meilen ringsum ist den größeren Teil des Jahres in Eis und Schnee gehüllt, und es bedarf einer mehrmonatlichen Reise durch die unwirtlichsten und ödesten Regionen des Erdballs, um diese entlegenen Posten zu erreichen. Dennoch stehen sie alle, ob in Labrador oder Alaska oder am Sklaven-See gelegen, mit den Hauptstationen ebenso wie mit der Zentralleitung in London in so regelmäßigem Verkehr und die Waren und Lebensmittel werden nach allen Posten mit solcher Pünktlichkeit befördert, daß man darüber höchlich staunen muß. Die Mehrzahl der Hudsons-Bai-Forts liegen in vollständig unbesiedelten Wald- und Steppengebieten, ein- oder mehrere Hundert Meilen von einander entfernt. Jahrelang erhalten sie keinen anderen menschlichen Besuch, als die in jedem Jahre einmal ankommende Handelskarawane, welche ihnen Lebensbedarf, Munition, Briefe und Zeitungen bringt, und man kann sich die Einförmigkeit des Lebens in diesen entlegensten und verlassensten Außenposten der weißen Zivilisation wohl lebhaft vorstellen.

Ungeachtet der unendlichen Entfernungen mit denen es die Hudsons-Bai-Gesellschaft hier zu thun hat — der entfernteste Posten, Fort Simpson, ist vom Zentralsitz in London ca. 8000 e. Mln. entfernt — ist der ganze Betriebsmechanismus verhältnismäßig sehr einfach. In jedem Jahre verläßt ein großer, mit den Tauschwaren und dem Lebensbedarf, Kleidern, Decken, Werkzeugen und Waffen beladener Dreimaster England, um durch die nur in den Sommermonaten befahrbare Hudson-Straße nach den Faktoreien der Gesellschaft in der Hudsons-Bai, zunächst der bedeutendsten derselben, Fort York, zu fahren. Dort trifft das Schiff gewöhnlich in den ersten Tagen des Monats August ein, und während seines zehntägigen Aufenthalts auf der Rhede vom Fort York werden die mitgebrachten Waren ausgeladen und durch die dort aufgespeicherten Pelze und Tierfelle — den Jagdertrag des abgelaufenen Jahres — ersetzt. Damit kehrt das Schiff wieder nach London zurück. Die Felle, welche in den einzelnen entlegenen Faktoreien von den Indianern und Trappern gegen allerhand Lebensbedarf, Kleidungsstücke u. s. w. eingetauscht werden, bleiben dort bis zur Auskunft der jährlichen Voyageurs-Karawanen liegen. Diese Karawanen oder vielmehr Bootflottillen treffen gewöhnlich in den Sommermonaten ein, lassen die mitgebrachten Lebensmittel und Tauschartikel für die Indianer in den Faktoreien, verladen die dort aufgestapelten Felle und kehren damit nach

den Hauptforts der einzelnen Distrikte zurück. Aehnlich ist der Verkehr zwischen diesen letzteren und den Hauptforts der einzelnen Departments. In diesen werden die von den Karawanen und Bootflottillen in den weiten Ländereien des Nordwestens gesammelten Felle sorgfältig verpackt und mittelst eigener Flottillen den Nelson-Fluß abwärts nach Fort York zur Verschiffung nach London gesandt. Ein Teil der Felle geht auch nach Winnipeg, zur Versendung nach den Vereinigten Staaten. In dem östlichen Department ist Montreal der Hauptort; im südlichen Moose-Factory an der Hudsons-Bai; im westlichen Department Victoria, die Hauptstadt der Vancouver-Insel, und im wichtigsten der vier Departments, im nördlichen, ist es Norway-House, am Winnipeg-See, obschon neben diesem Hauptfort auch noch ein zweites, ebenso wichtiges besteht, nämlich das untere Fort Garry, nahe der Mündung des Red River in den Winnipeg-See gelegen. Dieses untere Fort oder, wie es in Manitoba allgemein genannt wird, das Steinfort, ist im Verein mit der nur etwa 20 Meilen weiter südlich gelegenen Stadt Winnipeg der eigentliche Zentralsitz der Hudsons-Bai-Gesellschaft in Amerika. Ja, die heutige Großstadt Winnipeg hat ihre Entstehung und Blüte nur der Hudsons-Bai-Gesellschaft zu verdanken, der sie allerdings in den letzten fünf bis sieben Jahren etwas über den Kopf gewachsen ist.

Noch gelegentlich meines ersten Besuches in Winnipeg vor zwölf Jahren war die heutige Großstadt eine kleine, aus Zelten, einfachen Blockhäusern und Holzhütten bestehende Ansiedelung, deren Mittelpunkt das für die Entwickelung Canada's so wichtige Fort Garry bildete.[1] Fort Garry bestand damals aus einem einfachen einstöckigen Gebäude, welches dem Gouverneur der H.B.C. als Residenz diente, mehreren Nebengebäuden für die Bureaux und Wohnungen der Beamten, und aus großen Warenhäusern, in welchen die tausend verschiedenen Waren für den Bedarf der Bewohner des „großen einsamen Landes" massenhaft aufgespeichert waren. Der ganze Häuserkomplex war von einer alten, mit Türmen flankierten Mauer umgeben, die einzige Entschuldigung für den Namen „Fort." Ohne irgend welche Kanonen oder andere Verteidigungsmittel, fiel es denn auch gelegentlich des bekannten ersten Aufstandes der Halbindianer unter Louis Riel's Leitung bald in die Hände derselben.

Aehnlich gebaut ist auch das Lower Fort Garry, „the Stone Fort", wo in den Sommermonaten die verschiedenen Bootflottillen für die Verproviantierung der Inland Forts ausgerüstet werden. Nur sind die Warenhäuser hier viel großartiger als in Winnipeg. Auf dem breiten Bette des tief zu Füßen der Anhöhe dahinfließenden Red River liegen Hunderte von See- und Flußdampfern, einmastigen Segelschiffen von etwa drei bis vier Tonnen, Frachtbooten und Indianercanoes. In den Stallungen und auf den Waideplätzen um das Fort befinden sich Hunderte von Pferden und Ochsen, stehen Hunderte von Frachtwagen und sogenannten Red River-Karren, aus welchen die Frachtkarawanen für die Verproviantierung jener Forts zusammengesetzt werden, welche zu Wasser nicht zu erreichen sind.

In den Sommermonaten gehen täglich derlei schwerbeladene Karawanen oder Bootflottillen ab, und ihre Reise nach den entlegenen Posten in den Felsengebirgen oder am fernen Athabaska- und Sklaven-See nimmt mitunter drei bis vier Monate in Anspruch. Die Waren der Bootflottillen sind alle gleichmäßig zu festen, mit Eisenbändern umwundenen Ballen von 80 bis 100 Pfund Gewicht verpackt, um bei den zahlreichen „Portages" leicht von Frachtern auf den Schultern getragen zu werden. Die Reiserouten nach den fernen Posten in den Hudsons-Bai-Ländern schmiegen sich nach Thunlichkeit den Flußläufen und Seen an. An Hunderten von Stellen müssen die Waren ausgeladen und mit den Booten von dem Ende eines Wasserlaufes über Land zu dem nächsten Flusse oder See getragen werden. Diesem Flusse oder See entlang folgt die Flottille so weit wie möglich, um dann wieder eine „Portage" oder Ueberlandreise zu einem weiteren Flußlaufe zu unternehmen.

Auch die Fuhrwerke der Karawanen sind derart eingerichtet, daß die Wagenkasten beim Kreuzen von Flußläufen sozusagen als Boote dienen könnten.

Die Eröffnung der canadischen Pacific-Bahn hat naturgemäß einen Umsturz der bisherigen Verkehrsrouten im Gebiete der H. B. C. herbeigeführt. Die Frachtensendungen für Fort Edmonton (im Territorium Alberta) beispielsweise, welche bis vor einigen Jahren quer durch die Prärien befördert wurden, wozu man von Winnipeg aus drei Monate Zeit beburfte, gehen jetzt per Eisenbahn bis Calgary, und von dort direkt nördlich. Calgary, am Ostfuße der Felsengebirge gelegen, ist überhaupt zu einem der wichtigsten Handelsposten der H.B.C. geworden. Auch nach dem Athabaska-See und dem Gebiete des Friedens-Flusses wird jetzt wenig mehr per Bootkarawanen gesandt. Die Waren gehen bis Calgary per Eisenbahn und von dort per Frachtkarren nach dem Athabaska-Strom, auf welchem die Gesellschaft einen Dampfer besitzt. Auch der Athabaska-See wird schon mit Dampfern befahren. Leider können der Nelson- und der Churchill-Fluß, diese zwei anscheinenden Hauptarterien Canada's, nicht ebenfalls der Schifffahrt zugänglich gemacht werden, da sie zuviel Stromschnellen und Fälle enthalten.

In den entlegenen Forts nördlich des Churchill-Flusses hat sich seit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag nicht das geringste geändert. Die Lebensweise und die Bedürfnisse des Faktors sind dieselben wie vor hundert Jahren. Die jährliche Bootflottille bringt ihm für sich und für die Indianerstämme im Bereiche der Faktorei dieselben Waren, wie zur Zeit der Gründung des Postens; die

[1] Siehe „Kanada und Neufundland" von E. v. Hesse-Wartegg. Herders Verlag, Freiburg i. B. 1888.

Sonnenuhr im Hofe des Forts, vor vier oder fünf Generationen eingerichtet, dient auch dem Faktor von heute als genügender Zeitmesser; die Münzeinheit ist in diesen Regionen noch immer das Biberfell geblieben, und die Dollars und Schillinge der südlicheren Breiten sind vollständig unbekannt. Für größere Beträge werden noch immer die Banknoten der Hudsons-Bai-Gesellschaft als Zahlung angenommen. Obschon das Privilegium der H.B.C. längst aufgehört hat, ist sie hier noch immer die unumschränkte Gebieterin — denn bei den ausgebreiteten Beziehungen, Handels-Forts und dem regelmäßigen Verkehr zwischen diesen hat sie so unendliche Vorteile über alle beabsichtigte Konkurrenz, daß ihr Monopol, wenn nicht de jure, so doch de facto noch für viele Jahrzehnte hinaus bestehen bleiben wird.

Anders ist es in den südlicheren Gebieten des „großen, einsamen Landes" geworden. Bald nachdem die alte verknöcherte H.B.C. ihren Besitz an die neue Gesellschaft verkauft hatte, trat diese, wie schon erwähnt, ihr Monopol unter äußerst günstigen Bedingungen an die canadische Regierung ab. Es war dies ein äußerst kluger und wohlberechneter Zug, denn das Monopol war auf die Dauer doch nicht haltbar. Die Büffel, welche in früheren Jahren zu Hunderttausenden durch die Prärien streiften — ich selbst sah deren noch Heerden von mehreren Tausenden — sind von dem ganzen nordamerikanischen Kontinent verschwunden, und es ist eine Thatsache, daß in den mehrere Millionen Quadratmeilen umfassenden Prairien vom Rio Grande bis zum Mackenzie-Strom, vom Stillen Ozean zum Atlantischen, nicht ein einziger Büffel mehr im wilden Zustande anzutreffen ist. Die anderen Jagdtiere haben sich nach den einsameren, nördlicheren Regionen zurückgezogen. Lord Selkirk hatte mit der Gründung der Red River-Ansiedelung Emigranten in die canadischen Prärien gebracht, und der für den Ackerbau stellenweise vorzüglich geeignete Prärieboden ließ sich viel besser durch Verkauf an Ansiedler verwerten. So trat denn die Hudsons-Bai-Gesellschaft die gewaltigen Nordwest-Territorien unter den vorgedachten Bedingungen an die canadische Regierung ab.

Die Ländereien, welche hiebei der Hudsons-Bai-Gesellschaft zugesprochen wurden, sind nicht etwa kompakt beieinander, sondern in ähnlicher Weise über die ganzen Prärien verteilt, wie die Eisenbahnländereien in den Vereinigten Staaten. Bei der Vermessung wurden die Territorien in einzelne quadratförmige Townships von 36 Qu.-Mln. Flächeninhalt eingeteilt, und in jedem derartigen Township ist die 8. und 26. Quadratmeile Eigentum der Hudsons-Bai-Gesellschaft. In Winnipeg, dem Hauptsitz derselben, wurde seither eine „Land office" etabliert, welche sich mit dem Verkaufe der Ländereien an Ansiedler befaßt. Dieser Verkauf bringt augenblicklich größere Einnahmen in die Taschen der Gesellschaft, als der ganze Pelzhandel.

Die von der canadischen Regierung übernommenen Territorien des Nordwestens wurden in den letzten Jahren ähnlich wie seinerzeit die Prärien der Vereinigten Staaten zu Distrikten organisiert. Es entstanden die Provinzen Manitoba und British-Columbien, und die Territorien Assiniboia, Alberta, Saskatschewan und Athabaska. Aber nördlich des Churchill-Flusses giebt es noch immer zwei Millionen Quadrat-Meilen Landes, vom Atlantischen Ozean um die Hudsons-Bai herum bis an den Stillen Ozean und in das nördliche Eismeer hinein reichend, welche keiner staatlichen Organisation unterworfen wurden, noch keine Regierung und keine Beamten besitzen und wo die Faktoren und Händler der Hudsons-Bai-Gesellschaft überhaupt die einzigen weißen Einwohner sind. Diese gewaltigen Territorien sind noch immer thatsächlich unter der Herrschaft der Hudsons-Bai-Gesellschaft und dürften es auch noch für Generationen bleiben. So hat dieses größte Handelsmonopol alle anderen ähnlichen überlebt und ist aus den größten Umwälzungen stärker und reicher hervorgegangen, als es je zuvor war.

Der Winter auf den Orkaden.[1]

Die müssigen Leute ausgenommen, bringt der Winter in der Stadt nur kleine Unbehaglichkeiten und Widerwärtigkeiten wie Regen, Schnee, Nebel, Frost und Schnupfen. Allein auch für die Städter bietet sich ein Trost in den Tempeln der Unterhaltung, deren Pforten dann weit geöffnet sind. Der Großstädter kokettiert nur mit dem Winter, denn er spürt von dessen Härten wenig. Wenn aber ein widriges Geschick euch Städter jemals im Januar nach den Orkney- und Shetlands-Inseln verschlagen sollte, so würdet ihr mehr vom Winter kennen lernen. In Kirkwall auf den Orkneys und in Lerwick auf den Shetlands trägt der Winter ein anderes Gesicht als in Berlin oder Wien. Ein vernünftiger Mann würde kaum in dieser Jahreszeit dorthin gehen. Gleichwohl vermag sich die Einbildungskraft Umstände zu denken, welche einen derartigen Aufenthalt wünschenswert machen möchten. Ein bekümmerter

[1] Die Orkney-Inseln, welche gemeinsam mit den Shetlands eine Grafschaft bilden, leiten bekanntlich ihren Namen von Orka oder Orkan, einer nordischen Delphin-Art, ab. Sie bestehen aus zwei Gruppen, einer nördlichen, aus den Inseln Nord-Ronaldsha, Western Howsa, Stronsa, Sapinsha rc. bestehend, und aus einer südlichen, wozu Süd-Ronaldsha, Hoy oder Hay, Durra und einige andere gehören, welche nur durch die Pentland-Föhrde von Schottland getrennt sind. Die größte der Orkaden ist Pomona oder Mainland, auf welcher die Hauptstadt der Grafschaft und zugleich die größte Stadt auf den Orkneys, Kirkwall, das uralte Carcoviana, mit sehr großer gothischer Kathedrale, liegt. Kirkwall hat ungefähr 3500, die ganze Insel Pomona etwa 17,200 Einwohner, die gesamte Einwohnerzahl der übrigen Inseln mag 15,000 Seelen betragen. Die Haupterwerbszweige der Einwohner sind Schafzucht, Strohflechterei und Fischfang, namentlich auf Häringe und Stockfische.

abgewiesener Liebhaber z. B. könnte hier jene Einsamkeit suchen, welche nach der allgemeinen Ansicht als das beste Pflaster für das verwundete Herz gilt. Nehmen wir ferner an, die Verwandten eines Mannes von mittlerem Alter hegen den aufrichtigen Wunsch, ihn in eine Irrenpflegeanstalt zu stecken, so könnte er, um eine solche Verschwörung zu vereiteln, wohl noch auf schlimmere Wege denken, als sich auf den Orkaden zu verbergen. Wenn es ihm dann gelänge, die Ueberfahrt zu bewerkstelligen, ohne irgend einen wütenden Sturm zu bestehen, so ließe sich das Leben in Kirkwall schon einen oder zwei Monate lang ertragen. Sehr wahrscheinlich würde das Wetter im Spätherbst eine Zeit lang trocken und hell und die See offen bleiben. In diesem Fall könnte kaum ein Aufenthalt angenehmer sein. Es gibt hier eine Menge Hasen, welche, soviel wir uns zu erinnern glauben, entweder von Herrn Samuel Laing oder seinem Vater dort eingeführt worden sind, so könnte man dort auf den niedrigen schwarzen, mit Haidekraut bewachsenen Hügeln eine hübsche Jagd machen. Wenn man irgend eine Anhöhe erreicht, so gewährt es einen ausnehmend lieblichen Anblick, das Meer zu beobachten, wie es um die verschiedenen Inseln: Shapinsay, Egilsbay, Stronsay oder Westray spült, während weit draußen jenseit der stürmischen Föhrde die dunklen Felsen von Caithneß sich erheben. Während man den Klippen entlang hinwandert, taucht der träge Kormoran unter das Wasser oder streicht mit schwerem Flügelschlag über seine Fläche hin. Große und kleine Taucher bieten dem Schützen ein neckisches Ziel, während die Geschicklichkeit desselben auch von den Felsentauben auf die Probe gestellt wird, welche aus den Klippen zu seinen Füßen hervorschießen. Es ist jedoch schade, daß diese kleinen Geschöpfe Gefahr laufen, ausgerottet zu werden. Die beste Jagd von allen ist übrigens auf dem Loch von Stennis zu bekommen, und wenn der Schütze ein Mann von versatilem Geschmack ist, so wird er dort vieles finden, was ihn interessiert. Wenn man am Abend auf der schmalen Landenge zwischen dem Süß- und dem Seewasser auf die zu Lande fliegenden Enten ansteht, ist die Szene so eigenartig, daß sie sich jedem empfänglichen Gemüte tief einprägt. Rund um das Loch herum erheben sich wellenförmige Hügel, deren baumlose Oberfläche sich im Wasser spiegelt. Der Hoy-Hügel reckt sein felsiges Haupt hoch empor und überragt sie alle. Die grauen Steine des Druidenkreises stehen so schweigend umher wie damals, wo die wilden Wikinger um sie herumtanzten, noch so beredt, wie damals, wo sie die Einbildungskraft Sir Walter Scott's entzündeten. Dicht dabei ist ein einsamer Stein, welcher angeblich einen Versammlungsort bezeichnet hat, und nicht weit davon ist Maeshowe, dessen Alter noch kein Mensch zu entziffern imstande war. Allein mitten im Nachdenken darüber wird man von dem Schwirren der Flügel der Wildenten unterbrochen, und bum! bum! knallen die Flinten und die erschreckten Geister der alten Norsen und Druiden flüchten sich zurück nach ihren den Sterblichen unbekannten gespenstigen Nestern.

Das ist alles ganz recht, so lange es dauert, aber an irgend einem Abend, wo Du von der Jagd heimkehrst, beginnst Du zu fühlen, daß irgend eine Veränderung im Anzuge ist. Der Mond taucht am Himmel auf, ehe die Sonne noch untergeht, was sie mit einem roten Gesicht thut, als glühe sie vor Entrüstung über Luna's Anmaßung, welche gleichzeitig mit ihr am Firmament zu erscheinen wage. Myriaden von Sternen treten am blauen Himmel heraus, und man staunt über den Lärm des Meeres, welches beim Herannahen des Frostes lauter als gewöhnlich rauscht; aber König Winter ist nun im Ernste eingezogen und beschwichtigt die empörten Wogen wie eine Mutter ihr Kind beruhigt. Die Wogen, vom Mondlicht versilbert, werden immer kleiner und spärlicher, bis sie nur noch an der Küste hinrieseln und rauschen. Das Herz im Leibe erkältet es Einem, wenn man zu solcher Zeit in eine der Hütten der Insel hineinschaut. Wie grimmig kalt muß es hier sein! Das Torffeuer, über welchem ein Topf oder Kessel an einem Haken hängt, brennt mitten im Gemach, während der Rauch durch ein Loch im Dache entweicht, durch welches man den Himmel sehen kann. Das alte Weib sitzt auf einem kleinen Schemel oder Armesünderstuhl, raucht seine kurze Thonpfeife und ist ganz glücklich in seiner glücklichen Unkenntnis von Küchenherden und anderen Hülfsmitteln der Zivilisation. Der eingefleischteste Nergler und Brummer, welcher vor dem Einschlafen sich jener kalten Hütte auf der Haide erinnert, ist im Herzen dankbar für ein kaltes feuchtes Gasthofsbett. Ueber Nacht tritt eine Wetterveränderung ein und am Morgen windet und stürmt es, wie es nur auf den Orkneys stürmen kann. Den ganzen Tag hindurch fallen gelegentliche Schauer, welche mit Schlossen beginnen und mit großen Schneeflocken endigen, die in regelrechten Säulen vor dem Winde hergetrieben werden. Der fremde Gast glaubt, er bekomme endlich einen Vorgeschmack vom tedium vitae. Es ist aus mit der Jagd, mit dem Spazierengehen; es kommt keine Post mehr, denn kein Dampfer würde im Sturm die Fahrt über die Föhrde wagen. Es ist eine undankbare Aufgabe, Briefe zu schreiben, wenn niemand zu sagen vermag, wann sie bestellt werden können. Vielleicht besucht der fremde Gast das Billardzimmer, aber mit keinem anderen Erfolg, als dem, daß er zu dem Schlusse kommt, hier sei bei „elliptischen Bällen und krummen Queues" kein rechtes Vergnügen zu finden, abgesehen davon, daß das Billard immer von Einheimischen besetzt ist.

Man könnte glauben, einige derartige Tage könnten dem Fremdling aus dem Süden sozusagen durch Langweile töten. Allein dies ist keineswegs der Fall — im Gegenteil, dann erst fühlt er sich recht behaglich. Das Wetter hellt sich auf zu einem klaren Frost und Schnee, und die Wege werden gefegt, so daß wieder kleine Spaziergänge möglich werden. Es ist ein wahrhaft belebender

Anblick, wiederum den Hoy-Expreß zu sehen — nämlich einen Kärrnerwagen, gezogen von einem Stier und kutschiert von dem Wenigen, was von einem alten Weibe noch übrig ist, welche über den gefrorenen Meeresarm von Hoy auf dem Eise herüberkommt. Unternehmende Jungen kehren den Schnee von den überfrorenen Lochs und nun wird das Schlittschuhlaufen möglich. Wenn Du es noch nicht versucht hast, desto besser, denn der beste Spaß ist das Lernen. Es ist völlig überraschend, welche Mengen von elegant gekleideten und hübschen jungen Damen aus der Stadt herauskommen: Alles ist Scherz und Munterkeit, alle Welt lernt sich kennen und man trifft Verabredungen für den Abend. Es ist ziemlich sicher, daß der Schultheiß oder einer der Ratsherren eine Whistpartie in seinem Hause gibt, und die Fremden werden gastfreundlich eingeladen, dieselbe mitzumachen, um möglicherweise zwei Spielpartien haben zu können. Höchst wahrscheinlich ist damit auch ein leichter Imbiß verbunden in Gestalt einer gebratenen Gans, eines Lieblingsgerichts auf diesen Inseln. Dann kommen die langen Sitzungen der Kirchenpfleger und starker Whiskey aus den örtlichen Branntweinbrennereien. Der würdevolle Schultheiß knöpft sich auf, die Ratsherren werden gemütlich und gesprächig; man erzählt Anekdoten, legt unter Umständen die Karten beiseite und die Gesellschaft versammelt sich um das Feuer. Man erzählt Geschichten, macht Späße, singt ein Liedchen, und dies alles in rascher Reihenfolge, denn jede erzählte Geschichte erweckt in einem anderen wieder die Erinnerung an eine neue. Nach einem Tage eifrigen Schlittschuhlaufs, dem ein solcher Abend folgt, stellt sich aber der Gott des Schlafs unangerufen ein, und wenn am anderen Morgen die Knochen von der ungewohnten Leibesbewegung auf dem Eis auch schmerzen mögen, so verursacht doch ein ganzer Eimer voll von dem trefflichen Whiskey des Schultheißen keinen Kopfschmerz. Wenn die strenge Witterung eine Weile andauert, gewöhnt man sich vollkommen an ein derartiges Leben. Auch ist solches Winterwetter ganz interessant für den Naturforscher, denn sämtliche kleinen wilden Tiere und Vögel werden den Wohnungen der Menschen zugetrieben. Die weißflügelige Seemöve schwingt sich auf dem Hausfirst mit der Krähe ein, durchstöbert den Kehricht und Unrat auf den Gassen und läßt sich sogar auf der Hausschwelle nieder. Nur der schwarze häßliche Kormoran streicht schwerfällig und verdrossen über das wogende Wasser der Bucht hin und läßt sich weder durch Frost noch durch Hunger zähmen. Und bei Nacht leuchtet das himmlische Feuerwerk, das Nordlicht, zuckt in Strahlenbündeln über den Himmel hin und erleuchtet die Nacht gerade so weit, daß man die weißen Schaumkronen der Wellen sehen kann, welche an den felsigen Eilanden brandend zerschellen.

Eine südthüringische große Hochzeit.

(Schluß.)

Am Hochzeitshause angekommen, sucht irgend eine gute Freundin von den Köchinnen der Braut ein Glas Bier zu überreichen, damit sie zuerst trinke zum Zeichen, daß sie das Regiment im Hause und für das ganze Leben hindurch führen möge. Doch ist die Braut so galant, zugleich auch ihrem Neuvermählten zuzutrinken, damit er wenigstens einen Teil des Hausregiments erhalte. Es ist dies ein alter Brauch, der heute noch festgehalten wird.

Nachdem nun den jungen Eheleuten im Namen der sämtlichen Hochzeitsgäste von dem Brautführer Glück und Segen zu ihrer Verbindung gewünscht worden ist, tritt man ein und setzt sich an die gedeckten Tafeln, an welchen je 10 bis 20 Personen Platz finden.

An der ersten Tafel, dem Brauttische, sitzen die Brautleute mit dem Brautführer und den Brautjungfern, sowie die Paten der ersteren. Die Plätze an der zweiten Tafel werden von den Verwandten zweiten Ranges eingenommen, und an der dritten sitzen die Mädchen und Burschen (das „Junggesinde").

Der Brautführer ist der Schutzpatron des Brauttisches. Ihm liegt ob, darauf zu achten, daß, wenn die Braut einmal ihren Platz verläßt, sich nicht geschwind ein Mädchen von den Gästen an die Seite des Bräutigams setzt.

Gelingt es dem Mädchen, diesen Schalksstreich auszuführen, dann muß der Brautführer den Platz mit allerhand Naschwerk wieder einlösen.

Der Bräutigam und die Braut verlassen den Brauttisch zusammen, um dem Pfarrer und dem Lehrer einen Hochzeitskuchen nebst einer Kanne (2 Liter) Bier zu überbringen. Ersterer erhält überdies noch ein Taschentuch mit einem Rosmarinstengel; beide Herren werden von ihnen zum Hochzeitsmahle eingeladen.

Sind die Brautleute von diesem Gange zurückgekehrt, so geht es zum Kaffee, wozu Kuchen gereicht wird. Den Nachmittag suchen sich die Gäste mit Essen und Trinken, mit Kartenspiel und dergleichen Zerstreuungen zu vertreiben.

So kommt denn der Abend herbei, an welchem die Hauptmahlzeit, welche aus drei Gängen besteht, stattfindet.

Zur Bereitung der Speisen für eine so große Zahl von Gästen sind nicht weniger als ein halbes Dutzend Köchinnen erforderlich. Das Decken der Tafeln und Auftragen der Speisen besorgen zwei Aufwärter in weißen Fürtüchern, die trotz ihres anstrengenden Dienstes Tag nnd Nacht ausharren müssen. Sowohl beim Decken der Tafeln als beim Bedienen derselben kommt der Brauttisch zuerst an die Reihe.

Den Anfang der Speisen macht die Reissuppe, auf welche Rindfleisch mit Meerrettig folgt. Auf diese Speisen kommt Sauer- und Schweinebraten mit den entsprechenden

Brühen auf den Tisch. Zum Nachtisch gibt es Krautsalat, Hirsebrei[1] mit Zwetschgen u. dgl.

Vor dem Beginne der Mahlzeit hat sich der „Büchsenjunge" eingestellt, welcher das Tischgebet zu sprechen hat. Vor und nach der Mahlzeit geht er mit seiner Büchse zweimal im Kreise um die Gäste herum, um Gaben einzusammeln; das einemal für das Waisenhaus, das anderemal für die Armen des Ortes.

Nachdem der Büchsenjunge noch ein kurzes Gebet gesprochen und die Versammlung das Lied: „Nun danket alle Gott" gesungen hat, wird die Tafel aufgehoben. Das nennt man das Abbanken der Tafel.

Einer von den Hochzeitsvätern richtet an die Gäste folgende Worte: „Meine wertesten Freunde! Das sind denn die Gaben, die wir empfangen haben, nehmt mit vorlieb! Wer sich an den Speisen erholt hat, erhole sich am Trunke!"

Unterdessen haben die Aufwärter die sogenannten „Hochzeitsbündel", welche schon vorher von den Vorschneidern sorgfältig fertig gestellt wurden, vor jeden Gast gelegt. Auch die Braut, der Bräutigam, die Väter und Mütter derselben erhalten ihren Bündel.

Der „Hochzeitsbündel" besteht aus drei Viertel Kuchen, 1 Pfannkuchen, 1/2 Pfund Sauerbraten, 1/2 Pfund Schweinebraten und zwei Bratwürsten. Die Paten der Brautleute erhalten zusammen 10 Bündel. Jede Patin erhält außerdem noch einen dick mit Zucker bestreuten Kuchen, zwei Wecken und einen Laib Brot.

Die Hochzeitsgäste tragen ihre Bündel nach Hause, zu welchem Ende sie sich mit Tellertüchern versehen haben, um die Geschenke für die jungen Eheleute herbeizuholen.

Die jungen Burschen und die Mädchen, welche sich gewöhnlich bis zuletzt im Hochzeitshause aufhalten, machen den Versuch, das Tafeltuch in ihre Hände zu bekommen. Das ist aber nicht so leicht, denn die Brautjungfern im Verein mit den übrigen Mädchen halten es mit Aufbietung aller Kraft fest. Immer aber fällt das Tuch einer von den beiden Parteien zu, doch geschieht es auch oft, daß es mitten entzwei gerissen wird.

Der besiegte Teil muß das Tuch von dem Gegenpart mit Pfefferkuchen wieder einlösen, was aber sogleich zu geschehen hat, weil der Brauttisch nicht ungedeckt bleiben darf, denn die Hochzeitsgeschenke werden auf denselben gelegt.

Ein Gast nach dem andern kommt mit seinem Geschenk, welches meistenteils in der Haushaltung gebraucht wird. Man legt es gewöhnlich mit den Worten auf den Tisch: „Braucht es gesund!" oder „Ich wünsche viel Glück dazu!"

Es wird auch wohl zum Scherz ein Popanz, ein Wickelkind vorstellend, geschenkt, dessen Inneres in einem Dutzend Häubchen, Strümpfchen, Windeln und dergleichen Kinderwäsche besteht, — ein Geschenk, das allerseits viel Belustigung verursacht. Denn „Spaß muß sein", sagt man.

Die Paten schenken zuletzt. Die Patin der Braut hat ein riesiges mit seidenen Schleifen und Bändern geschmücktes Patenkissen, welches mehr als 20 Pfund Federn enthält und dessen Wert auf 60 bis 70 Mark geschätzt wird, den alten Kronenthaler, der oben in einer Schleife liegt, nicht gerechnet.

Der Pate des Bräutigams schenkt einen Schrank und eine Kommode von gleichem Werte, Gegenstände, die erst am andern Tage vom Schreiner abgeholt werden.

Während die Patin der Braut das Kissen bringt und der Pate des Bräutigams diesem die mit seidenen Bändern verzierten Schlüssel zum Schrank und zur Kommode überreicht, hat sich die Musik im Hochzeitshause eingefunden, um den Gästen ein Ständchen zu bringen, das in drei lustigen Stücken besteht, worauf sie der Brautführer mit einem Trunke Bier erfrischt und sie ins Haus geleitet, wo sie sich zu Tische setzen und speisen.

Unterdessen teilt der Brautführer die Paare zum Tanzen ein. Um sich an seinen Kameraden zu rächen, die ihm am Brauttische soviel zu schaffen machten, gibt er z. B. dem zwanzigjährigen Burschen eine Fünfzigjährige zur Tänzerin und umgekehrt der Achtzehnjährigen einen Sechziger zum Tänzer.

Nachdem die Musikanten gespeist, die Paare verteilt sind und der Brautführer sich mit zwei Tänzerinnen (den Brautjungfern) versehen hat, geht es im Zuge mit Musik auf den „Tanzboden" (Tanzsaal) ins Wirtshaus zum Ehrentanz, welchen der Brautführer mit den Brautjungfern eröffnet.

Den Anfang des Tanzes macht das Brautpaar mit drei Walzern, dem Brautreigen, dem die im Kreise umherstehenden Paare zuschauen. Nach demselben erhalten die Musikanten ein ansehnliches Geldgeschenk vom Bräutigam. Auf den Brautreigen folgen die Tänze der übrigen Paare.

Es haben sich auch wohl einige fremde Gäste eingefunden. Sobald sie von dem Brautführer bemerkt werden, ladet er sie ein, am Tanze teilzunehmen, indem er ihnen seine Tänzerinnen zur Verfügung stellt, eine Ehre, welche sie nicht ausschlagen dürfen.

Zum Hochzeitshause zurückgekehrt, wird Kaffee oder auch Punsch getrunken.

Irgend ein loser Schalk unter den jungen männlichen Gästen hat ausfindig gemacht, wo das Brautbett der Neuvermählten steht; er schleicht sich unbemerkt zu demselben und praktiziert unter das Betttuch eine Handvoll starke Nußschalen.

Am zweiten Hochzeitstage verkündigt um halb 9 Uhr Vormittags ein Pistolenschuß den Gästen, daß das Frühstück ihrer harrt. Diesem Schusse folgen in kurzen Pausen

[1] Da die Speisen Meerrettig und Hirsebrei und der Rosmarinstengel bei keiner Hochzeit, wenigstens nicht in Thüringen, Franken und Hessen, fehlen, so scheinen sie eine symbolische Bedeutung zu haben.

noch zwei weitere. Wer von ihnen nach dem dritten Schuß erst erscheint, wird über einen bereit gehaltenen Stuhl gelegt und gepeitscht, wozu die Musik ein lustiges Stückchen spielt. Die Peitsche besteht aus zusammengeschnürten Kienspänen.

Nach dem Frühstück, einem schmackhaften Warmbier, wird, wie schon erwähnt, der Schrank nebst der Kommode mit Musik vom Schreiner abgeholt. Die Burschen haben sich dabei in Juden, Mäusefallenhändler und dergleichen Hausierer verkleidet und treiben bei dieser Gelegenheit manchen Schabernack an den Zuschauern.

Unter solchen Scherzen ist der Mittag herbeigekommen, wo es wieder zur Tafel geht. Auch heute wird die am ersten Hochzeitstage beobachtete Ordnung eingehalten. Es gibt an diesem Tage Nudelsuppe, Reissuppe, Rindfleisch mit Meerrettig, und anstatt des Sauerbratens Gänsebraten, zum Schluß Hirsebrei, Krautsalat und verschiedene eingemachte Früchte und zum Trunke Apfelwein.

Ein jeder Gast erhält auch heute seinen „Hochzeitsbündel" mit nach Hause, derselbe enthält aber nur zwei Viertel Kuchen und keinen Pfannkuchen. Auch die Paten erhalten nicht mehr als dies. Die Musikanten speisen erst, wenn die Gäste sich mit ihren Bündeln entfernt haben.

Nach den Musikanten setzen sich diejenigen Burschen zu Tische, welche Tags zuvor zu Ehren der Brautleute geschossen haben. Dieses Essen heißt der Schießschmaus.

Wenn das alles vorüber ist, werden Tische und Bänke aus der Stube entfernt, um Platz zum Tanze zu schaffen. Die Wahl der Tänzerinnen ist bei diesem Tanzen eine freie.

Nach Verlauf einer Stunde wird der sog. Baderstanz aufgeführt. Irgend eine hierzu geeignete Person, sei es Mann oder Bursche, in entsprechender Kleidung, übernimmt die Rolle des Baders (Barbiers). Mit vollgestopften Taschen, nach den Klängen der Musik tanzend, in blosen Hemdärmeln, nimmt er einen aus dem Kreise der Zuschauer, setzt ihn auf einen Stuhl, schlägt Schaum, seift ihn ein, zieht das Messer ab, rasiert ihn und läßt ihm schließlich auch tanzend zur Ader.

Zum Schrecken des Baders fällt der Patient in Ohnmacht und vom Stuhle herab. Händeringend sucht er in seinen Taschen nach einem Riechfläschchen, ohne es zu finden. Um ihn zum Leben zurückzubringen, bläst er ihm mit einem Blasebalg aus der ersten besten Küche Luft in den Mund; doch er regt sich nicht. Da gibt er ihm einen derben Klapps auf den Allerwertesten, worauf er plötzlich zur Freude des Baders wieder zum Leben zurückkehrt. Somit hat der Baderstanz sein Ende erreicht.

Ein anderer Scherz, der bald auf den Baderstanz folgt, ist das Verschachern des Brautkranzes (das Brauthänseln). Die Braut schmückt sich nochmals mit dem Kranze. Eine von den Gästen, in eine alte Frau gekleidet, tanzt mit ihr, in Juden verkleidete Burschen tanzen ihnen nach und feilschen während einer eingetretenen Pause mit der Alten um den Kranz. Das Geschäft wickelt sich aber nicht so geschwind ab, denn die alte Weiberhaube, welche die Juden dagegen bieten, ist ihr viel zu schlecht. Doch endlich wird sie von dem „Schmuser" (Vermittler) überredet, ihnen den Kranz, der sich für eine junge Frau doch nicht mehr schicken will (was die Alte auch einzusehen scheint) zu überlassen.

Die Alte schlägt mit einem Ei in der Hand ein, der Kranz wird der Braut abgenommen und sie unter die Haube gebracht und so ihrem Ehemanne als Hausfrau übergeben.

Das Einschlagen mit dem Ei ist weiter nichts als eine Neckerei, die den Umstehenden gilt, denn mit dem Inhalte desselben, indem es zerplatzt, sollen sie bespritzt werden.

Den Beschluß des zweiten Hochzeitstages macht ein einfaches Mahl, welches in Wurst, Butter, Käse und Brot besteht.

Am dritten Hochzeitstage, an welchem gewöhnlich noch einmal gebacken werden muß, weil die Kuchen auf die Neige gehen, werden die Armen des Ortes, Kinder und Erwachsene, gespeist und reichlich mit Kuchen bedacht. Denn sie müssen, wie man sagt, „die Hochzeit loben".

Nachdem sich die Gäste Mittags wieder im Hochzeitshause eingestellt haben und sie mit frischem Kuchen traktiert worden sind, wird zu dem beliebten Hahnenschlag geschritten. Man befestigt ein langes Seil an einem Schiebkarren, an welches die weiblichen Hochzeitsgäste paarweise gespannt werden. Die jungen Burschen, als Fuhrleute gekleidet, halten das sonderbare Gespann in Ordnung und führen es auf die große Wiese vor dem Dorfe hinaus. Auf dem Schiebkarren steht ein irdener Topf verkehrt, unter welchem ein Hahn gebunden liegt.

Hier angekommen wird der Topf mit dem Hahn auf den Boden gestellt. Dem ersten Burschen verbindet man die Augen mit einem Taschentuch. Ein anderer faßt ihn in der Mitte des Leibes und schleudert ihn dreimal im Kreise herum, so daß er taumelt.

Nachdem man ihm eine lange Stange zum Schlagen in die Hand gegeben hat, holt er aus und trifft — statt des Topfes — einen von den vielen Maulwurfshügeln auf der Wiese oder einen alten Weidenstumpf. Ein schallendes Gelächter aus der Reihe der Zuschauer sagt ihm, daß er fehlgeschlagen hat.

Hat er drei Hiebe gethan, so kommt die Reihe des Schlagens an den zweiten und so fort, bis es endlich dem Siebenten oder Achten gelingt, den Topf zu treffen. Es ist dies aber keine so leichte Sache, wie man denken mag, denn der Schläger wird auf alle mögliche Weise „geäfft". Damit wird die Hochzeit beendet.

Auf diese Weise wurden noch vor dreißig und etlichen Jahren die großen Hochzeiten gefeiert.

Die Neger-Republik Liberia.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns zu der Bevölkerung Liberia's, so sind zwei Elemente zu unterscheiden, ein eingeborenes und ein zugezogenes. Die ersten Wurzeln des kleinen Negerfreistaates liegen in den Bestrebungen zur Aufhebung der Sklaverei, die vorzugsweise von der germanischen, speziell der englischen Welt ausgiengen. Die theoretische Behandlung dieser Frage — wir nennen hier nur die Namen James Ramsay, T. Clarkson und William Wilberforce — mußte sehr bald in eine praktische übergehen, denn man wußte sehr bald nicht, was man mit den befreiten Sklaven anfangen sollte, da sie nicht in die moderne Kultur hineinpaßten, ja vielmehr infolge der ihnen anhaftenden Laster zu einer drohenden Gefahr für die alte Gesellschaft zu werden drohten. Im Angesicht dieser Thatsache entwarf in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Engländer, namens Dr. Smeathman einen Kolonisationsplan. Es trat infolgedessen in England ein „afrikanisches Komité" zusammen, welches zuerst in Sierra Leone mit einer kleinen Anzahl freigelassener Negersklaven einen Versuch machte. Im Mai des Jahres 1787 ging eine Abteilung von 400 Schwarzen, denen man unüberlegterweise auch 60 weiße Sträflinge und lüderliche Dirnen beigesellte, nach Westafrika ab, wo man die Kolonialstadt Freetown gründete. Doch erwies sich dieser Versuch als ein sehr unglücklicher. Der Leiter der Expedition, Dr. Smeathman, fiel sehr bald dem Klima zum Opfer und unter seinem unfähigen Nachfolger Thomson geriet die ganze Kolonie infolge der Trägheit und Zügellosigkeit der Kolonisten in völligen Verfall. Indes ließen sich die englischen Humanisten nicht so leicht entmutigen, man sandte 1791 Falconbridge nach Sierra Leone, um die zersprengten Ansiedler wieder zu sammeln, während Kapitän Clarkson aus britischen Kolonien neuen Zuzug herbeiführte. Zu jener Zeit entstand die Stadt Granville; auch Freetown wurde wieder hergestellt. In der Gründung dieser englischen Kolonien wird man die ersten Keime der Republik Liberia zu suchen haben.

Im Amerika kamen ähnliche negerfreundliche Bestrebungen erheblich später zum Durchbruch. Die Nordstaaten der Union gerieten über die Befreiung der Sklaven sehr bald mit dem Süden in ernste Konflikte, nichtsdestoweniger mehrten sich die Freilassungen der Sklaven, und, dem Beispiele Englands folgend, lenkten sich die Blicke sehr bald auf deren Kolonisation in Westafrika, speziell auf Sierra Leone. Die Versuche, innerhalb des Unionsgebietes Neger-Kolonien anzulegen, schlugen aus mehrfachen Gründen fehl, man mußte daher bei Afrika stehen bleiben.

Mit Hülfe der Freimaurerlogen gelang es, einen Neger-Kolonisationsverein mit dem Sitze in Washington zu gründen, doch zeigte sich hierbei Bruder Jonathan minder praktisch angelegt wie John Bull; die Angelegenheit sollte sich lediglich auf philanthropischem Boden bewegen; es sollten ferner bei Etablierung der geplanten Neger-Kolonie nicht mehr Weiße zugelassen werden, als absolut nötig sei; man wollte einen durchaus freien Neger-Staat herstellen. Und hiezu eignete sich besonders in Rücksicht auf das den Weißen verderbliche Klima vorzugsweise die Küste von Neu-Guinea.

Der Verein wuchs schnell; schon 1829 hatte er 110 Zweigvereine, auch fehlte es nicht an namhaften Zuwendungen, wiederholt schenkten Sklavenhalter 60—80 Sklaven auf einmal; man gab für diesen philanthropischen Zweck im Lauf eines halben Jahrhunderts 14 Millionen Frcs. aus.

Bei alle dem vergingen mehrere Jahre, ehe alle Vorbereitungen zur Ausführung des Planes beendet waren. Zwei Delegierte begaben sich zur Aufsuchung eines geeigneten Platzes nach Afrika; sie bezeichneten als solchen ein Terrain nahe an der englischen Niederlassung Sierra Leone. Man fand jedoch bei dem englischen Gouverneur, da England von ganz anderen Grundsätzen ausgieng, wenig Entgegenkommen; deshalb wählte man für die amerikanische Kolonie die sumpfige, einem morastigen Festlandsstrich vorgelegene Insel Sherbro. Die üblen Folgen dieser Wahl blieben nicht aus; nachdem eine große Anzahl Weißer und Schwarzer dem Fieber erlegen war, flüchtete man unter Führung des energischen Negers Elias Johnson nach Sierra Leone. Dort langte schon im nächsten Jahre eine zweite Expedition an, die einstweilen dort zurückblieb, bis ihre Führer einen passenden Ansiedelungsplatz finden würden. Die Herren gelangten nach Kap Mesurado, wo es ihnen sehr wohl gefiel, zumal die kleine dort befindliche Insel Bushrod eine festungsartige Zuflucht gegen die Eingeborenen zu gewähren schien. Unter Zuziehung eines in der Nachbarschaft ansässigen Mulatten gelang es, ein größeres Stück Land in der Nähe des Kaps käuflich zu erwerben, allein noch vor Ankunft der Kolonisten machten die Eingeborenen den Kauf rückgängig, so daß die Expedition herzlich froh war, als sie auf dem winzigen Inselchen jenes Mulatten, das nachmals den Namen Perseverance-Insel erhielt, eine vorläufige, freilich sehr ungenügende Zufluchtsstätte fand, während die weißen Leiter der Abteilung sich beeilten, von Amerika Hülfe und neue Tauschwaren zur Gewinnung eines Terrains herbei zu holen. Unterdeß litten die armen Einwanderer große Not. Krankheiten dezimierten ihre Reihen und dazu wurden die Lebensmittel immer knapper. Nur dem Mute und der Entschlossenheit ihres schwarzen Oberhauptes von der Sherbro-Insel her, des trefflichen Elia Johnson, beiläufig des Vaters von dem gegenwärtigen Präsidenten des Freistaates, war es zu danken, daß nicht alles aus Rand und Band gieng. Seine Antwort an die Abgesandten der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft, welche das Anerbieten überbrachten, die Kolonisten wieder nach den Vereinigten Staaten zu führen, lautete: „Zwei Jahre habe

ich ein Heim gesucht, und nun ich's gefunden, will ich auch dableiben!" Ja, der unerschrockene Mensch wußte es durchzusetzen, daß man endlich einen gewaltsamen Landungsversuch auf Kap Mesurado machte. Gleichzeitig erschien von Amerika her der seitens des Kolonisationsvereins ernannte neue weiße Direktor der Ansiedelung, der sehr tüchtige Jehudi Ashmun, mit 50 weiteren Kolonisten und Lebensmitteln. Nun begann man den Urwald auszuroden und eine Stadt, das nachmalige Monrovia, samt einem Fort mit einigen Geschützen zu errichten. Die letztere Maßregel war sehr am Platz gewesen. Denn bald darauf erfolgte ein furchtbarer Angriff von einem ganzen Tausend von wilden Eingeborenen, den die Kolonisten hinter ihren Verschanzungen auf der obersten Höhe des Vorgebirges abwarteten. Indes würden sie wohl auch trotz der tapfersten Gegenwehr endlich haben kapitulieren müssen, wenn ihnen nicht in der größten Not, als schon Munition und Lebensmittel auszugehen drohten, ein englisches Kriegsschiff zu Hülfe geeilt wäre. In der Folge kam es auch durch Vermittelung des Gouverneurs von Sierra Leone zu einem Friedensschluß, infolge dessen der mächtige Häuptling King George sich an den Junkfluß zurückzog und nicht wenige seiner Unterthanen selbst um Aufnahme in den Verband der Kolonie nachsuchten. Freilich die englische Intervention war nicht ganz selbstlos gewesen. Der gedachte Gouverneur benützte die Gelegenheit, um, wenn auch ohne Erfolg, die junge Kolonie zum Anschluß an Sierra Leone und zur Annahme der englischen Oberhoheit aufzufordern. So datieren denn also die englischen Anschläge auf den kleinen Freistaat, die im Laufe der Zeit immer mehr hervortraten und über kurz oder lang wohl auch zu einer definitiven Annexion führen dürften, bereits aus den Tagen der ersten Anfänge der Kolonie.

Nachdem die amerikanische Einwanderung auf Kap Mesurado festen Fuß gefaßt und sich daselbst eingerichtet hatte, erschien im Jahre 1824 ein Delegierter des amerikanischen Vereins, um die junge Kolonie zu inspizieren. Da derselbe alles verhältnismäßig geordnet und prosperierend vorfand, so gab er dem in der Nähe des Kaps Mesurado angelegten Orte zu Ehren des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten Monroe den Namen „Monrovia", sowie der ganzen Ansiedelung die Bezeichnung „Liberia".

Jetzt nahm alles einen erfreulichen Aufschwung; alljährlich eintreffende Zuzügler erweiterten den Grundbesitz und vermehrten dessen Wert durch Verbesserungen. Ebenso wenig blieben Verbesserungen nach innen aus, indem man Schulen gründete und andere gemeinnützige Einrichtungen ins Leben rief. Auf diese Weise glaubte die schwarze Ansiedlerschaft bereits im Jahre 1847 die Zeit gekommen, sich als eine von Amerika unabhängige Republik zu erklären. Die Großmächte gaben ihre Zustimmung sehr bald, während der Mutterstaat Nordamerika volle zehn Jahre damit zögerte. Die Liberianer stießen sich jedoch an dieser Zurückhaltung nicht, sondern sie schufen sich eine Verfassung, welcher die Verhältnisse der Union zu Grunde gelegt wurden. An der Spitze des Reiches sollte ein Präsident, neben ihm aber eine Volksvertretung stehen, die einen Senat und ein Haus der Gemeinen umschlösse. Zum Sitz der Regierung wurde Monrovia, zur offiziellen wie Umgangssprache die englische bestimmt. Als Kardinalpunkt des Staatsgrundgesetzes stellte man volle Glaubens- und Gewissens- wie Rede- und Preßfreiheit, Unentgeltlichkeit des Unterrichts und die Unfähigkeit der weißen Rasse, im Lande Grundbesitz zu erwerben oder ein Staatsamt zu bekleiden, auf.

Diese Verfassung fand im ganzen Lande begeisterte Aufnahme, deren Ergebnis praktisch darin kulminierte, daß man mit leichter Mühe die Mittel aufbrachte, um auf Kap Mesurado eine kleine Festung zu erbauen, ein kleines Kriegsheer aufzustellen und sogar eine bescheidene Flotte zu bilden. Gleichzeitig ging man energisch daran, das Territorium zu vergrößern und abzugrenzen, und zwar hauptsächlich mit Hülfe des Schnapses, mit dem man Häuptlinge und Eingeborene willfährig machte. Auf diese Weise wurde die ganze Küstenstrecke von der Ausmündung des Flusses Big Brown bei der Insel Sherbro bis Kap Palmas beschlagnahmt, ja, nachdem es im Jahre 1857 gelungen war, die Verschmelzung der Schwesterkolonie Maryland zu bewirken, dehnte sich das Gebiet der Republik Liberia bis an den Pedrofluß, die Grenze der Zahnküste, also über die ganze lange Pfefferküste von Sierra Leone ab, d. h. 1000 Km. weit, aus. Man nahm hierauf eine Einteilung in vier Provinzen vor, von welchen jede das Recht erhielt, zwei Abgeordnete in den Senat zu wählen. Ebenso rapid hob sich der Handel; dabei wurde auch der innere Ausbau, die moralische Hebung des Ganzen nicht vernachlässigt. Im Jahre 1862 konnte man in der Hauptstadt sogar, allerdings hauptsächlich mit amerikanischen Subsidien, eine höhere Lehranstalt mit schwarzen Professoren begründen, an der besonders Mathematik und Naturwissenschaften, sowie Sprachen, darunter auch Lateinisch, Griechisch und Arabisch, getrieben werden.

So erschien es denn allerdings, als ob an dieser Küste ein wahrhaft glückliches Gemeinwesen erblühen und das Problem der Zivilisation der dunkelfarbigen Rasse vollkommen gelöst werden sollte, an derselben Küste, die seit alter Zeit eine Hauptstütze der Negersklaverei gewesen war, zu der weit aus dem Inneren vielbetretene Sklavenpfade, stets erfüllt von unglücklichen, mit Ketten und Halsgabeln aneinander gekoppelten Schwarzen, herausführten und in deren Mangroven-Creeks noch zur Zeit, als schon die englischen Kreuzer das traurige Handwerk lahm zu legen sich bemühten, die Sklavenhändler lange eine treffliche Zuflucht fanden.

Indes der hinkende Bote ließ nicht lange auf sich

warten. Die Abgrenzung blieb in der Hauptsache eine formelle; die Verträge mit den Häuptlingen blieben illusorisch; sie führten je nach Bedürfnis Krieg gegen die Regierung, verwüsteten die Pflanzungen und hielten unter sich die Sklaverei aufrecht. Die liberianischen Behörden erwiesen sich zu schwach und indolent und wurden von den Eingeborenen einfach ausgelacht. Was speziell die Sklaverei betrifft, so kam dieselbe durch die Kolonisten selbst in der Weise wieder zur Einführung, daß diese die Eingeborenen, welche sie von Negerfürsten im Innern für 15—20 Dollars gekauft hatten, adoptierten und dann zur Zwangsarbeit verwendeten.

Aehnlich steht es mit dem Handel; man hat den Weißen sämtliche Häfen bis auf sechs verschlossen; im Innern dürfen fremde Kaufleute überhaupt keinerlei Handel treiben. Infolge dessen hat sich ein Zwischenhandel ausgebildet, der zur Aussaugung der Eingeborenen durch liberianische Kaufleute führte. Der legitime Warenaustausch mit dem Binnenlande sank in demselben Maße, wie das merkantile Leben der für die Ausländer geschlossenen Hafenplätze, in kurzer Zeit auf Null. Die Zerrüttung der Staatsfinanzen konnte unter diesen Verhältnissen nicht ausbleiben; in den letzten Jahren vermochte man an Zolleinnahmen nur noch etwa 85,000 Dollars zu erzielen, während die Ausgaben 120,000 Dollars betrugen. Dazu kommt, daß die nun genannten Einnahmen in halbentwertetem Papiergeld eingehen.

Zur Erklärung des liberianischen Münzsystems sei hier eingeschaltet, daß das dort zirkulierende Geld, für welches das amerikanische Münzsystem zu Grunde gelegt wurde, teils in Kupfermünzen von 1—2 Cents, teils in Banknoten im Betrage von 5 Cents bis 10 Dollars verausgabt wird. Von diesem Papiergeld setzte man nun in der leichtfertigsten Weise und ohne jemals eine Wiedereinlösung in Frage zu ziehen, Massen in Zirkulation, während man es, entsprechend einer scheinbar harmlosen Bemerkung auf dem Papier: „Giltig für Zollzahlungen" bei den Staatskassen nur zurücknahm zur Begleichung gewisser Steuerforderungen, z. B. $^7/_8$ des ad valorem-Zolles der Branntwein-Import-Lizenz, ferner zur Zahlung von Gerichtskosten. Da nun in Liberia beinahe gar nichts importiert wird, so geriet man mit diesem Papiergeld sehr bald in arge Verlegenheit; man suchte es an die Weißen loszuwerden, die, da sie mehr importierten, häufig Zoll zu zahlen haben; allein die auf diese Weise massenhaft in die Faktoreien geworfenen Banknoten überstiegen sehr schnell den Bedarf, so daß sie häufig Jahre lang im Kasten liegen bleiben mußten. Den hierdurch veranlaßten Zinsverlust schlugen die weißen Händler natürlich auf die Waren. Letztere aber wurden dadurch so verteuert, daß sich die Regierung doch schließlich genötigt sah, Einhalt zu thun.

Von Silber zirkuliert nur solches amerikanischen und englischen Ursprungs; dasselbe wird aber von den Eingeborenen, die es als Schmuck verwenden, in bedenklicher Weise dem Verkehr wieder entzogen.

Die Zölle anlangend, so gibt es ebenso Eingangs- wie Ausgangssteuer; ersterer unterliegen alle Waren aus dem Auslande. Außerordentlich hoch ist die Branntwein-Import-Lizenzsteuer, die für jeden einzelnen Import 2000 Dollars beträgt, was natürlich zur Folge hat, daß immer mit einemmale eine große Menge Sprit importiert wird. Ueberdies unterliegt noch jede einzelne Gallone des Getränks einem Zoll von 33$^1/_3$ Cents. Die Ausgangssteuer betreffend, so beträgt dieselbe z. B. für die Gallone Palmöl 3, für das Bushel Palmkerne 2 und für das Pfund Kaffee 1 Cent.

Die hohe Branntweinlizenz hat selbstredend zu einem bedenklichen Schmuggelsystem geführt. Man bringt den Branntwein an zollamtlich nicht überwachten Küstenplätzen ans Land, was um so leichter ausführbar ist, als z. B. an der ganzen fast 100 Meilen langen Uferlinie nicht mehr wie 20 bis 30 Zollbeamte stationiert sind.

Endlich erhebt die Regierung noch einen Kopfzoll von je 1 Dollar von jenen Eingeborenen, die fortwährend in bedeutender Anzahl auf fremden Schiffen außer Landes gehen (Kruboys), um auf diesen Fahrzeugen oder in Faktoreien Dienst zu suchen.

Im übrigen wurden die finanziellen Verlegenheiten der Regierung noch dadurch erheblich gesteigert, daß sich die europäischen Firmen im Lande weigerten, der Regierung fernerweit Kredit zu gewähren. Bei all diesen Kalamitäten verfiel aber niemand auf den allein richtigen Gedanken, die immensen Reichtümer des Landes durch Heranziehung europäischer Intelligenz aufzuschließen, sondern man nahm nach dem Vorbilde mancher sogenannten „Kulturstaaten" seine Zuflucht zu einer Anleihe im Auslande, in dem reichen England, ohne den Modus und die Zeit einer Rückzahlung jemals ins Auge zu fassen. Man nahm eine Anleihe von 100,000 Lstrl. zu 7 Prozent auf, die nach 15 Jahren — 1886 — zurückgezahlt werden sollten; anstatt aber das Geld nützlich und fruchtbringend anzulegen, vergeudete man es! Wie viel von der Nominalsumme an Agenten u. s. w. abgegangen und wie viel wirklich in die Hände des Staatsschatzes gelangt ist, davon hat niemand eine Ahnung! Besonders charakteristisch ist das Schicksal des endlich wirklich zur Disposition verbleibenden Baarbetrages des Anlehens. Als nämlich der damalige Präsident der Republik, Exzellenz Roye, der die ganze Sache in England persönlich abgemacht hatte, mit der ersten Rate in der Tasche in Monrovia eintraf, beschuldigte ihn eine mächtige Clique, daß er unehrlich bei den Verhandlungen zu Werke gegangen sei, warf ihn samt seinem Sohne ins Gefängnis und plünderte sein Haus, wobei selbst einige niemals geahndete Mordthaten vorkamen. Der vorgefundene Betrag der Anleihe wurde von den Meuterern geteilt. Der jedenfalls ganz unschuldige Präsident aber entwich in der Nacht aus dem

Gefängnis und suchte schwimmend nach einem englischen Dampfer zu entkommen, ertrank jedoch in der Brandung, angeblich weil er, der ein vermögender Mann war, seine Taschen zu sehr mit rasch zusammengerafften Schätzen beladen hatte. Wenig besser erging es dem Minister des Auswärtigen (Secretary of States) Johnson, dem jetzigen Präsidenten, welcher etwas später mit der zweiten Rate heimkehrte. Er hörte schon in Sierra Leone, daß man auch ihn festnehmen wolle. Wirklich stieg alsbald nach der Einfahrt des betreffenden englischen Dampfers eine Anzahl schwarzer Herren zu diesem Zweck an Bord. Indes der Kapitän ließ sie über Bord werfen und nahm den bedrängten Beamten mit nach San Paolo de Loanda, von wo derselbe eine Erklärung nach Monrovia erließ, daß er das Geld nur bringen werde, wenn man ihm schriftlich die Zusicherung gebe, ihn unbehelligt zu lassen. Trotzdem wurde er bei seiner Ankunft dann doch verhaftet, jedoch bald wieder freigegeben; indes gelangte auch das von ihm abgelieferte Geld nur zum geringsten Teil an die einzelnen Provinzen zum Zwecke der Hebung des Handels und des Ackerbaues. So der Bericht Büttikofer's.

Soviel steht fest, daß diese Anleihe niemals zurückgezahlt werden kann! Amortisation und Zinszahlung sind bereits unterblieben, so daß das Kapital jetzt schon verdoppelt ist. Eine Gnadenfrist wurde der bedrängten Republik allerdings noch einmal zuteil, indem sich England zu einer Prolongation bis 1889 herbeiließ; allein mit diesem Jahre dürfte sich bereits der Staatsbankerott vollziehen, und England wird keinen Augenblick zögern, sich das fruchtbare Land als Faustpfand anzueignen und damit seine Sierra Leone zu einem recht ansehnlichen Besitze an der afrikanischen Westküste abzurunden! John Bull setzt sich in Afrika bekanntlich gern in ein schon etwas hergerichtetes Nest.

Weitere Acquisitionen an Land von den Stämmen der Manna, Gallina und Kassa blieben ebenfalls rein formell, dennoch beuteten englische Kaufleute aus Sierra Leone dieselben aus, indem sie in diesen neuen Gebieten Liberia's Handelsniederlassungen anlegten, die außerordentlich prosperierten, da dort keine Zollstationen existierten. Damit jedoch noch nicht zufrieden, wiegelten sie die Gallinas auf. Diese unternahmen blutige Raubzüge und bedrohten selbst Kap Mounet, so daß sich Liberia endlich zum Einschreiten entschloß. Unter dem Feuer eines befreundeten amerikanischen Kriegsschiffes landeten liberianische Truppen an der fraglichen Küste; sie richteten jedoch nichts aus, da die Aufständischen die Uferdörfer verbrannten und sich in die Sümpfe zurückzogen. Da bei dem Landen einige englische Warenvorräte vernichtet worden waren, so suchten die Engländer Anlaß zu Händeln. Nach längeren vergeblichen Auseinandersetzungen erschien 1882 ein englisches Kanonenboot mit dem Gouverneur von Sierra Leone an Bord vor Monrovia, um die „Grenzfrage" in Ordnung zu bringen, wobei auch Entschädigungsansprüche geltend gemacht wurden, nachdem man 11 Jahre lang nicht daran gedacht hatte. Man forderte 42,000 Dollars und erklärte, für den Nichtzahlungsfall wolle sich England mit Abtretung der Ländereien von Sherbro bis an den Marfa-Fluß bei Kap Mount begnügen. Der damalige Präsident von Liberia, Gardner, befand sich in äußerster Verlegenheit; die englischen Kanonen drohten und Geld war nicht zu beschaffen. Was blieb ihm übrig, als die Gebietsabtretung zuzugestehen, vorbehaltlich der Zustimmung des Senats.

Dieser war klug genug, auf die erst Ende des Jahres stattfindende Tagung der Abgeordneten zu verweisen, und beauftragte den Präsidenten, auf eine etwa gewaltsam erfolgende Annexion von Seiten Englands mit einem feierlichen Protest an alle christlichen Staaten zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Emin Pascha im Monbuttu-Land. (Schluß.[1]) In Tingasi blieb Emin Pascha mehrere Tage und empfieng die Häuptlinge der A-Sandeh und Monbuttu in Audienz, erwiderte ihre Besuche, stellte die Verwaltungsmaschinerie des Landes wieder her, machte alle möglichen Beobachtungen und sammelte Specimina aller Art. Mit seiner Liebe zu den Naturwissenschaften, welche einer der augenfälligsten Züge im Charakter dieses ausgezeichneten Mannes ist, verbindet Emin Pascha nicht allein die Eigenschaften eines aufmerksamen, genauen und gewissenhaften Beobachters für alle Einzelheiten, sondern auch in nicht geringem Grade ein Generalisationstalent, wie man es in der That von einem Manne von seiner anerkannten Verwaltungstüchtigkeit erwarten darf. In Bezug auf das Monbuttu-Land stellte er fest, daß die Fauna in ihrer Verteilung und dem allgemeinen Typus ihrer Arten ganz genau der Flora analog ist, welche (nach Dr. Schweinfurth's Ansicht) nicht derjenigen des nördlichen Teils der ostafrikanischen Region, sondern eher derjenigen des tropischen Westens angehört. Bezüglich der Zoologie sagt er: „Obgleich eine große Anzahl von Formen aus dem Norden und Osten ihren Weg in diese Bezirke finden, so ist doch die Masse der Fauna, sowohl hinsichtlich ihres Aussehens wie ihrer Aehnlichkeiten, mehr derjenigen des Westens und Südens verwandt. Das Vorkommen der anthropoiden Affen — und ich darf, glaube ich, mit Recht hinzusetzen, einer Lemuren-Art — das Erscheinen von Atherura, Potamochoerus, Anomalurus &c. und vieler Vierfüßler, die Häufigkeit mehrerer Arten von Turacus und Musophaga, von Nectarinien und Tricophorus — all dies beweist entscheidend, daß wir die Waldregion betreten haben. Da aber die Steppen noch eine Strecke weit in die Wald-

[1] Siehe „Ausland" 1888, Nr. 5, S. 98.



region hineinreichen, so nehmen sie die in ihnen wohnende eigentümliche Tierwelt mit sich und so kommt es, daß man den grauen Schizorrhis zonura noch neben dem buntgefiederten Corythaix und solch bescheidene Formen wie Cantropus monachras neben den Papageien und Bucconiden findet.

Die Heimreise fand im Anfang auf demselben Wege statt, welchen man auf der Reise nach Tingasi eingeschlagen hatte, ausgenommen, daß der Pascha selbst einen Umweg machte zu dem Zweck, den einflußreichen Häuptlingen Tschangara und Sanga einen Besuch abzustatten. Als er aber in die Nähe von Gambari's Dorf kam, begegnete er einem Boten mit der unangenehmen Nachricht, daß die Danka-Völker, die Nuehr und Agahr, gemeinsam mitten im Frieden die Station Rumbehk im Lande Bahr-el-Ghazal angegriffen, die Besatzung und Einwohner erschlagen und alle Schießgewehre und Schießbedarf hinweg geschleppt hatten. Diese Nachricht warf Emin's sämtliche Pläne über den Haufen. Anstatt seinem Vorhaben gemäß weiter nach Osten vorzudringen, zu welchem Zweck er bereits Leute in Loggo gesammelt hatte, schickte er denselben die Weisung, nach dem Norden zurückzukehren, während er selbst, nur mit einem einzigen Begleiter, quer durch das Niam-Niam-Land in der Diagonale davon eilte, so daß er nach der westlichen Hälfte von Makraka gelangte. Den Kibali oder Wellé erreichte er an einem Punkte, ungefähr 110 Meter westlich vom Zusammenfluß mit dem Dongu, welcher hier 14 ½ Fuß tief und 90 m.[1] breit war. Eine Insel von ziemlichem Umfang liegt im Flusse quer vor der Mündung des Dongu. Eine unter einigermaßen ungünstigen Umständen aufgenommene barometrische Messung ergab an diesem Punkt eine Höhe von 2172 Fuß. Die eingeborenen Führer, unter welche sich der energische Pascha nach der Ueberfahrt über den Wellé stellte, verloren ihren Weg und führten ihn auf einem langen Umweg durch ein mit hohem wallendem Grase bedecktes Land, wo die scharfen Ränder der Grasblätter sogar durch die lederne Kleidung schnitten und das reichlich mit Sümpfen und Pfühlen bedeckt war, nach Bongereh's Dorf, eine Stunde nördlich vom Dongu. Der Boden dieses Bezirkes ist meist roter, eisenschüssiger Lehm, welcher viele Konglomerate enthält und in den Furchen seiner runzeligen Oberfläche einen mit feinem grauem Sande gemengten schlammigen Humus aufweist. Nördlich von Bongereh's Dorf betrat Emin Pascha wieder das sumpfige Land, das von zahlreichen Flüssen durchschnitten ist, über die er auf seinem Wege nach Süden gesetzt hatte. Diese Region bildet einen breiten Gürtel von „Einsickerungs-Sümpfen“, welcher längs dem südlichen Abhang der Makraka-Höhenzüge liegt. Der Akka ward an einem Punkt überschritten, wo seine steilen Ufer 13 Fuß hoch, seine gelben Gewässer 65 Fuß breit und 8 Fuß tief sind. Der Weg führte dann, an dem Höhenzug von Bumango vorüber, die erste Stufe zu den Makraka-Hochländern hinauf, deren Fuß vom Sansa bespült wird, einem Zufluß des in den Akka sich ergießenden Mogbomu. Jenseit des Sansa, eines etwa 40 Fuß breiten und 5 Fuß tiefen Flusses, wird die Bodenbildung des Landes hügeliger und der Gneiß beginnt zum Vorschein zu kommen. Die Landschaften der Abaka und Mundu, welche zunächst durchwandert wurden, haben eine mit dichtem hohem Grase bedeckte wellenförmige Oberfläche, und dieses Gras ist so stark und scharfrandig, daß es beinahe nicht zu passieren ist, und die Hügelwellen und höheren Striche sind mit beinahe undurchdringlicher Dschungel bekleidet. Die Schilderung bricht hier mit des Verfassers Ankunft auf der Station Tomayá im Abaka-Lande ab, wo Emin Pascha Halt machte, um seine Leute aus Loggo zu erwarten. In dieser Nachbarschaft bemerkte er die große Menge Lerchen (Geocoraphus modestus), und Gelbammern (Emberiza septemstriata), eine Ambliospiza und eine neue Art von Lamprocolius, welche er seither nur in Monbuttu getroffen hatte, sowie einen Baumfrosch — eine entschiedene Seltenheit. Die Reise scheint in derjenigen Jahreszeit unternommen worden zu sein, die unserem Sommer entspricht und die gerade von großen Regen begleitet war. Die Flüsse waren alle angeschwollen, besonders auf dem Rückwege, wo es sich ergab, daß der Dongu über seine Ufer getreten war und eine große Strecke des umliegenden Landes unter Wasser gesetzt hatte. Der bedeutendste Teil des schweren Niederschlags scheint auf den Osten und Süden der von Emin Pascha durchwanderten Regionen gefallen zu sein, nämlich auf das Quellgebiet und den Oberlauf der meisten Flüsse, welche zum größten Teile einen westlichen Lauf nehmen. Wenn man jedoch von der Thatsache ausgeht, daß der Nil in demselben Jahre (1883) bei Lado zu einer größeren Höhe als gewöhnlich stieg, so dürfte es den Anschein haben, daß der Regen über Mittel war.

* Der Schirwa-See. Der britische Missionar Alexander Hetherwick hat an den britischen Konsul O'Neill in Mosambik einen Brief mit einem kurzen Bericht über eine Reise eingesandt, welche er von seiner Station Dombasi auf der östlichen Seite des Zomba in Ostafrika nach dem Norden des Schirwa- oder Kilwa-Sees gemacht hat. Diesem Schreiben, welches Herr O'Neill dem „Schottischen Geographischen Magazin“ mitgeteilt hat, entnehmen wir folgende Auszüge: „Ich umgieng“, sagt Herr Hetherwick, „die Nordseite des Tschaoni, reiste dem Fuß des Tschikala entlang und Kawinda zur Rechten lassend, erreichte das Norduser des Schirwa am Nganda-Flusse, folgte dann dem waldigen Rücken, welcher dem nördlichen Ufer entlang verläuft, untersuchte den Sumpf Ntorendenga und wanderte nordwärts bis an den Tscheuta und den Lujenda hinab bis zum Namaramba-See. Ich gieng nicht über Tschikwadschi's Dorf hinaus, der bis zu diesem Bezirk kam, seit Sie dort waren: ich sah Tschiminas auf der

[1] Auf Seite 99 erste Spalte unten sollte es anstatt 800 nur 80 Yards heißen.

anderen Seite, wo Sie kampiert und Ihre Mondbeobachtungen aufgenommen hatten. Ich glaube kaum, daß Ihrem Bericht noch etwas außer einigen Einzelheiten hinzugefügt werden kann. Ich fand einen kleinen Fluß, welcher sich von Norden her in den Ntorendenga-Sumpf ergießt, aber kaum bemerkenswert ist. Es ist keine Trockenlegung des Schirwa durch den Tscheuta möglich und alle hierüber von mir aufgestellten Theorien sind hinfällig geworden. Es mag ein kleiner Abfluß vom Ntorendenga nach dem Schirwa vorhanden sein; aber dies ist auch alles. Die drei Seen sind vollständig von einander getrennt, wie Sie berichteten; Tscheuta und Namaramba sind durch denjenigen Teil des Lujenda, welcher Msimbiti heißt, von einander getrennt, wie auf Ihrer Karte. Der Namaramba war dieses Jahr sehr niedrig, aber der Tscheuta ist selbst in der trockenen Jahreszeit ganz deutlich als eine weite Wasserfläche zu erkennen. Ich hielt mich auf dem ganzen Wege nach Namaramba dicht an dem Msimbiti und erreichte noch Breiten am nördlichen Ende des Tscheuta und am Südende des Namaramba. Der Msimbiti ist ganz mit Gras überwachsen, so daß zu dieser Jahreszeit (Juli und August) gar kein Wasser gesehen werden kann, und die Seiten des Namaramba sind wegen der Seichtigkeit des Wassers ebenfalls sehr sumpfig. Der einzige Punkt, über den ich mich nicht vergewissern konnte, war das Vorhandensein eines Flüßchens, welches aus den Hügeln im Norden in den Tscheuta sich ergießt, gleichzeitig mit dem kleinen Auslauf aus Ntorendenga. Dieser kleine Fluß heißt bei den Eingeborenen Mpiri; da Sie ihn aber nicht in Ihren Aufzeichnungen erwähnt und in Ihrer Karte nicht aufgenommen haben, so vermag ich nicht zu sagen, wohin er fließt. Sie müssen ihn überschritten haben, wenn er existiert, und so bin ich in Bezug auf ihn im Unklaren und hatte keine Zeit, selbst hinzugehen und zu sehen." — Konsul O'Neill behauptete zuerst die Unabhängigkeit des Schirwa von dem Drainage-System des Lujenda, und so wird seine Ansicht, welche schon Bischof Smythies von der Universitätsmission im Journal der Geographischen Gesellschaft von Manchester in seinem Reisebericht unterstützt hatte, nun auch durch Herrn Hetherwick's Erfahrungen bestätigt.

* **Der Mangel an europäischen Handwerkern** macht sich in Tonking ebenso fühlbar wie in vielen anderen indischen Kolonien, und in einer Zuschrift aus Hanoï vom 25. August 1887 an die „Revue française" werden zwei Schuhmacherfamilien dringend dorthin und nach Haïphong gewünscht. Die Schuhflicker fehlen gegenwärtig daselbst so sehr, daß man ein Paar durchlöcherter Schuhe oder Stiefel mit abgelaufenen Sohlen geradezu wegwerfen muß, weil man sie nicht flicken lassen kann. Aber die gewünschten Schuhmacher sollten praktisch sein und nicht unverheiratet dorthin kommen; die Frau braucht sich nicht um die Haushaltung anzunehmen, der Laufbursche und der Koch werden die Haushaltung besorgen und die Frau wird Geld verdienen mit dem Flicken des Weißzeuges, denn in den beiden Städten gibt es keine Nähterin für Wäsche. Es ist sogar Raum für zwei Arbeiter, lieber für Verwandte als Associés, eine Garantie dafür, daß sie nicht in Versuchung kommen, einander Konkurrenz zu machen, und daß sie unter Einem Dache wohnen und gemeinsame Wirtschaft führen, was wohlfeiler ist und für den Anfang vielleicht unerläßlich. Diese Schuhmacher würden gut thun, ein kleines Schuhwarenlager mitzubringen. Sie werden mindestens das Doppelte, wo nicht das Dreifache von dem verdienen, was ihnen in Frankreich bezahlt wird, und könnten um 60—80 Franken per Kopf auf einem Transportschiff als rationnaires dorthin kommen. Sie haben auf diesen Schiffen nicht die Küche des „Café Anglais", aber vierzig Tage sind bald herumgebracht und die Ersparnis lohnt sich. Die betreffenden Schuhmacher werden den französischen Kolonisten in Tonking willkommen sein und ihr reichliches Auskommen finden. — Ganz ähnliches wird auch aus anderen französischen Kolonien über den Mangel an den verschiedenen Handwerkern gemeldet, da die Franzosen und namentlich die Arbeiter nicht gern auswandern. Dies sollte man unter unserer deutschen Arbeiterbevölkerung allgemeiner bekannt machen, um denselben Ziele für ihre Auswanderung zu zeigen.

Litteratur.

* Binzer, Ina v.: (Ulla von Eck): **Leid und Freud' einer Erzieherin in Brasilien.** Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1888. — Diese reizende kleine Schrift leistet unendlich mehr als ihr bescheidener Titel verspricht und ist nicht nur eine achtungswerte Leistung auf belletristischem Gebiet, sondern ein sehr dankenswerter Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. An der Hand einer äußerst frisch und munter und mit vielem Humor erzählten Memoiren-Novelle, welche die wechselvollen Erlebnisse einer deutschen Erzieherin in Brasilien mit einer Treue, Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit schildert, wie sie nur der Realismus des wirklich Erlebten geben kann, erfahren wir über das soziale und häusliche Leben der Brasilianer, über Bildungsstufe, Denk- und Handlungsweise der verschiedenen Stände, über die Unterschiede von Stadt und Land, über Sitten und Anschauungen der Brasilianer, über die Art der Reisen ꝛc. in jenem Lande unendlich mehr, als wir aus einem halben Dutzend der großen modernen Reisebeschreibungen gewöhnlichen Schlages gerade über alle diese intimeren Zustände erfahren können, und nehmen bei der Lektüre dieses reizenden Buches noch die angenehmste Unterhaltung und eine prickelnde Spannung mit in den Kauf. Die Verfasserin überragt an Geist und Humor und frischer Unmittelbarkeit Hunderte ihrer litterarischen Kolleginnen weit und muß eine vortreffliche Lehrerin gewesen sein; sie ist aber noch mehr, nämlich eine famose Feuilletonistin, eine geborene Reisebeschreiberin von scharfer Beobachtungsgabe und einer seltenen Gabe drastischer und fesselnder Schilderung und von einer litterarischen Begabung, welcher wir, obschon gegen weibliche Schriftstellerei sehr streng und skeptisch, noch eine große Zukunft prophezeien zu dürfen glauben. Wir haben selten einige angenehmere und lehrreichere Stunden verlebt als diejenigen, welche wir mit diesem Buche von Fräulein v. Binzer verbrachten.

Rieck, Hermann: Praktische Anleitung zur Kultivation subtropischer Gebiete; nach eigener Erfahrung, namentlich in Südostaustralien. Mit Abbildungen. Herausgegeben vom Westdeutschen Verein für Kolonisation und Export. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1887. — Der ebengenannte Verein hat im Sommer 1885 eine Preisaufgabe über das Thema „Die Kultivation tropischer Länder im Hinblick auf die kolonialen Erwerbungen Deutschlands" ausgeschrieben, war aber nicht in der Lage, an eine der einlaufenden konkurrierenden Arbeiten den Preis zu vergeben. Dagegen lief außer Konkurrenz die vorliegende kleine, ungemein praktische Schrift ein, deren Verfasser, ein Farmer in Walhalla bei Coff's Harbour in Neu-Südwales, die Frage beim rechten Ende anfaßt und sie vom erfahrungsmäßigen Standpunkt aus behandelt, so daß sie für jeden, der in subtropische oder tropische Länder auswandert, eine Menge praktischer Belehrung über die Wahl einer geeigneten Oertlichkeit zur Niederlassung und Ansiedelung, zur Rodung, zu Holzschlag, Hausbau, Viehzucht, Bergbauversuchen, über Post- und Telegraphenwesen, Banken, Flüsse, Seehäfen und die wesentlichsten diätetischen und sanitären Verhaltungsmaßregeln gibt, welche dem Auswanderer als zweckdienliche Ratschläge manches Lehrgeld, manche Enttäuschung und vergebliche Mühe ersparen können. Die kurze, bündige und knappe Weise, in welcher Herr Rieck seine erprobten Ratschläge gibt und durch einige einfache Holzschnitte veranschaulicht, machen das Büchlein zu einem sehr nützlichen Vademecum für den Auswanderer in unsere neuen Kolonien und darf deshalb angelegentlich empfohlen werden.

* Leipoldt, Gustav: Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr; ein Beitrag zur Förderung der deutschen Kolonisationsbestrebungen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1887. Preis 2 Mark. — Herr Dr. Gustav Leipoldt in Dresden, ein gewiegter Geograph, hat diese gemeinnützige kleine Schrift aus den besten und von ihm genau angegebenen Quellen zusammengestellt, um über das Tropenklima und seinen Einfluß auf das Befinden des Europäers in demselben zu belehren; er behandelt daher im ersten Abschnitt das Tropenklima und das Verhalten des menschlichen Körpers zu demselben; im zweiten Abschnitt die Krankheiten des Europäers in der Tropenzone, belehrt im dritten Abschnitt den Auswanderer über die geeignetste Lebensweise des Europäers in der Tropenzone, und gibt im vierten Abschnitt einen sehr guten und lehrreichen Ueberblick über die Gesundheitsverhältnisse in den einzelnen Tropenländern Afrika's. Es sind neuerdings verschiedene ähnliche Schriften über diesen Gegenstand erschienen, allein die vorliegende dürfte wegen ihrer gründlichen Erörterung aller einschlagenden Verhältnisse unbedingt den Vorzug vor manchen anderen verdienen. Die zahlreichen Quellenangaben zeigen zugleich dem Leser, wo er sich im konkreten Fall eine noch eingehendere Belehrung zu holen imstande ist.

* Treutlein, P.: Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. Vortrag. Mit einer Karte. Hamburg, J. F. Richter, 1887. — In diesem Augenblick, wo wir mit gespannter Erwartung den endlichen Nachrichten über den Erfolg der Stanley'schen Expedition zum Entsatze des genialen unerschrockenen deutschen Forschers entgegensehen, ist dieser Abdruck eines öffentlich gehaltenen Vortrags höchst willkommen. Er bildet ein Heft der von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff herausgegebenen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" und macht uns in kurzer Uebersicht mit dem Lebensgang, den Reisen und wissenschaftlichen Arbeiten des mannhaften Forschers bekannt, der gewiß unter all den Deutschen, die Innerafrika erforscht haben, in erster Reihe steht und sich die höchsten Verdienste um Länder- und Völker- und Naturkunde erworben hat. Die kleine Karte ist eine wertvolle Zugabe, welche das Verständnis wesentlich erleichtert.

Notizen.

* Die beiden kühnen französischen Reisenden Bonvalot und Capus sind aus Indien in Paris angekommen.

* Herr H. O. Forbes hat eine Anstellung als Meteorolog im Dienste der britischen Verwaltung von Neu-Guinea bis Ende des Jahres 1888 gefunden.

* Herr Rosset ist im Begriff, die systematische Erforschung der Malediven-Inseln anzutreten, eine Untersuchung, welche denselben bisher noch nie zuteil geworden ist. Diese Inselgruppe besteht aus einigen Dutzend Eilanden, welche in mehrere Atolls verteilt sind. Der bedeutendste derselben ist Malé, auf welchem die Residenz des Sultans sich befindet, welcher unter dem Schutz der Regierung von Ceylon über diese Inseln herrscht. Die 150,000 Einwohner bestehen aus Arabern, Hindus, Singalesen und Malabaresen und die vorherrschende Verkehrssprache ist Arabisch.

* Die Höhe des Kibo-Gipfels des Kilima'ndscharo, welcher im vorigen Jahre von Dr. Hans Meyer aus Leipzig erstiegen ward, wird von diesem in dem Berichte, welchen er an die Geographische Gesellschaft in Berlin erstattet hat, auf 19,680 F. angegeben, während Johnston, der ihn bis zu einer Höhe von etwa 16,000 F. bestieg, ihn auf nur etwa 18,000 F. schätzt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 8. | Stuttgart, 20. Februar | 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Nordamerikanische Probleme.

Von A. Frhr. v. Moltke.

Die Vereinigten-Staaten-Republik hat drei staatsrechtliche Fragen gewaltigster, weittragendster Bedeutung für ihr Gemeinwohl zu lösen: Die Indianer-, Chinesen- und Negerfrage. Diese drei Probleme, rote, gelbe und schwarze Flecken in der sonst so strahlenden nordamerikanischen Sonne verleihen der inneren Politik der Vereinigten Staaten ein ganz eigenartiges Gepräge; ihnen reiht sich ein viertes von sekundärer Bedeutung an, welches für uns hauptsächlich vom ethischen Standpunkt aus Interesse hat, die Mormonenfrage.

Die Indianerfrage ist so alt als die Kenntnis des neuen Weltteils; ihre Erbschaft wurde von der Republik sub beneficio inventarii angetreten. Man war von jeher stillschweigend darüber einig, daß die Ureinwohner, wollten sie sich nicht zu Sklaven unterjochen lassen, zu verdrängen und schließlich auszurotten sind; nur dann erhielten sie eine Rolle zugeteilt, wenn sie in den Kriegen zwischen Engländern einerseits und Holländern, Franzosen, Nordamerikanern andererseits oder zwischen letzteren und Mexicanern Partei zu ergreifen hatten. Der Satz: „the Indians must be exterminated", einst im Kongreß mit größter Ruhe ausgesprochen und beifällig aufgenommen, wird zwar heutzutage nicht ganz wörtlich in Praxis übergetragen, allein fest steht doch wohl, daß die Lösung der Frage gleichbedeutend mit der Ausrottung der Rasse ist. Eine durch den Gang der Geschichte erwiesene Thatsache ist, daß auf tiefster Kultur stehende Völker nur dadurch sich neben ihren Unterdrückern zu erhalten vermögen, daß sie die Kultur derselben annehmen, ja diese Prozedur kann zu ihrer schließlichen Befreiung führen. Sind nun die Indianer Nordamerika's unfähig oder nur unwillig, europäische Zivilisation anzunehmen? Ich glaube eher das Letztere wie das Erstere. Sie arbeiten selbst an ihrem Untergang, indem sie mit zäher Hartnäckigkeit an ihren Jagdgründen hängen, anstatt dieselben zu wirtschaftlichen Gründen umzuwandeln. Wo in vereinzelten Fällen das letztere der Fall war, haben es die Amerikaner verstanden, die unglücklichen Rothäute in ihren Urzustand zurückzuwerfen. Läßt man die Anthropologie sprechen, so ergiebt sich für das Intellekt und die Zivilisationsfähigkeit der nordamerikanischen Indianer kein ganz ungünstiges Resultat. Dolichokephale Schädel, wie in der Mitte und im Westen Europa's, sind allerdings sehr selten; häufiger brachykephale, wie im Osten Europa's, am häufigsten mesokephale, welche in der Schädeltheorie die Mitte zwischen den beiden erstgenannten halten. Die meistens hohe Stirne, die gebogene Nase, die dünnen Lippen, die vorstehenden Backenknochen, das spitze Kinn machen durchaus nicht den Eindruck von Stumpfsinn. Die kräftige Gestalt berührt sympathisch, ebenso ein gewisser melancholischer Zug, welcher über den Gesichtszügen lagert, derselbe Zug, welcher bei uns manchmal auf den Gesichtern solcher beobachtet worden ist, welche mit Selbstmord endigen.

Um den Indianern nicht alle Veranlagung zur Zivilisation abzusprechen, braucht man nicht eben an die weltbekannten Cooper'schen Romane zu denken, ebenso wenig an den Umstand, daß noch heutzutage auf Long Island einige indianische Familien im Wohlstand leben, direkte Nachkommen der Indianer, welche vor mehr als 280 Jahren den Holländern das Recht streitig machten, zwischen der Mündung des Hudson und dem East River eine Stadt

zu gründen. Beweiskräftiger dürfte die Thatsache sein, daß die Cherokee in Georgia als ruhige Ackerbauer lebten und nicht daran dachten, in die für sie reservierten Wildnisse des Westens zu wandern. In ihrem eine gesittete Grundlage bedingenden Besitz würden sie auch von Washington aus wohl nicht gestört worden sein, allein der souveräne Staat Georgia mit seinen von dort unabhängigen Rechtsverhältnissen dachte anders. Jahre hindurch geduldete brutale Eigentumsverletzungen, Mißachtung jeglicher Menschenwürde zwangen schließlich die Cherokee, nach dem Westen überzusiedeln, nur um wieder in die ursprüngliche Wildheit zurückzusinken und dadurch dem Untergang anheimzufallen. Sie zeigten zur Evidenz, daß wohl die Fähigkeit, sich der Zivilisation in die Arme zu führen, vorhanden war, aber nicht die Kraft, unter veränderten Verhältnissen das Errungene beizubehalten. Verschiedene tüchtige Heerführer und kluge Staatsmänner, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind unter den Indianern erstanden, welche den Amerikanern viel zu schaffen machten. Ich erinnere nur an die erbitterten Kämpfe mit den Seminolen und Creeks, an ihre tapferen Anführer Tecumseh und Osceola, welche die ersten waren, die ihren Stammesbrüdern die Notwendigkeit des Zusammenhaltens sämtlicher Indianerstämme klar machten und einen allgemeinen Indianerkrieg zu organisieren trachteten. Aber auch sie würden die, wenn auch aus uneigennützigen Gründen, ihnen gemachte Zumutung, ein freies, ungebundenes Leben in ihren Wäldern und an ihren Seen für ein gesittetes, ruhiges Leben mit produktiver Arbeit zu vertauschen, für einen Eingriff in ihre persönlichen Rechte angesehen haben, dem nur mit Büchse und Tomahawk begegnet werden könne. Das Loos der Indianer Nordamerika's ist besiegelt, denn für den Amerikaner ist, falls sie sich ihm nicht vollständig unterwerfen und dadurch ihre Existenzberechtigung dokumentieren, ihre Ausrottung eine eiserne Notwendigkeit, welche so tief in seiner inneren Politik Wurzel geschlagen hat, daß weder philanthropische Aufschreie noch völkerrechtliche Deduktionen an ihr rütteln können.

Man stelle sich einen Familienvater vor, welcher den Umgang seiner Kinder mit den Nachbarskindern gern sieht, ja ihm Vorschub leistet, indem die letzteren den ersteren hülfreiche Hand bieten und mitunter zu Dienstleistungen sich hergeben, die jene nicht verrichten wollen. Plötzlich aber wird der Familienvater gewahr, daß die Nachbarskinder, denen er Gastfreundschaft erweist, seinen eigenen über den Kopf wachsen, ihnen das Brot wegnehmen und durch ihre Ueberzahl und Habgier ihn und die Seinigen aus dem Hause drängen wollen. Er schließt die Hausthür und verbietet den ferneren Verkehr. Aehnlich gieng es der Vereinigten-Staaten-Regierung mit den Chinesen. Diese wanderten in Massen im Westen der Republik ein, so daß man 1882 in Californien allein mehr wie 100,000, in San Francisco für sich mehr wie 40,000 Söhne des himmlischen Reiches zählte, welche in der Mitte der Stadt nicht weniger wie acht Blocks bewohnen. Köche, Diener, Wäscher, Grubenarbeiter, Barbiere, Zigarrendreher, Schuh- und Kleidermacher, das sind die Lebensstellungen, die sie einnehmen. Wahr ist, daß viele, wenn sie etwas Geld gemacht haben — und Geld machen sie alle — nach ihrer Heimat zurückkehren, aber mehr noch strömten jährlich von dort herüber; die Zahl derselben fieng an, bedenklich zu werden, und die Regierung in Washington schloß die Thüre. Die Chinesen-Bill, das Gesetz, welches die Einwanderung aus China verbietet, ist eine Maßregel des Selbsterhaltungstriebs. Was würde aus Amerika, aus der Welt, wenn Millionen dieses intelligenten, mit wunderbarem Erwerbssinn ausgestatteten, sich jedem Klima akkommodierenden, äußerst genügsamen Volkes, nachdem einmal die chinesische Mauer auch im bildlichen Sinne gefallen, gleichwie ehedem die Massen zur Zeit der Völkerwanderung vom Hunger getrieben ihr unermeßliches Reich verlassen, und sich über Länder und Meere verbreiten? Wollen wir auch annehmen, daß Kartätschen und Repetiergewehre einem Erdrücken vorbeugen, so können wir doch nicht annehmen, daß der Industrielle, kann er zuverlässige und gute Arbeitskräfte für ein Drittel des Lohnes, wie er ihn jetzt zahlt, erhalten, von ihnen nicht des Nettogewinnes halber Gebrauch macht. Mit unheimlichem Gefühl schaut man in solche Perspektive, man schließt die Augen vor dem sich entrollenden Bild und findet seinen Trost darin, daß man noch Gesetze dekretieren kann, die China von der Konkurrenz auf dem großen Arbeitsfelde der zivilisierten Völker ausschließen. Durch die Chinesen-Bill ist die Chinesenfrage in den Vereinigten Staaten vorläufig gelöst, ohne deshalb entgültig entschieden zu sein, da erst in der Zukunft sich herausstellen wird, ob die chinesischen Arbeitskräfte sich ersetzen lassen.

Ich komme nunmehr auf die zur Zeit noch nicht akut gewordene Frage, diejenige der Stellung der freien Neger, zu sprechen. Es sei mir vergönnt, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der ehemaligen Sklavenfrage zu werfen. „Sklaven", ein häßliches Wort, mit dessen Begriff wir, den Bildern von „Onkel Tom's Hütte" folgend, unwillkürlich rohe, die Peitsche schwingende Aufseher, blutige Rücken und unter das Vieh gesunkenes Menschentum verbinden. Selbst die Plantagenbarone in den Südstaaten schreckten vor dem Wort in seiner zurückstoßenden Nacktheit zurück; sie bezeichneten die Sklaven in sämtlichen Schriften und Dokumenten, welche auf Sklavenhandel und Sklavenbenützung Bezug hatten, mit: „Personen, zur Arbeit verbunden." Dies hielt sie aber nicht ab, mit aller Energie an ihrem vermeintlichen Rechte festzuhalten. Noch Ende vorigen Jahrhunderts setzten sie beim Kongreß ein Gesetz durch, das eine Strafe von 500 Dollars für die Verhinderung festsetzte, flüchtige Sklaven zu ergreifen. Schon damals drohten die Sklavenhalter mit Rebellion und Lostrennung, ließen sich aber durch das erwähnte Gesetz beschwichtigen. Im zweiten Jahrzehnt, unter der Präsident-

schaft Madison's, mußte sich der Kongreß, hauptsächlich auf Betreiben Englands, das sich auf den Genter Vertrag stützte, dazu bequemen, Bestimmungen zu erlassen, welche den Sklavenhandel als Piraterie erklärten und demgemäß bestraften. Von dieser Zeit an datiert sich der Schmuggel mit Sklaven, und sollen ca. 1500 jährlich auf solche Weise „importiert" worden sein. Der Schmuggel mit lebendiger Ware wurde übrigens nicht eben geheim gehalten, denn die Herren Kongreßmitglieder konnten von den Fenstern des Kapitols aus lange Züge gefesselter Sklaven beobachten, welche auf dem Transport nach den Zucker- und Baumwoll-Plantagen des Südens begriffen waren. Erst vom Jahre 1829 an, unter der Präsidentschaft Jackson's, gewann die Bewegung gegen die Sklaverei greifbare Gestalt. Garrison's Blatt „The Liberator", die New England Anti-Slavery Society in Boston, die 1833 gegründete American Anti-Slavery Society in Philadelphia, die von Adams im Jahre 1842 angeregten Debatten im Repräsentantenhause, der Vertrag zwischen England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen behufs Unterdrückung des Sklavenhandels, die Reden Seward's und Lincoln's und last not least „Onkel Tom's Hütte", waren die unblutigen Vorkämpfer des furchtbaren Ringens zwischen Norden und Süden, das mit gänzlicher Niederwerfung des letzteren endigte. Darnach kam die große That, die Umwandlung der niedrigsten Geschöpfe der Menschheit in freie Bürger eines freien Landes, sie geschah ohne Uebergang, ohne Vorbereitung. Plötzlich, wie nach jähem Erwachen aus einem bösen Traume, sahen sich diese willen- und rechtlosen Werkzeuge in der Hand ihrer Herren auf beinahe gleiche Stufe mit letzteren gestellt. Noch nicht waren die Wunden, die ihnen die Peitsche geschlagen, vernarbt und schon schrie man ihnen: „help yourself!" in die Ohren; sie, die nur gelernt hatten dem Winke ihrer Herren zu gehorchen und selbst den geringsten Anforderungen des menschlichen Lebens hülflos gegenüberstanden, stieß man hinaus, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen. „Es ist gerade so, als ob man ein Waisenhaus öffnete und die Kinder laufen ließe mit der Mahnung, nunmehr für sich selbst zu sorgen", sagte seiner Zeit der Vertreter für Massachussets im Kongreß. Es war weit schlimmer. Waisenkinder erwecken Mitleid, man erbarmt sich ihrer mit Rat und That. Dieselben Nordstaaten aber, welche mit Gut und Blut für die niedergetretenen Menschenrechte der Schwarzen eingetreten waren, schreckten vor deren Berührung zurück, als ob sie giftige Reptile wären. Heute, wie kurz nach der Emanzipation, türmt sich eine mächtige Scheidewand zwischen Weißen und Schwarzen auf. Während zur Zeit der Blüte der Sklaverei gar manche Plantagenbesitzer in wahrhaft humaner Weise für ihre Sklaven sorgten, ja sich auf manchen Plantagen ein patriarchalisches Verhältnis herausbildete, sehen wir jetzt, daß jeder gebildete oder auch nicht gebildete weiße Bewohner der Nordstaaten sich seinen schwarzen Mitbürger möglichst vom Leibe hält, es sei denn, daß er ihn als Kutscher, Kellner, Stiefelputzer oder Wäscher benutzt. Beispiele besonders drastischer Art hierfür gibt es in Menge.

Ein Farbiger — „colored people" werden die Neger nach der Emanzipation genannt — ein Advokat, also einer der wenigen Schwarzen, welche eine höhere Stufe in der Gesellschaft erklommen, setzte sich vor wenigen Jahren für sein gutes Geld in das Parquet eines New-Yorker Theaters. Allgemeiner Aufschrei der Entrüstung! Spaltenlange Artikel über diese unerhörte Frechheit. Ein anderer vergreift sich an einem weißen Mädchen — freilich ein seltener Fall! — er wird durch Vermummte gewaltsam aus dem Gefängnis geholt und am nächsten Baume aufgeknüpft. Bevor er seine luftige Reise antrat, sagte er etwa folgendes zu seinen Henkern: „Wenn ein Weißer dasselbe Verbrechen an einem schwarzen Mädchen begeht, geschieht ihm wenig oder nichts; ich bin ein Neger, folglich muß ich sterben."

Bei uns erregt die Frage, ob konfessionelle oder Simultanschulen einzurichten sind, die Gemüter der Leute. In den Vereinigten Staaten handelt es sich darum, ob nicht der Versuch zu machen wäre, weiße und schwarze Kinder in ein und dieselbe Schule zu senden. Es bleibt aber bei der Absicht, die kleinen Gentlemen würden sonst mit Revolvern unter die „Black-dogs" schießen und die kleinen Ladies in Krämpfe fallen.

Der Lärm, welcher in amerikanischen Zeitungen über die Heirat des Recorder of Deeds des Distrikts Columbia, des farbigen Herrn Douglas, mit Helene Pitts, einer Vollblutweißen, im Jahre 1884 verursacht hatte, fand sein Echo selbst in europäischen Blättern. Die Ehe war und blieb natürlich gültig, allein Frau Douglas war von dieser Zeit an eine Ausgestoßene aus der Gesellschaft, ja aus der Familie.

Man nennt die Juden in den europäischen Staaten wohl ein Volk im Volke; mit mehr Recht kann man die Neger in den Vereinigten Staaten also benennen. Und doch waren gerade sie vorzugsweise dazu berufen, den Streit zu entscheiden, ob der Neger überhaupt zivilisierbar ist. Der Nachwuchs der freigelassenen Sklaven sieht sich mit fast allen Rechten eines Bürgers — Stimmrecht hat er nicht — mitten in ein hochentwickeltes, vorwärts strebendes Volk versetzt. Hic Rhodus, hic salta! Allein bis heute bewegen sich die 6½ Mill. Schwarzen Nordamerika's beinahe sämtlich in den niedrigsten Stellungen. Prediger, Notare, Advokaten sind Ausnahmen. Wie sieht es aber mit der Grundlage der Zivilisation, mit dem Unterricht, aus? Im Jahre 1882 konnten von 6½ Mill. Schwarzen nur 30 % schreiben, trotzdem daß ihnen allenthalben Schulen errichtet worden sind. Ich glaube übrigens kaum, daß ein allgemeiner Unterricht segenbringend sein wird. Die Neger werden lernen, was sie nicht sollen, und nicht lernen, was sie sollen. Das Lesen und halbe Verständnis sozialistischer Schriften könnte für die Republik

eine dauernde Gefahr heraufbeschwören, während auf der anderen Seite die arbeitenden Neger dadurch um nichts glücklicher würden. Ich habe Gelegenheit gehabt, die schwarze Rasse in ihrer Heimat, in Ostindien und Nordamerika zu beobachten, und kann mich der Ueberzeugung nicht verwehren, daß sie prädestiniert ist, eine niedrige Stufe im Staatenleben der Welt einzunehmen. Nicht, daß die Behauptung mancher Gelehrten: „den Negern gehen so und so viel Gehirnwindungen ab, folglich sind sie zur Zivilisation unfähig", maßgebend ist, mir scheint ihnen vielmehr ihre Zukunft in der Ordnung der Dinge angewiesen. Gleichwie es in jedem Staat, ob nun seine Verfassung eine freisinnige oder autokratische ist, Genießende und Arbeitende giebt, also muß es auch in der Gesamtheit der Staaten Herren und Diener geben. Die helle Farbe bedeutet Licht, die dunkle Finsternis. Die Versuche, die Neger zu einem freien, geordneten Staatswesen zu vereinigen, scheiterten kläglich. Liberia legt hiefür das sprechendste Zeugnis ab. Die dahin aus den Vereinigten Staaten „exportierten" Neger haben nicht vermocht, der Idee, welche ihrer Entsendung zugrunde lag, gerecht zu werden. Liberia mit seiner Hauptstadt Monrovia, seinem schwarzen Präsidenten und schwarzen Gesetzgebern gleicht einer äußerlich wohl fabrizierten Maschine, deren Mechanismus untauglich ist; der Staat siecht dahin und wird nur mit Mühe in seiner Integrität erhalten. Nach den Berichten der African Colonization Society in Amerika tragen die von dort ausgesandten, vom Hauch der Zivilisation berührten Schwarzen nicht dazu bei, frisches Leben und zivilisierenden Einfluß in den Freistaat zu bringen, im Gegenteil, sie fallen alsbald in die Barbarei ihrer Stammesgenossen im übrigen Afrika zurück. Ausnahmen giebt es, wie überall, auch hier. Der schwarze Stephen Allan Benson kam als armer, sechsjähriger Junge aus den Vereinigten Staaten nach Liberia und wurde mit der Zeit Präsident. Er bereiste im Jahre 1862 offiziell Europa, wurde in London und Berlin am Hofe empfangen, Fürst Bismarck zog ihn zur Tafel. Aber auch er wußte der allgemeinen und tiefen Corruption, der physischen und moralischen Verkommenheit seiner Landsleute nicht aufzuhelfen.

Es klingt sonderbar und doch ist ein Körnchen Wahrheit darin, wenn ich sage, daß die Befreiung der Neger aus der Sklaverei mit dem Austritt eines Sträflings aus dem Zuchthaus zu vergleichen ist. Des letzteren Bemühungen, ein würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, scheitern an der Erinnerung an seine Vergangenheit. Die Zukunft der Neger wird, abgesehen von seiner Indolenz, durch seine schwarze Hautfarbe und die Erinnerung an seine Jahrhunderte-lange tiefe Erniedrigung verdunkelt. Nach dem Kriege trat er plötzlich in die Reihe freier Bürger, ohne der Konsequenzen dieses Schrittes teilhaftig zu werden. Die Sklaverei als solche duldet unsere moderne Anschauung nicht, sie wird nach und nach allenthalben abgeschafft. Es ist der Sieg der idealen Humanität über barbarische Gewinnsucht; die Opfer der Sklaverei waren die Neger, die Opfer dieses Sieges sind ebenfalls die Neger und die Plantagen.

Nimmt man an, daß die Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten sich in zehn Jahren um ca. 300,000 Köpfe vermehrt, so wird man nach Lage der Sache begreifen, daß ein Zeitpunkt kommen wird, in welchem die Negerfrage für die Regierung in Washington eine brennende wird. In welcher Weise die Lösung dieser Frage, ob sie überhaupt ermöglicht wird, wer vermag das mit Bestimmtheit zu beantworten? Auf der Rückseite der Standsäule des dem Dolche eines Fanatikers anheimgefallenen Präsidenten Lincoln am Ende der Kapitolstraße steht geschrieben, daß eine freigewordene Negerin die ersten fünf Dollars Verdienst ihrer freien Arbeit zur Errichtung eben dieses Denkmals hergegeben habe. Gewiß ein schöner und rührender Zug! Möge einstens im Kapitol bei Beratung der Negerfrage der Angstruf des Zauberlehrlings nicht Anwendung finden:

> „Herr, die Not ist groß!
> Die ich rief, die Geister,
> Werd' ich nun nicht los."

Die Mormonenfrage habe ich Eingangs dieser Besprechung ein Problem von sekundärer Bedeutung genannt, da sie von Anfang an lokalisiert ist und ihrem ganzen Wesen nach wohl stets lokalisiert bleiben wird, sofern es nämlich der Washingtoner Regierung nicht gelingt, dem Skandal ein Ende zu machen. Wenn ich aber dennoch an dieser Stelle der Besprechung derselben einen größeren Raum gebe, so geschieht dies hauptsächlich, um manchen irrigen Ansichten über die Bedeutung des Mormonismus entgegenzutreten.

Wie bekannt, liegt das seit einigen Jahrzehnten so viel besprochene Territorium von Utah in einer für Naturforscher sowie Naturliebhaber sehr interessanten Vertiefung des Beckens, welches sich zwischen den Sierras an dem Stillen Ozean und der gewaltigen Kette der Rocky-Mountains hinzieht. Bei weitem der größte Teil seiner Gewässer entleert sich in den großen Salzsee, der mit dem Ozean in keinerlei Verbindung steht. Regen fällt in dem Territorium wenig und seine Kultur hängt fast ausschließlich von der Bewässerung aus den Strömen ab, die ihr Bett durch den geschmolzenen Schnee der östlichen Bergkette füllen. Das Klima zeigt eine große Temperaturverschiedenheit, doch ist es im Durchschnitt demjenigen Baltimore's ähnlich. Sein Flächeninhalt beträgt 80,000 Quadrat-Meilen (amerikanische); es ist also um ein Fünftel größer als die sogenannten Yankee-Staaten: Massachussets, Maryland, New-Hampshire, Rhode Island. Die wasserreichen Ströme des Landes sind nicht zahlreich, weshalb die Produktion des Bodens nicht ausreicht, um eine dichte Bevölkerung zu ernähren.

Seit mehr als 40 Jahren liegt in diesem eben kurz

skizzierten Territorium Sitz und Zentrum des Mormonismus, mit dem sich unsere Zeitungen von Zeit zu Zeit eingehend befassen, ohne jedoch dem Kern der Sache näher zu treten. Das Publikum erinnert sich sodann mit innerer Empörung der Thatsache, daß jenseit des Ozeans in einem Lande, das sich berufen wähnt, demnächst an der Spitze der Welt zu schreiten, die Polygamie besteht, ja in gewissem Sinne geduldet wird. In allerneuester Zeit hat die amerikanische Presse schärfer wie früher zu dieser Angelegenheit Stellung genommen und auf rücksichtsloses Einschreiten gedrungen. Da dieselbe Anschauung sich auch bei den Staatsmännern der Union Bahn bricht, so dürfte es vielleicht von Interesse sein, die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus näher zu beleuchten.

Der Mormonismus ist für den Washington-Kongreß noch ein ungelöstes Problem. Dieser Kongreß und mit ihm das amerikanische Volk befindet sich in seinen republikanischen Anschauungen über die Rechte einer selbständigen Gemeinde und in seinen anglo-sächsischen Prinzipien hinsichtlich der Schwurgerichte dem Mormonismus gegenüber in einer tief empfundenen Verlegenheit. Allerdings ist der Standpunkt überwunden, die Vielweiberei der Mormonen als eine in deren religiösen Anschauungen begründete Einrichtung zu betrachten. Diese Theorie fand selbst bei vielen Antimormonen fruchtbaren Boden, die, sich auf den Grundsatz „free exercise of religious faith“ berufend, jedes Einschreiten in dieser Richtung für einen Eingriff in die verbürgten Rechte eines Vereinigten-Staaten-Bürgers erklärten. In neuester Zeit aber haben öffentliche Meinung, Kongreßakten und sogar der oberste Vereinigte-Staaten-Gerichtshof (Supreme Court of the United States) dahin entschieden, daß die Vielweiberei der Mormonen ein Verbrechen gegen die politischen Einrichtungen des Landes sei, also beseitigt werden müsse. Das „Wie?“ ist jedoch die Frage, die noch immer einer befriedigenden Antwort harrt. Gewaltmaßregeln der benachbarten Gemeinden haben diese Beseitigung nicht vermocht, denn sobald die Mormonen in einem Staate beunruhigt wurden, wanderten sie nach einem anderen aus, bis sie im Jahre 1847 die damals noch menschenleere Stätte fanden, auf der sie noch gegenwärtig hausen. Die Abgeschiedenheit des Territoriums begünstigte die stetige Ausbreitung der Sekte wesentlich, und man mußte sich gestehen, daß ihre Ausrottung aus dem bis vor 15 Jahren fast unnahbaren Thale des Salzsees mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft sein würde. In neuester Zeit haben jedoch der Bau der Pacificbahn, die Entdeckung reicher und ausgedehnter Minen in jenen Gegenden und der daraus sich entwickelnde lebhaftere Verkehr die im fernen Westen gelegene Mormonen-Oase in ihre nivellierende Umarmung geschlossen und der zivilisierten Welt näher gerückt. Die vormals exklusive Stellung der Mormonen hat damit ihr Ende erreicht; es muß nun entschieden werden, welchen Standpunkt die Gesamtheit der Vereinigten Staaten der Gemeinde gegenüber einnehmen will. Die Hoffnung und das wirksamste Verteidigungsmittel der Mormonen liegt in der legislativen Selbständigkeit jedes einzelnen Staates der großen Republik. Sie strebten daher stets darnach, sich als Staat zu konstituieren, um mit Hülfe ihrer Anhänger in den Justiz- und Verwaltungsämtern der Polygamie und sonstigen den Gebräuchen der übrigen Staaten zuwiderlaufenden Institutionen ihrer Sekte den Stempel unantastbarer Gesetzmäßigkeit aufzudrücken. Dazu, d. h. zur Erhebung des Territoriums Utah zu einem Staate, verstand sich der Kongreß in Washington, vielfacher stürmischer Anläufe ungeachtet, nicht, aber er bewilligte 1849 den Petenten volle Freiheit, sich selbst zu organisieren. Damit war viel erreicht. Die Mormonen versäumten nicht, von dieser Bewilligung den umfassendsten Gebrauch zu machen, so daß Nichtmormonen sich zweimal besannen, bevor sie in das Utah-Territorium einwanderten. Im Jahre 1862 glaubte man der Sekte die Vernichtung zu dekretieren, indem der Kongreß eine Bill annahm, welche die Mormonen der auf Vielweiberei gesetzten Strafe unterwarf. Jahr für Jahr wurde dann im Kapitol der Versuch erneuert, um diesem Gesetz durch Verordnungen aller Art thatsächliche Anwendung zu verschaffen. Aber nur in einem einzigen Falle war dieses Bestreben erfolgreich. Es ist dies der im Winter 1878 auf 1879 eingeleitete Prozeß gegen den Mormonen Reynolds. Der oberste Staaten-Gerichtshof verwarf die religiöse Seite der Frage gänzlich und zog nur die kriminelle Behandlung der Vielweiberei in Betracht, womit formell ein Präcedenzfall geschaffen war. Auf Grund dieses Erkenntnisses erfolgten weitere Verurteilungen, so eine im Sommer vorigen Jahres.

Wie es möglich war, daß ungeachtet der bestehenden Gesetze Strafurteile gegen die Mormonen zu den Seltenheiten, Strafvollziehungen beinahe zu den Unmöglichkeiten gehören, muß dem, der die amerikanischen Verhältnisse nicht kennt, völlig unerklärlich erscheinen. Der Grund liegt in der amerikanischen Rechtspflege. In den Vereinigten Staaten müssen die Geschworenen einstimmig sein, um ein Urteil zu erzielen. Ist also nur ein Mormone unter ihnen, der wirklich oder scheinbar die Polygamie für eine göttliche Einrichtung hält, an der Menschenwitz nicht rütteln darf, so ist selbstverständlich die Sache des angeklagten Mormonen gewonnen. Nehmen wir aber an, daß sämtliche Geschworene in der Verdammung der Polygamie einig sind, so entsteht dem Gerichtshof eine neue Schwierigkeit. Das Gesetz verlangt direkte Beweisführung dafür, daß zwei oder drei Heiraten mit noch lebenden Frauen von einem Manne geschlossen sind, um denselben als Polygamisten verurteilen zu können. Diese direkte Beweisführung ist aber in Utah eine Unmöglichkeit, da die mormonischen Trauungen stets insgeheim, mit Ausschluß jedes Unberufenen, also jedes Nichtmormonen, vollzogen werden. Die bei solchen Trauungen zugegen gewesenen Mormonen leugnen, sofern sie als Zeugen

vorgeladen werden, ohne Bedenken jegliche Wissenschaft des Vorgangs, einmal aus Korpsgeist und dann, weil ihnen das Verbot, irgend etwas auszusagen, als ein göttliches hingestellt wird.

Man sieht, daß die mächtige, stolze Union in der neuen Welt dem Unwesen der Mormonen gegenüber machtlos dasteht. Wenn man der Statistik trauen darf, so ist bis heute ein stetiger Zuwachs der Utah-Gemeinde zu konstatieren. Im Jahre 1866 betrug die Bevölkerung Utah's (Mormonen) ca. 60,000; sie ist nach dem Zensus von 1880 in eben diesem Jahre auf 143,963 Seelen gestiegen, von denen ca. 72,000 über 18 Jahre alt waren. Gegenwärtig noch übertrifft in Utah die Anzahl der Polygamisten mit ihren Kindern die der Nichtmormonen bei weitem.

Die freie Verfassung der Vereinigten Staaten und die Geschworenengerichte binden denjenigen die Hände, welche energisch einzuschreiten haben. Die Verurteilungen einzelner Mormonen haben nicht einmal den gehofften moralischen Erfolg. Mormonen-Delegationen pilgern nach Washington und stellen in beredten Worten das Loos der Frauen und Kinder dar, sofern die Entscheidung des obersten Gerichtshofes ihre Tragweite auf alle übrigen Mormonen ausüben würde. Humane Bedenken leiteten die Kongreßcomités, und man suchte der richterlichen Entscheidung die Spitze abzubrechen. Es ist kaum zweifelhaft, daß, wenn einst die Utah-Bevölkerung einen gewissen Höhepunkt erreicht haben wird, der Kongreß triftige Gründe nicht mehr finden kann, die Konstituierung von Utah zu einem Staate abzulehnen. Damit aber wäre gemäß der Verfassung jegliche „interference" in die internen Angelegenheiten des Mormonenstaates abgeschnitten. Sofern die Sektirer dann noch die Oberhand in der Verwaltung hätten, genösse die Welt das interessante Schauspiel, inmitten eines mächtigen, hochentwickelten Staates einen Teil desselben zu sehen, in welchem die Vielweiberei unter dem Schutze des Gesetzes getrieben wird.

Man wird fragen, warum werden gegen die Mormonen nicht, wie bei uns gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, Ausnahmemaßregeln, also besondere Gesetze, geschaffen, welche durch besonders organisierte Gerichtshöfe zur Geltung gebracht werden? Derartige „Eingriffe" in die Gemeinde- und individuellen Rechte widerstreben der Mehrzahl der Amerikaner, weshalb bis jetzt alle dahinzielenden Anträge im Kongreß verworfen worden sind. Man scheint zu beabsichtigen, den Mormonismus sich tot bluten zu lassen, der seit etwa 15 Jahren in Gang gekommenen Einwanderung von Antimormonen (Gentiles) allen möglichen Vorschub zu leisten und sie indirekt thunlichst zu begünstigen. Die Antimormonen sollen mit der Zeit das numerische Uebergewicht gewinnen und sich der öffentlichen Aemter und Würden bemächtigen. Möglicherweise kann dieser Weg zur Lösung der Frage führen, doch dürfte er ein sehr langsamer sein, zumal da die Mormonen-Legislative, in richtiger Erkenntnis der ihr drohenden Gefahr, vor etlichen Jahren den Beschluß gefaßt hat, auch die Frauen zum Stimmrecht heranzuziehen. Hiermit haben sie sich die Majorität auf unabsehbare Zeit gesichert und die Vereinigten-Staaten-Regierung wird, solange es nicht glückt durch Expropriationen seitens der Nichtmormonen der Sekte die Lebensader zu durchschneiden, ein machtloser Zuschauer des Lebens in Utah bleiben.

Athen.

Ein Reisebild aus Griechenland.

Von Dr. Heinrich Löwner.

Die Morgensonne strahlte goldig auf den stolzen Dampfer herab, welcher uns der attischen Küste zutrug. Wir standen in freudiger Erwartung auf dem Verdeck; über uns ein lachender, wolkenloser Augusthimmel, unter uns das tiefblaue, ewige Meer, ringsum kein Laut als der monotone Wellenschlag — so rückten wir unserem Ziele immer näher und näher.

Jetzt tauchten Aegina und Salamis vor uns auf, jetzt fuhren wir daran vorbei und jetzt lag sie vor uns, die Stadt der Göttin Athene, die berühmte Hauptstadt des alten Attika, der Konzentrationspunkt althellenischer Kultur — Athen.

Welch ein Blick! Unten am Meer der Piräus, der berühmte, wohlgeschützte Seehafen, nicht weit dahinter die Stadt selbst. Da ragt der mächtige Pentelikon empor, der mit seinen Armen das weite Thal umspannt, daß es den Anschein gewinnt, er wolle es in Schutz nehmen; gleich daran schließt sich die Felsenmauer des lang hingestreckten Hymettus und der spitze, schroff aufsteigende Bergkegel des Lycabettus, nun der heilige Georgios genannt, und endlich viel zu spät für die Ungeduld solcher Reisenden, wie wir sind, tritt rechts davon immer deutlicher und deutlicher die Akropolis hervor, kenntlich an den weithin schimmernden Marmorsäulen seiner herrlichen Ruinen.

Bald darauf liefen wir in den Piräus ein. Während unser Blick darüber hinstreifte, mußten wir uns zugestehen, daß es wohl kaum irgendwo ein so günstiges, von allen Seiten umschlossenes Hafenbassin geben wird, wie es der Piräus, in dem Themistokles die Seemacht Athens gründete, darbietet.

Eine Reihe niedriger Häuser, zwischen welchen Fabriken mit hohen Schornsteinen hervorragen, zieht sich im Halbkreis um die Ufer. Der Bau des Städtchens ist — wie wir bald erfahren — ganz im modernen Styl gehalten; es hat in letzter Zeit an Umfang zugenommen, aber noch nicht die Ausdehnung der alten Hafenstadt erreicht. Kaum war das Schiff geankert, als sich eine Anzahl buntgeschmückter Barken an dasselbe herandrängte.

Und im nächsten Augenblick erklimmte eine Schar von griechischen Ruderern in ihrer Nationaltracht die Schiffstreppen, um wie Raubtiere über unser Gepäck herzufallen, während sie in den verschiedensten Sprachen den Passagieren ihre Dienste anboten.

Diese Neugriechen tragen unverkennbare Spuren der Aehnlichkeit mit den alten Hellenen an sich. Die Männer sind von überraschender Schönheit: große, kräftige Gestalten mit scharfgeschnittenen, edlen Gesichtszügen, feurigen Augen und schwarzlockigem Haar, das ein knapp anschließender, türkischer, roter Fez bedeckt. Der kräftige Nacken ist zum großen Teile frei gehalten, nur ein schmaler, weißer Kragen ziert das buntfarbige Oberkleid. Dieses besteht aus einem roten oder blauen, an der Brust offen stehenden Spencer, aus einer kurzen, darüber gelegten, gewöhnlich gleichfarbigen Jacke und einem farbigen Ueberwurf mit geschlitzten, frei schwebenden Aermeln. Um die Hüften schließt sich ein roter, breiter, verzierter Leibgurt, der die Pistolen und den Handschar hält. Vom Gürtel abwärts reicht bis an die Kniee die sogen. Fustanella, ein weißer, in zahllose Falten gelegter, hemdartiger Ueberrock, welcher der Gestalt eine große Zierlichkeit, aber auch ein weibisches Aussehen verleiht. Nebenbei sei gesagt, daß die Inselbewohner nicht weiße, sondern blaue Fustanellas tragen. Unter den Knieen sind die Beine von weißen Strümpfen, aber engen, buntgestickten, scharlachroten oder blauen, mit blauen Quasten gezierten Gamaschen bedeckt und die Füße von roten Schnabelschuhen oder Sandalen bekleidet.

Schöne griechische Frauen sind, im Gegensatz zu den Männern, eine Seltenheit. Dies rührt ohne Zweifel daher, daß sie schon im 11. oder 12. Jahre heiraten und ihre Kinder bis ins 3. oder 4. Jahr hinein stillen. In der Regel schon mit 20 Jahren verblüht, sind sie selten schlanken Wuchses, ihr Gang und ihre Bewegungen sind schlaff und nachlässig. Die Tracht der Frauen ist nicht in allen Gegenden gleich. Gewöhnlich findet man sie mit einem langen, bis zu den Füßen reichenden Wollkleide, das um die Hüften durch einen bunten Shawl zusammengehalten wird, und einem kürzeren, gleichfalls wollenen Oberkleide bekleidet; das Haar, zuweilen in Zöpfe geflochten, hängt frei über den Rücken hinab.

Doch nun zurück zu unseren Erlebnissen. Kaum waren wir ans Land gestiegen, als uns ein stattlicher Zweispänner aufnahm, der uns im Galopp dem Bereiche der Hafenstadt entführte.

Vorbei an den Ueberresten der „langen Mauer“, gieng es rasch durch die letzten Ausläufer des „Olivenhaines“ über die fast in ganz gerader Richtung laufende Straße, etwa eine Stunde lang, dann zogen wir ein in die Straßen Athens. Der Eindruck, den die Stadt macht, ist durchaus nicht so, wie sich ihn ein jeder, der ihn selbst nicht gehabt, vorstellen wird. Die Häuser sind eng und niedrig, die Straßen ohne Pflaster, das ganze Aussehen schmutzig und ärmlich. Wenn man nicht — wie Ludwig Roß einst richtig bemerkte — den Anblick der Akropolis und des Theseustempels zur Rechten des Weges hätte, man würde nicht glauben, in Athen zu sein.

Das heutige Athen liegt nördlich vom Felsen der Akropolis in einem Halbkreise, der jenen zum Zentrum hat, und überschreitet auf der Nordseite weitaus die Grenzen des alten Athens.

Seit 1835 zur Hauptstadt des neuen Königreichs Griechenland erhoben, blühte es ziemlich rasch empor, und so ist aus den 300 Häusern, die es damals zählte, eine moderne, europäische Stadt geworden, die einen bedeutenden Flächenraum einnimmt und an 60,000 Einwohner zählt. Zwei Hauptstraßen durchlaufen die Stadt in ihrer Länge und Breite: es sind sind dies die Hermes- und Aeolusstraße; beide kreuzen sich rechtwinkelig in ihrer Mitte. Erstere führt von West nach Ost und teilt die Stadt in zwei gleiche Hälften; sie beginnt am Westende der Stadt, wo die vom Piräus kommende Landstraße, die sich weiter als Piräusstraße fortsetzt, einmündet, und endigt beim Schloßplatze vor dem königlichen Schlosse. Letztere läuft von Süd nach Nord; ihr Ausgangspunkt ist der aus der Römerzeit stammende Turm der Winde, der unterhalb der Akropolis gelegen ist. Außer diesen Straßen sind noch erwähnenswert die Athenestraße, die, parallel mit der Aeolusstraße laufend, in die Hermesstraße einmündet, die in der Neustadt gelegene Stadionsstraße, welche als die schönste Straße Athens gelten kann, die mit ihr parallellaufende Universitätsstraße, die Hadrians-, Agora-, Piräus-, Konstantin- und Palaststraße. Viele Straßen tragen berühmte Namen; so gibt es eine Homer-, Sokrates-, Euripides-, Demosthenesstraße u. a. m. Außer diesen existieren noch eine Unzahl von Gassen und Gäßchen, die sämtlich sich durch nicht allzu große Reinlichkeit auszeichnen. An der Stelle, wo sich Hermes- und Aeolusstraße kreuzen, befindet sich ein Kaffeehaus und daneben ein Bazar; dort hat man die beste Gelegenheit, das Straßenleben Athens zu betrachten, denn dort ist die Stelle, wo sich dasselbe zusammenbrängt.

Man findet dort auch die meisten orientalischen Trachten, wiewohl die vornehmen Griechen unsere Tracht angenommen haben. Das Volk aber bleibt bei seiner Nationaltracht, über die wir schon oben einiges bemerkt haben. Wir waren hier so glücklich, einen Popen zu sehen, der, in seinem langen, violetten Talare, ein hohes, schwarzes Barett auf dem langlockigen Haare, durch seine würdevolle Haltung einen Ehrfurcht-gebietenden Eindruck auf uns machte. Ueberhaupt trägt in Geberde und Haltung der Grieche außerordentlich viel Würde zur Schau; sein Gang ist langsam, fast feierlich, in den Händen hat er fast immer einen Rosenkranz, der ihm aber eigentlich nur zum Spielen dient und etwa die Stelle unseres Spazierstockes vertritt.

Die Frauen tragen sich hier fast durchwegs europäisch, ein roter Fez mit langer, goldener Quaste ist das

einzige nationale Abzeichen, das sie tragen. Nicht so ist es aber in den entlegeneren Straßen und Winkeln der Stadt. Dort herrscht noch albanesische Frauentracht.

Gehen wir nun zur Beschreibung der Stadt zurück. Die an der Aeol- und Hermesstraße gelegenen Häuser zeichnen sich der Mehrzahl nach durch eine schönere Bauart vor den übrigen aus. In diesen Straßen gibt es auch die meisten Kaffeehäuser und Kaufläden; in den zu ebener Erde gelegenen Barbierstuben sieht man alte und junge Griechen eifrigst miteinander plaudern. Das ist also ein Zug, den sie von den Altgriechen ererbt haben. Durch geöffnete Fenster und Thüren erblickt man die eingeborenen Hellenen bei der Pflege ihres Gewerbes: Schuster, Schneider, Kürschner u. s. w., bei fleißiger Arbeit. So stünde es um den ältere Stadtteil. Die Eingewanderten: Hof, Beamten und Minister, haben sich dagegen den neuen Stadtteil im Nordosten zum Verkehre ausersehen; man glaubt sich dort zurück in den Occident versetzt, denn hier ist alles europäisch.

Wagengerassel und Peitschenknall ertönt, wohl auch die Klänge einer Ballmusik sind zu vernehmen, während elegant und modern gekleidete Herren und Damen während des Spazierengehens sich in allen Sprachen Europa's unterhalten.

Was sich nun an diese Stadtteile anlegt, das ist nur ein Labyrinth von engen, krummen und kurzen Gassen, denen man Sauberkeit durchaus nicht zum Vorwurfe machen kann. Ein Gebäude, das mit vollem Recht den Namen „Haus" verdient, wird schwerlich zu finden sein; nur baufällige Hütten und Baracken, denen armselige Oeffnungen mit hölzernen Läden als Fenster, Thür und Schornstein dienen, kann das Auge entdecken. Hier ist es, wo — wie wir schon oben erwähnt — noch albanesische Frauentracht vorherrscht. Hier finden wir noch den langen Wollrock, der, an der Hüfte durch einen roten Gürtel zusammengehalten, bis zu den Füßen herabwallt, das darüber gelegte, kürzere, wollene Oberkleid von demselben Schnitte, welches — sonst nur weiß mit zwei langen, schwarzen Streifen — als Festgewand bei Frauen mit schwarzer, bei Mädchen mit roter Stickerei umsäumt ist; den Kopf umhüllt ein weißes, einfaches Tuch in antiker Draperie.

Wenn es längere Zeit nicht regnet, dann sind die Straßen Athens von einem feinen Staube bedeckt, den jeder stärkere Windstoß aufwirbelt und der den Aufenthalt in den Straßen den Besuchern und Bewohnern verleidet. Tritt dann plötzlich ein Regen ein, so setzt es viel Schmutz ab, und das ist wiederum dem Spaziergänger nicht sehr angenehm. Von keinem dieser Uebel geplagt bleibt man gewöhnlich nur in den frühen Morgenstunden, und das ist auch so eigentlich die passendste Zeit, in der man Athen einer Besichtigung unterziehen soll.

Es ist wahr, man hat nichts verabsäumt, um die Gesundheit der Bewohner sicher zu stellen. Die Kanäle wurden ausgebessert und gereinigt, und so führt also jetzt ein großer Kanal durch die Mitte der Stadt, der das Wasser aller anderen Kanäle aufnimmt. Athen hat über 20 öffentliche Brunnen, und zudem empfangen die öffentlichen und eine große Anzahl von Privatgebäuden ihren Wasserbedarf von einer großen Leitung, die am Fuße des Pentelikon und Hymettus Quellwasser sammelt und in die Stadt leitet. Wir wollen von öffentlichen Gebäuden erwähnen: die Universität, die Sternwarte, das Münzgebäude, das Zivil- und Militärhospital, die arsakische Mädchenschule, die Akademie und das Kammerngebäude und insbesondere das im Osten der Stadt gelegene, 1834 bis 1838 erbaute neue Residenzschloß. Von wissenschaftlichen Anstalten treffen wir in Athen noch an: ein Gymnasium, ein anatomisch-pathologisches Museum, eines für Naturgeschichte, ein Seminar, eine Schule der schönen Künste, eine öffentliche und eine Universitätsbibliothek mit zusammen über 150,000 Bänden u. a. m. Die Universität, seit 1837 eröffnet, ist ganz nach dem Muster der Münchener eingerichtet. Die Kirchen gehören der Mehrzahl nach dem orientalischen Kultus an; nennenswert sind unter ihnen die große Metropolis, die von 1840 bis 1855 von vier Baumeistern aus dem Material von 70 zu dem Zwecke niedergerissenen kleineren Kirchen und Kapellen errichtet wurde, und die kleine Metropolis, vom Fürsten Otho de Laroche ganz aus antiken Stücken im 13. Jahrhundert erbaut. Die griechische Gemeinde hat zwei, die protestantische einen Kirchhof.

Die Leistung Athens auf industriellem Gebiete ist, wie fast bei allen griechischen Städten, nicht bedeutend. Auch der Handel ist nicht in hoher Blüte; Oliven, Feigen und andere Südfrüchte, ferner Wein und Seide sind die Hauptgegenstände der Ausfuhr, während europäische Fabrikate und Luxusartikel den Hauptteil der Einfuhr bilden. Das wäre so ziemlich alles, was sich über Neu-Athen im allgemeinen sagen ließe.

Gehen wir nun zur Beschreibung unseres eigentlichen Wanderzieles, der Akropolis, über.

Die Akropolis, „Oberstadt" — in der mythischen Geschichte, da man ihre Gründung Kekrops zuschrieb, Kekropia genannt, — bildete ursprünglich die Stadt selbst; erst unter König Theseus breiteten sich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch den Namen „Stadt des Theseus" führte. In einer Meereshöhe von 154 m. steigt der gelblich-braune Burgfelsen am Südende der Stadt anfangs sanft, dann steiler und zuletzt ganz senkrecht empor; nach drei Seiten fällt der Fels steil ab, nur die Westseite neigt sich sanft zur Ebene, weshalb diese stets der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis war. Oben ist der Hügel ca. 500 Schritte lang und halb so breit, ja am Ost- und Westende sogar nur 100 Schritte breit. Die Pelasger, die sagenhaften Ureinwohner, sollen eine Ebnung des Felsens vorgenommen und an der Westseite ein Bollwerk mit neun Thoren errichtet haben. Späterhin schlugen die Könige dort ihren

Herrscherſitz auf. Als aber das Königtum in Athen aufgehört, blieben nur die Götter oben wohnen. Ein einzigesmal noch schlug ein Herrschergeschlecht seinen Sitz auf der Burg auf, das der Pisistratiden nämlich, von denen mehrere Tempelbauten herrührten. Nachdem nun die Perser die ganze Burg zerstört und verwüstet hatten, stellten Themistokles und Kimon die Mauern, und zwar ersterer die Nordmauer, letzterer die Südmauer, wieder her, aber der Gedanke, die Burg zu einem „Weihgeschenk der Götter" zu machen, entstand erst in Perikles. Und er brachte diesen edlen Gedanken auch zur Ausführung. Auf seine Anregung hin und unter seiner Staatsleitung entstanden jene herrlichen Werke, deren Ruinen wir einen Besuch abstatten wollen und die man mit Bestimmtheit als die schönsten der Welt bezeichnen kann. Und diese Wunderwerke trotzten mehrere Jahrhunderte hindurch aller Zerstörungswut. Selbst Alarich verschonte sie, als er auf seinen Vernichtungszuge durch Griechenland nahe daran war, Athen zu erobern. Die Sage erzählt, Athene Promachos habe ihn zürnend und drohend von der Akropolis gewiesen.

Die Einsattelung an der schmalen Westseite bildet gewissermaßen die Brücke zwischen den Burgfelsen und dem westlichen Hügel; dort ist auch der Aufstieg zur Burg zu suchen. In jenem Sattel angelangt, erblicken wir rechts einen ziemlich niedrigen, aber vielfach zerklüfteten Felshügel, den Areopag. Diesen Ort, den Athene selbst zur Richtstätte der Blutschuld geweiht hat, umgibt eine Anzahl düsterer Sagen. Hier hatte sich einst der Gott des Krieges, Ares, zu verantworten, als er des Poseidon's Sohns Halirrhotios erschlagen hatte; hier ist der Schauplatz der furchtbaren „Eumeniden" des Aischylos, und auf der nördlichen Felswand befand sich die Schlucht dieser schrecklichen Rachegöttinnen. Sechzehn denkwürdige Stufen, roh in den Felsen eingehauen, führen zu diesem Orte hinauf, wo vor Zeiten der erhabenste Gerichtshof Griechenlands, die Richter des Areopags, sich nächtlicherweile versammelten, um über Blutschuld Gericht zu halten.

Wir schreiten weiter und stehen gar bald vor dem Eingange, den friedliche Invaliden behüten, in denen wir zugleich bereitwillige Führer finden. Eine zweite Thüre bringt uns aus dem gewölbten Gang des Burgthors in den Bereich der Akropolis selbst. Der Weg führt nun um eine weit vorspringende Bastion zu den Propyläen, dem festlichen Eingangsthore, das die Griechen zur Betretung der tempelreichen Akropolis lud.

Hier lassen sich auch Spuren des alten Burgwegs erkennen, den am Panathenäenfeste der Festzug hinaufschritt. In der Mitte befand sich eine Rampe für die als Opfer bestimmten Schlachttiere, rechts und links führten prachtvolle Marmortreppen hinan. 64 Stufen zählte die ganze Treppe, 26 davon liefen die ganze Breite durch, während die 38 darüber gelegenen durch jene Rampe, die ganz mit Marmorplatten bedeckt war, geteilt waren.

Man sieht noch jetzt quer durch die Platten laufende Rillen, welche die Bestimmung hatten, den Tieren einen sicheren Tritt zu verleihen und darauf die wohl etwas undeutlichen Abdrücke unzähliger Hufe. Wir eilen die Marmorstufen hinan und biegen vorerst rechts ab. Jene vorerwähnte Bastion, eigentlich ein weit vorspringender Mauerkopf, trägt ein zierliches, jonisches Tempelchen, das einst der ungeflügelten Nike geweiht war.

Es ist kaum 10 m. hoch und 6 m. breit, hat keinen Säulengang, wohl aber an der Vorder- und Rückseite eine von je vier jonischen Säulen gebildete Vorhalle. Nachdem der Nike-Tempel von den Türken abgerissen und in ein Bollwerk verbaut worden war, wurde er erst im Jahre 1835 durch die Bemühungen des Archäologen Roß und der Architekten Schaubert und Hansen aus den alten Trümmern wiederaufgebaut. Von hier aus genießt man auch einen herrlichen Ausblick auf das Meer; es ist dieselbe Stelle, von wo aus sich Aegeus in die Fluten stürzte, da das unheilverkündende, schwarze Segel auftauchte.

Kehren wir zu den Propyläen zurück. Sie sind ein Werk des Mnesikles, erbaut von 437 bis 432 unter einem Kostenaufwand von 2012 Talenten (über 5,000,000 Gulden ö. W.). Die Aufgabe des Baumeisters war durchaus keine kleine. Auf engem, ansteigendem Terrain galt es, einen Prachtbau zu errichten, der sich dem eben vollendeten Parthenon würdig an die Seite stellen konnte.

Die *προπύλαια* (Vorhof) stellen sich uns als ein gewaltiges, tempelartiges Thorgebäude, das sich auf einer Basis von vier Stufen erhebt, dar. Das Gebäude ist vollständig aus penteliſchem Marmor errichtet. Das Zentrum des Baues ist eine fünfthorige, zwischen zwei parallelen Mauern angelegte Wand von 58 F. Breite. Die Thore sind in der Weise angeordnet, daß das mittlere bedeutend höher und breiter als die zwei ihm zunächst gelegenen ist, während diese wieder in Höhe und Breite erkleckliches vor den beiden äußersten voraus haben; diese Abstufung nimmt sich sehr gut aus. Die erwähnte Wand ist von zwei Vorhallen eingeschlossen, deren eine der Stadt zu, die andere dem Burgplatze zugekehrt ist, so daß man also eine äußere und eine innere Vorhalle unterscheiden kann. Sechs dorische Säulen bilden die Fronte der äußeren; die beiden mittleren stehen weiter voneinander ab als die übrigen, da zwischen diesen die schon einmal genannte Rampe läuft. Die Säulen selbst sind fast 30 F. hoch und hatten dereinst auch die Bestimmung, Gebälke und Giebelfeld zu tragen. Die Decke dieser Halle wurde vordem von sechs schlanken, jonischen Säulen getragen, die je drei auf einer Seite in gleicher Linie mit den Mittelsäulen den Mittelweg einfaßten.

(Schluß folgt.)

Fernando Noronha und seine Strafkolonie.

Von Hermann Pollak.

In einer Zeit, in der die stetig zunehmende Erforschung Afrika's das Interesse der politischen und wissenschaftlichen Kreise der ganzen Welt zum großen Teile monopolisiert, darf es nicht wundernehmen, wenn so manches kleinere, aber nicht minder interessante Forschungsereignis der jüngsten Gegenwart einige Gefahr läuft, ganz übersehen zu werden. Im Interesse der Länder- und Völkerkunde selbst wäre es jedoch aufrichtig zu bedauern, wenn ein solch trauriges Schicksal des Uebersehenwerdens auch der Ridley'schen Expedition bevorstände, welche vor Kurzem von ihrer geographisch-botanischen Exkursion nach Fernando Noronha wieder nach England zurückgekehrt ist.

Diese von dem Portugiesen Fernaö de Noronha entdeckte und gegenwärtig zu Brasilien gehörige Insel ist im Atlantischen Ozean zwischen 3° 50′ s. Br. und 32° 28′ w. L. gelegen und ist fast 10 Km. lang und 2 Km. breit. Ursprünglich bildete diese vom großen Weltverkehr ganz abgelegene Insel einen beliebten, weil absolut sicheren Versteck für die zahllosen Seeräuberschiffe, die im Atlantischen Ozean ihr Unwesen trieben. Später wurde sie eine Eroberungskolonie der Portugiesen, aus deren Besitz sie an Brasilien, dem sie geographisch auch wirklich angehört, gelangte. Trotz dieses Besitzwechsels ist Fernando Noronha den Augen der zivilisierten Welt bis auf den heutigen Tag so ziemlich entrückt geblieben, und der Umstand, daß die brasilianische Regierung daselbst eine Verbrecher- oder Strafkolonie unterhält und die Erlaubnis zum Betreten der Insel nur in äußerst seltenen Fällen erteilt, bewirkte es, daß diese interessante Insel selbst für die wissenschaftliche Welt mehr oder weniger eine terra incognita geblieben ist, wenn verglichen mit anderen Inseln des Atlantischen Ozeans, namentlich mit St. Helena und Ascension.

Was die Entstehung der Insel betrifft, so wurde unzweideutig festgestellt, daß Fernando Noronha eine rein selbständige Bildung ist, die ihre Entstehung ausschließlich vulkanischen Einwirkungen und Einflüssen verdankt. Vorgenommene Lothungen haben zwischen Fernando Noronha und den St. Paulsfelsen eine Tiefe von 2475 Faden und in einer Entfernung von nur 21 e. Mln. von der Insel bereits eine Tiefe von 2220 Faden ergeben. Diese konstatierten Tiefen, die zu den bedeutendsten im Atlantischen Ozean gehören, deuten darauf hin, daß Fernando Noronha mit dem festen Lande zu keiner Zeit im Zusammenhang gestanden ist.

Als der „Challenger" auf seiner wissenschaftlichen Expedition Fernando Noronha im September 1873 anlief und sich anschickte, seinen Botaniker zur Untersuchung der Flora ans Land zu schicken, wurde dieser am Landen verhindert, weil er versäumt hatte, die nötige Erlaubnis der brasilianischen Regierung einzuholen. Der Gouverneur der Insel, welchem die ungestörte Ruhe seiner Pflegebefohlenen mehr galt, als eine wissenschaftliche Untersuchung der Insel, hatte bezüglich des Challenger-Besuches keine offiziellen Instruktionen von Rio de Janeiro erhalten. Wahrscheinlich fürchtete er, daß der den deportierten Verbrechern innewohnende natürliche Hang zum Entweichen durch die verführerische Anwesenheit von einem oder mehreren Landungsbooten leicht der Versuchung anheimfallen könnte. Dem „Challenger" blieb daher nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge weiterzuziehen.

Unter sothanen Umständen darf es nicht wundernehmen, daß Fernando Noronha beinahe gänzlich außerhalb des Bereiches der modernen Forschungswissenschaft geblieben ist, und die wenigen Daten, welche uns über die geographische Lage und Beschaffenheit der Insel zu Gebote standen, rührten zumeist von den Angaben und Berichten der dortigen Beamten her. Mr. Ridley, der hervorragende englische Botaniker, lenkte nun seine Aufmerksamkeit auf dieses botanisch fast ganz unerforscht gebliebene Inselgebiet, und mit Hülfe einer freigebigen Unterstützung von Seiten der Royal Society gelang es ihm, seine Expedition auszurüsten, um mit Erlaubnis der brasilianischen Regierung eine allseitige wissenschaftliche Untersuchung Fernando Noronha's durchzuführen.

Obgleich von Fernando Noronha gewöhnlich als von einer Insel gesprochen wird, ist dieser Name in Wirklichkeit die gemeinsame Bezeichnung für unsere in Rede stehende Hauptinsel und für eine Gruppe von 5 bis 6 kleineren Inselchen, die wegen der zahlreichen Riffe in ihrer Umgebung nur schwer zugänglich und daher auch fast ganz unbewohnt sind. Diese Inselchen führen die folgenden Namen: Platform-Insel, Booby-, St. Michaels-, Egg- und Rat-Insel. Alle fünf zusammen genommen dürften an Flächenraum der Hauptinsel Fernando Noronha ungefähr gleichkommen. Diese selbst besteht aus einem vulkanischen Hochplateau, welches etwa 100 bis 300 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen ist und mit steilen Felswänden zum Meer abfällt. An der nördlichen Küste der Insel erhebt sich ein steiler Felsen bis zu einer Höhe von 1014 Fuß. Derselbe ist ein nadelförmiger, kahler und unzugänglicher Peak, welcher die ganze Insel überragt und der Sonne gegenüber einen langen Schatten wirft, dessen veränderliche Lagen der Verbrecherkolonie als Sonnenuhr dienen.

Die großen Hoffnungen, welche Ridley auf die botanische Ausbeute seiner wissenschaftlichen Exkursion nach Fernando Noronha gesetzt hatte, sind leider nicht in Erfüllung gegangen. Auch hier bewies sich wieder einmal die Unrichtigkeit des allgemein geltenden Erfahrungssatzes, daß die meisten Inseln infolge der sie umgebenden großen Wasserflächen, welche der Verbreitung der Pflanzen hindernd entgegentreten, sehr charakteristische Floren besitzen, die eine größere Anzahl von Pflanzen ihrer gesamten

Vegetation umfassen, welche in anderen Gegenden überhaupt nicht vorkommen. Nur wenige Arten von endemischen Gewächsen wurden aufgefunden, da die Vegetation im allgemeinen den Charakter der Pflanzenwelt des südlichen Amerika's aufwies. Wald und niedriges Gehölz (catingas) kommen auf der ganzen Insel nicht vor und selbst vereinzelt stehende Bäume sind nur an den höher gelegenen Punkten der Insel anzutreffen. Es heißt, die brasilianische Regierung habe, als sie zur Anlegung einer Strafkolonie auf Fernando Noronha schritt, alle vorgefundenen Bäume und Sträucher mit den Wurzeln aus dem Boden reißen lassen, um den zukünftigen Sträflingen ein- für allemal das Material für etwaige Fluchtversuche zu benehmen.

Auch Farnkräuter, Moose und Flechten sind nirgends zu sehen. Zahlreich sind dagegen einzelne Abarten der Euphorbiaceen, namentlich Jatropha gossipifolia, welche einen ätzenden, scharfen Milchsaft besitzt, den die Kolonisten vielfach medizinisch zu verwerten verstehen, und Jatropha urens var. stimulosa. Während die erstere auch in Westindien, Mexico und Neugranada zu finden ist, ist die letztere der Flora von Fernando Noronha ganz eigentümlich. Für die Bewohner der Insel ist sie überdies zu einer wahren Landplage geworden, welche bisher allen Ausrottungsversuchen einen ebenso heftigen als erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen wußte. Diese von der Mutter Natur mit dolchartigen Stacheln überreich bewaffnete Pflanze versetzt derart heftige und schmerzhafte Stiche, daß die Sträflinge bei der Ausreutung derselben sich des Lasso bedienen, und zwar genau in derselben Weise wie die Südamerikaner beim Einfangen der wilden Pferde. Durch einen geschickten Wurf mit dem Lasso wickelt sich die Bola (Kugel) um die Pflanze, ein fester kräftiger Ruck entreißt sie dem Boden und mit dem Lasso wird sie bis an die See geschleppt, um dieser überantwortet zu werden. Aus der Familie der Moreen kommt eine wilde Feige vor, die, da sie in den Tropenländern bisher nirgends vorgefunden wurde und somit der Insel eigentümlich ist, den Namen Ficus Noronhoe führt.

Die Vogelwelt weist nur eine begrenzte Anzahl von Typen auf. Am zahlreichsten kommt eine rötlich-braune Taubenart vor, die aus Brasilien eingeführt wurde und so zahm geworden ist, daß man sie mit Steinen bewerfen muß, um sie zum Auf- und Wegfliegen zu vermögen. Allerhand größere und kleinere Seevögel sind natürlich auf der Insel und den sie umgebenden Inselchen zu Hause. Süßwasserfische fehlen gänzlich, die See dagegen liefert eine unerschöpfliche Ausbeute von Fischen jeder Art. An Reptilien gibt es hier genau dieselben Spezies, wie in Brasilien; eine Gattung von Eidechsen jedoch, die Emprepes punctatus, die hier häufig ist, kommt nur noch in Demerara vor. Von Schlangen wären zu nennen die Boa, die Klapperschlange, Urutu 2c. Ratten und Mäuse schwärmen über die ganze Insel, und die ersteren haben einem der kleinen Inselchen den Namen Ratten-Insel gegeben. Besonders die schwarze Ratte (Mus Rattus) ist auf Fernando Noronha zu einer solchen Landplage geworden, daß von Zeit zu Zeit ganzen Abteilungen von Sträflingen die Aufgabe gesetzt wird, Jagd auf dieselbe zu machen, und jeder Sträfling hat bei einer solchen eine bestimmte Anzahl von Ratten zu töten. Ja, in der trockenen Saison, wenn die Vegetation im allgemeinen darniederliegt und die Löcher und Verstecke der Ratten zugänglicher sind, kommt es fast regelmäßig vor, daß bei derartigen mit Hülfe der Sträflinge von den Beamten der Kolonie inszenierten Treibjagden an einem einzigen Tage einige 20,000 Ratten getötet werden.

Weit interessanter jedoch, als Flora und Fauna zusammen genommen, sind die unglückseligen Bewohner auf Fernando Noronha. Insgesamt gehören sie den moralisch verworfensten Verbrecherklassen Brasiliens an, denn seitdem dieses die Todesstrafe abgeschafft hat, gilt die Verbannung nach Fernando Noronha als das Aequivalent für dieselbe. Das Sündenregister der dortigen Sträflinge bewegt sich demnach in sehr engen Grenzen, nämlich Meuchelmord, gemeiner Totschlag, schwerer Betrug, Falschmünzerei, Seelenverkäuferei 2c. bei den Männern, und Gattenmord und Giftmord bei den Frauen. Die Verdorbenheit der sozialen und moralischen Atmosphäre der Insel ergibt sich aus diesem schwarzen Sündenregister ganz von selbst.

Die Bevölkerung Fernando Noronha's beläuft sich im Durchschnitt auf etwa 2000 Seelen und besteht aus einem Gouverneur nebst 155 Soldaten, Offizieren und Beamten, aus etwa 1500 deportierten Sträflingen (inclusive 60 weiblichen Verbrechern), 144 Frauen der Beamten, Soldaten und Sträflingen nebst 200 Kindern derselben. Die Neger, als die zahlreichste Klasse der Bewohner von Brasiliens, stellen den größten Prozentsatz zu der genannten Gesamtanzahl von Sträflingen, und alle Arten von Mischlingen, wie Kreolen, Mulatten, Mestizen 2c., sind unter ihnen vertreten. Allein auch Indianer, Abkömmlinge der Ureinwohner Brasiliens, Portugiesen, Amerikaner und Deutsche (zumeist naturalisierte) aus den deutsch-brasilianischen Kolonien Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Minas Geraes sind hier durch zahlreiche Verbrecherexemplare repräsentiert.

Die Unterhaltungskosten der ganzen Strafkolonie stellen sich für die brasilianische Regierung äußerst niedrig und betragen kaum den fünften Teil der Auslagen, welche für notwendig befunden werden, in Brasilien eine gleiche Anzahl von Verbrechern zwischen Kerkermauern und in einsamen Zellen zu erhalten. Und während in dem letzteren Falle die Sträflinge ihre trostlose Existenz in dem dumpfen Dahinbrüten über ihr trauriges Schicksal und die Möglichkeit, sich an ihren Mitmenschen zu rächen, verbringen, leisten die nach Fernando Noronha transportierten Verbrecher dem Staate und der Gesellschaft einen teilweisen

Ersatz für ihre Unterhaltungskosten, denn sie werden während der ganzen Dauer ihrer Verbannung mit der größten Strenge zur Arbeit und Thätigkeit angehalten und erweisen sich nicht selten, wenn sie ihre Strafe abgebüßt haben und wieder nach dem Festlande zurückkehren, als brauchbare Mitglieder der brasilianischen Gesellschaft. Auch hier bewährt sich in einem gewissen Sinne, was Franz v. Holtzendorff in seiner Schrift „Die Deportation als Strafmittel" sagt: „Die Transportationen nach Verbrecherkolonien zeigen, wie die für unbrauchbar gehaltenen Granitmassen verbrecherischer Bevölkerungsbestandteile so weit verwittern können, daß eine reife Kultur auf ihnen Wurzel schlägt."

Die Landwirtschaft bildet natürlich die Hauptbeschäftigung der Sträflinge, und weniger als ein Drittel derselben, einschließlich der Weiber, wird in dem Dorfe Remedios, welches der einzige Hauptort auf der ganzen Insel ist, zu anderen Arbeiten verwendet; die Männer arbeiten als Schuster, Schlosser, Tischler, kurz in allen jenen Handwerken, in denen sie vor ihrer Verbannung thätig waren, und die Weiber werden mit Näh- und Reinigungsarbeiten beschäftigt gehalten. Ein kleiner Rest von Sträflingen, welche kein Handwerk auszuüben gelernt, wird nach dem Gutdünken des Gouverneurs der Insel zu allerlei Handlangerdiensten verwendet, wie Straßenbau, Reinigung des Fort, Reinhaltung der Straßen u. a. m.

Das Fort, welches in der nächsten Nähe von Remedios auf einem hohen Felsen gelegen ist, beherrscht mit seinen Kanonen den Hafen sowohl wie die ganze Insel. Dasselbe ist das Hauptquartier des Gouverneurs und der Besatzung und dient hauptsächlich dem Zweck, die sich gelegentlich hierher verirrenden Schiffe am Landen zu hindern. Die Sträflinge kommen erst in zweiter Linie in Betracht, da Fernando Noronha als Deportationsort im wahren Sinne des Wortes ein Naturkerker ist, von dem ein Entweichen ohne die verführerische Anwesenheit von fremden Schiffen und Booten geradezu unmöglich ist. Mit Ausnahme einiger kleiner, äußerst primitiv gebauter Flöße, sog. **catamarans**, ist jede Art von Seefahrzeug auf der Insel so gut wie gar nicht bekannt. Nur einmal im Jahre wird Fernando Noronha von einem brasilianischen Kriegsschiff angelaufen, welches die zur Ablösung der Besatzung bestimmte Mannschaft ans Land setzt und schon nach kaum 24stündigem Aufenthalt wieder in die See sticht. Regelmäßig zweimal im Monat jedoch bringt ein kleines, von Pernambuco auslaufendes Dampfboot sowohl die für die Insel bestimmte Post als auch einen kleinen Zuwachs an neuen, zur Deportation verurteilten Verbrechern, während es gleichzeitig jene Sträflinge, welche ihre Strafzeit abgebüßt, wieder nach dem Festlande zurücktransportiert.

Die im Dorfe Remedios wohnenden und in den verschiedenen Handwerken Verwendung findenden Sträflinge sind der großen Mehrzahl nach im sog. Gefängnisse untergebracht. Es ist dies ein niedriges, langgestrecktes Ziegelgebäude, das in Form eines Vierecks gebaut ist und einen großen offenen Hof einschließt. Dasselbe ist in mehrere Abteilungsräume eingeteilt, die in der Regel je 20—30 Sträflingen als gemeinschaftliches Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer dienen. Für die verheirateten Sträflinge gibt es eine Anzahl von alleinstehenden kleinen Holzhütten, wo dieselben mit Frau und Kindern leben. Nach gethaner Arbeit ist es den Sträflingen anheimgestellt, sich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben. Sie sind nicht in Sträflingsuniformen gekleidet, und bewegen sich frei in ihrem Gefängnis sowohl, wie in ihren Hütten. Nur während ihrer Arbeit, die sie in mehreren von der Regierung errichteten Arbeitswerkstätten verrichten, stehen sie unter der strengen Aufsicht von Aufsehern. Auf das geringste Vergehen ist die Prügelstrafe gesetzt, und die Verabfolgung von mehr als fünfundzwanzig Streichen geschieht in der Regel öffentlich und im Beisein der gesamten Strafkolonie. Läßt ein Sträfling sich sogar ein gemeines oder schweres Verbrechen zu schulden kommen, so wird er nach der erhaltenen körperlichen Züchtigung auf der zu Fernando Noronha gehörigen menschenleeren Ratteninsel auf einige Monate ausgesetzt, wo er gezwungen ist, wie der berühmte Defoe'sche Held ein Robinson Crusoe-Leben zu führen oder zu verhungern.

Die Sträflinge auf Fernando Noronha müssen sich gleichfalls selbst verköstigen, erhalten jedoch zu diesem Behufe ungefähr 5 Dollars per Person und Monat von der brasilianischen Regierung. Dafür beansprucht die Regierung für sich das Gesamterträgnis der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion der Sträflingsarbeit. Da alle Arten von Lebensmitteln unverhältnismäßig teuer sind, findet die große Mehrheit der Sträflinge mit der von der Regierung ausgesetzten geringen Subsistenzsumme nur schwer ihr Auskommen. Luxusartikel wie Tabak, Zucker, Kaffee, Thee &c. sind nur jenen zugänglich, die über Privatmittel verfügen. Privateigentum der Sträflinge unterliegt nämlich nicht der Konfiskation.

Die Nahrung der Sträflinge, welche zumeist aus Mais, weißen und schwarzen Bohnen, gesalzenem Fleisch, Kartoffeln und Maniok besteht, wird in Lebensmittel-Magazinen eingekauft, welche ehemaligen Sträflingen gehören, die es nach Abbüßung ihrer Strafe vorgezogen, sich hier kaufmännisch niederzulassen. Dem Gouverneur der Insel steht das Recht der Verleihung eines solchen von den Sträflingen hochgeschätzten Privilegiums zu und die Besitzer dieser Magazine verstehen es in der Regel, sich auf Kosten der armen Unglücklichen, denen sie exorbitante Preise abverlangen, zu bereichern.

Das Klima der Insel ist im allgemeinen gesund und von demjenigen des tropischen Amerika nur wenig verschieden. Die auf Lebenszeit nach Fernando Noronha verbannten Verbrecher, welche natürlich einen beträchtlichen Teil der ansässigen Bevölkerung bilden, akklimatisieren

sich daselbst rasch und vollkommen, sie pflanzen sich fort und vermehren sich. Jedem Sträfling steht gesetzlich das Recht zu, wenn er verheiratet ist und Familie besitzt, Frau und Kinder während seiner Verbannung bei sich zu haben, natürlich immer vorausgesetzt, daß Frau und Kinder freiwillig sich damit einverstanden erklären und daß genügende Privatmittel vorhanden sind, um ihren Unterhalt zu bestreiten. Die brasilianische Regierung ihrerseits läßt es sich dagegen angelegen sein, für die Erziehung dieser Sträflingskinder zu sorgen, um sie zu rechtschaffenen und nützlichen Mitgliedern der brasilianischen Gesellschaft zu machen. Es gibt demnach auch zwei Schulen auf Fernando Noronha, eine für die Kinder der Offiziere, Beamten und Soldaten und die zweite für die Kinder der Sträflinge.

Diese Sträflingskinder müssen unter allen Umständen bis zu ihrem zwölften Jahre auf der Insel verbleiben. Die Knaben, die dieses Alter erreichen, werden dann von der Regierung nach dem Festlande gebracht, wo sie einer Militärschule überantwortet und für den Soldatenstand erzogen werden. Den Mädchen dieses Alters dagegen steht die Wahl frei, auch fernerhin auf Fernando Noronha verbleiben zu dürfen oder nach Pernambuco gebracht zu werden, wo sie von der Regierung in Dienstbotenschulen untergebracht oder in Spitälern zu Krankenwärterinnen herangebildet werden. Die auf der Insel freiwillig verbleibenden jungen Mädchen verheiraten sich in der Regel mit den Soldaten und mit den jüngeren Sträflingen.

Die in der Landwirtschaft beschäftigten Sträflinge sind in zehn Abteilungen, je 100 Mann stark, abgeteilt und bebauen die zehn Plantagen, in welche Fernando Noronha eingeteilt ist. Ihre materiellen und sittlichen Verhältnisse gleichen in allem und jedem denjenigen der Bewohner des Hauptortes Remedios.

Die ganze Insel steht unter Kultur, und so überaus fruchtbar, reich und üppig ist der Boden, daß bei der leichtesten Feldarbeit spielend drei bis vier Ernten im Jahre erreicht werden. Die hier in Verwendung kommenden Ackergeräte sind sehr primitiver Art; der Pflug ist gänzlich unbekannt und die Spatenkultur allein im Gebrauch. Die wichtigsten Bodenprodukte sind: Mais, die schwarze Bohne, Reis, Weizen, Roggen und einige andere Zerealien. Außer diesen liefert das Pflanzenreich reichliche Mengen von Melonen, Bananen, Cocosnüssen, Orangen und Maniok, welches von dem daselbst vorzüglich gedeihenden und eifrigst kultivierten Kassave-Strauch (Jatropha Manihot) gewonnen wird und nebst Mais das Stapelnahrungsmittel der Sträflinge bildet.

Ein Ausflug nach Wermeland.

Kein Irrtum ist wohl verbreiteter als der, daß alle des Besuchs von Touristen würdige Oertlichkeiten schon durchforscht seien. Die Versicherung, daß jeder Ort in Europa schon untersucht, erprobt und in einem rot oder braun eingebundenen Reisehandbuch, das nun ein unentbehrliches Attribut unserer heutigen Zivilisation ist, beschrieben worden sei, wäre unzweifelhaft sehr voreilig. Es gibt vielmehr noch viele Gegenden, welche vom Strome gedankenloser Vergnügungsreisenden oder anspruchsvoller Touristen noch nicht heimgesucht oder infiziert sind und sich in einer unvergleichlichen malerischen Schönheit einer idyllischen Ruhe und friedlichen urwüchsigen Eigenart erfreuen, welche bisher noch nicht durch die eiligen Schritte von Myriaden gestört worden ist. Vor allem rechnen wir unter diese manch liebliche Punkte auf der westlichen Grenze von Schweden und dorthin fuhren wir im jüngstvergangenen Frühjahr an Bord eines der vielen Dampfboote, welche in Gothenburg anlegen.

Es war spät im Frühjahre. Die Fahrt über die Nordsee war eine angenehme gewesen und neigte sich zu ihrem Ende. Der Göta-Elf, eine nach der Stadt führende Seebucht, war so nahe, daß wir am anderen Morgen in aller Frühe in dieselbe einlaufen sollten; und nun, bei einer glatten See, einer rötlichen Dämmerung und einem ausgezeichneten Abendrot, thaute unser Kapitän einigermaßen auf und erzählte lustige Anekdoten von ihm selbst, seinen Passagieren und anderen seemännischen Dingen. Den Tag zuvor hatte ich noch beobachtet, wie er mit würdevoller Leichtigkeit und Anmut die etwas unverdiente Vertraulichkeit eines wohlmeinenden, aber in einem leidigen Irrtum begriffenen Mitreisenden zurückwies. Dies geschah bei Tische in Anwesenheit aller Passagiere, welche auf den harten Bänken mit beweglichen Lehnen zu beiden Seiten der langen Tafel saßen. Oben an derselben führte der Kapitän den Vorsitz und neben ihm saß ein Hamburger Kaufmann, welcher sich eine Flasche Champagner und zwei Gläser bestellt hatte. Als der Steward den Wein gebracht und mit einem Schwenken der Flasche und einem Knall entkorkt hatte, gleichsam als eine zarte Aufmunterung an uns andere, einem solch löblichen Beispiele zu folgen, hatte der Hamburger eines der Gläser gefüllt und mit einer entsetzlichen Selbstgefälligkeit und einer Miene, als ob er sagen wollte: „Das ist ein Schmauß für Dich!" dem Kapitän zugeschoben. Dieser aber erwiderte mit einem Blicke höchster Geringschätzung nur: „Ich danke Ihnen; ich trinke niemals Wein mit meinen Passagieren!"

Allein nun waren wir am Ende unserer Reise und auf dem Oberdeck hatte der Kapitän einem kleinen Häuflein der Mitreisenden, unter denen sich jedoch der Hamburger nicht befand, einige seiner Erlebnisse und Erfahrungen mitgeteilt.

„Haben Sie auch schon mit einem norwegischen Lotsen zu thun gehabt?" fragte ich ihn, denn ich hegte einen gewaltigen Respekt für die Geschicklichkeit und den unbezähmbaren Mut dieser nordischen Seeleute.

„Na, ob? Das sollt' ich doch meinen!" versetzte er

mit Wärme. „Sehen Sie, erst voriges Jahr, auf der Fahrt nach Christianssand, geriet ich hier in einen dichten Nebel, welcher beinahe auf der ganzen Ueberfahrt währte. Da ich wußte, daß wir der Küste ganz nahe waren, ließ ich die Maschine stoppen und die Dampfpfeife ein Zeichen geben. Man konnte keine Armslänge weit vor sich hinaus sehen, und da die Nacht einbrach, will ich gar nicht leugnen, daß mir die Sache nicht gefiel. Plötzlich hörte ich eine Stimme rufen: ‚Braucht Ihr keinen Lotsen, Herr?‘ und wie ich über Bord schaue, ist da fürwahr ein Lotsenboot. Jenun, der Nebel war so dick wie eine Wand; allein kaum war der Bursche an Bord, so kommandierte er: ‚Volle Dampfkraft! Helm nach Steuerbord!‘ und dahin geht es mit Macht den Felsen zu. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde vorwärts gedampft haben, ward das Rauschen der Brandung betäubend und wir vermochten gar nichts zu sehen, nichts als den Nebel. ‚Hard a-port!‘ rief der Lotse, und so geschah es auch. Dicht bei uns donnerte die Brandung zwischen den Felsen, aber einen Augeblick später waren wir in glattem Wasser und wurden so geschickt vor Anker gebracht, als ob es heller Tag gewesen wäre.“ Der Kapitän trat hier einige Schritte beiseite, um einen besseren Ausblick auf irgend etwas nach vorne zu haben; als er aber zurückkam, fügte er noch bei: „Ja, Herren! man kann weit in der Welt herumkommen, aber man wird nicht leicht jemand finden, der an Kühnheit und Geschicklichkeit den norwegischen Lotsen übertrifft!“

Dieses warme Lob rief in mir eine Erinnerung aus meiner Jugend ins Gedächtnis zurück, welche damals einen lebhaften Eindruck auf mich machte und die zwar gar nichts mit meinem jetzigen Besuch in Schweden zu thun hatte, die ich aber nicht unerwähnt lassen mag. Man vergegenwärtige sich einen stürmischen Wintertag mit einem blaßblauen Himmel, eine dunkelblaue stürmische See und ein Schiff mit dichtgerefften Topsegeln. Der Sturm heulte im Takelwerk, blies die schmalen Streifen Segeltuch zu Ballons auf und klapperte in ermüdender Eintönigkeit mit dem laufenden Takelwerk gegen die Spieren. Unter unserer Leeseite dehnte sich, so weit nur das Auge reichen konnte, die eisengebundene Küste des alten Norwegens hin, wo die Wogen unaufhörlich gegen die schwarzen Felsen anschlugen und den weißen Sprühschaum hoch in die Luft hinauf schleuderten. Zwischen diesen erratischen Granitblöcken hervor kommt ein kleines Fahrzeug und zeigt erst nur ein Spritsegel mit einem roten Streifen durch die Mitte herab; wie es aber näher kommt, können wir sehen, daß das Boot ein Verdeck hat, breit von Balken und klinkerweise gebaut und vorn und hinten spitzig — in der That wie eine Möve — gebaut ist. Es sind nur zwei Personen an Bord; der eine, der Lotse, mit gelbem Bart, breiten Schultern und einem Südwester auf dem Kopfe, steht am Mast; sein Sohn, noch ein bloser Junge, führt den Steuerhelm. Unser Schiff ist dicht beim Winde gehalten worden und arbeitet schwer in der rauhen See, und alsbald ist das Boot windwärts eine kleine Strecke vor uns. Mit der Hand fest am Steuerhelm, ersieht der Junge genau seine Chance und kommt uns im nächsten Augenblicke gefährlich nahe; ein Tau wird hinübergeworfen und geschickt vom Lotsen aufgefangen, der es sich um den Leib bindet, und das Boot stößt wieder von uns ab. Ein banger, erwartungsvoller Augenblick folgt, eine starke Welle rollt heran und hebt im Steigen das kleine Fahrzeug auf ihrer Schaumkrone zum gleichen Niveau mit unserem Takelwerk; in diesem Augenblicke macht der Lotse einen Sprung und landet glücklich in unseren Besanwanten. Der Junge hat mittlerweile das Boot rasch in den Wind gebracht und steuert, allein in seiner Nußschale, bald unseren Blicken entzogen, bald von den Wogen hoch emporgetragen, beharrlich der Küste zu; wir aber, an Bord des großen Schiffes, wir wissen, daß bei ihm alles in Ordnung ist. —

Eine Anzahl nackter grauer Felsenblöcke bildete für uns den ersten und ziemlich entmutigenden Eindruck von Schweden. Am nächsten Morgen sehen wir diese granitenen Eilande, die einen groß, die anderen klein, auf viele Meilen weit der Küste entlang in geschlossenen Reihen mit tiefem Wasser zwischen sich und dem festen Land hin erstrecken — eine bequeme Anordnung, welche besonders von Yachtsmen gewürdigt werden sollte, da sie Fahrzeugen von mittlerem Umfang Gelegenheit bietet, angenehm in ruhigem Wasser der Küste entlang zu fahren, sogar wenn das Kattegatt oder Skager Rak draußen in einer sehr ungehaltenen Stimmung sind. Ein goldenes Licht und eine kühle, erfrischende, kräftigende Atmosphäre lagen auf dem ruhigen Meere. In weiter Entfernung nahmen die Felsen eine bläuliche Färbung an und erhoben sich aus dem Wasser in einer phantastischen, gespensterhaften Weise, welche beinahe einer morgenländischen Luftspiegelung glich.

Als wir in die Mündungsbucht des Göta-Elf einliefen, holten wir eine Menge offener Fischerboote ein, welche nach der Stadt steuerten, schwer beladen mit glitzernden Häringen; in den ebenen Strahlen der Morgensonne harmonierten ihre roten Segel, der blaue Ozean und der graue granitene Hintergrund vorzüglich miteinander. Unser Dampfer fuhr dicht an vielen dieses Geschwaders vorüber, und man ward unwillkürlich überrascht von der Kraft und physischen Schönheit ihrer Bemannungen, stämmiger, kräftiger Nordländer, unter denen gelbes Haar und blonde Bärte unwandelbar die Regel bildeten.

Die schwedische Flagge — dunkelblau mit einem goldenen Kreuze — wehte über dem Fort Elfsborg, welches eine kleine Insel mitten im Strom krönt. An diesen Punkt knüpft eine seltsame Geschichte an: Der junge dänische Admiral Peter Tordenskjold, der Held so mancher kühnen romantischen That im 18. Jahrhundert, hatte diese Veste vergebens viele Wochen lang belagert. Endlich sandte er einen Parlamentär an die Verteidiger und ließ ihnen sagen, er habe bedeutende Verstärkungen erhalten, welche jedenfalls hinreichend seien, den Platz jederzeit mit

Sturm zu nehmen; er schlage aber, zur Vermeidung von unnötigem Blutvergießen, vor, man solle einen Waffenstillstand abschließen und der Kommandant solle persönlich kommen, von den neuen Truppen Einsicht nehmen und auf diese Weise selbst beurteilen, ob längerer Widerstand möglich sei. Die Einladung ward angenommen, der Kommandant sogleich empfangen und nach einem Zelte geführt, wo ihm zu Ehren sogleich ein reichlicher Schmauß aufgetragen wurde. Die Geschichte berichtet dann, Tordenskjold habe die Flasche so reichlich und mit solch freimütiger, gewinnender Gastlichkeit kreisen lassen, daß es für die schwedischen Offiziere schwierig, um nicht zu sagen unmöglich gewesen sei, die Einladung abzulehnen; überdies hatten sie während der langen Belagerung bedeutende Entbehrungen erduldet, so daß ihre Köpfe vielleicht nicht mehr so stark waren wie gewöhnlich. Sei dem wie ihm wolle: die Truppen wurden nach der Mahlzeit inspiziert. Die verschiedenen Regimenter waren in der kleinen Stadt auf dem gegenüberliegenden festen Land aufgestellt; allein wenn die berittenen Offiziere die in der einen Straße paradierenden Reihen besichtigt und sich in eine andere Straße begeben hatten, so marschierten die Soldaten rasch und in aller Stille am anderen Ende ab und stellten sich in einer dritten Straße auf und dieses Manöver wurde wiederholt, bis die ganze Stadt abgeritten war. Die Wirkung war eine solch imposante, daß der Kommandant sogleich eine bedingungslose Uebergabe unterzeichnete. So wird der Fall wenigstens in den dänischen Chroniken erzählt; die schwedische Darstellung wird ohne Zweifel etwas davon abweichen.

Jenseit Elfsborg macht sich der Handel mit Bauholz in einem Umfang und einer Rührigkeit geltend, welche beinahe überwältigend sind. Alle Gedanken an die Landschaft verschwinden, und alle Unterhaltung, das ganze Dichten und Trachten der Einwohner dreht sich nur um das Holz, auf welchem auch der kaufmännische Wohlstand der Stadt beruht. Als wir den Fluß hinaufdampften, nahmen hier auf der einen Seite Schiffe von jeder Klasse und jeder Nation Bretter und Planken von gelbem Fichten- und Tannenholz ein. Ungeheure Holzhöfe mit haushohen Holzstößen besäumten die Straße, und überall begegnete man Männern mit Brettern und Planken auf dem Kopfe, welche sie von einem Orte zum anderen trugen, zum Hindernis und Verdruß aller Vorübergehenden.

Jetzt giengen unsere Maschinen langsamer, eine Sternwarte, Kirchen und Zollgebäude rückten in unseren Gesichtskreis, und einige Minuten später lag unser Dampfer sicher der Anlände entlang angesurrt. Jedermann drängte sich nach der Landungsbrücke, aber in erster Linie der Hamburger Kaufmann, belastet mit Schirmen, Plaids und einer erstaunlichen Menge von Reisebedürfnissen, und siehe da! unser Kapitän schüttelte ihm sogar zum Abschied freundlich die Hand. Nur die Seeleute vergessen und vergeben so leicht.

Gothenburg erinnert Einen einigermaßen an eine holländische Stadt; es ist reinlich und sieht wohlhabend, gedeihlich und höchst achtbar aus; es hat Kanäle und Brücken und ein ziemlich mittelmäßiges Pflaster; aber hiermit hört auch die Aehnlichkeit auf. Die Eigentümlichkeit und Seltsamkeit, die Mannigfaltigkeit in Farbe und Bau, welche das Auge in Städten wie Amsterdam, Rotterdam und Schiedam ergötzen, sucht man hier vergebens, und wenn man nach dem urteilt, was man sieht, so scheinen sich die Schweden in der Architektur nicht auszuzeichnen. Die Reihen von langweiligen, altväterischen Fassaden aus gelbem Backstein, welche nur hier und da von einem trüben Grau unterbrochen werden, wo man das Mauerwerk mit Zement übertragen und diesen poliert hat, verbinden Einförmigkeit der Zeichnung mit Eintönigkeit des Anblicks und machen den Eindruck, daß der überwiegende Zweck beim Bauen nur der sei, während der langen strengen Winter die Kälte möglichst vor den Thüren zu halten. Die langen Linien schmaler Fenster, meist in doppelten Rahmen, die kleinen Spähspiegel vor denselben, welche dem Hausbewohner, ohne daß er ein Fenster öffnet, erlauben, alles zu beobachten, was auf der Straße vorgeht, und die gänzliche Abwesenheit von Balkonen bestätigen sämtlich diesen Eindruck. Die meisten Häuser haben nur eine Höhe von zwei oder drei Stockwerken, und nirgends sieht man jene ehrwürdigen, hohen, altertümlichen Gebäude, welche die Neugierde schon durch das ihnen anhaftende allgemein geschichtliche Aussehen reizen. Selbst von solchen unbedeutenderen und frivoleren Dingen wie Schaufenster und Ladenfronten von Spiegelglas mit geschmackvollen bunten Auslagen, welche so wesentlich dazu beitragen, dem Ansehen einer Straße Abwechslung und Leben zu geben, sieht man hier — in Anbetracht des unbezweifelbaren Reichtums der Einwohner — nur sehr wenige. In den Kanälen liegen kleine Schooner und andere Fahrzeuge von den Binnenseen, und zwar nicht Haufen von Fahrzeugen bei einander wie in den holländischen Städten, sondern immer nur wenige, da und dort zerstreute, und ihre Masten, Segel und flatternden Wimpel liehen dem Quai einen vollkommen heiteren Anblick. Die Einwohnerschaft treibt sich geschäftig und in Anspruch genommen in den Straßen herum. Das schöne Geschlecht, welches hier in der That schön, anmutig und hübsch ist, kleidet sich mit gutem Geschmack und unverkennbarer Eleganz und hat einen leichten graziösen Gang, der ausgesprochenen Vorliebe der Behörden für spitze Pflastersteine zum Trotz. Die Männer affektieren in Tracht und Gebahren etwas Englisches, tragen lange, wallende Zapfenbärte und bedienen sich im Verkehr mit Ausländern vorzugsweise und mit sichtlicher Vorliebe der englischen Sprache. Die Rührigkeit und lärmende Beweglichkeit einer Handelsstadt macht sich aber nur am Ufer des Flusses bemerklich, wo die Holzhöfe hauptsächlich die Thatkraft und die Teilnahme beschäftigen. Im großen

Ganzen gelangt man zu dem Schlusse, daß Gothenburg vorwiegend der Ort ist, wo sich die Schweden ihre Vermögen verdienen, damit sie dieselben nachher in Stockholm verzehren können. Der eifrige Tourist findet hier auch seine gewöhnliche Reihe von Sehenswürdigkeiten, und eine der bedeutendsten unter diesen ist der botanische Garten, auf den die Einwohner sich viel zu Gute thun; allein diese Dinge gehören mehr ins Gebiet der Reisehandbücher, und Gothenburg bildete für uns bei dieser Gelegenheit nur eine Haltestelle auf der Reise nach Wermeland, der Provinz der Wälder und Seen, welche bei den Schweden so beliebt und von ihren Dichtern so begeistert besungen wird, daß es in einer ihrer reizenden Romanzen, der „Vermlandovisa“ von ihr heißt:

„Ack Vermland, Du sköna, Du härrliga land,
Du Krona bland Swea rikes Länder!“
(O Wermeland, Du schönes, Du herrliches Land,
Du Krone unter Schwedens Ländern!)

Ein zierlicher, kleiner Dampfer, so bequem eingerichtet, so gewissenhaft reinlich durch weißen Anstrich, und mit einer so guten Verpflegung, daß wir uns an Bord einer opulenten Privat-Yacht glauben konnten, lag bereit, uns den Göta-Elf stromaufwärts zu tragen. Hier hat nämlich der Fluß auf seiner Reise aus dem großen Wenern-See und nachdem er den Trollhättan-Fall passiert hat, das Meer noch nicht erreicht und ist weit schmäler als bei Gothenburg, wo seine Gewässer sich schon mit denen des Ozeans vermischen. Unmittelbar nachdem wir die Stadt verlassen hatten, begann der Reiz der Fahrt sich zu steigern. Auf beiden Ufern zogen sich grünende Wiesen hin, auf welchen zufriedene Kühe gemächlich waideten. Da und dort schaut aus umgebenden Gruppen federiger Birken und Lärchen irgend eine substanzielle, natürlich aus Holz gebaute Heimstätte hervor, das Wohnhaus dunkelrot bemalt, mit einem grell abstechenden weißen Rand um die Fenster, die hölzernen Schindeldächer geteert oder gegen Regen und Schnee mit dunkelblauer Oelfarbe angestrichen.

Die Gebäudegruppen, auf diese Weise von drei Schattierungen eines lebhaften Grüns, von Wiesen, Birken und Lärchen, eingefaßt, bildeten eine entzückende Farbenharmonie. Die menschlichen Wohnungen kamen jedoch eher zu selten vor, je weiter wir Gothenburg hinter uns ließen, und bald ward einem die Empfindung aufgedrungen, daß man sich in einem großen Lande befinde, wo der Raum den Menschen noch nicht engherzig zugemessen ist und wo es noch eine Länge und Breite nach allen Seiten hin gibt, welche nach unserer allgemeinen Vorstellung nur noch jenseit des Ozeans oder bei den Antipoden vorhanden sei. Wir glitten an Sägemühlen vorüber, welche entweder in eine Bucht oder Vertiefung des Ufers eingesenkt oder in der Nähe einer Schleuse waren, wo die Gewässer des Elf selbst das Wasser des Mühlkanals lieferten und mit aller Gewalt über die sich drehenden gewaltigen Räder herabstürzten. In benachbarten Wasserbecken waren dann Männer mit Haken an langen Stangen damit beschäftigt, die Fichtenblöcke zu sortieren und die Sägeklötze auszulesen, welche nach einer abenteuerlichen und unabhängigen Wanderung über große Seen und mächtige Flüsse herab hier fern vom Binnenland ankommen. Häufig mußte unser Dampfer seinen Lauf mäßigen oder anhalten, und die Bauern (die Männer fast unwandelbar mit einer vorgebundenen Lederschürze, dem unterscheidendsten Zug in ihrer Tracht hier herum) kamen dann in ihren Booten an unsere Langseite herangefahren, um Säcke mit Mehl und verschiedenen Spezereiwaren oder eine Frau oder ein Häuflein Kinder abzuholen, oder wir kamen an anderen vorüber, die mit Karren und Pferden am Ufer auf die Fähre warteten und deren Gestalten sich in dem klaren Wasser abspiegelten. In der Ferne tauchten spitze Kirchtürme und als Hintergrund eine endlose Reihe von kahlen Hügeln mit spärlichen Moosflächen auf ihren rauhen Gipfeln auf. Früher waren ihre Höhen mit dichten Fichten- und Kiefernwäldern bedeckt, allein da diese Wälder so leicht zugänglich sind, mußten sie zuerst unter der unerbittlichen Axt fallen, um die stetig wachsende Nachfrage des Auslandes nach Bauholz zu befriedigen.

In unbemerkbaren Uebergängen verwandelte sich der Charakter der Landschaft von einer Waide- in eine Waldgegend. Die Haine von Birken und Lärchen wurden dichter, die Kiefern imposanter und die Hügel schienen von allen Seiten näher an uns heranzurücken. Als wir Trollhättan erreichten, war die Sonne schon untergegangen, aber die wunderbare nördliche Dämmerung milderte nur die Umrisse der fernen Hügel und ließ ein opalartiges Nachglühen zurück, welches bis zehn Uhr ein Buch im Freien zu lesen ermöglichte. Trollhättan bedeutet „tosender Zauberer“, und die Wasserfälle rechtfertigen vollkommen diese mythische Bezeichnung. Auf dem Gipfel eines steilen Hügels gerade über unserem Landungsplatz liegt das gleichnamige Dorf und überschaut denjenigen Teil des Flusses, der gegen den Wasserfall hin aus dem Wenern-See fließt. Hier strömt der Fluß recht friedlich in Windungen an moosigen Ufern vorüber und an anmutigen Birken mit silberweißen Stämmen und geneigten Kronen, welche die Spitzen ihrer Blätter in der Strömung netzen. Aber in der Nähe des Hotels verschmälert sich plötzlich das Bett und unweit davon stürzt der Fluß seine grüne Wassermasse in einer schwellenden Kurve zwischen ungeheuren Felsblöcken hinab und wühlt und peitscht ungeheure Massen sprühenden Schaums auf, springt da und dort immer wieder von Fels zu Fels und stürmt dann über tausend Schritte weit eine stark geneigte Fläche herab.

Auf der einen Seite des Wassersturzes ragt die Felswand hoch und steil, bestockt mit dichtstehenden Reihen von düsteren Kiefern, welche nur stellenweise mit Gruppen von zierlichen Birken abwechseln. Auf der Dorfseite senkt sich der Hügel allmählich mit den Fällen und auf seinem

Gipfel scheint eine Reihe von dunkelroten Gebäuden beinahe den Wasserfall zu überhängen. Diese Gebäude sind nur prosaische Eisenwerke, Sägemühlen und andere gewerbliche Einrichtungen, welche die Energie der Strömung als bewegende Kraft benutzen. Da sie aber aus Holz erbaut und mit der allgemeinen roten Farbe angestrichen sind, so stören ihre soliden Umrisse das landschaftliche Bild nicht, sondern leihen demselben sogar noch mehr Malerisches. Von einer dieser gewerblichen Anlagen aus führt eine eiserne Brücke über den Fall, und wenn man auf dieser steht, erkennt man am besten die mächtige Gewalt dieser tosenden Wassermasse, welche unaufhörlich und mit schwindelnder Geschwindigkeit Einem unter den Füßen vorüberrauscht. Das Geräusch ist betäubend und man fragt sich unwillkürlich verwundert, warum dieser Wasserfall nicht schließlich alle Seen in Schweden leere. Droben, wo der Fall beginnt, schwimmt von Zeit zu Zeit ein Klotz unbemerkt bis zum Rand, wird dann plötzlich in den tosenden Kessel drunten hinabgerissen, verschwindet, taucht wieder auf, stellt sich auf den Kopf, um wieder und immer wieder vorwärts geschleudert zu werden und erst sein Gleichgewicht wieder zu erhalten, wenn er endlich drunten minder wildes Wasser erreicht. Die gewaltigen Stämme, welche im Winter gehauen und im Frühjahr ins Wasser gebracht werden, um selbst ihre ereignisreiche Reise zu Thal anzutreten, tragen jeder ein unterscheidendes Zeichen. Auf verschiedenen Stationen an den Flüssen sind Männer aufgestellt, welche die treibenden Sägeklötze auffangen, sortieren und die für ihre besondere Sägemühle bestimmten zurückbehalten, die übrigen aber weiter schicken, bis sie schließlich ihren Bestimmungsort erreichen. Allein gewöhnlich findet der Bauer erst nach dem Hochsommer und nachdem er sein Heu sicher eingebracht hat, die Zeit, die Sägemühle zu besuchen und mit dem Säger abzurechnen. Da geht er dann direkt nach dem Comptoir des Sortierers, wo der Kommis seine Bücher nachschlägt und zusammenstellt, wie viele Blöcke von diesem besonderen Brand angelangt sind, dann ein Stück Kreide nimmt und die Gesamtsumme seinem Klienten auf den Rücken schreibt. Dieser schlendert nun zufrieden nach dem Hauptcomptoir, welches möglicherweise am anderen Ende der Stadt liegt, erhält sein Geld und quittiert mit Hülfe einer Kleiderbürste seine Rechnung. Ob der schwedische Finanzminister in diesen Fällen eine Stempelsteuer von der Quittung erheben kann, darüber habe ich mich nicht genügend zu vergewissern vermocht. (Schluß folgt.)

Die Neger-Republik Liberia.

(Fortsetzung.)

England legte inzwischen die Hände nicht in den Schooß; der Gouverneur begab sich zu den Fürsten der Gallina und wußte sie durch Geschenke zur Unterzeichnung eines Dokuments zu bewegen, wobei ausdrücklich — natürlich nur zum Schein — vorbehalten wurde, daß die Königin von England auch ihrerseits in die Abtretung willige. Darauf besuchten weitere Agenten Englands die liberianische Hauptstadt und erklärten, man werde nicht bis zum Ende des Jahres warten, sondern fordere augenblickliche Entscheidung. Nach eingehenden Verhandlungen und Protesten machte England Gebrauch vom Rechte des Stärkeren und einverleibte die umstrittenen Gebiete, wobei es freilich hier und dort zu blutigen Zusammenstößen mit den Eingeborenen kam.

Glatter verlief ein Konflikt mit Deutschland. Im Jahre 1886 strandete ein deutscher Dampfer zwischen Sinoe und Palmas; seine Mannschaft wurde von den Eingeborenen vollständig ausgeplündert. Da Liberia keine Genugthuung gewähren konnte oder wollte, so ließ Deutschland die Dörfer der Strandräuber bombardieren. Für den gleichzeitig geforderten Schadenersatz im Betrage von 4500 Dollars forderte die wie immer zahlungsunfähige liberianische Regierung eine halbjährige Frist. Aber Deutschland mußte noch ein Kriegsschiff schicken und mit einer Beschießung der Hauptstadt drohen, ehe man sich dazu bequemte, die verlangte Summe zu bezahlen, d. h. sie von den europäischen Kaufleuten zu diesem Zweck zu entlehnen. Die von dem deutschen Kriegsschiff seinerzeit aufgebrachten und behufs ihrer Bestrafung an die Regierung in Monrovia abgelieferten Rädelsführer bei dem Raub ließ man in letzterer Stadt bald wieder frei, da man sie weder noch länger füttern, noch es mit ihrem mächtigen Stamme verderben wollte.

Leider ist das Beispiel, welches die eingewanderten Neger den Eingeborenen geben, ein sehr übles, indem dieselben allen möglichen Lastern, namentlich der Trunksucht ergeben sind. Alle Immigrierten stehen freilich nicht auf dieser tiefen sittlichen Stufe; es hat zu jeder Zeit in Liberia Schwarze gegeben, die man im besten Sinne des Wortes edle Charaktere nennen konnte. Neben manchen anderen möge der jetzige Präsident Johnson hervorgehoben sein.

Geboren 1837 in Monrovia als Sohn des schon früher genannten energischen Mitbegründers der Republik, des Negers Elia Johnson, der sich durch Fleiß und Intelligenz ein Vermögen erworben hatte und blühende Kaffee- und Zuckerrohrplantagen nahe beim Kap Mesurado besaß, zeichnete sich Hilary Johnson schon in der Elementarschule und dann in der Alexander High School der Hauptstadt durch Talent und Eifer aus, so daß ihn der auf den Jüngling aufmerksam gewordene damalige Präsident Benson zu seinem Privatsekretär ernannte. Später übertrug ihm die Baptist High School in Day's Hope das Amt eines Vorstehers und 1857 trat er an die Spitze der Redaktion des „Liberia Herald." Im Jahre 1861 wurde er in das Repräsentantenhaus gewählt. Im folgenden Jahre besuchte er mit dem Präsidenten die Weltausstellung in

London, sowie mehrere europäische Höfe. Darauf amtierte er eine Reihe von Jahren als Staatssekretär und wurde 1867 zum Professor der Philosophie und Litteratur am „Liberia College" ernannt, eine Stelle, die er 11 Jahre lang versah. Im Jahre 1870 besuchte er mit Präsident Roye Amerika und England und sah sich 1883 sogar zum Oberhaupt des Staates gewählt. Nach Ablauf seiner Amtszeit 1885 erfuhr er die Ehre einer Wiederwahl.

Berühmt ist seine Rede nach dem Zusammentritt des Senats und des Abgeordnetenhauses Ende 1883, in welcher er die Schäden des kleinen Gemeinwesens rücksichtslos aufdeckt und energischen Reformen aller Art, darunter auch der äußersten Sparsamkeit, das Wort redet. So bemerkt er u. a., daß es leider unwiderleglich habe festgestellt werden können, wie nur etwa zwei Drittteile der Einkünfte dem Staatsschatze auch wirklich zugeführt würden. Er müsse mit aller Strenge darauf dringen, daß andere Maßregeln ergriffen würden, um die Einnahmen des Staates zu sichern.

Weiterhin scheut sich der treffliche Mann auch nicht, einen anderen Krebsschaden des Landes klarzulegen, nämlich die vielfach verbreitete Trunksucht. Nicht wenige der Kämpfe der Eingeborenen unter sich, sowie die meisten Unruhen unter den zivilisierten Bewohnern, die schließlich auch zum Verlust wertvoller Menschenleben geführt hätten, seien hauptsächlich dem unmäßigen Genuß des Alkohols zuzuschreiben. Eben dadurch würde die Bevölkerung aber auch geistig heruntergebracht, manches kostbare Talent brach gelegt und ein Geist der Faulheit und Verschwendung unter bis dahin betriebsamen Stämmen erzeugt, kurz, sozusagen das Mark des Landes rasch verzehrt. „Ich fordere Euch auf, Mitbürger", so schloß diese denkwürdige liberianische Thronrede, „in Eurer Eigenschaft als Gesetzgeber diesen Thatsachen offen ins Gesicht zu sehen, die schwerwiegende Masse der Uebel, mit welchen sie den Staat belasten, in Betracht zu ziehen, und, wenn Ihr sie auch nicht gleich gänzlich zu beseitigen vermögt, doch wenigstens den traurigen Folgen Einhalt zu thun, die über uns hereingebrochen sind."

Allein die vortrefflichen Absichten dieses ehrenwerten Mannes werden völlig lahmgelegt durch die Indolenz seiner Landsleute und die allgemeine Ohnmacht des Staatswesens. Damit ist gleichzeitig ein Beispiel gegeben, daß die wenigen Guten der großen Masse Verkommener gegenüber dort draußen so gut wie gar nichts zu thun vermögen. Was die Wirksamkeit der Religion dortselbst betrifft, so läßt sich davon wenig Erfreuliches sagen; doch soll bei der Wichtigkeit dieses Faktors etwas näher auf denselben eingegangen werden.

Zwei Religionsformen kommen in Liberia überhaupt in Betracht: der Islam und das Christentum. Ersterer gewinnt in diesem Gebiete des tropischen Afrika immer mehr an Boden; und das läßt sich leicht erklären, wenn man erwägt, wie sehr derselbe mit seiner einfachen Dogmatik, seiner laxen Sittenlehre — Polygamie — und seinen Verheißungen sinnlicher Genüsse nach dem Tode dem indolenten, sinnlich angelegten Neger zusagen muß, während ihm das Christentum mit seiner Askese und seinen komplizierteren Lehren ziemlich unbequem ist.

Es gewinnt auch hier die Ansicht an Konsistenz, daß die Negervölker als Bekenner des Islams für die europäische Kultur verloren sind und daß selbst die materiellen Interessen der modernen Welt durch den Islam ernstlich gefährdet sind. Die zum Islam bekehrten Negerstämme drängen in ganz Westafrika nach der Meeresküste hin und werden die jetzt dort ansässigen Stämme erdrücken, und es steht kaum im Zweifel, daß Europa, dessen Besitzungen heute noch durch die breite Trennungszone der heidnischen Schwarzen von den mohammedanisierten Afrikanern geschieden sind, noch blutige und schwere Kämpfe in jenen Gegenden bestehen muß.

Umsomehr würde die Lösung der Aufgabe, die eingeborenen Neger zu christianisieren, eine Existenzfrage Liberia's sein, trotzdem ist nach dieser Richtung so gut wie gar kein Erfolg zu konstatieren. Die über das ganze liberianische Litorale verbreiteten Missionare widmen sich fast nur der Heranbildung der ihnen von den Eltern anvertrauten oder verwahrlosten und verwaisten Kinder der Eingeborenen. Allein diese Thätigkeit bringt in der Regel nur wenig Gewinn, „denn" — sagt Büttikofer — „der als Kind in einer solchen Missionsanstalt erzogene und gekleidete Neger kehrt erwachsen zu seinen Landsleuten zurück, trägt die mitgebrachten Kleider ab und bindet später wieder das landesübliche Tuch um seine Lenden."

Noch geringer als unter den Eingeborenen ist die Wirkung der Religion unter den eigentlichen Liberianern. Anfangs gieng alles gut. Es wurden Kirchen gebaut, Priesterseminare gegründet, gut dotierte Pfarrstellen errichtet. Seitdem aber die Subventionsgelder aus Amerika wegfielen, hat sich das alles wesentlich geändert. Die Geistlichen werden schecht bezahlt, so daß vielfach keine eigentlichen Theologen, sondern Handwerker die Kanzeln einnehmen.

Man darf freilich nicht vergessen, daß solche Gebräuche zum Teil direkt amerikanischer Provenienz sind, sowie daß das mehr und mehr in Liberia wuchernde Sektenwesen daran beteiligt ist. Besonders spielen die sogenannten „Erweckungen" der Baptisten und Methodisten unter der schwarzen Bevölkerung eine verhängnisvolle Rolle. Von exaltierten Predigern werden in den gottesdienstlichen Versammlungen die Strafen der Hölle in den krassesten Farben geschildert, bis einer der Zuhörer — vorzugsweise unter den Weibern — in eine Art Paroxismus ausbricht, der die Betroffenen unter den tollsten Albernheiten ihre „Bekehrung" verkündigen läßt. Am nächsten Sonntag werden diese „Wiedergeborenen" feierlichst getauft, wobei sich natürlich neue Komödien abspielen.

Etwas besser wie auf dem kirchlichen Gebiet steht es

auf dem des Schulwesens. Der Volksschulunterricht wird verfassungsmäßig unentgeltlich gewährt, und wo überhaupt eine Schule in der Nähe ist, können die Kolonisten auch ihren Kindern etwas Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen lassen. Indes macht die indolente große Masse von diesen Bildungsmitteln noch bei weitem nicht ausgiebigen Gebrauch. Zudem ist es auch nicht selten um diese Schulen recht übel bestellt. Es fehlt an geeigneten Lokalitäten und auch an Lehrmitteln. Die Lehrer sind schlecht besoldet und daher selten tüchtige Persönlichkeiten, zumal Seminare nicht existieren. Man merkt es auch auf diesem wichtigen Gebiete, daß der Einfluß Amerika's, der früher recht ansehnliche Anläufe zu einem guten Schulwesen bewirkt hatte, in Wegfall gekommen ist. Nur die Privatschulen stehen auf einer etwas höheren Stufe, doch vermag von ihnen selbstverständlich nur die vermögendere Klasse der Bevölkerung Gewinn zu ziehen.

Von den höheren Lehranstalten ist das Priesterseminar längst geschlossen. Nur das auch jetzt noch aus amerikanischen Quellen reich unterstützte „Liberia College“, welches jungen Schwarzen eine höhere Ausbildung gibt, steht noch immer in verhältnismäßiger Blüte und hat einige tüchtige Gelehrte. Reicher Eltern Söhne beziehen wohl auch auswärtige Universitäten, meistens amerikanische, sehr selten englische.

Was das soziale Verhalten der Bevölkerung betrifft, so kann man derselben das Zeugnis nicht versagen, daß sie im Umgang mit Weißen wie unter sich eine gewinnende Freundlichkeit bethätigt. Bei Begegnungen auf der Straße ist es Mode, daß man stehen bleibt, sich die Hände schüttelt und in etwas umständlicher Weise Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden und dem der Familie bis zu den entferntesten Verwandtschaftsgraden einzieht. Sehr üblich sind auch kurze Visiten, namentlich an kühlen Abenden, weshalb denn auch ein „Salon“, eine „gute Stube“ (Parlor) in keiner Wohnung fehlen darf. Leider nur tritt die dem kleinen Staatswesen da draußen nun einmal nach jeder Hinsicht anklebende Hohlheit und Oberflächlichkeit auch hier insofern zu Tage, als man mit einem Liberianer nicht so leicht über das leichte Geplauder und die zeremoniösen Höflichkeitsphrasen hinweg zu einem ernsteren und gediegeneren Gespräch kommen wird. Auch ist die verbindlich lächelnde Miene wenigstens den Weißen gegenüber nur eine täuschende Maske, hinter welcher zumeist der glühendste Haß steckt, mit dem man sich nun einmal gewöhnt hat, alles Fremde zu betrachten. Diese Gesinnung entspringt teils aus politischer Eifersucht, aus Furcht, daß der Europäer die Freiheit, auf die man so stolz ist, bedrohen könne, teils aber auch aus kleinlichem Neid, und das zwar in allen Fällen, wo man den Weißen in guten Verhältnissen findet, zumal wenn er dieselben einem Aufenthalt im Lande verdankt. Denn rückhaltlos auch die geistige Ueberlegenheit, die größere Thatkraft und den größeren Fleiß des europäischen Wesens zu begreifen und anzuerkennen, dazu vermag sich das Volk von Liberia noch nicht aufzuschwingen.

Der eingeborene Neger ist nicht so glücklich, sich des Wohlwollens des zugewanderten schwarzen Elementes zu erfreuen; man bezeichnet letzteren als „faulen, stinkenden, schmierigen Buschnigger.“

Somit darf es nicht wundernehmen, wenn die philanthropische Hoffnung, Liberia würde seinerzeit ein Stützpunkt gegen die Sklaverei, ein leuchtendes Beispiel von Negerfreiheit werden, nicht entfernt realisiert worden ist.

Ein großer Uebelstand des wirtschaftlichen Lebens ist das sog. Borg- — Trust- — System, das sowohl vom Farmer, wie vom Händler geübt wird. Ersterer macht z. B. bei einer europäischen Firma eine Anleihe behufs Anlegung einer Kaffeeplantage, indem er sich dem Darleiher gegenüber verpflichtet, seiner Zeit alle Ernteerträgnisse an diesen abzuliefern. In den meisten Fällen folgt der ersten Bitte um einen Vorschuß bald eine zweite und dritte, denn die Pflanzung will nach der Anlegung doch auch gepflegt sein und endlich muß man Arbeiter mieten zum Abernten. Ist das letztere aber schließlich geschehen, so liefert der gewissenlose Schuldner meist nur einen kleinen Teil des Ertrages an seinen gutmütigen Gläubiger ab, während er das übrige heimlich an irgend eine andere Faktorei gegen baar verkauft. Trotzdem weiß er sich durch gelegentlich erneute Teilzahlungen und heilige Versicherungen in den meisten Fällen doch wieder von der zuerst benützten Stelle Geld zu verschaffen.

Ganz genau so macht es der Zwischenhändler. Er entnimmt von dem Weißen, der im Innern keinen Handel treiben darf, Waren auf Kredit und bezahlt anfangs pünktlich — wenn auch in Naturalien. Der europäische Agent, vertrauensvoll geworden, borgt ihm neue und größere Posten Waren und nun beginnt der systematische Betrug. Der schwarze Händler kommt und jammert, es habe ihn schweres Unglück heimgesucht, er könne nicht zahlen; seine mit Palmöl beladenen Boote seien umgeschlagen, seine eingeborenen Abnehmer hätten nicht bezahlt: Der mitleidige Weiße glaubt diese Lügen und eröffnet dem schwer geprüften Manne einen neuen Kredit, während letzterer thatsächlich die früher auf Kredit entnommenen Waren längst bei einer anderen Firma abgesetzt hat.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilung.

* Der Nutzen der Moskitten.

Nur wenige von uns haben den Mut, ein gutes Wort für die Muskitten einzulegen. Dieses winzige Insekt ist vielleicht die größte Plage im Alltagsleben heißer Länder, und wir kennen es nur als ein kampflustiges und blutdürstiges kleines Ungeziefer,

gegen welches man Tag und Nacht den erbittertsten Krieg führen muß. Wir dürfen es aber als gewiß annehmen, daß der Muskitto in der wunderbaren Kette der tierischen Schöpfung auch seinen Nutzen hat, obwohl man kaum erwarten darf, daß unsere Anerkennung desselben so lebhaft sein werde, wie unsere Mißbilligung seiner schlimmen Neigungen. Ueberdem machen sich die schlimmen Eigenschaften des Muskitto in einer sehr aufdringlichen und unangenehmen Weise unserem Gefühl bemerklich, während wir zu Entdeckung seiner guten Eigenschaften der Untersuchung mittelst des Mikroskops und der geduldigen Beobachtung des Naturforschers bedürfen. In einer kürzlich stattgefundenen Versammlung des Zweigvereins der Asiatischen Gesellschaft in Madras wurde ein sehr interessanter Vortrag gehalten, welcher eine Anzahl von Thatsachen über den noch so wenig bekannten Nutzen der Muskitten zusammenfaßte. Es wurde nachgewiesen, daß zwar das Leben des Muskitto 29 bis 30 Tage währt, daß er aber nur drei Tage von dieser Periode in der Gestalt eines fliegenden Insekts verbringt. Das Geschöpf verbringt 3 Tage in der Eiform, 21 Tage in Larven- und 2 Tage in der Puppenform. Sein natürlicher Aufenthalt während dieser 26 Tage vor seiner Verwandlung in ein fliegendes Insekt ist das faulste und stinkendste Wasser und es soll die hauptsächlichste Bestimmung dieses Insekts sein, zur Reinigung dieses Wassers beizutragen. Die Nahrung der Larven besteht in verwesten tierischen und pflanzlichen Stoffen, und da eine der charakteristischen Eigenschaften der Larven ihre außerordentliche Gefräßigkeit ist, so werden alle Kräfte ihres Daseins auf die Klärung und Reinigung verunreinigten Wassers verwendet. Der Verteidiger der Muskitten hebt daher hervor, daß, da das Geschöpf 21 Tage als Larve und nur 3 Tage als fliegendes Insekt existiere, seine Periode des Nutzens siebenmal größer sei als seine Periode des Schadens; in der That ist das Insekt auch von aller Tadelwürdigkeit frei mit Ausnahme eines Zehnteils seines Lebens, während ungefähr sieben Zehntel seines Daseins in der That guten Werken gewidmet sind. Die „Times of India“ sagt daher: „Wir wissen nicht, inwieweit diese interessanten Zahlen das Opfer der Muskitto-Stiche trösten werden. Natürlich drängt sich uns die Frage auf: Warum sollte das Geschöpf seinen äußerst guten Ruf als Larve verderben, indem es sogar nur für die beschränkte Periode von drei Tagen ein fliegendes Insekt und dazu noch sehr ein bösartiges, wird? Der Urheber des in Madras gehaltenen Vortrages hat gefehlt, indem er uns den Nutzen des Muskitto in derjenigen Form, worin er uns am besten bekannt ist, zu beweisen unterließ. Die von einem in China lebenden Arzt aufgestellte Vermutung, daß der Muskitto winzige Fadenwürmer, die im menschlichen Körper vorhanden sind, herausziehe (sechzehn derartige Würmer sollen mit Hülfe des Mikroskops in dem Körper eines Muskitto entdeckt worden sein), bedarf noch eines weiteren Beweises. Die Thatsache, daß der männliche Muskitto nicht beißt oder wenigstens noch nie auf frischer That ertappt worden ist und daß das Weibchen allein uns seine zarten Aufmerksamkeiten erweist, ist kaum ein Trost für den Schmerz, welchen es verursacht. Wir vergeben gern den Damen viel, allein wenn es zum Beißen kommt, so ist die Grenze unserer Milde gewiß erreicht. Auch der Umstand, daß der Muskitto unter dem Mikroskop ein wunderschönes Geschöpf ist, bildet keine genügende Entschädigung für seine Bösartigkeit. Wenn begeisterte Mikroskopiker sich in eine Glut angenehmer Aufregung über die tausendfach vergrößerte Gestalt des Insekts hineinsteigern können, so sollen sie billigerweise auch alle die Bisse desselben auf sich nehmen. Man hat auch angeführt, Muskitten seien eine höchst nützliche Nahrung für Fische. Allerdings werden im richtigen Verlauf des Naturhaushalts die Fische Nahrung für menschliche Wesen; allein diese scharfsinnige Kette von Schlüssen wird die menschlichen Wesen kaum überzeugen, daß es nur eminent gerecht und billig sei, wenn sie andererseits zur Nahrung von Muskitten werden. Kurzum, im großen und ganzen kann man nicht sagen, daß die Nützlichkeit der Muskitten bewiesen oder wenigstens auch nur ermittel worden sei. Wenn die Natur sie zu Wasserfiltern bestimmt hat warum ist sie dabei nicht stehen geblieben und hat denselben nicht Flügel und Stachelrüssel versagt? Wir glauben daher den behaupteten Nutzen der Muskitten leugnen und den versuchten teleologischen Beweis für die Berechtigung ihres Vorhandenseins getrost zurückweisen zu dürfen.“

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 9. | Stuttgart, 27. Februar | 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. Karl Müller in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Hausgemeinschaft bei den Bulgaren.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Aus Bulgarien, dem Lande unerquicklicher politischer Ueberraschungen, ist zur erfreulichen Abwechslung auch uns Ethnographen diesmal eine kleine Ueberraschung zuteilgeworden. Wir erfahren urplötzlich etwas Genaueres und Zuverlässigeres über die bulgarische Hausgemeinschaft. Diese gesellschaftliche Einrichtung war uns bisher nur bezüglich der Serben und Kroaten näher bekannt, während die Bulgaren scheinbar eine rätselhafte Ausnahmestellung in dieser Hinsicht einnahmen.

In allerjüngster Zeit hat ein Bulgare, Iv. Ev. Gešov, durch eine kleine Schrift über „die Hausgemeinschaft in Westbulgarien" (Zadrugata v zapadna Blgarija [1]) wesentliche und darum schätzbare Aufschlüsse über die fragliche Institution gegeben. Ja, ihr Vorkommen wird hier zum erstenmale wissenschaftlich festgestellt.

Bisher haben sich die Bulgaren nur zu wenig um die Erforschung ihres eigenen Volkstums gekümmert; die wenigen tüchtigen Sammler, zu ihrer Aufzählung genügen die sämtlichen fünf Finger einer Hand, beschränkten sich auf die blose, zum Teil unzureichende Wiedergabe der gefundenen, beziehungsweise aufgezeichneten Volksüberlieferungen. Die übrigen im Ausland philologisch geschulten Bulgaren erschöpften sich in kleineren minderwertigen grammatischen Abhandlungen und auch in Kommentationen zu altbulgarischen Uebersetzungen der heiligen Schrift und anderer kirchlichen Litteratur. Ich darf ohne Uebertreibung zum Lobe Gešov's behaupten, daß seine schmächtige Broschüre mehr zur Aufhellung der bulgarischen Verhältnisse beiträgt als wie alle grammatischen Dissertationen und Kommentationen, deren Wert ich damit übrigens nicht im Geringsten schmälern will. Einmal muß es doch des Grundsatzes wegen gesagt und betont werden, die Grammatiker sind viel zu anspruchsvoll, wenn sie sich herausnehmen, auf Grund formal-sprachlicher Eigentümlichkeiten der verschiedenen verwandten Sprachen auch über das Volkstum zu entscheiden. Nicht die Sprache und in Abstufung die Mundarten geben in folkloristischen Fragen den Ausschlag. Die Sitten und Gebräuche und die Volksüberlieferungen kommen dabei hauptsächlich in Anbetracht. Die Sprache ist nur ein Behelf im weiteren und ein Verkehrs- oder Verständigungsmittel im engeren Sinne des Wortes. So manches Volk hat seine eigene Sprache mit einer anderen vertauscht, ohne darum auch seines wirklichen Volkstums verlustig zu werden.

In Betreff der Bulgaren muß ich darauf einen besonderen Nachdruck legen, weil selbst namhafte Slawisten auf gewisse auffällige sprachliche Erscheinungen hin über die ethnographische Stellung dieses Volkes gar abenteuerliche Vermutungen gewagt haben. Je reicher uns aber die Nachrichten über das Volkstum zufließen, desto mehr klärt sich das Dunkel, welches über den Bulgaren in ethnographischer Beziehung liegt. Die innige Verwandtschaft zwischen bulgarischem und serbischem Volkstum wird immer deutlicher, ja, wir dürfen hoffen, durch das bulgarische erst recht das bekanntere serbische verstehen zu lernen. Die unvermittelten, schroffen Klüfte, welche der Grammatiker anzunehmen scheint, erweisen sich nach und nach als unhaltbare Hypothesen. Einen überzeugenderen Beweis

[1] Zählt 24 S. gr. 8⁰. Ohne Jahreszahl und Angabe des Druckortes oder des Verlegers. Die Ausstattung ist aber die gleiche wie die vom Periodičesko spisanie in Sophia.

kann man sich kaum denken, als den Nachweis von der Gemeinsamkeit der Hausgemeinschafts-Institution bei beiden Nachbarvölkern.

Ueber die Hausgemeinschaft bei den Serben und Kroaten habe ich ausführlich in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslawen" (Wien, 1885, S. 1 bis 128) gehandelt. Gešov hatte von dieser Arbeit ebenso wenig als von meinem südslawischen Fragebogen eine Kenntnis, sonst würde er wahrscheinlich in seiner Schrift manche Punkte betreffs der Bulgaren besser erläutert haben.

Für Hausgemeinschaft gebraucht Gešov den serbischen, der bulgarischen Sprache fremden Namen zadruga und verwirft überflüssigerweise die echt bulgarische Bezeichnung kupština, weil letztere nur lokalisiert vorkommt, eine allgemeine aber fehlt. Nun ist aber auch das serbische Wort zadruga (Genossenschaft) fast ausschließlich Eigentum der Schriftsprache. Ja, ich habe noch in meinem obengenannten Buche und gleichzeitig auch Bogišić[1] die Behauptung aufgestellt, das Wort finde sich überhaupt nicht im Volke. Indessen habe ich im Jahre 1885 in Bosnien einmal in Doljni Vakuf und ein andermal in der Majevica auch beim Volke, dort bei Mohammedanern, hier bei Katholiken, das Wort im Gebrauche gefunden. Offenbar war es auch Vuk Karadžić von der serbisch-bosnischen Drina-Grenze her geläufig. In Kroatien sagt man im Volke für zadruga wie im bulgarischen auch skupčina (Gemeinsamkeit, Vereinigung)[2] oder auch družina (Genossenschaft). Letzteren Ausdruck traf ich desgleichen bei den bulgarischen Gärtner-Vereinigungen im slawonischen Savelande an, welche zwar in Gruppen von 15 bis 20 Seelen ein gemeinsames Haus bewohnen und gemeinsame Wirtschaft führen, deren Mitglieder aber untereinander nicht lauter Blutsverwandte sind. Ihnen bedeutet družina eben nur Kompagnie.

Ueber das Vorkommen von Hausgemeinschaften bei den Bulgaren in vortürkischer Zeit fehlen jede Nachrichten. Dieser Mangel ist leicht verständlich, denn die altbulgarische Litteratur besteht ausnahmslos aus Uebersetzungen von griechischen Kirchenbüchern und aus mageren Chroniken über den Gang sogenannter „Geschichte", welche von den Höfen gemacht wurde. Das Volk galt bei den Bulgaren ganz so wie bei den Serben und Kroaten zur Zeit ihrer alten Herrscherdynastien so viel wie nichts. Das Volk bestand in den Augen der Machthaber aus lauter Nullen, die nicht mitzählen. Natürlich hatten der höfische Chronist und der schreibende Mönch keine Veranlassung, weil kein Verständnis dafür, über die Aeußerungen des Volkslebens zu berichten. Die Menge des Volkes war sonst illitterat und lebte in dicker Unwissenheit auf einer niedrigen Kulturstufe.

Gešov führt zwar aus einem spätgriechischen Schriftsteller aus dem XII. Jahrhundert, eine wie er selbst einräumt, stark zweifelhafte Stelle an, in welcher das Wort *δροῦγγος* vielleicht mit „Hausgemeinschaft" erklärt werden dürfte. Michaelos Akominates schreibt nämlich im *Ὑπομνηστικὸν εἰς τὸν Βασιλέα κύριον Ἀλέξιον τὸν Κομνηνόν* (De Thessalonica eiusque agro) folgendes: *δεόμεθα . . . καὶ μὴ μόνον τοῦτον, ἀλλὰ καὶ τοὺς διαφόρους ἀπολυθέντας καὶ ἀπείργουντας ἢ τοὺς πειρωμένους ἐκ τῶν καστρηνῶν κατέχειν ὁπωσδήποτε καὶ νέμεσθαι χωρία καὶ στάσεις χωριτικάς. Εἰς συντριβὴν γαρ τοῦτο τῶν δρούγγων καὶ ὄλεθρον ἀφορᾶ, ἡ δὲ τῶν δρούγγων ἀπώλεια τοῦ καθ' ἡμᾶς ὁρίου παντός ἐστιν ἀπώλεια.* Hier soll *δρούγγος* aus dem Slawischen družina abzuleiten sein.

Gešov hat über die Kupština vorzugsweise in den Kreisen von Sophia, Trnovo und Küstendil Erhebungen gepflogen. Selbst in den Dörfern in der nächsten Umgebung der Hauptstadt begegnet man der Kupština. Gešov sagt z. B. von der Kupština „Božovi" in Gornja Banja bei Sofia: „Die Hausgemeinschaft besteht aus 35 Seelen, denen ein Hausvorstand (domakin) Namens Todorin (Theodor) vorsteht. Mit ihm zusammen leben im Hause noch sechs Brüder, von welchen der eine Priester, der andere Ackerbauer, der dritte Schäfer, der vierte Wassermüller, der fünfte Wirt und der sechste ein Schneider ist. Nichts ist bei ihnen geteiltes, alles gemeinsames Gut, mit Ausschluß der Leibwäsche und Kleidung. Alle arbeiten für die Kupština; ja selbst der Priester ist verpflichtet, seine Gebühren, die er bei Trauungen, Taufen und Bestattungen erhält, in die gemeinsame Kasse abzuführen. Die Hausvorständin, es ist dies Todorin's Frau, ordnet an, welche von den Frauen an jedem Tag Brot kneten[1] und welche die Speisen zuzubereiten hat. Aus einem Ofen und aus einem Kessel kommt die Nahrung für 35 Mitglieder der Hausgemeinschaft.

Gešov hat die Beobachtung gemacht, daß in dem Dorfe, wo eine größere blühende Hausgemeinschaft besteht, die übrigen kleineren nicht so sehr zur Teilung hinneigen, als dort wo lauter kleinere Hausbestände vorkommen. Darum treffe man in Gornja Banja noch gegenwärtig außer der erwähnten noch an 20 andere, kleine Hausgemeinschaften (z. B. die Bogrovci, Drnevci, Bižovi u. s. w.), während in den benachbarten Dörfern Suhov dol und Obelja, die noch zur selben Pfarre von Gornja Banja gehören, nicht eine einzige mehr zu finden ist.

Im Dorfe Dragalevci (der Ortsname ist auch bei den Serben und Kroaten nicht selten) bei Sophia leben zwei größere Hausgemeinschaften: die Alulovi mit 36 und die Danevi mit 34 Seelen. Unter letzteren sind 19 Kinder.

Recht bemerkenswert ist ferner Gešov's Mitteilung

[1] In der Abhandlung: De la forme dite inokosna de la famille rurale chez les Serbes et les Croates. Sonderabdruck aus der „Revue de droit international" etc. Paris 1884.

[2] Vergleiche Sitte und Brauch der Südslawen. S. 72.

[1] In Bulgarien wird nämlich ganz so wie in Herceg-Bosna in jedem Hause der Bedarf an Hausbrot täglich frisch gebacken.

über die Zustände in Pernik bei Krakras, wo man auf eine Menge von Hausgemeinschaften stößt, auf die Popčevi, Purjakovi, Piešovi, Iglevi, Cakrdžijski, Bonevi rc.; die meiste Beachtung verdient aber die der Popčevi, deren Vorstand ein gewisser Dojčin Pavlov, der gewesene Kassier der Sophiaer Ackerbau-Kasse, ist. Diese Kupština besteht aus sechs Brüdern, die alle verheiratet sind, deren alter Mutter und Oheim, der ebenfalls beweibt ist; also aus einer Witwe, 14 verheirateten Männern und Frauen und 19 Kindern, in Gesamtzahl aus 34 Seelen. Rechnet man noch die 7 Arbeiter (Knechte) hinzu, so sind ihrer im Hause 41 Menschen. In einigen Jahren hat diese Hausgemeinschaft drei neue Grundbesitze (čiftlika) erwerben und den Stand der Heerden um ein Bedeutendes erhöhen können.

Der älteste im Hause ist der gedachte Oheim. Nach dem Ableben des Großvaters Paul, Dojčin's Vater, war er Hausvorstand. Doch schon vor 15 Jahren dankte er ab, und an seine Stelle wurde sein fünfter Brudersohn, Dojčin nämlich, als der befähigtste unter seinen älteren Brüdern, zum Hausvorstand gewählt. Dojčin hat diese Stellung selbst dann nicht aufgegeben, als er Vorsteher der Sophiaer Ackerbau-Kassa wurde. Jeden Samstag Abends pflegte er heim nach Pernik zu kommen, am nächsten Tage alle erforderlichen Anordnungen der Hausgemeinschaft zu erteilen, am Montag aber zeitlich früh wieder zu seinem Amte nach Sophia zurückzukehren. Was er von seinem Gehalte als Kassier erübrigte, lieferte er regelmäßig in die hausgemeinschaftliche Kasse ab. So arbeitete er für die Hausgemeinschaft und diese wieder für ihn. In der Stadt wie auf dem Dorfe entwickelte er den gleichen Fleiß.

Auf diesem Dorfe ist die Arbeit unter den Hausgenossen in gleicher Weise wie anderswo, z. B. in der genannten Hausgemeinschaft in Gornja Banja, regelrecht verteilt. Auch hier gibt es neben dem Hausvorstand einen Ackerbauer, einen Wassermüller und einen Wirt. Zwei andere Hausgenossen leben in Wirtschaftsgebäuden (igrek). So ein Gebäude besteht aus Flechtwerk oder ist eine einfache Hütte.

Diese Wirtschaftsgebäude (igreci) spielen eine wichtige Rolle in der Bauernökonomie der Bewohner vom Grahovo-Gefilde. Nach der Versicherung Dojčin Paulssohn's (Pavlov) können nur Hausgemeinschaften solche Wirtschaften erhalten. Jede Hausgemeinschaft besitzt im Dorfe ihr Haus und zwei Igreci außerhalb des Dorfes. Im Dorfe werden blos die Schweine, Hühner und Enten gehalten; den übrigen Viehstand züchtet man auf den Igreci wegen der Nähe der Waideplätze, wo die Hürden erbaut sind. Eines von den Wirtschaftsgebäuden ist gewöhnlich in der Nähe der Wiese und des gemeinsamen Ackerfeldes erbaut. Hier wird während des Winters das gesamte Vieh, sowohl das Zug-, als das Waidevieh, geborgen. Das andere Wirtschaftsgebäude ist für die Schafe, Rinder und Pferde im Dorfbezirk errichtet, wo sie übersommern. Da diese Wirtschaftsgebäude über ganz Grahovo verteilt sind, beleben sie ungemein das Gefilde. Jeder Winkel ist besiedelt. Ueberall sieht man Rauch aufsteigen und hört lautes Hundegebell.

Gešov zählt noch eine Menge Hausgemeinschaften auf. Eine Namens Dedini Pejni in Dolnja Sikira hat gar 55 Seelen. In Planinica aber war in der Hausgemeinschaft Velikini, das ist besonders merkwürdig, eine Frau, Baba Velika, Hausvorstand. Solch ein Fall ist mir aus dem serbischen Volksleben nicht bekannt. Bei den Serben und Kroaten darf eine Frau der Gemeinschaft nicht vorstehen, höchstens kann die alte Mutter im Einverständnis mit den übrigen Hausgenossen, ihren unmündigen Sohn, den zukünftigen Hausvorstand, vertreten in der Hausverwaltung. Nach außen vertritt die Gemeinschaft doch immer ein Mann.[1]

Das Oberhaupt der Hausgemeinschaft wird, wie bemerkt, Domakin genannt. Bei der Wahl des Domakin entscheidet nicht das Alter, sondern die Befähigung. Der Hausvorstand ist absetzbar. Vom moralischen Standpunkt betrachtet, genießt er das Ansehen eines pater familiäs, vom ökonomischen aber nur das des Direktors einer Gesellschaft, die ein gemeinsames, unteilbares Vermögen besitzt, zu welchem jedes einzelne Mitglied seinen ganzen Verdienst beitragen muß. Die häuslichen Verrichtungen werden von einer Hausvorsteherin (domakinja) anbefohlen, welche gewöhnlich die Frau des Hausvorstandes ist, wenn keine alte Mutter oder eine Muhme im Hause lebt, oder wenn die letzteren schon zu betagt sind und der Wirtschaft nicht mehr vorstehen können.

Im allgemeinen sind die männlichen Mitglieder einer Hausgemeinschaft Blutsverwandte. Es gibt indessen Fälle, wo Fremde als ganz berechtigte Mitglieder Aufnahme in die Gemeinschaft finden. Das geschieht zumeist, wenn in der Hausgemeinschaft die Zahl der Mädchen größer ist als die der Männer. Anstatt nun alle Mädchen aus dem Hause anderswohin auszuheiraten, pflegt man einen oder zwei Eidame aufzunehmen, die dann alle Rechte und Pflichten eines angestammten Hausgenossen übernehmen.

Der Domakin ist in der Regel verheiratet oder Witwer; ein lediger Mann kann die Stelle nicht bekleiden. Daß eine Frau Hausvorstand ist, bildet die seltene Ausnahme. Der Domakin vertritt das Hauswesen der Oeffentlichkeit gegenüber. Er ist der Vollstrecker der Beschlüsse des Hausrates. Ohne vorhergehende Beratung mit den Hausgenossen darf der Domakin bis auf geringfügige Bedarfsgegenstände gar nichts ankaufen und noch weniger etwas verkaufen. Die Verteilung der Pflichten, bezw. die von den einzelnen Mitgliedern zu bewältigenden Arbeiten, werden von der Hausgemeinschaft selbst bestimmt. Dem Domakin obliegt nur die Aufsicht, ob jeder seinen

[1] Vergl. „Sitte und Brauch der Südslawen." S. 86 ff.

Pflichten gewissenhaft nachkommt. In dieser Hinsicht ist man ihm zu Gehorsam verpflichtet. Er wacht über das Vermögen und die Ehre des Hausvolkes. Vermag er es nicht gebührend zu schützen, legt er Unfähigkeit, Sorglosigkeit oder gar Unehrbarkeit an den Tag, so läßt man es ihn merken, daß es Zeit sei, auf die Stelle Verzicht zu leisten. Geht er nicht gutwillig, so wird er abgesetzt und im äußersten Falle aus der Gemeinschaft ausgeschlossen.

Hausvorsteherin ist eine verheiratete Frau oder eine Witwe. Ausnahmsweise kann auch ein Mädchen, wenn keine Frauen da sind oder die vorhandenen als nicht geeignet erscheinen, als Hausvorsteherin fungieren. Gewöhnlich ist die Domakinja die Frau des letzten verstorbenen oder die Gattin des jeweiligen Domakin. Domakin und Domakinja werden gleichzeitig gewählt. Die Hausvorsteherin muß den übrigen Frauen zu imponieren verstehen, um so mehr, als die Frauenarbeiten weniger von vornherein begrenzt erscheinen, als die Leistungen der Männer. Die Domakinja ordnet auch, wie schon früher hervorgehoben wurde, sämtliche Arbeiten im Hause an. Sie ist der Hausgemeinschaft gegenüber für die Speisen und Getränke und auch für die Leibwäsche jedes einzelnen Mitgliedes verantwortlich; auch muß sie den übrigen Frauen in Fleiß, Ordnung und im Betragen als gutes Muster und Beispiel vorangehen. Sie ist das eigentliche Aufsichtsorgan über das ganze häusliche Treiben. Ihr steht das Recht zu, den Säumigen Rügen zu erteilen, nicht aber sie zu züchtigen. Sie bringt ihre Beschwerde vor dem Gatten der betreffenden oder deren Vater, wenn derselbe im Hause noch weilt, vor. Erwägt man, daß die Frauen in der Hausgemeinschaft nicht blutsverwandt wie die Männer sind und zuweilen aus verschiedenen Dörfern stammen, so begreift es sich leicht, wie schwierig die Position der Domakinja ist und wie viel Takt sie in ihrer Pflichterfüllung und Wahrung ihrer Rechte an den Tag legen muß.

Die Rechte und Pflichten der Männer in der Hausgemeinschaft lassen sich in dem kommunistischen Prinzip zusammenfassen: Jeder trägt nach Kräften bei, jeder empfängt aber nur nach Bedarf. Ohne Rücksicht muß in der That jeder Hausgenosse alles, was er erwirbt, der Hausgemeinschaft beisteuern; dagegen erhält jeder, der Verheiratete wie der Ledige, der Kinderlose wie der mit Kindern Gesegnete, Kost und Gewand je nach seinem Bedarf. Die erwachsenen Kinder sind gleichfalls verpflichtet mitzuarbeiten. Die Gemeinschaft schickt auch auf gemeinsame Kosten den einen oder den anderen Knaben in die Stadt ins Gymnasium.

Die verheirateten Männer haben in der Hausgemeinschaft eine gewichtigere Stimme als die ledigen. Dem mit der Verwaltung Unzufriedenen steht es frei, aus der Gemeinschaft auszutreten, sowie letztere befugt ist, ein unnützes Mitglied auszuscheiden. Der Austretende bekommt seinen Anteil an Grund und Boden zugewiesen und seine Kleidungsstücke, sonst nichts. Bei Lebzeiten des Vaters hat der Sohn keineswegs, wie bei den Serben und Kroaten, das Recht, auf Teilung zu drängen. Der Vater darf ihn ausstoßen, ohne ihm etwas zu geben.

Die Mädchen empfangen keinen Anteil von der gemeinsamen Habe, weder bei der Ausheiratung, noch nach dem Ableben der Eltern, und auch nicht bei der Auflösung der Hausgemeinschaft. Die Braut bekommt nichts weiter als ihre Ausstattungskiste, in welcher 15—30 Stück Wäsche und 5—10 Röcke enthalten sind. Dafür zahlt der Bräutigam ein Kaufgeld an die Hausgemeinschaft. Die Kleider muß sich jedes Frauenzimmer selber ganz anfertigen, die Weiber auch jene für den Mann und die Kinder. Zu diesem Behufe teilt die Hausvorsteherin einmal oder zweimal im Jahre die erforderliche Quantität Wolle aus. Die Witwe hat gleichfalls auf eine bestimmte Menge Wolle Anspruch; sie erhält von der Hausgemeinschaft Kost und Kleidung, muß aber dafür unentgeltlich das ganze Jahr arbeiten. Heiratet sie zum zweitenmale, so darf sie nur ihre Kleidung mit der Truhe mitnehmen. Die Kinder vom ersten Mann bleiben in der Hausgemeinschaft zurück.

Die Ackerknechte werden nicht mit zu den Hausgenossen gerechnet.

Die bulgarische Gesetzgebung hat von der Existenz der Hausgemeinschaften keinerlei Notiz genommen. Das führte schon öfter zu Kollisionen zwischen der Rechtsauffassung der staatlichen Gerichte und dem Gewohnheitsrechte des Volkes.

Zum Schluß tritt Gešov als Verfechter der Hausgemeinschaft auf und meint, der Staat soll die Erhaltung derselben sicherstellen. Für und gegen die Sache läßt sich sehr viel vorbringen. Auf Grund meiner Erfahrungen in Bezug auf die serbische und kroatische Hausgemeinschaft denke ich, von Staatswegen erlassene Verordnungen zur zwangsweisen Erhaltung dieser Institution erweisen sich oft mehr nachteilig als förderlich. Das einzige, was der Staat mit Erfolg und zum Segen des Bauernstandes thun kann, besteht darin, daß er strenge über die gerechte Teilung des Besitzstandes unter die Mitglieder einer sich auflösenden Hansgemeinschaft wache. Die Hausgemeinschaft ist eine in rapider Auflösung begriffene gesellschaftliche Institution bei den Südslawen. Diese Thatsache läßt sich durch keinerlei Utilitätsbetrachtungen in Abrede stellen. Die Neuzeit verschafft neue Sitten und Gebräuche. Das Individuum will und muß zur Geltung gelangen. Dieses Prinzip verträgt sich aber nicht mit jenem der Hausgemeinschaft.

Vergleicht man mit den mitgeteilten Nachrichten über die bulgarische Hausgemeinschaft meine Ausführungen über die serbische und kroatische in „Sitte und Brauch der Südslawen", so gewinnt man leicht die Ueberzeugung, daß die Unterschiede im Grunde genommen von verschwindend geringer Bedeutung sind. Vielleicht wird man die vermögensrechtliche Stellung der Frau (des Mädchens und der Witwe) bei den Bulgaren als die minder günstige

betrachten. Darin darf man aber wohl einen älteren Zustand der Institution erblicken. Soviel mag man getrost sagen, daß die wichtigste gesellschaftliche, für die Serben und Kroaten charakteristischeste Einrichtung auch bei den Bulgaren einmal allgemein vor und auch in der Gegenwart noch vielfach das Volksleben beherrscht, und daß wir daraufhin die Behauptungen über die nichtslawische Abkunft des Volkes, welches heutigen Tags den Namen Bulgaren führt, mit Fug und Recht, als wissenschaftlich unzulässig zurückweisen dürfen.

Athen.

Ein Reisebild aus Griechenland.

Von Dr. Heinrich Löwner.

(Schluß.)

An diese äußere Vorhalle sind zwei Seitenhallen vorgelagert. Die linksseitige, welche zugleich die größere ist, hat wiederum eine kleinere Vorhalle; hinter dieser dehnt sich ein geräumiger Saal aus, ehemals die Pinakothek genannt, deren Bestimmung war, die Werke berühmter Maler aufzubewahren, so die des Polygnotos. Bis auf das Dach ist die Pinakothek leidlich erhalten; jenes wurde zuerst zerstört, als im Mittelalter die fränkischen Herzoge ein Bollwerk aufsetzten. Die rechte Flügelhalle, die wahrscheinlich als Wachtlokal diente, wird nur von einem mächtigen, viereckigen Turme überragt, welcher aus der Zeit jener fränkischen Herzoge stammt, aber keine sonderliche Zierde für die Propyläen abgibt. In der Mauer des Turmes sind noch zwei Säulen sichtbar, welche die Mauer einst trugen.

Die nach innen gerichtete Vorhalle unterscheidet sich von der äußeren durch größere Einfachheit. Sie ruht nur auf sechs dorischen Säulen und hat eine geringere Tiefe. Das Dach dieser Halle, das uns leider nicht erhalten blieb, bestand aus Marmorblöcken, die durch ihre Länge (über 22 F.) schon im Altertum das höchste Staunen erregten.

Aus dieser Halle nun gelangen wir auf das von weißen Marmortrümmern von verschiedener Art und Größe bedeckte Plateau der Akropolis selbst. Hier standen einst, wenn wir dem Periegeten Pausanias Glauben schenken, das trojanische Roß von Stronghlion, Myron's kämpfender Perseus, Praxiteles' Artemis Brauronia und noch viele andere herrliche Werke, deren Schöpfer wir nicht kennen oder deren Andenken überhaupt erloschen ist. Noch kann man deutlich eine Menge viereckiger Vertiefungen im Boden sehen, wo einst Weihgeschenke aufgestellt waren; noch erkennt man die Abgrenzung der gesonderten Tempelbezirke, noch sind unter Trümmern Fußgestelle zu erblicken, deren Inschrift uns mitunter erraten läßt, welch berühmte Statue oder Statuengruppe sich hier erhob. Jener große quadratische Einschnitt dort bezeichnet jene Stelle, wo das eherne Standbild der Athene Promachos, ein Meisterwerk des Phidias, die Propyläen hoch überragend, aufs Meer hinausblickte zur Freude der nahenden Schiffer, die die goldene Lanzenspitze schon aus weiter Ferne funkeln sahen. Der Anblick der erhabenen Göttin soll selbst auf den Barbaren Alarich, den Anführer der wilden Gothen, einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Und nun zu Dir, Du herrlichster aller griechischen Tempel — Parthenon! Rechts von der Athene Promachos, vielmehr von deren Ueberresten auf der höchsten Erhebung der Akropolis, erhebt sich, ringsum frei, das herrliche Tempelgebäude als ein „würdiges Weihgeschenk der Götter."

Ein wahrscheinlich schon von Pisistratus herrührender, mächtiger Unterbau aus Muschelkalk, welcher auf dem abschüssigen und ungleichen Terrain eine künstliche Ebene schuf, dient dem Bau als Basis. Diese Fläche ist 250 F. lang und 114 F. breit und hatte ehemals die Bestimmung, einen dorischen Tempel, den Pisistratus hier zu bauen begonnen, zu tragen. Noch nicht vollendet, fiel dieser Tempel der Zerstörungswut der Perser unter Xerxes und Mardonius anheim, und Perikles war es, der zuerst den Plan faßte und auch zur Ausführung brachte, die leergewordene Fläche durch einen Neubau zu zieren. In einem Zeitraum von zehn Jahren wurde der Bau unter der Oberleitung des Phidias von Iktinos und Kallikrates vollständig aus pentelischem Marmor ausgeführt. Der Tempel steht genau nach den vier Himmelsgegenden gewandt. Er erhebt sich auf dem Unterbau, aus dem drei fast 2 F. hohe Stufen emporführen. Die Cella, das eigentliche Tempelhaus, wird von einem Säulengange umschlossen; die nach Ost und West gerichteten Schmalseiten werden gebildet durch je acht dorische Säulen, während, die Ecksäulen doppelt gezählt, die Langseiten aus 17 Säulen bestehen. Hinter den acht Säulen der Schmalseite befinden sich nochmals je sechs etwas mehr zusammengedrückte dorische Säulen, wodurch zwei Vorhallen entstehen, eine nach Osten und eine nach Westen.

Aus diesen Vorhallen führt eine Thüre durch die fensterlose Wand der Cella in das Innere des Tempelhauses. Der innere Raum ist durch eine Querwand in zwei Teile getrennt, deren östlicher größer ist und als der eigentliche Parthenon gilt. An den Langseiten dieses Raumes befanden sich je neun dorische Säulen. Das Dach hatte in der Mitte eine Lichtöffnung. Hier stand wahrscheinlich in einer Nische der Rückwand die 40 Fuß hohe, fast bis an die Decke reichende Statue der Athene Parthenos. Die unbekleideten Teile des herrlichen Werkes waren aus Elfenbein, alles andere aus Gold gefertigt, Phidias stellte Athene dar, bewehrt mit dem Speere, dem greifengeschmückten Helm auf dem Haupte, den Kopf der Gorgone vor der Brust, den Mantel um die Schulter geworfen. Auf der Hand schwebte die goldene Siegges-

göttin, der Schild ruhte neben dem linken Fuß, während zwischen Göttin und Schild sich die Burgschlange ringelte. Auf dem Schilde befand sich eine Abbildung der Lapithen- und Kentaurenkämpfe, auf dem Fußgestelle der Statue war die Geburt der Pandora abgebildet. Das ganze Werk kam der Stadt auf 1152 Kilo Gold zu stehen. Außer der Athenestatue waren im eigentlichen Parthenon noch eine Menge Weihegeschenke und Tempelgerätschaften. Auch die Bildsäule eines Menschen umschloß in späteren Zeiten der heilige Raum, und zwar die des Kaisers Hadrian, der, wie keiner nach Perikles, Athen mit den schönsten Prachtbauten geschmückt hat. Der westliche, kleinere der Räume, ὀπισϑόδομος genannt, ward von vier Säulen getragen und bestimmt zur Aufbewahrung des Staatsschatzes.

Um die Außenwand der Cella und der beiden Vorhallen lief 36 Fuß hoch vom Boden ein Marmorfries, welcher in sehr flachem Relief den panathenäischen Festzug, Athens größtes Volksfest, darstellt. Er ist ein Werk des Phidias und aus Platten von einem Meter Höhe zusammengesetzt. An der Rückwand des Tempels, der Westseite, sieht man die Teilnehmer sich zum Zuge ordnen. Jünglinge tummeln ihre feurigen Rosse, andere halten die ungeduldig sich bäumenden Tiere zurück, wieder andere sind mit der Ordnung ihrer Festgewänder beschäftigt. Die Südseite zeigt den schon geordneten Festzug, ebenso die Nordseite. Zunächst prächtige Gruppen reitender Jünglinge, dann Wagenkämpfer, Bürger mit heiligen Oelzweigen in den Händen, auf der Südseite der Zug der Greise und Greisinnen, auf der Nordseite der Zug der Jungfrauen und Frauen der Stadt. Die Darstellung der Opfertiere, der Führer derselben, der Kithar- und Flötenspieler und der Träger der Opfergeräte beschließt den feierlichen Zug.

An der Ostseite sodann nahten sich von rechts und links die Teilnehmer am Feste. Die neun Archonten empfangen, auf Stäben gestützt, den Festzug, der hier sein Ende nimmt. Inmitten des Volkes thronen auf goldenen Sesseln sieben männliche und fünf weibliche Gottheiten, darunter Zeus und Hera, Poseidon, Apollo und Aphrodite und vor allem Athene. Ein Priester überreicht einem Knaben das für das uralte Bild der Athene Polias im Erechtheion bestimmte neue, prächtige, reichgestickte Tempelgewand, während links davon eine Priesterin den zwei Mädchen, welche den Tempeldienst verrichten, verhüllte Körbchen aufsetzt.

Der Säulengang des Parthenon hatte 92 Metopen, d. i. Marmorplatten, die sich zwischen den Triglyphen, den vortretenden Enden der oberen Querbalken, befanden, gewöhnlich einen plastischen Schmuck trugen und als eine Hauptzierde der dorischen Tempel galten. Auf den Metopen des Parthenon waren im Relief Kampfszenen zwischen den Göttern und Giganten, den Heroen und Kentauren, den Amazonen und Kriegern des Theseus u. a. dargestellt. Die Metopen an der Südseite waren am besten erhalten. Leider fielen diese dem englischen Gesandten am türkischen Hofe, Lord Elgin anheim, der sie im Anfang dieses Jahrhunderts nach London entführte. Die Metopen der Ost- und Westseite sind noch alle erhalten, an der Nordseite noch 11. Allein auch diese haben durch die Länge der Zeit und absichtliche Zerstörung von Menschenhand so viel gelitten, daß ihre Deutung sehr schwer, mitunter unmöglich geworden ist.

Auf der West- und Ostseite des Tempels erheben sich die Giebelfelder, auf deren Ausschmückung Phidias seine ganze Kunst verwendete. Jedes Giebelfeld hatte Raum für 20 Figuren: der Ostgiebel enthielt die Darstellung der Geburt der Göttin Athene, wenn man bei dieser Göttin so sagen darf. Die Mythe läßt ja bekanntlich die hehre Göttin völlig gewappnet aus Kronions Haupt entspringen. In der Mitte stehen Zeus und die Göttin, und neben ihnen Prometheus, der dem Zeus das Haupt gespalten. Diese Gruppe wird umgeben von den olympischen Göttern, denen sich auf der einen Seite die drei attischen Jungfrauen Aglauros, Horse, Pandrosos, an der anderen die Horen Thallo und Auxo anschließen. Ihnen bringen Nike und Iris, vom Olymp herabeilend, die Nachricht, und zwar Nike jenen, Iris diesen. Links taucht eben der Sonnengott mit den schnaubenden Rossen aus den Fluten empor, rechts sinkt Selene mit ihrem Gespann in den Okeanos nieder. Im westlichen Giebelfeld war der Streit Poseidons und Athene's um den Besitz Attika's dargestellt. Dies Bild blieb uns aus Zeichnungen erhalten, die vor der Zerstörung im Jahre 1867 aufgenommen worden sind. Der Schauplatz ist die Akropolis selbst: Athene hat durch die Schöpfung des Oelbaumes den Sieg über ihren Partner, der mit dem Dreizack einen heiligen Quell hervorgerufen, errungen; der Meergott weicht ungestüm zurück, während die Göttin triumphierend zu ihrem Siegeswagen eilt. Rechts und links um die streitenden Gottheiten sind Götter und Heroen des attischen Sagenkreises verteilt; Ilissos und Kephissos, die beiden Flußgötter, nahmen die Szene ein. Architektur und Kunst hatten demnach gewetteifert, der jungfräulichen Göttin ein würdiges Heiligtum zu schaffen. Was aber ist uns von dieser Herrlichkeit geblieben?

Zwei Jahrtausende und darüber sind am Parthenon vorbeigegangen, ohne daß er eine erhebliche Beschädigung erlitten, ihn verschonte Sulla bei der Plünderung von Athen, ihn der Gothenkönig Alarich und seine Scharen, ihn die Christen und sogar die Türken. Erstere wandelten den Tempel ohne weiteres in eine christliche Kirche um und nahmen zu diesem Behufe nur geringe Aenderungen vor, letztere machten eine Moschee aus ihm. Das wäre immerhin noch angegangen und der Tempel hätte vielleicht auf diese Weise der Zerstörung entgehen können, hätte ihn nicht 1687, da die Venezianer unter Morosini und Königsmark Athen belagerten, ein empfindlicher Schlag getroffen. Der Admiral

gab nämlich den Befehl, vom Pnyx-Hügel aus eine Bombe in den Parthenon zu werfen, wo die Türken, wie Morosini erfahren hatte, ihr Pulvermagazin hatten. Ein Lüneburger Hauptmann richtete den Mörser und am 26. September 1687 um 7 Uhr Abends zündete die Bombe. Der ganze Mittelbau flog in die Luft, während Ost- und Westfront und ein Teil des Hinterhauses stehen blieben. Die Splitter flogen bis zu den Belagerern; zum Glück blieb der größte Teil des plastischen Schmuckes erhalten. Seit jener Zeit schwand er aber von Jahr zu Jahr, bis 1811 der vorerwähnte Lord Elgin im Großen daran raubte. Dieser eignete sich 15 Metopenblöcke, die Friesplatten der Nord- und Südseite, im ganzen 50 Stück, und die Statuen der Giebelfelder bis auf zwei an, um sie nach London zu entführen. Seine Gewaltthat wurde hart getadelt, namentlich von dem Dichter Lord Byron, der auch den Spruch an dem Parthenon las: Quod non fecerunt Gothi fecere Scoti. (Elgin war nämlich ein Schotte.) Auch durch die Freiheitskämpfe hatte die Burg noch viel zu leiden. Aber selbst die spärlichen Reste, die uns geblieben, sind es nicht herrliche Denkmäler und müssen wir nicht in ihnen die Ueberbleibsel einer wunderbaren großen Zeit bewundern, einer Zeit, die wir kaum begreifen können?

Noch einen Blick werfen wir auf den Tempel, dann steigen wir die gewaltigen Stufen an der Nordseite hinab und eilen zu dem gegenüber gelegenen Erechtheion, dem ältesten und heiligsten Tempel der Akropolis. Hier stand das uralte hölzerne Kultusbild der Athene Polias, hier finden sich noch die Spuren im Felsen, welche nach altgriechischem Glauben von Poseidons Dreizack herrühren, da der Gott, mit diesem die Erde berührend, die Salzquelle schuf, hier grünte auch der von Athene geschaffene Oelbaum, hier befanden sich ferner die Gräber Erechtheus' und Kekrops', und die Tochter des letzteren, die Thaugöttin Pandrosos. hatte hier ihren Kult. Es ließe sich noch vieles andere anführen, das alles dieser kleine, dreifach gegliederte Prachtbau des Erechtheion umschloß. Vieles von diesem Tempel ist der Vernichtung anheimgefallen, und leider, müssen wir sagen, zumeist in dem 19. Jahrhundert. Die türkischen Bomben, die während der Freiheitskriege auf die Akropolis geschleudert wurden, und die Hände Lord Elgin's haben auch hier ihr Bestmöglichstes gethan. Auch dieser Tempel ist einer Umwandlung in ein christliches Gotteshaus, aus welchem unter der Türkenherrschaft ein Palast des Pascha wurde, nicht entgangen.

Das Hauptgebäude ist ein längliches Viereck, seiner Lage nach von Ost nach West gerichtet. Drei Vorhallen führen in den Tempel; die nach Osten gerichtete Halle trugen sechs in einer Reihe stehende jonische Säulen, von hier aus gelangte man in die der Athene Polias geweihte Abteilung des Tempels, wo das alte Holzbild und die ewige Lampe sich befanden. Dahinter lag das Heiligtum des Erechtheus, in welches eine äußerst gut erhaltene, viereckige, nach oben verjüngte Thür aus der ebenfalls von sechs jonischen Säulen getragenen Vorhalle führte. Von diesen Säulen stehen je vier in der Front und je eine hinter den Ecksäulen in der Tiefe. Auch ein Teil des Daches mit prachtvollen Marmorkassetten ist erhalten. Die dritte Abteilung, die Südwestecke, war das Heiligtum der Pandrosos. Es hat eine von außen unzugängliche Vorhalle — Halle der Karyatiden genannt — die nach manchen Zerstörungen jetzt wieder vollkommen restauriert ist. Sie ist dadurch von unbeschreiblich reizender Wirkung, daß nicht Säulen, sondern sechs wunderschöne Statuen attischer Jungfrauen, die *κόραι*, wie die Athener sie nannten, die zierliche, teilweise noch gut erhaltene Decke tragen, welche kein Dach belastet, wodurch sie einem Baldachin ähnelt. Vier der Jungfrauen stehen in der nach Süden gerichteten Fronte, je eine in der Tiefe. Anmutig und feierlich stehen die hehren, majestätischen Gestalten mit ernsten, edlen Gesichtern und in faltenreicher Gewandung. Eine der Jungfrauen ist Imitation. Auch hier hatte Elgin die Hand im Spiele und nicht unterlassen können, eine der „Jungfrauen" zu rauben.

Das also sind die herrlichen Ruinen der Akropolis, die wir schon begrüßten, da sich unser Dampfer dem Piräus näherte. Hier, von der Akropolis aus, genießt man auch eine herrliche Rundsicht, die um so schöner wird, je näher sich die Sonne zum Untergang neigt. Der Gipfel des Hymettus scheint in Purpur getaucht, die breite Masse des Pentelikon umzieht ein bläulicher Schimmer, während des Parnes' bewaldete Höhen schon blauschwarz und düster daliegen. Fern dort glüht im Rosenglanz der mächtige Kegel von Akrokorinth, dahinter erhebt sich strahlend das Kyllene-Gebirge. Das Meer scheint ganz mit Purpur und Gold übergossen, nur dort, wo schon die Schatten lagen, behält es seine tiefdunkle Farbe bei, und dieser Kontrast gewährt einen überraschenden Anblick. Die Säulen der Burg, umspielt vom Abendrot, leuchten wie Gold, man könnte glauben, Helios hätte hier seinen Thron aufgeschlagen.

Wie anders aber gestaltet sich das Bild, wenn die Sonne hinter den Felsen verschwunden, die Sterne zu funkeln beginnen und der Mond sein mattes Licht über die Landschaft gießt? Dann scheint es, als erstünde unter Selene's Zauberlicht die Burg wiederum in ihrer alten Herrlichkeit.

Lange konnten wir uns nicht von diesem märchenhaften Anblick trennen. Erst der Ruf des Wächters der Burg ermahnte uns, daß es Zeit sei, der Akropolis und mit ihr Athen und dem attischen Lande „Lebewohl" zu sagen. Der morgige Tag sollte uns schon auf der Weiterreise treffen.

Massaua.

Von Rittner-Lübeck.

Nach Frhrn. Karl v. Vogelsang.

Während die Verhältnisse der Großstaaten zu einander im höchsten Grade gespannt sind und ein Funke genügt, um das mühsam gehütete Pulverfaß zur Explosion zu bringen, während alle bisherigen Beziehungen einer Verschiebung unterliegen und frühere Feinde unter dem Einflusse drohender Gefahr sich eng aneinander schließen, während jedes Reich die krampfhaftesten Anstrengungen macht, um wohlgewappnet einem zukünftigen Gegner gegenüberzustehen, gibt sich gleichzeitig ein Drang kund, entlegene unzivilisierte Länder sich anzueignen: Frankreich frißt sich in Hinterindien auf und streckt bereits die Hand nach Marokko aus, welches Spanien bereits im Begriff stand, sich anzueignen; Italiens Ehrgeiz ist auf die Küsten des Roten Meeres gerichtet, wo es bereits empfindliche Schlappen erlitten hat und wohin es jetzt eben wieder 25,000 Landeskinder entsendet, um diese Scharten wieder auszuwetzen. Mit welchem Erfolge, steht dahin, möglich, daß auch diese 25,000 Mann in der glühenden Tropenhitze Afrika's zugrunde gehen werden. Vielleicht ist es daher nicht uninteressant, einen Blick auf den italienisch-abessinischen Kampfplatz zu werfen, namentlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des vielgenannten Massaua.

Die afrikanische Küste des Roten Meeres besitzt nur vier für Handel und Schifffahrt belangreiche Punkte: Kosseir, Suakin, Akik-Kebir und Massaua. Letzteres, nicht weit von den Fischerinseln Dahlak entfernt, liegt den Handelsstädten Loheya und Hodeida des „glücklichen Arabien" gegenüber und ist gleichzeitig der natürliche Hafen des nördlichen Abessiniens. Die Stadt breitet sich in einer Entfernung von 40 Km. von der abessinischen Hochebene aus; die Mehrzahl der dorthin führenden Wege ist für Kameele, das einzige dort mögliche Transportmittel, gangbar. Eine zweite Kameelstraße verbindet Massaua mit Kassala, indem sie die Länder der Hababs, Anseba und Barka berührt, woher es erklärlich ist, daß Massaua sich schon seit langer Zeit einer gewissen, nur zeitweilig geschwächten Bedeutung erfreut.

Wendet man sich etwas weiter südlich, so treten uns fast auf dem Platze des alten Azuli der Hafen und das Dorf Zula entgegen, deren geographische Lage dieselben Vorteile wie jene Massaua's bietet; gleichwohl wurde Massaua aus politischen Gründen die Hauptstadt der Küste, während der Handel Zula's zurückgieng. Ohne Belang sind die Häfen und Rheden südlich von Zula, obgleich dieselben, wie z. B. Edd und Hamfila, teilweise Abessinien näher belegen sind, als Massaua, welches weit mehr natürliche Vorteile bietet.

Aus der obigen Darstellung geht hervor, daß die Insel Massaua das natürliche Entrepot von ganz Tigré bilden und mit Suakin an dem Handel der Amhara-Länder partizipieren müßte, und zwar über Metamma, welch letzterer Ort deshalb wesentlich sich entwickelt, weil der Transport direkt vom Meere bis Wokhni, das mitten in Abessinien liegt, bewerkstelligt werden kann, da die Straße relativ sicher ist, während im Gegenteil die von Gondar nach Massaua, durch unwegsame Gebirge führend, blos für Maultiere zugänglich, sowie durch fortgesetzte Kriege und willkürliche Zollstationen sehr erschwert ist. Weiter gebührt Massaua die Eigenschaft als Entrepot in Rücksicht auf den Handel zwischen Indien und dem Süden, während dasselbe die Erzeugnisse der Hirten der Küste und vom nördlichen Abessinien erhält und diese dagegen mit Kleidungsstücken versieht. Ferner muß Massaua in den Nachbarstädten Loheya und Hodeida einen bedeutenden Absatz für die Butter jener Hirten finden, während es in Zeiten schlechter Ernten in Abessinien sehr bequem Nahrungsmittel von genannten Orten importieren kann. Endlich aber findet Dhalak seinen natürlichen Absatz von Fischen in Massaua.

Massaua ist somit der Hauptmarkt für eine Gegend von der Ausdehnung Frankreichs; freilich ist dieser Rayon wenig bevölkert und sind seine Bewohner ebenso mäßig im Verbrauchen wie bescheiden im Produzieren; auch sind die Transportmittel sehr primitiv und steht die Regierung dem dortigen Handel feindlich gegenüber.

Der Gesamthandel Massaua's wird auf der Insel betrieben genau wie in Suakin und Akik, und zwar deshalb, weil die Eingeborenen niemals das Innere des Landes verlassen, um einen überseeischen Absatz aufzusuchen; sie lassen sich stets durch unternehmende Fremde aufsuchen, welche in sicherheitlichem Interesse die Lage der Insel ausnützen und bevorzugen. Massaua, Suakin und Akik sind daher reine Kolonien. Die Eingeborenen näherten sich nach und nach den fremden Händlern und es bildeten sich allmählich die drei Dörfer Hotumlu, Zaga und Mkullu. Die Bewohner des ersten und des letzt genannten Dorfes gleichen beinahe in allen Dingen jenen der Insel; letztere haben ihre Privatwohnungen auf dem Festlande, während sich ihre Komptoirs auf der Insel befinden. Zaga dient den Beduinen als Aufenthalt, welche die Insel mit Holz, Wasser und Transportmitteln versorgen. Ein viertes Dorf, 4 Km. nördlich von Massaua an der Küste liegend, Mbérémi, lebt vom Schleich- und Sklavenhandel. Arkiko (Dokono) liegt im Hintergrunde der Bay und verkauft die Butter der Beduinen, das Getreide von Abessinien, sowie das Salz von der Küste von Hesmet, nach Massaua. Letztgenannte Küste ist stark bevölkert mit wilden Tieren, von denen jedoch nur der Elefant und der Strauß Handelsartikel liefern.

Massaua kann als eine einzige große Gemeinde betrachtet werden, die schätzungsweise 8000 Einwohner zählt. Diese sind eine Mischung von Arabern, Indiern, Aegyptern, Türken, Beduinen, Abessiniern, Sklaven und Freigelassenen, sämtlich Muselmänner. Ihre Sprache ist das

Tigré, ein altäthiopischer Dialekt; daneben spricht jedermann fließend Arabisch, viele auch die verschiedenen Sprachen der Binnenländer. Die in Massaua Geborenen zeigen einen leicht erkennbaren Typus; die ältesten Familien repräsentieren eine Art Adel, welcher die größten Güter und Häuser besitzt. Neben seiner muselmännischen Bevölkerung besitzt Massaua auch einige abessinische Christen, etwa 50 Banyanen, englische Unterthanen, sowie die Mitglieder verschiedener Konsulate und der katholischen Mission, während europäische Kaufleute dort noch keinen festen Fuß zu gewinnen vermochten. Die fluktuierende Bevölkerung setzt sich zusammen aus abessinischen Händlern.

Die Geschichte Massaua's verliert sich im Dunklen; bekannt ist nur, daß die Perser dort zuerst eine Niederlassung gründeten; jedenfalls aber ist die Stadt sehr alten Ursprungs. Form und Bauart der Häuser erinnern an Yemen; Pater Lobo schreibt bereits im 17. Jahrhundert, daß seit Gründung der ersten Kolonie sich wenig verändert hat.

Auf weitere Einzelheiten verzichtend, berichten wir nur, daß Massaua erst nach Niederwerfung der Naybs von Arkiko unabhängig wurde. Diese Naybs bezogen von Seiten der türkischen Regierung einen monatlichen Sold von 1005 Theresienthalern für ihre Soldaten. Mehemed Ali hob das Königreich Arkiko auf und öffnete das feste Land der Welt.

Tugenden kennt der Einwohner von Massaua nur in geringem Grade, sei es als Mensch, sei es als Händler. Europäische kaufmännische Ehrenhaftigkeit ist in jenen Ländern unbekannt; dagegen dominieren Arglist und Betrug, der Diebstahl gehört zu den landesüblichen Gewohnheiten. Dagegen ist der Massauaner sanft, artig, reich an überschwänglichen Ausdrücken; er gewöhnt sich schnell an den Fremden, da er von diesem Gewinn erhofft. Aus diesem letzteren Grunde ist man auch duldsam gegen die Christen. Moralisch höher veranlagt ist der Bewohner Dokons (Arkiko's), der als ehemaliger Herr des Festlandes weit mutiger, redlicher und willenskräftiger ist.

Die Häuser Massaua's bestehen aus gestampfter Lehmerde, sind mit Kalk beworfen und mit Holzwerk oder Gras bedacht. Der Bazar ist massiv gebaut, enthält aber nur einige wenige Magazine. Fortgesetzte Feuersbrünste haben die Zahl der massiven Gebäude schnell vergrößert. Der Boden der Insel ist, je näher dem Hafen, desto teuerer. Der Dra (55 cm. im Quadrat) kostet am Meeresufer 10 Maria-Theresienthaler, im Innern der Stadt 2—5. Auf dem Festlande hat der Boden keinen Kaufswert, dort kann sich jeder nach Belieben anbauen.

Fruchtbare Aecker befinden sich zwischen Hotumlu und Mbérémi, sowie 2 Km. von Mkullu entfernt; der Morgen wird mit 6 Mark bezahlt. Der Mietzins eines Magazin im Bazar beträgt per Monat 2.5 Mark, eines steinernen Hauses jährlich zwischen 170—260 Mark. Die Häuser nehmen fast zwei Drittel der Insel ein; der Rest, Kas Mudir geheißen, dient zu muselmännischen Begräbnisstellen, Zisternen, Gefangenhaus und katholischer Mission, wobei es vom sanitärischen Standpunkte sehr bedenklich ist, daß selbst in Zeiten von Epidemien die Einwohner hartnäckig darauf bestehen, auf der Insel selbst begraben zu werden, während sich die Gräber der übrigen Konfessionen auf der von der Stadt 400 m. entfernten Insel Favale befinden.

Die Nahrung der Massauaner besteht vornehmlich in Durra, Reis, Datteln, Fischen, Milch und Fleisch, wobei Schmalzbutter zur Zubereitung verwendet wird. Die Butter bezieht Massaua von den Beduinen des Innern, Reis aus Indien, Datteln von Arabien, Durra von Abessinien oder Yemen, während Fleisch aller Art und Milch Landesprodukte sind. Jedermann, arm oder reich, lebt sehr einfach und gesund. Das etwas faul schmeckende Wasser kommt von Arkiko; die Zisternen auf der Insel sind sämtlich in schlechtem Zustande und ihr Wasser für menschliche Nahrung nicht verwendbar. Außerdem wird von den Eingeborenen viel Kaffee ohne Zucker verzehrt; auch geistige Getränke werden trotz religiösen Verbots nicht verschmäht. Während man nur wenig raucht, kaut man stark Schnupftabak, gemischt mit der Asche des Hotumbaumes.

Die Kleidung der Massauaner ist höchst einfach; bei Männern genügen zwei Stücke gefärbten Linnens, eines um die Hüften, das andere um die Schultern geschlungen, eine seidene Weste und ein weißes Hemd. Die Kopfbedeckung besteht in einem Käppchen — Takkié — turbanartig mit Musselin umwunden. Bei reichen Leuten tritt noch ein Kaftan hinzu. Die Frauen tragen meist über einem langen leichten Hemd eine Art Binde oder einen seidenen Ueberwurf, der den ganzen Körper einhüllt. Die meist aus Seide bestehende und sorgsam gewählte Bekleidung eines Weibes kostet 80—100 Mark. Als Fußbekleidung findet man bei beiden Geschlechtern elegante lederne Sandalen. Der Schmuck der Weiber ist sehr opulent, sie führen goldene Ringe in den Nasenlöchern, Ohren und an den Fingern; sie tragen eine Art Krone auf dem Kopf mit zahlreichen silbernen Ketten, welche sich mit den Haarflechten vereinigen; Handgelenke und Knöchel sind mit Silberbracelets überladen. Der Hals ist mit einem Kollier venezianischer Dukaten geschmückt. Perlen und Edelsteine trägt man nicht, aber selbst die ärmste Frau besitzt mindestens für 400—450 Mark Schmuck, die Frau eines Reichen für 1200—2000 Mark. Durchdringende Wohlgerüche werden außerordentlich geschätzt; man verbraucht große Mengen von parfümierten Oelen.

Von Möbeln gibt es nur eine Art Bett mit einem vierfüßigen Gestell, überzogen mit Lederstreifen. Die Reichen beziehen sehr elegante Sandelholz-Bettstellen aus Indien. Einige Strohsessel vervollständigen das Ameublement. Die Aufbewahrung flüssiger Nahrungsmittel erfolgt in steinernen Krügen oder schmutzigen Schläuchen. Die Frau ist, wie überall im Orient, sehr unthätig;

Sklaven werden nur in geringen Mengen gehalten, da die Preise der Lebensmittel sehr hoch stehen.

Die Beschäftigung der Massauaner besteht vornehmlich in der Vermittelung des Transithandels und im Verdienen von Maklergebühren; nur sehr wenige verdienen die Bezeichnung „Kaufmann" im europäischen Sinne. Von einer Industrie ist nicht die Rede, ausgenommen einige Schreiner, welche Elfenbein und Rhinozeroshorn bearbeiten. Die Landwirtschaft in der Umgegend ist äußerst primitiv und von sehr geringer Ausdehnung; man säet allerdings jeden Winter, aber selten genügt der Regen, um die Frucht zur Reife zu bringen. Zu den landwirtschaftlichen Arbeiten bedient man sich der Ochsen, welche man ebenso wie die Tagarbeiter mietet. Mit einem Worte, die Hauptquelle ihrer Existenz ist für die Massauaner der Handel. Es gibt in Massaua wenig eigentliche Armut, aber ebenso selten ist der Reichtum. Wenige Händler arbeiten mit mehr als 25,000 Mark Kapital. Massaua braucht von außen: Durra, Kaffee, Honig, Datteln, Gewürz, Baumwolle, Schmucksachen und Gold. Die Küste selbst erzeugt nur Gummi und Sennesblätter; eine belangreichere Ausfuhr existiert daher nicht.

Was die Völker des Innern betrifft, so kommen folgende in Betracht: Die Chohos und Tervas leben auf den südlichen Berggeländen Abessiniens und treiben Ziegenzucht. Die Beduinen, welche sich im Norden und Westen von Massaua aufhalten, besitzen große Rinderheerden, während sie ihre Zerealien aus Abessinien und Massaua beziehen. Sie kleiden sich in ungebleichte Leinwandbecken. Die Beni-Amer von Beka sind Nomaden und kleiden sich wie die Beduinen, liefern auch, wenn schon in geringerem Maße, dieselben Produkte. Sie unterhalten einen lebhaften Handel mit Palmblatt-Matten nach Massaua, Kassala und Suakin; ihre Bedürfnisse beziehen sie aus Gaesa. Die Barcas, Algedén und Sabbérat teilen ihre Beschäftigung in Ackerbau und Viehzucht und liefern nach Massaua und Kassala Häute, Butter, Honig, Tamarinden, Elfenbein und eine Art Brot aus der Frucht des Nebok. Sie sind thätig, anspruchslos und fleißig. Ihren Gewinn, den sie auch aus Kameelen ziehen, verwenden sie zur Vergrößerung ihrer Heerden, allein die häufigen Bürgerkriege sind der Entwickelung ihres Wohlstandes sehr hinderlich. Ihr Handel nimmt seinen Weg über Lebka nach dem Sudan. Ihre Gewohnheiten und Sitten sind seit Jahrhunderten dieselben.

Wenn man endlich die Ausdehnung der Länder Abessiniens und der Gallas betrachtet, welche sämtlich kommerziell von Massaua abhängen, so erscheint die Bedeutung des Handels immerhin sehr gering, und es kann diese Thatsache nur aus folgenden Ursachen resultieren: Das Aufblühen von Metamma, die Verarmung und Entvölkerung der Länder durch unausgesetzte Kriege seit der Thronbesteigung König Theodors, die Unabhängigkeit Abessiniens von fremder Produktion mit Ausnahme von Seidenstoffen und gefärbten Baumwollenstoffen.

Das Gebirge ist zwar eisen- und kupferhaltig, aber nur das Eisen wird ausgebeutet, während man Kupferwaren importiert.

Als Transportmittel für den inneren Handel bedient man sich der Karawanen von Eseln, Mauleseln und Kameelen. Der abessinische Maulesel ist zwar sehr kräftig, trotzdem wird es ihm nicht leicht, die schlechten Wege zu passieren, und er unterliegt häufig den Strapazen der Reise. Ein größeres Gewicht als 100 Kilo kann man ihm nicht aufbürden, während das Kameel, welches noch bescheidener in seinen Ansprüchen auf Ernährung ist, 300 Kilo mit Leichtigkeit trägt.

Der Seetransport wird durch Barken bewirkt, sie sind zwar gute Segler, werden jedoch nur in der Nähe der Küsten verwendet; bei dem Ungeschick der Seeleute und der gefahrvollen Küstenschifffahrt kommen häufig Unglücksfälle vor; die Nautik der dortigen Seefahrer beschränkt sich lediglich auf den Gebrauch der Bussole; man braucht von Massaua nach Dschebdah 12, nach Loheya oder Hodeida 4 und nach Suakin 6 Tage. Die nur auf eine Fahrt geheuerte Mannschaft teilt den Gewinn des Unternehmens.

Bauholz wird meistens aus Indien, teilweise auch von den Abhängen des abessinischen Hochplateau's, bezogen. Von Sprachen spricht man in Massaua sämtliche Dialekte des östlichen Afrikas.

In Bezug auf Geld, Gewicht und Maß möge noch folgendes erwähnt sein:

Der Maria-Theresienthaler, der genau die Buchstaben S. F., sieben Punkte im Diadem, den Adler in der Mitte führen und gut ausgeprägt sein muß, hat den Wert von 5.60—5.75 Francs oder 24—27 Piastern. Im Handelsverkehr teilt man den Thaler in 40 Resiné und diese in 5 Kebir, auch mit $^1/_2$-, $^1/_4$- und $^1/_8$-Thalern wird gerechnet. Das Schriftzeichen für Theresienthaler ist H. Die Goldschmiede kaufen auch venezianische Dukaten für $2^1/_2$ H.

Das gewöhnliche Gewicht ist der Rotl = $^1/_2$ Pfund, ein Cantar = 100 Rotl, der Farazla = 20 Rotl, der Minu = 3 Rotl, der Bahar = 360 Rotl.

Der Dra = 50 cm., der Masdel hat 11 Dra. Eine Koba faßt $1^1/_2$ Liter Flüssigkeit, ein Mat'sene = 8 Kobas, ein Koba Butter wiegt $2^3/_4$ Rotl. Das Getreide wird nach Rubits gemessen, 4 Rubits = 1 Kele, 110 Rubits = 1 ägyptischen Ardeb = 180 Liter.

Ein Ausflug nach Wermeland.

(Schluß.)

Unser Dampfer war in einem Kanal neben dem Fall eingelaufen, wo er durch eine Reihenfolge von Schleusen

allmählich bis zum Niveau des Flusses droben emporgehoben wurde — eine Operation, welche eine ganze Nacht in Anspruch nimmt, welche von den Reisenden weislich in dem nahegelegenen behaglichen Hotel verbracht wird. Dieser Kanal, ein schönes Stück Ingenieurarbeit, ist im Jahr 1793 begonnen und im Anfang dieses Jahrhunderts vollendet worden. In Wenersborg, der Hauptstadt von Wermeland, einem altväterischen seltsamen Landstädtchen, breitet sich erst der Wenern-See in seinem ganzen Umfang aus. Er ist der größte Binnensee in Schweden und durch eine Reihenfolge von Seen und Kanälen mit Stockholm verbunden. Unser Kurs führte uns nach der linken Seite und nötigte uns zu einem Wechsel des Dampfers. Das neue Boot war zwar etwas kleiner als dasjenige, welches wir verließen, aber ganz ebenso bequem, so reinlich, so weiß angestrichen und so gut eingerichtet. Der See ist so groß, daß man in seiner Mitte die Ufer ganz aus dem Gesicht verliert, und er kann sehr ungestüm werden, was jedoch im Sommer nur sehr selten vorkommt. Wir folgten eine Strecke weit dem westlichen Gestade und liefen in den Sefle-Fluß ein. Mittels dieses Wasserlaufs öffnet sich eine Kette romantischer Seen durch das Herz von Wermeland und über die Grenze hinüber beinahe bis nach Kongsvinger in Norwegen. Der Zugang geschieht durch eine Schleuse, welche so schmal ist, daß unsere auf der Schanzverkleidung stehende Bemannung behaglich imstande war, den einen Fuß hinüber auf das Quai zu setzen und durch verständiges Schieben mit demselben das Boot hindurch zu bugsieren. Hier liegt dann die Stadt Sefle, welche, wenn man nach verschiedenen dreistöckigen, weißgetünchten Gebäuden urteilen darf, von einiger Bedeutung sein dürfte, denn in diesem Teile der Welt scheint weiße Tünche einen höheren Grad von Verfeinerung anzuzeigen und das malerische Rot sich hauptsächlich auf ländliche Heimstätten zu beschränken.

Der Fluß erweiterte sich bald zu einem breiten Spiegel, welcher abwechselnd mit reichem Ackerland, Waiden oder dichten Wäldern besäumt war; dann verschmälerte er sich wieder zu einem Kanal, welcher zu einem neuen See führte. Wir sahen große Dörfer mit geräumigen wohlhabenden Häusern, welche die Kirche umgaben, und wurden hie und da der Giebel und des hohen Daches irgend eines anspruchsvollen Herrenhauses gewahr, welches mit seinen rückwärtsliegenden Oekonomiegebäuden auf eigenem Grund und Boden stand. Die Landgüter in diesem Teile des Landes sind sehr schön und einige von ihnen umfassen über 40,000 Morgen Waldung. In einem der Seen spiegelte sich eine einsame, hoch auf dem Rande eines steilen Felsens liegende Kirche treulich bis auf das vergoldete Kreuz auf ihrem Turme in der friedlichen blauen Flut drunten. Später hatte ich eines Sonntags das Vergnügen, die ganze Gemeinde in Feiertagstracht von allen Seiten des Sees her in vierruderigen Booten herbeikommen zu sehen, um dem Gottesdienste hier anzuwohnen. Wenn die Leute an Werktagen Abends von ihrer Arbeit zurückkehren, begleiten sie den taktmäßigen Schlag ihrer Ruder mit Gesang, und ihre Stimmen, vom Abendwind über das Wasser getragen, werden dann von den dichtstehenden Reihen der Kiefern aufgefangen und in melodischem Echo zurückgeworfen. Außerdem ist die überraschendste und kennzeichnendste Eigenschaft dieser Landstriche die vorherrschende Stille; das Geräusch der Räder und der Peitschenknall werden nur selten gehört, denn die Leute ziehen meist zum Einführen ihres Heues von den Wiesen oder zum Besuch der nächsten Stadt den Wasserweg vor. Die weiten, tiefen Hallen des Waldes sind grabesstill: keine Vögel zwitschern und zirpen zwischen den Nadeln der Kiefernäste, nur hie und da tönt das sanfte Rieseln eines Bachs, welcher von den grünbemoosten Felsen herabplätschert, an das Ohr oder einige dürre Aestchen knacken einen Augenblick, wenn der Fuchs auf dem Weg zu seinem Bau durch die Uferbüsche schleicht; das sind die einzigen Laute im Frühling. Der frühe Morgen vor Sonnenaufgang macht jedoch eine Ausnahme; dann läßt der Auerhahn seine seltsamen Töne erschallen, welche dem Gurgeln des Weines beim Ausgießen aus einer langhalsigen Flasche gleichen; die Schnepfe und der Birkhahn fliegen über die offenen Stellen und das Eichhorn erklettert flüchtig den Gipfel eines Baumes, um die Gestalt eines Menschen zu beobachten, welcher verstohlen seiner Beute nachschleicht. In der Nähe einer Lichtung oder am Waldsaume ertönt das Krächzen der Raben oder das Geschrei der Elstern, welche in Menge vorhanden sind, keck bis zu den Häusern heran kommen und deren List und Behendigkeit es manchmal gelingt, einen Löffel zu stehlen.

Als ich meinen Bestimmungsort erreichte, wurde ich an einer kleinen Privatanlände ans Land gesetzt. Ich wanderte eine breite, drei Kilometer lange Birkenallee hinauf und durch einen Garten und stand nun vor einem imposanten weißen Herrenhaus mit einem hohen spitzigen Dach. Die weitgeöffneten Thürflügel der Halle gewährten mir Zutritt in ein geräumiges Vorzimmer, wo ich aber weder Glocke noch Klopfer finden konnte und wo niemand erschien. Drinnen enthüllte mir eine offene Thür zur Rechten ein Studier- oder Rauchzimmer mit Gewehren und mehreren Elennschaufeln an den Wänden, zur Linken ward durch eine andere offene Thür ein Billard und vor mir eine mit Teppichen belegte Treppe sichtbar, welche ins obere Stockwerk hinaufführte — nirgends aber war ein lebendes Wesen zu sehen. Nachdem ich mehrmals gehustet und verschiedene andere Zeichen verlegener Anwesenheit gegeben hatte, war ich schon im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, als ein großer brauner Hund sich plötzlich zeigte, auf mich zukam, seine feuchte Nase vertraulich in meine Hand legte, ein paar gestutzter und spitziger Ohren zeigte, mit seinem Stummelschwanze wedelte und zu mir aufblickte mit einem Ausdruck, welcher zu sagen schien: „Ja, sieh nur! man hat mir die Ohren gestutzt, aber ich mache

mir nichts mehr daraus!" Nachdem ich diesen neuen Bekannten empfangen hatte, kam ich zum Schlusse, ich würde am besten thun, mich der Führung dieses treuen Wächters zu überlassen, der auf einen Wink von mir sogleich nach dem Garten zurückkehrte, wohin ich ihm folgte. Er schien geschmeichelt, wedelte emphatisch mit seinem Schwanzstumpf, bog scharf um die Ecke eines Gebüschs und enthüllte mir in einer Laube drei junge Damen; die eine mit einem Buche, die andere mit einer Stickerei in der Hand, die dritte, weit zurückgelehnt und in dem Versuch begriffen, eine Blume auf der Spitze ihres Näschens zu balancieren. Beim Anblick eines Fremden gaben sich Störungen kund, welche sich noch fühlbar steigerten, als die drei Damen sich in einer fremden Sprache anreden hörten. In diesem Augenblick erschien jedoch glücklicherweise mein Wirt, bewillkommnete mich im besten Deutsch und stellte mich lachend seinen drei Töchtern vor.

Der gesellige Verkehr in ganz Schweden ist noch mit vieler zeremoniöser Etikette beschwert, besonders unter den Landedelleuten. Die drei skandinavischen Sprachen gebrauchen noch die Anreden „Du" und „Sie;" die erste vertraulich, die andere gegen blose Bekannte. Allein ein wohlerzogener, gebildeter Schwede, der einen Ausländer anredet, wird mit altväterischer Höflichkeit mit „Monsieur" oder seinem Aequivalent immer in der dritten Person reden, unbekümmert um die langweiligen Wiederholungen, und wo ein Titel verlangt wird, da wird er, selbst unter den Schwierigkeiten einer raschen Unterhaltung, nie für einen Augenblick ausgelassen. Da jedoch eine solche Artigkeit am Ende sowohl eintönig als langweilig wird, so haben die Schweden eine praktische Art, den gordischen Knoten zu durchhauen. Wenn nämlich eine gelegentliche Bekanntschaft in wirkliche Sympathie oder gegenseitige Achtung ausreift, so trägt Dir Dein schwedischer Freund Bruderschaft an. Dies ist eine Art studentischen Smollis, eine besondere soziale Probe, deren Eingehung einen speziellen Ritus erheischt. Der Mann, welcher die Ehre nachgesucht hat, Dein Bruder zu werden, verschafft Dir ein bis zum Rande gefülltes Glas Wein und hält selbst ein solches in der Hand; beide stehen auf, jeder schiebt den rechten Arm durch denjenigen des anderen, blickt demselben fest in die Augen, stößt mit ihm an, ruft: „Skal bror!" (Deine Gesundheit, Bruder!) und leert das Glas. Hinfort wird von Dir erwartet, daß Du den Freund Du nennst, und ihr beide steht miteinander auf dem Fuße inniger Vertraulichkeit. Unter den Erinnerungen an diesen meinen Besuch in Wermeland ist auch ein Abend, wo ich nicht weniger als sechs derartige neue Duzbrüder gewann. Bei Gelegenheit der dort zu Lande noch üblichen altväterischen Etikette und Höflichkeit muß ich auch beiläufig erwähnen, daß es einen wohlbekannten schwedischen Edelmann gibt, der seinem Sohne stets den Vortritt einräumt, „weil dieser einen Ahn mehr hat als sein Vater."

Der schwedische Nationalcharakter ist nichts weniger als ernst oder düster, und an geselligen Versammlungen und Festlichkeiten fehlt es nicht. Die Menschen aller Stände finden immer glückliche Entschuldigungen für Tanzen, Singen, Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren, und es gelingt ihnen auf irgend eine Weise, sich das Leben angenehm zu machen. Eine schöne Stimme ist in Schweden ein solch allgemeines Besitztum, wie dunkle Augen in Spanien, und in den besseren Ständen ist sie in der Regel gut geschult. Die Bauerntracht ist nicht besonders seltsam, obwohl gelegentlich ein roter Weiberrock etwas Farbe ins Feld bringt. Der reiche Märchen- und Sagenschatz des Landes ist voll mystischem Reiz und wird noch immer mit einer gewissen Ehrfurcht erzählt und angehört. Beinahe jedes alte Haus hat seine Sage; so auch dasjenige, in welchem ich zu Gast war. Die Besitzerin desselben zu irgend einer Zeit im 16. Jahrhundert war eine Witwe, welche wegen ihres Geizes und ihrer Grausamkeit weit und breit verrufen war. Unter vielen anderen Dingen hatte sie eines Tages in einem Zornausbruch eine arme Küchenmagd in einen Kessel voll siedenden Wassers gestoßen. Als sie unmittelbar nach dieser That wieder in ihre große Putzstube trat, war die jähzornige Dame nicht wenig überrascht, sich hier von einem ernsten stattlichen Herrn in einem reichen schwarzen Sammetanzug mit dem feinsten Spitzenbesatz erwartet zu sehen, der einen stolz aufgewichsten Schnurrbart trug und sie mit festem Blicke maß. „Gnädige Frau", sagte er ihr mit einer artigen Verbeugung, „mit warmer Bewunderung habe ich die Anmut Ihres Charakters, die zarte Ausführung Ihres leisesten Wunsches beobachtet. Möchte es einem bescheidenen Anbeter vergönnt sein, die Spitzen Ihrer holden Finger zu küssen!" Der Fremde hielt ihr seine reichberingte Hand hin, in welche die Dame thörichterweise die ihrige legte; im nächsten Augenblicke schwebten sie miteinander in den Verschlingungen eines wilden Tanzes dahin. Atemlos beschwor sie ihn anzuhalten; allein ihr Tänzer war unermüdlich, hielt sie fest und tanzte mit ihr fort, bis ihr die durchtanzten Schuhe von den blutenden Füßen fielen und sie in seinen Armen zusammenbrach; da flog er endlich mit seiner schreienden Tänzerin durch die Wand, aber wo sie verschwanden, blieb nur ein Loch im Mauerwerk, nicht dicker zwar als eine Erbse, das aber gleichwohl durch keine menschliche Geschicklichkeit jemals wieder verstopft werden konnte.

So lautet die Sage, und wird durch die Thatsache bestätigt, daß sogar noch heutzutage, wo die neuere Kunst alle Arten von Wandverzierungen erfunden hat, immer eine Zugluft in jenem Zimmer herrscht.

Die Märchen von Trollen und anderen bösen Elementargeistern sollte man in der Waldhütte hören, besonders zur Zeit der Dämmerung, wo die erzählende Alte nur einen flackernden Kienknorren auf ihrem Herde brennen hat. Mit stets gerunzelter Stirne erzählt sie ihr Geschichtchen mit einer offenbaren Unlust, welche an sich schon der

Erzählung einen gewissen Nachdruck leiht; die rötliche Flamme vom Herde wirft ihren Widerschein auf die Durchzugsbalken der Decke und deren dunkle Schatten und erhellt die erschrockenen Gesichter einiger Kinder, die in einer Ecke beim Fenster zusammengekauert sitzen, während der Wind traurig in den Fichten ächzt oder pfeifend um das Dach der Hütte saust.

Die Jagd ist ein besonderes Vergnügen in Wermeland, denn Wild aller Art ist in Ueberfluß vorhanden, ebenso wie Fische in den Seen und Forellen in den kleineren Flüssen. Die Seen wimmeln von Wildenten und verschiedenartigem Wassergeflügel. In den Wäldern gibt es von Federwild Auer-, Birk- und Haselhühner und Schnepfen, von Hochwild das gewaltige Elenntier, welchem das Gesetz aber 11 Monate lang im Jahre Schonzeit gibt und nur im September Schußzeit gewährt. Die Jagd auf dieses riesige Rotwild ist ein äußerst mannhafter Sport, zu welchem man sich einer besonderen Zucht von Hunden bedient, die einigermaßen dem pommer'schen Spitz gleicht, aber größer und stärker und besonders rauhhaarig und eigens auf dieses Wild angebracht ist. Diese Hunde stöbern das Elchwild auf, verfolgen es und bellen es an, worauf das Elch, das vor einem solch kleinen Hunde nicht flüchtig wird, sich nach den Hunden umwendet, sie abzutreiben versucht und so dem Schützen Gelegenheit bietet, mittlerweile schußgerecht heranzukommen; aber selbst mit dieser Beihülfe braucht man oft einen Tag, um sich an ein Stück Elchwild anzupürschen. Nur ein echter erfahrener Waidmann und ruhiger sicherer Schütze kann einen Elch erlegen, dem er die Kugel auf einen tötlichen Fleck beibringen muß, denn ein Dutzend Kugeln, welche an einem anderen Ort einschlagen, sind nur ein Sporn mehr zu ausdauernder eiliger Flucht in die Ferne, wo das Stück Wild für den Schützen verloren ist. Diese Thatsache hat viele schwedische Sportsmen veranlaßt, die Treibjagden aufzugeben, welche früher manche vergnügte herbstliche Zusammenkünfte in den Landhäusern verursachten. Vor einigen Jahren bewirtete ein Gutsbesitzer dieser Gegend eine Jagdgesellschaft unter merkwürdigen Umständen. Sein Neffe und Erbe, ein allerwärts beliebter junger Mann und niemandens Feind als sein eigener, machte eine Reise auf dem Festland, verweilte eine Zeit lang in London und Paris und that sich weidlich gütlich, kehrte aber mit der Entdeckung nach Hause zurück, daß er unglücklicherweise das von seinem Oheim ausgesetzte freigebige Reisegeld in einem Umfange überschritten hatte, welchen er demselben nicht zu gestehen wagte. Der alte Junggeselle lauschte mit wildem Vergnügen den Erzählungen von Gesellschaften, Sport, Wettrennen und anderen Lustbarkeiten im Auslande, allein über Geldangelegenheiten hatte er seine eigenen Ansichten, und sein Neffe beobachtete eine schüchterne Zurückhaltung hinsichtlich seiner Verlegenheiten, obwohl diese von Tag zu Tag drückender wurden. „Es würde diesen Ausländern gut thun, einmal zu sehen, was für Sport wir noch hier in Schweden haben!" hatte der Oheim eines Tages mit einer Anwandlung von stolzem Selbstgefühl bemerkt und hinzugesetzt, sein Neffe hätte mit Vorteil einige seiner fremdländischen Freunde zur Elchjagd einladen dürfen, welche in seinen Wäldern seit einem vollen Vierteljahrhundert nicht mehr ausgeübt worden war. Der junge Neffe griff diesen Gedanken auf und kündigte etwa sechs Wochen später dem Oheim die bevorstehende Ankunft einiger seiner englischen Freunde zur Elchjagd an, worüber der alte Herr mit großer Genugthuung die Hände rieb und sich vermaß, er wolle den Freunden seines Sohnes zeigen, was schwedische Gastfreundschaft sei. Der Neffe aber nahm diesen Enthusiasmus sehr ernsthaft auf, schwatzte viel von dem was heutzutage guter Ton sei, und bestand endlich darauf, daß, weil weder sein Oheim, noch irgend einer seiner Nachbarn ein Wort Englisch verstehe, das Beste wohl sein würde, wenn der Oheim diese Gelegenheit benütze, seinen jährlichen Besuch in Stockholm zu machen. So überraschend dieser Vorschlag auch war, so willigte der Oheim doch endlich halb unwillig in denselben, da er sich niemals einen Ruf als Schütze erworben hatte. Er bedingte sich jedoch aus, erst dann nach der Stadt zu reisen, wenn er seine Gäste empfangen und untergebracht habe, und von dieser Bedingung gieng er nicht ab.

An dem Tage, welcher für die Ankunft der erwarteten Gäste anberaumt war, wurde daher ein prächtiges Bankett für sie veranstaltet, ihnen zu Ehren noch einige andere Gäste eingeladen und Wagen mit Dienerschaft in den besten Livreen an die Anlände hinuntergeschickt, um das Dampfboot zu erwarten. Ob die vier englischen Sportsmen darüber erfreut waren oder nicht, ist mir unbekannt; in Anbetracht aber, daß sie sich nur vereinigt hatten, diese Jagd auf eine Anzeige im „Field" hin zu pachten, ohne die mindeste Ahnung von dem Namen und Stand des Eigentümers zu haben, müssen sie jedenfalls sehr verblüfft gewesen sein. Wie mir erzählt wird, war nur einer von ihnen in der Lage, im schwarzen Frack und Gesellschaftsanzuge zu Tische zu sitzen, die anderen erschienen ungeniert in Jagdröcken und Reisekleidern. Der Neffe, welcher diesen kühnen Plan ersonnen hatte, um seine Schulden zu decken, wußte wohl, daß sein Oheim unversöhnlich sein würde, falls er die volle Wahrheit über die Fremden entdeckte, und in seiner Angst, damit alles glatt ablaufe, hatte er den englischen Herren vorgeschlagen, ihnen Fräcke aus seiner eigenen Garderobe auf ihre Zimmer zu schicken — ein Anerbieten, das aber einfach abgelehnt wurde. Das Mahl gieng jedoch ungetrübt von statten. Der alte Herr saß vollkommen ahnungslos oben an seinem Tische, betrachtete sich lächelnd und mit Wohlgefallen seine Gäste und hielt an sie kleine artige Anreden durch Vermittelung seines Neffen, des einzigen Dolmetschers, der sehr nervös war und reichlich schwatzte. Zum Glück für den leichtsinnigen jungen Herrn waren die Engländer, welche die Jagd gepachtet hatten, nicht allein junge Leute, sondern Leute von höherer Bildung, und die

ungewöhnlich gewinnende Weise ihres jungen Wirtes verfehlte am Ende die gewünschte Wirkung nicht. Einige Jahre später wurde das Geheimnis verraten und der beleidigte Oheim machte sogleich ein Testament, worin er seinen hinterlistigen Neffen auf den Pflichtteil setzte. Dank dem gesunden Klima und einer kräftigen Konstitution lebte jedoch der gekränkte Oheim noch lange genug, um sein Testament zu zerreißen und den findigen jungen Verschwender, welcher seither eine Zierde seines Vaterlandes geworden ist, wieder zu Gnaden anzunehmen.

(C. Mg.)

Die Neger-Republik Liberia.

(Schluß.)

Bei der großen Verarmung, die nach den geschilderten Zuständen notwendigerweise Platz gegriffen hat, muß natürlich auch das alltägliche Leben einen sehr einfachen Charakter zeigen. Das gilt vor allem von den Wohnungen. Die Häuser, welche sich fast ausnahmslos auf $\frac{1}{2}$—2 m. hohen Pfählen oder auf Steinsäulen vom Erdboden abheben, sind auf diese Weise nicht unpraktisch angelegt, indem der Wind unter ihnen wegstreicht und Miasmen zerstört, weiter halten sie sich während der Regenzeit trocken, endlich aber wird auch die ganze Bauart vor Termiten und Ameisen geschützt. Allein das Bauwerk selbst ist höchst roh und nachlässig ausgeführt; die häufig schiefen Thür- und Fensteröffnungen sind nur mit primitiven Thüren, resp. Läden versehen, Glasfenster findet man nur selten. Das Dach bilden eine Art Schindeln, überdeckte Veranden fehlen selten an den Vorderfronten. Dies ist der Lieblingsplatz der Bewohner, dort findet man auch aus Stroh oder Schilf kunstlos geflochtene Sessel und Hängematten. Das Innere betreffend, so findet man nirgends eine Verkleidung der Balken mit Brettern; an Räumen gibt es ein „Parlor" — Sprechzimmer — und ein kleines Schlafzimmer. Hinter diesen zwei Gemächern befindet sich die Vorratskammer, der Boden wird nach Bedürfnis auch als Schlafzimmer benutzt.

Das Möblement ist auch äußerst einfach. Außer einigen Sesseln, mehreren roh gezimmerten Tischen, diversen Kisten und Koffern und einer angemessenen Anzahl sehr breiter Bettstellen findet man höchstens noch einen Schaukelstuhl oder einen kleinen halbblinden Spiegel; etliche wunderbar schlechte Wandgemälde mit oder ohne Rahmen trifft man hie und da auch. Seltener ist eine Uhr; die Schwarzen bedürfen deren nicht, da sie am Tage die Zeit ziemlich genau nach dem Stand der Sonne zu berechnen wissen, die bekanntlich in den Tropen pünktlich um 6 Uhr aufgeht und Mittags 12 Uhr lotrecht über dem Haupte steht. Die Küche ist in einem separaten Bauwerk untergebracht; sie ist jedoch in der Regel nur eine sehr simple Bretterhütte mit einem Palmblattdache und einem Heerde aus grob zugerichteten Steinen. Das ganze Anwesen pflegt von einem Zaun umgeben zu sein. Selbstredend findet man in größeren Orten, z. B. in Monrovia, schon bessere Gebäude.

Betreffs der Nahrung der Liberianer bildet Palmöl mit Reis oder Fisch die Hauptbasis; Fleisch, Milch und Milchprodukte gehören zu den Seltenheiten, da der Viehstand nur unbedeutend ist. Auf der Mandingo-Hochebene, wo prächtige Waide massenhaft vorhanden ist, kommen außer zahlreichen Pferden und Schafen allerdings auch ansehnliche Rinderheerden vor, doch hat der früher sehr bedeutende Zutrieb derselben nach dem Markt von Monrovia seit der Durchführung des thörichten Abschlußsystems der Republik längst völlig aufgehört. Auch Schafe, die übrigens durchgängig nicht Wolle, sondern Haare haben, finden sich wenig. Nur eine kurzbeinige Ziege trifft man häufiger, ebenso wie kleine schwarze Schweine, die indes kaum, wie Büttikofer meint, mit aus Amerika gekommen sind, da dieselbe Art auch in südlicheren Gebieten der Westküste, namentlich in Kamerun, und zwar selbst noch weit im dortigen Binnenlande angetroffen werden. Indessen gilt das Fleisch dieser Borstentiere allgemein als für zu erhitzend bei einem so warmen Klima.

Nicht viel besser ist es mit den Getränken bestellt. Nur der Kaffee ist vortrefflich; beträchtlich ist der Konsum an importiertem Rum und Cognac. Allgemein, selbst von dem schönen Geschlecht, werden auch Tabakrauchen und Schnupfen getrieben.

Die Kleidung steht im direkten Verhältnis zu der professionellen Armut der ameriko-liberianischen Schwarzen. Die Landleute begnügen sich mit Rock, Hosen und Weste aus blauem Kattun, vielfach auch mit bunten, von Schiffen eingehandelten Lappen, dazu einem Hut von Stroh oder Filz. Die Frauen hüllen sich wochentags nur in die dürftigsten Lumpen, sind überhaupt sehr unsauber. Sonn- und Feiertags erscheinen sie in modernen Gewändern mit groteskem Aufputz.

Was das kommerzielle und nautische Wesen angeht, so befindet sich der Großhandel zumeist in den Händen dreier ausländischer Firmen, einer deutschen, einer holländischen und einer amerikanischen, von denen eine jede eigene Dampfer und Segelschiffe unterhält. Die beiden ersteren Firmen besitzen feste Faktoreien, während die amerikanische ihre Waren von den Schiffen weg verkauft, wobei es sich hauptsächlich um Pökelfleisch, Konserven u. dgl. handelt.

Eine ähnliche Thätigkeit wie jene aus der Union üben auch jene englischen Dampfer, welche den Postdienst besorgen. Viele Leute aus ihrer Bemannung, namentlich die Quartiermeister, unterhalten nämlich auf denselben auf eigene Rechnung ganz kleine Magazine in ihren Kajüten, aus welchen sie gegen Baargeld fertige Kleidungsstücke, Toiletteartikel, Wäsche, Galanterie- und Kurzwaren, Spirituosen, namentlich Cognac, Dosen-Milch und Dosen-Butter u. dergl. abgeben, wobei sie natürlich viel niedrigere Preise

stellen können, als die Faktoreien am Lande, deren Waren dem hohen Eingangszoll unterworfen sind, so daß den angesiedelten Firmen durch jene schwimmenden Wanderlager eine nicht unbedeutende Konkurrenz erwächst.

Während der Passagierdienst auch noch von der wohlbekannten deutschen Firma F. Woermann in Hamburg wahrgenommen wird, gibt es für den Küstendienst noch eine Anzahl Kutter und ähnliche kleinere Fahrzeuge.

Neben diesen ausländischen Handelsfirmen beteiligen sich auch einige wenige einheimische Häuser am liberianischen Exportgeschäft, indem sie die von jenen im Lande aufgekauften Rohprodukte mittels der englischen Postdampfer ausführen.

Was das Postwesen angeht, so gehört Liberia seit 1. April 1879 dem internationalen Postverbande an. Der Dienst wird ziemlich zuverlässig betrieben. Außer verschiedenen Briefmarken gibt es auch Postkarten für den inneren Verkehr. Briefboten gibt es aber nicht, man muß seine Postsachen selbst abholen.

Die politische Verbindung mit der Außenwelt wird durch Konsulate vermittelt, wie solche Deutschland, Dänemark, Belgien, Holland und die Vereinigten Staaten in Monrovia unterhalten.

Die Ureingesessenen Liberia's kennzeichnen sich im allgemeinen als ein gesunder und kräftiger Menschenschlag. Ihre Statur ist häufiger untersetzt als schlank; sehr interessante Resultate ergaben die Beobachtungen der Hautfarbe. Während nämlich die letztere bei den aus allen möglichen afrikanischen Negerrassen zusammengewürfelten amerikanischen Einwanderern in den verschiedensten Schattierungen bis zur Ebenholzschwärze auftritt, findet man bei den Eingeborenen des Landes nur ein teils helleres, teils gesättigteres, niemals aber ein sehr dunkles Braun. Indeß auch hier gibt es Abweichungen. So sind die innere Handfläche und die Fußsohle immer sehr hell, während die Gelenke durchweg dunkler gefärbt erscheinen als die übrigen Körperteile.

Was die neuerdings viel ventilierte Frage nach der Farbe der Neugeborenen anlangt, so kommen dieselben auch nach Büttikofer's Beobachtungen weiß oder richtiger rötlich-weiß zur Welt, indeß werden sie meist schon nach einigen Tagen dunkler und zeigen wenige Wochen später das normale Kolorit. Einzelne von den Kleinen behalten allerdings die angeborene helle Farbe und werden Albinos. Die Haut derselben bekommt aber oft statt des rötlichweißen einen mehr gelblich-weißen Ton. Das Haar zeigt dieselbe Färbung, ist aber weniger dicht und grob als das normaler Neger. Die Iris des Auges schimmert rötlich, die Pupille dunkelrot. Der Körperbau ist schwach und zart. Der holländische Reisende sah niemals einen ausgewachsenen Albino, so daß er zu dem Glauben neigt, daß dieselben überhaupt nicht alt werden. Es war dies jedoch entschieden nur Zufall, da andere Reisende mehrmals in Liberia, so z. B. in Sinoe, ältere Albinos antrafen. Sonderbar ist es, daß die Missionsschulen des Landes mit Vorliebe gerade jene sogenannten „Mondschein-Kinder“ (moonlight children) aufnehmen, sowie daß dieselben von ihren dunklen Mitschülern keineswegs verachtet werden. Häufig beobachtete Büttikofer partiellen Albinismus, d. h. mehr oder weniger große weiße Flecken auf den Händen, den Füßen, den Vorderarmen, den Schienbeinen, ja selbst im Gesicht und an dem Hals.

Bemerkenswert ist ein ganz eigenartiger, gewiß äußerst seltener Fall von Elephantiasis (Elephantiasis Arabum), jener in den Tropen so häufigen Hautkrankheit, welchen Büttikofer an einem noch jungen kräftigen Manne ziemlich weit im Inneren wahrnahm. Die Hautverdickung (Pachydermie) trat hier nicht, wie sonst üblich, an den unteren Extremitäten, sondern am Rumpf in der Weise auf, daß der Kranke wie von einem pechschwarzen, etwa fingerdicken, baumrindenartigen Küraß, der Arme und Hals frei ließ, umgeben schien.

Um das Aussehen der im normalen Zustand sehr weichen und sammetartigen Haut zu heben, werden mittels einer Nadel symmetrische, nach den Rippen verlaufende Reihen von Stichen angebracht, welche durch Einreibung eines ätzenden Saftes dergestalt zu kleinen Wärzchen vernarben, daß das Ganze das Aussehen von Perlenschnüren gewinnt. Mitunter werden auch Indigo oder Kohle in die Wunde gerieben. Häufig bemalt man auch den Körper und das Gesicht mit weißem oder gelbem Thon, wahrscheinlich zu dem Zweck, um den den Negern anhaftenden spezifischen Geruch zu absorbieren. Um die Haut geschmeidig zu erhalten, verwendet man parfümiertes Palmöl.

Hinsichtlich der Kleidung ist zu bemerken, daß die Kinder bis zum 10. Jahre gewöhnlich in Adams Kostüm herumlaufen, höchstens aber vom 6. Jahre an eine Schnur um die Lenden tragen, von der vorne ein kleiner Lappen herunterhängt, welcher bei Mädchen auch öfter mit Perlen besetzt ist. Größere Mädchen tragen häufig eine dicke Perlenschnur um die Hüften, an welcher vorn und hinten ein zwischen den Beinen durchgezogener, handbreiter und mit Quasten verzierter Stoffstreifen befestigt ist. Bei den Erwachsenen, insonderheit den Männern, sieht man meist nur einen auf verschiedene Art angebrachten Lendenschurz. Nur bei Festlichkeiten tragen die Männer der besseren Stände ein langes, ärmelloses Hemd aus importiertem Stoff, das vorn auf der Brust eine weite Tasche hat, oder sie werfen ein großes Stück inländisches Zeug in der Weise um den Körper, daß der rechte Arm frei bleibt. Auch bei den Frauen reicht in ähnlichen Fällen der Schurz von den Knieen bis unter die Arme herauf. Bei einzelnen Individuen aus dem männlichen Geschlecht, die schon etwas mehr mit der Kultur in Berührung gekommen sind, findet man sogar eine Art allerdings sehr kurzer, an Schwimmhosen erinnernder Beinkleider.

Die Füße bleiben in der Regel völlig unbekleidet. Nur die Mandingos pflegen sich, jedoch nur einzig und

allein in ihrer Heimat und auch da nur mehr aus Luxus, zierlich geschnittener Holzsandalen mit sehr hohen Hacken zu bedienen, welche mit Riemen an den Füßen befestigt werden. Auch der Kopf wird meist unbedeckt gelassen. Seltener benützt man eine Mütze aus einheimischem Stoff oder die in den Faktoreien geführten roten oder schwarzen Zipfelmützen. Auch Hüte, welche man aus Gras flicht, kommen vor, während die Weiber sich nicht selten aus einem Taschentuch einen kleidsamen Turban schlingen.

Außerordentlich beliebt sind Schmucksachen. Westlich von Monrovia, namentlich bei den Veys, werden silberne Armbänder, Agraffen und große Medaillons aus amerikanischen Münzen an mehrfach umschlungenen Ketten auf der Brust getragen, während man bei den Krus auch kupferne und eiserne Armringe vorfindet. Goldenen Schmuck trifft man nur bei den Mandingos. Glasperlen gelangen nur bei Kindern zur Verwendung, während Achatkorallen um so beliebter sind, da sie im Innern gleichzeitig als Münzen gelten. Noch häufiger werden in Silber gefaßte Zähne von Krokodilen, Wildschweinen, Flußpferden, Wildkatzen und vor allem von Leoparden am Hals, an den Armen und an den Knöcheln getragen. Nur um seiner vier Backzähne willen wird nicht selten für den Kopf eines alten Leoparden im Binnenlande ein Sklave gegeben. Dieser hohen Preise wegen bilden Leopardenzähne sogar den würdigsten Schmuck für Fürsten und deren Weiber.

Sehr günstig zeichnen sich die Eingeborenen bezüglich der Sauberkeit vor den aus Amerika eingewanderten Elementen aus. Erstere baden fleißig, und wenn ihnen hiezu die Gelegenheit fehlt, so übergießen sie wenigstens ihren Körper des Abends mit Wasser.

Wir wenden uns nunmehr zu dem wichtigen Kapitel von der Gliederung der eingeborenen Bevölkerung in eine Anzahl von Stämmen. Die wichtigsten dieser letzteren sind: 1) die Krus, 2) die Golahs, 3) die Busies, 4) die Passies, 5) die Mandingos, 6) die Deys, 7) die Veys, 8) die Gallinahs — diese alle in der Umgebung oder westlich von Monrovia, dann 9) die Bassas und 10) die Grabos, beide östlich von der Hauptstadt, und zwar die ersteren in der Provinz Bassa, die letzteren beim Kap Palmas. Ueber die zwischen den beiden zuletzt genannten noch wohnenden Stämme ist zur Zeit noch so gut wie nichts bekannt.

Der Kru-Stamm hat kein gemeinsames Oberhaupt und ist nur im Besitze einer kleinen Küstenstrecke zwischen Sinoe und Kap Palmas; sonst sind die Krus über die ganze liberianische Küste verbreitet und als verwegene See- und Strandräuber gefürchtet. Ihre Niederlassungen befinden sich zu diesem Zweck so nahe wie möglich an der See, meist in der Nähe eines Hafens. Geborene Seeleute, wie sie sind, treiben sie keinen Ackerbau, sondern überlassen dies ihren Weibern und Sklaven. Dagegen zimmern sie außerordentlich geschickt Kähne aus Baumstämmen und verstehen es meisterhaft, dieselben selbst bei dem stürmischsten Wetter auf hoher See zu tummeln. Dieser Fertigkeit entsprechend, sind die Krus (Kroo-boys) sehr als Matrosen an Stelle der Weißen gesucht, welche bei dem dortigen heißen Klima häufig ihren Dienst nicht zu verrichten vermögen; mit besonderer Vorliebe werden sie auch von den Faktoreien als Arbeiter, namentlich beim Löschen der Schiffsladungen, verwendet. An Lohn erhalten sie monatlich incl. Kost 5—7 Dollars. Ihre Kost, in der Hauptsache aus Reis, Salzfleisch, Stockfisch oder Speck bestehend, bereiten sie sich sowohl zu Schiffe als auf der Faktorei in einem kleinen Verschlage selbst zu. Der betreffende Kontrakt wird schriftlich und in der Regel unter Assistenz des Häuptlings abgeschlossen, wofür letzterer den ersten pränumerando zu zahlenden Monatsgehalt für gehabte Bemühungen in seine eigene Tasche steckt.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die Krus von dem Buche, in welches jener Kontrakt eingetragen wird, eine an Scheu grenzende Hochschätzung besitzen, wie es überhaupt scheint, als wenn die Afrikaner vor dem geschriebenen Wort einen großen Respekt haben. Wenn der Kru das Geschriebene auch nicht lesen kann, so kennt er doch die Bedeutung, Datum und die Höhe der kontrahierten Summe ganz genau; ja diese Scheu artet mitunter bis zur abergläubischen Furcht aus, wozu folgendes Beispiel: Ein Missionar von der Station Mühlenburg sandte einst einen seiner schwarzen Diener mit einer schriftlichen Vollmacht in eine Stadt weit im Innern, um die Auslieferung einer dort gefangen gehaltenen Frau eines Arbeiters zu erlangen. Der betreffende Häuptling weigerte sich jedoch, die Frau auszuliefern, und so legte denn der Bote endlich das erwähnte Papier auf den Kopf des auf einem öffentlichen Platze des Ortes aufgestellten Götzenbildes und machte Anstalt sich zu entfernen. Dies wirkte. Die ganz erschrockenen Einwohner riefen den Boten zurück, übergaben ihm die Gefangene und baten ihn inständigst, das Papier, welches niemand anzurühren wagte, wieder mitzunehmen.

Die Kru sind meist klein und untersetzt, besitzen aber dabei herkulische Kräfte. Auch äußerlich zeigen sie gern den Seemann, indem sie häufig die abgelegten Kleider europäischer Matrosen, Uniformstücke von Marineoffizieren, breite Filz- und Strohhüte, Sonnenschirme, manchmal sogar Beinkleider tragen. Auch ihre Frauen kleiden sich besser, wie die anderer Stämme und schmücken sich gern mit Bijouterien, welche ihre Männer von ihren Seefahrten heimbringen. Auf die Wohnung legen sie viel Wert; man findet in ihren solid gebauten Hütten Bänke und Stühle, sogar hie und da einen Tisch und stets mit zahlreichen, weichen Matten bedeckte Bettstellen. Auch ihre Kost verrät größeren Wohlstand.

Wenn, um dies hier einzuschalten, vielfach behauptet wird, daß die Neger wegen des heißen Klima's geflissentlich weniger Nährstoffe konsumieren, so ist das entschieden ein Irrtum. Sie sind nur aus Not Vegetarianer, weil

Fleisch bei ihnen sehr knapp und schwer zu beschaffen ist. Können sie solches sich verschaffen, so verspeisen sie es in großen Mengen.

Die Veys bewohnen das weite Gebiet von Monrovia bis zum Marfa-Fluß, und es erstrecken sich ihre Niederlassungen von dieser langen Küste noch einige Tagereisen ins Binnenland hinein. Sie stehen unter eigenen mächtigen Fürsten. Der einflußreichste unter diesen ist Marana Sandfish, welcher in der stark befestigten Stadt Kobolia residiert und stets mit anderen Stämmen auf Kriegsfuß lebt. Die Veys sind im allgemeinen wohl gebaut, gegen Weiße zeigen sie freundliches Entgegenkommen, im Kampfe sind sie feig und haben deshalb von ihren Nachbarn mancherlei zu leiden. Als Handwerker sind sie tüchtig, ebenso als Landbauer. Ihre Sprache ist wohllautend, auch besitzen sie seit fünfzig Jahren eine eigenartige Schriftsprache. Leider macht der Islam unter ihnen große Fortschritte.

Die Gallinahs, die westlichen Nachbarn der Veys, wohnen vom Mannah- bis zum Gallinah-Flusse und zwar weit bis in das Innere hinein. Sie zeichnen sich durch künstlerische Neigungen und Anlagen aus und liefern vortreffliche Schnitzereien und Silberschmiede-Arbeiten.

Die Deys besitzen ebenfalls eine eigene Sprache und waren früher sehr mächtig, bis sie durch Kriege mit den benachbarten Golahs beinahe gänzlich aufgerieben wurden; heute beschränkt sich ihr Gebiet auf wenige Quadratmeilen bei Monrovia am kleinen Kap-Mount-Flusse und am Mittellauf des St. Paul.

Um so bedeutender sind die Golahs in den Urwaldgebieten des genannten Stromes bis nahe an die Mandingo-Hochebene. Ihren Kriegsruhm verdanken sie ihrem ebenso tapferen, wie schlauen König Fan Kweh-Kweh, der in der wohlverschanzten Stadt Sublum residiert. Die Golahs gehen stets bewaffnet, sind äußerst stolz auf ihren kriegerischen Ruhm und verschlossen, dabei diebisch und mißtrauisch. Den Weißen gegenüber verhalten sie sich unfreundlich.

Aehnlich kriegerisch und habsüchtig sind ihre östlichen Nachbarn, die Pessies, welche in unausgesetzter Fehde mit den Busies leben, welche westlich vom St. Paul und nördlich von den Golahs ein thalreiches Hügelland bewohnen. Sie treiben mit Vorliebe und Geschick Ackerbau, kultivieren stark Baumwolle und fertigen hübsche Decken zum Verkauf. Sie sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag.

Hinter den Busies beginnt die Mandingo-Hochebene, welche der gleichnamige Stamm bewohnt. Zwei Hauptorte des Stammes sind die ansehnlichen Flecken Musardu und Madina. Außer Ackerbau steht auch die Weberei in hoher Blüte; auch verstehen die Mandingos vortrefflich Leder herzustellen und zu verarbeiten, Goldwaren zu fabrizieren und die verschiedenartigsten Eisenartikel zu schmieden. Sie sind ohne Ausnahme Mohammedaner; überall unterhalten Derwische Schulen, in denen sie die Jugend die arabische Sprache lesen und schreiben lehren.

Die relativ weit vorgeschrittene Kultur der Mandingos zeigt sich auch in einer gewissen Manierlichkeit und Gesittung.

Trotz mancher Uebereinstimmung welche die Sprachen dieser Stämme zeigen, sind sie dennoch sehr verschieden, so zwar, daß die Leute eines Stammes sich mit denen eines anderen nicht verständigen können. In Wirklichkeit giebt es aber unter jedem Stamm genug Leute, welche drei bis vier Negersprachen sprechen und den Verkehr leicht vermitteln. In verkehrsreichen Binnenstädten treten auch verschiedene Idiome nebeneinander auf, z. B. hört man in der Vey-Stadt Boporo außer der Vey-Sprache noch Mandingo, Pessie, Busie, Golah 2c. durcheinander. Nebenher wird auch viel Englisch gesprochen und zwar von solchen Leuten, die ihre Jugendzeit an der Küste verbrachten. Näher am Meere sind zahlreiche Bewohner der Negerdörfer wenigstens des sogen. Negerenglisch mächtig, das eine Art lingua franca fast an der ganzen Westküste von Afrika bildet. Endlich trifft man überall, auch im fernsten Binnenlande, in der Sprache der Schwarzen noch spanische und portugiesische Fragmente, so das Wort save = Wissen, indem man im Negerenglisch beispielsweise sagt: me not save, ich weiß nicht. Außerordentlich verbreitet ist der Ausdruck „palaver“, der zunächst irgend eine öffentliche Versammlung, Verhandlung bezeichnet, zugleich aber ebenso, wie das spanische Ursprungswort „palabra“, eine überaus weite Bedeutung hat. Beispielsweise hört man: „that be no p'laver“ = es ist nicht der Mühe wert, darüber zu sprechen, oder: „that be wowo p'laver“ = das ist ein schlimmer Fall, oder: „i make you p'laver“ = ich bringe Dich vor den Richter u. s. w.

Um auch von der staatlichen Einrichtung dieser Eingeborenen zu sprechen, so haben die erblichen Fürsten, welche an der Spitze eines Stammes oder Stammesteiles stehen, weder eine glänzende Hofhaltung, noch ein stehendes Heer, noch überhaupt eine besonders große oder gar unbeschränkte Macht, obwohl sie, selbst die kleinsten unter ihnen nicht ausgenommen, immer eine gewisse Würde zu wahren wissen. Nur in Kriegszeiten scheint ihnen ihr Volk ganz von selbst eine Art von Dictatur zuzugestehen. Ebenso sind Reisen eine Gelegenheit für den Häuptling, sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Er hat dann immer einen wahren Troß von hohen Würdenträgern und Kriegern bei sich, welche in die feinsten Togas gekleidet sind und eine Masse von Waffen, alte europäische Kavalleriesäbel, schwere Reiterpistolen und schöngearbeitete Dolche einheimischen Fabrikats tragen. Desgleichen befindet sich dann ein Teil des Harems im Gefolge des Herrschers, welch letzterer als Zeichen seiner Würde eine Mütze von Otter- oder Leopardenhaut auf dem Kopfe hat, während seine Füße, ebenso wie jene seiner Begleiter, blos bleiben. Auch ein Recht zur Besteuerung haben diese schwarzen Potentaten

niemals, ihr Besitztum wird lediglich von ihren Frauen und Sklaven gebildet. Von ersteren haben manche jener kleinen Monarchen 20, 50, 100 und mehr, von letzteren nicht selten sogar einige Hundert aufzuweisen. Es ist eine solche Anhäufung von Personal übrigens um deswillen sehr erleichtert, weil der Fürst mit der Herrschaft immer auch die Frauen, Sklaven und das übrige Eigentum seines Vaters erbt. In vielen Fällen hat ein Stammesoberhaupt auch Vasallen, denn jede größere Niederlassung steht unter einem Häuptling (chief, headman). Doch sind dieselben in Friedenszeiten völlig unabhängig, und sie legen sich sogar gern den Königstitel bei, obwohl sie in ihrem Dorfe im Grunde nur eine patriarchalische Rolle spielen und ebenso wie ihr Lehnsherr keinerlei Abgabe von ihren Unterthanen erhalten, sondern auf den Ertrag der Arbeit ihrer Frauen und Sklaven angewiesen sind.

Ziehen wir nun das Fazit aus dem bisher gesagten, so wird man gewiß darin mit uns übereinstimmen, daß das an sich so hoffnungsreiche Ländchen, welches in vielen Beziehungen so reich von der Natur gesegnet und ausgestattet ist, im letzten Grunde doch das Opfer von nichts anderem, als von einem falschen politischen Prinzip ist. Es bestätigt sich auch in Liberia die Thatsache, daß der doktrinäre Liberalismus unfruchtbar und unfähig ist zur Staatenbildung und zur Hervorrufung gesitteter und geordneter Zustände.

Mag es noch so gut gemeint gewesen sein, es war vor allen Dingen ein verhängnisvoller Fehler, bei Gründung des Negerfreistaates Liberia prinzipiell alle Weißen auszuschließen. Damit wurden falsche Emanzipationsgelüste in den Schwarzen herausgefordert. Ein weiterer Fehler bestand darin, daß, als man dieser Gelüste nicht mehr Herr werden konnte und zur Unabhängigkeitserklärung schritt, der Mutterstaat Amerika nicht eingriff, um sein Protektorat nötigenfalls auf dem Wege der Gewalt aufrecht zu erhalten. Amerika mochte sich bei dieser Enthaltung freilich wohl sagen, daß es ihm, dem Freistaat, übel angestanden haben würde, sein vergöttertes Prinzip selbst ins Gesicht zu schlagen. So band der doktrinäre Liberalismus dem Schöpfer die Hände, daß er unthätig dem unaufhaltsamen Verfall seiner Schöpfung zusehen mußte. Aus diesem nämlichen Grunde ist die amerikanische Union auch für die Zukunft an einer rettenden That Liberia gegenüber verhindert, da eine solche nach Lage der Sache eben nur ein Gewaltakt, die Schaffung einer Sequestration des gänzlich verlotterten Staatswesens sein könnte.

Wird nun unter diesen Umständen überhaupt Hülfe kommen und von welcher Seite? Hülfe wird bei dem hervorragenden Interesse, welches Europa neuerdings an der Entwickelung, resp. Verteilung, des schwarzen Erdteils nimmt, sicher kommen, es wird sehr bald eine liberianische Frage, spätestens 1889, auftauchen! Wer aber wird sie lösen? Die meiste Berechtigung, seine materiellen Interessen in Liberia zu wahren und einzugreifen, hat unzweifelhaft England; es fragt sich nur, ob England, welches nur seine egoistischen Handels- und Krämerinteressen kennt, imstande sein wird, Liberia auch moralisch aus dem Sumpfe zu ziehen. Nach den bisherigen Leistungen John Bull's in anderen Kolonien, wo er geradezu ein Raubsystem organisierte, müssen wir ihm die Qualifikation unbedingt absprechen. Viel geeigneter wäre Deutschland, allein bei der heutigen politischen Konstellation ist es sehr zu bezweifeln, daß Deutschland dieser Aufgabe sich unterziehen wird. Zu wünschen wäre es freilich im beiderseitigen Interesse, denn ein Negerstaat kann nur prosperieren, wenn eine starke monarchische Hand über ihn herrscht, welche die republikanische Unklarheit und Unsicherheit beseitigt.

Geographische Neuigkeiten.

* Der Bezirk der Missionen in Argentinien. Unter dem Titel „El Teritorio de las Misiones, por Ramon Lista" erschien vor einigen Jahren in Buenos Aires eine Schilderung des Gebietes der Missionen in der Argentinischen Republik, welche 114 Quartseiten Text nebst zwei Karten und zwei Illustrationen umfaßt und eine der wesentlichsten Bereicherungen unserer Kunde der betreffenden Gegenden bildet. Unsere Leser kennen den Verfasser bereits als einen der kenntnisreichsten und kühnsten Forscher durch seine Reisen in Patagonien und Feuerland, über welche wir mehrfach berichtet haben. Allein wir möchten auf das vorgenannte Werk noch ganz besonders hinweisen als auf eine ganz vorzügliche, anschauliche und vollständige Schilderung eines der reichsten Bezirke der Argentinischen Republik, welcher schon früher der Schauplatz einer sorgfältigen Kultur war und für die künftige Kolonisation durch europäische Einwanderer die günstigsten Aussichten bietet. Der Verfasser wurde im Jahre 1882 von der Regierung mit der Erforschung des genannten Gebietes betraut mit dem besonderen Auftrag, in demselben diejenigen Oertlichkeiten zu bezeichnen, welche zur Gründung von Kolonien besonders geeignet wären. Er schiffte sich am 26. Mai nach Corrientes ein, begab sich von da nach Ituzaingó, einem Städtchen am Paraná, und verfolgte von da seine Reise auf einem kleinen Dampfer bis zum 20. Juni nach Posadas, der Hauptstadt der Provinz. Zwei Tage darauf begab er sich, vom Gouverneur mit einer Eskorte von drei Bewaffneten versehen, nach den Ufern des Uruguay und folgte der Straße, welche über San José, Apostoles und Concepcion nach San Javier führt. Nachdem er hier eine Barke gemietet hatte, lief er am 28. Juni aus dem Hafen von San Javier aus, um den oberen Uruguay hinaufzufahren, soweit dies möglich wäre. Der Ausflug dauerte sieben Tage und Lista legte in dieser Zeit 75 Km. zurück und hatte fortwährend



mit den schwierigsten Hindernissen zu kämpfen, welche der Fluß in dieser Winterszeit darbietet, wo der gewöhnliche Wasserstand sich in ganz schrecklicher Weise vermindert. Nachdem er nach Posadas zurückgekehrt war, schiffte er am 15. Juli sich mit seiner Geleitsmannschaft und seinen Gefährten an Bord des „Caremá" ein, welcher im Begriff war, direkt nach Tacurù-pucù am oberen Paraná unter Segel zu gehen. Er erreichte nach einer raschen und interessanten Fahrt seinen Bestimmungsort am 23. und besorgte noch am selben Tage die nötigen Einschiffungen, um die Reise fortzusetzen und in den noch unerforschten Teil des Flusses vorzudringen. Dank der Unerschrockenheit seiner Gefährten auf dieser gefährlichen Fahrt, konnte er zu Wasser unter stetem Bugsieren bis zur Barre des Pozuelos-Flusses gelangen. Allein die Fahrt den Paraná hinauf war so mühsam und schwierig und die Strömung so reißend, daß auf der Fahrt zu Thal, ohne die Anwendung der Ruderkraft in einem einzigen Tage zwanzig französische Meilen zurückgelegt wurden. Am 9. August fuhr er den J-guazù bis zu dem Victoria-Fall hinan, einem mächtigen Wassersturz, in welchem eine ungeheure Wassermasse über eine 50 m. hohe Felsbank herabfällt. Am 12. verbrachte er die Nacht an der Mündung des Rio Yacy, und am 13. und 14. begab er sich nach dem Wasserfall des Nacunday und erforschte den Aguara-guazù und den Piraymìnù am argentinischen Ufer. Am 15. lief er in den Piray-guazù ein, befuhr ihn im Boot ungefähr 10 Km. weit, und nachdem er am folgenden Tage den Paraná weiter hinabgefahren war und am 18. den Hafen Corpus erreicht hatte, entließ er seine Eskorte und machte sich in Begleitung eines brasilianischen Ansiedlers auf den Weg, um die Ruinen des Jesuitendorfs zu besuchen. Die anderen Tage bis zum 25. August, wo er sich nach dem Hafen Candelaria begab, wurden auf die Erforschung der kleinen Nebenflüsse des Paraná verwendet, welchen man unterwegs bis zur Einmündung des Yabebiry begegnete. „Kein Land", sagt Lista am Schlusse, „ist von der Natur so günstig für die Kolonisation veranlagt, wie die Misiones. Mit den großen hydrographischen Arterien, welche dasselbe durchschneiden und bewässern, verbindet sich die Güte des Klima's und die unaussprechliche Fruchtbarkeit des Bodens, auf welchem Baumwolle, Reis, Kaffee und Tabak vorzüglich gedeihen und in jedem Falle reiche und ausgedehnte Ufergelände sich darbieten, auf welchen jede der Kolonien in der Fülle ihrer biologischen Verrichtungen leben könnte. Andererseits bedecken gewaltige, dichte und große Wälder Hunderte von Quadratmeilen in den Thälern und auf den Höhen und liefern viele Tausende von Cedern und Fichten, unter deren zeltartigen Kronen eine Menge Flüsse und Bäche, worunter manche schiffbare, vorüberfließen und sämtlich für die Zwecke und Bedürfnisse des Ackerbaues und der Industrie leicht nutzbar gemacht werden können". Nachdem der Verfasser dann in Kürze die Ergebnisse und Reihenfolge seiner Reise beschrieben und auf die ersten Erforschungen und auf die Geschichte dieses Teils der neuen Welt seit der spanischen Eroberung hingewiesen hat, prüft er in seinem Buche das Land unter den verschiedensten Gesichtspunkten, schildert seine Grenzen, die Orographie, Geographie, Ethnographie, das Klima, die Verkehrswege für den Handel, die Fauna und Flora (wobei er der Yerba maté, dem Paraguay-Thee und dessen Kultur, als dem wichtigsten Erzeugnis für diese Gegenden, ein besonderes Kapitel widmet) auf das eingehendste, gibt ein Verzeichnis der Pflanzen, welche daselbst vorkommen, der Tiere, welche dort ihren Standort haben, der eingeborenen Stämme, welche dort wohnen, und beschließt das schätzbare Bild durch Aufzeichnung der Vorteile, die jener Landstrich der Kolonisation darbietet. Er fügt dieser Schilderung dann noch den Wortlaut eines von der Regierung der Argentinischen Republik erlassenen Mandats für die Beförderung der Einwanderung und Besiedelung bei. Den Text begleiten eine Generalkarte des Gebietes und seiner angrenzenden Nachbarländer und eine Spezialkarte des oberen Paraná von Posadas nach Tacurù-pucù (Maßstab 1 : 504,000) und zwei Ansichten der Ufer des oberen Paraná und des Victoria-Wasserfalls. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Schrift auch in einer deutschen Bearbeitung erscheinen würde, denn in jenem Lande wäre noch Raum genug für Tausende von deutschen Ansiedlern.

* Der untere Camacuam im südlichen Brasilien. Unser geehrter Mitarbeiter Herr Dr. H. v. Jhering gibt in einem der jüngsten Hefte von „Petermann's Mitteilungen" die Schilderung einer kurzen Reise, welche er mit Herrn Soyaux vor zwei Jahren den Fluß Camacuam hinauf gemacht hat. Dieser Fluß, welcher den südlichen Teil der Provinz Rio Grande do Sul durchströmt und sich in die Lagune oder den See von Pasos ergießt, wurde von seinem Delta aus bis zur Stadt San José hinangefahren. Der Reisende gibt eine sehr eingehende Schilderung des Flusses und jeder einzelnen Tagereise, faßt aber dessen einzelne physikalische Züge folgendermaßen zusammen: Im Unterlauf des Camacuam von dem Passo de Bom Sera bis zur Barre beschreibt der Fluß zahlreiche starke Krümmungen, und es zeigt sich ein auffallender Kontrast zwischen den beiden Ufern: während nämlich das rechte Ufer steil und bewaldet, ist das linke flach und mit Sand oder Kies bedeckt. Auf der letzteren Seite des Flusses gibt es eine Menge Sandbänke, während das Fahrwasser in der Nähe des steilen Ufers unwandelbar tief und die Strömung stark ist. Das hohe Ufer heißt „Barranca"; das „Areial" oder die Sandbank besteht entweder aus Sand und Kies oder aus großen glatten Kieseln und Steinen von mehr als einem Fuß Länge. Die thonigen Kieselsteine müssen aus einer weiten Entfernung nach ihrem gegenwärtigen Lagerplatze getragen worden sein, da der Reisende auf seiner Fahrt kein entsprechendes Gestein fand. Im Gegensatz zu dem Unterlauf ist der Charakter der Landes oberhalb dem Passo

de Bom Sera derselbe auf beiden Seiten des Flusses. Die Ufer sind bewaldet und senken sich sanft und allmählich zu dem Flusse ab; der Lauf des Flusses ist weniger gewunden und die Strömung nicht so stark. In den Wintermonaten enthält der Fluß eine ungeheure Wassermasse, die aber in der trockenen Jahreszeit sehr bedeutend abnimmt. Im allgemeinen kann man sagen, der Camacuam habe eine sehr starke Strömung und nehme unter den schiffbaren Flüssen der Provinz eine bedeutende Stelle ein. Das Brennholz vom Camacuam ist sehr geschätzt, da seine Wälder viele wertvolle Hölzer, wie Cedern und Angico, enthalten. Was die Verteilung der „Campos“ oder Striche offenen Graslandes und der waldbedeckten Landstriche betrifft, so ist der Reisende der Ansicht, daß sich diese nicht genügend durch eine Erwägung der Bodenbeschaffenheit und des Klima-Unterschieds erklären läßt. Die Campos liegen unfehlbar auf einem höheren Niveau als die Wälder und haben nicht denselben Untergrund. Aus seinen Beobachtungen schließt er, daß diese Verteilung sich nur erklären läßt, wenn aus den Daten, die die Geologie bezüglich der tertiären Bildungen liefert, die Verteilung von Wasser und Land während der hauptsächlichsten Epochen der Tertiärformation und ebenso der diluvialen und alluvialen Epochen mindestens in ihren Hauptzügen bestimmt wird. Er vermutet, daß die hohen „Campo-Barrancas“ des Camacuam der diluvialen Periode angehören, während die anstoßenden Waldländer alluvialen Ursprungs sind. Dr. v. Ihering's Karte des Flusses und namentlich seines Delta's ist sehr sorgfältig aufgenommen. Die von dem Regierungsingenieur aufgenommene jüngste Karte des Flusses (von 1882) ist merkwürdig ungenau und gibt dem Flusse nur drei Mündungen anstatt fünf, ist aber auch in anderer Hinsicht nicht zuverlässig, so daß die Karte Dr. v. Ihering's eine wirkliche Ergänzung der Kartographie dieser Region ist.

Litteratur.

* **Bergner, Rudolf: Rumänien.** Eine Darstellung des Landes und der Leute. Mit 26 Illustrationen und einer Karte. Breslau, J. U. Kern's Verlag, 1887. — Das junge Königreich Rumänien zu schildern, wie es unter einem deutschen Herrscher in den Kreis der europäischen Kulturstaaten geworden, seit es sich aus den früheren rechtlosen und trostlosen Zuständen der Korruption und Adelsherrschaft emporgearbeitet hat, ist ein lobens- und dankenswertes Unternehmen, um so mehr als eine solche wahrheitsgetreue Schilderung der Gegenwart uns erlaubt, die thatsächlichen heutigen Zustände mit denjenigen zu vergleichen, wie sie uns vor einem Menschenalter von anderen deutschen Reisenden ebenfalls getreu und ohne Schminke beschrieben worden sind. Dies ist einer der wichtigsten Beweggründe, warum wir das vorliegende Werk von Rud. Bergner herzlich willkommen heißen, welches überall den gewandten, aufmerksamen, weltkundigen Beobachter verrät, der mit genügenden Vorkenntnissen, aber ohne Voreingenommenheit ein in so vieler Hinsicht interessantes Land betritt und aus eigenster Anschauung schildert. Sein Buch zerfällt in zwei Teile, nämlich in die eigentliche Reise durch das Land, die ihn von Kronstadt aus über den königlichen Sommeraufenthalt Sinaia nach Bukurest, dann in die Moldau, in die Karpathen, an die Donau und in die Walachei führt und mit der Beschreibung eines Herbst- und Winteraufenthalts in Bukurest endet, und in den zweiten Teil: Rumänien in wissenschaftlicher Darstellung, welcher einen geo- und topographischen, einen historischen, politischen und statistischen und einen kulturhistorischen Abschnitt umfaßt und eine gedrängte, aber erschöpfend genaue Beschreibung des rumänischen Staates, seiner Entwickelung, seiner Hülfsquellen und Zustände, sowie der Litteratur über Rumänien gibt und in sehr lehrreicher und zweckmäßiger Weise gut illustriert ist. Gewährt die Lektüre des ersten Teils eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, so macht der zweite Teil das Werk zu einem Nachschlagebuch von bleibendem Wert, zu einer willkommenen Bereicherung jeder guten Bibliothek, und ist daher unter den Neuigkeiten der geographischen Litteratur als eine der empfehlenswertesten und gemeinnützigsten zu verzeichnen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 10. Stuttgart, 5. März **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Sexualitätsfrage.

Von Professor Dr. E. Nagel.

Obgleich der allgemeine, in den Kulturländern wahrgenommene, regelmäßige Knabenüberschuß[1] der Neugeborenen von keiner einschneidenden Wichtigkeit für die Erhaltung des Gleichgewichtes der Geschlechter ist, da derselbe bereits nach dem 1. — 2. Lebensjahr durch die hohe Sterblichkeit der Knaben nicht nur ausgeglichen ist, sondern durch die auch im erwachsenen Lebensalter die Männer stärker bedrohende Todesgefahr sogar einem permanenten Frauenüberschuß Platz macht, so entbehrt dennoch die noch immer einer wissenschaftlichen Lösung harrende Sexualitätsfrage für den Anthropologen und den Statistiker nicht eines gewissen Interesses, und es äußert sich das Bedürfnis nach einer halbwegs plausiblen Erklärung dieser Erscheinung dadurch, daß die Verfasser von statistischen Lehr- und Jahrbüchern stets auf dieselbe zurückkommen und die eine oder andere Hypothese zu deren Erklärung heranziehen.

Sämtliche Theorien — von Aristoteles angefangen, welcher beobachtet hat, daß Tauben meistens zwei Eier, erst ein männliches, dann ein weibliches, ausbrüten, folglich bei unpaarigen Bruten die männlichen Jungen im Vorteile sind — bis auf die Neuzeit, haben sich als unhaltbar erwiesen. Am längsten imponierte noch die Sadler-Hofaker'sche Theorie den Forschern auf diesem Gebiete, nämlich jene von dem Einflusse des relativen Alters beider Eltern, bis auch diese durch gegenteilige statistische Erhebungen gestürzt wurde. Auch psychische Momente wurden ins Feld geführt: so äußert sich G. Mayer in seinem ausgezeichneten Buche über die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben folgendermaßen: „Das Walten von Einflüssen der letzterwähnten Art — der psychischen nämlich — würde nicht minder gut als die Sadler-Hofaker'sche Theorie den geringeren Knabenüberschuß bei Unehelichen erklären. Währenddem die eheliche Mutter, sobald sie empfangen hat, in der Regel einen Knaben und nur selten ein Mädchen erhofft, machen sich bei der unehelichen Mutter vorwaltend die Empfindungen der Reue über den Fehltritt, verbunden mit der Apathie gegen die Geschlechtszugehörigkeit des zu erwartenden Kindes, geltend."

Die Auffindung eines Naturgesetzes, wonach bei den Menschen und Tieren (insoweit für letztere verläßliche statistische Daten vorliegen) in der Regel die Männchen, unter Umständen, besonders bei Tieren, unzweifelhaft die Weibchen vorherrschen, ist bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Zwar hat Heyer vor einigen Jahren Versuche mit Hanf und Bingelkraut angestellt, und gefunden, daß diese Pflanzen — wie er behauptet — unter allen Umständen und an den verschiedensten Standorten einen sich stets gleichbleibenden Ueberschuß männlicher Individuen hervorbringen, und gemeint, daß dieses Naturgesetz auch im Tierreiche allenthalben herrsche; ein derartiges Naturgesetz kann jedoch nur so weit zugegeben werden, als die Tendenz zur Gleichzahl der Geschlechter mit meist unerheblichen Abweichungen nach beiden Extremen hin überall hervortritt; denn schon beim Hanf zeigt sich ein Unterschied bezüglich der Proportion der Abkömmlinge,

[1] Die Proportion schwankt im Mittel zwischen 106 und 105, je nachdem man sämtliche Neugeborene oder nur die Lebendgeborenen zählt. Bei den Totgeborenen ist dieselbe 126—140, bei Erstgebärenden durchschnittlich nach Bidder = 111.5, im zu jugendlichen Alter derselben 136.2, im zu sehr vorgerücktem Alter derselben = 150.

je nachdem derselbe im Frühjahr oder im Herbste angebaut wird; in ersterem Falle heißt derselbe Sommerhanf und treibt eine größere Zahl männlicher Pflanzen als der Winterhanf, und von den Cucurbitaceen: den Melonen, Kürbissen, weiß man, daß sie auf trockenem Boden und sonnigen Stellen viel mehr männliche Blüten hervorbringen, als an feuchten und schattigen Standorten, und ähnlich verhält es sich bei der Zucht der Haustiere, welche je nach der Art und dem Zwecke derselben: ob Vermehrung bei Inzucht oder Veredlung durch Kreuzung entweder mehr männliche oder mehr weibliche Nachkommen und zwar wieder in einer genau bestimmten Proportion, zur Welt bringen. Bei der Kälberwirtschaft fallen auf 100 Kuhkälber 128 Stierkälber. In den Meiereien, wo die Zuchttiere besseren Schlages ausgesucht werden, und in den Gestüten herrschen die weiblichen Jungen vor. Beim Menschen richtet sich der Knabenüberschuß — immer in konstanten Zahlen ausdrückbar — nach dem absoluten Alter der Mutter, der Legitimität, der Erst- oder Mehrgeburt und ganz besonders nach der ehelichen Fruchtbarkeit, obgleich diese aus tausend natürlichen oder sozialen Gründen oft latent bleibt. Schon Hofaker bemerkt, daß diejenigen Frauen, von denen es bekannt ist, daß sie besonders fruchtbar waren, auch unverhältnismäßig viele Knaben erzeugt haben.

Bei der sogen. Kälberwirtschaft, wo es sich hauptsächlich um reichliche Nachkommenschaft handelt, nicht aber um die Hervorbringung einer besseren Rasse, überwiegen die Stierkälber bedeutend und verhalten sich z. B. in Niederösterreich wie 128 zu 100 Kuhkälbern. Ganz dasselbe findet sich bei der ländlichen Pferdezucht (oder wenigstens ein geringerer weiblicher Ueberschuß) neben einer Fruchtbarkeit von gleich 80 Prozent, wohingegen in den Edelgestüten Oesterreichs die lebend geborenen Hengstfüllen sich zu den Stutenfüllen verhalten wie 92 bis 89 zu 100, mithin ein starker Ausfall an männlichen Geburten neben einer schwachen Fruchtbarkeit = 56 Prozent. Das Rind, das Pferd sind polygame Tiere. Die Polygamie ist den weiblichen, die Polyandrie den männlichen Nachkommen günstiger; die Singvögel, der Hund, leben in der Polyandrie und erzeugen mehr männliche Junge, sind auch sehr fruchtbar. Der höchste Grad von Polyandrie findet sich bei den meisten Fischen, deren enorme Fruchtbarkeit bekannt ist, denn es begleiten stets drei oder auch mehr Männchen das laichende Weibchen; die männlichen Jungen überwiegen aber auch die weiblichen nach Bloch bei den Seefischen um das Dreifache.

Die Monogamie steht zwischen Polyandrie und Polygynie oder Polygamie in der Mitte, nähert sich aber schon der Polyandrie. Die ehelichen Geburten folgen ziemlich rasch aufeinander, daher der Knabenüberschuß. Unter den unehelichen Kindern ist dieser vermöge der geringeren Frequenz der Geburten um 1 bis 2 Prozent geringer.

Auf den Parallelismus zwischen Fruchtbarkeit und männlichem Ueberschuß habe ich bereits in früheren Aufsätzen, auch in dieser Zeitschrift,[1] hingewiesen, ohne jedoch den causalen Zusammenhang beider Erscheinungen damals angeben zu können. Es wird vielleicht nicht gewagt erscheinen, an der Hand der Abstammungslehre und seither vom Verfasser dieser Studie gesammelter statistischer Daten über die Sexualität beim Menschen und den Haustieren den Versuch zur Klärung dieser gegenseitigen Beziehungen zu machen. Jene Lehre stellt bekanntlich den Satz auf, daß der Embryo während seiner Entwickelung eine Metamorphose durchmache, welche in mancher Beziehung eine Rekapitulation jener Umwandlungen ist, welche die vorausgegangenen einfacheren, in der Reihe der Organismen tiefer stehenden, lebenden oder ausgestorbenen Spezies im Laufe von Jahrtausenden erfahren haben. Ferner lehrt dieselbe, und jeder rationelle und erfahrene Züchter weiß es, daß bei jeder Abweichung von der natürlichen Fortpflanzung, beispielsweise bei der Inzucht, gewisse Bildungsfehler vorzukommen pflegen, welche an die normalen Attribute noch lebender oder bereits ausgestorbener Typen niederer Tierklassen, beispielsweise die Zwitterbildung erinnern. Diese sogenannten Rückschläge können dann weiter vererbt und gehäuft werden, bis sie eine gewisse Häufigkeit des Vorkommens erreicht haben: sie werden konstant. Als ein solcher Rückschlag auf viel niedriger stehende Tiere, die Bienen, kann folglich auch die Anlage betrachtet werden, über die normale Gleichzahl[2] männlicher und weiblicher Eier hinaus überzählige männliche zu erzeugen; die Bienenkönigin setzt gegen 6000 unbefruchtete männliche Eier ab, aus denen sich Drohnen entwickelten; allein auch die weiblichen Arbeiterinnen sind befähigt, durch Jungfernzeugung — Parthenogenese — männliche Nachkommen — Drohnen — hervorzubringen, aber keine weiblichen. Dieser bei Bienen, nach Lubbock auch bei Wespen und Ameisen vorkommende, dort normale Prozeß, kann nur in anomaler Weise, unter anomalen Umständen — und als solche kann Inzucht und exzessive Fruchtbarkeit allerdings betrachtet werden — sich durch Rückschlag bei den Descendenten, nämlich den höher organisierten Tierklassen, wiederholen, wie denn wirklich die sehr fruchtbaren Herbivoren und die Fische hiefür ein schlagendes Beispiel abgeben. Alle jene Bedingungen, welche bei der konzeptionsfähigen Frau die Fruchtbarkeit in anomaler Weise erhöhen, ganz besonders aber die Häufigkeit der

[1] Siehe „Ausland“ 1876, Nr. 19 und 20.

[2] Jüngstens hat Düsing in Jena in einer mit vielem Scharfsinn behandelten Arbeit über die Regulierung der Geschlechter das verschiedene Alter der väterlichen und mütterlichen Zeugungszellen, dann die Ernährung der Mutter als Faktoren der Gleichzahl hingestellt. Damit wird jedoch der gesetzmäßige Knabenüberschuß nicht erklärt. Ist es doch viel einfacher, anzunehmen, daß im weiblichen Eierstocke eine gleiche Zahl beider Sorten bereits vor der Befruchtung präliminiert sei. Manche Tiere, das Reh, die Löwin, die Taube, erzeugen fast ausnahmslos ein Paar, von denen eines weiblich, das andere männlich ist.



Geburten vermehren diese Anlage. Als eine solche widernatürliche Fruchtbarkeit kann die bereits um die Pubertätszeit sehr entwickelte und die noch in den klimakterischen Jahren, gegen das Lebensalter von fünfzig Jahren, noch vorhandene Gebährfähigkeit angesehen werden. In der That erzeugen diese Frauen viel mehr Knaben als die im Alter von 25—35 Jahren. Die unehelichen Schwangerschaften folgen nicht so rasch nacheinander, daher auch weniger Knaben als bei den ehelichen.

Im Orient, wo die Pubertät der Frauen frühzeitig eintritt, steigert sich der Knabenüberschuß bis zur Höhe von 115 auf 100 Mädchen, wie dies wirklich für diese Länder statistisch nachgewiesen ist.

Die abnorm erhöhte Maskulinität kann ohne weiters aus dem Grunde als ein Gebrechen der Fortpflanzung angesehen werden, weil dieselbe in dem Maße, als bei einer bestimmten Rasse die weiblichen Nachkommen durch männliche substituiert werden, die Vermehrung der Nachkommen und schließlich der Fortbestand derselben gefährdet ward, da die Erhaltung der Gattung von der Zahl der weiblichen, nicht aber der männlichen abhängt. Wirklich lehrt die Erfahrung, daß in Gefangenschaft geratene exotische Tiere, z. B. in den Menagerien, sich durch schwache Produktion von Jungen auszeichnen, unter denen die männlichen stark vorherrschen; währenddem die in den Museen aufbewahrten Exemplare derselben Art größtenteils weiblichen Geschlechtes sind. Bei den Bastarden zwischen Pferd und Esel, Ziegenbock und Schaf, Hund und Wolf und der Singvögel, wie auch deren Mischlingen untereinander, prädominieren gleichfalls die Männchen, wie dies schon Buffon anführt. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Jüdinnen, welche bekanntlich sich durch einen hohen Prozentsatz der Knaben auszeichnen — wie ich in meiner Statistik der Zwillinge zuerst nachgewiesen habe — an letzteren sehr arm sind, was in gewisser Beziehung als eine Unvollkommenheit betrachtet werden kann; auch Rückschläge anderer Art, wie Taubstummheit, Idiotismus, der Klumpfuß, die retinitis pigmentosa — eine Netzhauterkrankung des Auges zufolge von erblicher Anlage — kommt bei den Angehörigen dieser Konfession häufiger vor, als bei anderen.

Die Abweichung nach der anderen Seite — der weibliche Ueberschuß — ist beim Menschen nur ausnahmsweise bei sterilen Frauen oder im mittleren Lebensalter derselben bei Benützung nicht hinreichend großer Zahlen konstatiert worden. Rückschlag und Vererbung einer femininen Anlage spielen eben hiebei keine Rolle. Die zeitweise Sterilität der Frauen, große Pausen zwischen den Geburten, begünstigen einen weiblichen Ueberschuß entschieden; so hat Galton aus einem reichhaltigen statistischen Material die Thatsache erhoben, daß sich zur Zeit in Großbritannien in der dortigen wohlhabenden Bevölkerung eine auffallende Abnahme der männlichen Nachkommenschaft bei gleichzeitig bestehender sehr schwacher ehelicher Fruchtbarkeit beobachten lasse. Der Zusammenhang dieses übrigens nur scheinbaren weiblichen Ueberschusses mit Sterilität läßt sich nicht auf ähnliche Weise erklären, wie wir dies für den Knabenüberschuß versucht haben.

Bei den in Freiheit lebenden, wenig produktiven Raubvögeln, welche meistens eine gleiche Zahl von jedem Geschlechte ausbrüten, und bei den großen, selten tragenden Säugetieren, welche regelmäßig nur ein Junges gebären, mag der größere Verbrauch der Männchen, wie sich der berühmte Alfred Brehm zum Verfasser dieser Zeilen bei Gelegenheit seines Besuches in Budapest ausgedrückt hat, der Kampf um das Weibchen, eine Rolle spielen und die relative Seltenheit der geschossenen männlichen Exemplare erklären. Bei unfruchtbaren Familien, wie dies nach Galton vorkommt, dürfte eine exzessive Frequenz von Totgeburten die Ursache scheinbaren männlichen Defizits sein, da unter den Totgeborenen die Knaben bedeutend überwiegen.

Die Zweckmäßigkeit des männlichen Ueberschusses bei den sehr fruchtbaren Tierspezies für die Erhaltung des numerischen Gleichgewichtes zwischen den auf dasselbe Nährgebiet angewiesenen Arten läßt sich nicht verkennen. Währenddem nämlich ein weiblicher Ueberschuß bei mittlerer Fruchtbarkeit schon eine Verdrängung und Vernichtung der weniger fruchtbaren Arten zur Folge hätte, wird im Gegenteile durch den männlichen Ueberschuß die Vermehrungsfähigkeit sehr produktiver Tierklassen eingeschränkt, da die Erhaltung und der Fortbestand der Gattung offenbar nicht von der Zahl zeugungsfähiger Männchen, sondern der Weibchen bedingt wird.

Obgleich nun besagter Rückschlag — die Maskulinität Bertillon's — unter 16 bis 17 Geburtsfällen im Durchschnitt nur einmal vorkommt und davon dieses oder jenes Glied irgend einer Familie scheinbar zufällig betroffen wird, so darf uns gleichwohl die Gesetzlichkeit dieser Erscheinung im Großen und Ganzen ebenso wenig verwundern, wie jene, mit welcher die Zahl der Zwillinge (1 zu 100 Einzelgeborenen), der Totgeburten, der Taubstummen, ja selbst physiologischer Eigenschaften, der Farbe der Augen und der Haare bei einer gewissen Bevölkerung, einer Bevölkerungsklasse, Nationalität oder Konfession konstant dieselbe ist, selbst wenn die benützten großen Zahlen aus verschiedenen Zeitperioden datieren.

Das Zinnerzvorkommen in Bangka.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Das Zinnerz kommt vor auf ursprünglicher Lagerstätte und in Seifen.

Obwohl die Zinnseifen schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durch chinesische Minenwerker ausgebeutet

wurden, so war man doch bis in die fünfziger Jahre noch nicht im Klaren, ob Zinnerz auch auf ursprünglicher Lagerstätte in Bangka vorkäme. Die Ansicht des Dr. Crookewit (eines Naturalisten im Dienste der indischen Regierung) war vorherrschend, alles Zinn stamme von Malakka her; und erst als der Bergingenieur van Diest in dem Sandstein des Hügels Sabong-giri im Distrikte Merawang Zinnerz eingesprengt fand, konnte obige Ansicht, durch eine Thatsache widerlegt, als irrig angesehen werden.

Die indischen Bergingenieure, seit 1851 auf Bangka thätig, begannen nun nach Gängen zu schürfen, wo Anzeichen dafür vorlagen, allein ohne nennenswerten Erfolg. Hingegen lieferten die Schürfarbeiten am Hügel Sabong-giri insofern ein günstiges Resultat, als hierdurch der geologische Bau des Hügels und die Art und Weise des Zinnerzvorkommens im festen Gestein genau bekannt wurde. Der Kern des Hügels zeigte sich als aus Granit bestehend, umgeben von einem Schiefer- und Sandsteinmantel, beide Gesteinsarten zumeist metamorphosiert. Das Zinnerz zeigte sich in vielen unregelmäßig verlaufenen kleinen Spalten und Gängen, letztere zum Teil Turmalin, Schwefelerze und Steinmark führend, und ebenso in kleinen Nestern. Besonders reich war der quarzitische Sandstein an Zinnerz, während der Schiefer äußerst wenig davon enthielt.

Aehnliche Schürfarbeiten am Hügel Salinta, an der Ostküste im Distrikte Pangkal Pinang gelegen, ausgeführt, lieferten gleiche Resultate. Hier war die anregende Ursache der Untersuchungen das Auffinden eines Zinnerz und Wolfram führenden Granitgerölls im Bache Salinta, vom gleichnamigen Hügel entspringend. Der Hügel zeigte denselben geologischen Bau. Zinnerz fand sich eingesprengt im feldspatarmen Granit, in einem Netzwerk von kleinen Spalten und Gängen und in Nestern im quarzitischen Sandstein. Diese führten außerdem auch Wolfram, Turmalin und Glimmer.

Wichtige Daten betreffs des Zinnerzvorkommens auf ursprünglicher Lagerstätte lieferten auch die Erfahrungen beim Abbau der Zinnseifen. Man fand (und besonders bei den Bergzinnseifen), daß das Liegende der Erzlage, zumeist ein stark verwitterter Granit, ebenfalls Zinnerz enthalte, und sah, daß die geübten chinesischen Minenarbeiter das Liegende oft noch auf eine gewisse Tiefe auf Zinnerz verwaschten. Stellenweise fand man auch im Liegenden kleine Zinnerzgänge, aber zu unbedeutend, um abgebaut zu werden.

Auch durch die Ergebnisse der Bohruntersuchungen vervollständigten sich diese Kenntnisse. Wenn letztere im ganzen und großen noch etwas lückenhaft sind, so hat dies zur Ursache, daß man es noch nicht benötigte, aus praktischem Interesse den ursprünglichen Lagerstätten nachzuzuforschen, und weil derartige Untersuchungen sehr kostspielig sind.

Man weiß bis jetzt, daß das Zinnerz in Bangka „ursprünglich“ vorkomme als Stockwerk und als Imprägnation. Ersteres Vorkommen, welches auch die reichsten Seifenlager bildete, findet sich zumeist im nordöstlichen Bangka, in den Distrikten Blinju, Sungei-Liat und Merawang, zu beiden Seiten des nördlichen Granitzuges, und namentlich in der Gegend nördlich und nordöstlich vom Hügel Betong bis zum Thale Liat.

Zumeist sind die „Stockwerke“ schon längst verwittert und weggespült und nur der zinnarme oder erzlose Granitkern ist noch übrig geblieben. Dieses Verhalten zeigt z. B. in schöner Weise der erwähnte Hügel Betong. Aus Granit bestehend, fällt dieser in nördlicher und nordöstlicher Richtung steil ab, zeigt kein Zinnerz und keine Quarzgänge. In südöstlicher Richtung hingegen ist der Granit sowie das Nebengestein in allen Richtungen zerklüftet und von Quarzgängen durchzogen, unter anderen der mächtige Quarzgang am Hügel Inten. Nach der gewiß richtigen Ansicht des verdienstlichen Bergingenieurs de Jongh war der ganze Hügel ehedem von solch einer gangreichen Decke umgeben, welche sich blos am letzteren Orte, geschützt durch den mächtigen Quarzgang, erhalten hatte.

Anzeichen, welche für ein ursprüngliches „stockwerkartiges“ Vorkommen des Zinnerz im nordöstlichen Bangka sprechen, sind folgende:

Zu beiden Seiten des Granitzuges findet man in weiter Ausdehnung an der Grenze zwischen Granit- und Schiefergebirge vielenorts ein Gemenge aus eisenschüssigem Thon, Quarz und Zinnerz bestehend. Es wird dies als „eiserner Hut“ aufgefaßt, als das Ausgehende kleiner Zinnerzgänge, die man in vielen Minen im Liegenden (dem verwitterten anstehenden Gestein) vorfindet. Interessant ist auch das Vorkommen von Quarzkrystallen[1] in der Erzlage in manchen Minen (besonders in der Mine Lubu-kli) und von größeren Zinnerzstücken mehr oder weniger abgerundet.

Im Distrikte Pangkal Pinang, Mittel-Bangka, ist es blos das Laddigebirge, wozu auch der Hügel Salinta gehört, wo man Andeutungen findet früher bestandener „Stockwerke“.

Im Distrikte Djebus ist dieses Vorkommen noch zweifelhaft, im übrigen Bangka unbekannt.

Zinnerz auf ursprünglicher Lagerstätte als „Imprägnation“ im Granit scheint vorgekommen zu sein im südlichen Bangka, in Koba und Toboali, zum großen Teile in Mittelbangka im Mangkolgebirge; ferner im Nordwesten der Insel im Distrikte Muntok und zum Teil in Djebus und in einem kleinen Teile in Sungei-Liat.

Eingesprengt in Granit findet man Zinnerz gegenwärtig an mehreren Orten, z. B. in den Graniten der Hügel Pantja, Silok im Norden; Salinta und Kruwing in Mittelbangka; im Muntaigebirge im Süden. Oft zeigt sich die Gegenwart desselben erst im verwitterten Gestein oder beim Schlemmen desselben.

[1] Diese können auch stammen von Klüften, deren Wände mit Zinnerz geschwängert waren.



Die Seifen von letzteren Gebirgen stammend, sind viel ärmer an Zinnerz als die von Stockwerken herrührenden.

Zinnerz in Gängen von einiger Ausdehnung und ist Mächtigkeit bis jetzt in Bangka nicht gefunden, und trotzdem, daß es vorkommen könnte, so sprechen doch die bisherigen Erfahrungen nicht dafür.

Zinnseifen.

In Bangka unterscheidet man nach dem Vorgange der chinesischen Minenarbeiter Kulit-Minen, Kollong-Minen und Kulit-Kollong-Minen je nach der Art des Abbaues.

In ersteren Minen (Kulit = oberflächlich, Rinde, Haut) befindet sich der Erzwaschkanal unterhalb der Erzschichte, bei den Kollong-Minen (Kollong = tief) oberhalb derselben, wodurch der Abbau erschwert wird; bei den Kulit-Kollong-Minen ist der Abbau gleich wie bei den Kulit-Minen, nur haben sie eine größere Tiefe. Im allgemeinen sind die Kulit-Minen Bergzinnlager, die Kollong-Minen entsprechen den Thalzinnseifen, während die Kulit-Kollong-Minen teils zur einen, teils zur anderen Gruppe zu reihen sind.

Die Kulit-Minen finden sich in der Nähe des erzführenden Gebirges, sind um dasselbe und in demselben abgelagert. Die Mächtigkeit variiert von einigen Dezimeter bis 3—4 Meter, selten beträgt sie mehr. Das Erz ist gewöhnlich in der ganzen Mächtigkeit unregelmäßig verbreitet und nur selten findet man es mehr auf eine Lage konzentriert, in welch letzterem Falle dann auch die sonst stets fehlenden Hangendschichten, aus thonigen Massen und Berggrus bestehend, sich vorfinden. Das Liegende, in Bangka stets Kong genannt, ist das anstehende verwitterte Gestein, zumeist Granit. Dieser enthält in einigen Fällen auch Zinnerz und wird deshalb bis auf eine gewisse Tiefe verwaschen. Die Oberfläche des Kong ist gewöhnlich mehr oder weniger unduliert, zuweilen mit tiefen Löchern versehen, in welch letzteren dann sich stets große Erzmassen abgelagert haben. Der Erzreichtum der Bergzinnseifen ist ungemein verschieden, je nach dem Terrain; und ebenso auch in ein und derselben Gegend, welches man am besten dadurch bemerkt, daß die chinesischen Minenarbeiter eine Stelle ausbeuten, die daneben sich befindliche aber stehen lassen, weil sie nicht genug rentabel ist.

Die Kollong-Minen (Thalzinnseifen) befinden sich in den jetzigen Thälern.

Die Hangendschichten variieren ungemein, was ihre Mächtigkeit und Zusammensetzung betrifft. Erstere beträgt gewöhnlich 5—7 m., steigt aber auch bis 10—16 m.; letztere besteht aus einer sehr veränderlichen Wechsellagerung von Thon- und Sandschichten (feinen und gröbern Körnern), so daß man in jeder Mine ein andersgestaltetes Profil erhält. Die Erzlage (chinesisch Kal-sa) ist nie scharf abgesondert, besteht der Hauptsache nach aus einem Gemenge von Zinnsand und Quarzkies; oft enthält sie Gerölle felsitischer Gesteine (Quarzite, Felsitschiefer), schön ausgebildete Quarzkrystalle, größere Zinnerzklumpen, und hie und da Wolfram, Manganerz, Gold, Titaneisen 2c. Ihre Mächtigkeit variiert von 0.3—1.0 m., und ebenso ist der Erzreichtum verschieden. Meist ist nur eine Erzschichte vorhanden, selten deren mehrere.

Das liegende Kong ist das anstehende zersetzte Gestein, Granit, Schiefer oder Sandstein. Gewöhnlich ist es ein verschieden gefärbter plastischer Thon (Kaolin), zum Teil mit Glimmerblättchen oder Quarzkörnchen gemengt, je nach seiner Natur. Die geübten chinesischen Minenarbeiter unterscheiden viele Abarten. Das Liegende ist oft unduliert und zuweilen mit Spalten versehen, in welchen dann das Erz sich anhäuft und welches zur irrigen Auffassung von Gängen Ursache gab.

Die Verteilung des Zinnerzes in den Thalseifen ist sehr veränderlich. Der Erzreichtum befindet sich oft nur an einer Seite des Thales, dann an der entgegengesetzten oder in der Thalmitte. Dann finden sich wieder erzreiche Partien und große Strecken, wo kein oder wenig Erz sich abgelagert hat.

Die ungleiche Verteilung des Zinnerzes kann man ohne viel Mühe erklären durch Vergleichung des jetzigen Flusses mit dem früheren Wasserlaufe, welcher Erz führte. Gleichwie dort die mitgeführten Gerölle und Schwemmmassen sich ungleich ablagern an dazu günstigen Orten, und diese variieren, so war dasselbe der Fall mit dem früheren Erzlaufe = Erzstrom.

Auch die Abbauwürdigkeit der Thalseifen ihrer Längserstreckung nach ist eine variierende. Im Distrikte Toboali sind sie auf 2 Km. Entfernung abbauwürdig, in Sungei Liat 3 Km., in Pangkal Pinang $4\frac{1}{2}$ Km., in Sungei Slan in zwei Thälern auf 10 Km.

Weiter thalabwärts ist die Zinnmenge zu gering, um gewonnen zu werden. Die Breite einer Kollong-Mine (d. h. des in einem Jahr abzubauenden Terrains) ist 50—100 m., die Tiefe je nach der Mächtigkeit der Hangendschichten.

Die Verbreitung der Thalzinnseifen ist eine sehr ungleiche. Die reichsten Seifen findet man in Blinju, Sungei Liat, Pangkal Pinang; die ärmsten in Koba und Toboali; in der Mitte ist Sungei Slan und Djebus.

Die Zinnkörnchen in den Seifen sind gewöhnlich nicht größer als 3 mm., größere gehören zu den Seltenheiten. Mehr thalaufwärts findet man gröbere und eckigere Körner, thalabwärts kleinere und abgerundete.

Man unterscheidet im allgemeinen drei Varietäten:
rötliches Erz 70—74% SnO
schwarzes Erz 60—64% SnO,
feinen schwarzen Zinnsand 5—25% SnO.

Letzteres Erz wird in Bangka gewöhnlich Koppongerz (leeres unechtes Erz) genannt, d. h. es ist zum Schmelzen untauglich. Entweder es enthält fremde Beimengungen, z. B. Titaneisenerz, und ist dann unschmelzbar, oder es ist

zu fein, zu staubförmig und wird beim Schmelzen aus dem Ofen geblasen.

Der Bergingenieur van Diest machte im Distrikt Sungei Liat viel mehr Unterschiede; er unterschied acht Erzsorten, zu deren sicherer Erkennung man jedoch ein sehr geübtes Auge besitzen muß; jede Erzsorte stammt von einem andern Berge oder Berggruppe.

Das Zinnerz in Bangka ist sehr rein, enthält wenig Nebenbestandteile. Wolfram kommt in minimalen Quantitäten vor, und kann blos in den Zinnschlacken konstatiert werden; ein geringer Schwefelgehalt wurde in einigen Erzen nachgewiesen, andere davon rein befunden. Das beste Zinnerz enthält 94% Sn (= 74% SnO); die kleinsten Stücke sind die reinsten.

Alter der Zinnseifen.

Die Zinnseifen sind posttertiären Alters und die Ablagerung des Thalzinnes geschah zumeist im Seewasser. Dies wird bewiesen durch die oro-hydrographischen Verhältnisse. Die jetzigen breiten, zum teil sumpfigen Thäler erheben sich nur um weniges über das Meeresniveau. Eine Erhöhung des Seespiegels um einige Meter würde genügen, die jetzigen Thäler in schmale Seebusen umzuwandeln. Die frühere Thalsohle (der Kong, das Liegende der Erzschichte) befindet sich 5—10 m. und noch tiefer als der jetzige Thalboden, mußte also vom Seewasser bei gleichem Niveau bedeckt gewesen sein. Dies wird auch bewiesen durch das Auffinden von Seefossilien in den Zinnseifen Blitongs, welche Insel, in nächster Nähe Bangka's gelegen, denselben geologischen Bau zeigt. Nach Prof. Martin's Bestimmung stammen sie aus einer Formation noch jünger als das Diluvium unserer Breiten.

Außerdem wurden Elefantenzähne (Elephas sumatranus) in Minen auf Bangka gefunden, Sorten angehörend, welche noch jetzt lebend im benachbarten Sumatra vorkommen. Prof. Martin hält diese Schichten wahrscheinlich für jung quartär oder gar rezenten Alters.

Auch in der Jetztzeit lagert sich noch Zinnsand ab; so findet man an der Ostküste Bangka's (Distrikte Pangkal Pinang und Merawang) an der flachen Seeküste ziemlich ausgedehnte Zinnsandlager, welche auch stellenweise ausgebeutet werden und sich weithin in die flache See erstrecken.

Bohruntersuchungen.

Bis zum Jahre 1851 beuteten die chinesischen Minenarbeiter ohne Kontrole die Zinnseifen ab. Zur Voruntersuchung bedienten sie sich des „chinesischen Erdbohrers" und der Abteufung kleiner Schächte. Bei den Bergzinnlagern war es verhältnismäßig einfach, den Erzreichtum zu konstatieren, da die Erzschichte keine bedeutende Mächtigkeit hatte; man hatte blos an einigen Stellen Abgrabungen zu machen. Schwieriger war es bei den tiefergelegenen Thalzinnlagen, die von wasserdurchlässigen Schichten bedeckt sind und wobei man mit eindringendem Wasser zu kämpfen hatte. Hier gebrauchte man den erwähnten chinesischen Bohrer (Tjam), eine eiserne Stange, am unteren Ende mit einem hohlen spitzen Kegel, die Spitze nach unten gerichtet, versehen.

Mit diesem Bohrer kann man aber blos das Vorhandensein oder Fehlen der Erzlage konstatieren; die zu prüfende Erzmenge ist zu gering, um auf die eventuelle Abbauwürdigkeit schließen zu können. Hie und da wurden auch Versuchschächte in der Nähe des Thalabhanges getrieben, doch dies lieferte auch keine sicheren Resultate. Die Geschichte der Zinngewinnung in Bangka lehrt, wie manche Thäler mit großen Hoffnungen abzubauen begonnen wurden, und wie sehr man sich oft getäuscht sah, während für erzlos gehaltene Thäler wiederum späterhin sich als erzreich erwiesen.

Dies änderte sich, als 1851 die ersten indischen Bergingenieure nach Bangka kamen. Ihr Bestreben war dahin gerichtet, genauere Resultate zeigende Bohrvorrichtungen zu erfinden, und namentlich ist es die Bohrvorrichtung vom Ingenieur Akkeriaga, die mit wenig Modifikationen bis heutzutage in Gebrauch ist und dem Zwecke entspricht. Es ist dies im allgemeinen eine Bohrvorrichtung, wie sie bei den artesischen Brunnenbohrungen gebraucht wird, mit Modifikationen jedoch für einen leichteren Transport auf schmalen Waldwegen, für rascheres Bohren und öftere Benützung der Umkleidungsröhren. Auf der obersten Röhre wird eine horizontale eiserne Scheibe angebracht, worauf die Arbeiter stehen, und durch deren Gewicht die Röhre stärker in den Boden gedrückt wird. Die Bohrresultate werden sorgfältig auf den Bohrkarten verzeichnet und der gefundene Erzreichtum mit strahlenförmig gruppierten Strichen angedeutet. Die Distanz der Bohrlöcher unter einander ist in der Regel 10 m. Alle Thäler in Bangka sind genau untersucht.

Die Dönmês oder Mamin in Salonich.

Es ist heutzutage ziemlich schwer, noch irgendwo ein eigenartiges Volk aufzufinden, das nicht allgemein bekannt wäre; deshalb gewährte es mir keine geringe Genugthuung, als mir eine ganz eigentümliche Völkerschaft begegnete, welche in mancher Hinsicht die Mormonen noch übermormont und zugleich nicht so weit von uns entlegen ist, denn sie wohnt in Europa in der alten Stadt Salonik und stammt von dem ältesten Volke der Welt, nämlich von den Hebräern, ab. Dieses Volk ist durch Bande miteinander verbunden, welche keiner zu brechen wagt, ist eine doppelgesichtige Rasse, eine Rasse mit zwei verschiedenen Religionen, die zweierlei verschiedene Dasein führt und sich offen für Anhänger Mohammeds ausgibt, während sie insgeheim sich zu einer eigenen Religion bekennt, die alten hebräischen Ueberlieferungen annimmt und doch an die erste



Ankunft ihres eigenen Messias glaubt und in täglicher Erwartung seines zweiten Kommens lebt.

Die Türken nennen diesen Volksschlag Dönmehs oder Renegaten, ihre jüdischen Brüder heißen sie Heuchler und sie selbst nennen sich Mamini, Maimenim oder Sabbatai Zewi (sprich Z'wi), wahre Gläubige. Der Einfachheit wählen wir den Namen Dönmê, und wir dürfen es als erwiesen annehmen, daß sie von ihren beiden angeblichen Glaubensbrüdern verachtet werden und daher gezwungen worden sind, ihr Thun und Treiben in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen — eine Thatsache, die sie inmitten einer geschäftigen, rührigen Handelswelt zu einem eigenartigen Volke gemacht hat. Während eines Aufenthaltes in Salonich in jüngster Zeit stellte ich mir die Aufgabe, dieses Volk näher zu erforschen. Ich suchte die Bekanntschaft mehrerer Dönmês, ich zog Erkundigungen bei dem Rabbi Nehemiah, einem reichen Israeliten, ein, welcher die Dönmês zu seinem besonderen Forschungsgegenstand gemacht hat, und fand auch in einem griechischen Priester einen wertvollen Verbündeten, welcher mir die Angaben der übrigen bestätigte.

Salonich könnte ein neues Jerusalem genannt werden, da es nicht weniger als siebzigtausend Seelen vom Samen Abrahams enthält; beinahe aller gewerbliche und Handelsverkehr ist in den Händen derselben; die Quais wimmeln von ihnen in ihren merkwürdigen Aufzügen, die Männer mit ihren langen pelzgefütterten Gewändern über einem Rock von gestreiftem Baumwollen- oder Seidenzeug, die Frauen in die möglichst bunten Farben gekleidet, mit grünen oder roten Hauben auf dem Kopf, welche dicht über die Stirn gebunden sind, hinten in einer dicken, mit Goldfaden gestickten und in einem Goldfransenbesatz endenden Schleppe herabfallen, um den Hals Perlenschnüre und andere Juwelen tragend. Diese Juden von Salonich, fast durchweg Sephardim,[1] sind die glühendsten Anhänger der seltsamen alten rabbinischen Lehren, die man heutzutage noch irgendwo finden kann. Während der Tage vor dem jüdischen Osterfest kann man bei den Gräbern außerhalb der Mauern Judenweiber in ihren roten Mänteln und weißen Umwürfen um die Schultern sehen, wie sie um ihre Toten wehklagen; beturbante Rabbis stehen an dem Karamilia-Thor, um gegen eine Vergütung Familien zu den Gräbern ihrer Verwandten hinauszubegleiten, sie dort durch Vorlesen von Stellen aus der Heiligen Schrift bis zur Tollwut aufzuregen, und sie dann schließlich, wenn die Zeremonie vorüber ist, mit zerfleischten blutigen Armen und Gesichtern wie Schafe wieder heimzutreiben, wobei sie bittere Wehklagen ausstoßen. Die Juden nennen ihren Friedhof das „Haus der Lebendigen", denn sie betrachten die Toten als noch lebend und als die ersten elf Monate nach ihrem Hinscheiden in der Gehenna zubringend, wo sie sich für die Lebenden verwenden können; infolge hievon werden während dieses Zeitraums die Totenklagen fortgesetzt, welche thatsächlich in vielen Fällen von einer größeren fürbittenden Wirkung sind als die Aeußerungen echten Kummers.

Wenn ein Rabbi von hohem Ansehen stirbt, sieht man die Judenweiber herbeirennen, um dem Verstorbenen Briefe in die Hand zu drücken zur Bestellung an verstorbene Verwandte, wann der tote Rabbi auf der Bahre zum Hause der Lebendigen hinausgetragen wird.

Am Sabbathtage darf kein Jude von Salonich irgend etwas Schweres in seiner Tasche tragen, — kein Geld, keinen Tabak, nicht einmal einen beschriebenen Zettel oder ein Taschentuch, so daß ein Jude, welcher mit einem Schnupfen behaftet ist, sein Taschentuch um die Hüfte binden muß. An einer Stelle, wo die Mauern niedergerissen worden sind, haben die Rabbis in den jüngsten Jahren einen Draht ausgespannt, so daß die Vorstellung, die Stadt sei mit Mauern umgeben, noch aufrecht erhalten werden kann und die Vorstellung einer Sabbaths-Tagereise nicht gestört wird. Dies sind einige der Glaubenslehren und strengen Bräuche der rechtgläubigen Juden, aber ihre abtrünnigen Brüder haben sich von denselben glücklich losgesagt; obwohl ein strenggläubiger Jude den Dömnês deswegen verachtet, so wird er sich doch kein Gewissen daraus machen, sich des Dömnê zu bedienen, welcher diejenigen Teile vom Fleisch essen darf, welche ihm sein eigener Glaube verbietet, und der daher sein Haus betreten, ihm am Sonntag sein Feuer anzünden und seine Speisen kochen darf, denn einem recht- und strenggläubigen Juden ist es sozusagen verboten, eine Kohlenpfanne anzuzünden und sich daran zu wärmen, wenn das Wetter an einem Sabbath kalt werden sollte.

Die Dömnês leisten daher in den Bazaren an denjenigen Tagen, wo die anderen ausruhen, Dienste und werden von den Türken äußerst nützlich befunden, wenn an Freitagen irgend ein besonderes kleines Geschäft besorgt werden soll. Die Juden geben daher den Dönmês an Samstagen Beschäftigung und die Christen bringen es übers Herz, sie an Sonntagen zu beschäftigen, so daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn die Dönmês reich werden und andere Leute über die drei Tage der Unthätigkeit murren, welche von den drei verschiedenen Tagen herrühren, an welchen der Sonntag von den Kaufleuten in Salonich gefeiert werden muß. Die Dönmês sind von der ganzen Einwohnerschaft von Salonich als die besten Schreiber anerkannt. Die meisten niederen Beamten der Regierung sind Dönmês, und wenn man in irgend einem kleinen Loch im Bazar einen beturbanten Schreiber sieht, welcher im Auftrage des ungebildeten und unwissenden Landvolkes irgend eine Schrift an die Behörden, eine Eingabe an den Pascha oder eine Bittschrift an den Steuereinnehmer verfaßt, so kann man darauf rechnen, daß derselbe ein Dönmê ist. Neben diesen einträglichen

[1] D. h. aus Spanien eingewanderte Juden, im Gegensatz zu den deutsch-polnischen oder Aschkenasim.



Posten besitzen die Dönmês in Salonich noch das Barbiergewerbe als Monopol, und die Stellung eines Barbiers ist im Morgenland eine sehr bedeutende, denn sie bringt ihren Inhaber in Berührung mit allen angesehenen und einflußreichen Männern des Tages; der Barbierladen ist der Lieblingsaufenthalt der Lästermäuler und Intriguanten und der Sammelplatz aller Bummler. Daraus ersehen wir, daß unser eigenartiges Volk in seiner Heimat eine durchaus nicht unbedeutende Rolle spielt.

Rabbi Nehemiah war sehr unangenehm berührt, als ich ihn aufsuchte und um Auskunft über die Dönmês bat, — „ein häßliches, ekelhaftes Volk“, wie er sagte, „ein Volk, das vergessen und aus dem Gedächtnis ausgestrichen zu werden verdient“, und er schüttelte sein von einem schwarz und weißen Turban umgebenes Haupt und strich sich seinen langen grauen Bart, der über seinen gelbgestreiften Kaftan herabhieng. Einige schmeichelhafte Bemerkungen über die Juden von Salonich, ihre alte Herkunft und ihren Erfolg im Handel versöhnte jedoch bald wieder den freundlichen alten Mann. „Ja“, meinte er, „wir sind ein altes Volk und überdies ist unser Stammbaum klarer als derjenige irgendwelcher Juden in der Welt: unsere Vorfahren kamen nach Salonich zur Zeit Alexanders des Großen und folgten ihm im Kielwasser seiner Siege nach seinen Eroberungen im Morgenlande.“ Diese Behauptung des Rabbi Nehemiah klingt zwar anfangs etwas erstaunlich und ganz unmöglich zu beweisen, ist aber ganz und gar nicht unwahrscheinlich, denn wir wissen, daß Alexander nach der ersten Auswanderung der Juden viele Kolonien derselben in Makedonien anlegte, und wir wissen auch, daß im Beginne unserer christlichen Zeitrechnung die Juden zu Thessalonich, Berea und in anderen Städten Makedoniens wichtige Gemeinden bildeten.

„Die größte Begebenheit in unserer langen Geschichte“, fuhr Rabbi Nehemiah fort, „war die spanische Einwanderung im Jahre 1493, welche unsere Kolonie in die größte Gemeinde von Juden verwandelte, welche damals vorhanden war, und die Zuwanderung war eine so große, daß unsere spanischen Glaubensbrüder ihre Glaubensgenossen in sich aufsogen und diesen die spanische Sprache beibrachten.“ Juden-Spanisch oder Ladino, wie es in der Levante heißt, ist noch heutzutage die Sprache der Juden in Salonich; ihre Bücher sind in spanischer Sprache, aber mit hebräischen Buchstaben geschrieben, eine höchst merkwürdige und zum Nachdenken aufforderndе Erscheinung, und als Ferdinand und Isabella die Juden verfolgten und aus Spanien vertrieben, leisteten sie damit Salonich einen großen Dienst. „Unsere geschichtlichen Aufzeichnungen von damals bis auf den heutigen Tag sind sorgfältig aufbewahrt worden und voll Interesse“, fuhr der Rabbi fort. „Wir haben unter denselben noch genaue Schilderungen der Verfolgungen, welche wir von den Slawen erdulden mußten, und unserer inneren Streitigkeiten, denn in den ersten Jahren nach der Einwanderung der Spanier bestanden wir aus vielen Sekten, von denen jede einzelne ihre eigene Synagoge hatte, und es vergieng beinahe ein Jahrhundert, bevor eine allgemeine Uebereinstimmung unter einem gemeinsamen Haupte hergestellt wurde. Wir haben noch eine merkwürdige urkundliche Schilderung von einer Deputation, die von dem Rabbi Moses nach Konstantinopel geführt wurde, um den Schutz des Sultans gegen die Slawen anzuflehen, und im Jahre 5528 am 25. Tage des Monats Schebah erschien die Deputation vor dem Sultan. Nach fünf Unterredungen und nachdem sie dem Sultan alle ihre vielen Beschwerden vorgelegt hatten, erhielten sie endlich in der sechsten Unterredung einen mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Ferman, welcher noch in unserem Besitz ist und der uns viele Freiheiten und Schutz vor unseren Verfolgern gewährte, und von jenem Tag an bis heute ist, mit einer einzigen Ausnahme, ein gemeinsames Haupt anerkannt worden und unser Wohlstand und Gedeihen ein einziges gewesen.“

„Und was war diese einzige Ausnahme?“ fragte ich.

„Das war die abscheuliche Ketzerei des falschen Messiah, Sabbatai Zewi“, erwiderte Nehemiah, und als er meine Begierde sah, über diesen Gegenstand noch mehr zu erfahren, so nahm er seine Rede wieder auf und teilte mir alles mit, was er wußte.

Eine kurze Skizze der Laufbahn dieses außerordentlichen Betrügers mag hier genügen, da wir spezieller auf die Lehren und Bräuche der Nachkommen seiner Bekenner eingehen wollen, wie wir sie gegenwärtig nur noch in Salonich finden. So viel ich erfahren konnte, gibt es nur noch einige wenige Familien dieser Dönmês in Adrianopel und in anderen türkischen Städten; allein diese stammen alle aus Salonich, so daß zu allen Zwecken und in jeder Hinsicht die Dönmês von Salonich nur noch die einzigen Vertreter der ehemals so zahlreichen Bekenner des falschen Messiah sind. Diese Gemeinde besteht noch aus etwa tausend Familien und zählt achttausend Seelen, welche alle zusammen in einem einzigen Stadtviertel wohnen und alle durch dieselben merkwürdigen Lehren und Bande in einer gewissen Abhängigkeit gehalten werden.

Sabbatai Zewi war ein smyrniotischer Jude, als der Sohn eines Mäklers im Jahre 1625 in jener Stadt geboren; er war ein geschickter, gewandter Bursche und so wohl erfahren in der Kabbala und anderen jüdischen Büchern, daß er schon im Alter von achtzehn Jahren zum Rabbi gemacht wurde. Ohne Zweifel gelangten einige Schilderungen vom fünften Reiche und die damals sehr geglaubte Prophezeiung, daß der Messiah im Jahre 1666 wieder erscheinen werde, nach Smyrna und wirkten auf Zewi's Einbildungskraft so gewaltig, daß er beschloß, sich für diesen Messiah auszugeben, und um diesen Zweck zu fördern, ließ er insgeheim Berichte und Prophezeiungen verbreiten, welche dahin giengen: es werde binnen kurzem ein Prophet erscheinen, welcher den Sultan seiner Krone

berauben und das Königreich Israel wieder herstellen werde. Als er nun die Zeit gekommen glaubte, verkündete er zum großen Aergernis der smyrniotischen Rabbis laut den Namen Jehovah in einem offenen Conclave, für welches Vergehen er vor ein Tribunal berufen und zum Tode verurteilt wurde; allein ohne Zweifel war er darauf gefaßt gewesen und hatte Vorkehrungen für seine Flucht aus Smyrna getroffen; zur Verfolgung seines einzigen Zweckes gieng er nun als Pilger nach Aegypten und Jerusalem, wo er sich zu seinem Propheten einen gewissen Nathan Benjamin erkor, einen Mann von asketischem Leben, welcher Gesichte zu haben vorgab. Ehe er nach Smyrna zurückkehrte, sandte er seinen Begleiter Nathan voraus, um ihm den Weg zu bereiten und in der Eigenschaft eines zweiten Johannes des Täufers zu verkündigen, daß er als Retter kommen werde, um sein Volk vom Joch der Türken zu befreien und die Juden nach Palästina zurückzuführen. Nathan kam seinen Verrichtungen getreu und pflichtlich nach und erließ ein Rundschreiben an die „Ueberbleibsel der Israeliten" mit „Frieden ohne Ende", welches den Erfolg hatte, daß sich eine gewaltige, fast aberwitzige Aufregung unter den Juden zu Smyrna geltend machte. Sie rieben einander beinahe auf mit Buße und Fasten, sie verabreichten einander neununddreißig Peitschenhiebe und Folterqualen aller Art, und ein einflußreicher Jude namens Pennia, dessen Tochter prophezeite und Wunder wirkte, stand Nathan in seinem Vorbereitungswerke bei.

Zur richtigen Zeit landete Sabbatai Zewi in Smyrna, nannte sich selbst „König der Könige" und riß durch seine feurige Beredsamkeit die Leute so sehr hin, daß sie ihm in der Synagoge einen Thron errichteten, und daß von Smyrna aus Propheten und Sendlinge über das ganze türkische Reich an alle Gemeinden und Kolonien der Juden ausgiengen, um zu predigen, daß der „wahre Messiah aus dem Stamme Davids erschienen und daß ihm die Krone und das Reich verliehen worden sei." Um diesen Zeitpunkt wagte Zewi aus seinen vertrautesten Anhängern zwölf Fürsten zu erwählen, welche den zwölf Stämmen als Generale und Führer auf der Heimreise in ihr Vaterland dienen sollten. Wir wissen aus unseren eigenen Chroniken, daß die Kunde davon sogar zu uns gelangte, daß das Gerücht gieng, England werde seine Schiffe schicken, um den Transport der Juden nach Palästina zu bewerkstelligen, und daß selbst der skeptische Baruch Spinoza durch alles, was er hörte, zu einer Zeit nicht wenig geneigt war, in seinem Unglauben wankelmütig zu werden. Die Auftritte aberwitziger Aufregung in Smyrna nahmen so überhand und waren so überwältigend, daß alles Geschäft aufhörte und einem eifrigen fanatischen Kultus wich, den man mit Zewi trieb. Von allen Seiten her liefen Geschenke für ihn ein, bis endlich der Sultan auf ihn aufmerksam und zum Einschreiten bewogen wurde und ihn nach Adrianopel berief. Die Geschichte von Zewi's Begegnung mit dem Sultan ist allgemein bekannt, wie der Monarch von dem „heiligen, edlen und göttlichen Messiah" verlangte, er solle zwischen drei Dingen wählen: entweder ein Wunder verrichten und hiedurch seine Identität mit dem Messiah zu beweisen, oder vom Sultan selbst drei vergiftete Pfeile auf sich abschießen lassen, oder sich zum Islam bekennen.[1] „Ich bin ein Bekenner Mohammeds", erwiderte Zewi auf diese Versuchung und wandte sich zu seinen Anhängern, die über diesen Sturz ihres vermeintlichen Helden maßlos bestürzt waren, mit den Worten: „Und er ward unter die Uebertreter gerechnet."

Für die ungemeine Gewalt, welche Zewi über seine Anhänger gewonnen hatte, spricht die Zähigkeit und Hartnäckigkeit, mit welcher sie ihm noch nach seiner Bloßstellung und nach seinem Sturze anhiengen, denn diese ergebenen Jünger und Bekenner trugen kein Bedenken, selber den Islam anzunehmen und selbst unter die Uebertreter gerechnet zu werden; mit gewissen geheimen Vorbehalten, auf welche wir sogleich zurückkommen werden, traten zu jener Zeit große Mengen von Juden zum Islam über und waren die Vorfahren der tausend Familien von Dönmês, welche noch heute in Salonich leben, sowie der sogen. Sabbathäer, welche noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zerstreut in Polen und Böhmen gefunden wurden und aus denen im vorigen Jahrhundert die in den slawischen Ländern noch heute verbreiteten Chasidäer entstanden.

Sabbatai Zewi führte auch nach seinem Uebertritt zur mohammedanischen Lehre ein bewegtes Leben. Da er durch seine Persönlichkeit dem Sultan imponiert und den Namen Mehemed Effendi angenommen hatte, blieb er eine Zeit lang am türkischen Hofe, ward mit Gnaden und Ehren überhäuft und schließlich zum Kapidschi Baschi, d. h. Kammerherrn, ernannt. Als er aber später seine Messiasrolle wieder aufnahm, ward er nach Albanien verbannt und starb 1676 zu Belgrad im Gefängnis. Seine Anhänger aber behaupten, er sei nicht wirklich gestorben, sondern gen Himmel gefahren und weile nun geistig in Salonich in den K a l s oder heimlichen Stätten, worin sie ihren Gottesdienst abhalten, und sie halten immer Betten bereit, auf welchen der Messiah von den Strapazen seiner zweiten Wiederkunft ausruhen möge. Wahrscheinlich infolge der Thatsache, daß er in Belgrad von der Erde verschwunden, haben sie entschieden, daß er bei seiner zweiten Wiederkunft sie auf dem nördlichen, unter dem Namen Ueskük-Straße bekannten Wege besuchen werde, weswegen jeden Tag ein Mann auf diesem Wege ausgeschickt wird, um ihm entgegen zu gehen.

Als ich in Salonich war, erzählte man mir, seit der Eröffnung der Eisenbahn von Ueskük nach Salonich habe

[1] Ludwig Storch hat diese Geschichte in seinem Roman „Der Jakobsstern" dichterisch verwertet.

sich in der Gemeindeversammlung der Dönmès der Glaube befestigt, daß der Messiah mit dem Bahnzug kommen werde, weshalb nunmehr jeden Tag ein Mann auf dem Bahnhof aufgestellt wird, um jeden aus dem Norden kommenden Bahnzug genau zu beobachten. Dieser Brauch oder Glaube findet eine Parallele unter den anderen Juden in Salonich, welche der Ansicht sind, der Messiah werde zur See ankommen, weshalb sie am Bußtag sich ans Meer hinab begeben und gleichzeitig die seltsame Zeremonie verrichten, ihre Sünden in die Bucht von Salonich zu werfen — jene unaussprechlich liebliche Bucht, die, wenn sie reden und uns von den Bräuchen der verschiedenen Kulte berichten könnte, welche an ihrem Gestade schon geblüht haben, uns wunderbare Geschichten zu erzählen imstande wäre.

Salonich gegenüber erheben sich die schneegekrönten Gipfel des Olymp, der Heimat der alten Götter, und der noch heutzutage mit griechischen Klöstern bedeckt ist, welche während der Jahrhunderte der türkischen Willkürherrschaft und Unterdrückung die hauptsächlichsten Burgen des griechisch-christlichen Glaubens gewesen sind. Die Minarette, von welchen Salonich starrt, erinnern allein an die Thatsache, daß die Lehre Mohammed's hier herrscht. Keine Stadt der Welt ist vielsprachiger, kein Ort enthält eine Bevölkerung, welche so vielerlei Glaubensbekenntnissen angehört.

So klein aber auch die Zahl der Dönmès ist, so sind sie doch keineswegs unter sich ganz einig, sondern in drei Sekten geteilt. Die Ismirli oder rechtgläubigen Anhänger Zewi's, deren unterscheidendes Kennzeichen darin besteht, daß sie sich das Kinn rasieren, sind gemeinhin unter der unterscheidenden Bezeichnung Effendim oder „Herren" gekannt und behaupten, die Abkömmlinge einiger der besten spanischen Judenfamilien zu sein. Dann gibt es ferner Jakobiner oder die Anhänger eines gewissen Jacobus Querido, der der Sohn von Zewi gewesen sein soll, der für sich die Erbschaft des Messiah in Anspruch nahm; aber die Orthodoxen wollen nichts mit diesen Jakobinern zu thun haben, welche zum Unterschied von den anderen sich den Kopf scheeren lassen. Die dritte Sekte ist die am wenigsten zahlreiche und gibt sich für die Anhänger eines gewissen Osman Baba aus, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte und bei seinen Versuchen, die beiden Sekten miteinander auszusöhnen, eine dritte eigene stiftete. Die Anhänger Baba's scheeren sich weder den Kopf noch das Kinn und außer diesen Eigentümlichkeiten in der Behandlung des Haarwuchses bethätigen die drei Sekten noch andere Unterscheidungen — z. B. trinken die einen aus Gefäßen mit Henkeln, die anderen aus solchen ohne Henkel — und ähnliche von zu trivialer Art, als daß wir dieselben hier aufführen möchten.

(Schluß folgt.)

Flugsand in Europa.

Die Statistik weist fortwährend eine Vermehrung des Menschengeschlechts nach. Infolge dessen ergeben sich gesteigerte Anforderungen an die Ertragsfähigkeit des Bodens, welcher uns trägt. Der Europäer, den das eigene Land schon längst nicht mehr zu ernähren vermag, ist entweder darauf angewiesen, die Produkte anderer Erdteile durch den Handel sich zuzuführen oder auszuwandern, dahin, wo ein reicheres Land weniger Menschen zu ernähren hat. Es gibt aber auch in Europa noch Länderstrecken, welche der Pflanzenkultur gewaltige Hindernisse entgegensetzen, und die daher teilweise noch unangebaut liegen, aber doch zur Kultur nicht unfähig sind. Solche sind z. B. die Flugsandgegenden Europa's.

Man kann in Europa fünf große Sandgebiete unterscheiden; 1. das germanische Tiefland von Holland über Deutschland bis nach Rußland hinein (17,000 Qu.-Mln.); 2. die dänisch-deutschen Inselebenen (1005 Qu.-Mln.), Schleswig-Holstein, Dänemark und Jütland umfassend; 3. die österreichisch-ungarische Donauebene (2100 Qu.-Mln.); 4. die französischen Landes (270 Qu.-Mln.), und 5. die Seestranddünen von Rußland, Deutschland, Belgien, Holland und Frankreich. Diese weiten Gebiete sind größtenteils entweder dem Ackerbau zugänglich gemacht oder wenigstens durch eine Pflanzendecke den Angriffen des Windes entzogen. Derartige Gebiete sind oft weit fruchtbarer, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Aber es giebt in Europa doch auch noch weite Sandflächen, die wenig oder gar nicht mit Pflanzen bedeckt sind. Das sind zunächst die Dünen und Sandflächen an den Küsten von Preußen, Pommern, Jütland, den meisten dänischen und friesischen Inseln, von Hannover, Oldenburg, Holland, Belgien und Frankreich. In Frankreich kommen ausgedehnte Dünenbildungen besonders von der Bretagne bis zu den Pyrenäen vor. Aber auch im Binnenlande giebt es offene Flugsandgegenden. Die ausgedehntesten Flugsandgebiete hat Ungarn aufzuweisen. Auch hier will ich nur das bedeutendste namhaft machen: das Banater Sandrevier, das imposanteste von allen binnenländischen Flugsandgebieten nicht nur Ungarns, sondern vielmehr Europa's. Es bildet ein langes Oval von 35 Km. Länge, 11 Km. Breite und umfaßt gegen 400 Qu.-Km. Fläche. Es erscheint als welliges Land mit langgestreckten, oft bergartigen Hügeln, welche in der Hauptsache den Zug des Reviers, zugleich die Richtung des herrschenden Windes einhalten, der hier von Südost nach Nordwest bläst. Die Hügel erheben sich, von den nächsten Tiefpunkten an gerechnet, bis zu einer Höhe von 55 m., steigen auf der Windseite sanft auf, fallen jedoch unter dem Winde steil ab. In der historischen Zeit hatte diese Steppe wohl immer offene Schollen; ihre Zahl und Ausdehnung wechselte jedoch nach dem jeweiligen Stande der Kultur der Gegend. Bis zum Anfange des laufenden Jahrhunderts

hatte der nackte Flugsand derart überhand genommen, daß er im Innern eine zusammenhängende Masse von 150 Qu.-Km. darstellt, in welcher Grasland und Buschwald blos als kleine Flecken und Streifen vorkommen; nur der nordöstliche und südöstliche Teil der Steppe besteht aus Grasland, in denen jedoch gleichfalls offene Schollen nicht fehlen.

Es könnten noch eine Menge derartige Sandflächen namhaft gemacht werden. Im Pester Komitat z. B. gab es im Jahre 1809 noch gegen 1600 Qu.-Km. mehr oder weniger offene, aber nicht zusammenhängende Sandflächen.

Fragen wir uns nun zunächst nach der Entstehung dieser Sandmassen.

Das offene Meer wird größtenteils durch Sand- und Kiesablagerungen begrenzt. Wo das Ufer sich als steiler Fels aus der Tiefe erhebt, bleiben diese Ablagerungen unter dem Spiegel der See; wo aber die Küste aus Schwemmland besteht, wie das meistens in den kleinen Seitenmeeren der Fall ist, dort findet man fast überall sehr flache, aus Sand und Geröll bestehende Ufer; hier gehen also die Ablagerungen der See bis in das Trockene herauf. Die Wellen führen dem Strande fortwährend neues, überwiegend aus feinem Sande bestehendes Material zu. Ein Sturm wühlt das Wasser bis in beträchtliche Tiefen auf, wirbelt den Sand empor und trägt ihn mit den Wellen hoch am Strande hinauf. Beim Zurückweichen der Wellen bleibt ein Teil des Sandes, weil er spezifisch schwerer ist als Wasser, auf dem Strande zurück. Sobald der Sturm nachgelassen hat und das Meer sich wieder in seine Grenzen zurückzieht, trocknet der Sand ab und verfällt dadurch der Macht des scharfen, fast nie ruhenden Seewindes; dieser erfaßt alle feinen Bestandteile, und, wenn der Luftstrom zum Sturm ausartet, selbst die etwas gröberen und treibt beide weiter in das Land hinein. Hier trifft der Wind auf allerhand abschwächende Hindernisse von mannigfaltiger Gestalt und Beschaffenheit; daher läßt er seine Beute in ebenso mannigfacher Weise wieder fallen, wodurch sich nach und nach längs des Strandes jenes wilde und oft bergartige Gehügel auftürmt, welches unter dem Namen Seestranddünen allgemein bekannt ist.

Der Dünensaum, welcher die flachen Meeresufer einsäumt, ist örtlich von sehr verschiedener Breite. An einzelnen Stellen ist das Meer durch Aufschwemmung des Strandes im Zurückweichen begriffen; es werden nach vorne immer neue Dünen gebildet und damit der Dünensaum verbreitert; oft ergiebt sich eine solche Verbreiterung durch die Wanderung der nackten Dünen in das Innere des Landes; an anderen Orten wiederum werden die Dünen durch das anbringende Meerwasser abgebrochen und verlieren dadurch an Breite.

Man kann dort, wo weder Aufschwemmung des Strandes noch Abbruch der Dünen stattfindet, annehmen, daß die Dünen aus drei mehr oder weniger miteinander verbundenen Hügelreihen bestehen: Erstens die Vordüne, welche das von den Wellen zugeführte Material zunächst empfängt; zweitens die hinter ihr liegende hohe Düne, welche, wenn sie bewachsen ist, den Flugsand aufnimmt, sich infolge dessen allmählich erhöht und damit um so geeigneter für die Beschützung des Festlandes gegen Wind und Sand wird; drittens die Innendünen, d. i. niedriges, hinter der hohen Düne liegendes Gehügel, welches sich aus jenen Sandmassen bildet, die vom Winde über die hohen Dünen hinweggeführt werden (doch ist diese Einteilung nur eine theoretische und nur selten in der Wirklichkeit deutlich zu erkennen).

Die beiden Seiten der Düne haben einen verschiedenen Winkel. Auf der Windseite steigen sie flach und nur allmählich an in einem Winkel von 5—10 Grad. Die Absturzseite dagegen ist weit schroffer; sie bildet durchschnittlich einen Winkel von 30 Grad. Die hierbei vorkommenden Variationen erklären sich aus der verschiedenen Zusammenhangskraft des Sandes; gröberer Sand bildet einen steileren Abhang als feiner. Die Dünen haben eine durchschnittliche Höhe von 15 m.; doch kommen auch weit bedeutendere Höhen vor. In Jütland z. B., wie auch auf der frischen und kurischen Nehrung, in den Landes erreichen sie eine Höhe von 50—60 m. Die Breite der Dünen schwankt zwischen 100—1000 m.; eine besondere Ausdehnung haben sie in den Landes erreicht, wo Breiten von 10,000 m., also über eine deutsche Meile, keine Seltenheit sind.

Die weiten Sandstrecken im Binnenlande sind ehemaliger Meeresboden. Das Meer, welches früher diese Länder bedeckte, ist zurückgewichen und hat den auf seinem Grunde abgelagerten Sand zurückgelassen. Für einen Teil der ungarischen Steppe hat man einen anderen Entstehungsgrund gesucht. Man hat gemeint, das Banater Flugsandgebiet sei ein Produkt der Donau, indem der bei Palanka besonders heftig wütende Südoststurm die Donau aufwühle und den sandgeschwängerten Schaum der Luft mitteile, welche, landeinwärts geführt, den Sand nach und nach wieder absetze. Diese Hypothese braucht wohl nur erwähnt zu werden, um widerlegt zu sein.

Man kann aber kaum annehmen, daß irgend ein binnenländisches Flugsandrevier der historischen Zeit noch von jener längst vergangenen Epoche her offen liege, als die abfließenden Gewässer es trocken gelegt hatten; im Gegenteil ist der Sand wohl überall durch sehr langsame aber unablässige Selbstarbeit der Natur mehr und mehr begrünt und endlich mit einer reichen Decke niederer Gewächse oder mit Wald überzogen und damit gegen den Wind vollkommen gefestigt worden. Dieser allmähliche Bindungsprozeß konnte um so leichter vor sich gehen, als er durch die Menschen nicht gestört wurde. Das Vorhandensein einer ehemaligen pflanzentragenden Humusdecke kann durch Ausgrabungen leicht nachgewiesen werden; denn überall, wo Sandhügel abgetragen werden, erscheinen

dunklergefärbte Schichten, welche früher sicherlich Obergrund mit einer Pflanzendecke gewesen sind. Die Auswehungen bringen stellenweise kohlenartige Reste und röhrenförmige Löcher zu Tage, welche unverkennbar von Baumwurzeln herrühren. Ebenso kommen mitunter cylindrische, bald massive, bald hohle Kalktuffbildungen zum Vorschein, die in Form, Richtung und Verzweigung ebenfalls an Baumwurzeln erinnern und wahrscheinlich dadurch entstanden sind, daß von oben kommendes, kalkführendes Wasser den Kalk bei seinem Niedersinken in Hohlräumen absetzte, welche durch Vermoderung einstiger Baumwurzeln sich gebildet hatten.

Das Entstehen der offenen Flugsandschollen mag vom Menschen herrühren. Die einwandernden Nomadenvölker brauchten für ihre Viehheerden keinen Wald, wohl aber Wiesen und, wenigstens später, Ackerland, und rodeten daher unbarmherzig den Wald aus. Dadurch wurde das Land dürr, und es gelang ihnen nicht überall, Wiesen anzulegen, sondern der seiner Decke beraubte Sand wurde eine Beute des Windes. Wenn diese Ansicht als eine Hypothese des überzeugenden Beweises entbehrt, so kann sie wenigstens erklärt und begreiflich gemacht werden durch Vorgänge, welche geschichtlich beglaubigt sind, ja, welche noch heute vorkommen.

Das Banat war zur Römerzeit wahrscheinlich vollständig mit Pflanzen bedeckt. Im ganzen Mittelalter fehlen Nachrichten über diese Gegenden. Als die Türken aber vollständig aus Ungarn verdrängt waren, lag die benannte Sandfläche größtenteils wüst da. Der Italiener Griselini, welcher im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia das Banat bereiste, berichtet darüber: „Beinahe 8 deutsche Meilen lang, hin und wieder 9000—10,000 Klafter und mehr breit, ist der Sand dort, wenn er nicht naß ist, so flüchtig, daß er sich durch den Wind erhebt und zu kleinen Hügeln von verschiedener Höhe ansetzt."

Die einst wohlbewachsene, ebene Sandgegend von Tidsvild auf Seeland, wo man im 12. Jahrhundert ein Kloster erbaut hatte, wurde später durch Rücksichtslosigkeiten und besonders durch die Ausholzung der Wälder während der schwedischen Invasion von 1658—1660 der Wut des Windes preisgegeben. Weite Flächen und selbst Dörfer, wie Torub und im Jahre 1730 Tibirke, wurden vom Sande verschüttet. Dadurch aufgerüttelt, begann die Regierung ernstlich, die Dämpfung des Sandes in Angriff zu nehmen. Das Werk gelang, wovon noch jetzt ein Denkmal auf der Kulturstätte Zeugnis giebt, welches in dänischer, deutscher und lateinischer Sprache die Inschrift enthält: „Es dämpft den Fliegesand auf König Friedrichs und Christians Geheiß des Amptmanns Friedrich von Grams getreuer Fleiß und Roehls geübte Hand." Aehnliche Ereignisse, die Entfesselung des Flugsandes durch rücksichtslose Vernichtung der Wälder, werden auch aus Ostpreußen berichtet.

Selbst heutigen Tages kommt es vor, daß durch die Habsucht oder den Unverstand der Menschen mitten im fruchtbaren Lande offene Flugsandschollen entstehen. Das geschieht z. B. dadurch, daß man das Grasland allzuhäufig abweiden läßt oder größere Viehheerden oft einen und denselben Weg treibt, wodurch der Rasen zertreten wird, so daß der Sand zu Tage tritt. Ebenso gefährlich ist das Befahren solcher Gegenden in der Richtung des herrschenden Windes. Die Rasendecke wird durchbrochen, der Regen wäscht die Geleise weiter aus und der lose Sand tritt zu Tage. Ebenso nachteilig können eine schlechte Ackerbestellung und das unvorsichtige Abbrennen der Haide werden. Die Erfahrungen in dieser Beziehung haben in Ungarn z. B. besondere gesetzliche Bestimmungen über die Behandlung der Sandgegenden ins Leben gerufen. Aus den angeführten Thatsachen ergiebt sich also, daß die offenen Flugsandschollen des Binnenlandes wohl erst durch die Menschen eröffnet worden sind.

Wie schon angedeutet wurde, besteht die Gefährlichkeit des Sandes nicht sowohl in der eigenen Unfruchtbarkeit, sondern darin, daß er bei einigermaßen heftigem Winde wandert und die benachbarten fruchtbaren Strecken überdeckt und besonders niedrige Pflanzen begräbt und tötet. Weil er dabei von seinem ursprünglichen Orte weggetrieben wird oder gleichsam fortfliegt, so bekommt er den Namen Trieb- oder Flugsand. Weil die einzelnen Körnchen nur eine geringe Zusammenhangskraft besitzen, so verhält sich der Sand dem Winde gegenüber fast wie das Wasser, und unzweifelhaft hat die Dünenbildung eine große Aehnlichkeit mit der Bildung der Wellen. Wäre eine Sandfläche vollständig eben und horizontal und der Wind wehte genau in derselben Richtung, so könnte letzterer dem Sande wohl nichts anhaben. Aber die Oberfläche eines Sandlagers ist nicht eben; sie besteht aus den rundlichen Köpfen der Sandkörner, welche die oberste Lage bilden. Der darüber hinstreichende Wind bringt sie aus ihrer Lage, und weil die einzelnen Körnchen rund sind, so erfolgt die Bewegung derart, daß sie zunächst rollen. Indem jedoch der Druck des Windes andauert, so beschleunigt sich ihre Bewegung, und da die Körnchen hierbei an die vorstehenden Köpfe der noch ruhenden Körnerschicht anstoßen, so geraten sie bald ins Hüpfen und machen nach und nach immer weitere Sprünge. Die kleineren Körnchen berühren endlich den Boden gar nicht mehr, und nur die gröberen behalten ihre springende Bewegung bei, bis der Wind durch feststehende Gegenstände gehemmt und abgeschwächt und dadurch gezwungen wird, den Sand teilweise oder ganz fallen zu lassen. Derartige Gegenstände sind nun meistens Pflanzen, auch Gebäude; daraus ergiebt sich, daß ein in Bewegung geratenes Sandlager die bewachsenen Fluren, selbst Ortschaften überschüttet. Interessant dabei ist, wie verschiedene Gegenstände den Wind in verschiedener Weise auffangen. Eine dichte Wand fängt den Sand nicht unmittelbar vor sich auf; vielmehr bildet sich vor ihr eine tiefe Rinne aus,

weil der Druck des in seiner Bewegung gehemmten Luftstromes Seitenströmungen veranlaßt, die den Sand von der Wand forttreiben. Es bildet sich also hier ein der Wand paralleler Sandrücken, der von ersterer durch eine anfänglich tiefe Rinne getrennt ist. Endlich wächst aber dieser Rücken zu einer solcher Höhe an, daß er die Wand vor dem Winde schützt; nun hört auch die erwähnte Seitenströmung auf und der Sand rückt bis zur Wand vor. Der vom Winde über die Wand getriebene Sand fällt weit hinter ihr nieder.

Ein auffallendes Beispiel dieses Prozesses sah man vor etwa 30 Jahren an der Kirche von Altpillau an der Ostsee. Das Dorf, welches früher die Kirche umgab, war wegen des Sandandranges weiter ostwärts verlegt worden; die Kirche aber mußte man an ihrer Stelle zurücklassen. Rings um dieselbe wurde ein 4—6 m. hoher Sandrücken angeweht; aber an keiner Stelle erreichte dieser die Wand der Kirche. Die Kirchgänger waren genötigt, den Sandrücken zu übersteigen, fanden aber niemals die Kirchthüren verschüttet.

Anders verhält sich eine durchbrochene Wand, etwa ein Reiserzaun, dem treibenden Sande gegenüber. Hier ist keine Rinne vor der Wand zu bemerken. Der Luftstrom bringt größtenteils samt einem Teil des mitgeführten Sandes durch, wird aber dabei so abgeschwächt, daß er diesen vor und hinter der Wand fallen läßt.

Um einen Baumstamm herum bildet sich ein kleiner Wall, der sich aber hinter ihm nicht besonders ausdehnt.

Isolierte Büsche wie Grasbüschel oder niedrige Sträucher werden ausgeweht, d. h. die Zwischenräume zwischen den einzelnen Stengeln werden mit Sand ausgefüllt, so daß nach und nach ein kleiner Sandhügel entsteht.

Wie der binnenländische Flugsand, so werden auch die nackten Stranddünen vom Winde fortgetrieben: sie wandern. Zum Glück ist nur der trockene Sand zusammenhangslos. Wäre dies nicht der Fall, so könnte bei einem starken Sturme leicht die ganze Düne auf einmal aufgelöst und fortgetrieben werden. Der Sand besitzt eine bedeutende Capillarkraft, vermöge welcher das Grundwasser im Sande in die Höhe steigt, so daß eine trocken aussehende Düne doch mehrere Fuß unter ihrer Oberfläche so feucht ist, daß sie gleichsam eine kompakte Masse bildet. Der Regen dagegen verleiht der Düne nur momentan eine gewisse Festigkeit. Die zwischen den Sandkörnchen befindliche Luft gestattet dem Regenwasser nur ein langsames Eindringen, so daß besonders bei feinem Sande die Wahrnehmung gemacht wird, daß das unten eindringende Wasser schneller in die Höhe steigt, als das von oben eindringende in die Tiefe. Das Regenwasser muß, weil es nicht alles vom Sande aufgesogen wird, am Abhange hinablaufen und reißt dabei nicht selten tiefe Furchen in den Sand. Außerdem ist der vom Regen angefeuchtete Sand nach seiner Austrocknung lockerer als vorher, weil das eindringende Wasser die Sandkörnchen auseinander getrieben hat, welche daher vom Winde leichter zu bewegen sind. Der Wind kann also immer nur die Oberfläche einer Düne abtreiben. Er nimmt dabei die aufsteigende Richtung der Düne an und führt den Sand mit sich fort. Oben auf der Düne entsteht aber ein windfreier Raum. Hier fallen die gröberen Sandkörner wieder zu Boden und rieseln auf der anderen Seite hinab, hier einen Winkel bildend, unter welchem sie sich vermöge ihrer Zusammenhangskraft erhalten können, und nur die feineren Sandkörnchen werden vom Winde weiter geführt. Die Düne behält also in der Hauptsache ihre Gestalt, nur rückt sie langsam vorwärts. Man hat nun vielfach das Fortschreiten der Dünen beobachtet und zu messen gesucht. In der Banater Sandwüste mußte seit 23 Jahren wegen einer vorrückenden Düne ein Gemeindeweg schon mehrere Male verlegt werden; daraus konnte man den jährlichen Jahresweg berechnen; er beträgt 2 m.

Auf der Insel Sylt will man — nach Graf Adalbert Baudissin — berechnet haben, daß die Dünen jährlich um 4 m. von Westen nach Osten fortschreiten.

Hagen hat das Vorschreiten zweier Dünen auf der friesischen Nehrung gemessen und gefunden, daß die durchschnittliche Vorwärtsbewegung im Jahre 5.5 m. beträgt.

Krause beobachtete, daß eine andere dortige Düne im Mittel von 23 Jahren jährlich um 4 m. vorgerückt war.

Elie de Beaumont erzählt uns, daß die Dünen von Saint-Paul de Léon in der Bretagne seit 1666 einen Weg von sechs Stunden, also jährlich etwa 7 m., zurückgelegt haben.

Behrendt gibt den durchschnittlichen jährlichen Fortschritt der Dünen auf 5—6 m. an.

Eine fortschreitende Düne kennt kein Hindernis auf ihrem Wege. Mit der Unerbittlichkeit eines Elementes, nur langsamer als Wasser oder Feuer, rückt sie vor, Feld und Wald und selbst ganze Ortschaften begrabend. Aus dem vorhin erwähnten Sandmeer in der Bretagne ragen noch die Spitzen einiger Kirchtürme hervor, Zeugnis ablegend von dem Vorhandensein ehemaliger Wohnstätten. Die ganze Nordspitze von Jütland hat der Mensch dem andrängenden Sande räumen müssen.

Schon im 17. Jahrhundert fand man auf der kurischen Nehrung nördlich vom Seebade Kranz einen alten Kirchhof auf, über welchen eine Düne hinweggegangen war. Ein Sandberg, der die Filiale Sarkau von dem Kirchdorfe Rositten trennte und von dem Pfarrer überstiegen werden mußte, ist seitdem im Haff verschwunden. Gewaltige Dünen bedecken jetzt das Dorf Lattenwalde, welches im siebenjährigen Kriege durch Plünderung, russische Einquartierung, ansteckende Krankheiten und Brand derartig verödet war, daß der Sand nur eine Trümmerstätte überschüttete. Auch das Dorf Kuntzen mit seiner Kirche und 17 Haushaltungen wurde im Laufe des vorigen und Anfange dieses Jahrhunderts auf dieselbe Weise zu

Grunde gerichtet und jetzt hat bereits die weiter wandernde Düne auf der Westseite die zum Teil grüngefärbten Schädel und Skelette aus dem ehemaligen Kirchhof wieder zu Tage treten lassen. Ebenso mußte zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Schwarzort eine Kirche erbaut werden, weil das südlicher gelegene, ehemals von dichtem Walde umgebene Kirchdorf Karwaiten durch den Sand zugrunde gieng. Jetzt erhebt sich an seiner Stelle eine 60 m. hohe Düne.

Ein wunderbares Schicksal hat der Ort Pillkoppen gehabt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mußten die Einwohner ihr Dorf verlassen. Sie gründeten eine Meile davon Neu-Pillkoppen; da schritt die Düne in unerwarteter Richtung weiter und seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts entstand von neuem Alt-Pillkoppen. Aber schon liegt auch hier wieder der Sand fußhoch im Kartoffelgarten des neuen Schulhauses.

Ein herrlicher Wald bei Schwarzort ward von einer nach Südosten rückenden Düne wie planmäßig zerstört. Er bestand aus uralten Eichen, Linden und Kiefern und war im Jahre 1800 noch 5 Km. lang, während jetzt die Düne kaum noch 1.5 Km. übrig gelassen hat. Schumann erzählt: „Wie der Baum auf der Südseite in die wandernde Düne eintritt, so tritt er nach etwa zehn Jahren auf der Nordseite wieder heraus. Aber sofort werden die in der Zwischenzeit ausgedorrten Aeste, sobald nur der Sand von ihnen abgeweht ist, zerbrochen, zerrieben und atomweise fortgeführt. Dasselbe geschieht später mit dem verrotteten Stamme. Die meisten solcher Bäume kommen nie dazu, auch nur einen Zoll über die Sandfläche hervorzutreten. Nur festere Stämme halten Stand und erheben sich 2—5 m. über die geneigte Düne. Den meisten indes fehlt bis auf die Oberfläche herab der Splint, allen die Rinde, die aber unter dieser Grenze stets vorhanden ist. Ja, manchmal bleibt die Rinde allein übrig, während das Holz vermodert. Diese Bäume markieren sich nur durch einen kaum bemerkbaren Rindenring, und der sorglose Wanderer ist in Gefahr, in einen solchen Stamm hinein zufallen." Man kann mit einer annähernden Sicherheit berechnen, wann die Düne den Wald vernichtet haben und dann Schwarzort selbst bedrohen wird. Schumann schätzt ihr Fortschreiten jährlich auf 12 m. und giebt dem letzten Baume noch 80 Jahre Zeit.

Auf den kleinen Inseln westlich von Jütland bezeichnet das Fortschreiten der Dünen zugleich eine Abnahme der Insel selbst; denn das Meer nagt von Jahr zu Jahr den blosgelegten Rand ab, und wenn die Dünen die ganze Insel durchmessen und sich auf der Ostseite ins Meer gestürzt haben werden, dann werden auch die Inseln selbst verschwunden sein und die Schiffe dort ein bequemes Fahrwasser finden, wo jetzt noch die Menschen auf ihren kleinen Wurten oder Hügeln sich ihres Dasein freuen und wo Kühe und Schafe in dem dichten Grase ein reichliches Futter finden.

Es ist natürlich, daß der Mensch sich gegen diesen Feind zu wehren sucht. Das einzige Mittel ihn unschädlich zu machen, besteht darin, ihn mit einer Pflanzendecke zu überziehen und dadurch den Angriffen des Windes unzugänglich zu machen. Das ist freilich nicht so leicht gethan. Der Sand besteht überall vorwiegend aus unfruchtbarem Quarzsand, der 75 bis 98 Proz. ausmacht. Daraus ergiebt sich, daß nur sehr genügsame Pflanzen für den Anbau geeignet sind. Ferner ist an der Küste des Meeres der Wind oft so stark, daß er niedrige Pflanzen nur schwer, Bäume gar nicht aufkommen läßt. Der Sand ist überdies ein so flüchtiges Element, daß der Pflanze der Grund entzogen wird, ehe sie nur vermocht hat, Wurzel zu schlagen. Indes sind doch alle diese Hindernisse, wenn auch schwer, so doch nicht vollständig unüberwindlich. Eines der ersten Beispiele von der Bewältigung einer Flugsandmasse wurde, wie vorhin schon erwähnt, 1738 in Dänemark geliefert. Auch in den Landes fieng man bald darauf an, mit Erfolg den Flugsand zu bändigen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man auch in der Gegend von Danzig Vorkehrungsmaßregeln zu treffen. Wie fast überall an der Ostsee, waren die Dünen auch hier, mit Ausnahme der dem Meere unmittelbar zugewendeten Seiten, von der Natur selbst mit Kiefern und allerlei Buschwerk ausgestattet und somit gegen den Wind geschützt worden. Aber die unvernünftige Habsucht der Menschen hieb diese Wälder aus, rodete wohl gar die Stöcke, ließ daselbst das Vieh beständig auf der Waide umherirren, kurz, behandelte die Düne so rücksichtslos, daß deren schützende Bodendecke endlich verschwand und ihre Sandmassen dem Winde zugänglich wurden. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurden die Dörfer Kleinvoglers und Schmergrube ganz und Polski teilweise überschüttet. Aber erst, als um die Mitte des Jahrhunderts die näher an Danzig gelegenen Dünen den zur Stadt gehörigen 4 Meilen langen Kiefernforst zu verschütten begannen, dachte man an Abwehr.

Das einzige Auskunftsmittel, auf welches man verfiel, bestand in Zäunen aus Kiefernreisig, welche man auf dem Kamme der Düne aufführte zu dem Zweck, den vom Winde heraufgetriebenen Sand aufzufangen. Dieser Zweck wurde aber nur schlecht erreicht; denn wenn sich auch große Sandmassen vor und hinter den Zäunen ablagerten und deshalb immer neue Zäune über die alten gesetzt werden mußten, so trieb doch der Wind noch sehr viel Sand über die Zäune hinweg. Höchst bedenklich erschien ferner die rasch wachsende Erhöhung der Düne; denn dadurch entstand die Gefahr eines Durchbruchs, und erfolgte ein solcher, so waren die Zerstörungen fürchterlich und keineswegs geringer, als wenn man die Dünen von vornherein sich selbst überlassen hätte.

In dieser Ratlosigkeit setzte die Danziger Naturforschende Gesellschaft 1768 einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage: „Welches sind die dienlichsten und am wenigsten



kostbaren Mittel, der überhandnehmenden Versandung der Danziger Nehrung vorzubeugen und dem weiteren Anwuchs der Sanddünen abzuhelfen?"

Titius, Professor der Naturlehre in Wittenberg, gewann den Preis. Er bezeichnete die Wiederherstellung der zerstörten Küstenwaldung, vorzugsweise mit Kiefern, als das einzige Mittel gründlicher Abhülfe. Er empfahl, man möge zuerst das in Dänemark mit gutem Erfolge verwendete Sandgras (Arundo arenaria) zur Festigung verwenden und die später mit Holz zu bepflanzenden Strecken auf der Seeseite schützen.

Diese Winke kamen aber nicht zur Ausführung. Als endlich 1793 Danzig an Preußen kam, nahm die neue Regierung die Angelegenheit energisch in die Hand. Ein Danziger Bürger, Sören-Biörn, Däne von Geburt, empfahl die Anwendung der Mittel, welche Titius vorgeschlagen hatte. 1795 wurde ihm die Befestigung jener eine Viertelmeile langen und fast ebenso breiten Sandmasse übertragen, welche vorzugsweise die Weichsel in der Gegend von Neufähr bedrohte. Als er diese Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit beendigt hatte, wurde er als Plantageninspektor angestellt, in welcher Stellung er die Dünenbauten bis zu seinem Tode 1819 leitete.

Seitdem hat man in verschiedenen Gegenden angefangen, die Flugsandmassen zu festigen. Bei der Bepflanzung der Dünen wendet man jetzt allgemein als ein probates Mittel die Anlegung einer Vordüne an. Zu diesem Zwecke baut man zwischen der Düne und dem Meere aus Reisern zwei parallele, 2 m. von einander entfernte und 2.5 m. über den Meeresspiegel sich erhebende Zäune. Diese schwächen den vom Meere herkommenden Wind dermaßen ab, daß er den Sand vor, zwischen und unmittelbar hinter ihnen fallen lassen muß; es entsteht also hier eine Düne. Um ihr eine gewisse Festigkeit zu geben, pflanzt man vor, zwischen und hinter diese Zäune mehrere Reihen von Arundo arenaria. Dieses Gras läßt sich nicht verschütten; ja, je mehr es vom Sande überschüttet wird, desto besser gedeiht es; denn der verschüttete Stengel treibt Wurzeln, während der obere Teil sich immer weiter in die Höhe arbeitet, so daß ein Grashalm über 30 m. lang werden kann.

Diese Vordüne schützt die eigentliche Düne bei Sturm gegen die Meereswogen, gegen einen Teil des Windes, sowie auch gegen die fortwährende Ueberschüttung durch neuen Sand. Man gewinnt also Zeit, auf ihr eine Pflanzendecke anzubringen und sie so auf diese Weise zu befestigen. Zuerst pflanzt man verschiedene Sandgräser, unter welchen Arundo arenaria und Elymus arenarius die vorzüglichsten sind, folgt dann mit Strauchwerk, etwa Erica- und Salix-Arten nach, bis man endlich, wenigstens an geschützten Stellen, auch Bäume anpflanzt, wozu sich vorzüglich mehrere Kiefern-Arten eignen.

Etwas leichter ist die Kultur des Flugsandes im Binnenlande. Allerdings ist auch sie nur durch andauernde, angestrengte Arbeit möglich. Man säet den Samen geeigneter Sandpflanzen und bedeckt ihn mit Reisern, Stroh u. dergl. so lange, bis die aufkeimenden Pflanzen weit genug gediehen sind, um den Wind abzuhalten. Durch diese Pflanzen wird der Boden nach und nach verbessert, so daß man später auch nutzbringende Pflanzen bauen und so die ehemalige Wüste in Ackerland oder Wald umwandeln kann. Freilich ist diese Umwandlung ein langwieriger Prozeß, aber der Erfolg ist lohnend, und daher wird der Mensch nicht ruhen, bis er diesen Feind der Bodenkultur gebändigt, wenigstens in seinen Ausschreitungen so viel als möglich gemildert hat.

(Schluß folgt.)

Kongo-Land und Kongo-Staat wie sie sind und sein werden.[1]

Von G. Th. Reichelt.

Der Verfasser spricht in diesem Buche nicht zum erstenmale über das belgische Kongo-Unternehmen. Er kennt den Kongo schon seit langer Zeit und hat schon vor Gründung des Kongo-Staates über die dortigen Verhältnisse geschrieben. Er war ja auch bei der deutschen Loango-Expedition beteiligt und verfaßte den dritten Teil des darüber erschienenen Werkes (Leipzig, 1882). Später nahm er dann persönlichen Anteil an der Förderung des Kongo-Unternehmens, als der König von Belgien ihn Ende 1881 zur Oberleitung desselben berief, weil es unter Stanley's Verwaltung zwar ungeheure Summen kostete, aber durchaus nicht fortschritt. Im März 1882 landete der Verfasser am Kongo und drang, überall von den Kongo-Beamten mit der größten Feindseligkeit aufgenommen, mit Mühe bis Leopoldville (Stanley-Pool) vor, und mußte schon Ende 1882 seinen Posten verlassen und nach Europa zurückkehren, weil Stanley und die anderen Beamten ihm unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten. Stanley trat nun wieder an die Spitze, gründete möglichst viele Stationen, die aber heute schon längst nicht mehr bestehen, schloß Verträge mit Häuptlingen ab und suchte recht viel Aufsehen zu erregen, besonders auch durch die Berichte und Bilder eines Mr. Johnston, des Zeichners des „Graphic“. Aber schon nach anderthalb Jahren verließ auch Stanley den Kongo, weil ein Vertrauensmann nach dem anderen von Brüssel ausgeschickt wurde, um ihn zu ersetzen. Zuerst der englische General Sir Frederik Goldsmid, der aber nur ganz kurze Zeit aushielt. Dann sollte der berühmte Gordon dem Kongo aufhelfen, zog aber Chartum vor, wo er, von seinen Landsleuten

[1] Kongo-Land. I. Amtliche Berichte und Denkschriften. II. Fachmännische Untersuchungen. Von Dr. Pechuel-Loesche, Privatdozent für Erdkunde an der Universität Jena. Jena, Hermann Costenoble, 1887. XL und 521 S.



schmählich verlassen, zu Grunde gieng. Endlich wurde der englische Oberst Sir Francis de Winton hinausgesandt, der aber trotz dreijähriger Bemühungen die Sache auch nicht in einen besseren Gang zu bringen vermochte.

Gegenwärtig wird der durch die Berliner internationale Konferenz 1885 in seinen Handelsbeziehungen geregelte, unabhängige Kongo-Staat (das ist der jetzige Titel, nachdem früher andere im Gebrauch waren) oder vielmehr die vier bis sechs noch übrigen Stationen und das Zollamt an der Kongo-Mündung, von einigen Belgiern regiert, welche mitsamt den Stationen jedenfalls immer noch von dem König von Belgien unterhalten werden, der ja schon die kolossale Summe von 15 Mill. Franken an das Kongo-Unternehmen gewendet hat, welches von Stanley immer als vielversprechend und höchst rentabel hingestellt worden ist, und zwar aus guten Gründen. Er wollte ja durchaus das Geld für eine Kongo-Eisenbahn und eine Kongo-Anleihe flüssig machen, und mußte daher das Märchen von dem unermeßlichen Reichtum und der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des in Wahrheit sehr armen und beinahe an chronischer Hungersnot leidenden Kongo-Gebietes beständig aufrecht zu erhalten suchen. Es wollte aber dennoch niemand recht anbeißen, und die englischen Kaufleute und Kapitalisten blieben der ganz richtigen Ansicht, daß sich eine Kongo-Eisenbahn in unabsehbarer Zeit nicht rentieren werde, obgleich Stanley so weit gieng, den Manchester-Kaufleuten 1884 vorzuschwindeln, daß 40 Millionen nackter Afrikaner auf Milliarden Meter Baumwollenstoff warteten.

Nachdem die Eisenbahn-Anleihe gescheitert ist, hat man es mit Kongo-Anleihen im allgemeinen versucht, ohne Rücksicht auf eine Eisenbahn. Aber auch damit ist man noch nicht weit gekommen, und es wird wohl auch, trotz aller schönfärbenden Verherrlichung des Kongo-Unternehmens und des Kongo-Gebietes, noch lange dauern, ehe viel europäisches Kapital für eine so zweifelhafte Sache flüssig wird, zumal man, wie es scheint, nun endlich auch in Brüssel, nach achtjährigen traurigen Erfahrungen, zu besserer Einsicht über den Kongo gekommen ist und das ganze Unternehmen unmöglich noch als gewinnbringend und verheißungsvoll hinstellen kann.

Auch Stanley scheint nun gründlich in Mißkredit gekommen zu sein, denn über ihn und seine neueste Expedition zur angeblichen Befreiung Dr. Schnitzer's wurde im August 1887 von Brüssel aus geschrieben: „Die zahlreichen Kongo-Agenten, wie die Vorkommnisse im Kongo-Gebiet, haben den König und die Kongo-Regierung genügend über Stanley belehrt. Das herrische, hochmütige und selbstsüchtige Auftreten dieses Mannes, seine Rohheit den Eingeborenen gegenüber, sein Verwirtschaften der Gelder, alles dies hat den König nach langem Kampfe dazu bestimmt, Stanley's Herrschaft und dem englischen Einfluß am Kongo ein Ende zu machen und eine belgische Regierung einzuführen. Die Kongo-Regierung hat sich daher auch wohl gehütet, Herrn Stanley vor seiner Abreise nach Sansibar irgend ein Recht während seines Durchzugs durch den Kongo-Staat einzuräumen oder Verpflichtungen zu übernehmen" u. s. w.

Diese Expedition ist ja nun auch bisher sehr mißlich verlaufen, ganz wie es der Verfasser des uns vorliegenden Werkes (S. 482) schon vorausgesagt hat. Stanley hat erstens, statt den kürzesten Weg zum oberen Nil zu gehen (den, welchen Dr. Junker herausgekommen ist), den ungeheuren Umweg über den oberen Kongo gemacht, um einen großen Eindruck zu machen und der neuen Kongo-Anleihe den Boden zu ebnen. Dann hat er für seine Hunderte von Begleitern keine Lebensmittel mitgenommen, sondern dieselben von den selbst fast verhungernden Eingeborenen erpressen wollen, wodurch er am Aruwimi in blutige Kämpfe verwickelt worden ist. Seine eigenen Leute, unwillig, weiter in das Hungerland vorzudringen, meuterten und konnten nur durch strenge Justiz zum Weitermarsch gezwungen werden. Ob er bei diesem Kampf mit seinen eigenen Leuten selbst das Leben verloren hat, darüber fehlen noch sichere Nachrichten. Gegen die englischen Missionare am oberen Kongo ist Stanley sehr gewaltsam aufgetreten und hat versucht, denselben ihren Dampfer mit Gewalt zu entreißen. An Grausamkeiten gegen die Eingeborenen wird es natürlich auch nicht gefehlt haben. War doch auch die Behandlung der eingeborenen Arbeiter auf den Kongo-Stationen während Stanley's Oberleitung eine geradezu schauderhafte, wie Dr. Chavanne ausführlich berichtet. Jedenfalls ist diese neueste Expedition Stanley's keine zivilisatorische zu nennen. Dagegen spricht schon, daß Tippu Tip, das Oberhaupt aller Sklavenhändler, welchen Stanley zum „Gouverneur" der von dessen eigenen Leuten zerstörten Station Stanley Falls ernannt hat, mit seinen Sklaven helfen soll, das am oberen Nil unter der Obhut von Herrn Dr. Schnitzer lagernde Elfenbein abzuholen. Das setzt schon eine Unmasse von Raub, Brand und Morden voraus. Außerdem hat ja auch Dr. Schnitzer geschrieben, daß er gar nicht gerettet werden will. „Es handelt sich also nur um ein Geschäft mit Elfenbein und darum, der Welt zu zeigen, welche Reichtümer aus Innerafrika geholt werden können, und wie verheißungsvoll das Kongo-Land für Geldanlagen ist."

Viel früher und besser wäre freilich die Kongo-Regierung in Brüssel zu einer genauen Kenntnis der Zustände am Kongo gekommen, wenn sie die vielen schriftlichen und mündlichen Berichte Dr. Pechuel-Loesche's schon vor fünf Jahren angenommen und geglaubt hätte, statt sie beiseite zu legen oder als Beleidigung anzusehen und mit falschen Beschuldigungen zu beantworten. Der Verfasser des „Kongo-Land" suchte, sobald er die Oberleitung des Unternehmens übernommen, dem Ausschuß in Brüssel immer und nur die ungeschminkte Wahrheit zu berichten, indem er die fast gänzliche Abwesenheit eines Handelsverkehrs im Innern konstatierte (der Küstenhandel war schon längst durch unabhängige Kaufleute zur Blüte

gebracht), den traurigen Zustand der noch vorhandenen Stationen und der ganz unpassenden Schraubendampfer schilderte, die abscheuliche Behandlung der Eingeborenen rügte und Mittel und Wege angab, um diese und andere Uebelstände zu heben.

Als er dann wegen dieser seiner wahrheitsgetreuen Berichte von Stanley und anderen bekannten und unbekannten Gegnern hart angefeindet wurde, gab er zwei Schriften heraus: „Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen" (Leipzig, 1885), und: „Herrn Stanley's Partisane und meine offiziellen Berichte" (Leipzig, 1886). Da aber außerdem die Berichte in dem amtlichen Blatt des Kongo-Staates verdreht und verfälscht veröffentlicht wurden, sah sich Dr. Pechuel-Loesche zur Veröffentlichung des vorliegenden Buches genötigt, in dessen erstem Teile er alle selbst erhaltenen Instruktionen, alle Berichte an Herrn Oberst Strauch, alle eingesendeten Denkschriften über verschiedene Stationen, über Dampfschiffverkehr und Handelsverhältnisse, sowie seine Anweisungen an verschiedene Unterbeamte wörtlich wiedergibt. Jeder, der diese Dokumente durchliest, gewinnt einen klaren Blick in die größtenteils recht traurigen Verhältnisse des ganzen Kongo-Unternehmens, zugleich aber auch in die Beschaffenheit des Landes, die Handelsverhältnisse und die Aussichten für die Zukunft. Diese letzteren Punkte werden aber noch gründlicher erörtert in dem zweiten, nichtamtlichen Teil des Werkes, in welchem die Bodenbeschaffenheit, die Vegetation und die Tierwelt des Kongo-Gebietes, der Lauf und die Schiffbarkeit des Kongo und der Nebenflüsse, der Zustand der Einwohner, die fast überall und zu allen Zeiten hervortretende Armut des Landes, der gegenwärtig bestehende und zukünftig zu erhoffende Handel (hauptsächlich mit Elfenbein), die Verkehrswege und andere den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft des Kongo-Staates betreffende Verhältnisse auf's gründlichste und meistens nach eigener Beobachtung und Erfahrung behandelt werden.

Wer sich also über den Kongo-Staat und Stanley's Leistungen (über dessen Vorleben und Charakter übrigens jetzt amerikanische Blätter die bedenklichsten Dinge veröffentlicht haben) genau unterrichten will, muß notwendig Dr. Pechuel-Loesche's Werk beherzigen, welches durchweg nur authentische, sichere und gründliche Berichte enthält; Eigenschaften, welche man Stanley's Schriften und so manchen anderen Veröffentlichungen über diese Sache absprechen muß.

Zwar hat Dr. Joseph Chavanne zu Anfang vorigen Jahres auch ein umfangreiches Buch über den Kongo-Staat herausgegeben,[1] in welchem er „die ersten Bausteine zur wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur des Landes und seiner Bewohner, sowie der natürlichen Bedingungen zukünftiger Entwickelung derselben" gesammelt zu haben behauptet. Aber was in diesem Buche wirklich gut ist und als brauchbares Resultat gründlicher Forschung hingestellt werden kann, ist meistens aus dem Werke Dr. Pechuel-Loesche's über die Loango-Expedition ungeniert abgeschrieben, ohne die Quelle anzugeben. Eine Veröffentlichung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin beschäftigt sich ausführlich mit diesem Plagiat und stellt aus beiden Werken eine Menge fast gleichlautender Stellen nebeneinander. Sogar Pechuel'sche Erlebnisse führt Chavanne als von ihm zu anderer Zeit und an anderem Ort erlebt, mit fast denselben Worten an. Chavanne's „erste Bausteine" sind also fast sämtlich, schon fertig zugehauen, einem fremden Steinbruch entnommen, und mit etwas eigenem Gestein und Mörtel zu einem ansehnlichen Bau zusammengefügt, den man sich schon gefallen lassen könnte, wenn nur der Baumeister nicht alles für sein Eigentum ausgäbe.

Neues ist also aus Chavanne's Werk nicht viel zu lernen, und man muß sich nur wundern, daß eine ganze Reihe angesehener Blätter anerkennende Besprechungen desselben aufgenommen haben, in denen des Plagiats mit keiner Silbe gedacht wird.

Was sonst noch über das Kongo-Unternehmen geschrieben ist, verliert dadurch sehr an Zuverlässigkeit, daß der oder die Verfasser immer das eine Hauptziel vor Augen hatten (wenn sie es auch nicht nannten), durch eine schönfärbende und verherrlichende Darstellung der Verhältnisse das geldbesitzende Publikum für Opfer und Anleihen günstig zu stimmen.

Für den Verfasser des hier besprochenen Buches gab es aber keine solche irreführenden Rücksichten. Er ist auch nicht feindselig gegen das einst seiner Leitung anvertraute Unternehmen gesinnt, so daß er es als schlechter und hoffnungsloser darstellen wollte, als es wirklich ist. Er konnte beim Abfassen seines Buches nur das eine Ziel haben, die Wahrheit über den Kongo zu schreiben. Und dies Ziel ist erreicht.

Möchten des Verfassers Darlegungen und seine bis ins Einzelne sich erstreckenden Ratschläge jetzt wenigstens bei der Oberleitung mehr Gehör finden als vor sechs Jahren, da er als ihr erster Angestellter zu ihr sprach!

Geographische Neuigkeiten.

* Dr. H. Meyer's Besteigung des Kilima'ndscharo. Nachdem Herr Dr. Hans Meyer in Leipzig in einem der letzten Hefte von „Petermann's Mitteilungen" (Band 33 von 1887) eine Schilderung seiner Besteigung des Kilima'ndscharo gegeben, hat er am 3. Dezember v. Js. in einem Vortrage vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde seinen lehrreichen Bericht abgestattet, welcher nun in den „Verhandlungen" dieser Gesellschaft (Bd. XIV. 10) im Druck erschienen ist. Wir Deutsche dürfen stolz darauf sein, daß es deutsche Gelehrte waren, welche zuerst

[1] „Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongo-Staat." Von Dr. Joseph Chavanne. Mit vielen Bildern und 2 Karten. Jena, Hermann Costenoble, 1887. 508 S.

den höchsten Berg Afrika's entdeckten, erstiegen, erforschten, und Herr Dr. Meyer will diese Besteigung noch im Laufe dieses Jahres wiederholen, um seine Beobachtungen zu vertiefen und zu vervollständigen, und wir halten es daher für eine nationale Pflicht, unseren Lesern durch einen Auszug aus vorerwähnten Berichten ein gedrängteres Bild von dieser Besteigung zu geben. Dr. Meyer bereiste erst das Kapland, Transvaal und Natal, und begab sich dann über Mosambik nach Sansibar, wo er sich zwei Monate lang auf die Reise nach dem Kilima'ndscharo vorbereitete, immer in der Furcht, der ungarische Graf Teleki, welcher in derselben Absicht nach Afrika gekommen war, werde ihm zuvorkommen. Er brach dann von Mombasa über Taita nach Taweta auf, wo er am 28. Juni anlangte und die Teleki'sche Expedition antraf, welche gerade von ihrem mißglückten Versuch der Bergbesteigung zurückgekommen war. Graf Teleki war von Marangu, dem Gebiete des Sultans Mareale, aus ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten bis zur Schneegrenze des Kilima'ndscharo gelangt. Dr. Meyer's Absicht war ursprünglich gewesen, von Moschi, dem Dorfe Mandara's, aus den Berg in Angriff zu nehmen; da er nun aber erfuhr, daß die Besteigung auch von Marangu aus möglich war, von wo aus Johnston mit der Unterstützung des Sultans Mareale schon 1884 in die obere Bergregion vorgedrungen war, so änderte Dr. Meyer seinen Plan und schlug ebenfalls den Weg über Marangu ein. Nach zweitägigem Marsch durch Steppe und Buschwald erreichte er Mareale's Dorf im Dschagga-Land, wo er von Mareale aufs liebenswürdigste aufgenommen wurde und dieselben Vertrauten des Sultans, welche den Grafen Teleki nach dem Berg geführt hatten, zu Führern erhielt. Im Dorfe Mareale's ließ er den größten Teil seiner Sansibar-Leute und sein Gepäck zurück und brach einige Tage später mit drei Führern und 22 Sansibar-Leuten nach dem Kibo auf. Am Abend des ersten Marschtages von Mareale's Dorf aus hatten die Reisenden das sanft ansteigende Plateau von Dschagga zurückgelegt und lagerten in 2080 m. Höhe im Urwald, welcher im ganzen Kilima'ndscharo-Gebiet noch der einzige Landstreif ist, wo Elefanten in größerer Anzahl vorkommen. Man hörte sie Nachts in der Nähe des Lagers trompeten und fand am anderen Tage auf dem Weitermarsch auch frische Losung und neue Brüche in großer Menge. Bald nach Beginn des Hochwaldes fängt das Terrain an steiler zu steigen und hebt sich stellenweise zu einem Winkel von 25 bis 30 Grad. Auf dem Walde lag tiefer Nebel und dieser, mit dem wirren Dickicht und dem morastigen Boden, machten den Marsch durch den bis zu 3000 m. Höhe reichenden Urwald zu einem äußerst beschwerlichen. Dann kamen offene Grasmatten, von wo aus die Besteigung ohne erhebliche Terrainschwierigkeit bis zur äußersten Grenze der Vegetation auszuführen ist und mehrfach frische Elefantenfährten und frische Losung von Büffeln und Antilopen gefunden wurden. Hier verließ man denn auch den Pfad, welcher in vorwiegend nördlicher Richtung über den oberen Teil des Berges von Marangu nach der Landschaft Useri hinüberführt, wandte sich nun westwärts und erreichte in 3200 m. Meereshöhe den Lagerplatz, welchen Johnston angelegt und auch Teleki bezogen hatte. Von hier aus liegt vor dem Besteiger das Bergmassiv des Kilima'ndscharo wie ein mächtiger langgestreckter Wall, welcher oben nahezu horizontal abgeschnitten erscheint und auf seiner östlichen Kante den zerklüfteten Kimawensi, auf seiner westlichen den abgestumpft kegelförmigen Kibo trägt. Als die Reisenden aber am nächsten Tage den Horizontalabschnitt des Bergmassivs erreichten, ergab sich, daß dort oben über einer nochmaligen Stufe ein weites Plateau sich hindehnt, auf welchem nun erst der eigentliche Krater des Kibo und die Felsentrümmer des Kimawensi sich erheben, zwischen diesen beiden Eckpfeilern noch sechs kleinere Krater auf dem Plateau ruhen und Laven, Aschen und Auswürflinge von jeder Art und Größe über das Plateau hingestreut sind.

Die acht freiwilligen Sansibarer, welche von Johnston's Lagerplatz aus Herrn Dr. Meyer begleitet hatten, waren bei den ersten Schneespuren in der Höhe von 4000 m. mit dem großen Zelt zurückgelassen worden. Nur sein Begleiter, Herr v. Eberstein, ihre beiden persönlichen Diener und ein Askari waren bei Herrn Meyer geblieben. Diese drei schwarzen Freiwilligen trugen ein kleines Baumwollenzelt, Wolldecken und einen photographischen Apparat nebst Lebensmitteln für drei Tage, und die kleine Gesellschaft stieg nun wieder in nördlicher Richtung den Berg hinab und folgte einem Lavenfeld in der Richtung des Sattels des Berges. Eine kurze Strecke weiter brachte sie an den Fuß eines steilen Hügels, aus welchem der Lavastrom entsprungen war, auf dem sie standen, und zeigte ihnen, daß sie näher am Kimawensi als am Kibo waren. Ein achtstündiger Marsch brachte die Gesellschaft zu einem kleinen Aschenkegel nahe am Fuß des Kibo, wo das kleine Zelt in 4700 m. Höhe aufgeschlagen, die Neger aber wegen der großen Kälte noch vor Einbruch der Nacht nach dem großen Zelt zurückgeschickt wurden und die beiden Deutschen nun allein die Nacht verbrachten. Nach einer schlaflosen Nacht, bei — 11° C., machten sich die Reisenden mit Anbruch des fünften Tages seit ihrem Aufbruch von Mareale's Dorf zur Besteigung des eigentlichen Kibo-Domes auf. Mit dem Fernglas hatte Dr. Meyer die Felswände und Schneefelder des Berges genau beobachtet und eine Richtung ausfindig gemacht, wo die Besteigung wohl möglich erschien. Beide Herren, mit Bergstock und Schneebeilen versehen, giengen nun in dieser Richtung über ein leicht ansteigendes Aschenfeld auf die Mitte des Ostabhangs zu, überschritten einen trümmerbesäten Lavarücken und kamen nun erst an die eigentliche Bergwand. Gleichzeitig mit der nun beginnenden Terrainsteigung treten hier ungefähr in 4750 m. Meereshöhe die ersten echten Firnfelder auf, welche überall

die Thäler zwischen den mächtigen zerklüfteten Lavaströmen ausfüllen. Bis hierher scheint Johnston im Jahre 1884 gekommen zu sein, und in annähernd gleicher Höhe und etwas nördlich davon liegt das Schneefeld, wo Graf Teleki nach seiner Schilderung ermattet umgekehrt war.

Die ersten drei Stunden gieng alles gut, das Wetter war klar und der Schnee hart, und so hatten die Reisenden nicht nur eine gute Umschau, sondern auch, von den Unbehaglichkeiten infolge der sehr dünnen Luft abgesehen, einen nicht außergewöhnlich schwierigen Anstieg; dann aber gelangten die Reisenden in einen Nebel, welcher immer dichter wurde und unter gleichzeitigem Sinken der Temperatur von +8° C. auf —3° C. in eine Art Wirbelsturm von Firn oder Graupenschnee ausartete. Gleichwohl kletterten sie weiter, bis plötzlich Herr v. Eberstein erschöpft zusammensank, aber in Dr. Meyer drang, daß dieser dennoch weiter gehe. So kletterte Herr Meyer trotz Atemnot, Gliederschwere, Schnee und Nebel in der bisherigen Richtung weiter fort über Schwierigkeiten aller Art, bis eine blaue Eiswand von 35 bis 40 m. Höhe vor ihm aufragte, welche den obersten Rand des Berges bildet und die unter keinen Umständen zu ersteigen möglich gewesen wären. Diese Eiswand ist der eigentliche Gipfel des Kibo. Hier mußte Dr. Meyer notgedrungen umkehren (nachdem er, wie andere versichern, eine Höhe von angeblich 19,680 Fuß erreicht hatte), kehrte auf seinen noch erkennbaren Fußspuren zu Herrn v. Eberstein zurück und erreichte mit diesem in fluchtartiger Eile auf den glücklicherweise noch sichtbaren Aufstiegsspuren nach siebenstündiger schwerer Kletterarbeit das untere Schneefeld und Zelt am Fuße des Kibo wieder. Am anderen Tag nahm Dr. Meyer seinen photographischen Apparat mit, stieg zu einem höheren Schneefeld auf, machte daselbst einige Aufnahmen und gieng dann in nördlicher Richtung bis auf die Mitte des Plateau's, wo er den Kibo, die Hügel und den Kimawensi von verschiedenen Seiten photographieren konnte. Nach vollendeter Besteigung kehrte Herr Dr. Meyer nach Mareale's Dorf zurück, hielt sich als Gast des Sultans noch 14 Tage im Dschagga-Lande auf, um ethnographisches und naturhistorisches Material zu sammeln, reiste dann nach Taveita, besuchte den Dschipe-See, die Landschaften Kahe und Kleinaruscha und folgte Dr. Fischer's Route am Rufu entlang bis zur Küste bei Pangani.

Wir begrüßen mit patriotischer Freude diese ausgezeichnete Leistung des verdienten deutschen Gelehrten, deren lehrreiche und ansprechende Schilderung sich in den beiden genannten Zeitschriften sehr spannend liest.

* Das Quellgebiet des Ottawa-Flusses. Dr. Bell, von der Canadischen Geologischen Untersuchungskommission, ist jüngst von einer ausgedehnten Erforschung des noch wenig bekannten Landstrichs um den Oberlauf des Ottawa-Flusses zurückgekehrt. Man hat seither zuweilen angenommen, der Ottawa entspringe aus dem Temiscaming- oder aus dem Grand-See; allein Dr. Bell weist nun nach, daß seine Quelle etwa gerade 300 e. Mln. nördlich von Ottawa liegt, daß er dann westwärts in den Temiscaming-See fließt, bei Austritt aus diesem eine Schleife macht, seinem bisherigen Lauf beinahe parallel, und dann ostwärts fließt und sich nach einem Lauf von nahezu 400 e. Mln. bei der Insel Montreal in den St. Lorenz-Strom ergießt. Der Temiscaming, welcher nördlich und südlich in einer tiefen Depression liegt, ist nach Dr. Bell eine Art Sammelbecken von Ost, West und Nord für die Gewässer des Ottawa. Er gab darüber noch folgende mündliche Mitteilungen:

„In der Nähe seiner Quellen, wo der Ottawa nur ein starker Bach geworden ist, teilt er sich in zwei Arme von ungefähr gleicher Größe. Der südlichere von diesen hat seinen Ursprung in einem See, welchen die Indianer Ka-pimmintschigama oder Kreuz-See nennen, weil er quer über den allgemeinen Lauf des Baches liegt und als der größte See der Umgegend, zuweilen als die Hauptquelle des Ottawa gilt. Ich folgte dem nördlicheren Arm, welcher einen längeren Lauf hat, und fand, daß er aus einem 2 bis 3 e. Mln. langen See kommt, welcher die wirkliche Quelle des Ottawa ist, weil er am Anfang des längsten Armes liegt, und schlug vor, da er noch keinen Namen hatte, ihn Ottawa zu nennen, weil es in unserem ganzen nördlichen Gebiete als eine allgemeine Regel gilt, den Seen an den Quellen der Flüsse die Namen der Flüsse selbst zu geben. Der See ist von einer tiefen Niederung umgeben, allein man erblickt nach verschiedenen Richtungen hin in nicht bedeutender Entfernung Hügel. Am oberen Ende dieses Sees fanden wir die Fährte eines alten indianischen Trageplatzes, welche uns über die Wasserscheide, eine niedrige, nur eine halbe englische Meile breite Einsattelung oder Landenge nach einem größeren See führte, der nach meinem Barometer im selben Niveau liegt und seine Gewässer in den Gatineau-See abgibt. Der Ausfluß dieses Sees erwies sich als sehr klein; nachdem wir denselben aber einige Meilen weit verfolgt hatten, mündete in denselben ein anderer kleiner Fluß, und allmählich wurde der vergrößerte Fluß noch durch einen dritten und vierten Nebenfluß vermehrt. Allein infolge des seichten Wassers und des starken Falles des oberen Gatineau kann man noch nicht sagen, daß er, selbst im Sommer, mit Kähnen befahrbar sei."

Kleinere Mitteilung.

Die „Albertina" in Wien.

Zu den wertvollsten unter den zahlreichen Kunstsammlungen Wiens gehört die unter dem Namen „Albertina" bekannte Kupferstich- und Zeichnungen-Sammlung des Erzherzogs Albrecht, und wir entnehmen einem Vortrage, welchen der Vorstand dieser Sammlung, Herr Schönbrunner, im Altertumsverein gehalten, die folgenden orientierenden Daten: Begründet wurde die Samm-

lung und nach ihrem Gründer ist sie auch getauft, von Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem Gemahl der Erzherzogin Marie Christine, der ältesten Tochter der Kaiserin Maria Theresia, demselben, dem die Liebe der zur Witwe gewordenen Gattin das wunderbar schöne, von der Hand Canova's geschaffene Denkmal in der Augustinerkirche aufgerichtet. Der Herzog unternahm alsbald nach seiner Verehelichung mit der ihm angetrauten Erzherzogin eine Reise nach Italien, und auf seiner Rückreise aus Rom, während eines längeren Aufenthaltes in Venedig, regte der Verkehr mit dem im Jahre 1786 verstorbenen Grafen Durazzo, der damals kaiserlicher Gesandter bei der Republik und ein ausgezeichneter Kenner und warmer Freund der Künste war, den Gedanken zur Anlegung einer großen Kunstsammlung und zunächst systematisch geordneten Kupferstichsammlung, deren italienischer einer Teil schon nach zwei Jahren nahezu vollendet war, bei ihm an. Inzwischen war der Prinz nach Brüssel übersiedelt und hatte dort selbstständig eine großartige Sammlung von Kunstwerken, darunter speziell eine überaus wertvolle Collection von Handzeichnungen, zusammengebracht. Das Schiff, welches diese Schätze in die Heimat führen sollte, litt Schiffbruch, und alles, was mit so viel Mühe und Kosten gesammelt worden, gieng zugrunde, aber der Herzog ließ sich nicht entmutigen, und alsbald war eine neue, kaum weniger bedeutende Sammlung zustande gebracht, die nach seinem Ableben in den Besitz seines Erben, des damals noch jungen Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, gelangte und von diesem nicht blos zu einem Umfang, daß er füglich als ihr zweiter Gründer gelten kann, erweitert, sondern auch dem Publikum zugänglich gemacht wurde. Sein Sohn, der Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, pflegte das Vermächtnis mit unermüdlichem Eifer und mit reichsten Mitteln, und er war es, der der Sammlung aus Anlaß der Weltausstellung von 1873 ihre gegenwärtige Organisation und, nach ihrem ersten Gründer, den Namen Albertina gab.

Was nun diese Organisation betrifft, so gliedert sich die Sammlung in drei Sektionen, in die Sektion der Stecher, in das sog. „Malerwerk" (in welcher die Reproduktion nicht als Kupferstich, sondern im Hinblick auf die Darstellung und auf die Meister derselben in Betracht kommt), und in die Sektion der Radierer; jede Sektion zerfällt wieder in nationale Gruppen und jede nationale Gruppe wieder in Schulen. Von Kunstdrucken im Grabstichel (einschließlich der Lithographien, Holzschnitte und Radierungen) sind gegenwärtig 220,000 Stück vorhanden, davon gegen 20,000 Porträts und eine gesonderte aus 9000 Blättern bestehende Bildnissammlung; die Sammlung von Handzeichnungen umfaßt an 17,000 nach Nationen und nach Schulen chronologisch geordnete Blätter. Außer diesen in sich geschlossenen Collectionen findet sich aber in der „Albertina" noch eine bedeutende Zahl von alten, mit Holzschnitten ausgestatteten Druckwerken und Incunabeln, und es sind dieselben als vierte Sektion zu einer speziellen Sammlung wertvollster Seltenheiten (wir nennen nur die Biblia pauperum, das Speculum humanae salvationis, die Ars moriendi, die Ars memorandi, den Endkrist 2c.) vereinigt. Zu den wertvollsten Stücken der Sammlung gehören im allgemeinen die Werke der ältesten italienischen und deutschen Künstler, die Stiche Dürer's und vieler deutscher Kleinmeister, des Lucas von Leyden und der späteren Niederländer, Rembrandt's und der Rembrandt'schen Schule, sowie der Stecher nach Rubens, Van Dyk und deren Schüler, insbesondere Edelinks. An Zahl und Bedeutung treten aber am glänzendsten die französischen Kupferstecher aus den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. hervor und auch die Werke der Engländer, speziell Landseer, sind hervorragend vertreten. Die Sammlung der Handzeichnungen bringt 160 Blätter von Dürer, 144 von Raphael (darunter 50 von unbestrittener Echtheit), 152 von Rubens und 147 von Rembrandt.

Integrierende Bestandteile der „Albertina" bilden übrigens noch eine aus 50,000 Bänden bestehende erlesene Bibliothek und eine nahe an 24,000 Blätter zählende Plan- und Landkartensammlung. Gustav Weisbrodt.

Berichtigung.

In der Nr. 3 vom 16. Januar 1888 bringt Ihr geschätztes Blatt eine Notiz über die Untersuchungen des Herrn v. Hesse-Wartegg in Venezuela.

Ich erlaube mir dazu die folgende Richtigstellung und bitte Sie höflichst, dieselbe in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen zu wollen.

Die Erforschung des Tacarigua-, nicht Tigaracua-Sees (Valencia-Sees) in Venezuela ist bereits von mir im Dezember 1884 vorgenommen und die Resultate sind in den „Mitteilungen der Hamburgischen Geographischen Gesellschaft" 1884, Hamburg 1885, S. 282—286, ausführlich publiziert worden. Namentlich über die Frage der Zugehörigkeit des Tacarigua-Sees zum Orinoco-System fanden sich a. a. O. genaue Bemerkungen. Die genaue wissenschaftliche Erforschung des Sees ist also bereits 1884 von mir ausgeführt worden, so daß ich mir die Priorität gegenüber Herrn v. Hesse-Wartegg wahren muß. Eine Einsicht in die bereits 1885 erschienenen „Mitteilungen der Hamburgischen Geographischen Gesellschaft" würde Herrn v. Hesse-Wartegg von der bereits erfolgten Untersuchung überzeugt haben.

Auf meiner im Januar 1888 erschienenen Karte der Venezolanischen Cordillere, bearbeitet von Herrn Friederichsen, ist die Ausdehnung des alten Seebodens angegeben („Mitteilungen der Hamburgischen Geographischen Gesellschaft" 1885—1886, Taf. 2).

In einer zur Zeit im Druck befindlichen Publikation („Die Cordillere von Meroda", Penck's „Geographische Abhandlungen", III, Nr. 1) wird das genaue Material über die Frage des Valencia-Sees nochmals veröffentlicht werden.

Indem ich höflichst bitte, diese Erklärung zur Wahrung meiner Priorität in extenso aufnehmen zu wollen, und Ihnen Ende der Woche vom 12.—18. Februar den betreffenden Druckbogen der Penck'schen Abhandlungen zusenden werde, habe ich unter verbindlichem Danke im voraus die Ehre zu zeichnen, Ihr hochachtungsvoll ergebener

Dr. Wilhelm Sievers,
Privatdozent der Geographie an der Universität Würzburg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 11. Stuttgart, 12. März **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Das Amur-Land.

Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde zu Halle am 18. März 1887 von O. Geneft.[1]

Erst verhältnismäßig spät erhielten die Russen, nachdem sie schon fast das gesamte Sibirien in Besitz genommen hatten, Kunde von dem Amur-Lande. Tungusische Händler, welche mit den Bewohnern der russischen Niederlassungen am Ufer des Ochotskischen Meeres in Verkehr standen, brachten in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts die Nachricht dorthin, daß sie mit Ackerbau und Viehzucht treibenden Völkern an einem weit im Süden fließenden, mächtigen Strome Handelsverbindungen unterhielten und nicht nur Getreide und Fleisch, sondern auch seidene und wollene Zeuge, sowie allerlei Metallarbeiten von jenen gegen ihre Pelze eintauschten. Diese Berichte lieferten den Beweis von dem Vorhandensein eines für den Ackerbau nicht blos geeigneten, sondern thatsächlich stark angebauten und jedenfalls auch verhältnismäßig dicht bewohnten Landes und für die Pflege einer nicht unbedeutenden Industrie in diesem Gebiete oder doch wenigstens für einen derartigen Reichtum desselben an eigenen Naturerzeugnissen, daß es imstande war, die oben genannten Industrie-Produkte in größeren Mengen einzutauschen. Schon diese Nachrichten verfehlten ihre Wirkung auf die Hörer nicht; als nun aber gar noch die Kunde in die ochotskischen Niederlassungen gelangte, daß das geheimnisvolle Land im Süden auch Ueberfluß an Edelsteinen, Gold, Silber und anderen Bodenschätzen habe, da erwachte in den abenteuerlustigen russischen Ansiedlern eine unbezähmbare Sehnsucht nach dem Besitze dieses Dorado, welches ihre bisherigen Erwerbungen in Asien nach allen Richtungen hin so weit zu übertreffen schien.

So wurde denn schon im Jahre 1643 die erste Entdeckungs- und Eroberungsexpedition in das Amur-Gebiet ausgesandt. Sie überstieg, am Aldan, einem rechten Nebenflusse der Lena, aufwärtsziehend, das Stanowoi-Gebirge, fuhr die Seja nach Süden herunter und kehrte dann, den Amur bis an seine Mündung verfolgend, in die Ansiedlungen am Ochotskischen Meere, von welchen sie ausgegangen war, zurück. Aber in welchem Zustande langte sie dort wieder an? In einer Stärke von etwa 130 Mann war sie aufgebrochen, nur etwa 80 Teilnehmer erblickten die Heimat wieder, während die übrigen entweder der grimmigen Kälte und den furchtbaren Strapazen des Weges oder den Angriffen der Eingeborenen zum Opfer gefallen waren und ihren durch den Hunger zu Kannibalen gewordenen Gefährten zur Speise gedient hatten. Aber trotz der Anstrengungen und Opfer, welche diese erste Expedition gefordert hatte, und obgleich die früher gehegten glänzenden Hoffnungen auf edle Metalle durch die gesammelten Erfahrungen sehr getrübt worden waren, drangen

[1] Der Hinweis auf den ursprünglichen Zweck der vorliegenden Abhandlung, wie er in der Ueberschrift erfolgt ist, wird genügen, um den gänzlichen Mangel von Belegen aus der einschlägigen Litteratur zu rechtfertigen. Auch bei der Drucklegung glaubte ich in dieser Beziehung keine Aenderung treffen zu sollen, um die Arbeit nicht allzusehr auszudehnen. Der Kenner wird sehen, daß ich die betreffende Litteratur, soweit sie mir, der ich der russischen Sprache nicht mächtig bin, zugänglich war, in ihren bedeutendsten Erscheinungen um so eifriger benutzt habe, als es mir gar nicht darauf ankommen konnte, etwas Neues und Eigentümliches zu geben, als vielmehr die oft recht zerstreuten Angaben zu einem geographischen Gesamtbilde in engem Rahmen zu vereinigen, dem allerdings nach meiner Meinung auch die historische Beleuchtung, wie ich sie im ersten Teile der Arbeit zu geben versucht habe, nicht fehlen durfte.

dennoch in den nächsten Jahren, namentlich vom Baikal-See aus, immer neue Züge eroberungslustiger Abenteurer in das Amur-Land ein. Unter diesen gelangte der von dem kühnen und grausamen Chabárow geführte im Jahre 1649 bis an die große nördliche Krümmung des Stromes und verlieh der russischen Herrschaft durch die Gründung der befestigten Station Albesin eine kräftige Stütze. Von hier aus fuhr dann Chabárow mit seinen Begleitern in den nächsten Jahren wiederholt den Strom hinunter, ohne jedoch weit über die Mündung des Ussuri hinauszukommen, und richtete bei diesen Fahrten in den berührten Gebieten derartige Verwüstungen und Blutbäder an, daß er unter den Anwohnern des mittleren Amur überall Furcht und Abscheu gegen den russischen Stamm erzeugte. Daher war es nicht zu verwundern, daß er nicht nur von den unglücklichen Eingeborenen, sondern auch von den Chinesen, welche sich als die Eigentümer des von ihm verheerten Landes ansahen, häufig angegriffen und zuletzt derartig bedrängt wurde, daß er sich unter starken Verlusten stromaufwärts zurückziehen mußte. Aber diese rückläufige Bewegung währte nicht lange; vielmehr gelang es bei der Uneinigkeit und Langsamkeit seiner an Zahl allerdings weit überlegenen Gegner dem russischen Eroberer bald wieder, an der Mündung der Kumara (51° 30′ n. und 127° ö. Gr.) festen Fuß zu fassen und eine Station anzulegen, welche dann längere Zeit hindurch den Ausgangspunkt der russischen Eroberungsbestrebungen am Amur gebildet hat.

Da nun die von Chabárow an den Hof des Zaren entsandten Boten das durchzogene Land und seine Reichtümer ihren Landsleuten mit den glühendsten Farben schilderten, so erreichten sie damit denselben Erfolg wie einst die amerikanischen Conquistadoren: alle Elemente, die nichts zu verlieren aber alles zu gewinnen hatten, wendeten sich in Rußland sowohl, wie in Sibirien dem Ziele der Entdeckungen und Eroberungen im Amur-Lande zu. Allein bald änderte sich die Lage der Dinge sehr zu Ungunsten der Russen; die herandrängenden Ansiedler stießen auf ein bedeutendes Hindernis. Chabárow nämlich und die Männer, welche während der nächsten 20 Jahre nach seinem Tode an seine Stelle getreten waren, hatten durch ihre wilde Grausamkeit und durch die rücksichtslose Ausdehnung der russischen Macht die Chinesen doch endlich aus ihrer Unthätigkeit aufgerüttelt und sie bewogen, eine beträchtlichere Truppenmasse gegen die Eindringlinge ins Feld zu stellen als das früher geschehen war. Zunächst allerdings hatte auch diese Kraftanstrengung wenig genug gefruchtet, weil die alte Kraft und der kriegerische Sinn der Mandschu schon im Schwinden begriffen war; allmählich aber hatte man am chinesischen Hofe doch die Triumphe des kleinen Häufleins der kühnen russischen Eroberer als eine nationale Schmach zu empfinden begonnen und sich im Jahre 1682 zu einem ernstlichen Vorgehen entschlossen, dessen Erfolg dann allerdings bei dem so verschiedenen Stärkeverhältnis der Gegner nicht zweifelhaft sein konnte.

Zunächst drängte das chinesische Heer die Russen von dem mittleren Laufe des Stromes zurück, und nachdem man dieses Heldenwerk in drei Jahren glücklich zu Ende geführt hatte, begann 1685 die Belagerung des letzten russischen Bollwerks Albesin, das sich nach verzweifelter Gegenwehr dem übermächtigen Feinde ergeben mußte und geschleift wurde. Damit war das Schicksal der russischen Eroberungen am Amur entschieden. Denn wenn auch Albesin nach dem Abzuge der Chinesen durch die Russen wieder aufgebaut und besetzt wurde, so zeigt doch eine zweite zehnmonatliche Belagerung, 1686 bis 1687, welche zwar erfolglos blieb, aber doch immerhin von den chinesischen Truppen mit ungewöhnlicher Energie betrieben wurde, daß die Söhne des Reiches der Mitte an die Grenze ihrer Geduld gelangt seien. Daher entschloß sich denn die Moskauer Regierung zur Anknüpfung friedlicher Unterhandlungen, welche zu einem in Nertschinsk 1689 abgeschlossenen Vertrage führten. Derselbe war für die Russen in hohem Grade ungünstig, denn sie mußten nicht allein ihre gesamten Eroberungen am mittleren Amur und an dessen nördlichen Nebenflüssen aufgeben, so daß also die Wasserscheide zwischen den Gebieten der Lena und des Amur ihre Südgrenze bildete, sondern auch auf allen Handelsverkehr mit den Einwohnern der verlorenen Landstriche verzichten. Dagegen behaupteten sie das Quellgebiet des Amur bis zum Zusammenfluß von Schilka und Argun und damit wenigstens Nertschinsk mit seiner durch ihren Erzreichtum wichtigen Umgegend.

Aber trotz dieses fast vollkommenen Mißerfolges beinahe 50 Jahre langer Kämpfe behielten die Russen mit der ihnen nicht nur in ihrer asiatischen Politik eigentümlichen Zähigkeit und Ausdauer die Erwerbung des Amur unausgesetzt im Auge, und zwar umso mehr, als seit dem bekannten Programm, welches der Reformator des gewaltigen Ostreiches, Peter der Große, hinterlassen hat oder doch wenigstens hinterlassen haben soll, es von seinen Nachfolgern gewissermaßen als eine heilige Pflicht betrachtet wurde, durch Vorschiebung der Reichsgrenzen an das Meer ihrem Lande zur Teilnahme an dem großen Völkerverkehr zu verhelfen. In Europa ließ sich, wie die geographischen und politischen Verhältnisse lagen, für die Ausführung dieses Programms in absehbarer Zeit kein Erfolg erhoffen; der Besitz der sibirischen Nordküste aber war für den Eintritt Rußlands in den Weltverkehr noch weniger von Belang, als die wenigen Häfen am europäischen Gestade des Eismeeres; der einzige Weg also, auf welchem Peters des Großen Gedanken ins Leben geführt werden konnten, war die Gewinnung eines Teiles der pacifischen Küste von Asien. Allerdings waren ja die Russen schon seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts im Besitz der Halbinsel Kamtschatka und des größten Teiles der ochotskischen Küste; allein dieser Besitz hatte für den Handel fast gar keine Bedeutung, weil die Zahl der dortigen Häfen nur gering war und die wenigen vorhandenen

nicht nur während des größten Teiles des Jahres vom Eise geschlossen waren, sondern auch mit dem Hinterlande nur auf dem Landwege in Verbindung standen, der im Sommer, also gerade in der Zeit der Schifffahrt, noch schwerer zu passieren war als im Winter. Und auch dieser Küstenbesitz konnte noch nicht einmal auf die Dauer behauptet werden, wenn es nicht gelang, eine bequemere und billigere Verbindung desselben mit dem Innern Sibiriens herzustellen, denn die Kosten für den Transport der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse, welche den Truppen und Ansiedlern in jenen unwirtlichen Gegenden unausgesetzt zugeführt werden mußten, überstiegen weit die Einkünfte, welche der Staat aus ihnen zog. Und auch hier war der einzige, von der Natur selbst gewiesene Weg, der Amur, und seine Erwerbung war daher eine zwingende Notwendigkeit für das russische Reich, wenn die Besitzungen im nordöstlichen Sibirien sich gedeihlich entwickeln sollten.

Obgleich man sich also mit diesen Plänen in Beziehung auf das Amur-Land trug, schien dasselbe doch 150 Jahre hindurch nicht allein dem Bereiche der russischen Eroberungspläne, sondern auch dem des russischen Forschungstriebes entrückt zu sein, denn bis auf wenige unternehmende Kaufleute hat kein Russe in mehr oder weniger offizieller Sendung bis zu den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts den Boden des chinesischen Amur-Gebietes betreten. Diese Zurückhaltung von russischer Seite hatte ihren Grund nicht allein in der Wachsamkeit, mit welcher die Chinesen, durch Schaden klug geworden, ihr Gebiet gegen fremde Eindringlinge absperrten, sondern auch in den zahlreichen politischen Verwicklungen, durch welche das europäische Rußland im vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts derartig in Anspruch genommen wurde, daß es an einen Angriff auf die immerhin Achtung-gebietende Macht China's nicht denken konnte.

Nachdem dann aber in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts mehrere russische Naturforscher die Erlaubnis erhalten hatten, Teile des chinesischen Amur-Landes wissenschaftlich zu untersuchen, brach für die Erforschung und Eroberung dieser Gebiete durch die Russen im Jahre 1844 eine neue Epoche an mit der großen Reise, welche von Middendorf von der Küste des Ochotskischen Meeres bis zur Vereinigung von Schilka und Argun unternahm. Im Verlaufe dieser Reise nämlich durchzog er auch diejenigen Gebiete, welche sich zwischen dem linken Ufer des Amur und der damaligen russisch-chinesischen, auf dem Kamm des Stanowoi- und Jablonowoi-Gebirges verlaufenden Grenze hinstrecken, und fand Gelegenheit, festzustellen, daß die im Vertrage von Nertschinsk zwischen beiden Reichen vereinbarte Grenzlinie den Bevölkerungsverhältnissen jener Gegenden durchaus nicht entsprach, ja ihnen gegenüber überhaupt nicht aufrecht erhalten werden konnte. Denn die tungusischen Bewohner des Grenzgebirges, die ihren Lebensunterhalt teils dem Fischfange, teils der Renntierzucht, teils der Jagd auf Pelztiere verdanken, waren je nach der Jahreszeit gezwungen, ihren Wohnsitz von dem südlichen auf den nördlichen Abhang des Gebirges und umgekehrt zu verlegen und so bald als russische, bald als chinesische Unterthanen zu erscheinen. Natürlich schloß ein solches Verhältnis in seiner Unklarheit eine fortwährende Kriegsgefahr für die Schutzmächte dieser Wandervölker in sich. Der Reisende drang deshalb auf eine Vorschiebung der russischen Grenze bis an den südlichen Abhang der obengenannten Gebirge oder, mit anderen Worten, bis an das linke Ufer des Amur, denn beide Linien fallen im wesentlichen zusammen; und dieser Vorschlag fand bei der St. Petersburger Regierung umsomehr Gehör, weil das zu annektierende Land nur noch dem Namen nach den Chinesen gehörte, in Wahrheit aber von den Grenzkosaken, welche es auch hier gut verstanden hatten, sich mit den Eingeborenen in gute Beziehungen zu setzen, unter der Hand und ganz im stillen allmählich tributpflichtig gemacht worden war.

Unter diesen Umständen konnte die Besetzung des linken Amur-Ufers durch die Russen nur noch eine Frage der Zeit sein, welche in dem Augenblicke zur Entscheidung reif war, wo China anderweitig derartig in Anspruch genommen wurde, daß es an eine wirksame Verteidigung seines Besitzes nicht denken konnte. Natürlich erforderten aber die Vorbereitungen für diese Entscheidung einen hohen Grad von Vorsicht und Klugheit und einen Mann, der beide Eigenschaften in ebenso hohem Maße besaß, wie er befähigt war, im geeigneten Augenblick mit rücksichtsloser Energie die Pläne seiner Regierung ins Leben zu führen. Dieser Mann wurde in der Person des Grafen Muráwjew gefunden, welcher 1847 zum Generalgouverneur in Irkutsk ernannt wurde. Da ihm vor allen Dingen aus den oben angeführten Gründen daran gelegen sein mußte, die Bedeutung des Amur als Wasserstraße zu erkunden und festzustellen, ob es sich für Rußland überhaupt lohne, die Hand auf diesen Strom zu legen und sich seinetwegen mit China zu entzweien, so sandte er nicht lange nach seinem Amtsantritte eine Expedition, bestehend aus fünf Mann, stromabwärts mit dem Auftrage, den Fluß bis an seine Mündung zu verfolgen und einer möglichst eingehenden Untersuchung auf seine Schiffbarkeit hin zu unterwerfen. Muráwjews Zweck wurde nicht erreicht, denn die von ihm ausgesandte kleine Schaar ist so spurlos untergegangen, daß man auch heute noch über ihren Verbleib nichts Bestimmtes zu sagen weiß, wenn man auch vermutet hat, daß sie den auf den unbestrittenen Besitz des Amur eifersüchtigen chinesischen Regierungsorganen zum Opfer gefallen ist. Jedenfalls lieferte dieses Ereignis den Beweis, daß es noch nicht an der Zeit sei, den entscheidenden Schritt zu thun, indem man stromabwärts gieng; man mußte vielmehr darauf bedacht sein, an der Mündung des Amur festen Fuß zu fassen und von dort aus die chinesische Herrschaft aus dem Sattel zu heben. Daher drangen seit 1850 wiederholt russische Kriegsschiffe in die Amur-

Mündung ein; noch in demselben Jahre wurde auf dem linken Ufer des Stromes Nikolájewsk, drei Jahre später weiter stromaufwärts Mariinsk gegründet, und gleichzeitig erfolgte durch Anlegen von Häfen und Befestigungen an der Küste des Tatarensundes die Verdrängung der chinesischen Macht vom Japanischen Meere. Man kann sich darüber wundern, daß Rußland sich alle diese Erwerbungen, die ebenso viele Verletzungen des chinesischen Reiches bedeuteten, ungestraft aneignen konnte; doch ist zu bedenken, daß gerade damals China durch seine Niederlage gegen die Engländer und durch blutige Aufstände im Innern so sehr geschwächt war, daß es gegen das Verfahren des Grafen Muráwjew nur leere Proteste hatte, die von diesem ebenso lakonisch wie wirkungsvoll mit einem Hinweis auf seine Kanonen und Bayonnette beantwortet zu werden pflegten.

Die schwächliche Haltung, welche die Chinesen allerdings notgedrungen dem Vordringen der Russen im Mündungsgebiete des Amur gegenüber bewiesen hatten, zeigte dem Grafen Muráwjew nun auch, daß der rechte Zeitpunkt gekommen sei, zwar nicht das gesamte Amur-Gebiet, wohl aber den Strom selbst und seine ungehinderte Benutzung als Wasserstraße in Anspruch zu nehmen. Und das war um so notwendiger, als der Ausbruch des Krimkrieges 1854 einen Angriff der englisch-französischen Flotte auf die russischen Küstenländer wahrscheinlich und deren leichte Verbindung mit dem Binnenlande im höchsten Grade wünschenswert machte. Natürlich trug man sich auf russischer Seite auch jetzt noch nicht mit der Hoffnung, den angestrebten Zweck ganz ohne Anwendung von Gewalt erreichen zu können, und deshalb rüstete Muráwjew eine Expedition von mehr als 1000 Mann aus, an deren Spitze er selbst den Amur abwärts fuhr. Aber er stieß auf keinen Widerstand, denn die chinesischen Truppen hatten sich in vollem Verständnis für die Wahrheit, daß man möglichst weit vom Schusse entfernt am sichersten vor demselben sei, beim Herannahen der Russen auf eine Entfernung von 100 **Km.** vom Flußufer zurückgezogen. Von nun an stand der Transport von Truppen und Lebensmitteln auf dem Amur den Russen jederzeit offen; um aber allen Gelüsten der Chinesen nach einer Aenderung dieses Zustandes entgegen zu treten, wurde auf dem linken Ufer des Stromes eine Reihe von befestigten Stationen angelegt, welche die Schifffahrt völlig beherrschten. Zugleich dienten sie als Ausgangspunkte für die völlige Unterwerfung des umliegenden Gebietes unter die russische Oberhoheit, so daß schon 1858 das ganze linke Amur-Ufer nicht nur thatsächlich in Muráwjew's Händen war, sondern auch von den Chinesen in dem Vertrage von Aigun als ein Teil des Zarenreiches in aller Form anerkannt wurde. Und in ähnlicher Weise wurde auch das Gebiet zwischen dem unteren Amur und der koreanischen Grenze einerseits und zwischen dem Ussuri und der Küste des Japanischen Meeres andererseits dem russischen Reiche durch den Vertrag von Peking, 1860, abgetreten, nach dem damaligen Berichte der St. Petersburger Regierungspresse zum Beweise der ausgezeichneten Hochachtung, welche der chinesische Kaiser vor dem ruhmreichen Hause des Zaren hege.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer Reise in Nubra.

Nubra ist ein Ländchen, der Hauptsache nach ein Thal, einige Tagemärsche nordwestlich von Ladák gelegen, einer am oberen Indus östlich von Kaschmir gelegenen und zu Kaschmir gehörenden Landschaft. Ein in Leh, der Hauptstadt von Laduk, stationierter Missionar, welcher im westlichen Teil des Himálaya-Gebirgs schon viele Reisen gemacht hat, besuchte in der zweiten Hälfte des Oktober auch das Nubra-Thal und schrieb mitten auf der Reise den hier folgenden Bericht nieder.

Hundar in Nubra, den 22. Oktober 1887.

Am 12. Oktober trat ich die Reise von Ladák, am oberen Indus, nach dem Nubra-Thal an, und es ist mir lieb, daß ich gerade um diese Jahreszeit, im Spätherbst, mich dahin begab, denn dann sind die Flüsse, der Nubra und der Schayok, dessen Wassermenge größer ist als die des Indus, sehr klein und können mit Hülfe kundiger Führer leicht durchwatet oder durchritten werden, während sie im Hochsommer eine ungeheure Wassermasse haben und völlig unpassierbar sind. Nur den Schayok kann man dann bei Tsati auf einer Fähre überschreiten und zuweilen bei Lagschung mit Lebensgefahr vermittelst einer Furt. Ueber den Nubra-Fluß aber führt keine Fähre und die Furten sind sehr gefährlich, so daß das rechte Nubra-Ufer mit seinen Dörfern oft monatelang abgeschnitten ist. Da ich nun vor acht Jahren im Hochsommer in dieser Gegend war, so konnte ich damals nicht weit im Nubra-Thal vordringen, während ich jetzt bis an das oberste (nördlichste) Ende des Thales gelangte, welches eine Sackgasse bildet und durch ungeheure Gletschermassen so vollständig abgeschlossen ist, daß kein Mensch auch nur eine Ahnung hat, was hinter den vielleicht 25,000 Fuß hohen Riesenbergen, die das Thal nordwärts schließen, liegen mag. und ob diese Gebirgsgegenden bewohnt sind und was für Menschen da sein mögen. Mein vielgereister Reisebegleiter sprach die nicht unwahrscheinliche Vermutung aus, daß in den Gegenden nördlich von Nubra und westlich vom Karakorum die Hunse-Stämme (auf manchen Karten Hunda genannt) ihr Unwesen treiben. Diesen Leuten wären beinahe die drei Franzosen in die Hände gefallen, welche vor einiger Zeit eine abenteuerliche Reise von Persien nach Indien machten und dabei auch in den Nubra-Gebirgen herum irrten. Sie wären dann jedenfalls verloren gewesen, denn die Hunse leben zum Teil noch von Menschenraub und verkaufen ihre Beute im Yarkand.

Der eigentliche Wohnsitz der Hunse ist östlich von Tschitral und sie sind die Stammhalter der Drogpas.

Das Nubra-Thal wird vom Nubra durchflossen, der in den Schayok, den großen Nebenfluß des Indus, mündet. Es ist eine bis drei Stunden breit und wird von himmelhohen Bergen eingeschlossen, deren höchste Spitzen wohl bis über 25,000 Fuß aufsteigen. Zwischen diesen Bergkolossen sind manche reizende und liebliche Gegenden gelagert, wie ich sie anmutiger kaum in Oberitalien und in Kaschmir gesehen habe. Dazwischen freilich finden sich wieder Stellen, die an Persien erinnern, wo der sterilste Wüstensand dicht an die Dörfer stößt und wo nur mit Hülfe von künstlicher Bewässerung eine üppige Vegetation emporsproßt und herrliche Obstbäume gedeihen. Was der Gegend einen besonderen Reiz verleiht, sind die stundenlang sich in den Flußbetten hinziehenden Dschungels von Weißdorn- oder Sandborn-(Hippophaë) Waldungen, in die kein menschlicher Fuß einzudringen vermag.

Einzeln stehende Dornbäume erinnern oft an niedrige Kiefern oder Pinien; und eine Tamarisken-Art, die erst wieder am Euphrat vorkommt und wohl auch babylonica zubenannt wird, wächst hier im dürrsten Sand und würde mit ihren sie im Sommer bedeckenden rosenroten Blüten ein Schmuck jedes Ziergartens sein. Auch sonst ist die Flora hier sehr eigentümlich und bildet wohl einen Uebergang in die von Zentralasien. In den Dornenwaldungen hausen viele Luchse und Wölfe und auf den Bergen Steinböcke, Schneeleoparden und ein immer rudelweise vorkommender wilder Hund, der sehr schwierig zu bekommen ist. Mineralogisch ist das Nubra-Thal ebenfalls interessant. Kalkstein, Granit und Thonschiefer sind die vorherrschenden Gesteine. An einigen Stellen wird vom Rasen Soda aufgesammelt, die im Winter an die Oberfläche tritt und sich krystallisiert. Hier und da gibt es heiße schwefelhaltige Quellen und früher wurde auch Eisenerz gegraben. In einer Gegend findet sich eine nagtsur genannte Steinart, welche pulverisiert zum Schwarzfärben der wollenen Stoffe verwendet wird.

Die Bewohner des Nubra-Thales sind in Sprache und Sitte, sowie im Charakter und der Religion, mit denen von Ladāk durchweg stammverwandt. Auch ihr tibetischer Dialekt ist nur wenig von dem Ladāker unterschieden, wenn er auch etwas mehr zu dem in Balti gebräuchlichen hinneigt, wo ja das Tibetische fast ganz so gesprochen, resp. gelesen wird, wie es geschrieben wird, während im zentralen Tibet die Aussprache von der Schreibweise bedeutend abweicht (mindestens so viel wie im Französischen). Daß Nubra seit alter Zeit eine Provinz von Ladāk ist, zeigt ein großartiges, romantisch auf dem rechten Nubra-Ufer gelegenes Schloß, welches die Residenz der Ladāker Könige war, wenn sie einmal ins Land kamen. Die drei bedeutenderen Klöster Nubra's gehören sämtlich den Gelugpas an, und zwar alle der strengeren Sekte, wie im Rizong-Kloster in Ladāk, d. h. sie sind strenge Vegetarianer und halten ihre Mahlzeiten nur Vormittags. Außerdem gib es noch an acht Orten berühmte Gonpos (nicht Gonpa!) d. h. Schutzgeister, ohne Frage Reste vom alten vorbuddhistischen Dämonenkultus, deren sich aber der Buddhismus bemächtigt und die er in sein System eingefügt hat. Wegen dieser Gonpo ist sogar Nubra zu einem weitberühmten Wallfahrtsort geworden, zu welchem die Tibeter aus U-Tsan viel pilgern. Merkwürdigerweise sind alle diese Gonpo nicht von den strengeren Gelugpas, sondern von den Drogpas (der roten Sekte) in Beschlag genommen, und das Hemiskloster, dem alle diese roten Lamas in Nubra unterstellt sind, übt auch hier seinen geistlichen Einfluß aus. Die Drogpas sind vielleicht auch deshalb die Pfleger und Verwalter der Schutzgeister geworden, weil sie mehr als die Gelügpas zu dem nordasiatischen Schamanismus hinzuneigen scheinen.

Ich habe mir nur einen Gonpo mit seinem Kloster, den im obersten Teil des Nubra-Thales, angesehen. Dieser Wallfahrtsort ist höchst romantisch gelegen. Wunderbar geformte, großartige Felspartien ragen hinter dem kleinen Kloster empor, auf dessen Nordseite weder Haus noch Weg und Steg noch menschliches oder tierisches Leben mehr zu finden ist. Nur auf der anderen Seite sind vier Häuser auf den Feldern verteilt, welche von den Lamas mit ihren Familien bewohnt werden. Als ich ankam, empfieng mich die gesamte Geistlichkeit in vollem Ornat und von der Dachzinne des Klosters ertönte feierlicher Trompetenschall, denn ich war der erste Europäer, der diesen Ort besuchte. Ich sah mich nun im Kloster um und fand als Hauptfigur ein wahres Scheusal von Götzen, eben einen Tschosschrung, einen Religionshüter, mit rollenden Augen, ausgereckter Zunge und gezücktem Schwert, der zugleich den Schutzgeist (Gonpo) und den Dämon darstellte. Der eigentliche Gonpo aber ist nicht dieses häßliche Götzenbild, sondern eine wunderlich gefärbte Stelle an einer großen weißen Felsenwand, welche, wenn man sie mit etwas Phantasie betrachtet, etwa wie ein Löwenkopf oder dergl. aussieht; und dieser Figur verdankt der Ort seine Heiligkeit und seinen Ruf. Die Mönche waren übrigens hier für meine Zusprache recht zugänglich und nahmen zum Schluß meine angebotenen tibetischen Bücher sehr gern an.

Der Ort Hundar, wo ich diese Zeilen schreibe, ist der wärmste Fleck von ganz Nubra. Dennoch merke ich, daß es Ende Oktober ist, denn gegen Abend wird es bitter kalt, so daß ich mir vor dem Zelt ein Feuer anzünden lassen und in den Pelz gehüllt schreiben muß. Unter diesen Umständen arbeitet es sich freilich nicht so gut, als wenn man ruhig in seiner Schreibstube sitzt. Doch gewöhnt man sich an manche Unbequemlichkeit und da ich hier noch einen Ruhetag halten will, so hoffe ich noch manchen Brief zu absolvieren. Die wundervolle Natur dieses Thales hat mich auch angeregt, zu skizzieren, und ich habe schon 16 Skizzen vollendet. Sieben Reisetage habe ich noch vor mir und da werden wohl zwei Dutzend voll werden.

Den Rückweg will ich, wenn es das Wetter zuläßt, auf einem noch von keinem Missionar betretenen Wege machen, nämlich über Drangyar und Uari nach Sakti im Indus-Thal. Die beiden ersteren Namen bedeuten nichts Gutes, denn Drangyar heißt „kalter Sommer" und Uari hängt mit Uatse, Fuchs, zusammen, weil einmal ein Fuchs, der über diesen Paß laufen wollte, oben erfror. Bei schönem Wetter aber soll dieser Paß ungefährlich sein und bequemer als die drei anderen Nubra-Pässe, die ich schon durchgemacht habe. Auf dem Herweg überschritt ich einen Paß, der zwar gletscherlos, aber dadurch berüchtigt ist, daß er sehr „paßgiftig" (ladugschen) ist, als welcher er sich allerdings an meinem Reisebegleitern, die doch Ladaker sind, gehörig bewies. Ich weiß nicht, macht es die allgemeine Körperbeschaffenheit oder die Lebensweise oder sonst etwas — Thatsache ist, daß die Eingeborenen durchschnittlich dem sogen. „Paßgift" viel mehr ausgesetzt sind, als wir Europäer, die wir ohne große Beschwerde Pässe von 19,000 Fuß Höhe überschreiten können. Die Eingeborenen schieben es auf die Galle und reine Galle war es allerdings, was beim Frühstück mein mir gegenüber sitzender Pferdeknecht den Paßgeistern opferte und wodurch er mir meinen Morgenimbiß verleidete. Aber der arme Mensch war in seinem elenden Zustand kaum zurechnungsfähig und verdiente nicht die Rüge, die ihm unser Hund erteilte, der ihn wegen seines ungehörigen Benehmens wütend anbellte.

Ein anderer Nubra-Paß, der Sasser-Paß, den ich auch überschritten, scheint ebenfalls in schlechtem Ruf zu stehen, denn ein englischer Reisender, welcher neulich nach Leh in Ladak kam, Oberst Bell, vom Intelligence-Department, der auf eine wissenschaftliche Reise ausgeschickt von Peking aus durch China und die Wüste Gobi über Yarkand bis zum Indus gereist war, sagte, der Sasser-Paß sei das schwierigste Stück der ganzen Reise gewesen. Ich mußte da freilich bei mir denken, dann können die Schwierigkeiten der übrigen Reise nicht sehr groß gewesen sein.

Es kommen auch sonst in diese unseren abgelegenen Gegenden mehr Reisende als man denken sollte; meistens Engländer, manchmal aber auch ein Deutscher. Vergangenen Sommer traf sogar in Leh, dem Hauptorte von Ladak, ein veritabler deutscher Handwerksbursche ein, vielleicht der erste, der Zentralasien mit dem Knotenstock durchwandert und das Indus-Thal erreicht hat. Es war ein netter, ordentlicher Mann, seines Zeichens ein Schlosser und bei Jena gebürtig. Er hatte ganz Rußland durchwandert und war bis Taschkend vorgedrungen, wo er als Schlosser gearbeitet hatte. Von da hatte er sich, über Yarkand wandernd, bis nach Leh durchgeschlagen, auf Wegen, die durch die Natur und durch Menschen gefahrbringend sind. Er erhielt vom englischen Kommissionär in Leh 40 Mark zur Weiterreise.

Nächstes Jahr will ich, wenn mir Gott Kraft und Gesundheit erhält, in unbekanntere Teile der Provinz Rupschuh reisen und dort einige vereinsamte Ortschaften aufsuchen, zu denen noch nie ein Missionar gelangt ist. Auch den Indus hinauf giebt es noch Gebiete zu bereisen, die mir noch unbekannt sind.

Die Dönmês oder Mamin in Salonich.

(Schluß.)

Wir haben es hier nur mit der rechtgläubigen Sekte zu thun, und ehe wir daher vollständiger auf ihr Leben und ihre Bräuche eingehen wollen, wird es geraten sein, hier den Wortlaut der sechzehn Regeln und Verpflichtungen anzuführen, deren Einhaltung jeder wahre Anhänger des falschen Propheten eidlich geloben muß. Dieselben sind folgende:

1. Die Einheit Gottes und die Wahrheit der Prophezeiungen des Sabbatai Zewi. Adam, Abraham, Jakob, Moses, Esther und andere biblische Persönlichkeiten sind sämtlich nur Teile von der Seele des Sabbatai Zewi; und die Maminim glauben, daß er sich achtzehnmal ins Fleisch verwandelt hat.

2. Die ganze Erde wurde geschaffen für die Maminim, und die Türken wurden nur gemacht, um Wache über dieselben zu halten; denn wie in der Wirklichkeit kein Ei ohne Schale ist, so sind die Türken die Schale, Kilipa, und die Maminim sind das Ei.

3. Alle, die nicht Juden, sind die Eierschalen, Kilipa.

4. Es ist den Maminim verboten, Mischehen mit Juden oder Eierschalen einzugehen.

5. Die Maminim haben einen Anteil an der anderen Welt, die übrigen haben keinen.

6. Die Seelen der Eierschalen fahren hinunter in die Gehenna, steigen aber nie wieder aus derselben herauf.

7. Die Juden sind gegenwärtig keine Maminim, allein sie werden es einst sein, wenn ihnen die Augen für die Wahrheit geöffnet werden, daß Moses und die anderen Urväter nur Funken von Sabbatai Zewi sind, und wann sie selber Funken des Messiah werden.

8. Die Maminim müssen in ihrem ganzen Thun und Treiben in Uebereinstimmung mit dem Gesetz Mosis leben.

9. Sie sollen die Juden nicht hassen, sondern immer so handeln, daß sie sich mit denselben aussöhnen und sie gewinnen, denn in einer kurzen Zeit werden sie ihre Brüder werden.

10. Sie werden sich Strafen aussetzen, wenn sie entweder mit Juden oder Türken über ihre Religion sprechen; Gott allein wird ihnen den Weg nach der anderen Welt zeigen.

11. Alle Maminim müssen äußerlich für Türken gelten, aber sich in ihren Herzen als Juden fühlen.

12. Es ist vor Gott keine Sünde, einen Dönmê zu

töten, der diese Regeln und Verpflichtungen verletzt, und dies geheim zu halten.

13. Alle Maminim müssen das türkische Gesetz befolgen, soweit es die Regierung anbelangt; sie müssen sich für Türken ausgeben, die Gesetze Mohammeds und den Koran lesen, aber sie dürfen nicht vor ein türkisches Gericht gehen, sondern über einander selbst urteilen nach dem Gesetz Mosis, und müssen zu diesem Zweck ihre eigenen Gerichte haben. Sie müssen sich den Türken unterwerfen, aber sie sollen sich in keiner Weise vor denselben mehr erniedrigen als dies notwendig ist.

14. Alle Maminim müssen sich aller berauschenden Getränke enthalten.

15. Alle Maminim müssen zwei Namen haben: einen türkischen, welchen sie öffentlich und äußerlich führen, und einen jüdischen, unter welchem sie nur unter sich selbst bekannt sein sollen.

16. Alle Maminim sollen die Namen aller höheren Mächte täglich zweimal wiederholen.

Mein Freund der Dönmé Mahmed hielt einen Laden mit Kuriositäten im Bazar von Salonich. Von diesen Schätzen wählte ich mir von Zeit zu Zeit irgend einen Gegenstand von zweifelhafter Echtheit käuflich aus und setzte mich dadurch in seiner Gunst fest. Bei jedem meiner Besuche in seinem Laden plauderten wir viel über die allgemeinen Tagesgespräche, und endlich gelang es mir nach vielem Manövrieren, von ihm für meine Frau und mich eine Einladung zu erhalten, ihm einen Besuch in seinem Hause zu machen und Kaffee bei ihm zu trinken. Für ein in der Verwickelung und Mannigfaltigkeit der Trachten von Salonich ungeübtes Auge lag nichts in Mahmed's äußerer Erscheinung (einen entschieden jüdischen Gesichtsschnitt ausgenommen), was darauf hingedeutet hätte, daß er ein Dönmé und nicht einfach und wirklich ein Türke sei. Er war ein bleicher Mann von mittlerem Alter, ohne Bart, mit graulichem Haar auf dem Kopf, woraus wir abnehmen konnten, daß er ein Effendi, ein rechtgläubiger Anhänger von Sabbatai Zewi war. Er trug einen bunten Turban um seinen Kopf geschlungen und die weiten bauschigen Beinkleider, welche von den Türken der Mittelklassen getragen werden, und als wir mit ihm vom Bazar nach seinem Hause giengen, bestand die ganze Auskunft, welche er uns zu geben sich herabließ, in der Mitteilung, daß die Dönmés oder türkischen Juden, wie er sie hieß, alle in aneinanderstoßenden Häuserblöcken und Straßen wohnten und daß alle Häuser eines Blockes und einer Straße irgend eine Verbindung untereinander hatten. Dies hatte mir Rabbi Nehemiah schon gesagt und hinzugefügt, daß sich in jedem Block ein **Kal** oder Versammlungssaal befinde, worin sie ihre geheimen Gottesdienste halten, bei denen ein **Paytan** (so nennen sie den dienstthuenden Priester) den Vorsitz führe und ihnen ihre Liturgie in Judenspanisch vorlese. Da sie aber aus Furcht vor Entdeckung keine Fenster nach der Straße haben, so beleuchten sie ihre Gebäude mit grüngefärbten Lampen. Viele Leute in Salonich versichern, sie haben die Dönmés in den weißen jüdischen Gebetsmänteln gesehen, welche beim hebräischen Gottesdienst getragen werden, und die Maminim bringen auch am Oster- oder Passah-Fest ein Opfer, denn man habe Blutflecken an ihren Oberschwellen und an den Stirnen ihrer Kinder gesehen, obwohl ich hiefür nicht einzustehen vermag; allein die Festigkeit, mit welcher sie an den Lehren und Satzungen des alten Testaments hängen, läßt dies als sehr wahrscheinlich erscheinen.

Auf jeden Fall ist von den Dönmés selbst hierüber nur wenig Auskunft zu erlangen und sie geben sich alle erdenkliche Mühe, um der Außenwelt zu beweisen, daß sie Muselmänner sind. „In welcher Moschee beten Sie?“ fragte ich Mahmed. — „Ich bete in keiner besonderen Moschee, sondern besuche sie alle abwechselnd“, versetzte mir unser Wirt vorsichtig, denn die Maminim sind alle vollendete Heuchler. Man kann jeden Freitag eine ziemliche Anzahl von Dönmés unter den anderen echten Muslimen auf dem Weg nach den Moscheen sehen. Wenn ihre Weiber das Grab eines Hadschi besuchen, binden sie ein Läppchen an den Zaun, wie die Türkinnen thun, als ein Denkzeichen ihres Besuches. Sie nehmen einen Hauch vom Geruch der Heiligkeit für einen Piaster das Stück mit sich, nach der Art der echten Bekenner des Propheten, und schicken zum Schein von Zeit zu Zeit auch einen der Ihrigen als Hadschi nach Mekka.

Wir fanden Mahmed's Haus sehr behaglich, denn alle Dönmés leben in der That sehr bequem, weil sie keine Armut unter sich haben und die reicheren Gemeindemitglieder die ärmeren unterstützen nach einem vortrefflich organisierten System der Armenpflege. Für den Reichsten unter ihnen gilt Handi-Bey und sein Haus ist eines der besten in Salonich. Wenn es in der That an Geld für irgend einen besonderen Zweck unter ihnen fehlt, so wird es immer zusammengebracht. Sie verabscheuen z. B. nichts so sehr, als wenn ein Dönmé-Mädchen eine Eierschale oder, wie wir sagen, ein Nichtmitglied heiraten oder einem solchen in die Hände fallen soll. Vor nicht langer Zeit begehrte ein einflußreicher Türke ein Dönmé-Mädchen, welches er zufällig gesehen hatte, für seinen Harem, und alsbald ward eine Summe von 80,000 Mark unterschrieben und zusammengebracht, um sie loszukaufen. Bei einer anderen Gelegenheit beschloß ein energischer Pascha, die Dönmés zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung zu machen, in der Absicht, sie öffentlich als nur vorgebliche Anhänger des Propheten angeben zu können. Sobald nun die Dönmés hörten, daß dies im Werke sei, suchte die Gemeinde die ihr drohende Gefahr dadurch zu beschwören, daß sie eine Abordnung von einflußreichen Männern nach Konstantinopel schickte, welcher es durch eine verständige Verausgabung von nicht weniger als 200,000 Mark gelang, die Versetzung des Pascha von

Salonich hinweg zu bewirken. Bei einer Gelegenheit ward ein Dönmê-Mädchen entführt; die Gemeinde ruhte nicht eher, als bis sie desselben wieder habhaft geworden war; sie stellten das Mädchen vor ihr eigenes Gericht, welches die Arme verurteilte und heimlich hinrichten ließ. Das ist die Sklaverei des Terrorismus, durch welche die Sekte zusammengehalten wird — eine Fessel, welche niemand zu brechen wagt. In der jüngsten Vergangenheit jedoch haben einige junge gebildete Dönmês, welche das Ausland bereist und mit anderen Nationen verkehrt hatten, das Drückende dieser Fessel empfunden und unter sich ausgemacht, nicht eher zu heiraten, als bis sie sich Weiber nach ihrem eigenen Geschmack wählen könnten, und mehrere sind in der That so weit gegangen, daß sie auswärts wohnen und sich Frauen aus den „Eierschalen" auserwählt haben.

Mahmed's Haus nahm einen ziemlich großen Flächenraum ein, und wir traten von der Straße aus durch eine schwere, knarrende Thür in einen Hofraum, welcher auf allen Seiten von Wirtschaftsgebäuden: einem Ofen, einer Küche, einer Speisekammer ꝛc. umgeben war. Der Hofraum wurde von einem Weinstock überschattet, welcher an einem über das Ganze herlaufenden Gerüst gezogen war. Eine hölzerne Treppe führte uns zu dem bewohnten Teil des Hauses empor, und wir betraten zuerst ein großes mit Divans versehenes Wohnzimmer, welches nach der Treppenseite hin ganz offen war und worin nur gewaschene Kleider und Weißzeug zum Trocknen aufgehangen waren. Alles war reinlich und sehr hübsch, das Holzwerk gefällig mit Schnitzarbeit verziert. Von der Vorderseite aus hatte man einen Ausblick auf das ferne Meer über eine Menge Häuser hinweg, was dem Gebäude eine Idee von Frische gab, wie man sie in den meisten Wohnhäusern von Salonich nicht hat. Ueber dem Ganzen lag ein Hauch von bescheidener, heimeliger Behaglichkeit und wir waren in der Lage, Mahmed einige aufrichtige Komplimente über seine Behausung zu machen. Die Häuser der Dönmês sind nach dem türkischen Grundsatz in Haremlik und Selamlik geteilt, und während Mahmed und ich in dem großen offenen Zimmer blieben, welches das Männergemach bildet, ward meine Frau in den Harem eingelassen, ein kleines Zimmer zur Rechten und nur durch einen Vorhang von dem unseren getrennt, worin Aliá, Mahmed's Gattin, und ihre beiden Freundinnen Senaïr und Fatméh mit unterschlagenen Beinen auf Kissen am Boden saßen — drei so uninteressante Weiber, als zu begegnen jemals meiner Gattin beschieden war. Sie waren mit Häkeln und Plaudern beschäftigt und offenbar, wie alle türkischen Frauen, ohne jede Spur von Erziehung. Sie verlassen ihre Häuser nie ohne den Jaschmak oder Gesichtsschleier, und ihre Fenster sind so gewissenhaft vergittert wie diejenigen in irgend einem türkischen Harem.

Während meine Frau den Damen ihren Besuch abstattete, zeigte Mahmed mir sein Schlafzimmer, das ohne ein Fenster war, außer nach dem äußeren Zimmer und nichts merkwürdiges darbot als eine große Koranstelle in einem Rahmen und eine Streitaxt von prächtigen Verhältnissen, über deren genauen Gebrauch mein Wirt sich zu äußern nicht geneigt erschien.

Nachdem wir unter Kaffeetrinken und Zigarrettenrauchen über alle möglichen Gegenstände geplaudert und nachdem ich mehrmals vergeblich versucht hatte, ihn über seine Sekte auszuholen, beschloß ich in der Verzweiflung ihm eine direkte Hauptfrage vorzulegen, und sagte denn mit möglichster Unbefangenheit: „Was ist denn Ihr anderer Name, Mahmed?" Anfangs gab er sich das Ansehen, als mißverstehe er meine Frage, als er aber dieselbe endlich begriff, lagerte sich ein finsterer Ausdruck über sein Gesicht und er verstummte. Dies warnte mich davor, weitere Fragen an ihn zu richten, aber gleichzeitig ward mir auch die Wahrheit der Thatsache bestätigt, welche ich in den oben angeführten Statuten angeführt habe: Die Dönmês haben zwei Namen, der eine, wie Mahmed, türkisch und in öffentlichem Gebrauch, der andere ein geheimer jüdischer Name und nur den Eingeweihten der eigenen Gemeinde bekannt.

Was die Zeremonien bei Hochzeiten und Todesfällen anlangt, so bequemen sich die Maminim äußerlich den unter den Türken üblichen an, und ich war niemals im stande genau zu ermitteln, ob sie noch irgendwelche besondere oder geheime Gebräuche in Verbindung mit diesen Gelegenheiten haben. Aus der geringschätzigen Weise, mit welcher einer von ihnen lachte, als ich von einem jüdischen Begräbnis sprach, argwöhne ich, daß sie sich nicht denselben Exzessen dabei hingeben, wie ihre Glaubensgenossen in Salonich. Auch vermochte ich nicht zu erfahren, ob sie eine Art Körperschaft oder Verbindung haben, wie die Juden, welche der sogen. Misericordia in Florenz entspricht und vermöge welcher gewisse angesehene Juden sich zu dem Zweck zusammengethan haben, die Begräbnisse ihrer Brüder unentgeltlich zu besorgen und zu begleiten. Das Haupt dieser jüdischen Bruderschaft wird Parnaß genannt; wird ihm ein Todesfall gemeldet, so nimmt er mindestens fünf von seinen Verbündeten und, falls der Tote eine angesehene Persönlichkeit ist, deren oft fünfzig mit, um den Körper des Verstorbenen säuberlich zu waschen und je nach der gesellschaftlichen Stellung des Toten mehr oder weniger Eimer Wasser über ihn auszugießen. Der Parnaß hüllt dann die Leiche in ein reines Laken, legt sie auf die Bahre und läßt sie nach dem sehr großen jüdischen Friedhof vor den Stadtmauern hinaustragen. Die Verwandten und Freunde haben daher mit der Beerdigung gar nichts anderes zu thun, als daß sie unter Wehklagen die Leiche begleiten, während die Rabbi die für diese Gelegenheit passenden Klagelieder absingen. Bei der Rückkehr ins Trauerhaus lassen sich dann die näheren Verwandten durch einen Rabbi einen Teil vom Schooß ihrer Gewänder abschneiden — das jüdische

Trauerzeichen — und während der Rabbi dies thut, spricht er: „Gott sei gepriesen, der nach der Wahrheit richtet!" Dann folgt der Leichenschmaus mit seinen üblichen sieben Gängen von verschiedenen Arten von Nahrungsmitteln, getrockneten Früchten, Eiern ꝛc., und wenn jeder Gang auf den Tisch gesetzt wird, gibt ihm der diensthuende Rabbi seinen besonderen Segen. Sieben Tage lang nach einem Begräbnis bleibt eine jüdische Familie im Trauerhause und verläßt es nicht; die Männer gehen nicht nach ihren Läden im Bazar, die Weiber sitzen nicht vor ihren Thüren und plaudern. Wenn eine jüdische Familie in Salonich in Trauer gerät, so sitzt sie am liebsten auf dem Boden und stößt Klagen aus, welche mitleiderweckend anzuhören sind.

Ich habe aber allen Grund anzunehmen, daß die Dönmês diese alten Bräuche mit der nüchterneren Art der türkischen Begräbnisse vertauscht haben, welche keine solchen herzzerreißenden Auftritte aufführt und mit mehr von unserer abendländischen Einfachheit vor sich geht. Was die Geburten unter den Dönmês anbetrifft, so fand meine Frau die Damen sehr geneigt, über diesen Gegenstand sich weitläufig mitzuteilen. Meines Bedünkens sind dies die Frauenzimmer überall, und die drei Frauensleute in Mahmed's Harem erzählten einige ganz merkwürdige Thatsachen in Bezug auf die Art, wie einer der Bekenner Sabbatai Zewi's in die Welt tritt; da dieselben jedoch kein besonderes Licht auf die Zustände des fraglichen Volkes warfen, außer daß sie dieselben noch etwas eigenartiger erscheinen lassen, so will ich hier auf keine weiteren Einzelheiten eingehen.

Während unseres Aufenthalts in Salonich lernten wir viele Dönmês kennen, bekamen aber einen großen Widerwillen vor ihnen. Vielleicht rührte dies davon her, daß wir um die Doppelzüngigkeit wußten, in welcher sie leben; vielleicht auch von ihrem hartnäckigen Entschluß, uns so wenig wie möglich über sich selbst zu sagen, und wir waren ganz mit Rabbi Nehemiah einverstanden, daß die Maminim ein widerliches Volk sind; allein weit entfernt, sie aus unserem Sinne verbannen zu können, fühlten wir unser Interesse an denselben genau im Verhältnis zu der Schwierigkeit, die gewünschte Belehrung über sie zu erhalten, gesteigert.

Was die übrigen Renegaten und Abtrünnigen in Salonich betrifft, von denen die Stadt voll ist, so haben wir meines Erachtens mehr Achtung für sie gehabt, als für die Dönmês, obschon ich zugeben muß, daß ich mich eher vor ihnen fürchtete, seit ich einmal unversehens einem Harem von Pomaken oder bulgarischen Renegaten nahekam. Die zum Islam übergetretenen Bulgaren und Ostrumelier sind Flüchtlinge aus den jüngst befreiten Gebirgsprovinzen und wohnen in Bauten aus Zelttuch und altem Blech, die sie sich im Korridor einer schönen alten Moschee und unter deren Bogengängen aufgeschlagen haben. Diese Moschee war einst eine byzantinische Kirche, eine Perle von Architektur, und fesselte meine Aufmerksamkeit in solchem Grade, daß ich die Falle nicht bemerkte, in welche zu geraten ich im Begriff war, bis mich der Ruf: „Harem! Harem!" vieler Weiberstimmen und ein Hagel von Wurfgeschossen, der nach meinem Kopf gerichtet war, auf mein Versehen aufmerksam machte und zu einem hastigen und würdelosen Rückzug bewog. Die Pomaken und die Karadschowili oder zum Islam übergetretenen Walachen, welche ein Dorf in der Nähe von Salonich bewohnen, gehören zu den wildesten und unbotmäßigsten Rassen der ganzen Balkan-Halbinsel. Namentlich stehen sie bei der Nachbarschaft in einem sehr schlechten Ruf und gelten für Räuber; allein der Hauptvorwurf, welchen man ihnen, so viel ich ermitteln konnte, macht, ist, daß sie in ihrer Moschee noch immer dieselbe Bibel verwahren sollen, auf welcher sie vor einigen Hundert Jahren das Christentum abschwuren und Muslimen wurden.

An eigentümlichen, charakteristischen und merkwürdigen Rassen-Entwickelungen bietet Makedonien ein wahres Museum und Salonich ist die Hauptstadt davon und der einzige Ort, wo das Studium derselben mit irgend einem Grad von Sicherheit betrieben werden kann. Man fürchtet aber beinahe — andere mögen sagen, man hofft beinahe — daß, wenn in Makedonien eine andere Regierung ans Ruder kommt, diese seltsamen Züge und Ueberbleibsel einer früheren, von der unseren so sehr verschiedenen Zeit rasch verschwinden werden. J. T. Bendt.

Skizzen aus Nordamerika.

Britisch-Columbia.

Gleichwie vor der Entdeckung seiner fabelhaften Goldlager Californien eine terra incognita gewesen, ist Britisch-Columbia am Stillen Ozean bis in die neueste Zeit ein unerforschtes Gebiet geblieben: erst seit der Vollendung der Canada-Pacific-Bahn beginnt es, sich der Welt und dem Verkehr zu erschließen, aber ein Land, über welches die Natur verschwenderisch ihre reichsten Gaben ausgestreut, muß alsbald ein frisch pulsierendes Leben entwickeln, denn alle Bedingungen des Aufschwunges sind dort vereinigt.

Britisch-Columbia, die westlichste Provinz Canada's, liegt zwischen den nördlichen Ausläufern des Felsengebirges und dem Stillen Ozean, und umfaßt, die Vancouver-Insel mit einbegriffen, 341,000 (engl.) Quadratmeilen, ist also bedeutend größer als das ganze Deutsche Reich mit nur 209,000 Quadratmeilen. Auf diesem ungeheuren Raum lebte vor 7 Jahren, also im Jahr 1881, nur eine Bevölkerung von 50,000 Seelen; die Felsengebirge trennten es vom nordamerikanischen Osten, und der Weg dahin durch die Vereinigten Staaten oder über den Stillen Ozean war ebenso zeitraubend als kostspielig. Da wurde, die Felsengebirge übersteigend, die Canada-Pacific-Eisenbahn gebaut, und durch diese Bahn ist das Land mit der übrigen Welt in direkten Verkehr gebracht.

Das Klima Britisch-Columbia's ist sehr milde und ähnelt dem californischen Klima, nur daß die Sommer nicht so heiß und trocken sind, doch aber warm genug, um alle in Californien heimischen Früchte zu zeitigen; es wird überdies durch den von Japan herüberfließenden, dem atlantischen Golfstrom ähnlichen „Kuro-Siwo" günstig beeinflußt und seine Küsten werden nicht, wie die südlicher gelegenen, von irgend einem Polarstrom bespült.

Britisch-Columbia ist reich bewaldet und die Ausfuhr von Bauholz schon jetzt sehr bedeutend. Tannen und Fichten kommen bis zu 300 F. Höhe vor, Cedern, Eichen, Tamaracs, Balsam-Fichten 2c. liefern vorzügliches Nutzholz. Besonders beachtenswert ist die Douglas-Tanne, die sich in prachtvollen Exemplaren in den Thälern findet. Ihr Holz ist sehr zähe und dauerhaft und sowohl als gewöhnliches Bauholz wie für den Schiffsbau von hohem Wert, die Stämme sind schnurgerade und erreichen manchmal eine ungeheure Länge. Im Park des Regierungspalastes in Ottawa (Ostcanada) wird ein Abschnitt einer solchen Tanne gezeigt, der 20 Fuß hoch vom Boden abgenommen, noch 8⅓ Fuß im Durchmesser mißt, der Baum selbst war 305 Fuß hoch. Masten, achteckig behauen, bei 42 Zoll Durchmesser 130 Fuß lang, sind öfters verschifft. Die Wälder, großartig wie die Gebirgsszenerie mit den blinkenden Schneepyramiden der Bergriesen, sind der größte Stolz des Landes; die Pracht ihrer Stämme ist unvergleichlich. Es muß irgend etwas im Klima sein, was das enorme Wachstum der Nadelhölzer begünstigt, denn auch die Arten, die mit den nordwärts sich findenden nächstverwandt sind, schießen hier höher auf, und selbst die herrlichen Wälder Californiens stehen, weil in ihnen das reiche Unterholz fehlt, welches in Britisch-Columbia geradezu tropische Bilder erzeugt, dagegen weit zurück.

Britisch-Columbia wird an landschaftlichem Reiz überhaupt von keinem Teil der Vereinigten Staaten übertroffen. Die Verbindung von Berg und Thal, von Wald und Prärie, von Fluß und Ozean ist unbeschreiblich schön. Die schneebedeckten Gipfel der Berge ragen weit in die Wolken hinein, unter ihnen dehnen sich weit gestreckte und mit den prachtvollsten Wäldern bestandene Gebirgszüge und in sie hinein bauen sich große wellenförmige und von mächtigen und fischreichen Flüssen durchschnittene Thäler. Eine Besonderheit Columbia's sind die durch die verschiedenen Gebirgsketten und ihre kleineren Ausläufer gebildeten Thäler, die dem Lande den Namen der „amerikanischen Schweiz" eingetragen haben. In den unteren Gebirgsthälern zeigt sich in üppigem Gesträuch, in hohen Farnkräutern und in einer selbst auf den hohen und oft mächtige Wasserfälle herabsendenden Felswänden nicht fehlenden reichen Moosdecke ein fast ewiger Frühling; von den Rocky-Mountains unterhalb der Schneelinie aus genießt man im Hochsommer ein Bild von unvergleichlicher Pracht. Auffallend ist in den Wäldern unter der alpinen Region, die insonderheit aus Pinus monticola und P. ponderosa und aus Abies nobilis bestehen, der Reichtum an Beeren, eine Sorte von Heidelbeeren ist von der Größe der Trauben, und man ist bisweilen versucht zu glauben, man befinde sich, statt auf einer Alpenmatte von 4000 Fuß Höhe, in einem Garten. In diesen Hochthälern entfaltet sich auch ein reiches Tierleben: die Wiederkäuer des Gebirges, das Bergschaf und die Antilope, finden hier wohlbestellte Weidegründe, Raubtiere folgen ihren Spuren, und die Seen sind von Gänsen, Enten und Kranichen bevölkert.

Dem Landwirt bietet Britisch-Columbia in seinem südlichen Teil und auf der Vancouver-Insel, was nur sein Herz wünschen mag. Der Boden dort ist äußerst fruchtbar und liefert in allen Halmfrüchten reiche Ernten, ebenso lohnend ist die Obstzucht, und die Früchte sind nicht nur von ungewöhnlicher Größe, sondern auch von ungewöhnlichem Wohlgeschmack. Das höhergelegene Land ist meistens mit sehr nahrhaften Gräsern bestanden und gilt als ein Eldorado für die Massenviehzucht. Der Reichtum an Mineralien ist so gewaltig, daß in dieser Beziehung Britisch-Columbia bald einen ersten Rang einnehmen wird: in den verschiedenen Teilen des Landes findet sich Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Platina, Antimon, Wismuth in ausgiebiger Menge und die Kohlenlager, insonderheit die Nanaimo-Minen auf der Vancouver-Insel liefern schon jetzt eine kolossale Ausbeute. Sehr ergiebig ist die Fischerei. Der Fang von Stören, Schellfischen, Forellen und anderen See- und Flußfischen ist ungemein lohnend, vor allem aber der Lachsfang, der schon jetzt 4000 Menschen beschäftigt. Es gibt in Britisch-Columbia nicht weniger als sechs bis sieben Arten Lachse, deren Gewicht zwischen 4 und 25 Pfund variiert; manche sind noch bedeutend schwerer und namentlich Silberlachse hat man schon im Gewicht von 60 und 70 Pfund gefangen; der Lachs wird meistens für den Export hergerichtet und findet in Europa zu guten Preisen stetigen Absatz.

Das Verkehrswesen ist in raschem Aufschwung; neben mehreren Dampferlinien, welche den Handel mit den Flußgegenden im Innern und mit den südlich liegenden Staaten Californien, Oregon 2c. vermitteln, werden bereits größere Dampferlinien nach Asien hinüber vorbereitet. Die industrielle Thätigkeit ist zur Zeit wohl noch gering, aber sie blüht doch stetig auf.

Jedes Familienhaupt und jeder junge Mann, der das 18. Lebensjahr zurückgelegt hat und die Erklärung abgibt, daß er englischer Unterthan werden wolle, kann sich auf noch nicht besetztes oder anderweit schon eingetragenes Land, ob schon vermessen oder nicht, als Heimstätte oder Krongut eintragen lassen und sich damit das Vorkaufsrecht sichern; die Eintragung darf aber nördlich und östlich der Küstenbergkette 320 Acres, in anderen Teilen der Provinz 160 Acres nicht überschreiten. Der in vier Jahresraten (die erste Rate ein Jahr nach der Eintragung fällig) zu zahlende Preis ist ein Dollar per Acre und für die Eintragung selbst sind zwei Dollars zu

entrichten. Der Ansiedler hat das Land innerhalb 30 Tagen nach der Eintragung zu beziehen, es abzupfählen und in Kultur zu nehmen; das Patent über den Besitz kann er, wenn er die Zahlungen voll geleistet hat und den Beweis erbringt, daß er dauernde Meliorationen gemacht, schon nach zwei Jahren erhalten. Die schon längere Zeit Angesiedelten sind meistens Deutsche und Schweizer, die aus Californien herübergekommen, und mit der raschen Zunahme der Bevölkerung ist auch der Wert ihrer Ländereien, resp. ihrer Geschäfte, schon bedeutend gestiegen.

Die spanische Bevölkerung Florida's.

Das dermalige Louisiana gehörte bekanntlich vom Jahre 1766 bis zum Jahre 1802 den Spaniern, und die Bevölkerung des Parish St. Bernard trägt von dieser Zeit her noch deutliche Spuren des spanischen Charakters. Aber auch in anderer Richtung steht sie in schneidendem Kontrast zu den in anderen Teilen des Staates vorhandenen Rassen, sie steht sogar einzig in ihrer Art da. Die Bevölkerung von St. Bernard ist nämlich nicht europäischen Ursprungs, sondern sie stammt von asiatischen und afrikanischen Spaniern ab; die Mehrzahl der Bewohner des Parish gehört einer Rasse an, die man in Louisiana „Islingues" nennt, in der Sprache der Creolen gleichbedeutend mit Islenos, d. h. Insulanern.

Die Islingues sind die Ueberreste einer großen spanischen Kolonie auf den Canarischen Inseln, und sie wurden vor mehr als hundert Jahren vom Gouverneur Galvaz nach Louisiana gebracht. Ihre dunkle Gesichtsfarbe, noch dunkler als die der europäischen Spanier, rührt nicht etwa von einer Mischung mit den Mauren her, sondern ist der Thatsache zuzuschreiben, daß die spanischen Kolonisten auf den Canarischen Inseln in geschlechtliche Beziehungen zu den Ureinwohnern dieser Inseln, den Guanchen, traten, keine Neger, wie man sie auf dem afrikanischen Festland findet, sondern eine, freilich schon seit 400 Jahren ausgestorbene besondere Rasse.

Die Islingues findet man vorherrschend in St. Bernard, aber sporadisch auch in New-Orleans und anderen Teilen Louisiana's, und sie sind durchweg als betriebsam und intelligent bekannt. Außerdem leben im Parish zahlreiche Farbige, die man in Louisiana als „Manila-Leute" kennt und die entweder auf den Philippinen-Inseln geboren sind oder von dortigen Kolonisten abstammen. Sie sprechen den Dialekt der Tagalen von Luçon, aber in der Hauptsache Spanisch. Der Tagale ist der Typus eines richtigen Malayen, mit rundem Kopf, hohen Backenknochen und wulstigen Lippen; Repräsentanten dieser Rasse haben sich mit den Creolen und Schwarzen Louisiana's vermischt und aus dieser Vermischung ist eine große Zahl vermischter Rassen hervorgegangen. Trotzdem neun Zehntel der Bevölkerung des Parish (County) Spanisch sprechen, sind doch keine drei Dutzend derselben in Spanien geboren.

Der „Feuerfresser von Florida".

In den großen parlamentarischen Kämpfen während der vierziger und fünfziger Jahre, welche dem Secessionskriege vorausgingen, haben wenige eine so bedeutende Rolle gespielt als der Senator David Yulee von Florida; andere Häupter der Secessionisten-Bewegung, ein Pierre Soule, ein Howell Cob, ein Robert Torontes, ein Jefferson Davis mögen weitaus fähiger gewesen sein, aber was ihm an Fähigkeiten abging, ersetzte er durch Temperament und Leidenschaft, und der Name, den man ihm gab, „der Feuerfresser von Florida", war in dieser Richtung bezeichnend. Die lebende Generation freilich kennt ihn kaum mehr, denn während die anderen südländischen Führer auch nach dem Ende des Kriegs vielfach in die Oeffentlichkeit traten, lebte Yulee in tiefster Zurückgezogenheit, bis er (am 10. Oktober v. J.) im Alter von 75 Jahren im Clarendon Hotel in New-York aus dem Leben schied.

Yulee stammte aus einer jüdischen Familie Levy und wurde auf der westindischen Insel St. Thomas geboren; als Knabe kam er mit seinem Vater nach Virginien und ließ sich, nachdem er dort die Rechte studiert hatte, in dem jungen Territorium Florida als Pflanzer nieder, nahm aber an den politischen Dingen lebhaften Anteil und vertrat das Territorium im 27. Kongreß. Den Namen Yulee nahm er in der Mitte der vierziger Jahre an und wurde unter diesem Namen als erster Bundessenator für Florida erwählt. Im Jahre 1852 trat er, um Präsident einer Eisenbahn zu werden, als solcher aus, wurde aber im Jahr 1855 abermals gewählt, und von da ab spielte er im politischen Leben eine hervorragende Rolle. Lange vor 1861 galt er als einer der entschiedensten und unversöhnlichsten Secessionisten. Charakteristisch in dieser Beziehung ist ein Schreiben aus Washington vom 5. Januar 1861, in welchem er den Südländern die Besetzung der Forts, die Wegnahme des Kriegshafens in Pensacola und des Arsenals in Chattahoochee empfiehlt mit den Worten: „Ich werde dem Feinde nächste Woche ehe ich austrete, eine Breitseite zeigen. Dem Feinde, sage ich, denn sie sind meine Feinde und ich bin der ihre; wir wollen ihre Herren, aber nicht ihre Brüder sein."

Am 21. Januar 1861 trat er aus dem Senat und ging nach Florida, das auf sein Betreiben schon 11 Tage früher eine Secessions-Ordonnanz angenommen hatte, aber von da ab war seine politische Laufbahn abgeschlossen. Nach dem Kriege war er eine Zeit lang Gefangener im Fort Pulask, aber bald wurde er in Freiheit gesetzt und seitdem verließ er seine Pflanzung in Florida nur in langen Zwischenräumen, tot noch lange vor seinem Tode.

Zur Gesundheitspflege in den Tropen.

Ein Beitrag zur Errichtung einer Stelle zum Studium der Gesundheitspflege in den Tropen.

Von J. P. Schwarz.

Es war ein glücklicher Gedanke, als die „Kölnische Zeitung" vor mehreren Monaten in einem längeren Artikel über das obige Thema in die deutschen Leserkreise warf, denn gebieterisch tritt mit der von Tag zu Tag sich vergrößernden kolonialen Machtstellung Deutschlands die Pflicht an uns heran, nach Möglichkeit diejenigen Gefahren abzustellen oder doch zu verringern, welchen unsere Landsleute und überhaupt Nordländer unter dem glühenden Reiche der äquatorialen Sonne entgegengehen. Dieser Gedanke fand alsbald in der gesamten deutschen, wie auch in einem Teile der englischen und schwedischen Presse eine wohlwollende Aufnahme und ihn führte die „Post" noch des weiteren aus: ein Beweis, wie sehr zeitgemäß die Anregung obengenannten Blattes gewesen.

Während nun in dem ersten Artikel betont wurde, daß bei allem guten Willen und ehrlichen Eifer kaum anderes als ein Wirrwarr und eine Unklarheit der Ansichten herauskommen könnte, wenn — was bis jetzt hauptsächlich der Fall — nur Laien mit ihrer Meinung über die Gesundheitspflege in den Tropen sich hören ließen, die ihrer mangelnden ärztlichen Sachverständigkeit wegen nicht in der Lage seien, aus den beobachteten Thatsachen richtige Schlüsse zu ziehen, sie in den notwendigen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, — äußert sich der zweite Artikel in der „Post" im allgemeinen dahin, daß, wenn es auch natürlich dem Arzt allein überlassen bleiben müsse, aus den gewonnenen Erfahrungen und Beobachtungen Schlüsse zu ziehen, es doch wünschenswert sei, daß gerade die Laien, welche in einer oder anderen Eigenschaft einige Zeit unter den Tropen gelebt haben, an den Verhandlungen teilnehmen, welche eine zu diesem Behufe zu bildende Sektion, aus Naturforschern und Aerzten bestehend, periodisch abzuhalten hätte. Eine derartige Sektion wurde, wenn ich nicht irre, bei der vorjährigen sechzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche zu Wiesbaden in den Tagen vom 18. bis 24. September tagte, gebildet — und damit ist alsdann das Samenkorn gelegt zu einem Baume, der für unsere deutschen Landsleute in den Tropen hoffentlich recht gute Früchte zeitigen wird.

Zu solchen Laien rechnet sich auch der Verfasser, wenn er auch der ärztlichen Wissenschaft nicht so fern steht, als es der Artikel in der „Post" wohl voraussetzt. — Bei der generellen Behandlung der Sache kommen wir naturgemäß zu der Frage: Wer übt denn und mit welchen Mitteln die ärztliche Kunst unter den Tropen eigentlich aus? und hier stehen wir schon vor dem ganzen faulen, morschen Gerüste, das thatsächlich vorhanden ist und mit keiner Dialektik aus der Welt geschafft wird. Die ärztliche Kunst wird ausgeübt in den Tropen durch Selbsthilfe, durch Missionare und durch die Eingeborenen. In den weitaus zahlreichsten Fällen greift die Selbsthilfe Platz, minder häufig werden bei Erkrankungen die Eingeborenen zu Hilfe gezogen, selten nur die Missionare in Anspruch genommen. Zur Ausübung der ärztlichen Kunst ist nun aber zuvörderst als Bedingung anzusehen eine gründliche Kenntnis der einschlägigen Krankheiten überhaupt. In der „Kolonialpolitischen Korrespondenz", in einigen ärztlichen Fachblättern, in der „Eulenburg'schen medizinisch-chirurgischen Real-Encyklopädie", in mehreren, der Kolonialbewegung freundlich gegenüberstehenden Tagesblättern finden wir wohl zerstreute Angaben hierüber, doch eine möglichst vollständige Kollektiv-Uebersicht der tropischen Krankheiten vermissen wir noch immer. Verfasser will es versuchen, weiter unten eine solche zu geben, und wird auch diese noch nicht den Anspruch auf absolute Vollständigkeit erheben können, so ist doch damit eine Basis geschaffen, auf Grund deren eine Vervollständigung leicht möglich sein wird.

Zuvörderst muß bemerkt werden, daß viele Krankheiten gleichen Symptoms und gleicher Diagnose oft vielfach verschiedene Bezeichnungen haben; abgesehen von den sprachlichen Unterscheidungen in der arabischen, Suahili- und Herero-Sprache. So gibt es beispielsweise allein in Nordafrika, im Sudan, Abessinien, Marokko ꝛc. mindestens 20 Sorten verschiedener Fieber: da ist die humma múbriqe, das heiße Fieber, die qûs, das 24-stündige Fieber von Aleppo, die humma webâ'ijje, das Pestfieber, die humma rub', das 4-tägige, h. nehârîjje, das 1-tägige, die suchûne, das hitzige Fieber, die h. dâjjre, das intermittierende Fieber, die h. muthárrade, das periodische Fieber, u. v. a.[1] Diese verschiedenen Arten werden sämtlich besonders behandelt — allerdings meist mit Chinin — jedoch unterscheiden die Eingeborenen und ihre (arabischen) Aerzte zwischen den einzelnen Gattungen sehr scharf, und die Pathologie hat ihnen darin Recht zu geben. Ohne Kenntnis der Sprache ist nun aber der Europäer selten nur in der Lage, eine erfolgreiche Kur seines leidenden Zustandes an sich, sofern er auf die Selbsthilfe angewiesen ist, vorzunehmen. Der Verfasser hat es an sich selbst erfahren müssen, was es heißt, auf Wohl oder Wehe der Behandlung afrikanischer Aerzte und Chirurgen unterliegen zu müssen, die jeden Patienten — wie das in den alten guten Zeiten auch bei uns gewesen — als ein geeignetes Operationsobjekt für Erzielung „interessanter Fälle" betrachten, wenn der Patient dem Vorhaben seiner Peiniger durch das Verständnis ihrer Sprache nicht zu wehren vermag. Deshalb erachtet der Verfasser — von vielen sonstigen Gründen, die naturgemäß dafür sprechen, abgesehen — es als wesentliches Erfordernis, daß niemand an eine Ansiedelung oder einen längeren Aufenthalt im tropischen Afrika denken

[1] Die humma iltihâbíjje wird meist irrtümlich als Fieber bezeichnet, sie ist eine virulente Affektion.



möge ohne wenigstens teilweise Kenntnis der arabischen Sprache. Es ist ja richtig, daß in dem gewaltigen Länderkomplex, der gegenwärtig in Afrika unter deutschem Schutze steht — er beträgt mehr als das Doppelte des Gesamtflächeninhalts des Deutschen Reiches — die arabische Sprache nicht die vorherrschende ist; aber einmal ist sie der Grundfaktor zu einem erfolgreichen Verkehr mit den Dolmetschern der Negerstämme, und dann ist sie leichter zu erlernen, als die außerordentlich schwierigen Dialekte der Bantu-Sprache, das Ki-Suahili, das Ki-Kamba und das Herero, die in Kamerun, in Angra-Pequenna und an den Küsten des Ozeans und diesen nahegelegenen Gebieten gesprochen werden. (Suaheli heißt Küste.) Es ist ferner richtig, daß der Privatunterricht oder das doch immerhin nur wenigen zugängliche Studium der arabischen Sprache auf den Universitäten nur mit Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war. Nun aber, bei der Errichtung unseres Orientalischen Seminars, ist dieser Uebelstand doch zum guten Teil gehoben. Die Lehrkräfte an diesem Seminar werden vorzügliche sein, namentlich geht dem für den Lehrstuhl des Arabischen gewonnenen Gelehrten Hartmann von Beirut her ein ausgezeichneter Ruf voraus (in der Bantu-Sprache wird Missionsinspektor C. G. Büttner unterrichten).

Es ist das Arabische weit mehr über die Erde verbreitet als in der Regel angenommen wird, und wo es unter den Völkern des Orients nicht als Umgangs- oder Handelssprache gebraucht wird, da ist es doch noch meist diejenige Sprache, die gelegentlich des Palaver in den Negerstämmen dem Fremdling durch den Tartschumân wiedergegeben wird.

Nach dieser Excursion wollen wir zur Aufzählung und Beschreibung der meisten in Frage kommenden Krankheiten selbst übergehen. Es werden darunter viele sein, die auch bei uns bekannt sind, die jedoch „drüben" eine unendlich andere Gestalt annehmen und demzufolge durchaus anders zu behandeln sind. In Betracht kommt diesfalls das Klima und die hohe Temperatur, die an vielen Orten Afrika's während unseres europäischen Sommers (Mai bis August) selten 18—19° R. im Schatten, 28° R. in der Sonne erreicht, die aber während unserer Winterzeit, und namentlich im Januar, bis zu 49° R. in der Sonne steigt!

Zunächst kommt in Betracht die angeblich von Japan vor zehn Jahren eingeführte Beri-Beri-Krankheit. Wie sie entsteht, weiß niemand, ebensowenig, wie sie ist. Prof. Pekelharing nannte sie neulich in der „Niederl. Zeitschrift für Heilkunde", eine „über verschiedene Körperteile verbreitete Entzündung des Nervengewebes". Ratlos steht der Arzt dieser Krankheit gegenüber; er kennt ihr Wesen nicht, nicht ihre Ansteckungsfähigkeit, nicht ihre Krise oder ihren vermutlichen Ausgang; er ist ganz dem Zufall anheimgegeben, der denn auch oft die merkwürdigsten Fälle zuwege bringt; schwächliche Personen, Europäer, überstehen sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit; robuste Neger-Naturen, sechs Fuß große Männer von herkulischem Körperbau, mit eisenharten Muskeln, erliegen ihr bald. In der Regel geht dem Ausbruche der Krankheit ein Vorbotenstadium vorher, gekennzeichnet durch die Erscheinungen eines allgemeinen, unbestimmten Unwohlseins, durch Frösteln, Unlust zur Arbeit, Niedergeschlagenheit, Schwere des Kopfes. Schon jetzt beginnt der Puls meist abzuweichen, auch lassen sich anämische Herzgeräusche bei den Kranken konstatieren. Als erstes, entschiedenes Krankheitssymptom tritt alsbald ein eigentümlicher, nicht leicht zu verkennender Gang des Kranken hervor. Subjektiv wird in Bezug auf denselben geklagt, daß außerordentlich schnell Ermüdung eintrete, daß ein Gefühl der Lockerung in allen Gelenken, ganz besonders im Kniegelenk, stetig zunehme, daß der Kranke seine ganze Aufmerksamkeit und einen großen Teil seiner Muskelkraft darauf verwenden müsse, die Füße vom Boden zu erheben und das Bein auszustrecken. Darauf beruht das stoßweise Gehen aller Beri-Beri-Kranken, die Neigung zum Einknicken im Knie, darauf auch die populäre Bezeichnung der Krankheit. („Beri" bedeutet in der tamulischen Sprache „Schaf", die Zusammensetzung wird auf die Eigentümlichkeiten im Gange der Kranken zurückgeführt. Andere leiten das Wort von einer Verstümmelung des singhalesischen „bhari-bhari" ab, was „große Schwäche" bedeutet. Die Franzosen fanden auf Réunion die aus dem Arabischen entstammende Bezeichnung „bahr-bari" für eine Affektion vor, welche sie in der Folge „bar-biers" nannten. In Japan heißt die Krankheit „Kak-ke", angeblich herrührend von dem chinesischen „Kiak" [Bein] und „Ke" [Luft]. In der Bantu-Sprache heißt sie „beli-bali"; die Wakamba-Leute kennen in ihrer Sprache kein r, welches durch l substituiert wird.) So lange die Kranken noch umhergehen können, heben sie bei jedem Tritt, statt die Fußsohlen vom Boden zu entwickeln, dieselben a tempo in die Höhe. „Sie schleppen mit den Beinen, als wären sie eben mit nassen Kleidern aus dem Wasser gekommen", drückt sich van Overbeck de Meijer treffend hierüber aus. Sodann ist weiter charakteristisch bei allen Beri-Beri-Kranken eine plötzliche Abstumpfung des Gefühls, namentlich an den Unterextremitäten. Zuerst tritt sie an der Innenfläche der Unterschenkel auf; die Kranken haben beim Bestreichen dieser Stellen ein Gefühl, als ob eine Lage dünnen Papiers sich über der Haut befände. In kurzer Zeit verbreitet sich die Gefühlsabstumpfung über die Außenseite der Unterschenkel, die Oberschenkel und über die Bauchhaut: hierbei macht sich auch ein drückendes Gefühl in der Gegend der Harnblase bemerkbar. Jede Berührung mit der Kleidung oder ein leiser Luftzug ruft auf diesen Stellen ein unangenehmes starkes Kältegefühl hervor. Die Ernährungsthätigkeit der Kranken hört bald auf; sie magern ab zum Skelett. Medizinalrat Professor Dr. Wernich-Köslin, dessen Bericht in obenerwähnter Encyklopädie wir zu einem kleinen Teile gefolgt sind, meint, daß in schwereren Fällen von Beri-Beri von den unteren Gliedmaßen der Kranken

buchstäblich nur Haut und Knochen zurückbleiben. Eintretende Krämpfe und Erstickungsanfälle machen öfters, in der Regel aber ein unbekanntes Etwas dem Zustand des Kranken durch den Tod ein Ende. Die Krankheitsdauer ist höchst unbestimmt: Wochen, Monate, Jahre — manchmal nur Stunden. Meist währt sie 3—4 Monate, über die ganze feuchtheiße Jahreszeit des (europäischen) Winters hindurch; sie läßt oft nach bei Eintreten kühlerer Temperatur oder endigt mit der Ueberführung des Kranken in ein höher gelegenes, trockenes Bergklima. Doch hinterläßt sie gewöhnlich dauernde Merkzeichen: manche Kranke verlieren für alle Zukunft die Fähigkeit zum Schwitzen, bei manchen wiederum erhält sich ein Schmerz, ein Druck auf der Wirbelsäule und einzelnen Muskeln der Beine, noch viele Jahre lang. Viele behalten auch den eigentümlichen Gang, besonders eine merkwürdige Art von Einwärtsgehen bei, sie „treten über den großen Zehen". Endlich sind alle Beri-Beri-Rekonvaleszenten zu Wiederholungsfällen leicht geneigt; alle Anlässe, welche den ersten Anfall der Krankheit hervorriefen, können dies verursachen.

Starke Temperaturwechsel, hohe Grade von Luftfeuchtigkeit bilden in der Regel die pathogenetischen Momente des Beri-Beri. Hohe Temperatur allein scheint sie nicht zu begünstigen. Dagegen wird die Krankheit begünstigt durch eine, von dauernder mangelhafter Ernährung hervorgerufene Disposition, besonders soweit diese Mangelhaftigkeit auf großen Ansprüchen an die Assimilation und auf großer Eintönigkeit in der Nahrung beruht. Die Krankheit sucht hauptsächlich das „stärkere" Geschlecht heim, denn auf 85 erkrankende Männer kommen höchstens 15 Weiber und 0 Kinder. Begünstigt wird sie ferner noch durch verschlechterte Lebensbedingungen, Entziehung von verdauungsbefördernden Gewürzen, verdorbene Luft in Schlaf- und Wohnräumen, leichtere katarrhalische Erkrankungen u. dgl. mehr. Daher die häufigen Epidemien in Kasernen, Gefängnissen, Schiffsräumen, bei schlecht verpflegten Heeren, in belagerten Städten 2c. Déchambre beobachtete 1870 — wie Professor Wernich mitteilt — eine Reihe unzweifelhafter Beri-Beri-Fälle, gleichzeitig mit einer Scorbutepidemie während der Belagerung von Paris.

Wenn die Krankheit übrigens unter den in den Tropenländern lebenden Europäern viel seltener auftritt als unter den Eingeborenen, so erklärt sich dieser Umstand dadurch, daß die Europäer durchschnittlich weit mehr nach den Regeln einer gesundheitsmäßigen Hygiene leben, daß sie sowohl an bessere Ernährung gewöhnt sind, als sich sorglicher vor den schädlichen Einflüssen der Witterung zu bewahren wissen. Heimgesucht von der Krankheit werden vornehmlich Männer im besten Alter von 21—30 Jahren, wenige Patienten weisen 14—16 Jahre auf. Das abnehmende Mannesalter von 30—35 Jahren wird gleich weniger betroffen; Erkrankungen jenseit des 45. Jahres (Prof. Wernich nennt das 50., doch lehrt die Erfahrung anders) gehören zu den Seltenheiten. Ein Miasma für die Entstehung des Beri-Beri verantwortlich zu machen, ist falsch. Es gibt keine Miasmen, welche sich ihre Opfer fast ausschließlich in einem Geschlecht und in derjenigen ganz begrenzten Altersklasse aussuchen, welche sonst mit Recht als die widerstandsfähigste gilt. Der Charakter des Beri-Beri ist einfach eine Ernährungsanomalie.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Der Golfstrom. Im Jahre 1886 machte Herr J. Thoulet auf der französischen Fregatte „Clorinde" eine Reihe von Beobachtungen über den Golfstrom auf einer Fahrt von Frankreich nach Neufundland und zurück. Auf Grund dieser Beobachtungen in Verbindung mit den Forschungen, welche Herr Buchanan an Bord des „Challenger" anstellte, entwarf er eine Reihe von Längs- und Querdurchschnitten des Stromes, und die Ergebnisse seiner Arbeit, von denen einige ziemlich neu sind, wurden jüngst der Pariser Akademie der Wissenschaften durch Herrn Bouquet de la Grye vorgelegt. Seine Beobachtungen sind hauptsächlich mit Bezug auf die beiden Eigenschaften der Temperatur und des Salzgehalts angestellt worden, mittelst deren eine Art isographischer Plan vom Ozean hergestellt werden konnte, welcher zeigt, wie die Strömungen desselben über den Abhang von einer Dichtigkeit zur anderen hinabgleiten. Der Golfstrom gleicht, nach Herrn Thoulet's Schilderung, einem Flusse: seine ihrer ganzen Länge nach geneigte Mittellinie hat in der Nähe seines Ursprungs einen stärkeren Fall als an seiner Mündung. Ein Thal, mit vergleichsweise steilem Absturz, trennt ihn auf dem linken Ufer von dem von Neufundland herkommenden Vereinigten-Staaten-Strom, welcher gen Süden verläuft. Sein rechtes Ufer, mit einem sanften Abhang schief dem Ozean zugewandt, bietet eine um sehr viel bedeutendere Breite dar, und hieraus erklärt sich die Zufuhr schwimmenden Holzes aus Amerika nach dem nordwestlichen Europa. Die große St. Lorenz-Strömung, welche zwischen der kleinen Insel St. Paul und dem Kap Breton in den Ozean tritt, stößt mit dem Golfstrom zusammen, vermindert dessen Geschwindigkeit und hinterläßt als eine Art unterseeischen Delta's die Bänke, welche sich längs der Vereinigten Staaten nach der großen Bank von Neufundland hin erstrecken. Die aus der Baffins-Bai kommende östliche Polarströmung umläuft Neufundland und endet damit, daß sie den Golfstrom unter rechtem Winkel trifft. Im Gegensatz zu dem, was man erwarten sollte, sind seine Gewässer zwar kälter, aber nach Herrn Thoulet etwas leichter, so daß sie, anstatt unter dem wärmeren Wasser des Golfstroms hinzulaufen, sich mit demselben vermischen und dessen Geschwindigkeit beinahe ganz aufheben. Diese Wassermischung wird befördert durch die schmelzenden und sich überschlagenden Eisberge. Nachdem er mit dem östlichen

Polarstrom zusammengetroffen ist, existiert er, nach Herrn Thoulet, sozusagen gar nicht mehr. Seine abgekühlten Gewässer breiten sich aus, obwohl sie eine allgemeine nordöstliche Richtung beibehalten. Der Golfstrom ist alsdann, wie Herr Thoulet schließt, in der besten Lage, das Klima des nordwestlichen Europa zu mäßigen, aber er hat keine Individualität mehr; er ist ein einfacher Ableitungsstrom ohne Tiefe geworden und läßt sich einem mächtigen Strom vergleichen, welcher sich in Sümpfen verliert. Wir heben hervor, daß Herrn Thoulet's Ansichten sich nicht wesentlich von denjenigen des Herrn Findlay unterscheiden, welcher sogar noch weiter geht als jener und nachweist, daß der Golfstrom thatsächlich in der Nähe von Neufundland aufhöre, und daß das milde Klima des westlichen Europa von ganz anderen Ursachen herrühre. Herrn Findlay's Vortrag (in „Proceedings of the Royal Geographical Society", Vol III, p. 102 ff.) mit der daran anknüpfenden interessanten Erörterung, sind höchst lesenswert. Dies ist im wesentlichen der Schluß, zu welchem man als Ergebnis der Challenger-Forschungen gekommen ist, obwohl es wahrscheinlich noch eine oder zwei Generationen brauchen wird, um die alten irrigen Vorstellungen der Lehrbücher und volkstümlichen Abhandlungen auszurotten.

.* Die Rubin-Gruben in Birma. Vorigen Sommer ist eine britische Expedition ausmarschiert, um die Region der berühmten Rubin-Gruben zu besetzen, die nur 70 Lieues von der Hauptstadt Mandalay entfernt liegen. Dieselbe ist endlich nach Mogonk, dem Mittelpunkt jener bergmännischen Thätigkeit, gelangt; allein sie mußte, um ihren Zweck zu erreichen, die größten Schwierigkeiten überwinden, mehrere von den Eingeborenen aufgeworfene Verpfählungen mit Sturm nehmen, sich einen Weg durch die wuchernde Vegetation eines tropischen Urwaldes bahnen, einige Flüsse durchwaten und einen Sattel von 600 F. Höhe überklettern; der Marsch der Expedition war so langsam und mühselig, daß man im Durchschnitt keine 6 e. Mln. per Tag zurücklegte. Durch die Erwerbung der Gruben von Mogonk gelangt die englische Regierung in den Besitz des reichsten Rubinenlagers der ganzen Welt, dessen angeblicher hoher Wert jedoch übertrieben zu sein scheint. Das gegenwärtige System der Ausbeutung ist eines der einfachsten: es besteht im Abteufen von Schächten in den niedrigen oder ebenen Teilen des Thales und im Auswaschen der Erde, welche man mit der Hand heraushebt. — Der zu Bhamo residierende frühere Ingenieur und Forschungsreisende A. R. Colquhoun, Unterkommissär der Zivilverwaltung von Birma, ist der Ansicht, man könne dem Wert der Mineralien und Bergwerke von Birma keine allzu große Bedeutung beilegen, weil der wahre Reichtum des Landes in der Hebung des Ackerbaues, der Ausbeutung der Wälder und der Urbarmachung der Hügelhänge bestehe.

* Die asiatische Eisenbahn. Dieser Plan ist noch ziemlich weit von seiner Verwirklichung. Die beiden hauptsächlichen Modifikationen, welche die türkische Regierung in die Uebereinkunft mit den Herren v. Erlanger und Alt-Seefeld hat aufnehmen lassen, sind von diesen Herren für unannehmbar erklärt worden. Zu diesem Zweck hat Herr v. Erlanger an die hohe Pforte ein Schreiben gerichtet, worin er erklärt, er bedaure, nach so vielen Jahren der Mühen und Arbeiten noch nicht dazu gekommen zu sein, sich mit der türkischen Regierung zu verständigen, denn die an letzter Stelle vorgeschlagenen Bedingungen können von seinen Geschäftsteilhabern nicht angenommen werden. Er benachrichtige infolge davon die hohe Pforte von der Notwendigkeit, worin er sich befinde, auf dieses ungeheure Unternehmen zu verzichten. Die vorgeschlagenen Modifikationen beziehen sich auf folgende Punkte: 1) die Konzessionäre würden gleichzeitig die Arbeiten von Ismidt nach Angora und von diesem letzteren Punkte nach Bagdad in Angriff nehmen müssen; 2) die Regierung würde das Recht haben, die Eisenbahn schon 30 Jahre nach Verleihung der Konzession, nicht erst 30 Jahre nach Beginn des Betriebes zurückzukaufen; 3) dieser Rückkauf würde mittelst einer jährlichen Summe geschehen, die ungefähr 50 Proz. der mittleren rohen Einnahme vom Durchschnitt der dem Datum des Rückkaufs vorangehenden fünf Jahre gleichkäme. Es ist hierbei noch wohl zu bemerken, daß die Uebereinkunft bestimmte, die türkische Regierung habe außer diesen 50 Proz. den Konzessionären noch bis zum Ablauf ihrer Konzession eine Unterstützung zu gewähren, welche durch ein Drittel vom Ueberschuß der Einkünfte der Zehenten dargestellt wurde. Dies sind die Abänderungen des Vertragsentwurfs, welche von der türkischen Regierung den Herren Erlanger und Alt-Seefeld angesonnen und von letzteren zurückgewiesen wurden.

* Dr. G. A. Krause's Reisen in Ober-Guinea Einem Berichte, welchen unser kühner Landsmann Krause vom 28. September v. J. von Accra (Goldküste) aus an die Königl. Geographische Gesellschaft in London gerichtet hat, entnehmen wir folgendes: Krause war am 23. Sept. in Accra angekommen. Er verließ Sálaga, nachdem er sich von seinen ausgedehnten (schon früher von uns erwähnten) Reisen im Norden einige Wochen ausgeruht hatte, am 1. Juni. Sein Weg lag in einer östlichen Richtung, und nachdem er über den großen Fluß Li gesetzt und eine Bergkette von mäßiger Höhe überstiegen hatte, gelangte er am 15. Juni nach Sogunde, einer Stadt, welche ausschließlich von den Mohammedanern des Stammes der Tembia oder Kotokoli bewohnt wird. Er versichert, wenn er die Mühsale und Leiden vorausgesehen hätte, welche er auf dem Marsch von Sogunde nach der Sklavenküste erdulden mußte, würde er lieber seine Reise ostwärts nach dem Niger vorgesehen haben. Er lenkte jedoch seine Schritte nach Süden und reiste über Beleta oder Angninga, den Mittelpunkt des Salzhandels in diesen Regionen, und Gbeschi oder Peckdschi nach Atakpame. Er mußte

zweimal in Kähnen über den Mono (weiter nördlich heißt der Fluß Njele) setzen und dreimal durch dessen westlichen Zufluß, den Angai, waten. In Beleta wie in Gbeschi, welches ungefähr vier Tagereisen von Agbome entfernt ist, wollte man sich dem weiteren Vordringen des Reisenden widersetzen. Bei zwei Gelegenheiten gelang es ihm, durch nächtliche Flucht sein Weiterkommen zu bewerkstelligen, allein er mußte seine Sammlungen und sein Gepäck in Beleta zurücklassen. Letztere Stadt wird von den Kimbulu bewohnt, Gbeschi von den Koschi-Stämmen der Ewe und Atakpame von den Anagos des Joruba. Von Atakpame brachte ein Marsch von vier Tagen den Reisenden nach Togodo, am westlichen Ufer des Mono, welcher an diesem Punkte schiffbar zu werden beginnt. Auf dem Wege dahin hatte er die Stadt Mono passiert, wo er über einen größeren Fluß, den Amu-Tsu (?) setzen mußte. Nach einer zweitägigen Kahnfahrt erreichte er die Küste in Pla (Groß Popo) am 25. August. Ohne Aufenthalt wanderte er der Küste entlang nach Bagida und dann nach dem zehn Tagereisen davon entlegenen Accra. Er beabsichtigte von dort zwei Männer auszuschicken, um womöglich seine verlorenen Sammlungen wieder zu bekommen. Dieselben umfassen 600—800 Pflanzen, Samen von verschiedenen Kulturpflanzen, eine kleine Anzahl Käfer, Schmetterlinge und andere Insekten und einige Ueberbleibsel von prähistorischen Niederlassungen zwischen Mosi und Timbuktu. Seit er Sálaga verlassen, hatte er von dreizehn leichten Fieberanfällen zu leiden gehabt, gegen welche die von ihm im Gurunsi-Lande gefundene Fieberpflanze sich als sicheres Heilmittel erwies. Dr. Krause berichtet in seinem Brief, er sei absolut ohne Mittel und könne nicht einmal seine Rückreise nach Europa bezahlen. Lieutenant Kunde hat den Dr. Krause in Accra getroffen und in einem Briefe an die Berliner Geographische Gesellschaft vom 26. September v. J. über ihn berichtet. Nach diesem Schreiben war Krause's Reiseweg folgender: Von Accra im Mai 1886 ins Innere, nach Akropong, über den Volta nach Kpong, östlich vom Volta nach Kpando, Krahje und Sálaga; von Sálaga nordnordwestlich nach Dagomba, Walawála durch das östliche Gurunsi und Busanga nach Wagabuga und Ban Jágara. Die Rückreise ward über das westliche Gurunsi und das Aschanti-Gebiet nach Kitimfo und ostwärts nach Sálaga und Sogunde angetreten und verlief dann, wie wir oben angegeben haben. Bezüglich des Aussehens des Landes, das er durchreiste, berichtet Krause, dasselbe komme nordwärts von Sálaga immer mehr unter den Einfluß der Sahara und werde mit jedem Schritt öder und unfruchtbarer. Tabak und Reis fand er überall, diesen sogar zuweilen wild; Kolanüsse und Salz waren die hauptsächlichsten Handelsartikel. Die herrschende Rasse im nördlichen Teil des von ihm besuchten Gebietes sind die Fula; weiter gegen die Küste hin zeigt sich ein bedeutender Unterschied in den Rassen und Sprachen, obwohl die Haussa, welche den Handel nach Timbuktu vorzugsweise in Händen haben, die vorherrschende Sprache abgeben. Die Kaufleute und die Aristokratie der Stämme sind Mohammedaner, die übrigen bis jetzt Heiden; das Land ergab sich als dünn bevölkert.

* Lieutenant Wißmann's Reise. Der erste eingehende Bericht über Lieutenant Wißmann's zweite Reise quer durch Afrika erscheint in den „Verhandlungen" der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (Band XIV. Nr. 9). Er brach im Oktober 1886 mit einer Karawane von 89 Personen von Luluaburg auf und vermehrte dieselbe später auf tausend Personen durch die zahlreichen Anhänger des Sohnes von Kalamba und der Kaiserin des Muata-Jamwo-Reiches, welche sich der Expedition anschlossen. Wißmann wandte sich dann nordöstlich nach dem Lubi, an dessen Mündung er über den Sankuru setzte. Da er nicht imstande war seine beabsichtigte Reise nach Nordosten fortzusetzen (welche wohl zu wichtigen geographischen Ergebnissen geführt haben würde), gab er seinen Plan auf, die Wasserscheide zwischen dem Sankuru und dem Kongo zu erforschen. Er wandte sich nach Süden, ohne über den Lomani gesetzt zu haben, und schlug seine Reiseroute von 1881 in das Gebiet der Beneki ein, welches er durch Krieg, den Sklavenhandel und die Pocken entvölkert und verheert fand, verfolgte seinen früheren Weg mit einigen leichten Abweichungen und erreichte Nyangwe und später den Tanganyika auf der gewöhnlichen Straße, kam bei Kilimané an der Küste heraus und über den Nyassa-See, den Schiré, Sambesi und Kwakwa. Wißmann bestätigt, daß die früher zum erstenmal von ihm besuchten Eingeborenen in der Art und Weise der Bodenbearbeitung entschiedene Fortschritte gemacht haben.

Bilder aus Westsibirien.

Von Wassilj Ulrich in Jalutorowsk.

I. Sibirische Stadtwirtschaft.

Die sibirische, wie überhaupt russische Stadtgemeinde-(Munizipal-)Verwaltung, bezw. Selbstverwaltung, in ihrer gegenwärtigen Gestaltung und Organisation[1] (seit 1870) hat, wenigstens dem Grundgedanken der betreffenden Gesetzgebung nach, „die Stadtwirtschaft zum Gegenstand und

[1] Der Grund zu der jetzigen Stadtverwaltungs-Organisation wurde von Katharina II. (1785) gelegt, als die Stadtgemeinden, welche damals aus drei steuerpflichtigen, aber persönlich freien Ständen bestanden (Kaufleute, Bürger und Zünftler), laut dem kaiserlichen „Gnadenbriefe" das Recht erhielten, aus ihrer Mitte auf drei Jahre sechs Abgeordnete (glassnyje) und das Stadthaupt zu wählen. Die Organisation bestand in den Städten bis 1870; nur in St. Petersburg (1846) und später (1863) auch in Moskau und Odessa wurde diese Stadtverwaltung verändert, indem die Zahl der Abgeordneten auf 12 vermehrt und das Stadtwahlrecht auch den „privilegierten" (steuerfreien) Ständen (Edelleuten) verliehen wurde.

das Stadtwohl zum Ziel." Die Aufsicht über die Nachachtung etwaiger Verordnungen der Munizipalverwaltung liegt dem örtlichen Polizeiamte ob. Die Organe der Stadtverwaltung sind: der Rat (dùma), das beratende und beschließende Organ, und die „Uprâwa", die ausführende Behörde. Mitglieder des Stadtrats (Abgeordnete der Stadtgemeinde-Angehörigen, glassnyje) werden auf vier Jahre in Stadt-Wahlversammlungen, denen das Stadthaupt vorsitzt, erwählt.

Wähler sind alle Stadteinwohner, die irgend eine Steuer an die Stadtkasse entrichten, das 25. Lebensjahr erreicht, weder Ausländer sind, noch zur Verwaltungsbehörde, Polizei u. s. w. gehören oder in schlechtem Rufe stehen. Unmündige, Frauen, Vereine u. a. nehmen an den Wahlen durch Abgeordnete teil. Der Größe der geleisteten Zahlungen, Steuern &c. nach werden die Wähler in drei Abteilungen geteilt.

Die Wahllisten werden folgendermaßen zusammengestellt: in die Liste der Wahlberechtigten werden zuerst solche Bürger eingetragen, welche die größten Zahlungen entrichten, und zwar so viele, bis die Gesamtsumme der Zahlungen dieser Bürger ein Drittel sämtlicher Stadteinnahmen ausmache. Dies ist das Verzeichnis der ersten Kategorie, welche, ohne Rücksicht auf ihre Anzahl, das Recht hat, ein Drittel der Gesamtzahl aller Abgeordneten zu wählen. Alsdann werden andere Zahler registriert, bis die Summe ihrer Leistungen wieder ein Drittel der Gesamteinnahme der betreffenden Stadt ausmacht (zweite Kategorie) u. s. w. Dem Anschein nach sind nun alle Wähler gleichberechtigt, denn eine jede der drei Kategorien wählt eine gleiche Anzahl (ein Drittel der Gesamtzahl) von Abgeordneten; aber thatsächlich haben die Wähler der ersten Kategorie vor allen übrigen den Vorzug. Einen Beweis dafür dürfte folgendes Beispiel liefern. In Odessa gab es 1885 unter etwa 200,000 Einwohnern nur 3116 Wahlberechtigte, und zwar: 63 Wähler erster Kategorie, 253 zweiter Kategorie und 2800 dritter Kategorie.

Daraus erhellt, daß 63 Wähler erster Kategorie ebenso viele Abgeordnete wählen, wie 253 Wähler zweiter oder gar 2800 Wähler dritter Kategorie.[1] Die Anzahl der erwählten Stadtverordneten darf nicht 72 übersteigen,[2] wobei die Anzahl der Nichtchristen unter denselben nicht mehr als ein Drittel betragen darf (ausnahmsweise giebt es im St. Petersburger Stadtrate 250, im Moskauer 180 Abgeordnete).

Die Glieder der „Uprâwa" werden in beliebiger Anzahl von den Abgeordneten aus ihrer Mitte gewählt. Beide Organe stehen unter unmittelbarer Kontrole des „Gouvernements-Amtes für Stadtangelegenheiten", welches aus dem Gouverneur, Vizegouverneur, Director des Cameralhofes, Prokureur, Präsident der (europ.-ruff.) Friedensrichter-Versammlung, Vorsitzenden der Gouvernements-Stadt-Uprâwa und dem Gouvernements-Stadthaupt besteht. Diese Aufsichtsbehörde entscheidet etwaige Mißhelligkeiten zwischen der Stadtverwaltung einerseits und der örtlichen Administration, Privatpersonen u. a. andererseits; etwaige Beschwerden sind an den Senat als die höchste und letzte Instanz zu richten.

[1] Und zwar 24 Abgeordnete.

[2] Nämlich die ersten 300 Wähler wählen höchstens 30 Abgeordnete und jede 150 weiteren je 6.

Man sieht aus obigen Darlegungen, daß die gegenwärtige Stadtverwaltungs-Organisation eine Vertretung der gebildeten Gesellschaftsklassen gänzlich ausschließt. Infolge des Hauptgrundsatzes dieser Organisation, daß nur „zahlenden" Städtern das Wahlrecht gewährt werde, wird die Stadtwirtschaft ausschließlich bemittelten Individuen, ohne alle Rücksicht auf ihre Bildung und moralische wie geistige Befähigung, zugänglich gemacht. Kein Wunder also, daß in Wirklichkeit das Ruder der Stadtverwaltung von der Bourgeoisie, und zwar der Geldaristokratie mit allen Mängeln, ergriffen und in der Regel blos im eigenen Interesse geführt wird. Ein Beispiel dieses Uebergewichts der Geldaristokratie möge die Zusammensetzung der Tobolsk'schen Stadt-„Dùma" liefern; es wurden nämlich für die Jahre 1885 bis 1889 erwählt:[1]

	1.	2.	3.	zusammen.
	Wahlkategorie			
Kaufleute 1. Gilde	7	—	—	7
Kaufleute 2. Gilde	9	9	3	21
Bürger (Meschtschanen)	2	12	15	29
Beamte	2	—	2	4
Kandidaten der Universität	1	—	1	2
Staatsräte	1	—	—	1
Bauern	1	1	1	3
Landpolizei-Beamte	1	—	—	1
Offiziere	—	1	—	1
Kaufmannssöhne	—	—	1	1
Ehrenbürger	—	—	1	1
	24	23	24	71

[1] Selbst in St. Petersburg, dem Mittelpunkte der russischen Kultur und des reichen Beamten- und Erbadels, ist der Einfluß der Handels- und Industrie-Bourgeoisie überwiegend, wie aus folgendem Verzeichnis der Stadtverordneten (1881 bis 1885) zu ersehen ist:

Akademiker und Professoren	6
Wirkliche Geheimräte	1
Geheimräte	6
Wirkliche Staatsräte	24
Kammerherren	2
Baronen	2
Fürsten	3
Generale	3
Stabsoffiziere	4
Oberoffiziere	4
Grafen	7
Staats- und Kollegienräte	13
Hofräte und Kollegienassessoren	11
Titularräte	12
Juristen und andere Kandidaten der Universität	5
Architekten, Techniker und Ingenieure	8
Kommerzien- und Manufakturräte	4
Ehrenbürger (erblich und persönlich)	52
Kaufleute erster und zweiter Gilde	70
Handwerker und Bürger (Meschtschanen)	10
Bauern	6
Zusammen:	252

Das Budget der Städte des Tobolsk'schen Gouvernements stellt sich folgendermaßen (1880):

Städte	Einnahmen	Ausgaben.	
Tobolsk[1]	40,492	35,893	Rubel.
Tjumenj	84,212	87,192	"
Turinsk	8,376	7,859	"
Jalutorowsk	26,500	25,500	"
Kurgan	38,000	33,000	"
Ischin	18,750	19,200	"
Tara	14,500	15,500	"
Tjukalinsk	8,500	7,300	"
Beresow	1,600	1,600	"
Surgut	411	912	"

Die Budgets der Städte im Tobolsk'schen Gouvernement betrugen (in Rubeln): [1]

Städte.	Einnahmen.	Ausgaben.	Im Jahre.
Tomsk	166,714	173,197	1886
Marjinsk	14,126	14,126	1885
Barnaul	28,533	28,533	1885
Bijsk	19,594	19,662	1885
Kolywonj	15,959	15,659	1884
Kainsk	8,876	8,657	1884

Näheres über die Einnahmequellen, sowie die Ausgabeposten in den obigen Städten (und in Tobolsk) dürfte sich aus folgender Tabelle ergeben (in Rubel):

I. Haupteinnahmequellen.	Tobolsk.	Kainsk.	Kolywonj.	Bijsk.	Barnaul.	Marjinsk.
Stadtdomänen	10815	—	6397	—	—	—
Immobiliensteuer	6010	—	—	—	2072	—
Weinhandel- zc. Patente	3326	—	—	—	—	—
Schiffseinkünfte	7472	—	—	—	—	—
Fuhreneinkünfte	7833	—	—	—	—	—
Kronssummen (Unterhalt des örtlichen Militärs)	10305	—	—	—	—	—
Rückstände	6351	—	—	—	—	—
(Stadt-) Bankrevenüen	2966	—	—	—	—	—
Gewöhnliche Einkünfte	—	6348	—	12692	16945	5843
Indirekte Steuern	—	1157	364	1343	903	56
Verschiedene kleinere Einkünfte	—	1170	951	—	—	—
Gewerbesteuer	—	—	2338	2631	4557	2339
Succurseinkünfte	—	—	1210	—	—	4890
Außerordentliche und zufällige Einkünfte	—	—	5259	2927	2000	1076

II. Hauptausgaben.	Tobolsk.	Kainsk.	Kolywonj.	Bijsk.	Barnaul.	Marjinsk.
Feuerwehr	9162	—	—	5087	3868	1876
Stadtgemeindeverwaltung	7992	2592	2650	5036	7464	2792
Platzverbesserung	7808	—	—	—	1453	—
Aufklärung	2236	1910	522	2730	3797	1136
Laufende Ausgaben	—	8644	9948	—	—	—
Außerordentliche Ausgaben	—	13	5711	—	—	—
Stadtdomänenverwaltung	—	1469	2074	—	—	—
Polizei	—	—	—	2117	3417	1060

Wenn man die antipathischen Charakterzüge der russischen und besonders der sibirischen Bourgeoisie, ihren Egoismus, ihre Ausbeutungssucht, ihre maßlose Geldgier, und Ignoranz,[2] berücksichtigt, so dürfte es uns schon von vornherein klar sein, welche Folgen die Herrschaft einer solchen Sorte, namentlich in Sibirien, wo die öffentliche Meinung schweigt, haben muß.[3] Bei der folgenden Besprechung dürfte die Richtigkeit unserer Behauptung nur zu sehr in die Augen springen. Vergegenwärtigen wir uns, was in der That die herrschende Partei mit dem für die Stadtwirtschaft bestimmten Gelde leistet.[4]

[1] 1885 65,508 Rubel. Vor 10 Jahren (1878) belief sich das Gesamtbudget aller Städte im Tobolsk'schen Gouvernement nur 73,903 Rubel.

[2] Siehe darüber in einem der folgenden Artikel.

[3] Die „Sibirische Zeitung" glaubt dieses Uebel nur durch gänzliche Abschaffung des jetzigen Wahlsystems der drei Kategorien und durch Eintragen aller Quartiere (nicht der Hauswirte allein) in die Wählerlisten zu heben.

[4] Ueber die sibirische Presse gleichfalls später.

Wenn wir mit Tobolsk, der Hauptstadt des gleichen Gouvernements, beginnen, so frägt man sich zunächst, was geschieht hier zur Abhülfe des feuchten und sumpfigen Untergrundes, auf welchem die Stadt steht. Tobolsk besteht aus zwei Teilen: einem ebenen und einem hügeligen; der erstere, am dichtesten bevölkerte Stadtteil, sowie die nächste Umgebung sind fortwährend der Gefahr ausgesetzt, beim Austreten des Irtysch überschwemmt zu werden, was auch wirklich leider nur zu oft geschieht. Bis auf den heutigen Tag ist aber nichts unternommen worden, diesem Uebelstande abzuhelfen; Dinge wie Drainage zc. sind hier zu Lande unbekannt, wenigstens den Leuten, welchen die Verfügung über die Stadtverwaltungsgelder zusteht. Ein anderes häufig auftretendes Uebel ist das Feuer, welches um so vernichtender um sich greift und um so öfter ent-

[1] Das Budget folgender Städte sei zum Vergleich angeführt: Irkutsk ca. 280,000 Rubel, Riga ca. 1,200,000 Rubel, Odessa ca. 1,400,000 R., Warschau 1,700,000 R., Moskau 5,300,000 R., St. Petersburg 6,200,000 R.



steht, als die Mehrzahl der hiesigen Gebäude aus Holz ist.[1] Und auch hiegegen hat man kein anderes Mittel ersonnen, als eine mit einem Paar gewöhnlicher Spritzen versehene Feuerwehr. . . . Ferner wird Tobolsk, dessen bebaute Fläche allein 500 Deßjätinen groß ist, nur von 127, schreibe einhundertsiebenundzwanzig Petroleumlaternen beleuchtet; die Stadt kann nur in einem Paar der „besten“ Straßen Brettertrottoir aufweisen. (!)[2]

Dies ist in Kürze das Aeußere der Stadt, welche 300 Jahre hindurch der Sitz der Gouvernements-Obrigkeiten ist, welche zwei Klubs, eine Sektion der „Kaiserlichen Russischen Musikgesellschaft“ u. a. m. besitzt. Lassen wir aber noch ein Paar andere sibirische Städte und zwar solche, die als Typen gelten können, Revuen passieren.

Tjumenj ist eine der reichsten und industriell entwickeltsten Städte Sibiriens; aber auch hier stößt man auf unbeschreibliche Zustände. Sämtliche Straßen sind ungepflastert, mit Abfällen und anderen ekelerregenden Substanzen bedeckt und im Herbst und Frühjahr ganz unfahrbar.[3] Nur die Vorderseite des Rathauses ist mit einem Pflasterstückchen geschmückt. Die Einwohnerschaft ist genötigt, verunreinigtes Wasser zu trinken, denn der Fluß Tura wird von dem Unrat, welcher aus den in und selbst oberhalb (!) der Stadt gelegenen Gerbereien, Fabriken &c. stammt, zu einer Kloake gemacht. Zwar existiert hier eine Wasserhebmaschine mit sechs Bassins, welche vor kurzem aus Privatmitteln erbaut ist und gegenwärtig von der Stadt unterhalten wird; aber eine solche Wasserversorgung kommt selbstredend nur den Bemittelten zugute;[4] zudem ist auch dies „gereinigte“ Wasser noch gesundheitsschädlich. Die angebaute Stadtfläche Tjumenj's beträgt 462 Deßjätinen; die hiesige Feuerwehr besteht aber nur aus 30 Mann, 26 Pferden &c.

Als Typus der sibirischen Kleinstadt kann Jalutorowsk gelten, dessen Stadtwirtschaft wir noch flüchtig berühren wollen. Von Straßenbeleuchtung wie Pflasterung ist natürlich keine Rede. Die Wasserversorgung geschieht entweder durch die Hauswirte selbst oder durch einige Wasserträger, welche das Wasser unmittelbar aus dem etwa $1\frac{1}{2}$ Werst von der Stadt entfernten Flusse Tobol oder wohl auch aus nahegelegenen größeren Pfützen schöpfen und es in seiner „natürlichen“ Reinheit den Städtern gegen ein Entgeld von einem Kopeken pr. zwei Spänne zustellen. Die Gesundheitspolizei ist im höchsten Grade patriarchalisch, wo nicht

[1] Es gibt in Tobolsk 95 Stein- und 2294 Holzgebäude; in Tjumenj 103 bezw. 2927.

[2] Mangel an Stein soll die Ursache sein, daß den sibirischen Städten Steinpflaster überhaupt fehlt (?).

[3] Nota bene! Zur Erhaltung der Straßen wird hier eine besondere Steuer von auswärtigen Fuhren und Frachten erhoben. Man fragt sich, was wird aus diesem Straßensteuer-Gelde? Zur Verbesserung der Wege wird es nicht benutzt!

[4] Für das Bassin Wasser erhebt die Stadt ca. 10 Rubel jährlich.

„abwesend.“[1] Hier gibt es weder Theater, noch Bibliothek oder Buchhandlung, noch irgend einen Belustigungsort, nicht einmal ein Café chantant, das doch so sehr dem Bildungsgrade und dem Geschmacke des hiesigen Publikums entspricht; dagegen existieren ungefähr 25 Kneipen. Das Vieh tummelt sich frei und unangefochten in den Straßen, welche infolge der durchgreifenden Düngung das schönste Ackerland bieten.[2] Von der Beschaffenheit der Atmosphäre kann man sich nach diesen Andeutungen eine schwache Vorstellung machen. Niemanden kommt je der Gedanke, die Straßen zu reinigen, denn man meint hier, „das, was Gott gegeben habe, möge er nun auch wieder nehmen.“ Als 1884 das Vieh der Stadt und ihrer Umgebung von der Seuche schrecklich heimgesucht wurde, verfuhr man folgendermaßen: Die Kadaver warf man etwa 1 Werst von der Stadt in eine Grube zusammen, verschüttete dieselben mit Sand und damit war die Sache abgemacht. Nur wenige reinigten die Ställe — an eine Desinfektion derselben dachte man natürlich gar nicht! der Unrat der Ställe wurde gleich in der nächsten Nähe der Stadt aufgeschichtet, ohne daß jemand der Gedanke gekommen wäre, daß diese die Luft verpestenden Haufen auch das gesund gebliebene Vieh anstecken könnten. Alles, was die Sanitätspolizei (Veterinärarzt aus Tobolsk und die Ortspolizei), der übrigens sehr wenig Aufmerksamkeit seitens der Einwohnerschaft geschenkt wurde,[3] hier post festum that, bestand darin, daß sie erstens an die besagten, mit Kadavern gefüllten Gruben eine Wache stellte, um die Hunde, welche die Gruben aufzuscharren versuchten, zu erschießen, was ihr auch zuweilen gelang, und zweitens, daß man mit der Verbrennung der die Stadt von drei Seiten umzüngelnden Misthaufen begann. Statt aber den Verbrennungsakt möglichst schnell und möglichst wenig belästigend zu vollziehen, beräuchert man die armen Einwohner nun bereits das zweite Jahr Nacht und Tag. Keine Verordnung, um in Zukunft ähnliche Unratanhäufungen zu verhindern, wurde erlassen.

[1] Es dürfte fast überflüssig sein, zu bemerken, daß die sanitären Zustände in den sibirischen Städten (noch mehr natürlich in den Dörfern) schreckenerregend sind. Davon zeugen u. a. die endlosen Klagen der Presse, welche im Frühjahr und Herbst besonders nachdrücklich werden. Die außerordentliche Unsauberkeit der hiesigen Städte hat, unserer Ansicht nach, nicht etwa Dürftigkeit oder Gedrängtheit der Einwohnerschaft als Grund, sondern vielmehr persönliche Unsauberkeit und Nachlässigkeit, Unwissenheit, Selbstsucht und Mangel an Gemeinsinn, kurz moralische und geistige Verwilderung. Dieser unserer Ansicht liegt eine dreijährige Erfahrung zu Grunde. Selbstverständlich dürfte auch diese Verwilderung, wenigstens in ihrer ungezwungensten und verderblichsten Aeußerung, um vieles durch zweckmäßige sanitäre Organisation, Hebung des Schulwesens u. s. w. eingeschränkt werden.

[2] Der Dünger wird direkt von den Straßen auf die Aecker gefahren.

[3] Soviel wir wissen, wurde der Veterinärarzt nur von sehr wenigen Vieheigentümern um Rat befragt; in der Regel ließ man das Vieh ohne jeden Rettungsversuch dahinsterben.

Selbst die gebildete Einwohnerschaft kennt weder Abtritt- noch Spülichtgruben; solcher Unrat wird überall in die Höfe, Ställe oder einfach auf die Straße vor das Haus geworfen und dort liegen gelassen. Ein Glück noch, daß sich solche freiwillige und wohlfeile Sanitäre, wie herrenlose Hunde, Krähen u. a. finden, welche die Straßen wenigstens etwas reinigen.

Noch ein anderer wunder Punkt in der sibirischen Stadtwirtschaft möge gestreift werden. Vergleichen wir die Stadtverwaltungsausgaben mit den Schulausgaben, so behaupten wir, daß auch die ärmsten Städte unverhältnismäßig große Summen zum Unterhalt des Stadtverwaltungspersonals vergeuden, und daß die hiesige Stadtwirtschaft überhaupt am wenigsten die wichtigsten Interessen und Bedürfnisse der Einwohnerschaft wahrnimmt. Es machen nämlich aus:

In Tobolsk $1/8$ des Budgets die Verwaltungs- und $1/29$ die Schul-Ausgaben; in Kolywanj $1/6$ des Budgets die Stadtverwaltungs- und $1/30$ die Schul-Ausgaben; in Kainsk $1/3$ des Budgets die Stadtverwaltungs- und $1/4$ die Schul-Ausgaben; in Bijsk $1/3$ des Budgets die Stadtverwaltungs- und $1/7$ die Schul-Ausgaben; in Barnaul $1/3$ des Budgets die Stadtverwaltungs- und $1/7$ die Schul-Ausgaben; in Marjinsk $1/5$ des Budgets die Stadtverwaltungs- und $1/12$ die Schul-Ausgaben.

Das sind, wie gesagt, die Folgen der Stadtwirtschaft, an deren Spitze die sibirische Bourgeoisie steht. Man könnte uns entgegnen, daß vielleicht die Stadtmittel eine Besserung dieser Zustände nicht erlauben. Aber abgesehen davon, daß die Förderung der geistigen Entwickelung der Bevölkerung am wenigsten von den Charaktereigenschaften der jetzigen sibirischen Bourgeoisie zu erwarten wäre, glauben wir, daß es sich hier nicht um die Geldmittel handelt, denn wir sehen, daß mehrere Städte (Kurgan, Tobolsk u. a.) „Stadtgemeinde-Banken" zu gründen vermochten, daß ferner in mehreren Orten ein Ueberschuß an Einnahmen vorhanhanden ist (s. o.) oder vorhanden sein könnte. Es fragt sich nun, weshalb weder dies überschüssige Geld, noch die Kapitalien,[1] welche zur Gründung der ausschließlich die Handelsinteressen fördernden Banken erforderlich waren, keine andere Verwendung gefunden haben. Endlich könnte im schlimmsten Falle eine Anleihe bei der Reichsbank kontrahiert werden, wozu oft manche Städte ihre Zuflucht nehmen oder genommen haben. Zwar sind die Ausgaben der Städte in der Regel ziemlich mannigfaltig und zahlreich; aus Stadtmitteln müssen Polizei- und Wehramt, Gefängnis, Feuerwehr, Krankenhäuser 2c. unterhalten, Wege und Brücken (im Stadtbezirk) gebaut werden. Aber gerade der verhältnismäßig beschränkten Mittel wegen kann man von der Stadtverwaltung größere Sparsamkeit in den Ausgaben, kurz eine rationellere Wirtschaft verlangen. Aeußerst tadelnswert ist, daß die unbedeutendsten Städtchen eine unverhältnismäßig große Summe, ohne nach § 71 der „Städteverfassung" von 1870 dazu verpflichtet zu sein, für den Unterhalt der Stadtverwaltungs-Behörden vergeuden,[1] und dies ist um so tadelnswerter, als diese Vergeudung einzig und allein von den Stadtabgeordneten selbst ausgeht.

[1] Das Grundkapital einer jeden „Stadtgemeinde-Bank" darf nicht weniger als 10,000 Rubel betragen.

[1] Der Kreisstadt Woskresensk z. B. (Gouvernement Moskau), deren Budget 5473 Rubel beträgt, kostet, kraft Anweisung des Stadtrates selbst, der Unterhalt des Stadthauptes, seiner Kanzlei 2c. allein 2733 Rubel. (!) 1877 kostete den 677 russischen Städten, deren Gesamteinnahmen sich auf 34,600,000 Rubel beliefen, der Unterhalt der Verwaltungsbehörden allein 5,300,000 Rubel.

Notizen.

* Tiefen der Schweizerseen. Wir haben schon im vorigen Jahre eine Notiz über diesen Gegenstand gebracht. Herr J. Hörnlimann in Bern hat vor Kurzem im dortigen Ingenieurverein einen Vortrag über dieses Thema gehalten und denselben als Broschüre herausgegeben. Er beschreibt darin die Apparate, die Methoden, das Verfahren und die Ergebnisse der neuesten Peilungen, welche das Schweizerische topographische Departement in einigen dieser Seen hat vornehmen lassen. Unter den gewonnenen Resultaten sind folgende zu erwähnen: Bodensee, größte Tiefe 838 Fuß zwischen Friedrichshafen und Uttwegli; Genfersee, oberer Teil, zwischen Revaz, St. Gingolph und Villeneuve 842 Fuß, etwas weniger als eine e. Meile südlich von Revaz; die größte Tiefe ist in der Mitte zwischen Ouchy und Evian, 1017 Fuß, Vierwaldstättersee, größte Tiefe 700 Fuß zwischen Gersau und Rütenen; Zugersee, größte Tiefe 650 Fuß, zwischen Walchwyl und und Immensee; Sempachersee, größte Tiefe 286 Fuß, zwischen Eich und Nottwyl; Baldeggersee, größte Tiefe 216 Fuß, zwischen Rettschwil und Gölpi.

* Die Provinz Santa Fé in der Argentinischen Republik. Diese Provinz war im Jahre 1869 in Beziehung auf ihre Bevölkerung noch die neunte im ganzen Staatenbund, und nimmt heutzutage die fünfte Stelle nach den Provinzen Buenos-Ayres, Cordoba, Entre Rios und Corrientes ein. Die Volkszählung von 1887 ergab in runder Summe eine Gesamtzahl von 216,000 Einwohnern, gegen 187,000 im Jahre 1882. Vor dreißig Jahren (1857) belief sich die gesamte Bevölkerung nur auf 41,260 Köpfe.

* Die britische Schutzherrschaft in Westafrika. Infolge amtlicher Kundgebung sind im Einklang mit den in den jüngsten paar Monaten abgeschlossenen Verträgen die Küstenstriche zwischen dem britischen Schutzgebiet Lagos und dem rechten Ufer des Rio del Rey an seiner Mündung, sowie das im Nigerbecken liegende Gebiet der Royal Niger Company unter britische Schutzherrschaft gestellt worden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 12. Stuttgart, 19. März **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Eine Nacht auf dem Gipfel des höchsten Berges in Victoria (Australien).

Von R. v. Lendenfeld.

„Put more stones on!" rief ich den anderen zu, als wir uns bemühten, das Zelt auf der Spitze des Mount Bogong, 1879 m. hoch, sturmfest zu machen. Wir waren schon am Vormittag auf dem Gipfel angelangt und hatten Tags über fleißig gearbeitet. Da mir daran lag, weitere meteorologische Beobachtungen zu machen, so beschlossen wir, auf der höchsten Spitze zu kampieren. Tags über war es schön gewesen und spät am Nachmittag merkten wir erst, daß uns eine böse Nacht auf dem Gipfel bevorstehen würde. Wir hätten nicht mehr Zeit gehabt, vor der einbrechenden Dunkelheit einen tieferen und geschützteren Lagerplatz zu erreichen, und es blieb daher nichts übrig, als unsere Behausung am Gipfel möglichst fest zu machen.

Die Australischen Alpen bestehen aus einer Reihe von annähernd parallelen Kämmen, welche von Süd nach Nord verlaufen und nach Südosten hin konvexe Bogen bilden, welche der Ostküste parallel laufen.

Im Jahre 1885 hatte ich den Zentralstock der Australischen Alpen besucht und bei dieser Gelegenheit den höchsten Punkt Australiens aufgefunden und erstiegen. Es ist dies eine domförmig abgerundete, 2341 m. hohe Kuppe, welche sich von dem ausgedehnten Plateau des Koscziusco-Massivs erhebt. In dem ausgedehnten Panorama jenes Gipfels fiel mir besonders eine schlanke, etwa 80 Km. südwestlich von uns stehende Spitze auf, welche sehr anziehend aussah. Nach vielen Bemühungen war es mir gelungen, eine Expedition nach diesem Berge, dem Mount Bogong, welcher die höchste Erhebung der Kolonie Victoria bildet und an Höhe nur von den Gipfeln der Koscziusco-Gruppe übertroffen wird, zu Stande zu bringen.

Mein Freund James Stirling und ich waren in Mitta-Mitta, einem entlegenen Alpendorfe, am 3. Jan. 1886 zusammengetroffen und hatten von dort aus in drei Tagen den Mount Bogong erreicht.

Unser Weg durch das gänzlich unbekannte und sehr gebirgige, schluchtenreiche Terrain, welches sich östlich vom Mount Bogong aus ausbreitet und das Mitta-Mitta-Thal vom Bogong trennt, war infolge der fast unburchdringlichen Dichtigkeit des subalpinen Urwaldes sehr schwierig, und nur der Ausdauer unserer Leute und Pferde, welche während 30 Stunden nur einmal gewässert werden konnten, war es zu danken, daß wir dieses Krummholz durchbrechen konnten. Zwei Tage hatten wir mit den Aexten im Urwald gearbeitet, dessen Charakter am besten dadurch illustriert wird, daß wir elf Bäume umschlagen mußten, um für unser Zelt Raum zu schaffen.

Wir hatten endlich am 6. Januar den aus Eucalyptus pauciflora var. alpina gebildeten Krummholzgürtel durchbrochen und waren dann ohne Schwierigkeit über die baumfreie Alpenmatte zum Gipfel emporgeritten.

Der Mount Bogong steht in einem der großen südnördlich streichenden Kämme. Vom Gipfel an nimmt die Kammhöhe nach Norden hin sehr rasch ab, und auch im Süden wird unser Berg durch eine tiefe Einsenkung von dem weitausgebreiteten Plateau geschieden, welches den südlichen Teil der Bogong-Kette bildet.

Der Bogong selber setzt nach allen Seiten hin ziemlich steil ab, und besonders erscheint der nördliche Hang durch schöne felsige Abstürze geziert. Der Mount Bogong besteht aus einem mehrere Kilometer langen, von West

nach Ost streichenden Gipfelgrat, von welchem sich drei Kuppen erheben. Die mittlere ist die höchste. Auf dieser steht eine große Steinpyramide, an welche wir unser Zelt befestigten.

Infolge der isolierten Lage unseres Berges ist die Aussicht von demselben besonders ausgedehnt und abwechslungsreich. Sie ist jedenfalls die schönste in Australien und übertrifft jene der höheren Gipfel der Kosciusco-Gruppe bedeutend an Schönheit und Interesse.

Im Nordwesten breitet sich die große Ebene des Murray-Flusses aus, welche, weithin sichtbar, in dem Duft aufgeht, der auf dem Flachlande lagert. Nach rechts hin steigen von der Ebene Hügelreihen auf, welche nach Osten an Höhe zunehmen und in dem großen Kosciusco-Massiv kulminieren. Von diesem ragten die mir so wohl bekannten Gipfel, der scharfe Müller's Peak und der abgerundete Mount Townsend, auf. Vor meinen Reisen galt der erstere als der höchste Punkt und wurde auf den Karten mit dem vom Grafen Strzelezky der ganzen von ihm entdeckten Gruppe erteilten Namen Mount Kosciusco belegt.

Da dieser Gipfel jedoch weder von Strzelezky erstiegen noch von ihm speziell als Mount Kosciusco bezeichnet wurde und überdies nicht der höchste Punkt des Massivs ist, so nannte ich ihn im Einvernehmen mit einigen der Anwohner nach meinem Freunde Baron Müller in Melbourne Müller's Peak. Die runde Kuppe, der von mir entdeckte höchste Punkt Australiens, wurde dann von mir im Einvernehmen mit der Kolonialregierung von Neu-Südwales nach einem Regierungsvermesser, welcher zuerst die Alpen zu vermessen bestrebt war, Mount Townsend benannt.

Das Kosciusco-Massiv erstreckt sich, die bedeutende Höhe von nahezu 2000 m. beibehaltend, weit nach Süden und bricht dann plötzlich ab. Von hier an erscheint der Hauptkamm der Australischen Alpen, deren höchste Erhebung die Kosciusco-Gruppe bildet, viel unregelmäßiger.

Der größere Teil des Gebirges besteht aus sehr alten Formationen: Granit, Gneiß bis Silur. Hier im Südosten vom Mount Bogong steht eine Reihe von kühnen felsigen Spitzen, welche ganz anders aussehen, als die zahmeren Formen der aus jenen Gesteinen bestehenden Berge. Dieser felsige Gebirgszug sind die Cobberas. Sie bestehen aus devonischem Kalkstein.

Im Süden fesselt besonders das große, durch steile Hänge scharf begrenzte, durchschnittlich 1500 m. hohe und etwa 1200 Q.-Km. große Plateau der Bogong-High-Plains, aus welchem sich mehrere Gipfel von nahezu 2000 m. erheben, das Auge.

Dieses Plateau verdankt einem vorhistorischen Vulkan seine Entstehung. Der von demselben ergossene Basalt breitete sich weithin aus und widerstand infolge seiner großen Härte der abschwemmenden Wirkung des Wassers, so daß das von der Basaltdecke geschützte Plateau stehen blieb, während ringsum das Terrain abgeschwemmt wurde.

Von diesem Plateau erheben sich mehrere Gipfel, von denen besonders der schlanke Mount Feathertop mit seinen auch im Sommer schneeerfüllten Schluchten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Im Osten fällt unter den parallelen Kämmen, welche von der Hauptwasserscheide nach Norden ziehen und, allmählich an Höhe abnehmend, schließlich in die große Murray-Ebene hinabtauchen, besonders der zackige Grat der Buffalo-Kette auf.

Ich verwendete den größten Teil des Tages, um das Panorama zu photographieren, während Stirling botanisierte und den geologischen Bau unseres Berges genauer untersuchte.

Wir waren tagüber vom besten Wetter begünstigt gewesen, es war Vormittags warm und völlig windstill. An zahlreichen Orten brannte der Urwald, welcher den größten Teil des umgebenden Berglandes bekleidet.

Durch längere Zeit hatte in diesem Teile Australiens bedeutende Dürre geherrscht und es entzündet sich unter solchen Umständen an vielen Orten der Urwald. Einige dieser Feuer sind wohl auf die Unachtsamkeit europäischer Reisender oder Eingeborener zurückzuführen, andere entstehen spontan. Ob die Fäulnis zusammengehäufter Blätter oder etwa der Kontakt organischer Substanzen mit an vielen Stellen zu Tage tretendem Schwefelkies zur Entzündung führt, ist zweifelhaft, sicher ist es jedoch, daß sehr häufig Feuer spontan entsteht.

Die Rauchsäulen, welche von diesen Waldbränden aufsteigen, waren am Vormittag ganz senkrecht und breiteten sich oben Pinien-artig aus. Es herrschte also damals kein Wind im Gesichtskreis des Mount Bogong. Mittags fühlten wir auf der Spitze leichten Nordwind, der bald unregelmäßig wurde. Die immer heftigeren Windstöße waren von völliger Windstille unterbrochen. Gleichzeitig machte sich Wind auch in den tieferen Regionen fühlbar. Die Rauchsäulen wurden von der senkrechten Richtung abgelenkt, und es war bemerkenswert, daß der Wind in der Tiefe sehr unregelmäßig wehte; die Rauchsäulen wurden nach allen Richtungen der Windrose getrieben.

Nachmittags bildeten sich niedrige Wolken, die, kaum höher als unsere Spitze, von Nord nach Süd flogen. Von vielen derselben fiel Regen herab, derselbe erreichte jedoch nirgends den Boden des Tieflandes, sondern löste sich in einer Höhe von etwa 1400 m. wieder auf. Einzelne Wolken streiften unsern Gipfel und gossen leichte Schauer über uns aus.

Die Heftigkeit des Windes nahm gegen Abend zu. Die Sonne sank mit braunrotem Lichte und verschwand in dem Dunst, welcher auf der Murray-Ebene lagerte, noch ehe sie den Horizont erreichte.

Gleichzeitig bemerkten wir, daß dichte, weiße Nebelballen durch die südlichen Thäler langsam zu uns heraufkrochen. Die Erhebungen des Plateau's ragten über das sich immer weiter ausbreitende Nebelmeer, welches bis zu einer Höhe von 1600 m. reichte, empor.

Als wir dies beobachteten, erkannten wir, daß das Wetter wahrscheinlich schon während der Nacht sehr böse werden würde, und wir verwendeten unsere ganze Kunst darauf, unser Zelt möglichst widerstandsfähig zu machen.

Wir bauten eine Schutzmauer an der Nordseite und beschwerten das Zelt ringsum mit großen Felsstücken. Gleichwohl erwarteten wir, daß der kommende Sturm dasselbe zerreißen und über unsere Köpfe davontragen möchte. Wir richteten uns so ein, daß ein solches Ereignis uns wenigstens nicht unvorbereitet erreichen konnte.

Es war noch immer sehr warm, viel wärmer als es in Anbetracht der bedeutenden Höhe unseres Standpunktes zu erwarten gewesen wäre.

Als wir besorgt nach den von allen Seiten heranziehenden Wolken ausblickten und beobachteten, wie die höheren, von Norden kommenden Wolken sich über den ganzen Himmel ausbreiteten und gleichzeitig der weiße, von Süden kommende Nebel sich immer mehr in den Thälern ausbreitete, wurden wir durch ein eigentümliches Rauschen und Summen in der Luft überrascht.

Ein ungeheurer Schwarm von Insekten flog über unsern Berg mit großer Raschheit dahin. Es gelang bald, einige dieser Insekten zu fangen, und wir fanden, daß sie Nachtschmetterlinge von grauer Farbe und 5 cm. Flügelspannung waren. Wir erkannten in ihnen die zu den Sphingiden gehörige Bogong-Motte, welcher unser Berg seinen Namen verdankt. Die Raupen dieser Schmetterlinge leben in dem Erdreich der Alpenmatten und nähren sich von den Wurzeln der alpinen Gräser und Blumen, die dort üppig gedeihen. Diese Raupen leben mehrere Jahre ehe sie sich einpuppen und werden ungemein groß und feist. Sie treten ungeheuer massenhaft auf. Die Eingeborenen waren gewohnt — es gibt jetzt in dieser Gegend fast gar keine Eingeborenen mehr — zur Sommerszeit auf die Alpenmatten hinaufzuziehen und dort mehrere Monate zuzubringen. Während dieser Zeit übten die Männer den edlen Müssiggang, während die Weiber eifrig nach den Raupen der Bogong-Motte gruben. Diese wurden geröstet verzehrt und bildeten die vorzügliche oder einzige Nahrung der Eingeborenen während ihres Aufenthaltes in den Bergen.

Diese gerösteten Raupen scheinen sehr nahrhaft gewesen zu sein, da die Eingeborenen bei dieser Kost sehr fett wurden und im Herbste wohlgenährt von ihrem Alpenaufenthalte ins Tiefland zurückkehrten. Andere Horden von Australnegern lauerten ihnen hier auf, bekämpften sie und verzehrten, wenn es ihnen gelang, ihre wohlgenährten Brüder zu besiegen, deren Leichen mit demselben Genuß, mit dem jene ursprünglich die Raupen gegessen hatten, während die jüngeren Weiber eine willkommene Zugabe zu ihren Familien bildeten. Diese Raupen wurden von den Australnegern Bogong genannt und sie übertrugen diese Bezeichnung hernach auf das Gebirge, wo diese Raupen besonders häufig sind. Die europäischen Kolonisten acceptierten diesen Namen.

Der Mottenschwarm wurde immer dichter und erschien bald wie ein Schneegestöber. Alle Motten flogen in derselben Richtung von West nach Ost mit einer Geschwindigkeit von etwa 9 Km. in der Stunde.

So lange als wir sehen konnten, nahm der Schwarm nicht ab und noch um 10 Uhr Abends, als wir im Zelte lagen, hörten wir das Rauschen der Flügel ungezählter Millionen von Motten, die an uns vorüberfuhren.

Woher sie kamen und wohin sie flogen, wußten wir nicht, aber es hatte den Anschein, daß sie sich auf einer weiten Reise befanden.

Häufig fuhren wir auf vom Schlafe, wenn ein besonders heftiger Windstoß an unser Leinwanddach prallte. Bei einer solchen Gelegenheit stürzte mein Vetter, der mich als Assistent begleitete, hinaus und rief in Verzweiflung, daß die große Steinpyramide vom Sturme fortgerissen worden sei. Die Idee, daß der Steinmann, an dem unser Zelt befestigt war, fortgeführt worden sei, während das Zelt selber stehen blieb, war zu köstlich, und unser Gelächter wurde noch erhöht, als wir von draußen die tröstlichen Worte vernahmen: O Lord, there it stands!

Mein Vetter war zum hinteren Ende des Zeltes hinausgestürzt, und da stand freilich kein Steinmann!

Obwohl sich ähnliche Episoden mehrmals wiederholten, so widerstand doch unser Zelt dem Sturme bis am Morgen, und als das erste Dämmerlicht graute, standen Zelt und Steinmann noch am alten Fleck.

Wir sahen, daß der Himmel von einer kontinuierlichen, bis zu einer Höhe von etwa 2800 m. herabreichenden Wolkenmasse bedeckt war, während die südlichen Thäler von weißen Nebelmassen bis zu einer Höhe von etwa 1700 m. erfüllt erschienen. Die dazwischen liegende 1000 m. dicke Luftschicht war völlig wolkenfrei und alle Gipfel, welche eine genügende Höhe besaßen, waren in dieser Zone sichtbar.

Die Sonne gieng über dem Kosciusco-Massiv mit blaßgelbem Lichte auf und verschwand nach wenigen Minuten hinter der oberen Wolkenschicht auf Nimmerwiedersehen.

Wir beeilten uns, das Lager abzubrechen. Die sieben Pferde, welche auf dem Plateau geweidet hatten, wurden eingefangen, die Instrumente aufgepackt und das Frühstück bereitet.

Da unser Standpunkt hoch über der Waldgrenze liegt, so hatten wir natürlich kein Holz. Es wächst jedoch hier ein kriechender Halbstrauch zwischen den alpinen Kräutern, die Kunzia Mülleri, eine Myrtacee, deren kriechende Stämmchen willkommenes Feuermaterial lieferten.

Während unserer Vorbereitungen schlug der Nordwind plötzlich in Südwind um. Es wurde gleich sehr kalt und wir hatten kaum Zeit, uns in unsere Mäntel zu hüllen, als ein Schneegestöber auf unserem Gipfel losbrach.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Wir verließen die exponierte Spitze und ritten nach Norden hinab.

Hundert Meter unter dem Gipfel war es windstill und warm. Wir tauchten in den Wald und langten wohlbehalten im Thale an.

Russische Fischereien.

In den arktischen Regionen wiegt der Fisch so sehr über alle anderen Arten von Nahrungsmitteln vor, daß die alten Schriftsteller oft die Bewohner jener Gegenden unter dem Namen der Ichthyophagen oder Fischfresser zusammengefaßt haben, und es hat sogar Naturforscher gegeben, welche diesen Gedanken so weit ausgesponnen haben, daß sie vermeintlich imstande waren, einen fischartigen Typus der Physiognomie zu erkennen. Viele Leute unter jenen hochnordischen Völkerschaften kosten im Verlaufe ihres Lebens wahrscheinlich niemals irgend eine andere Art von Nahrung, und da der eigentümliche Reichtum der Fischkost an Fett dieselbe ihren Anforderungen an einen leicht verdaulichen Wärme-Erzeuger ganz besonders entsprechend macht, so ist es gut, daß die Natur die Gewässer jener Zone so verschwenderisch bevölkert hat. Die einzelnen Mitglieder der Klasse der Fische sind dort so zahlreich, daß man füglich sagen kann, sie seien Myriadenweise vorhanden, und bilden so einen überraschenden Kontrast zu den Landtieren, welche verhältnismäßig selten sind. Dieser Ueberfluß an Fischen rührt von der gleichartigen Temperatur des Wassers im Vergleich mit derjenigen des Landes her. Die Algen des Meers gedeihen noch üppig unter Breiten, wo Landpflanzen von irgend einer Bedeutung eine Unmöglichkeit sein würden, und hiedurch sind die allerersten Erfordernisse einer großen Tierbevölkerung gegeben. Wäre eine solche Menge von Tangen nicht vorhanden, so kann man wohl sagen, daß die arktischen Regionen beinahe unbewohnt sein würden; allein dank dem daraus sich ergebenden Ueberfluß an Fischen breiten sich die Eskimos und Samojeden bis innerhalb zehn Grade vom Pole aus.

In einem kalten Lande wie Rußland, von welchem drei Vierteile nur eine mittlere Jahrestemperatur von 4° C. und von welchem beinahe die Hälfte nur eine mittlere Jahrestemperatur von —5° C. hat, müssen Millionen Menschen für einen großen Teil ihrer jährlichen Nahrung nur vom Meere, von den Seen und Flüssen abhängen, genießen außer Fischen wohl kaum eine tierische Kost. Für sie ist der Fang von Lachsen, Hechten, Alsen, Häringen, Kabeljauen, Schellfischen und Dorschen ebenso gut eine Ernte, als die Ernte der Felder in begünstigteren Regionen. St. Petersburg ist in Wirklichkeit die Metropole der Fischmahlzeiten; nirgends kann der Fisch in so vielen verschiedenen Gestalten auf die Tafel gebracht werden und nirgends sind so viele Leckerbissen von Fischen zu beschaffen: Fisch gebacken, gebraten, gesotten, gedämpft und in Ragoutform, Fischsalat, Fischpasteten, gepökelter Fisch, eingemachter und marinierter Fisch, frischer, gesalzener, getrockener, geräucherter und gefrorener Fisch ꝛc., und wer dann den ganzen Katalog der meisten europäischen Fische durchkostet hat, der mag wieder mit den verschiedenen Fischsuppen und Zubereitungen von Fischrogen von vorn anfangen.

Der arktische Ozean und das Weiße Meer sind außerordentlich reiche Fischgründe und versorgen den größten Teil des Handels von Archangel. Die Fischfauna dieser Region umfaßt den Lachs, Häring, Kabeljau, Weißling, Leng, Schnäpel (Coregonus oxyrhynchus), Köhler (Merlangus carbonarius), Pollack (Merlangus pollachius) und den Dorsch, der häufig auch getrocknet und als Stockfisch in den Handel gebracht wird. Die Ostsee ist nicht so reich und liefert keine anderen Gadus-Arten als den Dorsch.

Allein insbesondere an Süßwasserfischen läuft Rußland allen anderen Ländern Europa's den Rang ab. Außer den eigentlichen Süßwasserfischen gibt es dort auch viele, welche nur zu gewissen Jahreszeiten die Flüsse hinansteigen, wie den Lachs, den Stör, die Aale u. dgl. Jeder Fluß wird abteilungsweise an Unternehmer verpachtet, welche oft große Kapitalisten sind, während andere derartige Pächter gezwungen sind, sich zu den Grundsätzen der Kooporation zu bekennen oder allein zu fischen. Einige Ströme, wie z. B. die Wolga, werden streng als Kronmonopole behandelt; andere sind dem Adel oder den Stadtgemeinden vorbehalten; aber die Erlaubnisscheine zum Fischfang bilden eine der einträglichsten Quellen der russischen Staatseinnahmen.

Die Wolga ist der fischreichste Fluß in ganz Europa und hat eine Länge von 462½ geogr. Meilen. Andere Flüsse sind ebenfalls von bedeutender Länge: die Petschora 253 g. Mln., der Mesen 81 g. Mln., die Dwina 167½ g. Mln., die Onega 68 g. Mln., Dniester 148 g. Mln., Bug 103 g. Mln., Dnjepr 278 Mln., Don 257 Mln., Kuban 96½ Mln. und Ural 284 Mln. Außer diesen Riesen gibt es noch Hunderte, welche mit unserer Mosel, unserem Main, Neckar u. s. w. wetteifern können, und überdem hat Rußland noch Tausende von Seen und stehenden süßen Gewässern, denn ein großer Teil von Rußland gehört zu der baltischen Region der von Gletschern gebildeten Seen. Diese wechseln an Größe von blosen Teichen zu solch ungeheuren Wassermassen wie der Ladoga-See, der einen Flächenraum von 329 Quadratmeilen bedeckt und manches Fürstentum an Umfang übertrifft. Ferner sind an Seen noch zu nennen der Onega 177 geogr. Q.-Mln., Taima 370 Q.-Mln., Peipus incl. Pskow 63 Q.-Mln., der Enare 25 Q.-Mln., Bielosero 18 Q.-Mln., Ilmen 16.7 Q.-Mln. Auch sind die russischen Seen keine riesigen Pferdeteiche, welche man trocken legen könnte, wie die niederländischen Seen, sondern haben, gleich den meisten von Gletschern gebildeten Seen, eine bedeutende Tiefe, der Ladoga-See z. B. soll eine größte Tiefe von 1000 Fuß haben und mehrere andere eine Tiefe bis zu 800 Fuß erreichen.

Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß der Gesamtbetrag der Süßwasser in Rußland, welcher für Fischzucht und Fischfang tauglich, ein ganz ungeheurer ist. Alle diese süßen Gewässer sind überall dicht bevölkert mit Hechten, Lachsen, Lachsforellen, Barschen, Karpfen, Alsen, Brassen rc., während die größeren Ströme auch Störe liefern.

Der Russe wird einigermaßen an fester Ansiedelung verhindert durch die Mühsale seines Klima's, aber noch mehr durch sein altes Nomadenblut, so daß er trotz der ungeheuren Fortschritte, welche die Zivilisation in Europa gemacht, allein noch ein halber Wilder ist. Noch immer zieht er eine halb nomadische Beschäftigung dem seßhaften Ackerbau vor, und die Süßwasser-Fischereien entsprechen daher ganz seinen Anforderungen.

Im Südosten Rußlands liegt der größte Salzwassersee der Welt, der Kaspi-See oder das Kaspische Meer mit einem Flächenraum von 7980 geogr. Q.-Mln., in innigem Zusammenhang mit den Süßwasserfischereien auf der Wolga und dem Ural, denn viele Fische wandern hier wie anderwärts zwischen dem süßen und Salzwasser hin und her. Der große Fischfang dieser Region gilt dem Stör (Acipenser sturio), und seinen Verwandten, dem großen Hausen oder Bjeluga (Acipenser huso), Scherg oder Sewrjuga (Acipenser stellaris), dem Osseter (Acipenser Guldenstadtii), dem Sterlet (Acipenser ruthenus), aber auch dem Lachs, weißen Salm und dem Sichling oder Messerfisch (Pelecus cultratus). Das Störgeschlecht erreicht eine ungeheure Größe, namentlich der Hausen oder Bjeluga, der zuweilen 20 Fuß in der Länge mißt und ein Gewicht von 2500 Pfund erlangen kann, obwohl Exemplare von mehr als tausend Pfund selten sind. Auch der Scherg oder Sewrjuga ist ein Riese, aber die anderen Störarten erreichen selten eine Länge von mehr als sechs Fuß. Die Anzahl dieser alljährlich in Astrachan ausgehauenen Riesenfische ist in manchen Jahren eine ungeheure gewesen: 300,000 gemeine Störe, 100,000 Hausen und Millionen von den anderen Störarten. Kein Wunder daher, daß man über Abnahme in der Ergiebigkeit des Fanges klagt und (wie das überall geschieht, wo Unwissenheit vorwaltet) das Unglück jeder anderen Ursache zuschreibt als der richtigen. Der Muschik (russische Bauer) gibt den Dampfbooten die Schuld und haßt darum schon den Anblick eines Dampfbootes. Allein abgesehen von aller Dampfschiffahrt wird der Stör des Kaspischen Meeres bald eine ebenso seltene Sehenswürdigkeit werden als ein Lachs im Neckar.

Astrachan, der bedeutendste Hafen am Kaspischen Meere, ist eine der wichtigsten Fischfangsstationen in der Welt. Aus dieser Region allein bezieht die russische Regierung an Erlaubnisscheinen zum Fischfang alljährlich in runder Summe ein Einkommen von zwanzig Millionen Mark, und während der Fischfangszeit kommen alljährlich ungefähr zwanzigtausend Fremde, der gesellschaftlichen Stellung nach vom einfachsten Taglöhner bis zum Besitzer riesiger Kapitalien hinauf, hierher, um mit eingesessenen regelmäßigen Einwohnern sich in den Gewinn der Fischindustrien zu teilen.

Die verschiedenen Fischfangsarten werden in Rußland systematisch betrieben, da von diesen Industriezweigen ein so großer Teil des nationalen Lebens und Wohlstandes abhängt. In der Regel beginnt eine Gesellschaft von Kapitalisten damit, eine Fischfangstation, utschjug, zu gründen; infolge davon führen sie einen Damm auf, fangen den Fisch, verfertigen Netze, Harpunen, Fallen und Köder; sie verwandeln den Abgang und Unrat von Köpfen, Knochen, Gräten, Schuppen, Schwimmblasen, Eingeweide und sonstigen Abgang in Leim, Gelatine und Hausenblase; sie spalten, reinigen, salzen und räuchern den Fisch, lassen ihn gefrieren und versenden ihn dann, und zwar meist auf Schlitten, über das ganze Reich hin an ihre Agenten, welche den Detailverkauf der Ware besorgen. Sie betreiben auch die gewinnreicheren Industrien, wie die Verfertigung der feineren Arten von Hausenblase, Fischleim und Gelatine, sowie auch jenes unter dem Namen Kaviar bekannte merkwürdige Fischprodukt, welches zu Shakespeare's Zeit durch die russische Handelsgesellschaft nach England kam und dem großen dramatischen Dichter Anlaß zu dem geflügelten Wort „Kaviar für's Volk“ gab, denn zu seiner Zeit begriffen nur wenige Leute, daß dieses Präparat ein Leckerbissen sein solle, an welchen sich die Liebhaber erst gewöhnen müssen, wie an eingesalzene Oliven. Kaviar ist der eingesalzene Rogen der verschiedenen Störarten, welchem aber gewöhnlich, um das Volumen vermehren zu helfen, auch der Rogen von Lachsen und Hechten beigesetzt wird. Der Rogen wird zuerst gereinigt, dann in Essig gewaschen, eingesalzen und getrocknet, worauf er in Fäßchen eingepackt wird. Die beste Qualität wird sorgfältiger nur aus Rogen von Stören allein bereitet. Das Einsalzen geschieht in langen schmalen Beuteln von Leinwand, welche an einem Strick aufgehängt sind und halb mit Rogen gefüllt werden. Dann wird in jeden Beutel eine sehr starke Kochsalzlösung geschüttet, bis dieselbe überläuft; sobald dann die ganze Salzlake durchgesickert ist, werden die Beutel heruntergenommen und sorgfältig ausgepreßt, um alle überschüssige Flüssigkeit auszutreiben, worauf man den gesalzenen Rogen an der Luft etwas abtrocknen läßt und in Fäßchen verpackt. Die feinste Kaviarart wird nur aus dem Rogen des Sterlets bereitet, soll aber gar nicht in den Handel kommen, sondern nur für die Tafel des Kaisers aufbehalten werden. Die statistischen Aufzeichnungen weisen aus, daß alljährlich im Durchschnitt 3 ½ Millionen Pfund Kaviar nur in Astrachan allein verpackt werden.

Jede irgend bekannte Art des Fischfangs wird in Rußland ausgeübt, von dem Speer und der Harpune bis herunter zur Angel und von dem Schleppnetz bis zur Falle. Da aber der Russe zu Handelszwecken fischt und nicht zum Vergnügen, so würde ein Mann, der eine Angel einem Schleppnetz vorzieht, sicher für einen Narren oder Schwach-

kopf angesehen werden. Ein „geregelter" Fischfang mit Schonzeiten und Vorsichtsmaßregeln würde einem Russen nicht in den Kopf zu bringen sein. Die Fischerei ist die beste Ernte, und der geschickteste und geachtetste Mann ist derjenige, welcher sich des größten Fanges rühmen kann. Die Fischfangszeit ist eine Freudenzeit, denn alsdann weiß jeder, daß er sich einen Vorrat für den Winter einthut oder seinen besten Tagelohn verdient. Zur Fischfangszeit sind daher die Dörfer voll Leben und Lustigkeit, Freudenfeuer werden am Ufer angezündet, um die Kost für die Fischer zuzubereiten, und Karren werden bereit gehalten, um die gewaltigen Fische sogleich nach den Schlächtereien zu bringen, wo Männer und Weiber mit den verschiedenen Behandlungsweisen emsig beschäftigt sind.

Die Dorfbewohner geben nächtlichen Fischfangspartien den Vorzug. Ueber den Schnabel des Boots hinaus hängt ein eiserner Käfig, worin ein Feuer von harzigem Kiefernholz brennt, das einen Lichtkreis ins Wasser hinein wirft. Die Fische kommen nun in Menge in den Lichtkreis hinein und ein im Boot stehender Mann harpuniert sie mit einem dreizackigen Speer. Hie und da saust der Speer hinab, und wenn er wieder heraufgezogen wird, zappelt ein tüchtiger Fisch an seinen mit Widerhaken versehenen Zinken und wird nun mittelst Haken ins Boot hereingezogen, worauf die Männer mit ihrer Beute unmittelbar dem Ufer zu rudern. Es gewährt einen seltsamen geisterhaften Anblick, die ungeheure dunkle Wasserfläche von diesen sich bewegenden Feuern wimmeln und von den feststehenden Feuern des Lagers am Ufer umgeben zu sehen mit den dunklen Kiefernwäldern als Hintergrund, und das Schreien und Anrufen von Boot zu Boot und der laute, lärmende Jubel am Ufer stimmen zu diesem gespenstigen Nachtbild.

Die Kapitalisten, welche eine Fangzeit hindurch fischen, gehen systematischer zu Werk. Sie errichten vor allem einen Utschjug oder Fischdamm. Starke Pfähle von einer Länge, daß sie gerade noch einen Fuß über das Wasser emporragen, werden in das Flußbett eingetrieben, bis sie quer über dasselbe von einem Ufer zum andern reichen. Ein starkes Querholz verbindet den oberen Teil dieser Pfähle miteinander, und an dieses werden breite Streifen von Flechtwerk gehängt, welche den Grund des Flußbettes nicht ganz berühren. Auf diese Vorkehrung und stromaufwärts werden nun eine Anzahl Kammern oder Gemächer von Flechtwerk angebracht, jedes mit einer Klappe oder Fallthüre. Wenn der Fisch gegen die Klappe drückt, so öffnet sie sich, läßt den Fisch in die Kammer herein schwimmen und schließt sich dann wieder. Gelegentlich wird eine derartige Kammer mittelst einer Anzahl Stricke für sich selbst ins Wasser hinuntergelassen; in diesen Gemächern sind nun mehrere Schnüre angebracht und mit hölzernen Schwimmern in solcher Weise in Verbindung gesetzt, daß man durch Beobachtung der Schwimmer leicht sehen kann, wann ein Fang gemacht worden ist. Im Winter wird eine dieser Kammern durch ein Loch im Eise hinabgelassen und dicht dabei eine Hütte für die Wächter errichtet. Bisweilen und besonders zur Winterszeit werden die Schnüre der Schwimmer mit Glöckchen in Verbindung gesetzt, so daß die Wachtmannschaft bei ihrem Feuer am Ufer bleiben kann, bis sie den gefangenen Fisch sein eigenes Sterbeglöckchen läuten hören.

Gelegentlich wird auch ein Kabel ins Wasser versenkt, woran eine gewisse Anzahl Nachtleinen mit Angeln befestigt sind, welche mit einem Fisch namens Obla beködert werden. So oft man die Kammern oder die Angelhaken untersucht, steht ein Mann dabei mit einer starken Harpune, die er mit Wucht dem Fisch durch die Kiemen wirft, sobald er an der Oberfläche erscheint. Ein Strick ist unmittelbar am Eisen der Harpune befestigt und das Boot wird unverweilt ans Land gerudert, wo der Fisch leichter getötet werden kann. Die Auswaider beginnen nun ihr Geschäft damit, daß sie dem Fisch den Kopf abhauen, ihn dann aufschneiden und sorgfältig den Rogen herausnehmen, welcher abgesondert in eine Tonne geworfen und nach den Kaviarwerken abgeschickt wird. Hierauf werden die Schwimmblasen herausgenommen und an einem langen Strick aufgehangen, um in der Sonne zu trocknen. Sodann wird das innere Fett herausgeschabt und weggeschickt, um geklärt und zu einert Art Fischbutter verarbeitet zu werden. Zuletzt wird das Fleisch in passende Stücke zerhauen und je nach Umständen eingesalzen oder geräuchert oder in Eis aufbewahrt, damit man es als frischen Fisch gefroren über ganz Rußland verschicken kann.

Noch vor einigen Jahren wurden die Eingeweide und aller Abgang weggeworfen und den Kormoranen preisgegeben, welche sich in großer Menge einfanden; allein in den bestgeordneten Fischerdörfern hat sich nun die gewerbliche Chemie darangemacht, all diesen Wegwurf in Hausenblase, Gelatine, Leim und Dünger zu verwandeln. Man betrachtet nichts mehr als Wegwurf, welches Wort sogar nun aus dem Wörterbuch des Fischers verbannt ist, seit der Beweis geliefert worden ist, daß gerade durch das Sammeln und Verarbeiten dieser Ueberreste einer der solidesten Gewinne eines Fischfangs erzielt werden kann. C. J.

Für die Anthropometrie.

In den Vereinigten Staaten von Amerika, in England, Schweden, Dänemark und Italien haben zahlreiche Beobachtungen gelehrt, daß Größe, Gewicht, Brust- und Kopfumfang des Menschen zu den wichtigsten und sichersten Kennzeichen nicht blos der körperlichen Entwickelung, sondern auch der körperlichen und geistigen Kraft und Ausdauer des sogen. mittleren Menschen gehören. Die anthropometrischen Eigenschaften dieses mittleren Menschen, der nicht mit dem Durchschnittsmenschen verwechselt werden darf, treten um so deutlicher hervor, je größer die Zahl

der Beobachteten aus den einzelnen Altersklassen ist. Leider fehlt es in Deutschland an solchen Beobachtungen fast noch gänzlich. Und doch dürfte es nicht schwer sein, solche in hinreichender Menge zu beschaffen, sobald Männer, die durch ihren wissenschaftlichen Beruf an genaue Messungen gewöhnt und aufs Innigste damit vertraut sind, ihre wertvolle Hülfe ein kleinwenig in den Dienst der Anthropometrie oder Menschenmeßkunst stellen möchten. Dieserhalb wendet sich der rühmlichst bekannte Statistiker, Dr. E. Engel, an die Bereitwilligkeit der deutschen Ingenieure. Diese haben einen Verein, der zur Zeit fast 6000 Mitglieder zählt. Er meint mit Recht, daß, wenn jedes dieser Mitglieder die Güte hätte, in eine ihm zugestellte Zählkarte die es selbst und seine Familie betreffenden Maße und Gewichte einzutragen, mit einem Schlage und mit verhältnismäßig geringer Mühe ein ebenso reiches, wie durch seine Zuverlässigkeit schätzbares Material für deutsche Untersuchungen gewonnen wäre. Mit Recht geht Herr Dr. E. Engel noch einen Schritt weiter.

Die in den obenerwähnten anderen Ländern gemachten Messungen und Wägungen erstrecken sich keineswegs blos auf Personen gleicher sozialer Stellung, sondern auch auf Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts aus Familien sehr verschiedener Vermögenslagen. Dabei hat sich ergeben, daß der mittlere Mensch aus den günstigeren Vermögenslagen durchweg erheblich größer, breiter, schwerer und muskelstärker ist, als der aus minder günstigen Vermögenslagen. Für Deutschland ist dies aus Mangel an Material noch nicht festgestellt.

Auch dieser Mangel könnte am besten durch die deutschen Ingenieure beseitigt werden, deren Mehrzahl als Arbeitgeber oder Vorgesetzte einer größeren Anzahl von Arbeitern thätig sind. Würden auch nur ein Teil dieser Arbeiter und ihre Familien den gleichen Messungen und Wägungen unterzogen und würde über jede solche Arbeiterfamilie ebenfalls eine Zählkarte ausgefüllt, so wäre damit ebenfalls eine neue Reihe kostbaren Vergleichsmaterials gewonnen.

Indem wir den Wunsch aussprechen, daß Herrn Dr. Engel aus dem Kreise deutscher Ingenieure möglichst zahlreiches Material zugehen möge, möchten wir auch weitere Kreise für die Anthropometrie interessieren und unsere Leser ersuchen, sich ebenfalls um Uebersendung von Zählkarten an Herrn Dr. Engel zu wenden.

Im übrigen dürfte es interessieren, die Grundsätze kennen zu lernen, nach denen Herr Dr. Engel diese Messungen vorgenommen wissen möchte.

Aus den Personalien des zu Messenden muß vor allem das Geschlecht hervorgehen. Personen mit Sinnesmängeln und Gebrechliche sind von der Messung und Wägung auszuschließen. Ueber jede Person ist das von ihr an ihrem letzten Geburtstag erreichte Alter in vollen Jahren anzugeben. Die Länge ist von allen Personen, die stehen können, in stehender Position zu messen. Da die Länge des Menschen Morgens größer als am Abend ist, so ist es wünschenswert, daß die Messung gegen Mittag vor dem Essen erfolge. Kinder unter einem Jahre werden meist liegend gemessen werden müssen. Der größte Kopfumfang liegt in der Gegend der Augenbrauen. Wünschenswert ist, ihn durch einige wiederholte Messungen, wobei die Stärke des Haupthaares zu berücksichtigen ist, festzustellen. Der Brustumfang ist nur bei männlichen Personen in aufrechter Stellung derselben auf dem nackten Körper über die Brustwarzen und so zu messen, daß das möglichst horizontal umgelegte Bandmaß überall auf dem Körper aufliegt, ohne die Brust zu drücken. Der zu Messende hat während der Messung die Arme lose herabzuhängen und langsam und laut bis zu 50 zu zählen, wodurch eine Ueberfüllung der Brust mit Luft und infolge dessen falsche Messungen vermieden werden. Auch diese Messung geschieht am besten Mittags vor dem Essen. Obgleich nur das Gewicht eines unbekleideten Menschen von wirklichem wissenschaftlichem Werte ist, so ist es doch selten ausführbar, die Wägung unbekleideter Personen vorzunehmen. Die zu Wägenden sind daher in einfacher Kleidung, aber ohne Stiefel oder Schuhe und ohne Kopfbedeckung zu wägen. Das mitgetragene Kleidergewicht ist nachträglich zu ermitteln und in eine besondere Spalte der Zählkarte einzutragen. Noch mehr als die Länge schwankt das Gewicht des Körpers im Laufe des Tages. Damit die Wägungsergebnisse vergleichbar seien, ist es daher notwendig, die Wägungen des Mittags vor dem Essen vorzunehmen. In der Rubrik „Bemerkungen“ sind etwaige besondere, für die Beurteilung der Messungen und Wägungen erhebliche Umstände anzudeuten, wie z. B. Rekonvalescent, blutarm, guter Turner, Schwimmer u. s. w.

Da es sich, wie bemerkt, um ein wissenschaftlich hochbedeutsames Unternehmen handelt, so möchten wir dasselbe den weitesten Kreisen hierdurch zur Würdigung und freundlichen Mitarbeit wärmstens empfohlen haben.

Dr. W. Beumer.

Das Amur-Land.

Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde zu Halle am 18. März 1887 von O. Genest.

(Fortsetzung.)

Die so von Rußland in Besitz genommenen Länder am Amur umfassen etwa die Hälfte des ganzen Stromgebietes, während die andere Hälfte noch zu China gehört und aus der Mandschurei besteht. Daß jedoch auch dieses Land, sowie das angrenzende Korea mit seiner zwei Meere beherrschenden Lage dem Schicksal einer russischen Annexion entgegengeht, kann nur dem zweifelhaft sein, der die expansive Politik unseres östlichen Nachbars in Asien nicht kennt oder sich künstlich die Augen verschließt für die

Erkenntnis, daß Rußland erst dann am Ziele seines Strebens jenseit des Uralgebirges angelangt ist, wenn es auf der einen Seite mit Benutzung der afghanischen Straßen die englische Macht in Indien gebrochen und dadurch am Indischen Ozean festen Fuß gefaßt, auf der anderen Seite aber den Weg nach Peking derartig in seine Gewalt gebracht, daß es auch dem Reiche der Mitte in allen Dingen seinen Willen aufzwingen kann. Denn erst wann dieser Zeitpunkt eingetreten ist, befindet sich Rußland im Besitz eines so ausgedehnten und namentlich eines in allen Jahreszeiten gleichmäßig zugänglichen ozeanischen Küstengebietes, daß es wirksam in den größeren Völkerverkehr eingreifen kann. Vorderhand allerdings ist Rußland den Chinesen gegenüber scheinbar mit den friedlichsten Gedanken erfüllt; ja, selbst auf ein Zurückweichen aus dem schon annektierten Ili-Gebiete hat sich das Zarenreich eingelassen; aber wer die Geschichte der russischen Machterweiterung in Asien einigermaßen kennt, der weiß, daß man im geeigneten Augenblick von russischer Seite schon den Konflikt konstruieren wird, der ein Vorrücken vom Amur in die chinesische Mandschurei nötig macht.

Und vom rein geographischen Standpunkte aus könnte man die Besetzung dieses Landes und Korea's von russischer Seite nur mit Freuden begrüßen, denn erst dann wird voraussichtlich der Wissenschaft eine eingehende Erforschung dieser Gebiete ermöglicht werden, während Korea bisher noch sehr wenig bekannt ist und unsere Erfahrungen in Bezug auf die chinesische Mandschurei ebenfalls fast noch auf demselben Standpunkte stehen, auf welchen sie durch die Reisen und Berichte französischer, im Dienste der chinesischen Regierung stehender Jesuiten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erhoben worden sind. Denn wenn auch Männer wie der Amerikaner Pumpelly und unser großer Landsmann, der Freiherr v. Richthofen, ihre Forschungen auch auf dieses Land ausgedehnt haben, so würden dieselben doch viel erfolgreicher haben gestaltet werden können, wenn sie von einer starken Regierung unterstützt worden wären, wie das auf russischem Gebiete stets zu geschehen pflegt.

Und so ist denn auch im Amur-Gebiete nach gutem Gebrauch der politischen Besitzergreifung durch die Russen die wissenschaftliche Erforschung des Landes auf dem Fuße gefolgt, ja zum Teil gieng sie sogar neben ihr her. Die Namen von Männern, wie Radde, Schrenck, Maximowitsch, Marock, Schwarz, Wenjukoff u. a. sind auf immer mit der Entdeckungsgeschichte des Amur-Landes verknüpft; was sie unter vielen Entbehrungen in jenen Gegenden geleistet haben, kann sich den bedeutendsten Errungenschaften geographischer Forschung in anderen Erdräumen würdig an die Seite stellen, und wir dürfen besonders darauf stolz sein, daß es, wenn auch in russischem Auftrage, in hervorragendem Maße deutsche Männer gewesen sind, welche von diesem so lange unbekannt gebliebenen Gebiete den Schleier gelüftet und in den Ruhmeskranz deutschen Forschergeistes ein neues Blatt geflochten haben. Aber die Begeisterung für die Erforschung des gewaltigen Stromes und seiner Umlande ist verhältnismäßig schnell erkaltet, weil die Aufmerksamkeit der Russen bald mehr auf Turkestan gerichtet wurde; schon seit der Mitte der sechziger Jahre fließt der vorher so reiche Strom von Nachrichten spärlicher, und in neuerer Zeit haben nur wenige bedeutendere Reisen im Amur-Gebiet stattgefunden. Unter diesen ist die von dem Kapitän Jakobsen im Auftrage des Berliner Museums für Völkerkunde 1884 und 1885 unternommene besonders für die Ethnographie wichtig; ihre Ergebnisse auf diesem Gebiete werden jetzt in dieser Zeitschrift veröffentlicht.

Unter den gewaltigen Strömen, welche von den Rändern des mächtigen zentralasiatischen Hochlandes nach Norden, Osten und Süden abfließen, nimmt der Amur eine der hervorragendsten Stellen ein. Denn wenn er auch bei einer Länge von 4500 Km. — d. h. ungefähr dem Abstande zwischen Bayonne am Biscayischen Meerbusen und der Straße von Waigatsch im äußersten Nordosten Rußlands — der unsere größten deutschen Ströme, Rhein und Elbe, nur mit 1250, bezw. 1160 gegenüberstehen, hinter dem Jenissei und dem Jang-tse-kiang, um etwa 700 Km. zurückbleibt, so überragt er doch beide nicht unbeträchtlich in der Ausdehnung seines Flußgebietes, welches ungefähr $2^1/_2$ Mill. Qu.-Km. — d. h. ungefähr $4^1/_2$ mal soviel als das Areal des Deutschen Reiches — beträgt und in Asien nur von dem Ob, dem gewaltigsten Tieflandstrome des Kontinents, übertroffen, von der Lena annähernd erreicht wird. Dieses mächtige Stromgebiet breitet sich über 30 Längen- und 14 Breitengrade aus, denn der Ursprung des Amur liegt unter 110°, seine Mündung unter 140° ö. Gr., während seine südlichen und nördlichen Nebenflüsse bis zu dem 42.° und 56.° n. Br. hinaufreichen. So liegen denn die südlichsten Teile des Amur-Gebietes in mittelländischer, die nördlichsten in südskandinavischer Breite, während die Polhöhe des Stromes selbst im wesentlichen der des mittleren und nördlichen Deutschland entspricht.

Drei Quellflüsse sind es, welche durch ihre Vereinigung den Amur-Strom bilden. An den südwestlichen Abhängen des langgestreckten Jablonowoi-Gebirges, dort wo dasselbe unweit des bekannten chinesisch-mongolischen Handelsplatzes Urga in das wüste Hochland der Gobi ausläuft, entspringen nahe beieinander der Kerlun, der Onon und die Ingoda, von denen der erstgenannte in einem großen, nordwestlich geöffneten Bogen nach Nordosten strömt, während die beiden letzteren sich oberhalb der bekannten Bergstadt Nertschinsk zu einem Flusse vereinigen, welcher nun den Namen Schilka führt. Noch durch fünf Längengrade setzen dann Schilka und Kerlun, welcher letztere ungefähr vom 50. Breitenkreise an Argun genannt wird, ihren Lauf getrennt voneinander fort, bis sie durch ihre Vereinigung bei dem Posten Ust-Strjelka dem herrlichsten Strome von russisch Asien das Leben geben.

Schon hier besitzt derselbe eine Breite von mehr als 600 Meter und eine nicht unbeträchtliche Tiefe, da schon seinem nördlichen Quellflusse zahlreiche Gewässer vom Jablonowoi-Gebirge zuströmen, unter welchen die Nertscha, der Fluß von Nertschinsk, das größte und wichtigste ist.

Unterhalb der Vereinigung seiner Quellflüsse strömt der Amur zunächst noch etwa 220 Km. nach Osten bis Albasin, um sich dann nach Südosten zu wenden und in dieser Richtung fünf Breitengrade zu durchziehen. Auf dieser Strecke erfolgt der Durchbruch durch zwei bedeutende Gebirgszüge, das Chingan- und das Bureja-Gebirge, welche sich mit ihren fast nordsüdlich gerichteten Kämmen den Fluten des Stromes in den Weg stellen. Nach der Ueberwindung dieses Hindernisses verändert der Strom bald seine Richtung, indem er durch das an der Küste des Japanischen Meeres hinziehende Gebirge Sichota-Alin nach Nordosten gedrängt wird. Diesen Lauf behält er bis zum 53.0 n. Br. bei, dann aber macht er, nur noch eine kurze Strecke vom Meere entfernt, noch einmal eine fast rechtwinklige Wendung und ergießt sich dann in den großen Golf, welchen man mit dem Namen des Amur-Limans zu bezeichnen pflegt.

Während dieses eben beschriebenen Laufes, in dem die beiden mächtigen Bogen, welche der Strom, durch das Chingan- und das Bureja-Gebirge gezwungen, nach Norden und Süden hin beschreibt, besonders deutlich ins Auge fallen, empfängt er eine beträchtliche Anzahl von Nebenflüssen, unter denen auf der linken Seite die Seja, die Bureja, der Gorin und der Amgun die wichtigsten sind, während sich unter den rechtsseitigen Sungari und Ussuri durch Größe und Wasserreichtum auszeichnen. Alle diese Flüsse führen dem Hauptstrom so beträchtliche Wassermengen zu, daß derselbe schon nach der Aufnahme der Seja (50° n., 127½° ö. Gr.) in einer Breite von 1600 m. dahinströmt und nach dem Durchbruche durch die Gebirge sich trotz seiner Tiefe seeartig verbreitert und eine Menge von Inseln zwischen seinen zahlreichen Armen einschließt, die an vielen Stellen ein förmliches Labyrinth bilden. Freilich ist der Wassergehalt des Amur nicht immer ein gleichmäßiger, denn weder seine Quellen, noch die seiner Nebenflüsse liegen in vergletscherten Gebirgen; ja hin und wieder ist infolge anhaltender Trockenheit im Gebiete des Flusses ein derartiger Wassermangel eingetreten, daß die Schifffahrt nur mit Mühe und Gefahren hat bewerkstelligt werden können; im allgemeinen aber darf man nach den bisherigen Erfahrungen doch behaupten, daß der Amur in Beziehung auf die Tiefe seines Fahrwassers dem Verkehr kaum jemals Hindernisse in den Weg legt.

Verdient er so schon wegen seiner Breite und seines Wassergehaltes eine ausgezeichnete Wasserstraße genannt zu werden, so wächst sein Wert als solche noch bedeutend durch sein geringes Gefälle, das nur dort beträchtlicher ist, wo sich der Strom in engen Schluchten durch die oben genannten Gebirge hindurchdrängt. Doch ist auch hier die Bergfahrt für größere Fahrzeuge, besonders für Dampfer, mit keinen allzu großen Schwierigkeiten verbunden. Ust-Strjelka, an der Vereinigung der Schilka und des Argun, hat nur noch eine Meereshöhe von 370 m., während seine Entfernung vom Großen Ozean noch reichlich 2900 Km. beträgt, so daß also der eigentliche Amur auf den Kilometer nur 0.13 m. fällt, d. h. nur 5 cm. mehr, als die von allen europäischen Strömen in dieser Beziehung wohl am günstigsten gestellte Wolga. Bei dem Zusammenwirken der angegebenen günstigen Umstände ist es denn auch nicht zu verwundern, daß sich auf dem Amur sogleich nach seiner Besitznahme durch die Russen ein lebhafter Dampferverkehr entwickelte, der nach sibirischen Angaben zur Zeit durch ungefähr 60 Schiffe vermittelt wird und von der Mündung aufwärts bis nach Tschita an der Ingoda, hart am südöstlichen Abhange des Jablonowoi-Gebirges, in 532 m. Meereshöhe reicht.

Aus dem Angegebenen erhellt, daß der Amur eine natürliche Verkehrsstraße zwischen dem Großen Ozean und dem Innern Asiens bildet, wie dieselbe nicht besser gedacht werden kann. Und diese Bedeutung des Stromes erscheint noch in einem ganz anderen Lichte, wenn wir seinen Lauf und seine Lage durch einen Blick auf die Karte mit den übrigen sibirischen Flüssen von ähnlicher Größe vergleichen. Der Amur ist der einzige größere Strom des russischen Asiens, der sich in das offene Weltmeer ergießt, während Ob, Jenissei und Lena als Tributäre des nördlichen Eismeeres zwar für den Verkehr im Innern des Landes ihren unbestreitbaren Wert besitzen, für den größeren Handelsverkehr mit Europa und Amerika aber bisher noch fast ganz ohne Bedeutung geblieben sind und auch wahrscheinlich trotz der Anstrengungen des kühnen Forschers Nordenskjöld und einiger unternehmender und opferfreudiger russischer Großhändler in Zukunft bleiben werden. Wenn dagegen erst eine dichtere Bevölkerung die pacifischen Gestade des der Amur-Mündung gegenüber liegenden britischen Nordamerika besetzt und der interozeanische Panamá-Kanal den Weg von Europa nach Asiens Ostküste um Tausende von Kilometern verkürzt haben wird, so steht zweifellos dem Amur, als der Eingangsstraße für den dann auch lebhafter werdenden Handel im nordpacifischen Ozean in das Innere Asiens, eine große Zukunft bevor. Und dazu kommt ein Zweites. Nicht der Hauptstrom allein eröffnet eine solche Straße in das Herz von Asien hinein, sondern auch die Nebenflüsse werden zur Erschließung der von ihnen durchströmten Landstrecken nicht wenig beitragen, wenn man nur erst angefangen haben wird, sie nach dieser Richtung hin in der rechten Weise auszunutzen.

Um dieses Verhältnis anschaulich zu machen, sei hier nur folgendes bemerkt. Wie schon oben angedeutet, können Reisende und Warentransporte durch Dampfschiffe bis Tschita an der Ingoda aufwärts befördert werden. Hier müssen sie die Wasserstraße verlassen, um das Jablonowoi-

Gebirge zu überschreiten, dessen Paßhöhe hier so unbedeutend ist, daß man nur noch 600 m. zu steigen braucht, um sie zu überwinden, so daß also die gesamte Erhebung über den Meeresspiegel noch über 200 m. unter dem Brenner zurückbleibt. Auf der Südwestseite des Gebirges zieht dann die Straße im Thale des Uda-Flusses bis an die Selenga und den Baikal-See, den man entweder überfahren oder an seinem Südende umgehen muß, um den Mittelpunkt von Sibirien, Irkutsk, zu erreichen. So ist also der Amur die direkteste Verbindung zwischen der Hauptstadt Sibiriens und dem Weltmeer und hat insofern nicht nur in kommerzieller, sondern auch in politischer und strategischer Beziehung eine große Bedeutung. Ferner führt der südliche Quellfluß des Amur, der Kerlun, direkt auf Urga, den Mittelpunkt des Karawanenverkehrs in der nördlichen Mongolei, und von dort zu dem noch immer so wenig bekannten und von Süden, Westen und Norden her so schwer zu erreichenden Tarim-Becken oder Ostturkestan, sowie zu dem Völkerthore der Dsungarei, durch welches man sowohl das russische Turkestan, als auch das Gebiet des schiffbaren Irtysch betritt. Weiterhin eröffnet die Seja einen Weg vom mittleren Amur in die von der Küste des Ochotskischen Meeres sonst nur mit größter Schwierigkeit zu erreichenden Umlande der Lena in der Gegend von Jakutsk, indem sie mit ihren Nebenflüssen über das Jablonowoi- und Stanowoi-Gebirge in das Thal des Aldan hinüberführt — eine Straße, welche erst dann recht wichtig werden wird, wenn man am Amur so viel Getreide zu produzieren oder doch mit Benutzung desselben vom Ozean her herbeizuführen imstande sein wird, daß man Jakutsk und seine Umgebung damit versorgen kann. Andererseits bildet wieder der Sungari, der mächtigste aller Amur-Zuflüsse, mit seinen Tributären eine bis an die Grenzen der Halbinsel Korea und des eigentlichen China hin schiffbare Wasserstraße durch die reiche und ziemlich dicht bevölkerte Mandschurei, aber er gewährt auch den Weg, auf welchem Rußland einst nach Peking und zur Herrschaft an der Küste des nordchinesischen Meeres vordringen wird. Endlich aber bahnt der Ussuri, der zweite bedeutendere rechte Nebenfluß des Amur, den Weg zu der freilich ziemlich buchtenreichen, aber von dem Hinterlande durch das mauerartig aufsteigende Gebirge Sichota-Alin abgeschlossenen Küste des Japanischen Meeres, und zwar gerade zu demjenigen Punkte derselben, wo sich die herrliche Bai Peters des Großen öffnet, in deren Hintergrunde eine so tiefe Senke das Gebirge durchschneidet, daß man nur 180 m. zu steigen braucht, um den Kamm zu überschreiten und an den Chanka-See zu gelangen, aus dem der Nebenfluß des Ussuri, Sungatscha, schiffbar hervorströmt.

Den eben besprochenen Verhältnissen verdanken auch die bedeutendsten russischen Ansiedelungen im Amur-Gebiet ihre Entstehung und Bedeutung. So ist die Existenz und Entwickelung von Tschita dem Umstande zuzuschreiben, daß hier die große Hauptverkehrsader des Landes, der sogen. Trakt, welche in westöstlicher Richtung fast alle bedeutenderen Punkte des südlichen Sibiriens berührt, in das Amur-Thal einmündet, dem sie dann weiterhin folgt. So beruht ferner das schnelle Aufblühen der Stadt Blagowjéschtschensk darauf, daß es einerseits durch seine Lage an der Seja-Mündung der Stapelplatz für den gesamten Handel aus und nach dem Gebiete dieses Flusses ist, und daß andererseits hier die Straße, welche, vom Golfe von Petschili aus in nördlicher Richtung dem Sungari und seinem größten linken Nebenflusse, dem Nonni, folgend die chinesische Mandschurei durchschneidet, den Amur trifft. Wie wichtig deshalb gerade diese Stelle für den Handelsverkehr von jeher gewesen ist, erhellt daraus, daß in dem sonst nur sehr schwach bewohnten Lande eine kurze Strecke unterhalb Blagowjéschtschensk auf dem rechten Amur-Ufer eine bedeutende chinesische Stadt, nämlich Aigun, liegt, welche vor der Gründung der benachbarten russischen Niederlassung den gesamten Handel dieser Gegend vermittelte. Weiterhin finden wir auch an der Mündung des Ussuri in den Amur eine russische Ansiedelung, Chabarowka, welche zwar vorderhand noch besonders Verwaltungszwecken dient, aber doch auch durch den Handel mit dem südlich von ihr gelegenen Gebiete in fröhlichem Aufblühen begriffen ist. Auch die Anlage von Mariinsk (53° n., 140° ö. v. Gr.) ist lediglich dadurch begründet, daß gerade an dieser Stelle der Amur am nächsten an den Tataren-Sund herantritt und zugleich ein See zu einer Senkung im Küstengebirge führt, welche für die bis hierher auf dem Strome transportierten Waren den Landtransport nach dem Seehafen Alexandrowsk ermöglicht, der darum doppelt erwünscht ist, weil die Ausfahrt aus der Amur-Mündung durch die Barre des Stromes sehr erschwert wird und das Fahrwasser in dem schmalen und flachen Tataren-Sund so viele Schwierigkeiten bietet, daß es von den Seeleuten gern gemieden wird.

Daher kommt es denn auch, daß die Stadt Nikolájewsk, welche der Sitz der Verwaltungsbehörden für die beiden Distrikte des Amur-Landes und der Küstenprovinz ist, sich nicht so entwickelt hat, wie man früher erwartete, und wohl bald von Blagowjéschtschensk überholt werden wird, wie das schon von Seiten des unvergleichlich günstiger gelegenen Wladiwostók an der Bai Peters des Großen geschehen ist. Welche Bedeutung der letztgenannte Ort als südliches Eingangsthor in das Amur-Gebiet besitzt, darauf ist schon oben hingewiesen; es erscheint mir jedoch nicht überflüssig, auch noch den Umstand zu erwähnen, daß Wladiwostók etwa in der Mitte der kontinentalen Küste des Japanischen Meeres liegt und die Wege aller der Seefahrer, welche in dieses Binnenmeer durch die Korea-Straße von Süden, durch die La-Pérouse-Straße von Norden und endlich durch den Kanal von Hakodadi zwischen den Inseln Jeso und Nipon von Osten her einlaufen, sich hier vereinigen müssen. Dadurch wird dieser Hafen ohne Zweifel einst zum Handelsmittelpunkt des

ganzen Japanischen Meeres und zum Hauptstapelplatz des Amur-Gebietes werden, wenn erst eine gute Verbindung desselben mit seinem Hinterlande geschaffen sein wird, der ja, wie oben bemerkt, nur sehr geringe Schwierigkeiten im Wege stehen.

Doch nicht allein die Wichtigkeit des Amur für den Verkehr zwischen dem Innern Sibiriens und dem Stillen Ozean war es gewesen, welche die Russen nach seinem Besitze lüstern gemacht hatte, sondern auch die Meinung, durch die Eroberung seines Stromgebietes einen Zuwachs an Land gewinnen zu können, das an Kulturfähigkeit und Reichtum an Erzeugnissen der verschiedensten Art das übrige Sibirien weit überträfe. Allein schon die ersten Expeditionen in das Amur-Land haben dargethan, daß diese Hoffnung eine irrige war, und je eingehender man das Gebiet kennen gelernt hat, desto mehr sind die sanguinischen Erwartungen geschwunden, welche man in Rußland noch vor 30 Jahren auf dasselbe allgemein setzte. Freilich zeichnen sich ja die Ufer des Amur, besonders in denjenigen Gegenden, wo der Strom das Chingan- und Bureja-Gebirge durchbricht, durch wunderbare Schönheit aus, so daß ihn der weitgereiste Engländer Henry Lansdell, der ihn vor einigen Jahren besuchte, als den landschaftlich reizvollsten aller Flüsse erklärt, die er je befahren habe; aber eine Gegend vermag bekanntlich nur dann aus ihrer Schönheit Kapital zu schlagen, wenn sie dem großen Verkehr zivilisierter, ästhetisch interessierter und vor allen Dingen wohlhabender Völker nahe gerückt ist. In jenen weit entlegenen Gegenden aber kommt vielmehr alles darauf an, ob das Klima günstig ist, der Erdboden wichtige mineralische Schätze in seinem Schooße birgt, die Tierwelt dem Menschen in der einen oder anderen Beziehung nützliche Arten aufzuweisen hat, der Ackerbau die auf ihn verwandte Arbeit lohnt und die Mittel gewährt zu einer derartigen Verdichtung der Bevölkerung, daß auf Grund derselben sich eine höhere Kultur und ein lohnender Handel mit dem Auslande entwickeln kann, kurz ob die Produktionsfähigkeit des Landes hinreicht, um die aus der Verwaltung desselben erwachsenden Kosten nicht nur zu decken, sondern auch noch einen mehr oder weniger hohen Reingewinn abzuwerfen.

Leider müssen diese Fragen, soweit unsere jetzige Kenntnis des Amur-Gebietes reicht, zum Teil mit Nein beantwortet werden. Zunächst sind die klimatischen Verhältnisse nichts weniger als günstig; daß am oberen und mittleren Amur ein durchaus kontinentales Klima herrscht, wie in dem Innern Asiens überhaupt, und daher die Mitteltemperaturen der wärmsten und kältesten Monate stark differieren, kann weiter nicht Wunder nehmen. So finden wir in Nertschinsk, welches ungefähr in gleicher Breite liegt wie Halle ($51\frac{1}{2}^0$) und eine sechsmal größere Seehöhe besitzt, ein Januarmittel von -29.4, ein Julimittel von $+18.3^0$ C., also eine Differenz der höchsten und niedrigsten Mitteltemperaturen von rund 48^0, während die entsprechenden Verhältnisse von Halle in den Zahlen -0.2 und $+18.7^0$ C. Ausdruck finden, der Unterschied beider also ziemlich 30^0 weniger beträgt. Diese große Temperaturschwankung zwischen Winter und Sommer spiegelt sich auch in der mittleren Jahrestemperatur von Nertschinsk, welche -3.7^0 C. zeigt gegen $+8.9$ in Halle. Nicht viel günstiger steht es mit Blagowjéschtschensk, dessen mittlere Jahrestemperatur nach den bisherigen, allerdings ja nur kurzen Beobachtungen auf -1.2^0 C. angegeben wird und das andererseits Schwankungen von -27^0 im Januarmittel bis zu $+21^0$ im Julimittel aufweist. Dabei ist aber wohl zu bedenken, daß die angegebenen Temperaturen nur die Mittel von ganzen Monaten bedeuten, daß aber an einzelnen Tagen des Winters und Sommers das Thermometer noch beträchtlich unter und über die genannten Werte fällt und steigt. Trotzdem ist die nach unseren Begriffen ungeheure Winterkälte, welche in diesen Gebieten herrscht, verhältnismäßig leicht zu ertragen, weil die Luft außerordentlich ruhig und niederschlagsarm ist, so daß es beispielsweise in Nertschinsk bisweilen mehrere Jahre hinter einander nicht zu einer praktikablen Schlittenbahn kommt, und die Pferde der in der Umgebung der Stadt nomadisierenden Mongolenstämme imstande sind, sich ihr Futter mit Leichtigkeit unter der dünnen Schneedecke hervorzuscharren. Dagegen ist der Sommer verhältnismäßig reich an Niederschlägen, wenn er auch dem unsrigen in dieser Beziehung noch nicht entfernt gleichkommt. Der Gang der Jahrestemperatur ist der, daß der April in seiner Mitteltemperatur noch unter dem Nullpunkt bleibt, im Mai jedoch die Wärme unter oft noch starken Schwankungen schnell zunimmt und sich bis gegen Ende September hält, wo sich die ersten Fröste wieder zeigen, die im Oktober derartig zur Regel werden und sich verstärken, daß das Temperaturmittel dieses Monats schon wieder fast zwei Grad unter den Nullpunkt sinkt.

Je näher man nun, den Amur abwärts gehend, seinem großen südlichen Bogen kommt, desto mehr bessern sich die klimatischen Verhältnisse, obgleich auch hier das Klima immer ein im wesentlichen kontinentales bleibt; verhängnisvoll aber ist es, daß das Mündungsgebiet des Stromes nicht diejenigen Vorzüge genießt, welche sonst die Nähe großer Meeresbecken in klimatischer Hinsicht zu gewähren pflegt. Denn auch in Nikolajewsk herrscht eine außerordentlich starke Winterkälte, welcher eine ziemlich hohe Sommerwärme gegenübersteht; die Mitteltemperatur des Januars beträgt nämlich -23^0, die des Juli $+16^0$, die des Jahres aber -2.5^0 C. gegenüber 7.5^0 bei dem in gleicher Breite, aber im Innern einer größeren Landmasse gelegenen Bromberg. Ferner weist der April in Nikolajewsk einen beträchtlich tieferen Thermometerstand auf als in Blagowjéschtschensk und Nertschinsk, und fragen wir nach der Ursache dieser scheinbar abnormen Winter- und Frühlingstemperaturen, so ist dieselbe für die erstere in den vorherrschenden, über die weitgedehnten, kalten Flächen

Sibiriens hinwehenden Westwinden, für die letztere in der Nähe des durch seine gewaltigen Eismassen wie ein Kältereservoir wirkenden Ochotskischen Meeres zu suchen. Allerdings ist der Niederschlagsreichtum an der Küste größer als im Innern des Amur-Gebietes und nimmt erst allmählich bis zum Ostabhange des Bureja-Gebirges hin ab; aber auch dieser Vorzug ist mit großen Nachteilen verknüpft. Denn im Winter erscheinen die Niederschläge fast nur in der Form der sogen. Purga oder Schneestürme aus Ost und Südost, welche nicht nur im freien Felde jeden Verkehr unmöglich machen, sondern sogar zwischen den einzelnen Häusern von Nikolajewsk häufig genug jede Kommunikation unterbrechen. Die gewaltigen Schneemassen aber, welche diese Stürme oft in Meterhöhe und mehr auf das Land schütten, schmelzen dann durch die schnelle und beträchtliche Temperatursteigerung im Mai und Juni meist mit solcher Eile, daß fast in jedem Jahre Ueberschwemmungen entstehen, welche bisweilen das Niveau des Stromes in wenigen Stunden um 10 m. erhöhen und in den flachen Uferlandschaften furchtbare Verwüstungen anrichten. Aehnlich den Temperaturverhältnissen am unteren Amur sind auch die am Ussuri, an der Küste des Japanischen Meeres, sowie in der chinesischen Mandschurei, so daß ich auf eine nähere Betrachtung dieser Gebiete in klimatologischer Beziehung verzichten kann.

Auf die Frage, welche Bedeutung die geschilderten klimatologischen Eigentümlichkeiten für das Amur-Land haben, will ich an dieser Stelle zunächst nur eine Antwort geben. Die früh eintretende und lange andauernde Winterkälte wirkt auf die Schifffahrt außerordentlich hemmend ein. Der obere Amur nämlich wird schon mit dem Ende des Oktober wegen des starken Treibeises für größere und kleinere Fahrzeuge unbrauchbar und in den ersten Tagen des November ist er vollständig zugefroren. Ungefähr dasselbe Verhältnis finden wir im Mittellauf des Stromes, der ebenfalls von Ende Oktober bis Mitte April, also fast sechs Monate hindurch, dem Verkehr entzogen ist; aber am ungünstigsten ist auch hier das Mündungsgebiet gestellt; denn der unterste Teil des Stromlaufes von seiner letzten Biegung unterhalb Mariinsk an, sowie der Liman, in welchen der Amur mündet, sind schon Mitte Oktober mit einer dicken Eisdecke überzogen, so daß bis Ende November, wo das Eis auch oberhalb zum Stehen kommt und als Verbindungsstraße dienen kann, jede Kommunikation mit dem Hinterlande aufhört, während der Verkehr mit dem Ozean sogar bis zur Mitte des Mai, d. h. volle sieben Monate, stockt, da sich erst in dieser Zeit der Liman wieder öffnet. Günstiger sind die Häfen am Japanischen Meere gestellt, besonders Wladiwostók, welches nur etwa vier Monate hindurch dem Verkehr verschlossen ist und auch durch diesen Vorzug an Wichtigkeit für den Handel Nikolajewsk weit überragt. (Schluß folgt.)

Erlebnisse eines englischen Ingenieurs am Kongo.

So viel wir Deutsche auch vom Kongo-Freistaat und dem großen Strome hören, welchem jener seinen Namen verdankt, und so viele Deutsche auch im Dienste der Wissenschaft und jenes Staates schon ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt haben, so wenig bekannt sind doch dessen Zustände unter dem großen Publikum in ganz Europa. Es dürften daher einige Einzelheiten über denselben hier nicht ganz überflüssig und unwillkommen sein. Ehe Stanley nachgewiesen hatte, daß es der Lualaba sei, was Livingstone für den Oberlauf des Nil gehalten hatte, war der Kongo nur ein Name für Leute, welche nicht mit dem Elfenbein- oder Palmölhandel zu thun hatten. Und selbst jetzt, seit unter den Auspizien des Königs Leopold von Belgien diese große Wasserstraße in das Herz von Afrika eröffnet worden ist, herrschen noch so undeutliche und oberflächliche Ideen über diesen Gegenstand, daß ein sogenannter gebildeter Herr dem Brüsseler Bureau des unabhängigen Kongostaates seine Dienste anbot, ohne zu wissen, wo der Kongo liegt, und daß derselbe gern wieder nach Hause gereist wäre, als er bei seiner Ankunft in Boma fand, daß er am Oberlauf des Stromes angestellt war und noch einen Marsch von 235 e. Mln. zurückzulegen habe, ehe er seinen Wirkungskreis erreiche.

Der Kongo also — wenn wir Livingstone's Luapula als den Hauptstrom ansehen und nicht lieber den Lualaba oder Kamolondo (von welchem Livingstone gehört, den er aber nicht gesehen und dem er den Namen Young's Fluß gegeben hatte), welcher nach Capello und Ivens seine Quelle in Katango unter dem 8.° hat — entspringt unter dem Namen Tschambesi in den Tschibalé-Bergen im Lande Mambwé südlich vom Tanganyika-See. Er fließt in den Bangweolo-See (welcher durch die letzten Wanderungen des großen Reisenden berühmt geworden ist), verläßt denselben wieder an dessen südwestlicher Ecke als der Luapula und strömt nördlich bis er den Moëro-See erreicht; man nimmt an, er richte dann seinen Lauf nordwestlich bis zum Lanji-See, wo er sich mit dem von Südwesten kommenden Lualaba vereinige; aber diese Region ist noch unerforscht. Hierauf ist er — nach der seltsamen afrikanischen Sitte, auf den Hauptstrom den Namen jedes Nebenflusses zu übertragen, welcher sich in ihn mündet — als Lualaba bekannt und dieser Name oder derjenige des Livingstone-Flusses wird gewöhnlich auf seinen ganzen Oberlauf angewendet, da die Veränderungen in der Namengebung der Eingeborenen viel zu zahlreich und seltsam sind, um ihnen folgen zu können.

Der Lualaba fließt vom Lanji-See aus beiläufig in einer nordwestlichen Richtung an der arabischen Niederlassung Nyangwé vorüber gerade nach Norden, dem Aequator zu, wo er sich über die sieben Felsenleisten der Stanley-Falls ergießt. Hier stand auf einer Insel am

Fuße des untersten Katarakts die Station (Stanley-Falls) des Kongo-Freistaates, welche im September 1886 von den Arabern angegriffen wurde, wie wir im weiteren Verlaufe schildern werden.[1] Nördlich vom Aequator beschreibt der Kongo eine große Krümmung nach Westen und passiert die Linie noch einmal unter 18° ö. L. von Gr. Für etwa eine Meile nordwestlich von den Stanley-Fällen strömt der Fluß zwischen hohen Ufern hin, tritt dann aber in eine weite Ebene ein, welche eine Ausdehnung von 500 e. Mln. hat, und die Breite seines Bettes wechselt nun zwischen 2 ½ und 5 e. Mln. Der Strom aber ist so voll Inseln, daß man nur an drei oder vier Punkten eine ununterbrochene Aussicht von einem Ufer zum andern hat. Die irreführende Behauptung (und die Nichterwähnung der Inseln), daß beide Ufer nur selten gleichzeitig sichtbar seien, hat zu irrtümlichen und übertriebenen Ideen von der Größe des Flusses Veranlassung gegeben. Diese große Ebene ist zum größten Teile mit dichter tropischer Dschungel bedeckt, worin die seltensten und wertvollsten Formen des Pflanzenlebens vorkommen. Baumfarne und vielerlei Spielarten von noch unbeschriebenen Orchideen sind ganz gewöhnlich, ebenso der wilde Kaffeestrauch, verschiedene Bäume und Schlingpflanzen, welche Kautschuk geben, Mahagoni- und andere Bäume mit prächtigem Nutzholz. Zu Iboko, auf dem nördlichen Ufer (unter 2° n. Br. und 19° ö. L. von Gr.), ist die Station Bangala (welche ihren Namen von dem Stamme hat, der Iboko und das umgebende Gelände bewohnt), nun der fernste Vorposten des Freistaates, seit die Station an den Stanley-Fällen verlassen worden ist. Am Aequator ist eine andere Station, Equateurville, und ebenso eine, welche der Livingstone'schen Binnenland-Mission gehört; und zu Lukolela, ungefähr 100 e. Mln. weiter abwärts, haben die Baptisten-Missionare sich niedergelassen. Etwa 150 Meilen unterhalb Lukolela steigen die ebenen Ufer zu Hügeln an und der Strom wird schmäler, sein Volumen aber durch die Einmündung des Lawson-Flusses und des mächtigen Kwa oder Kassai, welcher beinahe so groß ist wie der Hauptstrom, bedeutend vermehrt. In der Nähe der Mündung des Kassai liegen zwei römisch-katholische Missionstationen, die eine von der Société d'Alger, die andere von der Société du St.-Esprit gegründet. Von hier bis zum Stanley-Pool erinnert die Scenerie einigermaßen an die Landschaften des Rheins zwischen Mainz und Bonn, obwohl in größerem Maßstabe und ohne die wesentlichen Züge der Weinberge und Burgruinen. Die Weinberge können jedoch mit Zeit und Weile auch hier kommen, denn man hat am Kassai wilde Weinstöcke entdeckt, aber für meinen Geschmack ziehe ich den Kongo Allem vor, was der Rhein aufweisen kann. Die mit Wald oder auch mit hohem Gras bedeckten Hügel schwellen zu einer Höhe an, daß man sie beinahe Berge nennen kann, und engen zugleich das Strombett so ein, daß es im Kimpoka-Kanal so eng wird, daß die Strömung eine furchtbare Gewalt bekommt und das Wasser wie aus der Schütze eines Mühlkanals hindurch schießt. Plötzlich treten dann aber die Höhenzüge zu beiden Seiten zurück, bilden rechts und links einen Bogen und umschließen die unter dem Namen des Stanley-Pool bekannte schöne Wasserfläche mit der grünen Insel Bamu in der Mitte. Die Aussicht wird zur Rechten begrenzt durch die Dover-Klippen, und weit zur Linken durch einen fernen Bergzug. Dicht bei der Einfahrt in den Pool, auf dem linken oder südlichen Ufer, liegt Kimpoko, wo neuerdings eine Methodisten-Mission ihr Quartier aufgeschlagen hat, und am andern Ende, gerade an dem Punkt, wo der Strom aus dem Pool austritt, ist Kinchassa mit den Stationen des Freistaates und der Baptisten-Missionsgesellschaft. Kinchassa gegenüber, am nördlichen Ufer, ist der französische Hafen Brazzaville.[1]

Hat man die Kalina-Spitze umfahren, so biegt man in die Ntamo-Stromschnellen ein und bekommt die blaue Flagge des unabhängigen Kongo-Freistaates zu Gesicht, welche vom Gipfel des Mount Leopold weht, an dessen Abhang auf halber Höhe Leopoldville steht — oder vielmehr stand, wie ich bei meiner Ankunft sah, denn die Stationsgebäude sind nun nach Kinchassa versetzt worden. Der Hügelhang war terrassiert und mit Bananen und Ananas bepflanzt, und eine Allee derselben führte bis zum ehemaligen sogen. Hafen herab, welcher nun aber in Wirklichkeit die Schiffswerfte und der Reparaturhof ist, mit drei Lehmhütten zu Magazinen und Werkstätten. Die Platform auf dem Gipfel des Hügels beherrscht an einem hellen Tage eine der schönsten Aussichten am Kongo.

Auf 230 e. Mln. weit unterhalb des Stanley-Pool ist der Strom als Verkehrsstraße unbrauchbar und der Karawanenweg führt dem südlichen Ufer entlang von Leopoldville bis Matadi (den „Felsen") am Fuße der Stromschnellen. Der ursprünglich von Stanley erbaute Weg (als seine Ingenieur-Arbeiten ihm, wie bekannt, den Titel „Bula-Matadi", Felsenbrecher, erwarben) lag auf dem nördlichen Ufer, ist aber aufgegeben worden, da der Boden hier rauher ist als auf der anderen Seite. Es ist jedoch die Rede davon, daß derselbe wieder aufgenommen werden soll, weil das Land auf der Südseite nun von Banden von Marodeuren, meist Ausreißern aus dem Dienste des

[1] Diese Station soll nun wieder hergestellt werden, und zwar mit Hamed Ben Mohammed als Gouverneur. Die Notizen, woraus wir das Vorstehende entnehmen, wurden wahrscheinlich geschrieben, ehe die Expedition zur Befreiung Emin Pascha's England verlassen hatte, jedenfalls bevor irgend eine Nachricht davon an den oberen Kongo gelangt war.

[1] Wer Stanley's Werk „Der Kongo und die Gründung des Freistaates" gelesen hat, wird sich erinnern, wie Herr v. Brazza auf die Kunde, daß der amerikanische Forschungsreisende auf dem Wege nach dem Stanley-Pool sei, herbeieilte und im Namen Frankreichs vom rechten Ufer Besitz ergriff. Die französischen Besitzungen erstrecken sich nun dem Strom entlang von Manyanga bis zu einem Punkt gegenüber von Lukolela und von da bis zur Westküste und schließen die Becken der Flüsse Ogowe und Kwilu ein.

Freistaates, unsicher gemacht, Karawanen häufig angegriffen werden und beinahe keine Träger zu bekommen sind; — in der That scheinen Briefpostfelleisen die einzigen Dinge zu sein, welche Leopoldville sicher erreichen und auch diese sind sehr unregelmäßig.

Dampfschiffe gehen regelmäßig zwischen Matadi und Banana an der Mündung des Stromes (eine Entfernung von 110 e. Mln.) hin und her und passieren verschiedene Missions- und Handelsstationen, worunter die hauptsächlichste Boma am nördlichen Ufer ist, welches man die Hauptstadt des Freistaates nennen könnte, da der General-Administrator hier seinen Sitz hat.

Banana war mir in der That ein willkommener Anblick, als ich daselbst ankam nach einer sechswöchigen Seereise, auf der mein Dampfer „Sao Thomé“ auf Madeira, einigen der Kap-Verdischen Inseln, Bolama (Bissao), Prinzeninsel und St. Thomas angelegt hatte. Zwischen dem Meer und dem Strome stehend, erschienen mir seine weißen Dächer besonders hell und einladend nach den übelriechenden portugiesischen Niederlassungen, die wir besucht hatten. Ich landete in der gewöhnlichen Weise, d. h. ich wurde durch zwei Eingeborene vom Boot aus durch das seichte Wasser getragen. Das Boot gehörte, beiläufig gesagt, der Faktorei des Kongo-Freistaates und die Kruboys, die seine Bemannung bildeten und hübsche Uniformen trugen, ruderten stetig und in gutem Tempo unter dem Gesang eines Liedes, des sog. „Stanley-Song“, welchen sie selbst oder ihre Vorgänger als Taktweisen von Bula-Matadi selbst gelernt hatten, als sie die Dampfer zu Lande zwischen Vivi und Isanghila schleppten.

Ich ward von dem Vertreter des Freistaates empfangen und für die beiden Tage bis zum Antritt meiner Reise in das Innere, welche ich auf einem Dampfer, der mich nach Boma mitnehmen sollte, behaglich untergebracht. Ich verbrachte dieselben mit dem Besuch und der Besichtigung der verschiedenen hier etablierten Handelshäuser. Außer dem Freistaat besitzen hier Faktoreien Engländer, Franzosen, Holländer und Portugiesen. Die älteste gehört der Firma der Herren Daumas, Berand und Comp. in Paris, besteht seit 1855 und gab dem Ort den Namen French Point, unter welchem er zuweilen bekannt ist. Ich war angenehm überrascht von der Thatsache, daß die Lebensweise hier durchaus nicht so schlecht ist, als ich mir gedacht hatte, denn wenn auch die Kost meist aus den in verlötheten Blechbüchsen aus Europa kommenden Speisen besteht, so entdeckte ich doch, daß ein klein wenig Scharfsinn und Findigkeit im Kochen hinreichte, um daraus Gerichte zu bereiten, welche dem zähen Ziegen- und dem immerwährenden Hühnerfleisch weit vorzuziehen waren. Der Dampfer traf am dritten Tag ein und in wenigen Stunden gelangte ich nach Boma, wo ich mich beim General-Administrator meldete und die Weisung erhielt, mich nach Leopoldville zu begeben und dort dem Oberbeamten der Station zur Verfügung zu stellen.

Demzufolge gieng ich am andern Morgen an Bord eines andern Dampfers und erreichte am Abend Matadi, Vivi gegenüber. Obwohl ich in Matadi meinen Marsch nach Leopoldville antreten sollte, mußte ich zuerst nach Vivi hinüber, um mich mit einem Zelt und Lebensmitteln für die Reise versehen zu lassen. Dies konnte ich erst am folgenden Tage thun, ward drei Tage lang von meinen Vorbereitungen in Anspruch genommen und bei meiner Rückkehr nach Matadi noch länger aufgehalten, weil der örtliche Häuptling nicht imstande war, sein Versprechen zu erfüllen und mir die nötigen Träger zu verschaffen.

Station Vivi — die Stadt der Eingeborenen, von welchen sie den Namen führt, wird von Kapitän Tuckey als Banza Bill erwähnt, — ist nun ein Ding der Vergangenheit. Sie liegt an der Ecke eines vorspringenden Hügels, welcher anfangs eine ausnehmend gesunde Lage zu versprechen schien, allein die Erfahrung ergab das schnurgerade Gegenteil; kalte Winde wehen mit außerordentlicher Wucht durch die enge Schlucht des Kongo herab, an deren Eingang der Ort liegt, und kalte Winde sind an diesem Fluß eine ebenso ergiebige Fieberquelle wie Malaria. So hat Matadi die Stelle von Vivi eingenommen, insofern es als Ausgangspunkt für den Karawanenweg nötig war, und die Stationsgebäude sind meist im wesentlichen nach Boma übersiedelt worden.

Zunächst sicherte ich mir meine Vorräte, bestehend aus zwei Kisten voll „chop“ (was hierzulande der technische Ausdruck für alle Arten von Lebensmitteln ist), Kochgeschirren, Zelt, Feldbett und Laterne; dann suchte ich mich aller europäischen Koffer und Mantelsäcke zu entledigen und meine irdische Habe in verschiedene Päcke von je etwa 60 Pfund zu verpacken, denn 65 Pfund ist die gesetzmäßige Last für einen Pagazi; allein es ist besser darunter zu bleiben, und je leichter die Last, desto geringer ist die Chance, daß dieselbe plötzlich weggeworfen wird — was meist an einem unpassenden Ort, z. B. in der Mitte eines Flusses, geschieht. Mir wurden verschiedene Päcke auf diese Weise durchnäßt und verdorben.

Endlich waren meine Leute vollzählig; sieben Träger, zwei eingeborene Soldaten als Bedeckung samt meinem Dolmetscher und Gewehrträger, einem Sansibari, welcher mit Stanley Afrika durchquert hatte. Wir brachen am 10. Juni 1886 um 7 Uhr Morgens auf und damit begannen meine Leiden und Sorgen.

Zwei andere Weiße, ein Schwede und ein Deutscher, brachen zu gleicher Zeit mit ihren betreffenden Trägern auf, allein infolge der Bodenbeschaffenheit wurden wir bald von einander getrennt und hatte jeder für sich selbst zu sorgen. Der sog. Weg war ein etwa dreiviertel Fuß breiter Pfad, auf beiden Seiten begrenzt durch eine dichte Dschungel von schilfähnlichem Grase, welches nirgends niedriger war als meine Schultern und zuweilen eine Höhe von 16 bis 20 Fuß erreichte. Nachdem er Matadi verlassen, führt der Pfad über zwei Hügel, welche mir beinahe senkrecht

erschienen; bald verdiente der Weg nicht einmal mehr den Namen eines Pfades, denn er war nur noch das Bett eines Wildbaches, welches dem Reisenden die angenehme Leibesübung bot, von einem gewaltigen Rollstein auf den andern zu springen. Es erschien mir als ein Wunder, wie es den Trägern gelang, einen Fußhalt zu finden; allein sie schritten aufrecht einher und trugen ihre Lasten mit anscheinender Leichtigkeit auf den Köpfen. Trotzdem überwachte ich sie jedoch scharf, da man mich gewarnt hatte, sie würden sich die Unkenntnis eines mit der Landesart noch nicht vertrauten Mundely (weißen Mannes) zu Nutz zu machen versuchen; und demgemäß dauerte es auch nicht lange, so sah ich einen Träger seine Last abwerfen und einen Anfall von höchst augenfälligem und demonstrativem Fieberschauer zur Schau stellen. Ich hatte zu ihm hinzugehen und mittelst des langen Stockes, welchen hierzulande jeder Weiße trägt und welcher in der That bei jeder Anwendung eine merkwürdige Heilung bewirkte, zur Ordnung zu bringen. Es war das einzige, was ich zur Zeit thun konnte, da ich nicht in der Lage war, den Leuten ihre Bezahlung zurückzubehalten. Hätte ich aber nachgegeben und den Trägern auszuruhen erlaubt, so wären sie an Ort und Stelle geblieben, bis ihre Lebensmittel verzehrt gewesen wären; alsdann wären sie davongelaufen und hätten ihre Lasten und mich in der Wildnis zurückgelassen.

Wir machten am ersten Tage nicht über 10 e. Mln. Ich begieng den Mißgriff, an der Spitze meiner Karawane zu gehen, welche wegen der Beschaffenheit des Pfades im Gänsemarsch aufziehen mußte, und so hatte ich ab und zu vielleicht eine halbe englische Meile oder mehr zurückzugehen, um irgendwo im Nachtrab einen Krankheitsanfall zu kurieren. Bis ich die Livingstone'sche Binnenland-Mission in Palaballa zu Gesicht bekam, war es fünf Uhr Nachmittags und ich von Hitze und Durst so erschöpft, daß ich den Soldaten die Aufgabe überließ, die Nachzügler herbeizuschaffen, und mich sogleich nach dem Hause begab, wo ich herzlich willkommen geheißen ward. Um 6 Uhr 30 Min. waren meine Träger noch nicht eingetroffen, was sehr ärgerlich war, weil sie mein Zelt, Bettzeug und meine Kisten mit Lebensmitteln in Händen hatten. Ich trank Thee bei dem Missionar und seiner Frau, allein sie vermochten mir kein Nachtlager in ihrem Hause anzubieten, und so war ich halb gezwungen, die Gastfreundschaft des schwarzen Potentaten des Bezirks, eines gewissen Nozo, nachzusuchen, welcher eine etwas sorglicher und bequemer als die meisten Wohnungen in dieser Gegend eingerichtete Hütte zur Aufnahme von weißen Reisenden erbaut hatte. Se. Majestät überreichte mir den Schlüssel und hieß einen seiner Unterthanen mir den Weg mit der Laterne zeigen. Ich fand zwei Betten, aber nur eines derselben mit einem Muskittenvorhang versehen und dieses war schon von einem meiner Gefährten vom Morgen in Beschlag genommen, so daß ich mich eben so gut wie möglich mit dem andern behelfen mußte Am andern Morgen um halb sieben Uhr waren meine Leute je zu zweien oder dreien eingetroffen — sie hatten sich da und dort am Wege zum Schlafe niedergelegt — und ich brach eine Stunde später mit ihnen wieder auf. Durch Erfahrung gewitzigt, ließ ich sie diesmal alle vor mir hergehen, so daß keiner krank werden konnte, ohne daß er mir unmittelbar vor die Füße geriet; ich behielt aber auch meinen Dolmetscher mit meiner Büchse und meinen Revolver dicht bei mir. In meiner Erwartung, irgend etwas zu schießen, ward ich jedoch sehr enttäuscht, da ich mit Ausnahme eines Paares ziemlich großer Vögel und des fernen Anblicks zweier Elefanten (welche anzupürschen ganz vergeblich gewesen wäre, da ich soeben die Feder an meiner Büchse zerbrochen hatte) gar nichts sah, was verlohnt hätte, meine Patronen daran zu verschwenden. Ich erreichte Leopoldville in ungefähr drei Wochen, ohne irgend welche aufregendere Abenteuer als eine Meinungsverschiedenheit mit meinen Trägern (welche schließlich in einer befriedigenden Weise beglichen wurde) beim Uebergang über den Inkissi-Fluß und einen Fieberanfall, der mich vier oder fünf Tage aufhielt.

In Leopoldville erhielt ich den Auftrag, an Bord der A.I.A. (Association Internationale Africaine), einer Dampflaunch von zehn Tonnen Last, der ich als Ingenieur oder Maschinist zugeteilt wurde, mich nach Bangala zu begeben. Dieses Fahrzeug war neuerdings durch den Ingenieur des Freistaates repariert und wesentlich verbessert worden, indem man ihm die Maschine und den Kessel des zu einem Lichterschiff degradierten ehemaligen Dampfers „Royal" gegeben hatte. Seine Schnelligkeit war dadurch sehr gesteigert und sein Verdeck mit einem dasselbe ganz bedeckenden Sonnendache versehen worden, welches uns in den Stand setzte, während der heißen Tagesstunden mit größerer Bequemlichkeit zu reisen. Diese Arbeit war unter großen Schwierigkeiten wegen des Mangels an Werkzeugen vorgenommen worden, da die nächste Drehbank sich in Boma befand. Die kleine Drechslerarbeit war daher mittelst einer Bohrmaschine hergestellt worden, während die größeren Artikel ganz aus freier Hand hatten zugehauen und gefeilt werden müssen. Der „En-Avant" lag damals auf dem Trockenen, um ähnlichen Reparaturen unterworfen zu werden, und würde Stanley wieder an den Kongo zurückkehren, so würde er in seinen Dampfern kaum wieder dieselben Boote erkennen, in welchen er den Strom hinanfuhr, um den Freistaat zu gründen.

Jedermann am Kongo steht früh auf, denn das Frühstück wird um 6 Uhr Morgens serviert, worauf alle an ihre Arbeit gehen bis 11 Uhr. wo das Gabelfrühstück, der Lunch, fertig ist. Nach dem Lunch kommt die Mittagsruhe, und bis 2 Uhr ist die Station so stille wie die Londoner City an einem Sonntag. Um zwei Uhr rücken wir wieder aus und sind thätig bis halb sechs Uhr. Die Hauptmahlzeit wird um sechs Uhr eingenommen, und

diese Routine geht Tag für Tag in derselben Weise fort, nur abwechselnd durch die Ankunft oder den Abgang von Karawanen und Dampfern unterbrochen. Ich wurde sehr in Atem erhalten, allein infolge des verzögerten Eintreffens einer Karawane, welche Vorräte für Bangala heraufbringen sollte, brach ich erst beinahe einen Monat nach meinem Eintreffen in Leopoldville nach Bangala auf, und in der Zwischenzeit gelang es mir, Kinchassa zu besuchen und einen Blick auf den Stanley-Pool zu werfen — eine prachtvolle Wasserfläche für Bootlustfahrten, wenn hier irgend jemand Zeit dafür hätte. Endlich trafen alle Vorräte ein und ich verließ Leopoldville am Morgen des 18. Juli nicht ohne ein stilles Bedauern, daß ich sozusagen so ganz aus der Welt hinausgehen mußte, denn obwohl es mein Wunsch gewesen war, am oberen Kongo angestellt zu werden, so hatte ich doch eben erst von Dhonis, welcher mit mir nach Bangala gieng, gehört, daß wir dort nur alle halbe Jahre einmal ein Briefpostfelleisen bekommen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Gesundheitspflege in den Tropen.

Ein Beitrag zur Errichtung einer Stelle zum Studium der Gesundheitspflege in den Tropen.

Von J. P. Schwarz.

(Fortsetzung.)

Was die Behandlung des Beri-Beri betrifft, so beruht die Empfehlung von Spezificis (Chinin, Digitalis, Ammoniakpräparaten, Nyseim 2c.) auf Illusion. Ruhe, horizontale Lage, viel Schlaf in wohlgelüfteten Räumen, leicht assimilierbare Diät (Beefsteak, Fleischextrakt, Milch, geschabtes Fleisch, eingeweichtes Brot, Butter), ab und zu kleinere Gaben Chinin als Tonicum. Tritt die Krankheit stärker auf (Rückenmarkssymptome), gebe man zu vorstehender Diät noch guten starken Wein und halte auf gleichmäßige Erwärmung des ganzen Körpers. Die Anwendung von Punktionen im gefährlichsten Stadium ist Sache des Arztes, ebenso die Regelung der Defäcation durch Ausgießungen des Darmes mit lauwarmem Wasser. Von ganz besonderem Werte in jedem Stadium des Beri-Beri erweist sich die Maßregel, den Kranken seinen **Aufenthaltsort wechseln** zu lassen, ihn in Hospitäler oder, — wo diese, wie meist in Afrika, nicht vorhanden, — an sonnige, wohlventilierte Bergabhänge zu schaffen. Fälle, die eben in der Entwickelung begriffen, werden dadurch zu abortiven, bereits ausgebildete nehmen eine günstige Wendung, in der Reconvalescenz begriffene Kranke erlangen unerwartet schnell ihre Gesundheit wieder.

Die von Professor Pekelharing angeblich beobachtete Hervorrufung der künstlichen Beri-Beri-Krankheit bei atchinesischen Soldaten, welche Schweinsborsten so tief als möglich in die Sehne der Ferse gesteckt hätten, um hierdurch eine dem Beri-Beri ähnliche Anschwellung des Beines zu erzielen, beruht sicherlich auf irrtümlicher Anschauung, da durch dieses Verfahren gleichzeitig eine Entzündung der betreffenden Stelle herbeigeführt werden würde, welche thatsächlich beim Beri-Beri nicht vorhanden ist.

Die zweite der in Betracht kommenden tropischen Krankheiten ist die auch in Europa bekannte **Malaria** (arabisch: húmma dâjire). Gleich dem Beri-Beri ist auch ihr Wesen in ein mystisches Dunkel gehüllt; wir wissen von ihr wenig, und dies Wenige wird von den medizinischen Autoritäten noch verschieden aufgefaßt und behandelt, daß von einer einheitlichen Doctrin über die gefürchtete Krankheit unmöglich die Rede sein kann. Malaria heißt „schlechte Luft", und der schlechten Luft ist freilich ihr Ursprung zu verdanken. Wir finden sie in Europa — allerdings in harmloserem Maße — in den sumpfigen Gegenden der Maremmen Italiens und in den Pontinischen Sümpfen bei Rom; aber wir treffen sie auch in dem trocken und hoch gelegenen Gibraltar, wo sie sich als eine lokale Erscheinung der landläufigen Annahme: sie sei ein reines Sumpffieber, widersetzt, sofern nicht die oft vorgebrachte, aber meines Wissens durch nichts erwiesene Annahme Bestätigung findet: der Boden Gibraltars (Granit-, Porphyr- und Sandstein-Felsen!) sei zwar trocken, doch unter ihm befänden sich sumpfige Moorstellen, welche ihre Miasmen durch Erdspalten auf die Oberfläche entsenden. Mag dem sein, wie ihm wolle: es steht einmal fest, daß nächst den beiden großen Seucheherden der Malaria — dem Nil-Delta in Aegypten und dem Ganges-Delta in Indien — **kein Ort im tropischen Niederafrika** sich befindet, der absoluten Schutz gegen die Malaria gewährte! Dr. Max Buchner in München behauptet sogar, daß das höher gelegene Innere des tropischen Afrika keineswegs gesünder sei. Er meint: „Im ganzen tropischen Afrika gibt es sicher nicht einen einzigen Quadratkilometer ohne Fiebermiasma, und sollte auch dieses Fiebermiasma auf dem kühleren Hochland an sich weniger intensiv sein, so sind dafür die Entbehrungen und der Mangel an Komfort wegen der größeren Entfernung von der Küste dort oben um so bedeutender und gleichen jenen Vorzug hundertfach aus."

Nun wollen wir aber das Kind doch nicht mit dem Bade ausschütten. Ich gestatte mir die Ansicht, daß die Fiebererkrankungen auf den Plateau-Gebieten Afrika's wohl symptomatisch die gleichen, jedoch nicht physischen, sondern psychischen Ursprungs sind. Wer da weiß, was es heißt, sich in die trostlose Oede afrikanischer Steppen zu vergraben, ohne Komfort, ohne Unterhaltung, ohne jede Anregung von außen, ja ohne all die tausend Kleinigkeiten, die unsere europäischen Landsleute daheim tagsüber achtlos an sich vorüberziehen lassen, und die — so wir sie vermissen — doch einen unendlich hohen Wert für uns erhalten; — wer da weiß, wie ein gewisses Gefühl des Heimwehs den Pionier der Wissenschaft beschleicht,

der einsam oder unter spitzbübischen und verlogenen Negern seine Tage dahinschleppt, — ein Gefühl, das durch alle tropische Herrlichkeit mit der ewigen Sonne und ihrer wahnsinnigen Glut nicht aufgewogen wird: — der wird vielleicht ermessen können, wie psychische Einwirkungen den Grundstock zu einer Krankheit legen, die alsbald den Universalcharakter des ganzen Landes annimmt. Daß Gemütsbewegungen den Keim zu Fieberanfällen legen, bestreitet kein Kenner tropischer Verhältnisse, und auch Dr. Buchner zählt Fälle auf, in denen er nach vorausgegangenem Aerger, nach Kummer, nach fehlgeschlagenen Hoffnungen Fieberanfälle erlitt. Julius Hensel hat daher Recht, wenn er seinen am 22. Juni v. Js. in Berlin gehaltenen Vortrag über die „Heilung klimatischer Fieber" mit der Bemerkung schließt, „es bedürfe, sich frei zu halten von heftigen Begierden und Leidenschaften, um die sanitären Gefahren der Tropen, soviel in unserer Macht steht, zu überwinden."

Ob die Malaria wirklich nur eine febris intermittens ist, weiß niemand. Sie stellt sich freilich dar als ein kaltes, ein Wechselfieber; sie wechselt regelmäßig mit Fieberanfällen (Paroxysmen) und vollkommen fieberfreien Symptomen (Apyrexien). Sie beginnt mit Unruhe und Schwindel, starkem Frösteln, dem eine große Hitze im Kopfe folgt; unter starkem Schweiß stellt sich dann eine allgemeine Ermattung ein, die Milz schwillt meist erheblich an, und die Verdauungsfunktionen des Magens werden gestört. Hier ist die Zeit gekommen, durch regelmäßige Gaben von Chinin in nicht zu kleinen Dosen einzuschreiten; denn jetzt sind alle Vorbedingungen der Malaria gegeben. Im Uebrigen, sofern es sich nicht um das gelbe Fieber oder um die Malaria handelt, ist vor Anwendung von Chinin auf das Entschiedenste zu warnen. Man unterdrücke auch die Malaria nie zu früh, wenn man nicht verzweifelte Pancreaskrankheiten (der Bauchspeicheldrüse), die leicht in Krebs übergehen können (nach Ancelet 59.7 Prozent!), riskieren will. Ebenso sind langwierige Lebererkrankungen, von denen weiter unten die Rede sein wird, als Folgen vorzeitiger Unterdrückung der Malaria durch Chinin zu befürchten. Uebrigens scheint sich mir das Bibirin (namentlich das Bib. sulphur.) praktisch besser bewährt zu haben als das Chinin. Das Bibirin ist weniger bekannt; es stammt von der sogen. Beberu- oder Bibiru-Rinde, in der deletären Wirkung auf die niedersten Organismen und die weißen Blutkörperchen steht es dem Chinin nicht nach, sein Verhältnis wird sein zum Chinin wie 8 zu 11. Von dem „neuentdeckten" Alkaloid, welches laut „Natal Mercury" vom 26. Juli 1886 ein Herr Joscelin Cooke aus einer in Natal einheimischen, bei den Eingeborenen unter dem Namen „Itschongwe" bekannten Pflanze gewonnen haben will, und welches mit Erfolg als Ersatz für Chinin gegen das Fieber angewendet werden könne, hält Verfasser nicht viel. Die Pflanze ist eine Gomphocarpus, deren es albens, cultriformis, asper u. a. giebt. Die Eingeborenen verwenden, wie der Direktor der Botanischen Gärten in Durban, J. Medley Wood, mitteilt, die Pflanze resp. ihren Saft sowohl als Medizin gegen Fieber, Asthma u. dgl., wie auch als geeignetes Mittel, ihre Hunde vom Eierstehlen zu kurieren, indem sie die Eier mit dem Safte bestreichen und dann in das Nest zurücklegen. — Die prophylaktische Verabreichung von Chinin in Dosen von 0.25 gr. in 0.05 L. Rum vor Antritt von Expeditionen in das Malaria-Gebiet hat, wie aus Berichten des Marine-Verordnungsblattes zu ersehen, einen entschiedenen Mißerfolg gehabt, soweit die Verhütung der Erkrankung dadurch bezweckt werden sollte. Auch andere Berichte von Fachmännern verwerfen die prophylaktische Anwendung von Chinin; ja, sie warnen auf das Entschiedenste davor und geben dies erst, wenn unzweifelhafte Symptome für wirkliche Malaria sprechen. Diesem Modus schließt sich der Verfasser, der selbst an Malaria gelitten, völlig an.

Ist schon das tägliche Reinigen des ganzen Körpers durch umfassende Waschungen eine der vornehmsten hygienischen Bedingungen für das tropische Leben, so hüte man sich auf das Peinlichste vor kalten Bädern im Zustande des Fiebers oder einer sonstigen Indisposition. Ein solches würde das Fieber unfehlbar herbeiführen. Man hüte sich ferner vor dem bereits in alkoholischer Gährung befindlichen „Malafu", dem Palmwein der Neger; kann man dagegen ein Glas Cognac erhalten, so schadet solcher in kleinen Dosen — tagsüber zwei Theelöffel — nicht. Dem vom Fieber geschwächten Körper ist außerdem ein Glas Bier von außerordentlich wohlthätiger Wirkung.

Als Präservativmittel gegen die Malaria kommen neben den bereits genannten Chinin und Bibirin, Eisen und alkoholische Getränke in Betracht. Dr. C. Heinemann in Laguna de Terminos verordnet für die Zeit, in welcher Malaria-Fieber epidemisch herrschen, täglich 0.2 Chin. sulf., am besten eine Stunde vor dem Frühstück in einem Glase Xeres oder Cognac; anämischen Personen empfiehlt er außer Chinin noch Eisen und Porter, 1—2 Flaschen am Tag. Ueberhaupt ist das Bier — namentlich das Woermann-sche Exportbier aus Hamburg — augenscheinlich berufen, in der Behandlung der Malaria-Kranken eine große Rolle zu spielen. Je weniger alkoholartig, je leichter dasselbe ist, um so besser erscheint es seinen Zweck zu erfüllen. H. Nipperdey-Jena sagt, daß am Kongo auch arseniksaures Eisen in Pillen zu je 1 mgr. als prophylaktisches Mittel gegen Malaria angewendet worden sei. Man begann mit 2 Pillen täglich und stieg dann allmählich zu 4 und 6, sogar zu 10 pro Tag. Indessen vermochten diese Arsendosen doch das Fieber nicht ganz abzuhalten.

Es ist ein unumstößlicher Grundsatz, daß jeder gesunde, kräftige Mann von 25 bis 35 Jahren, welcher sich in die Tropen begiebt, die Wahrscheinlichkeit für sich hat, das Fieber zu bekommen. Der Prozentsatz der hieraus resultierenden Fälle ist nach Dr. Buchner

folgender: An den Fiebern sterben 5 Prozent, infolge derselben und hierdurch herbeigeführter Blutarmut müssen 10 Prozent baldigst nach Hause zurückkehren; eine merkliche Schädigung ihrer Gesundheit für das ganze Leben tragen davon 20 Prozent; ohne besondere Schädigung kehren wieder 65 Prozent aller Europäer. „Für Ackerbauer mit sehr geringem Komfort und mit der Notwendigkeit, das tägliche Brot im Schweiße des Angesichts zu verdienen, würden dieselben Zahlen in umgekehrter Reihenfolge zu ordnen sein."

Zahlen lehren, und wenn irgendwo, so unter den Tropen. Jedoch weichen diese Zahlen von denen der Erkrankungen unter den Eingeborenen nicht viel ab. Die ersten sechs bis sechzehn Wochen sind in der Regel die schlimmsten, in ihnen trifft der erste Fieberanfall ein, welcher meist auch der heftigste ist. Während seiner Dauer bemächtigt sich ein unwiderstehliches Gefühl von Widerwillen gegen die tropischen Verhältnisse des erkrankten Individuums, und es gehört eine zähe Energie dazu, nach erlangter Gesundheit wiederum jene Orte aufzusuchen, die nur zu bereitwillig das Gift verschwenden, welches ein junges hoffnungsfreudiges Leben untergraben wird. Aber Energie, zähe, eiserne Energie ist unter den Tropen die unerläßlichste Bedingung zum Wohlbefinden: Der energielose Mann, der wankelmütige, unentschlossene, thatunkräftige Mann ist in den Tropen rettungslos dem Untergange geweiht. Ihn rettet keine Diät, keine Vorsicht, keine Enthaltsamkeit — er geht unter.

Die Ansichten der Fachmänner stimmen so ziemlich darin überein, daß die Malaria nicht lediglich auf das feuchtheiße Klima (siehe Gibraltar und das afrikanische Hochplateau) zurückzuführen sein wird, sondern auf das Vorhandensein eines mikroskopischen Pilzes, der sich in stagnierenden Gewässern oder in feuchten Bodenlagen entwickelt und bei den fürchterlichen Gewitterstürmen — von denen sich kein Europäer auch nur den Schein einer Vorstellung machen kann — in alle vier Winde fortgeführt wird. Die Eingeborenen flüchten vor diesen Stürmen auf die Berge, und dennoch verfällt fast die Hälfte derselben dem Fieber; es zieht ihnen nach, eine gespenstige wilde Jagd, niederwerfend was ihr in den verderbenbringenden Weg tritt. Diese Leute kennen das Fieber unter den verschiedensten Namen — einige derselben habe ich schon oben erwähnt; sie behandeln den mâ'hmûm, den suchnân (Fieberkranken), wenn sie können, gern mit dem ihnen wohl bekannten qîna-qîna, doch haben sie meist keine Arzneimittel zur Stelle. Dafür geben sie die Abkochung einer Mimosenrinde, die ähnlich wirkt, wie das vorgedachte Bibirin, starken schwarzen Kaffee mit Zitronensaft u. dgl. Vor allen aber gelangt zur Anwendung das Hinunterschlucken eines Koranspruches, auf Maispapier geschrieben; oftmals wird ein solcher Spruch vom Thaleb oder Fakih auch auf Holz gemalt, die Kienrußfarbe hernach mit Rosenwasser abgewaschen und dies Wasser getrunken. In der Wahl der Koransprüche sind die „Aerzte" keineswegs heikel; in der Regel lautet der Spruch: na'ûds bi'llâhi min esch-scheithân er-radschîm", d. h. „wir nehmen unsere Zuflucht zu Gott vor Satan dem Verfluchten!", oder „mâ 'alêk illa'l-'âfije", „möge dich die Genesung treffen!" oder „allâh ju'âfîk", „Gott schenke dir Gesundheit!" oder endlich auch nur: „jâchthifak esch-scheithân!" — „Hol dich der Teufel!" womit indessen die Krankheit gemeint sein soll.

Um nun kurz zusammen zu fassen, was der Europäer zu thun hat, um sich möglichst vor dem Fieber oder vor seinem schlimmsten Stadium wenigstens zu hüten, giebt der Verfasser folgende Generalverhaltungsmaßregeln an: Der Europäer kleide sich — ganz wie er's daheim gewöhnt gewesen — mit wollener oder baumwollener Leibwäsche, die er auch des Nachts, allerdings gewechselt, trägt. Er sehe viel auf Fleischnahrung; es ist allerdings meist nur Huhn, Hammel oder Ziege zu haben, doch verschmähe er dies nicht und suche von der Küste öfters frisches Rindfleisch zu erhalten. Er esse mäßig und hüte sich peinlich vor jeder Ueberladung des Magens; sie rächt sich leicht durch einen Fieberanfall. Die Nahrung sei in der Regel eine gemischte, das Manihok-Brot des Negers, das Chicoanga, esse er nur in Butter gebraten. Für Fettzufuhr des Körpers ist öfters zu sorgen. Er trinke vom Wasser nur das filtrierte Cisternenwasser und das aufgefangene Regenwasser; das Wasser fließender Flüsse ist, wenn auch mit Vorsicht, zum Genusse gestattet.[1] Er trinke guten Südwein, mit Wasser gemischt, halte auf Vorrat von Cognac, Genever u. dgl. zu medizinischen Zwecken, trinke mäßig Bier, wo er solches erhalten kann. Er hüte sich vor jedem Rausch: ein wiederholter Rausch zieht Fieber oder Lebererkrankungen mit tötlichem Ausgange nach sich. Er bade oft kalt, doch nicht in Seebädern, wovor gewarnt wird; bei der geringsten Indisposition nehme er nur ein warmes oder doch ein temperiertes Bad. Täglich zwei Bäder seien die Regel. Er halte auf guten, andauernden Schlaf; namentlich schütze er sich vor den Störungen durch die Muskitos. Er gehe spätestens um 10 Uhr zu Bett und stehe um 6 Uhr auf! Er halte auf Ruhe seines Gemütes, er rege sich nicht auf, er sei vor allem energisch! In sexueller Beziehung sei er mäßig; er schließe sich der erprobten Sitte an, auf Zeit eine Heirat mit einer Schwarzen einzugehen. Zu große Enthaltsamkeit rächt sich bitter — es kann nicht genug davor gewarnt werden! — aber er hüte sich auch vor jeder Ausschweifung in dieser Beziehung. — Herzkranke sollen nicht in die Tropen gehen.

Nun giebt es, wie schon des öfteren erwähnt, neben der Malaria eine Reihe von anderen, teils mehr, teils weniger gefährlichen Fiebern: perniciöse, hämaturische und

[1] Wenn irgend angängig, setze man jedem Trunk Wasser etwas Cognac, Zitronensäure, doppeltkohlensaures Natron oder dergleichen zu.

Gallenfieber. Ihnen gehen meist Anfälle der Intermittens voraus. Neulinge werden selten hievon ergriffen; Leute, die öfters von Malaria heimgesucht worden, verfallen ihnen meistens. Die Gelbsucht stellt sich ein, sowie Erbrechen galliger Flüssigkeit. Der erste und zweite Anfall werden in der Regel ausgehalten, während beim dritten meist nach tagelanger Bewußtlosigkeit der Tod eintritt. Große Disposition zu Leberkrankheiten führen das Gallenfieber regelmäßig herbei; es ist zum Glück eine der seltener vorkommenden Fiebererscheinungen. Die durch Fieber hervorgerufene Atrophie kann bei individueller Fähigkeit durch gute Ernährung behoben werden.

Der Vollständigkeit halber will der Verfasser, bevor er diese Kategorie verläßt, noch einmal Julius Hensel's gedenken, welcher in seinem genannten Vortrage als „natürlichstes Heilmittel in diesem Falle (Klimafieber, Malaria) Ameisensäure, Essigsäure und Eisenoxydbuloxyd in organischer Verbindung miteinander" empfiehlt. „Ameisen- und Essigsäure neutralisieren das schädliche Ammoniak und wirken neu elektrisierend auf das Blut, welches den Charakter weißer Lymphe angenommen hat, und Eisenoxydbuloxyd erzeugt von neuem magnetische Strömung und bringt neues Hämoglobin zustande." Auch das phosphathaltige Süßholz-Extrakt des Lakritzens enthalte Glycyrrhizin, welches ein sogen. Glycosid, d. h. chemisch-verdichteten Zuckerstoff, darstelle: „Auch diese Substanz setzt im Verdauungskanal Brennluft in Freiheit und beseitigt auf solche Weise unsere herbstlichen, also klimatischen Affektionen." [1]

Nicht minder gefährlich als diese unterschiedlichen Febris-Erscheinungen sind die Lebererkrankungen unter den Tropen. Dr. Max Buchner-München meint zwar, es kämen neben der Malaria höchstens noch die Dysenterie, andere Leiden kaum in Betracht; indessen die Erfahrung lehrt ein anderes. Freilich kennt der Araber den Begriff der Leberkrankheit nicht; er nennt überhaupt die Leber, kâbid, selten besonders, vielmehr faßt er Herz, Milz, Lunge und Leber unter dem gemeinschaftlichen Begriff „mi'lâq" zusammen, deren Erkrankung in die zweite Kategorie der von ihm gekannten inneren Krankheiten: Kopfschmerzen und Leibschmerzen, fällt. Er versucht sie durch Kneten zu heilen und greift, wenn das — wie natürlich — nicht hilft, zu den ominösen Koransprüchen. Diese vom Verfasser in Nordafrika beobachtete Thatsache kommt auch am Kongo, wie Dr. Barthels, und in Sansibar, wie die Prinzessin von Oman und Sansibar, Emily Ruete in Berlin, bestätigen, vor. Die am meisten hervortretende Krankheitserscheinung ist die Perihepatitis, die Entzündung des serösen Ueberzuges der Leber; sie tritt meist in Verbindung mit allgemeiner Bauchentzündung auf. Dahinzu kommt dann wohl die Hyperämie, die Ueberfüllung der Leber mit Blut, namentlich bei Maßlosigkeit im Fleischgenusse, bei überreichlichem Trinken, generell bei Infektion des Blutes mit Miasmen (Malaria). Im gewöhnlichen Stadium der Krankheit ist der Zustand meist symptomlos; im weiteren Verlaufe des Leidens schwillt die Leber an, und man fühlt alsdann eine drückende Spannung an der Seite und eine heftige Beengung der Brust; es gesellen sich hinzu: Kopfschmerz, Störungen der Verdauungsorgane, mangelhafter Stuhlgang und Hämorrhoiden. Die Behandlung muß sich darauf beschränken, die Bedingungen zu beseitigen, welche die Fluxionen, die Stauungen in der Leber herbeiführen: durch Setzen von Blutegeln am After und durch wiederholte Gaben abführender Salze.

Seltener ist die syphilitische Leberentzündung, doch kommt sie häufig vor bei den Ova-Herero oder Damara. Diese Negerstämme im westlichen Afrika zählten vor 10 Jahren noch an 500,000 bis 600,000, heute sind sie — und nicht zum mindesten durch diese Krankheit — auf den fünften Teil dieser Zahl zurückgegangen. Die Krankheit an sich ist der Diagnose schwer zugängig; ihr Vorhandensein kann meist erst in dem sehr bald herbeigeführten Todesfalle konstatiert werden.

Ein anderes Leberleiden, ebenfalls von der Malaria herrührend, ist die Hepatitis suppurativa, der Leberabsceß. Er zeigt sich in Verbindung mit heftigem Schüttelfrost, Fieberanfällen und Gelbsucht. Die Leber schwillt an unter eigentümlichen Schmerzen auf der rechten Seite und Schulter. Die Behandlung kommt meist zu spät; sie beschränkt sich darauf, den Patienten möglichst lange durch nahrhafte Diät und Wein bei Kräften zu erhalten. Im übrigen wendet man Eisenpräparate und gegen die Fieberfröste Chinin an.

Eine in allen tropischen Ländern sehr verbreitete Krankheit ist die Dysenterie, arabisch sejelân el bâth'n.[1] Sie ergreift allerdings mehr die Eingeborenen als die Europäer, indessen dafür ist die endemische Dysenterie der Tropen um so gefährlicher und mit der auch bei uns vorkommenden sporadischen Dysenterie nicht zu vergleichen. Sie ist sicherlich auf Sporenpilze zurückzuführen, deshalb ist sie leicht übertragbar. Die Krankheit entsteht in einer schweren entzündlichen Affektion des Dickdarms; sie beginnt mit heftigem Durchfall, verbunden mit großen Schmerzen und ausgesprochenen Neigungen zum Stuhlgange, wenn auch dieser meist erfolglos bleibt. Nach und nach beginnt eine Zersetzung der Schleimhaut; da die Blutzirkulation in dieser gehemmt ist, sterben große Stücke derselben ab, die in stinkenden verjauchten Fetzen den Körper verlassen. Dafür bilden sich am Dickdarm und an der verletzten Schleimhaut Geschwüre, die leicht zur Verengerung des Darmkanals führen und somit empfindliche Beschwerden,

[1] Dr. K. Heinemann verordnet gegen Malaria:
Chinin bisulfuric. 6 gr.
Ferri lactici. 1.5—2 gr.
Succi rad. Liquirit. q. s.
ut f. pilul. Nr. 100, consp. s. lycopod.
[DS. 3 × tgl. 4 Pillen.]

[1] Die ishâl dam oder nûssf dam, bezeichnet das schwerste, unheilbare Stadium der sejelân el bâth'n.

die selbst durch operativen Eingriff kaum zu heben sein werden, veranlassen. Nach Verfluß der ersten Woche tritt in der Regel die Krise ein: die Krankheit nimmt — was durchschnittlich der Fall — einen günstigen Verlauf oder ein plötzliches Delirium führt den Tod herbei. Hervorgerufen wird die Dysenterie durch zu häufiges Einnehmen von Abführmitteln, durch schlechte Nahrung, wiederholte Fieberanfälle und anstrengende körperliche Arbeit, auch durch beschwerliche Märsche. — Die Behandlung der Dysenterie entzieht sich der Kenntnis des Verfassers, doch beobachtete er die prophylaktische Anwendung vom Absud gekochter Aloeblätter und getrockneter Mimosenfrüchte. Im übrigen kommt bei den Eingeborenen das Brennen mit glühenden Eisen am Gesäße zur Hebung der Krankheit vor, sowie die unvermeidlichen Koransprüche.

(Schluß folgt.)

Litteratur.

* Ploß, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite stark vermehrte Auflage, nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 6 lithographischen Tafeln und etwa 100 Abbildungen im Text. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1887. — Wir haben dieses interessante und lehrreiche Werk schon in seiner ersten Auflage als einen ungemein wichtigen und reichhaltigen Beitrag zur Anthropologie, Ethnographie und Sociologie bewillkommt und nach Verdienst auf das Wärmste empfohlen und ihm jenen Erfolg gewünscht und prophezeit, den es verdienterweise auch gefunden hat, wie die vorliegende wirklich stark vermehrte zweite Auflage beweist. Diese liegt nun vollendet vor, bereichert durch vieles neue Material und nach allen Seiten hin vertieft und erweitert, wie namentlich die letzten Lieferungen beweisen, welche durch verschiedene neue Kapitel von Dr. Max Bartels bereichert sind. Ueberall erkennen wir, mit welchem Fleiß, welcher Umsicht und Sachkenntnis der Herausgeber der zweiten Auflage bemüht war, das ursprüngliche Werk zu verbessern und zu vermehren und weiter einschlägiges Material herbeizuschaffen, um aus dem Buche eine wirklich erschöpfende encyklopädische Abhandlung über das Weib nach seiner physischen Beschaffenheit und seinem somatischen und sozialen Leben auf allen Stufen der Kultur und in allen Zonen unserer Erde zu machen. Die von Herrn Dr. Bartels herrührenden letzten Kapitel handeln von dem Weibe auch in den Beziehungen, welche außerhalb des Geschlechtslebens stehen, so von dem Weib als alte Jungfer, als Witwe, Mutter, Stiefmutter, Großmutter, Schwiegermutter und Greisin, sowie im Tode und nach demselben, und erörtern auch die Stellung der Amazone und Nonne im Frauenleben, sind somit eine dankenswerte Ergänzung des Werkes. Als wesentliche Bereicherung der zweiten Auflage, welcher wir einen ebenso nachhaltigen Erfolg wünschen wie der ersten, betrachten wir die Tafeln mit den Webertypen aus allen Zonen und die namhafte Vermehrung der Holzschnitte im Text. Wir wünschen nun wiederholt, daß auch unsere gebildeten und edlen Frauen sich ohne Prüderie und falsche Scham daran machen würden, dieses Buch zu studieren und sich namentlich über das somatische Leben und die soziale Stellung des Weibes in der heutigen Menschheit zu belehren, was gewiß nicht ohne eine vorteilhafte Wirkung auf die künftige Erziehung des weiblichen Geschlechts sein würde.

* Müller, Professor Dr. A.: Orientalische Bibliographie. Herausgegeben unter Mitwirkung der Professoren Dr. A. Bezzenberger in Königsberg, Dr. H. L. Strack und Dr. Joh. Müller in Berlin und Dr. K. Vollers in Kairo 2c. und mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. I. Jahrgang, erstes Heft. Berlin, H. Reuther, 1887. — Diese neue Zeitschrift strebt eine sehr schmerzlich gefühlte Lücke in unserer deutschen Litteratur auszufüllen und in vierteljährigen Heften alles zusammenzustellen, was auf dem Gesamtgebiet der orientalischen Litteratur an neuen Büchern, Essays und Zeitungsberichten über Litteratur, Geschichte, Volkstum, Mythen und Sagen, Religion, Sitten und Gebräuche, Sprachen 2c. der Völker Asiens, Ozeaniens und Afrika's erscheint, und schließt sich in dieser Weise ergänzend und fortführend an Dr. J. Klatt's Orientalische Bibliographie an. Das vorliegende erste Heft, mit den Erscheinungen seit Anfang 1887 beginnend, läßt an Uebersichtlichkeit und guter Anordnung nichts zu wünschen übrig und erweckt nur die günstigsten Erwartungen von der weiteren Folge.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 13. Stuttgart, 26. März **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Aus Alt-Indien.

Die Kulturvölker aus dem Osten und Westen der Alten Welt verraten sich in ihrer gemeinsamen Geschichte als getrennte Glieder eines ursprünglich gemeinsamen Ganzen, als Hälften oder Bruchstücke, die ineinander gegenseitig ihre Ergänzung ahnen, die sich mit stürmischer Gewalt aufsuchen und zu vereinigen streben.

Dieser Zug enthüllt sich vielleicht noch deutlicher in den Zwischenpausen der großen Kämpfe, die man als heftige Ausbrüche jener Leidenschaft auffassen kann. Man weiß, mit welcher Vorliebe die Perserkönige nicht nur ihre Hetären und Tischgenossen, sondern auch ihre Krieger und Gelehrten dem Griechenvolk entlehnten; — wie aber auch die Hellenen sich von persischer Art und Sitte mächtig angezogen fanden, dafür ist noch vor Alexander's exotischer Schwärmerei Xenophon ein klassisches Beispiel. Diese gegenseitige verständnisvolle Würdigung hat die großartige Erscheinung des **Hellenismus**, die Flitterwochen der ersten Vereinigung zwischen Orient und Occident, entscheidend vorbereitet.

Als aber Alexander die hohen Pforten Asiens mit Donnerschlägen erbrach und eine unerhörte Siegeslaufbahn durchmaß, um zuletzt, mit schmerzerfülltem Blick vom Fünfströmelande scheidend, er der Einzige unter all' den zerlumpten, narbenvollen Weltüberwindern, unwilligen Herzens die abgestumpften Waffen heimwärts zu tragen, da hielt die Sehnsucht nach dem Wunderlande **Indien** ihren Einzug in die Herzen der abendländischen Völker. Ob sie nach Osten oder nach Westen blickten, spiegelten sich in ihrem Auge die heiligen Gangesfluten und die Palastkuppeln der goldreichen Inderfürsten. Philipp's Sohn hat nicht nur das Werk, welches den Völkern des Altertums im Osten aufgegeben war, vollendet, er hat auch ein neues Ziel aufgesteckt, welches freilich viel späteren Generationen zu erreichen bestimmt war.

Indien ist eine Welt für sich, eine Welt, die den früheren Kulturperioden Europa's gegenüber auf sich selber stand, nicht ganz so fremdartig als die „Neue Welt", aber fast schwieriger zu gewinnen als diese. Auch ist die geistige Eroberung Alt-Indiens erst ein Werk der Tage, die wir zum Teil noch selbst erlebt, und manchem der Conquistadoren, die daran mitgearbeitet, können wir noch dankbar die Hand drücken. Ganz eigenartig ist das Verdienst des Teilnehmers, dem wir uns heute zu solcher Erkenntlichkeit verpflichtet fühlen. Hochtönende Worte darf man nicht in den Mund nehmen, wenn man die feinsinnig und anziehend geschriebenen Aufsätze und Skizzen würdigen will, welche **Michael Haberlandt** jüngst in einem Bande unter dem Titel „**Der altindische Geist**" (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1887, VIII und 352 S. 8°.), herausgegeben hat; aber ein ganz besonderes Lob darf ihnen nicht vorenthalten bleiben. Der liebenswürdige junge Autor verbindet das schwierige Stück Arbeit, welches die Popularisierung sanskritischer Forschungsergebnisse dem eifrigen Propagandisten auferlegt, überall wo er die dunklen Schollen seines Ackers aufwühlt, mit einem tieferen Eindringen in die altindische Volksseele, mit einer an dichterische Intuition grenzenden Schärfe und Vielseitigkeit der Betrachtung. Mit einer Art Liebesinbrunst, wie ein Taucher, dem das versenkte Kleinod höchstes Glück verheißt, stürzt er sich in die kristallene Tiefe und findet den Grund derselben klar und anziehend, auch wenn er uns Fernerstehenden nicht immer so erscheinen will. Wir wollen

aber nicht vergessen, daß ein Teilchen Schwärmerei, wie zu den Lebenselementen jedes Individuums, auch zu denen einer jeden Wissenschaft gehört, wenigstens ehe eine gewisse Stufe erreicht ist, auf welcher kältere Lüfte wehen. Man kann das Gewicht einer Erscheinung nicht abschätzen, ohne sie ganz auf sich zu nehmen und den Druck ihrer Macht empfunden zu haben. Auch entgeht uns nicht, wie der Autor trotz des raschen, wirbelnden Flusses, in welchem seine Ideen dem Zug des Stoffes folgen, mit der elementaren Gewalt desselben ringt, wie er sich seiner hypnotischen Wirkung zu entziehen und einen festen, kritischen Standpunkt zu gewinnen strebt.

Von einem solchen Standpunkt dürfte uns der altindische Geist kaum anders, als ein reichbegabter, aber kranker Geist erscheinen, der das sicherste, aber auch gefährlichste aller Heilmittel entdeckt und in unglaublicher Verschwendung angewendet hat. Der Buddhismus ist eine Art Morphiumsucht dieses Geistes, früheren Lebensäußerungen desselben verwandt und auch von späteren Erscheinungen bei anderen Völkergruppen nur quantitativ verschieden, dort aber korrigiert durch einen gesunden Kern, der sich weder durch religiöses, noch philosophisches Denken ganz von der Basis seiner materiellen Existenz abdrängen läßt. Wie oft derselbe Mensch in krankem Zustande feiner, sinniger, edler denkt und fühlt, wie Qualitäten in ihm geweckt werden, von denen der Gesunde sich nichts träumen ließ, so hat auch der Arier im fernen Osten manchen unleugbaren Vorzug vor seinem Bruder in Europa. Aber das darf uns nicht hindern, andere Seiten seiner Entwickelung als Entartungen zu bezeichnen und, wie in der Fabel das unzufriedene Roß vor dem Kameele schaudert, vor Mißbildungen zurückzubeben, die uns nur als Zerrbilder unseres eigenen Wesens erscheinen können. Für jene echt arischen Eigenschaften, die wir in den lebensfreudigen, kunstsinnigen Hellenen, den ehernen staatsklugen Römern, den schlachtenfrohen munteren Kelten und den wuchtigen treuherzigen Germanen — nicht schrankenlos bewundern, aber als weltgeschichtliche Faktoren höchster Potenz anerkennen, für diese eminent fortschrittlichen, welterobernden Tugenden war die tropische Gangeslandschaft ein ungeheures, von den Hochländern Zentralasiens und Irans eingerahmtes Leichenfeld, und schrittweise können wir in der altindischen Kultur die Spuren ihres Hinsiechens verfolgen: überall winkt uns ein trauriges hic jacet! Der Indier ist der verlorene Sohn des arischen Stammes, dem bei Elefanten und Tigern alles Maß und der bessere Teil seiner Kraft abhanden gekommen ist.

Ferner möchte uns erscheinen, als ob in einem Buche, welches den altindischen Geist, wenn auch nur aphoristisch darstellt, neben der wie immer reichhaltigen Litteratur der Indier, eine so ausgezeichnete, ja dem Schrifttum in ihrer Art ebenbürtige Quelle wie die Bau- und Bildkunst nicht fast unberücksichtigt bleiben sollte. Indeß sehen wir wohl, warum dies geschieht. Der Autor faßt das Wort „Geist“ ganz enge im Sinne von „Gehalt“ und berührt auch die Form der Schriftquellen nur beiläufig mit einem bedauernden Worte, wie etwas minder Erfreuliches, aber Nebensächliches. Die Bildkunst verteidigt er sogar mit sehr scharfen Worten als Abglanz tiefsinniger mythologischer Vorstellungen gegen diejenigen, welche „vor der schönen Form auf dem Bauche liegen.“ Daß diese Verteidigung einer Verdammnis gleichkommt, entgeht ihm wohl selber nicht; doch darf uns diese Einsicht nicht zu einer Beschränkung auf das, was etwa Gutes und Schönes hinter jenen Greueln stecke, bestimmen; sonst gelangt man zu einem Satze, wie ihn Haberlandt am Schlusse seines Aufsatzes über „Gott Amor“ niederschrieb (S. 121.): „Die Poesie freilich, die nach innen geht, vergißt jedes Symbol; sie hat die wirkliche Sonne und überläßt jener anderen gern ihre gemalte.“ Hier dreht der Autor geradezu den kritischen Richterstab, welchen die moderne Aesthetik bannend gegen die altindischen Götzen ausstrecken muß, kühnlich gegen unseren im Alt-Hellas wurzelnden Schönheitsbegriff, welcher kein Außen und Innen kennen will, um, und verwirft das Anrecht der Sinne auf das Reich der Kunst. Ebenso bedenklich ist die Unterscheidung zwischen griechischer und indischer Mythologie: die erstere sei kein Verlassen der Natur, sondern ein großartiger Blick in dieselbe, die letztere unnatürlich, aber gedankentief. Wenn wir damit auch unsere Teilnahme frei bekommen, dürfen wir sie doch nicht dazu verwenden, sekundäre geistreiche Erfindungen nicht nur als Entschuldigungen, sondern als vollberechtigte Erklärung aberwitziger Formen, wie der Vierköpfigkeit Brahma's oder der Sechsköpfigkeit Skanda's, die offenbar viel älter sind, als jene Histörchen, anzusehen. Und — um einmal bei den indischen Göttern zu bleiben — jener Bhairava, der „Schreckliche“, welcher neben seinen Mordwaffen auch eine Schale mit dem Berauschungstranke führt, „damit er nicht aus Mitleid von seinem mörderischen Thun ablasse“, was ist er anderes, als Schnock der Schreiner, der als Löwe auftritt, brüllt, aber gleich hinzufügt: „Fürchtet euch nicht zu sehr; ich bin kein wirklicher Löwe“ ... u. s. w., somit eine Lustspielfigur, eine Absurdität und ebenso sehr ein Denkmal altindischer Borniertheit, als altindischer Herzensgüte.

Haberlandt stellt unser Fühlen und Verlangen öfter vor die Wahl: Alt-Indien oder Alt-Hellas? Vergleicht man die gigantische Heimat Buddha's und der Vedânta-Philosophie, der Cholera, des Schlangenkultus und des extremsten Kastengeistes mit dem meerumspülten Ländchen im Südosten unseres Erdteils, dessen Volk schon im Wiegenalter das östliche Mittelmeerbecken von den Phönikiern säuberte, als Jüngling Iran's Uebergriffe nach Europa in Blut erstickte, um uns später nebenher — denn den Griechen selbst ist die Kunst nie Hauptsache gewesen — einen Phidias und Aristophanes zu schenken, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, wo wir die besseren Lehrmeister bisher mit Recht gesucht haben und auch fürder

suchen müssen. Es ist übrigens hinlänglich vorgesorgt, daß die altklassischen Bäume nicht in unseren modernen Kulturhimmel wachsen, und die kosmopolitische Richtung der Gegenwart sichert auch dem indischen Genius seinen mit Lotosblumen bekränzten Altar im Pantheon der gebildeten Menschheit.

Dr. Moriz Hoernes.

Coudreau's Mission zu den Indianer-Stämmen von Guyana.

Obwohl das französische Guyana (Cayenne) zu denjenigen Kolonien Frankreichs gehört, welche bis jetzt nicht nur keinen Ertrag abwerfen, sondern sogar noch erhebliche Opfer kosten, so hat die französische Regierung doch beschlossen, dort ihre Macht noch mehr zu befestigen und auszubehnen. Zu diesem Behufe hat sie sich auf dem Wege gewaltsamer Annexion in den Besitz der sog. terre contestée am Oberlauf des Maroni gesetzt, welche von Rechtswegen zum Niederländischen Guyana gehören würde, und schickt gelegentlich neue Forschungsreisende ins Innere von Guyana, um dessen eigenste Hülfsmittel zu erkunden. Ein Charakterzug der gegenwärtigen republikanischen Regierung von Frankreich ist ja ihr Länderhunger, welcher sie antreibt, in allen Weltteilen zur Mehrerin des Reiches zu werden. Unter den Forschern, welche die französische Regierung neuerdings dorthin geschickt hat, befindet sich auch der durch mehrere Reisen in Tropenländern und durch mehrere geographische Bücher bekannte Herr Henri Coudreau, von welchem wir nachstehend einen ersten Bericht über seine Reise zu den Indianerstämmen im Innern in einem Briefe mitteilen, den er unter dem 1. September 1887 aus Tumuc-Humac am Maroni im französischen Ober-Guyana an den Herausgeber der „Revue de géographie“ erlassen hat.

Nachdem ich, schreibt er, auf dem Schauplatz meiner Wirksamkeit angekommen bin, erlaube ich mir, in großen Zügen, aber in genauerer Weise als bisher, das Werk zu schildern, welchem ich, neben meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, den geringen Rest von Kräften und Mitteln widmen möchte, welcher mir noch verfügbar bleibt. Dieses Werk ist, wie Sie wissen, das Apostolat bei den Indianerstämmen, d. h. die Katechese vom Gesichtspunkt und zum Besten der Zivilisation, bei jener wunderbaren Rasse, deren direkte oder aus der Vermischung mit Weißen entstandene Abkömmlinge allen Nationen des heißen Amerika eine gleichmäßige ethnische Färbung und eine fortschrittliche Entwickelung gegeben haben.

Nachdem ich fast zwei Monate lang das sog. französische Guyana, d. h. die Bagnos und Placeres (Goldgräbereien), ihren ökonomischen, intellektuellen und moralischen Zustand geprüft habe, finde ich meine früheren Wertungen noch optimistischer. Das Liebreichste wäre, zu schweigen. Es sei mir jedoch verstattet, sehr laut zu versichern, daß die einzige interessante Sache, welche es noch im französischen Guyana gibt, die Indianerstämme des Innern sind: alles übrige ist kaum zu berücksichtigen.

Lassen Sie mich aber, damit Sie mich nicht einer verderblichen Neuerung anklagen, Ihnen vor allem vor Augen führen jenen früheren Plan einer Niederlassung unter den eingeborenen Stämmen des oberen französischen Guyana, welche von 1814 datiert und sich an den Namen eines meiner berühmteren, wo nicht des berühmtesten unter meinen Vorgängern, an denjenigen des Arztes und Botanikers Leblond (1747—1815) knüpft. Ich habe mich zuvor nicht für Leblond inspiriert, weil ich zur Zeit, wo ich meine France équinoxiale schrieb, noch nicht die Broschüre kannte, welche seinen Plan über die indianischen Reductionen (Missionen) im oberen Guyana enthält. Und sehen Sie nun, wie jetzt, nachdem seither mehr als siebzig Jahre vergangen sind, diejenigen, die von Guyana mehr kennen, als das halbe Dutzend wunderlicher geschäftiger Schwätzer, welche die Kolonie immer in ihrem Dienste gehabt hat, um sie zu diskreditieren, welche mehr von jener Kolonie kennen als Cayenne und etwa drei oder vier Punkte an seiner Küste, und die das Land lieben, — wie nun, sage ich, diejenigen sich begegnen, um zwei identische Thesen zu verteidigen.

Der Plan von Leblond, dem Arzt und Naturforscher, welchen König Ludwig XVI. nach Guyana geschickt hatte, um daselbst nach Chinarinden zu forschen, des Korrespondenten der alten Akademie der Wissenschaften und des Instituts für die Gründung einer neuen Kolonie, stammt aus dem Jahre 1814 und findet sich im 6. Kapitel seiner „Beschreibung des französischen Guyana“, S. 69—88.

„Es ist“, sagt Leblond, „ein Plan für eine Kolonie von Europäern und Indianern, welche gesund und mit geringen Kosten im oberen Teile von Guyana errichtet werden könnte, wo die neuen Kolonisten eine ihrer Konstitution angemessene Temperatur finden würden. Bei meiner letzten Reise im Innern von Guyana im Jahre 1789 kam mir gelegentlich der erste Gedanke zu dem Plane, welchen ich vorschlage. Ich befand mich zu jener Zeit jenseit der Quellen des Camopi, mehr als 80 Lieues von der Küste, bei ziemlich zahlreichen indianischen Völkerschaften, welche vorwiegend vom Anbau ihrer Felder leben und die mir die sanften und friedlichen Sitten der Ackerbau-treibenden Völker zu haben schienen. Das sagte ich mir vor zwei Jahren in der Vorrede zu meiner „Reise nach den Antillen und Südamerika“.

„Ich fühlte, daß man die Indianer ohne Mühe zum Genuß der Vorteile der Gesellschaft führen würde, wenn man sich nach ihrem trefflichen Naturell richten wollte; daß sie, wenn etwas aufgeklärter geworden, leicht dahin gelangen würden, sich selbst zu genügen unter einer weisen Leitung, welche ihnen den Vollgenuß ihrer Rechte verbürgt hätte.

In dieser Absicht folgten mir die bedeutendsten Häuptlinge ihrer Nation mit zweiundzwanzig ihrer Poïtos oder Vasallen nach Cayenne. Allein in Frankreich war die Revolution ausgebrochen und ich erhielt den Befehl, meine Forschungen einzustellen, und so scheiterte dieser edle und nützliche Plan. Meine Absicht war, mit allen zum Anbau von kolonialen Ernten erforderlichen Gegenständen dahin zurückzukehren und mittelst des Tauschhandels kommerzielle Beziehungen mit Cayenne herzustellen.

„Es sei mir vergönnt", fährt Leblond fort, „hier meinen Plan einer Niederlassung unter den Indianern, besonders unter den sog. Roucouyennes zu erneuern und mich summarisch über die Mittel zur Verwirklichung wie über die Ergebnisse auszusprechen, welche man davon erwarten kann. Ich wage zu glauben, daß die Kenntnisse, welche ich mir während meiner Reise in Südamerika von den Eingeborenen und den Spaniern erworben habe, mir hierüber sehr interessante Einblicke gegeben haben.

„Die Roucouyennes allein bewohnen 32 Dörfer und sprechen die gleiche Sprache. Ihre Häuptlinge haben mir die Gewißheit verschafft, daß ihre Bogenschützen oder Erwachsenen sich auf 600 Köpfe belaufen, was auf eine Gesamtbevölkerung von 4000 Seelen schließen läßt. Die Ebenen oder Hochebenen, welche sie bewohnen, liegen mindestens 350 m. über der Meeresfläche, in einer Region, wo man sicher ist, wenig oder gar keine sumpfige Gegenden mehr, sondern nur ein Gelände zu finden, welches gemäßigter und gesünder ist als das Tiefland und die Nähe der Küsten.

„Diese Indianer wünschen nichts sehnlicher als die Franzosen sich mit ihren Töchtern verbinden zu sehen; sie haben mir mehrfach mit Begeisterung davon gesprochen. Diese Verbindungen wären in der That das beste Mittel, beide Nationen zu identifizieren, gleichsam miteinander zu verschmelzen. Die gekreuzte Rasse, welche daraus entstehen würde, wäre kräftig, mutig, und beinahe weiß. Auf diese Weise haben in Wirklichkeit die ersten spanischen Eroberer ihre ungeheuren Besitzungen in Amerika bevölkert und die daraus hervorgegangene Rasse ist frischer, stärker und fast ebenso weiß wie die Spanier selbst. Man muß aus Frankreich unmittelbar die Elemente dieser neuen Einwanderung zu beziehen suchen, denn die weiße Kreolen-Bevölkerung ist in der alten Kolonie zu wenig zahlreich.

„Die Reise von dem Posten Oyapock bis zu den Roucouyennes beträgt ungefähr zwanzig Tagereisen und man muß hier gebührend auf diese Schwierigkeiten des ersten Verkehrs zwischen der neuen Kolonie und der alten hinweisen. Man muß aber auch bedenken, daß es für die Ankömmlinge selbst gut ist, daß sie sich vereinzelt und gleichsam in eine neue Welt versetzt fühlen. Um jedoch von einer Kolonie zur anderen alle sonstigen Verkehrsmittel außer denjenigen zu verhindern, welche die Ueberwachung der Verwaltung und das Bedürfnis wechselseitigen Austausches veranlassen, würde eine Post auf der Mission Saint-Paul errichtet. Die Neger hauptsächlich würden aus der neuen Kolonie ausgeschlossen werden und die Sorge dafür würden die Indianer übernehmen, welche die Neger verabscheuen.

„Angenommen, daß die Regierung sich entschlösse, einen Versuch mit einer derartigen Niederlassung zu machen, so würde man zuerst hundert junge Individuen aus den jüngsten, kräftigsten und dazu geneigtesten auswählen. Die Indianer würden sich mit den nötigen Urbarmachungen befassen, Baumwolle und die Nahrungspflanzen, außerdem Obstbäume aller Art anpflanzen und Zuckerrohr- und andere Felder von Nutz- und Handelsgewächsen anlegen. Bei einer aufgeklärten, sorgsamen und aufmerksamen Verwaltung wäre man in zwei Jahren mit Schweinen und anderen Haustieren, selbst Kühe, Ziegen und Schafe nicht ausgenommen, die auf diesem glücklichen Erdwinkel gut gedeihen würden, versehen, denn man darf nicht aus dem Gesicht verlieren, daß es unter jenem Himmelsstrich keinen Winter gibt, daß die leichteste und dürftigste Kleidung genügt und die Arbeit eines einzigen Menschen hinreicht, um zwanzig bis dreißig Personen zu ernähren, oder vielmehr, daß, wenn die Obstbäume und die Kulturen eine gewisse Entwickelung erlangt haben, sie beinahe keine Bearbeitung mehr, sondern nur eine Unterhaltung bedürfen, da die meisten Erzeugnisse des Bodens dort freiwillig wachsen.

„Die Indianer lieben die sitzende Lebensweise und befassen sich gern, um eine Abwechselung in die langweilige Einförmigkeit derselben zu bringen, mit den Handwerken, welche eine solche erfordern. Ihre Kinder würde man im Lesen und Schreiben, im Rechnen und den Anfangsgründen der Geometrie unterrichten, was die Eltern mit Bewunderung und Freude erfüllen würde.

„Falls die Regierung diese Ansichten anzunehmen geruhen würde, müßte man im voraus von dem Posten am Oyapock aus einige sorglich gewählte Agenten zu den Roucouyennes schicken und denselben Kunde von der glücklichen Errichtung der Kolonie geben, welche zu einer vorher bestimmten Zeit bei ihnen eintreffen werde, damit sie zum Empfang derselben Lebensmittel herrichten würden. Man müßte sie zu diesem Zwecke mit Aexten, Säbeln und anderen Werkzeugen zum Lichten der Wälder und zum Holzschlag versehen und ihnen Nußfrüchte und alle Samen der in der Kolonie üblichen Pflanzen schicken, welche ihnen fehlten, und einige zuverlässige Aufseher zur Ueberwachung der Arbeiten bei ihnen lassen.

„Erst ein Jahr nach Erledigung dieser vorläufigen Arbeiten, welche unerläßlich sein würden, um allen möglichen Unfällen und dem Eintreten einer Hungersnot vorzubeugen, würde eine Gabarre mit der ersten Auswanderung von Frankreich abgehen und Ende Oktobers auf dem Posten am Oyapock ankommen. Hier würden dann die erforderlichen Boote bereit sein, um Menschen und Tiere, Werkzeuge, Lebensmittel, Maschinen und alle anderen für

die neue Niederlassung erforderlichen Lebensbedürfnisse an Ort und Stelle zu schaffen. Für diese Reise wären ungefähr 30 Boote und als Ruderer und Führer 150 Indianer nötig. Ueber die Weißen und die Indianer müßte eine genaue polizeiliche Aufsicht geführt und diese dem Häuptling oder Kaziken jedes Dorfes und einem französischen von einem weißen Dolmetscher unterstützten Beamten übertragen werden. Man würde diese Dolmetscher auf dem Posten am Oyapock und anderwärts finden, aber in wenigen Monaten auch dahin gelangen, daß man sich mit einander verständigen könnte. Die an Vokalen reiche Roucouyenne-Sprache ist leicht zu erlernen und man behält ohne Mühe die Worte, welche sich auf die ersten Lebensbedürfnisse beziehen; das Wörterverzeichnis derselben ist nicht lang.

„Um diese Niederlassung zu leiten und zu verwalten, welche sich immer mehr vergrößern und entwickeln würde, wäre es unerläßlich, an ihre Spitze einen aufgeklärten, festen und weisen Mann zu stellen, der, enttäuscht über alle Illusionen unserer europäischen Gesellschaften, seinen Ruhm und seine Ehre einzig darin suchen würde, diesem aus zwei so verschiedenen Elementen zusammengesetzten neuen Volke Gesetze zu geben. Die von mir geplante, von der Regierung geregelte, geleitete und beschützte Kolonie würde ihren Bewohnern noch weitere Mittel liefern, die Bevölkerung des Landes zu vermehren, indem sie sich tiefer in das Innere des Festlandes ausbreitete. Wenn eine praktische Erfahrung von einem oder mehreren Jahren und die Bekanntschaft mit den von der ersten Auswanderung erlangten Ergebnissen das Schicksal der Niederlassung befestigt und der Regierung selbst den Maßstab von dem gegeben hätte, was sie erwarten kann und darf, und von dem Guten, was sie dort wirken kann, so würde man mit desto größerer Sicherheit neue Expeditionen vorbereiten, weil die nun besser bekannten Hülfsquellen und Mittel der Kolonie die Gefahr jedes allzu gewagten Versuchs beseitigen würden. Die alljährlich aus Frankreich ankommenden Fahrzeuge würden verpflichtet werden, alle diejenigen nach dort zurückzunehmen, welche nach hinreichenden Verwarnungen die hergestellte Ordnung durch ihre ungeregelte Aufführung oder ihre verderblichen und unverbesserlichen Neigungen gestört haben würden.

„Man hat bisher hauptsächlich die Vorteile ins Auge gefaßt, welche die Besetzung und die Kultur des oberen Guyana den Auswanderern darbieten können; ich werde nun in ganz besonderer Weise und in aller Kürze auch den Nutzen nachweisen, welchen die Hauptstadt von dieser Kolonisation haben wird. Der erste Vorteil würde darin bestehen, daß man das Innere jener Länder vollständig kennen lernen und hierdurch wahrscheinlich zur Entdeckung kostbarer Metalle gelangen würde. Allein noch sicherere und bei weitem vorzuziehende Erfolge wären die Erzeugung und das Sammeln von Chinarinde, Sarsaparille, Cacao, Vanille, Gummi und den verschiedenen kostbaren Balsam-Arten, welche verschiedene Bäume jenes Landes hervorbringen. Endlich verleiht die hohe Lage der zur Errichtung der neuen Kolonie ausersehenen Gegenden denselben ein gemäßigtes Klima; die Abwesenheit oder Seltenheit von Sümpfen schützt die Bodenerzeugnisse vor den Verheerungen der Insekten und die Europäer vor den Heimsuchungen durch die bösen Fieber. Hier haben wir," sagt Leblond zum Schluß, „eine Berufung auf die Vernunft, eine Appellation an das öffentliche Interesse. Das einzige Lob, welches ich anstrebe, ist, daß die aufrichtigen Vaterlandsfreunde, wenn sie mich gelesen haben, mich ermächtigen, mir die Grabschrift zu setzen: ‚Ex utilitate decus.'"

So hat dieser Gelehrte, welcher das französische Guyana über dreißig Jahre lang bis in seine entlegensten Tiefen erforschte, schon im Jahre 1814 am Ende einer der am pflichtgetreuesten vollbrachten Laufbahnen, die Guyana je gesehen hat, den Schluß gezogen, daß die Zukunft des französischen Guyana auf seinem Oberlande beruhe, daß die Indianer das ernsteste Element der Bevölkerung seien, und er entwirft demgemäß den Plan von großen Missionen von Seiten der Geistlichkeit.

Heutzutage, mehr als siebzig Jahre später, können wir uns das Zeugnis ausstellen, daß wir im Bereich des Thörichten alles versucht und alle möglichen Fehler begangen haben. Die Deportation ist seit ihrer Einführung in die Kolonie vor 35 Jahren absolut unbenützt geblieben; die Goldgruben haben seit ihrer Anschürfung vor 31 Jahren nur Kapitalisten bereichert oder ruiniert, welche niemals nach Guyana kamen, und anstatt aller Verbesserungen der Kolonie nur vorübergehend dem Lande einige Beamte, Antillesen oder Pariser, gegeben, welche nach Verlauf von einigen Jahren wieder gehen und ihre Ersparnisse mitnehmen. Die Rasse der weißen Kreolen ist beinahe ausgestorben, die der Schwarzen und Farbigen vermindert sich von Tag zu Tag; die Kolonie liegt im Todeskampf seit der Zerstreuung der Indianer und der Aufhebung der Reductionen (geistlichen Missionen) im vorigen Jahrhundert — das ist heutzutage das wirkliche Bild jenes unglücklichen Landes. Leblond würde in diesem Augenblick ebenfalls bestätigen können, daß es heutzutage nur ein einziges Mittel zur Rettung dieser Kolonie gibt und daß dasselbe in der nützlichen Verwendung der Indianerstämme des oberen Landes besteht. Was darüber hinaus geht, ist nur Illusion, Ohnmacht und unheilbarer Ruin.

Ich habe an einem anderen Orte (vergl. meine „Studien und Reisen quer durch Guyana und Amazonien", Band I: „Die Direktoren der Indianer") dasjenige geschildert, was in Brasilien in gleichem Falle vorgeht — es ist so ziemlich dasselbe, was Leblond verlangte. Gegenwärtig besteht das französische Guyana, eine Kolonie dem Namen nach, wo der Bürger des Mutterlandes beinahe nichts von diesem vorfindet, aus zwei verderblichen Anomalien: aus den Bagnos, wo die Deportierten und rück-

fälligen Verbrecher im Müßiggang sorgfältig verpflegt und wie in einem Gewächshause behandelt werden, um sie wieder zur Sittlichkeit zurückzuführen; und aus armen Goldgräbern, welche allen Ackerbau und Gewerbfleiß aufgegeben haben, um es dahin zu bringen, daß sie im ganzen sechs Millionen Franken jährlich produzieren zum ausschließlichen Vorteil gewisser zweideutiger schleichhändlerischer Kapitalisten und gewisser Beamten, welche im allgemeinen nichts besseres sind. Und der Urwald droht mit fortschreitendem Erfolg sowohl Bagno wie Goldgräber zu verschlingen.

Da ich nicht noch einmal Leblond abschreiben noch meine „Indianer-Direktoren“ wiederholen will, so werde ich nicht in weitere Einzelheiten über die Einrichtung indianischer Reductionen in Oberguyana eingehen. Ich will jedoch einige Schlüsse wiederholen, denn wenn man lange genug die Wahrheit in alle Winde geschrieen hat, trägt irgend eine günstige Strömung sie doch vielleicht einem Ohre zu, welches hören will.

Die Indianer des unbestrittenen oberen Guyana sind weit zahlreicher als die mehr oder minder zivilisierten Neger und Negroiden von Unterguyana samt den Antillesen, den Kreolen und den Europäern der Goldgruben, Neger und Farbigen, und würden sich unter günstigeren Bedingungen (welches die gegenwärtigen nicht sind) in diesem Lande alle hundert Jahre verdoppeln. Die Indianer selbst verdoppeln sich durch die langsamste Kreuzung mit den Weißen alle zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre in den umliegenden Ländern. Die hundertjährige Verdoppelung findet in Liberia und auf Hayti, die andere in Brasilien, Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia, Mexico und Zentralamerika statt.

Ein namhafter Teil des französischen Guyana auf dem rechten Ufer des Maroni gehört ausschließlich den Strafplätzen, welche übrigens auch auf der übrigen Küste bis hinunter nach Cayenne vertreten sind. Die mittlere Zone, bis zum 4.°, gehört jenen berüchtigten Goldgruben, welche, ihrer dreißig oder vierzig an der Zahl, jene sechs Millionen abwerfen. Zwischen den Strafplätzen und den Placeres (Goldgruben) gibt es kein Leben, keine Thätigkeit — nur den unbetretenen Urwald.

Man schaffe daher in Guyana, in dem unbestrittenen Teil der Kolonie, hinter den Placeres, jenseit der äußersten Forschungsgebiete der Goldsucher im Süden vom 4.°, neben dem Guyana der unverwerteten Strafplätze und dem Guyana der unproduktiven Goldgruben, ein drittes gemäßigteres, gesünderes und reicheres Guyana — das indische Guyana, welches Leblond schon vor 70 Jahren forderte. Dieses indianische Gebiet begreift innerhalb natürlicher Grenzen: des Inini, der Wasserscheide des östlichen Oyapock-Beckens, des Oyapock, des Tumuc-Humac-Gebirges und des oberen Maroni — mehr als die Hälfte der Kolonie, Stoff genug für eine besondere Regierung.

Die Strafkolonien nehmen in Guyana einen größeren Flächenraum ein als nötig ist, die Zone der Goldgruben ist noch nicht zum vierten Teil erforscht. Man versuche daher in diesem Lande das einzige, was jemals gelungen ist, das einzige, worauf sein Gedeihen in den Jahren 1664 bis 1763 (der einzigen Zeit, wo man es versucht hat) gelungen ist: man richte in Oberguyana Indianer-Reductionen ein.

Es wäre mir leicht, ein Programm aufzustellen und einen ins Einzelne gehenden Plan zu entwerfen, aber ich habe noch nicht die Befähigung dafür. Ich begnüge mich daher bis dahin, wo ich Gehör finde, damit, alle indianischen Dörfer im oberen französischen Guyana eines nach dem anderen zu besuchen und mir unter jedem der verschiedenen Stämme, welche jenes Land bevölkern, das Bürgerrecht zu erwerben.

Das Amur-Land.

Vortrag, gehalten im Verein für Erdkunde zu Halle am 18. März 1887 von O. Genest.

(Schluß.)

Die zweite Frage, welche oben aufgeworfen und zunächst als eine solche bezeichnet wurde, daß von ihrer Beantwortung mit Ja zum Teil die vorteilhafte Entwicklung des Amur-Landes abhängt, ist die nach dem Metallreichtum desselben. Leider sind unsere Nachrichten über diesen Punkt noch immer sehr wenig zahlreich und sicher, doch darf schon heute mit ziemlicher Sicherheit ausgesprochen werden, daß der Vorrat an mineralischen Schätzen den Erwartungen nicht entfernt entspricht, welche man früher gehegt hat. Zwar sind Gold und Silber, sowie auch andere Metalle, namentlich Blei und Kupfer, an mehreren Punkten entdeckt worden, die Erträge aber sind bisher noch ziemlich gering geblieben. Das liegt in Bezug auf die Edelmetalle zum Teil daran, daß die Regierung den Unternehmungsgeist und das Kapital von Privatleuten im allgemeinen ängstlich von der Förderung derselben fernhielt, um den Nutzen davon selbst zu genießen; und das hat zur Folge, daß eben nur so viel zutage gefördert wird, wie ohne große Mühe und Kosten zu gewinnen ist, während man an eine intensive Ausbeutung der vorhandenen Schätze nicht denkt. Erst in neuester Zeit hat die russische Regierung einigen Kapitalisten die Konzession für die Goldgewinnung in den Ausläufern des Jablonowoi-Gebirges nördlich von Albasin erteilt, und diese Handelsgesellschaft soll in der That mit bedeutendem Gewinn arbeiten; aber auch hier zeigt sich der alte Fluch, der am Golde klebt, indem der verhältnismäßig leichte Gewinn, welcher zu erzielen ist, die ackerbauenden Kolonisten zum Teil verführt hat, ihre für das Land so segensreiche Thätigkeit mit der Goldsucherei und dem daraus fließenden unsittlichen Leben zu vertauschen. Auch der Silberbergbau hat früher in

der Umgegend von Nertschinsk in hoher Blüte gestanden, doch sollen die Werke dieser Gegend, welche durchweg im Besitz der Regierung sind, jetzt sogar mit Verlust arbeiten, wie denn überhaupt die Erträge des Bergbaues in diesem Distrikte im Abnehmen begriffen zu sein scheinen. Daß Kohlen im Amur-Lande vorhanden sein müßten, durfte man schon nach den ersten nur oberflächlich geführten geologischen Untersuchungen erwarten, und in der That sind hier und da Flötze aufgedeckt und in Arbeit genommen worden. Ob aber die Menge der vorhandenen Kohlen imstande sein wird, das Amur-Gebiet nach dieser Seite hin von der Einfuhr aus andern Gegenden für die Zukunft unabhängig zu machen, das ist eine Frage, die heute weder mit Ja noch mit Nein beantwortet werden kann; und man wird sich von Seiten der Meistbeteiligten auch kaum beeilen, sie nach der einen oder anderen Seite hin zu entscheiden, da voraussichtlich der Bedarf an Brennmaterial für alle in Betracht kommenden Fälle mit Leichtigkeit aus den mächtigen Waldbeständen des Landes noch lange wird gedeckt werden können. Auch in Beziehung auf das Eisen, den zweiten großen Hebel industrieller Entwicklung, ist man bisher noch zu keinem einigermaßen sichern Resultat gelangt. Vorhanden ist es an zahlreichen Punkten des Amur-Landes, ob aber in solcher Menge, daß es die Förderung lohnt, und ferner, wenn das wirklich der Fall sein sollte, ob in solcher Nähe ergiebiger Kohlenschächte, daß es ohne große Schwierigkeiten und Kosten verhüttet und konkurrenzfähig gemacht werden kann, darüber werden erst eingehendere Untersuchungen als sie bisher vorgenommen sind, entscheiden können. Uebrigens soll nicht unerwähnt bleiben, daß sowohl am oberen Amur, als auch im Mündungsgebiete des Stromes, wo überhaupt die Spuren vergangener vulkanischer Thätigkeit zahlreich sind, sich eine Menge heißer Quellen befinden, die von den Eingeborenen von jeher zu sanitären Zwecken benutzt worden sind, doch ist unbekannt, ob wissenschaftliche Untersuchungen einen wirklichen Wert dieser Thermen konstatiert haben.

In zoologischer Beziehung ist das Amur-Land in hervorragendem Maße ein Uebergangsgebiet, indem hier Tierformen des inneren Asiens mit denen der japanischen Inseln und andererseits arktische Arten mit solchen zusammentreffen, deren Verbreitungsmittelpunkt in den tropischen Gegenden Asiens zu suchen ist. Von besonderem Interesse ist in letzterer Beziehung die Thatsache, daß der arktische Bär auf der einen, und der bengalische Tiger auf der anderen Seite einander die Herrschaft über die Tierwelt des Amur-Gebietes streitig machen. Denn jener ist in allen Teilen desselben, selbst in der chinesischen Mandschurei, häufig anzutreffen; dieser dehnt nach den Forschungen Schrencks seine Streifzüge bis zum 51.° n. aus und soll an der Mündung des Ussuri sogar noch überwintern. Beide Raubtiere, welche übrigens bei einzelnen Amur-Stämmen religiöse Verehrung genießen, werden Menschen und Tieren oft gefährlich, besonders aber haben die Renntiere und Pferde unter dem Blutdurste des Tigers viel zu leiden. Doch mehr als diese gefährlichen Beherrscher der Fauna des Amur-Gebietes kommen für die Beantwortung der oben angeregten dritten Frage hier diejenigen Tierarten in Betracht, welche dem Menschen direkten Nutzen gewähren. Da sind an erster Stelle die Haustiere zu nennen, soweit bei der vorwiegend nomadisierenden oder der Jagd und dem Fischfang obliegenden Amur-Bevölkerung von solchen überhaupt die Rede sein kann. Schaf und Rind finden sich ursprünglich nur bei den Heerden-haltenden Urbewohnern des oberen Amur-Gebietes, an den mittleren und unteren Lauf des Stromes sind sie erst durch russische Ansiedler gelangt, gedeihen aber hier wie dort trefflich. Dagegen ist das Pferd von jeher im ganzen Amur-Gebiet verbreitet gewesen und wird wie bei uns als Zug-, Reit- und Lasttier verwendet. Das Schwein ist bei den Anwohnern des mittleren und unteren Amur häufig zu finden, dagegen fehlt meines Wissens das Federvieh fast gänzlich. Für die Tungusen-Stämme am linken Amur-Ufer und an den nördlichen Zuflüssen sind die wichtigsten Haustiere das Renntier und der Hund, von denen ersteres sowohl Nahrung und Kleidung liefert, als auch, abweichend von anderen Verbreitungsgebieten, als Reittier benutzt wird. Der Hund zeichnet sich dort durch dieselbe Vielseitigkeit aus, wie bei uns. Er bewacht die Dörfer, treibt dem Jäger in den waldreichen Bergen das Wild zu und ermöglicht im Winter als Zugtier die weiten Schlittenreisen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er bei seinen Besitzern in hoher Achtung steht, während hiegegen die Katze als ein völlig verachtetes Tier gilt. Man trifft dieselbe in gezähmtem Zustande auch fast nur in den Häusern der am Amur wohnenden chinesischen und mandschurischen Kaufleute, deren Gewinnsucht sich unter anderem darin dokumentiert, daß sie nur verschnittene Kater einführen, um den russischen Ansiedlern die Zucht der Katzen unmöglich zu machen und sie zum Ankauf derselben bei ihnen zu zwingen.

Unter den übrigen Tieren des Amur-Gebietes sind besonders die Pelzträger von hohem kommerziellem Werte. Die Erlegung von Zobeln und anderen Marderarten, von Fisch- und Seeottern, des Vielfraßes und Dachses, mehrerer Arten von Eichhörnchen und Füchsen, sowie einer ganzen Reihe anderer Pelztiere, gewährt den Jägervölkern nicht nur die Mittel zum Eintausch der nötigen Lebensbedürfnisse, sondern auch den Stoff zur eigenen Kleidung, die während eines großen Teiles des Jahres aus Pelzwerk besteht. Als solche Jagdtiere, deren Fleisch zur Nahrung für die Jäger dient, sind mehrere Arten von Hirschen, Rehen und Antilopen zu nennen, deren Häufigkeit in der Gegend von der Ussuri-Mündung stromabwärts zur Zeit von Schrenck's Reise in den fünfziger Jahren geradezu staunenerregend war. Dennoch kommen dieselben kaum in Betracht gegenüber den Fischen, welche in frischem und

getrocknetem Zustande einigen Amur-Völkern fast ausschließlich als Nahrungsmittel dienen und von ihnen auch zur Fütterung der Hunde benutzt werden. Denn der Fischreichtum des Amur und seiner Nebenflüsse ist in der That ein ungeheurer. So erzählt der Kapitän Jakobsen, daß er und seine Gefährten bei ihrer Bootfahrt den Strom abwärts im Sommer 1884 mehrfach die ins Wasser getauchten Ruder kaum hätten bewegen können, weil sie zwischen den in dichten Scharen stromaufwärts ziehenden Fischen förmlich eingeklemmt gewesen wären. Besonders sind es Lachs- und Störarten, welche während des Sommers in mächtigen Bänken den Fluß hinaufziehen und dann in kolossalen Mengen gefangen werden, wenn nicht das Hochwasser der Fangarbeit als ein unüberwindliches Hindernis entgegentritt. Die Folge davon pflegt dann eine Hungersnot zu sein.

Aus diesen Angaben, die natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, geht hervor, daß die Tierwelt des Amur-Gebietes eine reiche Zahl von Arten aufweist, die dem Menschen mannigfachen Nutzen gewähren; doch beginnt leider der Bestand der für den Handel so unendlich wichtigen Pelztiere sich schon jetzt bedenklich zu lichten, da man an Schonung derselben nicht denkt, sondern ohne Rücksicht auf die Zukunft alles vernichtet, was man erreichen kann, um sich möglichst großen Vorteil für den Augenblick zu schaffen. Hier könnten vielleicht energische Maßregeln von Seiten der Regierung das Amur-Land vor dem Verluste eines seiner wichtigsten Handelsartikel bewahren; solche Maßregeln sind aber weder von der Regierung zu erwarten, noch darf man, wenn sie wirklich getroffen werden sollten, eine allzu große Wirkung erhoffen, da ihre straffe Durchführung durch die Geringzähligkeit und weite Zerstreuung der Bewohner so gut wie unmöglich gemacht wird.

Die letzte Frage endlich, welche noch zu erledigen ist, ist die nach dem Reichtum der Pflanzenwelt und nach der Rentabilität des Ackerbaues im Amur-Lande. Auch in diesen Beziehungen sind die Nachrichten, welche uns zur Zeit zu Gebote stehen, noch nicht reichhaltig genug, als daß auf Grund derselben ein endgültiges Urteil in günstigem oder ungünstigem Sinne abgegeben werden könnte. Soviel aber steht fest, daß wir es auch in botanischer Beziehung hier mit einem Uebergangsgebiete zu thun haben, dessen einzelne Teile, wie das bei der riesigen Ausdehnung des Landes nicht anders zu erwarten ist, beträchtliche Verschiedenheiten voneinander aufweisen. Denn das Gebiet des oberen Amur trägt fast durchweg Steppencharakter, so daß es zum Ackerbau nur sehr sporadisch, zur Viehzucht hingegen in hohem Grade brauchbar ist. Auch fehlt hier infolge der geringen Niederschläge der Laubwald fast vollständig, während der auch nur spärlich vertretene Nadelwald auf die höheren Teile der Gebirge beschränkt ist. Besser stellen sich die Verhältnisse am mittleren Laufe des Stromes, wo sich ein deutlicher Unterschied zwischen den ebenen und gebirgigen Ufergegenden zeigt. In jenen herrscht auch hier bis jetzt noch das Waideland entschieden vor, aber in Gemäßheit der stärkeren Niederschläge treten üppige Wiesen mit prächtigem Blumenflor an die Stelle der Steppe mit ihrer farblosen Eintönigkeit; doch ist der Zugang zu diesen Grasfluren vom Flusse her nicht selten durch weite Sumpfstrecken gesperrt, die sich bei der geringen Neigung des Landes infolge der Ueberschwemmungen gebildet haben. Dort hingegen, wo das Gebirge nahe an den Fluß herantritt, zeigt sich fast durchweg eine Waldvegetation von hervorragender Ueppigkeit, in deren unteren Regionen Laubhölzer wie Eiche, Ahorn, Linde, Pappel, Ulme und Birke vorherrschen, während weiter aufwärts allmählich Nadelhölzer an deren Stelle treten. Unter den letzteren nimmt den hervorragendsten Platz die Zirbelkiefer ein, welche auch in den Alpen und Pyrenäen vorkommt, ohne jedoch hier zusammenhängende Bestände zu bilden. Das harte und trockene Holz dieses Baumes eignet sich in ausgezeichneter Weise zu Resonanzböden musikalischer Instrumente und als Material zu Holzschnitzereien, während seine Zapfen eine Lieblingsspeise der Eichhörnchen sind und auch von den Eingeborenen genossen werden. Die Thalsohlen, auch der Nebenflüsse des mittleren Amur, sind fast überall mit einem fast undurchdringlichen Urwalde von Unterholz, Schlingpflanzen und riesigen Farnkräutern bedeckt, so daß hier meist nur Axt und Messer den Weg zu bahnen imstande sind. Aehnlich sind die Vegetationsverhältnisse am Ussuri und am unteren Amur bis zum 51.⁰ n., nur ist hier die Waldbedeckung noch bei weitem dichter und die Zahl der auftretenden Baumarten viel größer. Herrliche Exemplare von riesigen Dimensionen sind in Menge zu finden, namentlich zeichnen sich Eichen und Nußbäume durch ihre mächtige Entwicklung aus. Daneben erscheint in diesem Gebiete auch die Weinrebe, welche man zwar angefangen hat zu kultivieren, doch ist bei den obwaltenden klimatischen Verhältnissen auf die Gewinnung eines wertvollen Getränkes kaum zu rechnen, ganz abgesehen davon, daß die Anpflanzungen durch die Besuche der zahlreichen Bären, welche die Weintrauben ebenso sehr lieben, wie den Honig, viel zu leiden haben. Endlich ist auch das Mündungsgebiet des Amur reich an Wäldern, doch treten hier an die Stelle der weiter oberhalb vorherrschenden Laubhölzer Nadeln und Zapfen tragende Bäume.

Diese kurzen Angaben werden genügen, um zu zeigen, daß das Amur-Land sich durch weit ausgedehnte Wiesengelände gut zur Viehzucht eignet, und daß es andererseits ein wichtiges Produktionsgebiet für Bau-, Nutz- und Brennholz ist. Dagegen erscheint der Betrieb des Ackerbaues in den gebirgigen Teilen des Landes, und diese überragen an Ausdehnung weit die ebenen, infolge des rauhen Klima's ziemlich aussichtslos, womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß das Amur-Gebiet im ganzen ungeeignet für den Ackerbau sei. Denn wenn auch

die Hoffnung früherer Zeiten, daß das Land die Kornkammer für die unfruchtbaren Teile Sibiriens werden würde, sich wahrscheinlich auch dann nicht erfüllen wird, wenn die Ansiedlung in demselben und damit auch der Anbau beträchtlich zugenommen haben wird, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß z. B. an den Mündungen der Seja und Bureja, im Ussuri-Thale und in der chinesischen Mandschurei, wo man auf dem ebenen Boden mit dem Ackerbau Versuche angestellt hat, sehr gute Erfolge erzielt worden sind; die Aussaat liefert dort zum Teil den vierzigfachen Ertrag. Aber dabei ist nicht aus den Augen zu lassen, daß wenigstens von den russischen Ansiedlern bisher der schlimmste Raubbau betrieben worden ist, indem man eine Strecke Landes urbar machte, den Boden so lange bebaute, als er, ohne daß ihm Nahrung zugeführt wurde, seinen Ertrag lieferte, und dann einen neuen Platz in Kultur nahm, mit dem man wieder ebenso verfuhr. Rationeller geht die Bevölkerung in der chinesischen Mandschurei zu Werke, in welcher sowohl unsere Getreide-Arten und Gemüse, als auch besonders Hirse viel angebaut wird, welche letztere die hauptsächlichste Nahrung des Volkes bildet. Im Süden des Landes kultiviert man auch Reis, Mohn zur Opiumbereitung und besonders Tabak, der nach dem Urteil von Kennern dem amerikanischen nicht viel an Güte nachstehen soll. Daher vermag denn auch dieses Land nicht nur seine eigenen Bewohner zu ernähren, sondern es ist auch imstande, jahraus jahrein den unkultivierten Völkern auf russischem Gebiete eine beträchtliche Zufuhr an Lebensmitteln und Tabak zu Teil werden zu lassen, durch welche es dieselben, nachdem sie in politischer Beziehung der chinesischen Herrschaft entrissen sind, noch immer in wirtschaftlicher Abhängigkeit erhält.

Ungefähr dieselben Produkte, wie in der chinesischen Mandschurei, liefert der Ackerbau auch in dem russischen Amur-Gebiete, wie er von den dort angesiedelten Bauern betrieben wird; aber die bisher erzielten Erträge reichen noch immer nicht aus, um die Ansiedler selbst zu ernähren, geschweige denn als Ausfuhrartikel in das übrige Sibirien oder an die gegenüberliegende Küste von Nordamerika zu dienen. Vielmehr werden noch immer Massen von Lebensmitteln aus dem europäischen Rußland dem Amur-Lande zugeführt, die natürlich durch den Transport ungeheuer im Preise gesteigert werden, während man sie aus der nahe gelegenen chinesischen Mandschurei bei weitem billiger beziehen könnte. Und dieses ungünstige Verhältnis wird und kann sich erst ändern, wenn die Auswanderung solcher Bauern aus Rußland zunimmt, welche mit einem leidlich großen Betriebskapital ausgerüstet sind und deshalb nicht von der Hand in den Mund zu leben brauchen, während die jetzigen Ansiedler entweder aus den finanziell unkräftigsten Mitgliedern der heimatlichen Bevölkerung oder gar aus Verbannten bestehen, die zum größten Teil nur so lange arbeiten als sie müssen und bei der ersten passenden Gelegenheit wieder auf die alte Bahn des Verbrechens zurückkehren. Erst wenn in dieser Beziehung nach der angedeuteten Richtung hin eine Aenderung eingetreten sein wird, die niemand sehnlicher herbeiwünscht, als die schon im Lande geborenen und aufgewachsenen Sibiriaken, und, wenn eine intensive und rationelle Bearbeitung des Bodens an die Stelle des jetzigen Raubbaues tritt, wird das Amur-Land in den Stand gesetzt werden, seinen Bedarf an Ackerbau-Produkten selbst zu decken; ob es aber jemals für den Export wird produzieren können, das scheint mir nach den bisherigen Erfahrungen mehr als zweifelhaft.

Fasse ich noch einmal das Resultat der vorhergehenden Auseinandersetzungen kurz zusammen, so wird das Urteil dahin ausfallen, daß man von russischer Seite das Amur-Land und seine wirtschaftliche Bedeutung früher weit überschätzt hat. Zwar ist der Amur ohne Zweifel eine der ausgezeichnetsten Wasserstraßen der Welt und für den Zusammenhang der pacifischen Besitzungen Rußlands mit dem Innern Sibiriens und dadurch auch mit dem Mutterlande von hoher Bedeutung; aber sein Wert wird dadurch beträchtlich abgeschwächt, daß seine Mündung fast während zwei Dritteln des Jahres vom Eise verschlossen und auch in der eisfreien Zeit sehr schwer zugänglich ist. Dazu kommt, daß das Klima ungünstig und infolge dessen die Kommunikation im Innern des Landes oft sehr schwierig, ja bisweilen geradezu unmöglich ist. Weiterhin hat sich der Reichtum an Bodenschätzen bisher nicht entfernt so groß erwiesen, wie man früher hoffte; ja der Ertrag der bedeutendsten Bergwerke des Gebietes scheint sogar im Rückgange begriffen zu sein. Die Tierwelt des Amur-Landes hat allerdings eine ganze Reihe von Arten aufzuweisen, die für den Menschen sehr nützlich sind, aber gerade mit den als Handelsartikel wichtigsten, den Pelztieren, wird derartig aufgeräumt, daß dieser Schatz dem Lande in nicht allzu ferner Zeit verloren gehen wird, wenn es nicht gelingt, erfolgreiche Maßregeln zu seinem Schutze zu treffen. Die Pflanzenwelt endlich bietet zwar mancherlei Vorteile, indem die weit ausgedehnten Waideflächen eine viel intensivere Viehzucht gestatten, als sie bisher getrieben worden ist, und die mächtigen Urwälder eine fast unerschöpfliche Menge von Holz zu den verschiedensten Zwecken zu liefern imstande sind; dagegen muß erst noch durch die Entwicklung in der Zukunft der Beweis erbracht werden, daß das Land durch Ackerbau fähig sein wird, seine Bewohner zu ernähren und sie von dem Auslande nach dieser Richtung hin unabhängig zu machen. Wie jetzt die Verhältnisse liegen, bestehen die Ausfuhrartikel, welche das Amur-Gebiet zu liefern vermag, in Pelzwerk und Holz, wozu noch ein wenig Leder, Wolle und eine geringe Menge gesalzener Fische kommt; da aber von dem kostbaren Pelzwerk ein sehr großer Teil aus den Händen der eingeborenen Jäger direkt in die der mandschurischen und chinesischen Kaufleute übergeht, die wahre Spottpreise dafür bezahlen, so bringt derselbe dem Lande keinen nennenswerten Gewinn und ist außerdem für den

großen Welthandel so gut wie völlig verloren. Andererseits wird die Holzausfuhr erst dann eine größere Bedeutung erlangen, wenn durch die Vollendung des Panamá-Kanals der Weg nach dem holzarmen Westen Europa's eine beträchtliche Verkürzung erfahren hat; dann aber steht ihr ohne Zweifel eine bedeutende Entwicklung bevor. Unterdeß jedoch wird der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr noch immer bedeutend überragen, und Rußland wird noch Jahre-lang fortfahren müssen, beträchtliche Summen auf das Amur-Land zu verwenden, ehe es imstande sein wird, einen nennenswerten direkten Vorteil aus ihm zu ziehen. Und an diesen im allgemeinen ungünstigen Verhältnissen würde auch die Erbauung von Eisenbahnen von der Küste in das Innere des Landes hinein nichts bessern, denn der Verkehr kann zur Zeit noch völlig mit den natürlich gegebenen Hülfsmitteln auskommen, und es würde deshalb wahrscheinlich auch niemanden einfallen, die Bahnen zu benutzen. Es würde daher vorderhand nur weggeworfenes Geld sein, welches man in den Bau derartiger Eisenbahnen, der übrigens infolge des unebenen Terrains mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, stecken müßte. Erst wenn der Strom und seine Nebenflüsse dem Verkehr nicht mehr genügen und man vor allen Dingen in Ostsibirien gelernt hat, den schnellen Transport von Waren als einen unberechenbaren Vorteil zu erkennen, wird das anders werden; da aber diese Erkenntnis überall erst mit der wachsenden Lebhaftigkeit des Verkehrs, d. h. mit einer erheblichen Verdichtung der Bevölkerung, sich vollzieht, so können und werden noch Jahrzehnte vergehen, ehe die Erbauung von Bahnen im Amur-Lande von Bedeutung sein wird. Vielleicht hatte Gustav Radde, einer der besten Kenner des Amur-Landes, recht, wenn er im März 1860 empfahl, deutsche Kolonisten dorthin zu führen; man hat jedoch diesen Rat damals nicht befolgt, und jetzt ist an eine Ausführung dieses Gedankens bei dem in Rußland immer mehr zunehmenden Deutschenhaß gar nicht mehr zu denken. Hoffen wir, daß das neu heranwachsende Volk der Sibiriaken, wie es schon vor dem Geiste eines Jadrinzew steht, die geistige Fähigkeit und den Willen besitzt, die in jenem weiten Lande schlummernden Keime zum Leben und zum Segen für die Menschheit zu entwickeln.

Erlebnisse eines englischen Ingenieurs am Kongo.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän des A.I.A. war beinahe drei Jahre am Kongo gewesen und vertraut mit allen Kniffen und Mitteln, um vorwärts zu kommen; so hatten wir nicht nur eine rasche Fahrt, sondern wußten es uns auch ziemlich behaglich zu machen. Er hatte nur noch fünf Monate im Lande zu bleiben und sprach beinahe täglich voll Freude von seiner Heimat, welche der arme Bursche leider nicht wiedersehen sollte.

Der kleine Dampfer A.I.A. war schwer beladen, und so war ich sehr froh zu finden, daß wir nur einen einzigen Passagier hatten, den Lieutenant Dhanis; die übrigen nach dem Oberlauf des Flusses bestimmten Beamten sollten am folgenden Tage mit dem „Stanley" folgen, einem Hinterraddampfer und dem größten Dampfschiff, welches der Freistaat auf dem oberen Kongo besaß. Die Mannschaft bestand aus dem Kapitän D. und mir, neun Sansibaris und zwei Jungen. Wir hatten auch als Passagiere noch vier Eingeborene, aber diese blieben vorne bei der Mannschaft. Unsere Reise war sehr angenehm bis Bolobo, wo der Fluß breiter und seine Ufer flacher werden. Hier machen die vielen verschlungenen Kanäle und wechselnden Sandbänke, sowie die schwimmenden Inseln und freitreibenden Bäume die Schifffahrt selbst für den kühnsten und erfahrensten Lotsen schwierig. Man bedient sich keines Senklots, sondern im Bug des Schiffes ist ein Eingeborener aufgestellt mit einer etwa 20 Fuß langen Stange, mit welcher er den Boden des Flußbettes sondiert, und dieses Verfahren entspricht auch seinem Zweck, wenn man nicht gerade genauere Lothungen behufs der Landesvermessung bedarf. Wenn alles glatt gieng und die nicht unterstützten Bemühungen des Heizers und des Schmierers hinreichten, um die Maschine im rechten Gang zu erhalten, so vertrieb ich mir die Zeit mit dem Schießen auf Flußpferde, allein obwohl ich mehr als eines erlegte, sanken sie doch unter und konnten nicht wieder heraufgeholt werden. Einmal glaubte ich eines solchen sicher zu sein, das im seichten Wasser stand; ich verwundete es in der That tötlich, allein es sprang ins tiefe Wasser und verschwand plötzlich.

Wir waren etwa sechs Tage unterwegs gewesen, da hielten wir für die Nacht unweit von Lukolela. Da diese Dampfer nur mit Holz geheizt werden, so ward ein Teil der Mannschaft (welcher bei Tag ruhen darf) am Abend ans Land geschickt, um den Holzbedarf für den nächsten Tag zu schlagen, während das Boot bis zum nächsten Morgen verankert bleibt. Nachdem wir die Holzhauer ans Land geschickt und alles in Ordnung gebracht hatten, setzten wir — nämlich der Kapitän, Lieutenant Dhanis und ich — uns zum Essen nieder und bald nachdem dieses vorüber war, gieng ich schlafen, da ich sehr müde war. Ich muß hier beiläufig bemerken, daß der Dampfer A.I.A. keine Kajüten hat. Unsere Schlafstellen lagen im Stern des Bootes, diejenige des Kapitäns am weitesten nach hinten; unsere Muskittenvorhänge waren an die Schiffsseiten befestigt und unsere Feldmatratzen reichten gerade von Schiffswand zu Schiffswand, da der Dampfer am Stern nur sechs Fuß breit war. Kapitän D. war in der heitersten Stimmung und spielte alle möglichen Melodien auf einer Ziehharmonika, welche wir bei uns hatten, und zwischen hinein sprach er von seinem Heimwesen in Brüssel und seinem Vergnügen, dasselbe bald wieder zu sehen. Er hatte soeben drei Gläser mit portugiesischem Wein

gefüllt und reichte eines dem Lieutenant Dhanis und bot mir das andere (unter dem Muskittovorhang) herein; ich kostete den Wein und reichte das Glas wieder hinaus mit den Worten: „Der Wein ist zu stark, gießen Sie mir etwas Kongo hinein". Er goß etwas Wasser zu und sagte: „Verwünscht, Mann! es ist ja das reine Wasser!" Das waren die letzten Worte, welche ich von ihm hörte, denn bald darauf drehte ich mich auf die Seite und schlief ein, während mir noch die Klänge einer Melodie in den Ohren klangen, welche ich ihn zu spielen gebeten hatte.

Am anderen Morgen, anstatt wie gewöhnlich von ihm geweckt zu werden, schlief ich, bis Lieutenant Dhanis mich aufrüttelte, welcher herbeikam und mit kreideweißem verstörtem Gesicht mich fragte: „Wo ist der Kapitän?" — „Ich weiß es nicht", erwiderte ich. — „Dann glaube ich, daß er im Kongo ist", sagte Dhanis. Natürlich sprang ich wie ein Blitz auf. „Ja, fürwahr". Da war des Kapitäns Bett leer; seine Kleider, Stiefel, Hut, alles lag daneben; der unversehrte Muskittovorhang zeigte, daß nichts ungewöhnliches stattgefunden hatte, und er konnte auch nicht ans Ufer gegangen sein, ohne mich und Dhanis aufzuwecken, da das Boot mit seinem Bug ans Ufer verankert war. Wir befragten die Mannschaft, aber niemand hatte etwas gesehen oder gehört außer ein gelegentliches Platschen im Wasser, welches aber niemand am Kongo beachtet, da die Krokodile und Flußpferde sich die ganze Nacht hindurch im Wasser herumtummeln. Was ihm zugestoßen ist, das wird sich erst am jüngsten Tage zeigen; wir konnten nur zu dem Schlusse kommen, er sei in der Nacht aufgestanden, über den Stern des Bootes gefallen und ohne einen Schrei untergegangen, da er nicht schwimmen konnte; vielleicht war er nicht einmal wieder aufgetaucht, da die Strömung so stark ist. Wir suchten die Sandbänke flußabwärts meilenweit ab und versprachen den Eingeborenen große Belohnungen, wenn sie die Leiche des Kapitäns oder irgend eine Spur von ihm auffinden würden; aber es war alles umsonst. Das Meer giebt unter Umständen seine Toten wieder heraus, der Kongo niemals.

Wir mußten endlich unsere Fahrt fortsetzen, da wir die Weisung hatten, Bangala vor dem „Stanley" zu erreichen, was uns unmöglich gewesen wäre, wenn wir nicht an Bord einen Sansibari gehabt hätten, der mit dem Strom wohlbekannt und imstande war, die Stelle des Lotsen zu versehen, weil sowohl Dhanis als ich Neulinge im Lande waren. Wir erreichten Bangala genau fünfzehn Tage nach unserem Aufbruch von Leopoldville, ohne von dem größeren Boote eingeholt worden zu sein — zu meinem großen Erstaunen, da wir nach dem Verluste unseres Kapitäns natürlich nicht mehr so rasch vom Fleck kamen wie zuvor.

Der erste Anblick, welchen mir Bangala darbot, war kein gewinnender. Alles, was ich im Schummer eines afrikanischen Abends vor mir sehen konnte, als ich mit dem Boote anhielt, war ein steiles, schlammiges Ufer mit einer Lehmhütte auf der Uferbank. Ich war müde, hungrig und so schläfrig, daß ich stehend hätte einschlafen können, und es war daher wenig aufmunternd, zu finden, daß man nicht einmal ein besonderes Zimmer in der Station haben konnte; ich schlief jedoch den Muskitten zum Trotz gesund genug in meine Wolldecke eingehüllt auf einer einheimischen Matte unter dem Tisch des Speisezimmers.

Am andern Tage traf der „Stanley" ein und brachte unter anderen Beamten den Kapitän Coquilhat, welcher den Oberbefehl in Bangala übernehmen und unter dessen Befehl ich künftighin stehen sollte. Er ward warm bewillkommt von den Bangalas, bei denen er sehr beliebt ist und welche gleich am selben Abend ihm zu Ehren einen großen Tanz und ein Malafu-Gelage veranstalteten. Drei Tage später verließ uns der Dampfer und fuhr hinauf nach den Stanley-Fällen und dann erst bekam ich wirklich Zeit, mich umzusehen und einen besseren Eindruck von der Station zu bekommen, als ich am Abend meiner Ankunft hingenommen hatte. Man war eben daran, zwei neue Häuser zu errichten, in deren einem ich mein Quartier aufschlagen sollte; allein bis sie fertig waren, mußte ich mich in der Pulverkammer heimisch machen, während Dhanis sich in die Proviantkammer verwiesen sah. Ueber einen Monat lang schlief ich in einem Bette, bestehend aus zwei Brettern, welche an jedem Ende auf einem Fasse ruhten, das, wie ich bei weiterer Untersuchung fand, die Kartuschen für die beiden Krupp'schen Berggeschütze der Station enthält, während Kisten mit Gewehrpatronen, Kannen mit Terpentin und allen möglichen brennbaren und Sprengstoffe in meiner nächsten Nähe waren. Von einem Lesen im Bett konnte daher nicht die Rede sein und selbst ein Licht ins Zimmer hineinzunehmen, wäre ein gewagter Versuch gewesen, wenn ich mich nicht zuvor mit der Lage der einzelnen verschiedenen Gegenstände bekannt gemacht hätte. In der That kam in einer Nacht, wo ein furchtbares tropisches Gewitter draußen tobte, Kapitän Coquilhat in der größten Aufregung zu mir herein und bat mich, sein Zimmer mit ihm zu teilen, da er fürchtete, ich könnte durch die Explosion der Patronen zerrissen und in die Luft gesprengt werden. Weil aber die Gefahr in jedem Teile des Stationshauses ungefähr dieselbe gewesen wäre — denn wenn die Pulverfässer explodiert wären, würde ja das ganze Gebäude mitten in den Kongo hinein geschleudert worden sein — vermochte ich keinen Vorteil in einem Quartierwechsel zu sehen; ich dankte ihm also, blieb ruhig, wo ich war, und legte mich schlafen.

Kapitän Coquilhat war der Gründer der Station im Jahre 1883 und das Haus macht ihm noch heute alle Ehre, in Anbetracht der beschränkten Mittel, welche ihm zur Verfügung standen, denn es hatte mit Erfolg allen Angriffen der Eingeborenen (der kannibalischen Flußpiraten, deren Geschwader von Kriegsbooten dem Vordringen Stanley's im Jahr 1877 sich widersetzte) energischen Widerstand geleistet. Es ist aus Flechtwerk und

Lehm erbaut; die geflochtenen Baumzweige sind von festen senkrechten Pfosten gestützt und ganz mit dem einheimischen Letten übertragen, welcher, an der Sonne getrocknet, außerordentlich hart wird und das ganze Gebäude feuerfest macht. Die Decke ist aus Balken gefertigt, welche von Wand zu Wand quer darüber gelegt und mit einer achtzölligen Lehmschicht bedeckt sind, und darüber befindet sich ein Dach von Palmblättern, getragen von Pfeilern, die in einer Entfernung von acht Fuß von den Wänden stehen und so ringsherum eine Veranda bilden. Dieses Dach kann Feuer fangen und gänzlich abbrennen — was meines Wissens in der That auch einmal geschehen ist — ohne daß das übrige Gebäude im mindesten dadurch beschädigt wird; auf diese Weise wird die wirksamste Waffe der Eingeborenen, das Feuer, unschädlich gemacht. Die Fenster sind klein, mit eisernen Gittern versehen und hoch oben angebracht; so lange also Munition vorhanden wäre, vermöchten drei oder vier weiße Männer den Platz gegen alle Stämme des Kongo halten. Die beiden Thüren sind die einzigen schwachen Punkte, könnten aber im Notfall durch die beiden Krupp'schen Bergkanonen verteidigt werden.

Die beiden neuen Häuser sind nach demselben Prinzip erbaut worden, sind aber in jeder Hinsicht besser und stärker, da der Stationschef nun mit Werkzeugen gut versehen war und einen Arbeiterstab von 60 Köpfen hatte, während Kapitän Coquilhat den ursprünglichen Bau mit nur zehn Mann, einem halben Dutzend Aexten und einer Säge entwarf und ausführte.

„31. Dezember 1886..... Ich habe sehr viel zu thun, da die Station nur halb vollendet ist. Mit dem „Stanley" kommt eine Zirkelsäge herauf; es müssen Backsteine angefertigt werden und zwölf auf Staatskosten angestellte Bangalas bringen täglich einen großen Mahagoni-Block herein. Diese Blöcke werden im Stationshofe zum Trocknen aufgeschichtet und wenn dann die Säge in Gang gesetzt ist, sollen die beiden Lehmhäuser niedergerissen und an ihrer Stelle vier kleinere (von Backstein und Planken) errichtet werden und jedermann wird dann ein Haus für sich haben." Diese Aufzeichnung entlehne ich meinem Tagebuche. — Bangala liegt, wie bereits erwähnt, in der Mitte der Ebene, welche sich von den Stanley-Fällen bis nach Bolobo hindehnt. Der Kongo ist hier versperrt durch beständig wechselnde Sandbänke und Inseln, welche in jeder Regenzeit unter Wasser stehen; in der That werden die niedrigen Ufer zwischen Bolobo und Lukolela und ebenso zwischen Mobeka und Upoto auf Meilenweit zu beiden Seiten des Stromes hin überschwemmt. Sogar in der trockenen Jahreszeit ist dies Land ein Sumpf, so daß das zwischen Lukolela und Mobeka liegende Bangala praktisch vom Verkehr mit anderen Orten außer zu Wasser abgeschnitten ist. Als ein Beispiel von der fortwährenden Veränderung, welcher eine von einem großen Fluß durchströmte alluviale Ebene unterworfen ist, kann ich anführen, daß bei der Rückkehr von einem Ausfluge nach Leopoldville nach einer Abwesenheit von drei oder vier Wochen ein Stück Landes von ungefähr einem Morgen durch die Strömung vom einen Ufer abgespült worden war. Die Station selbst steht auf einem ziemlich hohen Grunde in der Mitte der von den Eingeborenen bewohnten Stadt Iboko. Sie ist der gesündeste Posten am Kongo und wird voraussichtlich noch besser werden, wenn die Reisfelder in weitere Entfernung verlegt werden und die wuchernde wilde tropische Unkraut-Vegetation abgetrieben wird. Der Bergreis gedeiht hier und gleiches würde meines Erachtens mit dem indischen Reis der Fall sein, wenn man ihn auf einer der höheren Inseln säen würde, welche in der Regenzeit nur drei oder vier Fuß hoch mit Wasser bedeckt, obwohl das ganze übrige Jahr hindurch mehr oder weniger sumpfig sind.

Das Leben in einer der Stationen am oberen Kongo ist sehr eintönig. Es gibt natürlich eine Menge harter Arbeit, wie in allen neuen Ländern, allein das Leben nimmt bald eine gewisse Gleichförmigkeit an, namentlich wenn man, wie in Bangala, von einem Monat zum anderen nur auf die Station oder zum wenigsten auf das Dorf beschränkt ist. Da selten außer mir mehr als drei Weiße in Bangala anwesend waren und ich, als zum Dampfer gehörend und häufig auf Fahrten den Strom hinauf oder hinab abwesend, mehr Abwechslung genieße, so ist der Stationsvorstand sozusagen an die Scholle gebunden und kann den Platz nicht verlassen, während von den beiden Beamten, welche mit mir eine Zeitlang dort waren, der eine in sechs Monaten nicht ein einziges Mal zur Station hinausgekommen war, und der andere zu seiner täglichen Erholung nur die Reisfelder zu besichtigen und dabei Raubvögel zu schießen hatte. Es gibt so viel zu thun, selbst für diejenigen, welche nicht an den Ort gebunden sind, daß man nicht einmal ans Jagen, die einzig mögliche und landesübliche Erholung und Zeitvertreib, kommt, namentlich nicht an die Elefantenjagd, zu welcher, wenn sie erfolgreich sein soll, mindestens ein Monat erforderlich ist;[1] so daß, wenn der Inhalt der letzten Post erschöpft ist, der ganze Verlauf unseres täglichen Lebens nur aus

[1] Die Elefanten sind fortwährend auf der Wanderung und äsen sich unterwegs, und ein Mann, welcher sich auf den Weg macht, um ihre Fährten zu verfolgen, wird für glücklich angesehen, wenn er sie innerhalb drei Wochen einholt. Es giebt noch Elefanten in der Gegend der Katarakten, zwischen Vivi und Stanley-Pool, aber die Eingeborenen machen keine Jagd auf dieselben, und kaufen ihr Elfenbein von den tiefer im Binnenlande wohnenden Stämmen. In Lukungu (am Wege nach Leopoldville) erzählte man mir, die Elefanten wissen, daß die jährlichen Grasbrände ihre Nahrung zerstören, und sie sehen daher niemals bei Nacht ein Licht, ohne sogleich auf dasselbe loszugehen und es wo möglich auszutreten zu versuchen. Man warnte mich deshalb, ich solle Nachts niemals ein Licht in meinem Zelte halten oder meinen Trägern erlauben, ihr Feuer zu nahe bei meinem Zelt zu machen. Ich hatte jedoch niemals Gelegenheit zu ermitteln, wie viel an dieser Behauptung wahr war.

Arbeiten, Essen und Schlafen besteht, bis der nächste Dampfer ankommt.

Es giebt jedoch auch zwei gewichtige Gründe, weshalb die Stationen oben am Fluß vor denjenigen am unteren Kongo einen großen Vorzug haben; erstens ist das Klima besser, und zweitens ist die Kost in Gestalt von Hühnern, Ziegen und Fischen ꝛc. reichlicher und mannigfaltiger und man ist nicht so sehr auf Zufuhren aus Europa angewiesen. Leider aber ist in Leopoldville bewiesen worden, daß dieser Stand der Dinge nicht fortdauern kann. Die Europäer jener Stationen sind mehrmals auf Tschikwanga,[1] den aus Maniok bereiteten landesüblichen Ersatz für Brot, und auf Yams beschränkt gewesen, weil alle Ziegen und Hühner des Bezirks aufgezehrt und die Lebensmittel aus Europa unterwegs liegengeblieben waren.

Zur Zeit meiner ersten Ankunft im Lande ward eine ähnliche Schwierigkeit auf einer Station (welche ich nicht nennen will) infolge des Mangels an Trägern vorausgesehen, und der Vorstand hielt es für besser, jedermann auf knappe Rationen zu setzen. Unter anderen Rationen wurde auch der portugiesische Wein so verteilt, daß der Mann nur eine halbe Flasche per Tag bekam. Jeder mußte nun seinen schwarzen „Boy“ jeden zweiten Tag mit seiner Flasche nach dem Magazin schicken, und es war daher ein allgemeiner Wettbewerb um große Flaschen. Der Proviantverwalter war vom Vorstand angewiesen, alles abzuweisen, was größer war als eine Champagnerflasche, und da der zweite dienstthuende Beamte der Station die Ausgabe der Rationen in eigener Person überwachte, so hatte niemand eine Möglichkeit, mehr als seinen Anteil zu bekommen. Dies gefiel den Ingenieuren nicht, welche in einer Versammlung im Speiseraum des „Stanley“ übereinkamen, eine halbe Flasche per Tag sei nicht genug; sofort begann denn im Ingenieurraum eine Sammlung von leeren Flaschen angelegt und Versuche veranstaltet zu werden, ob nicht eine derselben mehr fasse als die übrigen, aber mit sehr unbefriedigendem Erfolg. Endlich schlug einer den Kunstgriff vor, die Schweifung im Boden der Flasche hinauszublasen und denselben beinahe flach zu machen. Gesagt, gethan! Der Boden ward nicht allein abgeflacht, sondern es gelang auch mittelst der Hitze, die Flasche selbst noch etwas zu strecken, so daß sie zwar nur um weniges größer als eine Champagnerflasche erschien, aber doch beinahe um die Hälfte mehr enthielt. Die List blieb unentdeckt, bis die Ingenieure alle ihre Dienstzeit abgedient hatten, wo dann der scharfsinnige Erfinder dieses Kunstgriffs, welcher als der Letzte nach Europa abreiste, seine Flasche dem zweiten Beamten hinterließ mit einem Winke, in Zukunft seine Augen besser offen zu halten.

[1] Das war natürlich niedergeschrieben worden, ehe die Expedition zur Befreiung Emin Pascha's angekommen war oder man dort auch nur von derselben gehört hatte. Man wird sich erinnern, daß in Leopoldville eine der hier beschriebenen ähnliche Hungersnot herrschte, als Mr. Stanley dort ankam.

Bei meiner Ankunft in Leopoldville belief sich die Zahl der Weißen daselbst nur auf zwölf oder fünfzehn; außer diesen waren noch zwischen drei- und vierhundert Schwarze (hauptsächlich aus Sansibar und von der Goldküste) im Dienste des Staates vorhanden, und auf den beiden Missionsstationen etwa sechs Weiße mit ihren Dienern und eingeborenen Arbeitern, deren Zahl ich nicht kenne. Zu Kinchassa, 7 e. Mln. weiter, ist eine andere staatliche Station mit zwei oder drei Weißen, einem holländischen Handelshaus mit zwei und eine andere Missionsstation mit vier oder fünf Weißen. Kinchassa gegenüber liegt die französische Station Brazzaville mit mindestens drei oder vier Weißen und deren Arbeitern und Dienern. Alle diese müssen mit Ziegen, Hühnern ꝛc. genährt und diese den Eingeborenen abgekauft werden, und unter diesem starken Verbrauch erschöpfte sich natürlich der vorhandene Vorrat umsomehr, als die Einwohner des Bezirks sich nicht die Mühe nahmen, Vorräte für diese außergewöhnliche Nachfrage beizuschaffen. Endlich erreichte dieser Mangel eine solche Höhe, daß man Leute mit Vorräten von Glasperlen, Tuch, Messingdraht ꝛc. ausschicken mußte, um das ganze Land nach Nahrungsmitteln abzusuchen. Einige von diesen haben mir erzählt, wie sie die Eingeborenen belauschen mußten, wann sie ihren Maniok zubereiteten (was ein sehr zeitraubender Prozeß ist, da die Maniokwurzeln nach dem Ausgraben einige Wochen im Wasser gequellt werden müssen, um ihren giftigen Saft loszuwerden), wie sie denselben nach ihren Hütten nachgiengen und sie außerhalb der Thore Tag und Nacht beobachteten, bis die Tschikwanga gebacken und fertig war, worauf sie sogleich um dieselbe feilschten. Den Weißen ergieng es etwas besser, so lang die in Blechbüchsen verlöteten Nahrungsmittel aus Europa reichten; allein endlich begannen auch diese auszugehen und jedermann sah schon eine Fastenzeit bei Tschikwanga und Yamswurzeln voraus, als endlich eine kleine Karawane ankam und dem Mangel ein Ende machte.

Was die Lebensmittel anbetrifft, so ist Bangala gegenwärtig sehr gut daran; wenn aber eine große Station wie Leopoldville neben Handels- und Missionsniederlassungen hier errichtet werden sollte, so würde bald dieselbe Schwierigkeit eintreten, da die Eingeborenen meist von getrocknetem Fisch, von Maniok und Bananen leben. Sie verzehren in der Regel ihre Ziegen und Hühner nicht selbst und würden sich, meines Bedünkens, nicht die Mühe nehmen, dieselben in hinreichender Anzahl zu züchten, um eine blühende europäische Kolonie damit zu versorgen. Der Reisbau hat sich seither als ein sehr erfolgreicher erwiesen: ein Pfund ertrug in achtzehn Monaten soviel, daß man drei Acres Land damit besäen konnte, und es läßt sich wenigstens erhoffen, daß mit Zeit und Weile alle Stationen ihren eigenen Bedarf selbst bauen werden.

(Schluß folgt.)

Zur Gesundheitspflege in den Tropen.

Ein Beitrag zur Errichtung einer Stelle zum Studium der Gesundheitspflege in den Tropen.

Von J. P. Schwarz.

(Schluß)

Eine andere in den Tropen häufige Krankheit ist der **Krebs** (Cancer, arabisch: âkile), namentlich der sogen. „Blutschwamm" (fungus haematodes, arabisch: ri'âje). Der letztere geht bald in offenen Krebs über (Cancer apertus), er treibt Wucherungen auf bis zur Größe einer Cocosnuß. Diese wuchernden, stinkenden Auswüchse führen beim Aufbrechen unfehlbar schnellen Tod herbei. Der letztere tritt übrigens auch oft durch innere Blutungen (Platzen angespannter Gefäße) ein. Die Symptome sind: Verlust des Appetits, Abmagerung, die Hautfarbe wird strohgelb oder erdgrau; außerdem stellen sich stechende Schmerzen von abnormer Intensität in der Nähe der kranken Organe ein. Ist der Krebs in zunehmendem Stadium, so greift man zur Verhütung von Erhärtungen wohl zum Einpinseln mit Jodtinktur; sonst wird Arsenik angewendet, auch wohl das Ausschneiden der Wucherung. Doch ist dies und die Anwendung von Aetzmitteln höchst unsicher, da die Umgebung des Cancer niemals scharf abgegrenzt erscheint; eine kräftige Diät hat das Allgemeinbefinden des Kranken in gutem Zustande zu erhalten. Die Eingeborenen brennen auch hier und zwar oft mit Eisen, das auf Feuerklötzen, die Koransprüche tragen, glühend gemacht wurde. An einigen Orten wird die Wucherung von den Negern auch abgebunden; es endigt dieser unter großer Schinderei vorgenommene Akt fast immer mit dem Ableben des Patienten, dessen Leiche, um Ansteckungen unmöglich zu machen, alsbald verbrannt wird. Der Krebs ist unter tropischen Verhältnissen oftmals die Folge unreinlich behandelter Stichwunden von Insekten.

Allgemeine Einbürgerung hat in Afrika die **Krätze** (Scabies, arabisch dschárab, am Kongo Cro-Cro) gefunden. Sie ist überall zu Hause und unglaublich leicht übertragbar. Die Krätzmilbe, Sarcoptes scabiei, L., wird aufgegriffen bei Berührung nicht blos erkrankter Personen, sondern auch von Gegenständen, die vielleicht von Kranken benutzt, indessen notorisch **Monate lang unberührt** geblieben sind. Die Milbe verläßt freiwillig ihren Sitz nicht, doch infolge des unausstehlichen Juckens der mit Eiter gefüllten blasigen Knötchen fängt der Eingeborene alsbald ein rasendes Kratzen an und überträgt nun mit den Fingernägeln Milben und Eier auf andere, noch gesunde Stellen des Körpers, sowie auf Gegenstände. Es ist schon deshalb für den Europäer neben dem allgemeinen Gebote der Reinlichkeit Selbsterhaltungspflicht, für **beständige Sauberkeit der Fingernägel** zu sorgen. Hat schon Professor Zenker nachgewiesen, daß in den schwarzen Schmutzstreifen der Fingernägel die Eier von Eingeweidewürmern einen willkommenen Unterschlupfort finden, die bei Gelegenheit wieder in den Mund kommen, um so ihren Kreislauf aufs Neue zu beginnen, — so erscheint gewiß begreiflich, um wieviel mehr die Schmutzkruste unter den Nägeln eine Zuchtstätte für Tausende von unscheinbaren Krankheitspilzen abgiebt, die hinterher die ihnen gewährte Gastfreundschaft übel belohnen und sich durch Typhus, Cholera, Tuberkeln, Wechselfieber, Starrkrampf, Syphilis, Aussatz, Rotlauf u. s. w. bestens empfohlen halten. In der That, wenn aus oft ungefährlichen Hautwunden oder Geschwüren das fürchterliche **Ekzem** des Kongo oder gar die verzweifelte **Yukka** des Sudan entsteht — zwei Krankheiten, die den Patienten, wie man sich ausdrücken kann, „bei lebendigem Leibe durch jauchige Geschwüre langsam verfaulen" lassen: so sind die Fingernägel mit ihrer Schmutzkruste daran schuld. —

Die Krätze wird durch warme, täglich dreimal zu wiederholende Bäder geheilt unter Einreibung des Körpers (mit Ausnahme des Kopfes) mit je 36 Tropfen Perubalsam. An Stelle des letzteren kann für die vier- bis sechsmal vorzunehmenden Einreibungen auch Styrax, mit Olivenöl vermischt, angewendet werden. Die Kleider sind möglichst in siedendem Wasser zu waschen.

Neben der Krätze kommt häufig vor die Furunkel (Kongo), die arabische quarâ', der bárrass, die belâ, die Elefantiasis, el-dschudâm, dâ el-fîl, die bássr, die buçûr, das Ekzem, die Yukka — alles mehr oder minder erhebliche **Aussatzerscheinungen**, einige unbedeutend, bei Anwendung von Jodoform-Pulver leicht verschwindend, andere mit absolut tötlichem Ausgange. Etwas Genaueres läßt sich über diese Krankheiten kaum sagen. Prophylaktische Mittel dagegen giebt es nicht; man halte den Körper sauber, hüte sich vor der Berührung unsauberer Eingeborenen, namentlich der vielfach außerordentlich schmutzigen Weiber, und wende bei der geringsten Ausschlagbildung Waschungen mit ganz schwacher Borsäure-Lösung, sowie bei heftigeren Krankheitserscheinungen Jodoform an. Auch die Anwendung von Sublimat (1 : 1000) dürfte zu empfehlen sein.

Die in Ostafrika und im Sudan häufig anzutreffenden **Blattern** (arabisch dschédrij, dschûdra; der Blatternkranke medschûr, mudschäddar[1] oder die **Pocken** (dschúddarij, der Pockenkranke heißt wie oben) treten meist nur unter den Eingeborenen auf und nehmen im übrigen einen allgemein bekannten Verlauf; infolge häufiger Mißernten tritt alsdann wohl der **Hungertyphus** hinzu, der dann freilich zahlreiche Opfer fordert. Die Behandlung ist die bei uns übliche. Während im Norden Afrika's die Kuhpockenimpfung (that'îm el-dschédri, talqîh el-dschédri) überall eingeführt und unter großem Pomp öffentlich vorgenommen wird, sträuben sich die Tuaregs, Beduinen und Sudanesen beharrlich gegen die Impfung und

[1] menqûsch oder munáqqasch bi'l-dschédrij, blatternarbig, nennt der Araber jeden, der Narben von Aussatzgeschwüren aufzuweisen hat, mögen diese von Blattern herrühren oder nicht.

kaufen sich meist durch ein Lösegeld von dieser çúlm, dieser Folter, bei den allzeit bestechlichen Regierungskommissären oder beim hakîm los.

Die von Josef Menges-Limburg in Massaua und am Roten Meere beobachtete „Abu ruqab“ (wird übrigens rúkab geschrieben), die „Kniekrankheit“, welche sich durch „starke, ziehende Schmerzen in den Knieen“ charakterisiert, ist eine ungefährliche Abart des ausführlich behandelten Beri-Beri. Sie dauert selten über ein paar Tage.

Dafür ist die Yukka um so verderblicher. Sie beginnt, wie schon erwähnt, oftmals mit Krätze, überzieht darauf den Oberkörper mit großen jauchigen Geschwüren (arabisch dúmmale, Plural demâmîl; auch dúmbale, Plural denâbil) und bringt endlich an den Unterschenkeln, sowie am Schienbein mächtige Abcesse hervor (qarh, Plural qurûh; hábbe, Plural habbât), die immer weiter um sich greifen, den Knochen in Mitleidenschaft ziehen, so daß zur Amputation des Gliedes geschritten werden muß. Diese Amputation sah der Verfasser an einem 26-jährigen Sudanesen vermittelst einer Axt vollziehen; der blutende Stumpf wurde mit glühender Holzasche krustiert — und der Kranke genas thatsächlich nach verhältnismäßig kurzer Zeit. Indessen wird die Amputation nach dem Bericht anderer auch mit dem gewöhnlichen zweischneidigen Schwert vollzogen; der Kranke wird auf einen Baumstamm gebunden, der Doctor chirurg. hält eine längere Rede, mit vielen Koranversen gespickt, faßt dann die dsû haddên mit beiden Händen, zielt und haut an einer ihm geeigneten Stelle das kariöse Glied ab. Der Stumpf wird in kochendes Oel getaucht oder in glühende Holzasche gedrückt und die Prozedur mit einem langen Gebete und Zauberformeln geschlossen. Bei der Operation ist natürlich das ganze Dorf oder auch der ganze Stamm versammelt, dem Patienten wird Mut zugesprochen und zugesungen; um sein Schreien zu übertönen, wird ein ohrzerreißender Lärm vollführt und nach Schluß der Schinderei ein großer Freudentanz arrangiert. Die Operierten heilen übrigens öfter, als man glauben sollte. Ein europäischer Arzt würde wohl angesichts einer solchen Prozedur verzweifeln, indessen es giebt Verhältnisse, unter welchen die wilden thatsächlich — bessere Menschen, d. h. widerstandsfähiger sind. — Eine ungefährliche Abart der Yukka ist der in Westafrika zur Regenzeit häufige „Rote Hund“ (bourbonnille), der die stark schwitzenden Körperhöhlen befällt (Achselhöhle, Schenkel, Knie 2c.), bei antiseptischer Behandlung durch Jodoform verschwindet er fast immer.

Eine nicht zu unterschätzende Krankheit der Eingeborenen Nordostafrika's ist der sogen. Guineawurm (arabisch: frentit), der allerdings Europäer höchst selten befällt. Die Krankheit erscheint am häufigsten nach der Regenzeit und soll entstehen durch das Durchwaten von Flüssen und Sümpfen mit nackten Beinen; der Wurm bohrt sich angeblich in die Füße ein und erregt nun ein äußerst schmerzhaftes, prickelndes Gefühl. Darauf — so erzählt Josef Menges — „bohren die Sudanesen mit einem glühenden Eisen einige Löcher an dem betreffenden Platze, „um dem Wurm ein Thor zu machen“, wie sie sagen. Der Wurm kommt auch gewöhnlich an einer solchen Stelle zum Vorschein und wird, sowie er etwas außen ist, mit einem Faden vorsichtig etwas gebunden und auf ein Hölzchen befestigt. Dieses Hölzchen wird nun vorsichtig Tag für Tag herumgedreht und der Wurm so herausgehaspelt, womit die Krankheit zu Ende ist. Reißt jedoch der Wurm bei dieser Operation und tritt in den Körper zurück, so sind sehr langwierige Eiterungen und Entzündungen, die unter Umständen den Tod herbeiführen, die Folge. Manchmal werden Leute von 20 und 30 Würmern auf einmal befallen und dann ist meistens keine Rettung, da eine allgemeine Lähmung der Glieder eintritt.“

Der Verfasser war anfangs geneigt, diese Darstellung in das Reich der Fabel zu verweisen und sich der Ansicht des Dr. Burckhardt-Nürnberg anzuschließen, daß dieser „herausgehaspelte Wurm“ nichts anderes sei, als Teile eines oder mehrerer durch Krankheitsprozesse abgestoßener Nerven. Die Prozedur des „Haspelns“ hat der Verfasser zwar beim Bandwurm in Anwendung gefunden (im übrigen wird gegen diesen der Kusso angewendet), indessen bestätigte Geheimrat Professor Dr. Virchow, welchem gelegentlich des 18. Anthropologen-Kongresses diese Arbeit vorgelegen, genannte Haspel-Manipulation durchaus; sie erfahre auch zur Zeit in Deutschland geeignete Anwendung.

Der Skorbut kommt in Nordostafrika, namentlich an den Küstenstrichen, öfter vor. Er heißt arabisch isqorbûth oder fesâd dam und ist zurückzuführen hauptsächlich auf den Mangel an Vegetabilien, auf ungenügende pflanzliche Nahrung. Das Tabakkauen schützt übrigens davor; als prophylaktisches Mittel dagegen möchte ich das tägliche Ausspülen des Mundes mit übermangansaurem Kalium empfehlen.

Die Syphilis (arabisch máradh firéndschij, dâ firéndschij, firénk áhmedij, habb fir., el-mebrûke, el-mubârak etc.) ist natürlich im tropischen Afrika weit verbreitet, und ihre Abarten zählen nach Hunderten. Die bei uns vorkommenden Fälle treten drüben meist schon im sekundären Stadium auf, werden bei dem feuchtheißen Klima und der Unreinlichkeit der Eingeborenen alsbald tertiär und bilden dann die unglaublichsten Formationen, die individuell und zwar nur chirurgisch zu behandeln sind. Antiseptika thun auch hier ihre guten Dienste, vierprozentige Borsäure, Sublimat, Zink. sulf. und Jodoform werden je nach dem Falle in Anwendung zu bringen sein. Eine spezifische Erörterung dieser Kategorie entzieht sich aus begreiflichen Gründen der Oeffentlichkeit. Unter den Betsileo und den Betsimasaraka auf Madagaskar kommt eine spezielle Syphilis vor, die ähnlich wie eine Gattung im Sudan von den Eingeborenen durch eine Hitzkur geheilt wird.

Eine lästige Plage bildet für den Europäer der Sandfloh (Chigger). Er gelangt an die Füße auch nicht barfuß gehender Leute, bohrt sich in die Haut zwischen den Zehen, unter oder neben dem Nagel ein und setzt allda später seine Eier ab. Es entsteht nun meist eine kleine, anfangs heftig juckende, später empfindlich schmerzende Geschwulst in Gestalt einer Blase von der Größe eines Rehpostens, die von den Negern mittels eines sonderbaren Messers, arabisch mischrâth genannt, höchst kunstvoll entfernt wird. Die Operation ist fast schmerzlos, nur muß darauf gehalten werden, daß die Geschwulst beim Exstirpieren nicht zerrissen wird.

Eine nicht mindere Plage bilden die zahllosen Arten der Muskitos (arab. nâmûse), von den großen, unsern Mücken (Schnaken) ähnlichen an bis zu den kleinen, gefährlichsten, kaum stecknadelknopfgroßen. Das Geschmeiß hat schon manchem Europäer, der sonst von allen Krankheiten verschont geblieben, den Aufenthalt unter den Tropen gründlich verleidet. Hiergegen wendet man am besten eine Lösung verdünnten Liq. Ammoniae an, womit die gestochenen Körperteile betupft werden; in dem Muskito-Gift erzeugt dies ein sich wieder auflösendes Präcipitat, vielleicht durch Neutralisation der Säure. Indessen helfen hier, wie auch gegen Bienenstiche, oftmals die kühlen Umschläge. Auch das Auflegen feuchter Erde wirkt meist günstiger, als das zu antidotarischer Behandlung vorgeschlagene karbolsaure Natron.

Noch sei der Diarrhöe Erwähnung gethan, die den Europäer, namentlich im Anfange, öfter befällt, als ihm lieb ist, und die immerhin große Beachtung verdient, da sich aus ihr sehr leicht alle möglichen Leiden entwickeln können. Sie heißt arabisch ishâl oder teshîl el-bâth'n, auch sejelân el-bâth'n (dies, wenn sie Neigung zur Dysenterie zeigt), zárab el-bâth'n. Ein ganz vorzügliches Heilungsmittel der Diarrhoe bildet der zerstoßene Schiffszwieback in etwas Rum oder Cognac. Die Eingeborenen wenden vielfach das Gummi von Akazienstämmen mit Milch an, sowie andere abstringierende Mittel.

Damit glaubt der Verfasser, in der Hauptsache aller derjenigen Krankheiten Erwähnung gethan zu haben, die für das tropische Afrika und — wir können wohl sagen — für die Tropen überhaupt in Betracht kommen.

Spezielle oder lokale Leiden mögen einer fachkundigeren Beschreibung vorbehalten bleiben; immerhin wird es sich auch bei diesen Krankheitserscheinungen nur um geringe Abweichungen der allgemein beobachteten Regeln handeln können. Der Verfasser konnte nicht überall den eigenen Erfahrungen folgen; er hat da, wo er fremde Quellen benutzte, diese angegeben. Doch glaubte er, sowohl mit den eigenen Erfahrungen als mit den aus dem Studium dieser Quellen gewonnenen Resultaten und ihrer Vergleichung mit den thatsächlichen Verhältnissen des tropischen Afrika während seines Aufenthaltes daselbst einen Beitrag geben zu sollen zur Lösung der Akklimatisations- und Gesundheitsfrage für den in die Tropen hinausziehenden Europäer. Lediglich von diesem Bestreben geleitet, gedachte er seinen Landsleuten und unserer jungen Kolonialsache einen kleinen Dienst mit dieser Zusammenstellung zu erweisen. Doch nicht lediglich die unterschiedlichen Krankheiten sind es, die für den Europäer unter den Tropen in Betracht zu kommen haben, sondern die generelle Frage der Lebensart überhaupt. Und bezüglich dieses Punktes seien mir noch einige Ratschläge gestattet.

Wie aus Vorhergesagtem ersichtlich, ist die goldene Lebensregel in den Tropen: „Stehe früh auf, lebe mäßig, sei energisch, gehe früh zu Bett und sorge für guten Schlaf!" In diesen fünf Kardinalpunkten ruht die ganze tropische Hygieine. Man hüte sich zudem vor Ungeziefer. Läuse (arabisch paml) sind in den Tropen überall zu Hause; ja, die arabische Sprache hat einen eigenen Begriff geschaffen für das „Geschäft des Absuchens" derselben: die filäje oder téflije. Man versehe sich also mit „grauer Salbe" in genügendem Quantum.

Sodann beachte man vorsichtig die geringfügigste Indisposition des Körpers, namentlich Verdauungsstörungen, Kopfweh u. dgl. mehr. Prophylaktische Universalmittel hiergegen giebt es wohl nicht; doch erscheint dem Verfasser die in den Apotheken seit kurzem geführte Kola-Essenz zur Hebung von Migräne, Schwächezuständen, Appetitlosigkeit, Verdauungsbeschwerden 2c. recht geeignet zu sein. Die Essenz wird dargestellt aus der Kola-Nuß, einem pflanzlichen Produkt unserer afrikanischen Kolonien; sie enthält Coffeïn und Theobromin. Nicht minder hierzu geeignet dürfte das zur Gruppe der Phenole gehörige Menthol (arab. néanéa, $C_{10} H_{20} O$) sein, welches im Pfefferminzöl vorkommt (die Migränestifte bestehen aus diesem Krystall); leider schmilzt das Menthol schon bei 28° R. Vor der Anwendung von Cocaïn ($C_{17} H_{21} NO_4$) in derartigen Fällen möchte dagegen der Verfasser auf das Entschiedenste warnen. Das Cocaïn erzeugt, wie auch die Blätter des Erythroxylon, die von den südamerikanischen Indianern gekaut werden, eine starke Reaktion der durch das bittere Gift gewaltsam angeregten, ja aufgeregten Gehirnthätigkeit, die unter den Tropen ihre schweren Bedenken hat. Ebenso wenig kann zur Anwendung von Digitaleïn geraten werden. Diese beiden Mittel sind — namentlich für den Laien — höchst gefährlich.

Für eventuelle Verwundungen sehe man sich mit Watte in Eisenchlorid präpariert, vor; sie hindert große Blutungen und heilt deshalb die Wunde leicht. Für Durchreibungen 2c. wende man Vaseline, mit Borsäure präpariert, an; es ist dies ein vorzügliches Antiseptikum. Die reine Vaseline dagegen, deren man einen genügenden Vorrat mitnehme, dient als vorzügliches Einfettungsmittel für Leder, Waffen u. s. w.; sie ist luftbeständig, wird nicht ranzig, trocknet nicht ein, krystallisiert nicht, — kurz sie ist ganz wie geschaffen, an Stelle des unzuverlässigen Oeles ein brillantes Schmiermittel in tropischen Ländern abzugeben.

Man sei ferner vorsichtig im Gebrauch der Bäder. Täglich nehme man ihrer zwei, doch vermeide man möglichst die Seebäder, die von den meisten Erfahrenen auch thatsächlich vermieden werden. Bei jeder Indisposition bade man, wie schon gesagt, nicht kalt.

Man hüte sich, des Abends lange im Freien zu sitzen. Der oft plötzlich erfolgende Umschlag in der Temperatur zwischen Tag und Nacht legt den Grund zu Fiebern. Eine mäßige Bewegung sollte diese Gefahr abwenden. Der Verfasser kennt Orte in der Sahara, wie die große Hammada, südöstlich Timbuktu's, wo die Temperatur des Tages über 48° R. erreicht (in der Sonne) und wo in der darauffolgenden Nacht Reif fällt, so daß am frühen Morgen das ganze Plateau beschneit erscheint.

Man sei auch mäßig im Rauchen. Keine Begierde und keine Ueberredungskunst sei stark genug, um den Europäer zum Haschisch- oder zum Opiumrauchen zu verführen. Ein leichter Tabak, aus langem Rohre geraucht, schadet nicht, ebenso wenig ein paar leichte Cigarren. Das Cigarettenrauchen kann der Verfasser weder bei uns, noch „drüben" empfehlen.

Man verfalle auch nicht in das in Afrika allgemein verbreitete Uebel des vielen Kaffeetrinkens. Es führt zu Kongestionen und Unterleibsbeschwerden.

Man trage — je nach Gewohnheit — wollene oder baumwollene Leibwäsche, und zwar Hemd, Unterbeinkleid und im Falle eines Uebelbefindens wollene Leibbinde. Zur leinenen Wäsche kann nicht geraten werden. Selbstverständlich muß mit der Wäsche oft gewechselt, dieselbe auch bezüglich ihrer Schwere der Jahreszeit entsprechend getragen werden. Weiter hüte man sich vor Entblößung des Körpers in den Tropen. Ohne Not streife man nicht einmal die Hemdärmel auf. Die oft drückende Schwüle läßt zwar das Bedürfnis, einzelne Körperteile der freien Luft auszusetzen, erklärlich erscheinen; doch bekämpfe man diese Anwandlungen mit aller Energie.

Man halte auf Reinlichkeit des Mundes, brauche als Zahnpulver für das thunlichst nach jeder Mahlzeit vorzunehmende Zahnbürsten eine Mischung von Magnesia und Schlemmkreide, der vielleicht etwas Pfefferminzöl beigefügt wird;[1] zum Ausspülen des Mundes eignet sich das übermangansaure Kalium, von welchem drei bis vier kleine Krystallstückchen in Wasser aufgelöst werden.

Man lasse sich von einem praktischen Apotheker einen Arzneivorrat zusammenstellen, den man in einem eigens für diesen Zweck konstruierten Arzneikoffer mit sich führt. Der Koffer bestehe aus starkem Leder, mit Ueberzug von Segeltuch, da das Leder zu oft schimmelt und dadurch verdirbt. Man nehme für die Arzneien keine Metall-, sondern starke Glasbehälter, mit Glasstöpsel und Guttapercharing möglichst hermetisch verschließbar gemacht. Der Koffer enthalte innen Fächer, welche den Glasgefäßen, entsprechend groß gefertigt und mit Watte oder dergl. ausgefüttert sind. Mitzuführen sind die bereits angegebenen Medikamente und Chemikalien: Borsäure (als Anhydrid B_2O_3), Jodtinktur (1 Teil Jod, 10 Teile Alkohol), Jodoform (C H I³, ist sehr flüchtig, gut verkorken, Vorsicht beim Anwenden!), Vaseline (rein und mit Borsäure präpariert), Kola-Essenz, Eisenchloridwatte, Salicylwatte, Zahnpulver, wie oben beschrieben, übermangansaures Kalium, doppeltkohlensaures Natron, Chinin (sulf. $H_2SO_4 + 7 H_2O$), Menthol (sehr flüchtig), Sublimat, Perubalsam, Bibirin (sulf.), Liq. ammoniae, Styrax, Zitronensäure Karbolsäure. Diese Arzneimittel verwende man, wie bei vorstehend angeführten Krankheiten gesagt, sofern man auf die Selbsthülfe angewiesen ist. Bei Hautkrankheiten verschließe man sich vernünftigen Vorschlägen der Eingeborenen nicht; diese haben oft vorzügliche Mittel gegen Ekzem-Krankheiten; natürlich ist auf Brenneisen, Kneten und Koransprüche zu verzichten. Von der ärztlichen Thätigkeit der Missionare hält dagegen der Verfasser gar nichts; bei allem guten Willen mangelt ihnen meist nebst der Fähigkeit auch die — Arznei, und sie greifen dann — Verfasser erlebte es anläßlich der Malaria — zu mitunter recht drastischen und drolligen Mitteln. Der Patient rechne also mit der Thatsache, auf eigenen Füßen stehen und sich selbst helfen zu müssen. Kann bei Krankheitsfällen ein nahe wohnender Arzt konsultiert werden, so ist dessen Kunst natürlich unter allen Umständen in Anspruch zu nehmen.

Neben diesem Arzneivorrat halte man auf genügendes Quantum von Cognac, Rum, Genever, d. h. anzuwenden zu Arzneizwecken! —

Damit glaubt der Verfasser das ihm vorgelegene Thema innerhalb der hier gesteckten Grenzen erschöpft zu haben. Nicht für den Arzt war es interpretiert, wenn auch dieser vielleicht noch hie und da einen praktischen Wink aus gegenwärtigen Mitteilungen erhalten möchte; sondern für den gebildeten Laien, welcher das deutsche Vaterland mit seinen jungen Schutzgebieten zu vertauschen im Begriffe steht. Die kleine Abhandlung soll ihm ein Führer sein durch die Beschwerlichkeiten, die unter dem Sonnengolde tropischer Pracht, unter dem satten Grün seiner herrlichen Vegetation, aber auch in der trostlosen Oede äquatorialer Wüstendistrikte verborgen lauern. Es soll des Verfassers kleine Arbeit einen Stein herzutragen zu dem schmucken Gebäude, das dieser gern aufgerichtet sähe: zur Errichtung einer nationalen Anstalt für tropische Hygiene; es soll den Anstoß geben bei der Regierung, Preisausschreiben zu erlassen für instruktive, populär-wissenschaftliche Abhandlungen zur Lösung der Frage tropischer Gesundheitsmaßregeln, Krankheitsbehandlungen u. s. w. Die warmherzige Unterstützung, welche die koloniale Sache in so mancher Beziehung seitens der Deutschen Reichsregierung erfahren hat, wird — deß zweifelt

[1] Empfohlen wird neuerdings folgende vorzügliche Zahnpulvermischung: Acid. boric. 2.5, Kali oxym. 1.25, Pulv. Guajaci 2.0, Calcar. praep. 4, Magn. carbon. pulv. 20.0, Ol. rosar. gtt. 11.

Verfasser nicht — auch dieser Anregung angedeihen, sobald die praktische Verwirklichung bislang abstrakter, hypothetischer Formeln in Aussicht genommen werden wird. Dann, und das war des Verfassers leitender Gedanke, wird auch für uns und unsere Pioniere da draußen in Afrika die Zeit nicht mehr ferne sein, wo es ihnen vergönnt ist, möglichst ungestraft unter Palmen zu wandeln.

Geographische Neuigkeiten.

* Der Nicaragua-Schiffskanal. Herr v. Lesseps soll nicht allein die Ehre genießen, die Landenge zwischen dem Karaibenmeer und dem Stillen Ozean durchbohrt zu haben, denn im April vergangenen Jahres ist, nach einem Bericht von Dr. Franz Boas in „Science“, ein Vertrag zwischen der Nicaragua-Kanal-Association und der Regierung des Freistaates Nicaragua unterzeichnet worden, welche die Ausführung des betreffenden interozeanischen Kanals sicherstellt. Ja, dem Vernehmen nach haben die Arbeiten an diesem Unternehmen schon im vergangenen Monat Oktober begonnen. Der von Herrn v. Lesseps geplante Panamá-Kanal hat die öffentliche Aufmerksamkeit so ausschließlich in Anspruch genommen, daß man dem Kanal über den Nicaragua-See, besonders seit dem Tode des Admirals Bedford Pim, verhältnismäßig wenig Beachtung schenkte. Die Trace dieses Kanals ward schon in den Jahren 1850—1854 durch Childs und dann durch die Vermessungsexpeditionen der Vereinigten Staaten in den Jahren 1872—1873 und 1885 zu bestimmen versucht. Die Expedition von 1885 stand unter der Leitung des Herrn A. G. Menocal, welcher ebenso der Oberingenieur der Expedition von 1872—1873 gewesen war und dem man den Entwurf der Route verdankt, welcher nun unter dem im April abgeschlossenen Vetrag ausgeführt werden soll.

Der Nicaragua-See, welcher den ganzen mittleren Teil der Landenge einnimmt, wird den Gipfelpunkt des beabsichtigten Schiffskanals bilden. Sein Ausfluß ist der Sän-Juan-Fluß, welcher sich in das Karaibenmeer ergießt. In der Nähe des Sees ist der Fluß breit und durchströmt ein offenes Gelände mit einer durchschnittlichen Tiefe von 19 Fuß. Allein 28 e. Mln. unterhalb dem Nicaragua-See kommen Stromschnellen vor, welche die Schifffahrt verhindern. Weiter unten mündet der San-Carlos-Fluß in den San-Juan und vereitelt die Schifffahrt teils durch die Schuttmenge, welche er ablagert, teils durch die Ueberschwemmungen denen er unterworfen ist.

Weiterhin ist der Hafen von Greytown (oder San Juan del Norte), der Eingang des Kanals vom Karaibenmeer her, durch den Fluß San Juan, welcher hier seine Gewässer ins Meer ergießt, verschlimmert worden. Daher bestehen die hauptsächlichsten Arbeiten, welche dem Erbauer eines Schiffskanals durch den Nicaragua-See obliegen, erstens in der Vertiefung des Hafens von Greytown und zweitens in der Beseitigung der Hindernisse, welche durch den San-Carlos-Fluß und die schon erwähnten Stromschnellen verursacht werden. Man glaubt, der Plan des Herrn Menocal sei eine Lösung dieser Probleme, und derselbe ist daher von der Nicaragua-Kanal-Association angenommen worden.

Ehe wir auf die Schilderung der Art und Weise eingehen, wie Herr Menocal diese Schwierigkeiten zu überwinden beabsichtigt, wollen wir in Kürze die aufgegebenen Routen beschreiben. Der Kaiser Napoleon III. nahm von jeher ein Interesse an der Durchstechung dieser Landenge. Er befürwortete die Bildung eines Kanals, welcher vom Nicaragua-See durch den Tipitapa-Fluß in den Managua-See verlaufen und bis zum Hafen Realejo fortgeführt worden wäre. Es ergab sich aber, daß sowohl diese Route, wie diejenigen nach der Salinasbucht und nach San Juan del Sur unausführbar befunden wurden, und man wählte daher Brito, an der Mündung des Rio-Grande, als den Endpunkt am Stillen Ozean. Während Commodore Bull den Weg über den Rio del Medio vom Nicaragua-See nach dem Stillen Ozean wählte, begünstigt Herr Menocal den Weg über den Lajas-Fluß.

Im Jahre 1872 wurde ein Kanal vorgeschlagen, welcher von Greytown durch das von den Mündungen des San Juan gebildete Delta bis in die Nähe der Mündung des Flusses San Carlos führt; allein Herr Menocal hat diesen Weg verworfen und einen anderen angenommen, welcher beinahe in gerader Linie von Greytown nach dem San Carlos verläuft. Verfolgen wir nun seine Route von Greytown am Karaibenmeer bis nach Brito am Stillen Ozean.

Die erste Schwierigkeit bietet, wie bereits erwähnt, der Hafen von Greytown dar, welcher durch den sich darein ergießenden San Juan verschlemmt wird. Herr Menocal hofft diese Schwierigkeit zu überwinden durch Erbauung eines Hafendamms bis weit ins Meer hinaus, welcher den San Juan vom Hafen abschließen würde, den man dann durch Baggern vertiefen könnte. Von Greytown, am Karaibenmeere, bis Brito, am Stillen Ozaen, beträgt die Entfernung ungefähr 170 e. Mln., von welchen nur 40 mittelst ausgegrabener Kanäle zurückgelegt werden und 130 eine offene Schifffahrt den Flüssen entlang und über den Nicaragua-See gestatten. Die Zeit der Ueberfahrt vom Karaibenmeer nach dem Stillen Ozean auf dieser Route wird sich der Schätzung nach nur auf ungefähr 30 Stunden belaufen. Täglich werden 32, in einem ganzen Jahr also 11,680 Schiffe imstande sein, durch den Kanal zu fahren.

Von Greytown, dem Endpunkt am Karaibenmeer, aus, wird ein Kanal mit drei Schleusen die Schiffe nach dem San-Francisco-Creek bringen, welcher etwas unterhalb der Mündung des San-Carlos-Flusses in den San Juan

einläuft. Dieser Kanal wird 23 e. Mln. lang und am Boden 80 bis 120 F. breit sein, während seine oberflächliche Breite zwischen 80 und 342 F. wechseln wird. Ueber die Mündung des San-Francisco-Creek wird eine Aufdämmung von 6500 F. Länge gebaut werden und denselben in einen künstlichen See von 30 bis 50 F. Tiefe verwandeln, während zu Ochoa, am San Juan, gerade unterhalb der Einmündung des San Carlos, ein Damm von 1255 F. Länge erbaut werden wird. Durch diese Mittel hofft man die Stromschnellen zu überwinden, indem man das Wasser des San Juan auf der ganzen Strecke rückwärts bis zum Nicaragua-See vertieft und dessen Oberfläche auf diese Weise auf einem Niveau von 110 F. zu erhalten gedenkt. Der San-Juan-Fluß, bis hinunter zum San-Francisco-Creek, wird also in eine Verlängerung des Nicaragua-Sees verwandelt werden. Wenn daher der Reisende einmal an dem oberen Ende des von Greytown nach dem San Francisco führenden Kanals angekommen sein wird, so wird er ohne Unterbrechung den San Juan hinauf und über den Nicaragua-See hinwegfahren können bis zu dem Kanal in der Nähe des Lajas-Flusses, welcher ihn nach dem Stillen Ozean bei Brito hinunter tragen wird. Dieser letztere Kanal wird vier Schleusen von einer Länge von ungefähr 17 e. Mln. haben. Die Gesamtzahl der auf diesem Wege über den Nicaragua erforderlichen Kanalschleusen wird sieben betragen, nämlich drei auf der Seite des Karaibenmeeres und vier auf der Seite des Stillen Ozeans.

Man hat berechnet, daß der Kanal mit seinen Zubehörden in sechs Jahren vollendet werden kann und seine Kosten, einschließlich 25 Prozent für zufällige Ausgaben, werden auf ungefähr 12,800,000 Lstrl. veranschlagt. Die kennzeichnendsten Verschiedenheiten von Herrn Menocal's Plan im Vergleich mit allen früheren sind: die Ausdehnung des Niveau's des Nicaragua-Sees den San-Juan-Fluß hinab mittelst des hohen Dammes bei Ochoa, und die Aufdämmung in der Nähe der Einmündung des San Francisco. Ferner wird auf dem Wege mittelst des Lajas-Flusses nach dem Kanal von Brito ein raschfließender wilder Bergstrom passiert werden. Diese Schwierigkeit wird von Herrn Menocal dadurch überwunden, daß er denselben in einen Nebenfluß des Rio Lajas verwandelt.

Neben dem für die Erbauung des Kanals erforderlichen Boden sind der Kanal-Association bedeutende Landverwilligungen abgetreten worden, welche abwechselnd zwischen Loosen von 2 Mln. Frontlänge und 2 Mln. Tiefe, bis zu 3 Mln. Frontlänge und 6 e. Mln. Tiefe schwanken, während dem ganzen Nicaragua-See entlang, bis zur Mündung des Lajas-Flusses, Loose von je einer Quadratmeile abgelassen werden.

Wie schon oben erwähnt, wurde erwartet, daß die Arbeiten an der Erbauung des Kanals schon im vorigen Oktober hätten beginnen sollen — ob es wirklich geschehen ist, wissen wir nicht. Das Klima von Nicaragua ist ein Faktor, mit welchem man sehr zu rechnen hat, namentlich während der Kanal gebaut wird. Der westliche Hafen von Nicaragua am Stillen Ozean ist unzweifelbar gesund, während der östliche Teil, das sumpfige Delta des San-Juan-Flusses, der Malaria unterworfen ist. Wie bereits angeführt, umgeht der Menocal'sche Plan das Delta bedeutend, indem er seinen Kanal direkt von Greytown nach dem San-Francisco-Creek führt.

Die Geologie des Distrikts, welcher von dem Kanal durchschnitten wird, ist noch nicht genau bekannt. Nach den erhaltenen Specimina zu urteilen, bilden metamorphische Gesteine die Unterlage des östlichen Landesteils. Diese überlagernd, werden vulkanische Laven, wie sehr dichte Basalte, Andesite und Rhyolite gefunden. Die genaue Route, welche der Kanal einschlagen wird, soll nicht eher endgültig festgestellt werden, als bis die Ergebnisse gewisser mit großer Sorgfalt anzustellender Vermessungen und Bohrungen den bedeutendsten Ingenieuren in Nordamerika und Europa vorgelegt werden konnten. Aus dem Artikel von Dr. Boas in der „Science" geht auch nicht hervor, ob man befürchtet, daß durch Erdbeben eine Störung am Kanal während seiner Erbauung oder nach seiner Vollendung eintreten könnten.

Hinsichtlich des Verkehrs, von dem man erwartet, daß er sich diesen Kanal entlang entfalten werde, so liegt von Seiten des Statistischen Bureau der Vereinigten Staaten eine Schätzung vor, daß, wenn im Jahre 1885 ein Kanal durch Zentralamerika vorhanden gewesen wäre, mehr als 4000 Schiffe von über vier Millionen Tonnen Last denselben hätten benützen können, während das Statistische Bureau in Hamburg nur den halben Betrag von Schiffen und Tonnenlast für 1883 schätzungsweise berechnet. In den Zahlen des letzteren Bureau ist aber der Verkehr zwischen den pacifischen und atlantischen Teilen von Nordamerika nicht eingeschlossen; es kann jedoch kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Verkehr sich nach der Eröffnung des Kanals rasch entwickeln, und daß er einen der wichtigsten Einnahmeposten der Kanal-Association bilden wird. Außerdem muß zu diesem noch der Verkehr zwischen dem Innern der Vereinigten Staaten und Ostasien beigefügt werden, welcher gegenwärtig zum größten Teil der Route nach San Francisco folgt, ebenso gut als ein Teil des transkontinentalen Handelsverkehrs. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß ein derartiger Kanal wie der fragliche eine vollständige Umwälzung im Handel herbeiführen würde, und es ist schwierig, wo nicht unmöglich, zu sagen, entweder wie stark der durch denselben gehende Verkehr sein oder welches Land von demselben den größten Nutzen ziehen wird. Jedenfalls ist es ein befriedigender Gedanke, daß, weil Herr v. Lesseps in Panamá und Herr Menocal in Nicaragua am gleichen Projekt arbeiten, die lange verschlossene Landenge von Zentralamerika voraussichtlich bald durchstochen wird, und

es ist nur fraglich, welche von den beiden riesigen Unternehmungen zuerst ihre Vollendung erleben wird.

* Merw. Infolge der bedeutenden Unglücksfälle, welche durch Ueberschwemmungen in der Stadt Merw verursacht worden ist, mußte man die Errichtung einer großen Anzahl beabsichtigter und teilweise schon im Bau begriffener Häuser aufgeben. Die russische Regierung studiert nun die Frage von der Uebertragung der Stadt nach einem günstiger gelegenen Punkte, wo dieselbe vor dem Austreten des Flusses besser geschützt wäre. Die gegenwärtig bewohnten Häuser würden dann geräumt und neue Häuser in einiger Entfernung von der jetzigen Stadt erbaut werden.

Im russischen „Kawkas“ erschienen einige Schilderungen von Dr. Radde's jüngsten Entdeckungen im Kopet Dagh. Hier fand derselbe ein zwei Fuß hohes, prächtiges Exemplar der roten Tulpe. Er ist nun in Merw, wo der Ingenieur Kuschin mit ihm zusammengetroffen ist. Beide beabsichtigen das alte Merw gründlich zu erforschen und sich dann durch das Murghab-Thal nach der afghanischen Grenze zu begeben.

Kleinere Mitteilungen.

* Vergletscherung an der Küste des Stillen Ozeans.

Herr G. Frederick Wright hat im „American Naturalist“ einige Bemerkungen über die „Vergletscherung der Küste des Stillen Ozeans in Oregon und dem Territorium Washington“ veröffentlicht. In Sund's Station, Dakota, 40 Meilen westlich von Bismarck, zeigt sich der Uebergang von der vergletscherten zur unvergletscherten Region ganz deutlich und kann leicht vom Bahnzuge aus erkannt werden. Die nächsten Spuren von Vergletscherung sind in der Nähe von Lake-Pend-Oreille in Idaho, dessen vom Wasser abgeriebene Kieseln von dort aus in alten Wasserläufen bis weit hinunter in das östliche Washington-Territorium bemerkt werden. Westlich vom Cascaden-Gebirge sind alle vom Mount Rainier und seinen Nebenbergen herunterkommenden Gewässer mit Gletscherschlamm beladen und können bis zu ausgedehnten Gletschern im Gebirge nachgewiesen werden. Der größte von ihnen, der White-River-Gletscher auf der Nordseite, ist an seinem Endpunkte in ungefähr 5000 Fuß über Fluthöhe eine bis anderthalb e. Meilen breit, etwa zehn e. Mln. lang und reicht in seinem höheren Niveau in die allgemeine Eiskappe hinein, welche die oberen fünftausend Fuß des Berges umgibt. Die Küsten und Inseln des Puget-Sunds scheinen ihrem ganzen Aussehen nach eine echte Eisanhäufung zu sein, während die Nordküste der Meerenge von Juan de Fuca in der Nähe von Victoria auf Vancouver's Island durch Gletscherschutt merkwürdig ist; die Felsen in der Nähe von Victoria zeigen einige der merkwürdigsten Wirkungen glazialer Furchung und Streifung, welche man irgendwo finden kann. Ungefähr 35 e. Mln. den Stikine-Fluß hinauf sieht man zwei Gletscher von ungeheurer Größe, den einen von Norden, den anderen von Süden her, bis in die Nähe des ungeheuren Cañon herabkommen, durch welchen der Fluß verläuft. Eine genaue Beobachtung der ganzen Lage zeigte, daß eine verhältnismäßig geringe weitere Ausdehnung der Gletscher ihr Zusammenstoßen bewerkstelligen und die Mündung des Flusses verschließen würde, und die Indianer haben eine Sage, nach welcher in geschichtlicher Zeit diese Gletscher mit einander vereinigt gewesen seien und der Stikine-Fluß sich seinen Weg unter ihnen hindurch in einem ungeheuren Tunnel gebahnt habe. Nördlich von der Mündung des Stikine sieht man Gletscher in großer Menge und von bedeutender Größe von den Bergen bis zum Meeresniveau herunterkommen, während alle die Berge auf den Inseln den ganzen Sommer hindurch mit Schnee bedeckt sind und einige von ihnen Gletscher von geringerem Umfang enthalten. Im Schooße der Gletscherbucht kommen nicht weniger als vier Gletscher von bedeutendem Umfang bis zur Flutmarke herab und stoßen ungeheure Mengen von kleinen Trümmern und Eisbergen ab. Der hier gelieferte Beweis für die ungeheure Ausdehnung dieser Gletscher die Bucht hinab und für die Leichtigkeit, womit sich das Gletschereis den örtlichen Verhältnissen anpaßt, ist der deutlichste und interessanteste Charakter dieser Gletscher. Die Gletscherbildung an der Küste des südwestlichen Alaska wird nicht so sehr durch die Kälte des Klima's als durch die Höhe der Berge und deren ungeheuer jähen Abfall begünstigt. Man findet kein Zeugnis dafür, daß die Erhebung der Küste sich in neueren Zeiten erheblich verändert habe, noch irgend einen Beweis für Veränderungen im Betrag ihres Steilabfalles. Man müßte daher notgedrungen nur eine leichte Verminderung der Temperatur annehmen, um all die weitere Gewalt zu sichern, welche erfordert wird, um die gegenwärtigen Gletscher des südöstlichen Alaska, des britischen Columbia und des Cascade-Gebirges im Washington-Territorium und Oregon bis hinunter in den Süden auszudehnen, wo die Spuren früherer Eisthätigkeit noch sichtbar sind.

* Das Pfeilvergiften der Indianer am Puget-Sund.

Obwohl die Klallam-Indianer entschieden in Abrede ziehen, daß sie sich jemals vergifteter Pfeile bedient haben, so versichern doch ihre Nachbarn, die Songhisch von der Vancouver's-Insel und die Makah vom Kap Flattery, beide, es sei von den Klallams und anderen Indianern des Puget-Sunds bekannt, daß sie Pfeile benützen, deren Verwundungen für verhängnisvoll gelten. Auf Grund einer genaueren Untersuchung dieses Gegenstandes während eines jüngsten Besuchs in jener Region finde ich, daß die Pfeile aus dem gewöhnlichen Schaft von Holz, gewöhnlich Eschenholz, bestanden, welche eine Spitze mit Widerhaken aus gehämmertem Kupfer tragen. Das Kupfer erhielten sie in einem gediegenen Zustande aus Oertlichkeiten, die nur ihnen bekannt sind, und später von den Verkleidungen der an der Küste gestrandeten Schiffe, die sie sich aneigneten. Wenn die Pfeile fertig waren, wurden die Spitzen in Meerwasser getaucht und rosten gelassen und der in einer dünnen Schicht auf ihrer Oberfläche sich bildende Grünspan galt für sehr giftig und sicherte den gewissen Tod von jedem Menschen oder Tier, welches damit verwundet wurde. Der „Herzog von York“, der hochbetagte Häuptling der Klallam, gab zu, daß dies ihnen bekannt gewesen sei, allein seit seinem Verkehr mit amerikanischen Ansiedlern hält er es für eine Schande, sich solch wilder Bräuche schuldig gemacht zu haben.

Diese Idee herrscht unter allen Stämmen; keiner will zugeben daß sie sich jemals dessen bedient haben, was sie für Gift ansahen, sondern beschuldigt seinen Nachbarn eines solchen Brauchs. In vielen Fällen sind die gebrauchten Stoffe nicht giftig, galten aber infolge irgend einer mythischen Gedankenverbindung dafür. Ein Beispiel davon ist der Gebrauch des Saftes des Mezcal (Yucca angustifolia) von Seiten der Lipan-Indianer in Texas. Die Wurzel dieser Pflanze wird von den Indianern von Arizona und Mexico zur Bereitung berauschender Getränke benützt, allein die Lipans glauben, es müsse noch irgend eine besondere Kraft in dieser Pflanze liegen, weil die Blätter so scharf gespitzt sind. Die Sisseton-Sioux in Dakota bedienten sich der Dornen eines Cactus (Opuntia missouriense) in einem ähnlichen Glauben.

Washington. W. J. Hoffmann, med. Dr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 14. Stuttgart, 2. April **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Berghaus' Physikalischer Atlas.

Von A. Oppel.

I.

Unter denjenigen Werken, welche den Zweck verfolgen, die allgemeinen Eigenschaften und Erscheinungen der Erdoberfläche durch das Mittel der Kartographie in zusammenfassender und übersichtlicher Weise darzustellen, nimmt unstreitig Berghaus' Physikalischer Atlas die erste Stelle ein, sowohl in Hinsicht des äußeren Umfanges als auch was die Reichhaltigkeit und technische Vollendung anbelangt. Die erste Auflage, in den Jahren 1837 bis 1848 bei J. Perthes in Gotha erschienen, erregte seinerzeit das berechtigtste Aufsehen und stiftete vielfältigen Nutzen; wenn auch in den meisten Beziehungen nach und nach veraltend, blieb sie doch immer noch wertvoll, weil sie die betreffenden Leistungen bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts zusammenfaßte und deshalb entweder als Ausgangspunkt für weitere Thätigkeit diente oder durch Vergleich förderlich wirkte. Diese ihre historische Stellung wird ihr auch erhalten bleiben, nachdem seit dem Jahre 1886 die zweite Auflage[1] in Lieferungen zu erscheinen begonnen hat.

Ein Vergleich zwischen den beiden Auflagen des Physikalischen Atlas ist ebenso anziehend wie lehrreich, zunächst wegen der Person der Herausgeber. Die erste Auflage wurde von Heinrich Berghaus begründet, der, geboren im Jahre 1797 in Kleve und hochbetagt im Jahre 1884 in Stettin gestorben, sowohl als Kartograph wie als Geograph, Ethnograph und Historiker eine staunenswerte Produktivität entwickelt hat; noch in seinem 80. Jahre veröffentlichte er unter dem Titel „Sprachschatz der Sassen" ein Wörterbuch der plattdeutschen Sprache. Der Physikalische Atlas blieb insofern in der Familie, als sein Neffe, Hermann Berghaus, geb. im Jahre 1828, die Herausgabe der zweiten Auflage leitet. Daß diese Arbeit in den berufensten Händen liegt, bedarf keiner weiteren Erörterung; denn die Eigenschaften der zahlreichen Kartenwerke, welche Professor Hermann Berghaus veröffentlicht hat, haben ihn seit langem in die erste Reihe der wissenschaftlichen Kartographen gestellt.

Das größte Interesse muß aber das Werk selbst erregen. Denn zwischen dem ersten und zweiten Erscheinen desselben liegt ein Zeitraum von fast 50 Jahren, in denen sowohl die Wissenschaft als die Technik infolge einer außerordentlich regen Thätigkeit auf beiden Gebieten, hervorragende Fortschritte gemacht haben. Welche Lücken sind beispielsweise auf rein geographischem Gebiete durch die zahlreichen Forschungsreisen ausgefüllt worden und welche Förderung haben seitdem die naturwissenschaftlichen Fächer, besonders die Meteorologie, erfahren! Die Betrachtung der beiden Auflagen wächst daher aus dem Rahmen einer einfachen Bücherbesprechung heraus und

[1] Der vollständige Titel lautet: „Berghaus' Physikalischer Atlas (begründet 1836 von Heinrich Berghaus). 75 Karten in sieben Abteilungen, enthaltend mehrere Hundert Darstellungen über Geologie, Hydrographie, Erdmagnetismus, Pflanzenverbreitung, Tierverbreitung und Völkerkunde. Vollständig neu bearbeitet und unter Mitwirkung von Professor O. Drude, Prof. G. Gerland, Direktor J. Hann, Dr. G. Hartlaub, Prof. W. Marshall, Geh. Admiralitätsrat G. Neumayer und Prof. K. v. Zittel herausgegeben von Prof. Hermann Berghaus. Gotha, Justus Perthes, 1886. Zur Zeit liegen von 25 in Aussicht genommenen Lieferungen 15 vor.

gestaltet sich von selbst zu einem historischen Ueberblick einerseits der Wissenschaft der Geographie und ihrer Hülfszweige, anderseits der Kartographie und ihrer Hülfsmittel.

Sprechen wir zuerst von den mehr äußerlichen Eigenschaften, so umfaßt die erste Auflage des Physikalischen Atlas 87 selbständige Blätter mit einer ungleich größeren Zahl von kartographischen, statistischen und bildlichen Darstellungen, welche durch einen Begleittext von 234 Seiten erläutert wurden. Die Zeit der Herausgabe verteilte sich auf mehr als zehn Jahre, indem die erste Lieferung im Januar 1838, die 18. und letzte im August 1848 erschien. Der ganze Stoff war damals in acht Hauptabteilungen angeordnet worden; diese heißen Meteorologie mit 13 Blättern, Hydrologie mit 16, Geologie mit 13, Magnetismus mit 5, Pflanzengeographie mit 6, Geographie der Tiere mit 12, Anthropographie mit 4 und Ethnographie mit 19 Blättern des Atlas. Der Umfang der betreffenden Textabschnitte gestaltete sich in sehr verschiedener Weise: über die Ethnographie z. B. wird auf 38 Seiten gehandelt, über die Anthropographie auf wenig mehr als zwei Seiten. Auch stehen die zu den Hauptabteilungen gehörenden Textabschnitte nicht immer in räumlichem Zusammenhange, sondern entsprechen den jeweilig ausgegebenen Lieferungen.

Im Vergleich zu dem Vorerwähnten ist die zweite Auflage sowohl nach Zahl der Blätter und der Hauptabteilungen als nach der Art der Darstellungen etwas eingeschränkt worden. Sie wird nämlich im ganzen 75 selbständige Blätter enthalten, welche auf 25 sechs- bis achtwöchentliche Lieferungen verteilt werden sollen, so daß, da gegenwärtig die fünfzehnte Lieferung vorliegt, der Abschluß des Werkes für Ende 1888 mit Bestimmtheit erwartet werden darf; die Zeit der Herausgabe würde also etwa drei Jahre in Anspruch nehmen. An Hauptabteilungen zählt man sieben, deren jede von einem Spezialbearbeiter (in einem Fall von zweien) ausgeführt worden ist. Die Teile nebst ihren Vertretern sind: Geologie von Professor K. v. Zittel in München, Hydrographie von Professor Herm. Berghaus in Gotha, Meteorologie von Direktor J. Hann in Wien, Erdmagnetismus vom Geheimen Admiralitätsrat G. Neumayer in Hamburg, Pflanzenverbreitung von Professor O. Drude in Dresden, Tierverbreitung von Dr. G. Hartlaub in Bremen und Professor W. Marshall in Leipzig, und Völkerkunde von Professor G. Gerland in Straßburg. Die Anthropographie der ersten Auflage ist demnach in Wegfall gekommen; inwieweit der Inhalt dieser Abteilung, welcher sich auf die Verbreitung der Menschenrassen, die Nahrungsweise und Volksdichtigkeit, die Verbreitung der vornehmsten Krankheiten, die Bekleidungsweise, die Beschäftigung, die Regierungsweise, die Religionen und die geistige Bildung bezieht, in der zweiten Auflage Berücksichtigung gefunden hat, das läßt sich augenblicklich noch nicht feststellen. Ebensowenig können über den Umfang der Textbeilagen bis jetzt abschließende Mitteilungen gemacht werden; nach den Abschnitten aber zu urteilen, welche gegenwärtig fertig vorliegen, scheinen sich dieselben in mäßigen Grenzen halten zu sollen, so daß der Hauptnachdruck durchaus auf die Karten zu liegen kommt. Dieser Idee entspricht auch der Umstand, daß von statistischen und bildlichen Darstellungen vollständig Abstand genommen worden ist. Bis auf gewisse Ausnahmen, von denen weiter unten die Rede sein wird, haben also der Herausgeber und seine Mitarbeiter nur die verschiedenartigen Mittel der Kartographie in Anwendung gebracht, eine Beschränkung (d. h. im Vergleich zur ersten Auflage), welche an und für sich Anerkennung verdient.

Was nun den Inhalt der zweiten Auflage im speziellen anbelangt, so läßt sich, da die erschienenen Lieferungen Blätter aus den verschiedenen Hauptabteilungen mit Ausnahme des Erdmagnetismus, wovon noch nichts erschienen ist, bringen, der Vergleich für das Ganze noch nicht durchführen; nur soviel kann man schon jetzt sagen, daß der allgemeine Eindruck ein sehr günstiger ist. Von den einzelnen Hauptteilen sind dagegen zwei kürzlich vollständig geworden, nämlich O. Drude's Atlas der Pflanzenverbreitung und J. Hann's Atlas der Meteorologie.

Zuerst wollen wir von Drude's Atlas sprechen und unsere Betrachtung in der Weise anordnen, daß wir erst den Inhalt nebst den Darstellungsmitteln, darauf die rein technische Seite besprechen und daran einige kritische Bemerkungen knüpfen. Um aber den richtigen Maßstab für Drude's Leistung zu finden, scheint es angemessen, von der ersten Auflage auszugehen.

Von den sechs die Pflanzengeographie darstellenden Blättern der ersten Auflage enthält das erste als Hauptstück eine Erdkarte in Mercator's Projektion, auf welcher Schouw's 25 phytogeographische Reiche, A. v. Humboldt's Statistik der vornehmsten Pflanzenfamilien und Pflanzengruppen, sowie die Verbreitungsbezirke der Palmen, der Gattung der Fichten und der Heide eingetragen sind. Schouw's Reiche, welche die nördlichsten Teile der Erde sowie Mittel und Hochasien unberücksichtigt lassen, sind teils durch farbige Grenzlinien, teils durch entsprechendes Flächenkolorit gekennzeichnet; Humboldt's Statistik ist durch Bruchzahlen ausgedrückt, welche das Verhältnis der einzelnen Familien zur Gesamtheit der Phanerogamen bezeichnen; die Verbreitungsgebiete der Palmen u. s. w. aber sind durch kleine Bäumchen und ähnliche symbolische Zeichen angedeutet. Neben dieser Erdkarte finden sich noch fünf schematische farbige Darstellungen von der Pflanzenverbreitung nach senkrechter Richtung, wobei als Beispiele die Anden, Teneriffa, der Himálaya, die Pyrenäen und Lappland gewählt sind, sowie einige Miniaturpflanzenbilder hauptsächlich aus den tropischen und subtropischen Gegenden.

Auf dem zweiten Blatte finden wir eine Mercator-Erdkarte mit den Verbreitungsbezirken der wichtigsten

Kulturpflanzen nebst Andeutung des Verlaufs der Isotheren und Isochimenen. Die Gebiete der betreffenden Gewächse, welche teilweise auch abgebildet sind, werden entweder durch Flächen- und Strichfarben oder durch Eintragung der Namen bezeichnet. Auf Nebenkarten ist die Verbreitung der tropischen Kulturpflanzen, wie Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Cacao, Coca, Thee, Zimmt, Pfeffer, Gewürznelke und Muskatnuß teils durch Schraffen und Punkte, teils durch symbolische Zeichen angegeben.

Das dritte Blatt enthält ausschließlich statistische Tabellen, welche sich 1) auf die Hauptvegetationsverhältnisse von Europa, hergeleitet aus der Vergleichung von 17 Floren, 2) auf die Hauptvegetationsverhältnisse Deutschland's, und 3) auf einige allgemeine Bemerkungen zur Flora von Europa beziehen. Der Zweck dieser Tabellen besteht darin, das Verhältnis der Artenzahl der einzelnen Familien zur Gesamtheit der Phanerogamen festzustellen; zugleich wird bezüglich Deutschlands die nördliche Breite und die Meereshöhe der einzelnen Floren angegeben.

Das vierte Blatt bietet eine „botanisch-geographisch-statistische Karte von Europa" nebst der Verbreitung der vornehmsten Phanerogamen, dem Lauf der Temperaturkurven des wärmsten und kältesten Monats u. m. a. Aus den verschieden dicht gestellten Punkten, womit die Karte bedeckt ist, geht hervor, daß die Glumaceen im Verhältnis zu den Phanerogamen in der Richtung von Süden nach Norden stetig zunehmen. Außerdem ist auch bei den einzelnen Ländern die Gesamtzahl der Phanerogamen angegeben, sowie das Verhältnis von neun ausgewählten Familien zu diesen bestimmt. Zu beiden Seiten der Hauptkarte sind graphische Darstellungen angebracht; die eine derselben giebt eine Skale der Ab- und Zunahme einiger Familien in den verschiedenen Ländern Europa's, die andere bezieht sich auf die Abnahme einiger Familien in der Richtung von Süden nach Norden.

Das fünfte Blatt wird von einer einzigen Karte ausgefüllt, welche die Verbreitung der wichtigsten Kultur-, Baum- und Strauchpflanzen Europa's nach Schouw, sowie die Isotheren und Isochimenen in Abständen von je fünf Graden aufweist. Die Karte selbst ist ohne Kolorit, enthält aber zahlreiche Pflanzennamen. Die Temperaturkurven dagegen und Vegetationsgrenzlinien einiger Gewächse, wie Orange, Oelbaum, Mais, Wein, Obst, Weizen und Gerste, sind mit Farben versehen.

Das sechste Blatt endlich ist einer botanischen Karte von Deutschland gewidmet, welche die Statistik der vornehmsten Pflanzenfamilien nebst den Isotheren und Isochimenen enthält. Deutschland ist hier im Sinne des Bundes vor 1866, doch ohne die Elbherzogtümer verstanden; auch sind die Schweiz und die Niederlande mitberücksichtigt. Auf diesem Blatt sieht man außer den politischen Grenzlinien gar keine kartographischen Mittel verwendet, sondern es sind nur statistische Tabellen eingetragen, die sich teils auf das Ganze, teils auf einzelne Gebiete beziehen. Bei der Abgrenzung der letzteren scheint man kein festes Prinzip befolgt zu haben, denn unter anderem findet sich da Dresden neben Böhmen, die Wetterau neben Mannheim, Brandenburg neben Stettin als besonderer Bezirk verzeichnet.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich, daß in der Darstellung der Pflanzengeographie das Hülfsmittel der Statistik den breitesten Raum einnimmt, während sich die Kartentechnik selbst mit einer bescheideneren Stellung begnügen muß. Man darf daher sagen, daß einige Karten, insonderheit die botanische Karte von Deutschland, geradezu überflüssig gewesen wären, wenn man nicht gewisse Temperaturkurven hinzugefügt hätte. Ohne diese hätten, streng genommen, nach dem damaligen Stande der Sache zwei Karten vollkommen ausgereicht, nämlich die beiden ersten Mercator-Erdkarten; alles, was die sechs Blätter sonst enthalten, hätte man ebenso gut in dem Begleittexte erledigen können. Die Begründung dieses Urteils soll später mitgeteilt werden. Im ganzen macht der pflanzengeographische Teil der ersten Auflage den Eindruck eines Versuchs, dessen Unvollkommenheiten nicht sowohl durch die Mängel kartographischer Technik als durch die großen und zahlreichen Lücken des wissenschaftlichen Forschungsstandes verursacht werden. Denn was die Karten selbst anbetrifft, so sind diese gut und sorgfältig gezeichnet, das Kolorit klar und deutlich aufgetragen und die sonstigen schematischen Zeichen geschickt angewendet.

Wenden wir uns nun zu dem entsprechenden Teil der *zweiten Auflage* des Physikalischen Atlas, so hat sein Verfasser, Professor O. Drude, vollständig recht, wenn er in den „Vorbemerkungen" schreibt: „Es wird wohl kaum ein anderer der im Physikalischen Atlas vertretenen Wissenschaftszweige in dem Maße wie die Pflanzengeographie die Fortschritte zeigen, welche die Wissenschaft seit seiner ersten Ausgabe im Jahre 1848 gemacht hat." Ja, wir stehen nicht an, die ausdrückliche Erklärung abzugeben, daß wir es hier nicht mit einer Umarbeitung zu thun haben, sondern es liegt eine ganz neue, selbständige, in manchen Beziehungen eigenartige Leistung von großer Bedeutung und hoher Vollendung vor. Drude's Atlas ist kein Versuch mehr, sondern eine zusammenfassende und vielfach abschließende Darstellung, an welche hinsichtlich der Beurteilung nicht nur ein relativer, sondern auch ein absoluter Maßstab gelegt werden darf.

Sehen wir zunächst zu, in welcher Weise Drude den ganzen zur Verfügung stehenden Stoff angeordnet hat! An mannigfachen und verschiedenartigen Gesichtspunkten fehlt es hierbei nicht. Man hätte beispielsweise die zahlreichen Arbeiten über die Verbreitung großer Ordnungen zu einem übersichtlichen Bilde verarbeiten oder sich von der Pflanzenphysiognomik leiten lassen können. Von diesen und anderen Gesichtspunkten hat nun Drude diejenigen ausgewählt, die sich den anderen naturhistorischen Teilen des Atlas, insonderheit der Klimatologie, Geologie und Tiergeographie

am meisten anschließen. Denn nach seiner Ansicht nimmt die Pflanzenkunde zwischen den anderen Teilen der Geographie insofern eine vermittelnde Stellung ein, als sie mit der Meteorologie gewisse Grenzlinien, mit der Geologie mehr oder weniger zusammenhängende Formationen, mit der Zoologie die Verbreitungsstatistik der systematischen Gruppen gemeinsam hat; ihre Verbindung mit der Völkerkunde aber wird durch die Nähr- und Kulturpflanzen hergestellt. Mit Berücksichtigung dieser Gedanken wurden nun die dem Pflanzenverbreitungsatlas zugewiesenen acht Blätter mit sechzehn Karten in drei ungleiche Gruppen zerlegt.

Die erste Gruppe, drei Blätter mit acht Erdkarten umfassend, hat die „systematisch-botanische und klimatisch-pflanzenphysiognomische Einteilung" zum Gegenstande; sie zerfällt demnach in zwei Unterabteilungen, von denen die eine den floristischen, die andere den vegetativen Verhältnissen gewidmet ist. Die erstgenannte wird auf fünf Erdkarten behandelt. Den Reigen eröffnen O. Drude's fünfzehn mehrfach gegliederte Florenreiche der Erde, von denen eines auf die Ozeane, die übrigen aber auf die Festländer entfallen. Die Ausdehnung der letzteren wird durch Flächenkolorit in Verbindung mit gewissen schematischen Zeichen, wie Punkten, kleinen Kugeln, Kreuzen, verschieden gestellten Strichen, Winkeln u. dgl., ausgedrückt; wo diese in eine andere Farbe übergreifen, sollen sie bezeichnen, daß ein Florenreich in das andere übergeht. Außerdem sind innerhalb mehrerer Reiche farbige Linien angebracht, teils um anzugeben, daß gewisse Formen des nordischen Florenreichs sich durch Wanderung an den Gebirgen südlicherer Länder ausgebreitet haben, teils um die 400 m. Tiefenlinie der Meere anzudeuten, welche als Durchschnittsgrenze des Ozeanischen Florenreiches gegen das vegetationslose Weltmeer gelten soll. Zur Ergänzung dieser Florenreichkarte finden sich zwei Kartons vor. Der eine enthält die Florenreichsgruppen der Festländer und Inseln, deren Drude drei unterscheidet, die boreale, die tropische und die australe, jede derselben wieder in mehrere Unterabteilungen zerlegend; innerhalb der durch Flächenkolorit ausgedrückten Gruppen sind durch kräftige Linien von entsprechender Farbe diejenigen Räume bezeichnet, welche einen hervorragenden Reichtum an endemischen Pflanzen besitzen. Auf dem zweiten Karton aber sind die hauptsächlichen Entwickelungsgebiete der vorgenannten Gruppen durch Sterne von entsprechender Farbe hervorgehoben; von diesen laufen Pfeillinien aus, die Richtung der vorgekommenen Wanderungen mit verschiedener Stärke bezeichnend.

Die beiden folgenden Karten, auf Blatt Nr. II vereinigt, veranschaulichen durch Flächenkolorit und konventionelle Zeichen die Areale einiger ausgewählter Ordnungen. Auf der einen sind die Gymnospermen und Monokotyledonen, und zwar im einzelnen die Gräser, die Juncaceen, die Pandanaceen, die Cyclanthaceen, Liliifloren und Palmen zur Darstellung gebracht; auf der zweiten fanden die Dikotyledonen, und zwar die Cupuliferen, die Betulaceen, die Myrtaceen, Saxifraga und Parnassia, Nepenthes, Astragalus und Oxytropis Aufnahme. Außerdem sind auch andere Gesichtspunkte in individualisierender Weise berücksichtigt worden. Bei den Palmen Amerika's z. B. wurde angedeutet, ob mehr oder weniger als zehn baumförmige Arten vorkommen, ob sie Wald bilden oder nur zerstreut sich finden, bei Afrika, ob in gewissen Gebieten mehr oder weniger als fünf baumartige Palmen, bei Südostasien und Nordaustralien, ob mehr oder weniger als sechs solche angetroffen werden. Bezüglich der Gräser hat der Verfasser sechs Verschiedenheiten kenntlich gemacht, nämlich die Salzsteppengräser der Mongolei und Aralokaspiens, die Büffelgräser am Missouri, die Salzwüstengräser am Colorado, die Pampas- und Montegräser in Argentinien und die Gräser der Punaformation in den Anden. Man sieht also, daß die Pflanzenstatistik, welche in der ersten Auflage ausschließlich durch eingetragene Namen ausgedrückt war, mit kartographischen Mitteln wiedergegeben ist.

Ein für den Geographen besonders wichtiger Gegenstand wird auf dem dritten Blatt behandelt, nämlich die Darstellung der Vegetationszonen der Erde. Auf Grundlage der Vegetationsdauer und mit Einrechnung des durch die Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse ausgeübten Einflusses unterscheidet Drude sechs Hauptzonen nebst einer entsprechenden Zahl Unterabteilungen. Diese sind in der Richtung von Norden nach Süden: 1) die nördliche Glazialzone; 2) die nördliche winterkalte Zone, in das Wald- und Wiesengebiet und das Grassteppengebiet zerfallend; 3) die nördliche sommerheiße Zone, einerseits Laubwälder und Gebüsche mit zahlreichen Zapfenbäumen, andererseits Steppen und Wüsten mit Graswuchs und hartem Gesträuch aufweisend; 4) die Tropenzone mit der Unterscheidung in Wald- und in Savannengebiet; 5) die südliche sommerheiße und gemäßigte Zone mit vier verschiedenen Gebieten (Grasfluren und Wüstensteppen, immer- und sommergrüne Wälder, immergrüne Gebüsche und immergrüne Laubwälder) und 6) die südliche kalte Zone. In sehr geschickter Weise hat es Drude verstanden, sowohl der Physiognomie als der Lehre von den Formationen (Wald, Steppe, Wüste u. s. w.) gerecht zu werden, aber damit nicht genug, er berücksichtigt auch die vertikalen Verhältnisse dadurch, daß er da, wo eigenartige Gebirgsformationen vorliegen, diese durch kräftige Striche von besonderer Farbe aus dem Flächenkolorit der Haupt- und Unterzonen hervorhebt; dieses gilt namentlich von den tropischen Gebieten. Schließlich konnten auf dieser Karte auch noch noch die Meeresströmungen und Treibeisgrenzen Platz finden. Zur Ergänzung dieser vorzüglichen Karten dienen zwei Kartons; der eine derselben zeigt die Vegetationsentwickelung im Januar, wo der größte Teil der nördlich gemäßigten Zone, sowie die kalte Zone unter Schneebedeckung liegt: die Kurve der Schneebedeckung läuft hier vom Drontheimer Fjord (64.° n. Br.) nach dem nördlichen China (47.° n. Br.). Der zweite Karton enthält die Vegetations-

Entwickelung im Juli, wo die Schneebedeckung, abgesehen von einigen kleinen Inseln, sich nur auf Neuseeland und größere Teile der südamerikanischen Anden bezieht. Auch diese Darstellungen sind recht lehrreich und anschaulich; durch eine kurze Betrachtung kann man erkennen, welche Gebiete keinen Stillstand der Vegetation aufweisen, bei welchen sie ruht und aus welchen Gründen dies geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Zustände.

I.

Rio de Janeiro, 1. Januar 1888.

Den Blick auf weite Horizonte gerichtet, will ich ein leichtes Fahrzeug nur mit dem unentbehrlichsten Ballast befrachten, um es durch die Wogen der Gegenwart zu steuern, dem geehrten Leserkreise eines Weltblattes wie das „Ausland" Reiseberichte bestimmend, die kurzgefaßt und in Ermangelung anderer Verdienste wenigstens dasjenige ungeheuchelter Wahrheit beanspruchen.

Dank der Leitung vorzüglicher Preßorgane und dank ihrer unermüdlichen und — sei es schon an dieser Stelle hervorgehoben — patriotisch angehauchten Propaganda ist in Deutschlands Gauen mehr als je zuvor von dem fruchtbaren Boden die Rede, den eine wohl überdachte und geregelte Auswanderung großen Styles in dem unermeßlichen Brasilien finden würde. Und doch! wie sehr entfernen sich die noch zur Stunde beliebten und hartnäckig verteidigten Auffassungen von der Wirklichkeit! Mit welcher Verblendung wird gerade dasjenige übersehen, was allein zu den vorgesteckten hohen Zielen führen könnte! Ich schreibe das Wort „Verblendung" mit wahrer Betrübnis nieder: es liegt darin kein systematisches Verkennen dessen, was bis jetzt geleistet wurde, aber es steht mir kein Ausdruck zu Gebote, mit dem ich die Fehler, die in Emigrations- und Kolonisationsangelegenheiten namentlich einigen Berliner Fachzeitungen zur Last fallen, besser zu bezeichnen wüßte.

Um diesen Punkt näher zu erörtern, muß ich vor allem übrigen jenen Stein des Anstoßes, den man so gern in der noch vorhandenen Sklavenbevölkerung Brasiliens sucht, hinwegzuräumen trachten, muß in Sonderheit gegen die ebenso bequeme als ungerechte Behauptung, „unsere Plantagenbesitzer bezweckten nichts als für die schwindenden Negerkräfte nach faullenzerischem Modus Söldlinge europäischer Abstammung, wie man zu sagen pflegt, ‚weiße Sklaven' heranzulocken", lauten Protest einlegen. Gewiß steht, speziell unter obwaltenden Konjunkturen, der menschliche Egoismus wie leider überall im Vordergrunde. Denn wie ich schon vor Jahren an anderer Stelle unumwunden erklärt und jetzt wiederhole: „durch das ganze Geäder unseres fruchtbarsten Territoriums fließt afrikanisches Blut, Ernten erzeugend, wie sie nur die Tropensonne zur Reife bringt. Auf dieser und nur auf dieser Produktion ruhen der Stolz, die Macht und der Reichtum des Landes. Hätte man die Lösung sozialer und volkswirtschaftlicher Aufgaben nicht zu lange vertagt, hätte man das Oel in der Lebenslampe vor Mitternacht erneuert, so wäre man wohl nicht dahin gekommen, von den gebieterischen Anforderungen der Zeit überrascht zu werden. Das Land kann in seinen jetzigen Zuständen eine Abnahme seiner wertvollen tropischen Produktion nicht ertragen. Nicht verwelken darf das aus den Zentralprovinzen Rio de Janeiro, Minas und San Paulo erblühende Trifolium; nicht veröden darf eine Werkstätte, welche 740,000 Zwangsarbeiter, d. h. die halbe Sklavenbevölkerung Brasiliens, beherbergt. Man berücksichtige diese Zahl und alles, was daran klebt, bevor man die Neger-Emanzipation in den Südstaaten der amerikanischen Union oder auf den westindischen Inseln als ein Beispiel anruft, welches hier wie dort ohne allgemeinen Ruin nachgeahmt werden könnte."

Das in obigen Sätzen Ausgesprochene gehört nun heute in seinen Hauptbestandteilen zu den überwundenen Standpunkten. Die Mahnungen der Zeit sind nicht unbeachtet geblieben; auf den morschen Mauern der Vergangenheit erhebt sich ein neuer und stattlicher Bau; das so viele Gemüter beunruhigende Emanzipationsproblem ist seiner vollständigen Erledigung nahe, auf das entschiedenste gefördert durch Regierungsdekrete und durch eine vielleicht beispiellose Privatinitiative, die sich täglich in spontanen Befreiungen äußert; die Anzahl der früheren Zwangsarbeiter im Gesamtkaiserreiche ist auf etwa 500,000 Köpfe zusammengeschmolzen, einzelne Provinzen haben ihrem Quotum bereits gänzlich entsagt und die anderen folgen nach. In dieser Richtung ist die Bewegung eine außerordentlich lebendige, und den gesetzlichen Verfügungen mit Riesenschritten vorauseilend, wird Brasilien das ihm noch eigene Sklavenkontingent, ob zwar nicht in dessen tausendarmigen Verzweigungen auf immer entwurzelt, so doch in einer mit Recht verfehmten Existenz menschlicher Berechnung nach schon binnen zwei Jahren beseitigt haben.

Die Erforschung dessen, was sich unserem angewohnten Gesichtskreise entrückt, erheischt Anstrengungen, die nicht jedermanns Sache sind. So kursieren denn die irrigsten Meinungen über Brasilien in Europa immer noch als baare Münze. Der eine fabelt von einem Lande, in dem es nur weiße Herren und farbige geknechtete Kreaturen gebe, ein anderer deutet das berühmte Emanzipationsgesetz vom 28. September 1871 dahin, daß damit die Sklaverei endgültig aufgehoben worden sei, während es doch nur dem vom besagten Datum an im Lande geborenen Sklavenkinde das Freiheitsdiplom zusichert. (Das Verbot der Sklaven-Einfuhr war — beiläufig erwähnt — schon lange vorher erlassen und streng gehandhabt.) Es ist unerfreulich, solch unentwegter Unwissenheit fortwährend begegnen zu müssen!

Nebelhafte Gebilde zu zerstören, die sich gegen Brasiliens glanzvolle Bewährung intensivster Naturelemente auftürmen, Gespenster zu verscheuchen, die unsern Geist quälen und verwirren — das ist das Alpha und Omega meiner publizistischen Bestrebungen. Und auf die Gefahr hin, mein Programm ab ovo öffentlicher Verurteilung preiszugeben, will ich ohne Rückhalt folgendes bekennen: nicht einlenken kann ich in die von den einflußreichen norddeutschen Korporationen „Deutscher Kolonialverein"[1] und „Zentralverein für Handelsgeographie u. s. w." vorgeschriebenen Bahnen, und zwar deshalb nicht, weil beide, insofern sie sich nicht auf blose Dogmatik beschränken, die Macht und die Politik souveräner und selbstbewußter Nationen gelegentlich unterschätzen und sich in einer schroffen Haltung gefallen, die den von ihnen vertretenen Interessen nicht zum Nutzen gereicht. Es ist nicht immer richtig, „Gutes" in Erwartung eines „Besseren" zu verschmähen. Mit der erstaunlichen Mannigfaltigkeit seiner territorialen und klimatischen Verhältnisse, vom Oyapok bis zum Uruguay und von der atlantischen Küste bis zu den Grenzen der westlichen Republiken des südamerikanischen Kontinents, bietet Brasilien dem deutschen Auswanderungszuge des wahrhaft und sofort greifbaren „Guten" in seltenster Fülle: dem Ackerbauer ein behagliches Heim, jedem fleißigen Arbeiter ein gesichertes Brot und den staatlichen Gewalten Europa's ein neutrales Feld für die Heilung sozialer Wunden durch die Entfaltung gedeihlicher Thätigkeit zur Bekämpfung des immer stürmischer herantobenden Pauperismus.

. . . . r.

II.

Rio de Janeiro, 1. Februar 1888.

„Die Armen und Elenden!" Ja, in diesem Schmerzensrufe liegt, wie schon neulich angedeutet, die Quintessenz meiner Polemik. Es sei offen gesagt: Mein Kosmopolitismus, der mit vollster Ueberzeugung massenhafte Auswanderung nach überseeischen Gebieten als ein sicheres Rettungsventil hervorhebt, ist zwar mit der beliebten Bezeichnung eines notwendigen Uebels gern einverstanden, allein gerade die allgemein anerkannte „Notwendigkeit" tritt mit einer Gewalt ans Tageslicht, die alle anderen Rücksichten und Bedenken weit überragt. Als Berichterstatter eines hochgestellten europäischen Zeitungsorganes genüge ich einfach einer Gewissenspflicht, indem ich der zeitgemäß erdachten, in energischer Durchführung begriffenen, bereits in das Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangenen Kolonialpolitik den bescheidenen Tribut meiner Bewunderung entrichte; aber es will mich bedünken, als ob bis zu der heutigen Stunde teils handelspolitische, teils volkswirtschaftliche Vorlagen im engeren Sinne des Wortes alle sonstigen Anforderungen der Gegenwart, wenn nicht gering anschlügen, so doch auf betrübende Weise überwucherten. In den Bestrebungen, wie sie Tag für Tag und in Wort und Schrift sich immer deutlicher bekunden, ist ein immenser Fortschritt auf neuen Bahnen unverkennbar, und nicht zu leugnen sind die glanzvollen, sich nach allen Zonen erstreckenden, sowohl kulturellen als staatlichen Eroberungen der deutschen Nation. Es darf jedoch behauptet werden, daß die gewiß gut gemeinte Ungeduld mancher Zukunftspropheten mehr verdirbt als fördert, und namentlich läßt eine vorlaute Schulweisheit oder Stubengelehrtheit Ideen vom Stapel, die das Wichtige und Mögliche dem zur Zeit noch Verfrühten, Abenteuerlichen und Entbehrlichen hintansetzen, wie denn z. B. über transatlantische Handels-, Bank- und Schiffsfahrtsbedürfnisse Philippika sich in die Oeffentlichkeit drängen, die an krasser Unwissenheit laborieren und dem nüchternen Denker und Beschauer, in Sonderheit dem Kenner des ausländischen Geschäftswesens, ein skeptisches Kopfschütteln aufzwingen.

Hierüber nach und nach ein Mehreres.

Ich werde leider nicht umhin können, mit einzelnen rein theoretischen Eiferern und Ratgebern eine Lanze zu brechen. Das Thema, das mich vor allen übrigen beschäftigt, gipfelt in dem Worte: „Ackerbaukolonien". Für solche sollte in umfassendstem Maßstab gesorgt werden; die lukrativen Handelsstationen entstehen dann von selbst. Es wäre in jeder Beziehung viel ersprießlicher, wenn man, anstatt kommerziellen und industriellen Unternehmungen Vorschub zu leisten, statt Kapitalien herbeizulocken, um dieselben in der Gestalt von Börsenpapieren wieder zu versilbern, wenn man seine Kräfte agrikoler Thätigkeit auf fremdem Grund und Boden zuwenden wollte, nicht allein zum Nutzen und Frommen unzählbarer Darbender, nicht allein zur Beschwichtigung gährender sozialer Elemente sondern zu eigener Sicherheit und persönlichem Vorteil. Daß letzteres leicht zu bewerkstelligen, unterliegt für mich keinem Zweifel; es kömmt nur auf das „Wie" an und hängt zunächst mit jenem Grade finanzieller Unerschrockenheit zusammen, die man in Deutschland so sehr vermißt. Indessen vereinzelte Anfänge sind schon gemacht und vermehrtes Verständnis unabweisbarer, ich wage nicht zu sagen „patriotischer und humanitärer Pflichten", sondern „materieller Interessen" wird nicht ausbleiben. Freilich unter der Obhut des populären „piano, piano", denn ich weiß es wohl: „Hic haeret aqua!"

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Seit dem 1. Januar d. J. mit der bisherigen „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" unter der Kollektivbenennung „Deutsche Kolonisationsgesellschaft" verschmolzen.

Anm. d. Red.

Die Ueberschwemmungen im Gebirge.

Beinahe jeder Reisende, welcher die südlichen Alpen und das nördliche Italien besucht, staunt über die Ausdehnung und Oede der dortigen Flußbetten. Im Sommer

windet sich ein kleiner Wasserlauf durch eine Wüste von Sand, Kies und Felsblöcken, unter denen er hie und da verschwindet; zur Winterszeit ist die Beschaffenheit der Bäche und Flüsse beinahe dieselbe, obwohl wenige Reisende lange genug verweilen, um diese Zustände im Winter zu beobachten, wenn die Annehmlichkeiten und Vergnügungen von Florenz, Rom und Neapel ihre Anziehungskraft auf den Fremden üben. Im Frühling und Herbst ist das Bett im Unterlauf der Flüsse mit einer Flüssigkeit angefüllt, welche eher aus Steinen und Schlamm, als aus Wasser zu bestehen scheint, welche mit einer scheinbaren Launenhaftigkeit steigt und fällt und, wenn sie zufällig ihre gewohnten Grenzen überschreitet, ringsumher Verheerung und Verderben verbreitet. Nicht das Wasser selbst, sondern dasjenige, was das Wasser mit sich führt, richtet den bleibenden Schaden an. Die Theoretiker haben schon seit Jahrhunderten Heilmittel gegen diesen Uebelstand vorgeschlagen, allein keines von all denen, welche seither versucht worden sind, ist ganz erfolgreich gewesen. Die Leute meinen, wenn Geld genug vorhanden wäre, könnte man die Flüsse in wirksamer Weise regulieren; allein wo und wie die erforderlichen baaren Mittel auftreiben, ist eine Frage, welche zuweilen Staaten ebenso gut als Individuen lahm legt.

Nur in Landen wo Flüsse entspringen, kann man sich eine deutliche Vorstellung von dem Steigen und Fortschreiten der Ueberschwemmungen machen. Der dauernde Schaden, welchen sie verursachen, liegt, wie gesagt, weniger am Wasser, als an dem, was dasselbe enthält. In den Dolomiten, welche ihre kühnen Umrisse der Leichtigkeit verdanken, womit jenes Gestein verwittert, lockert jeder Frost ganze Gesteinsmassen, welche nur auf einen Anstoß warten, um in die Thäler hinabgeworfen zu werden. Diesen Anstoß geben die Herbstregen und das Auftauen des Schnees im Frühjahr, wenn das Wasser dieselben zugleich unterwühlt und losrückt. Sie fallen dann ab, entweder in Massen, welche größer sind als die meisten Kirchen, oder in Bruchstücken, welche durch die reißenden peitschenden Gewässer abgerundet werden. Sie blockieren den Fluß, bis dieser sich einen neuen Lauf wählt und durchbricht, oder seine reißende Wut steigert, bis er das ganze Hindernis vor sich hinfegt. Es ist schwer zu sagen, welcher von den beiden Fällen der gefährlichere ist. Im einen Fall kann ein Dorf, welches noch niemals zuvor überflutet worden ist, in eine Wüste verwandelt und es können Häuser, welche man für ganz sicher hielt, unter Wasser gesetzt oder fortgerissen werden; im anderen Falle wird sichere Zerstörung denjenigen zugesandt, welche in den tieferen Thälern wohnen.

Wenn die Bäche die gewaltigen Thore der Kalkfelsen passiert haben, durch welche sie in den Dolomiten gewöhnlich aus den felsigen Wildnissen, worin sie entspringen, zu dem Hauptflusse herausrauschen, so ist die Gefahr noch nicht vorüber. Nach irgend welchem anhaltenden Regenwetter hat das ganze Land sozusagen die Beschaffenheit eines vollgesogenen nassen Schwammes. Der Rasen, die Baumwurzeln samt all dem Pflanzenwuchse, den die Wälder begünstigen, behalten eine große Wassermenge zurück und entäußern sich desselben nur allmählich; allein jeder Wanderer vermag zu solcher Zeit leicht eine Quelle oder ein Bächlein hervorzurufen, wenn er nur seinen Bergstock in den Boden stößt und eine kleine Rinne nach einem tieferen Niveau zieht, und er wird dann am folgenden Tage mit Ueberraschung sehen, was die Natur aus seiner kleinen Arbeit gemacht hat. Wenn nun eine Wiese oder Matte oder Alm auf einer Unterlage von weichem Gestein oder Kies liegt — und dies ist bei den meisten der Fall, welche an einem Bergstrom liegen — so wird sie zu einer Quelle von Gefahr, sobald der Rasen aufhört, sich über den Flußrand zu erstrecken. Nicht allein unterwühlt die Gewalt der Strömung und Reibung des Bergstroms den unteren Teil der Schicht und reißt sie hinweg, sondern das von oben hindurchsickernde Wasser verwittert auch die oberen Schichten. Jeder, der ein solches blosgelegtes Ufer eines Bergstroms beobachtet, wenn ein Austreten der Gewässer droht, wird mit Erstaunen wahrnehmen, mit welcher Geschwindigkeit mitten im Kiese kleine Quellen zum Vorschein kommen und wie schnell sie wachsen und immer große Mengen Gestein und Erde mit sich führen. Begreiflicherweise thut die Natur hier nur dasselbe, was der obenerwähnte Wanderer mit seinem Bergstock gethan hat; sie sorgt für Kanäle, mittelst deren der von Feuchtigkeit gesättigte Grasboden trocken gelegt wird; allein wenn diese Lage der Dinge längere Zeit andauert, so wird ein großer Teil des Ufers allmählich hinweggerissen und der Rasen, welcher darauf lag, unterhöhlt und fällt zusammen. Dies ist für den Eigentümer der Wiese immer ein Verlust, aber äußerst gefährlich, wenn Bäume darauf stehen, deren Aeste und Wurzeln das vom Wasser mitgeführte Gestein und Erdreich auffangen und einen Damm bilden, welcher den Lauf des Stromes ablenkt. Die Beamten, welche für die Sicherheit der Wege und Straßen verantwortlich sind, würden daher gern die meisten Erlen und Weiden fällen, welche die Wiesen besäumen, allein sie haben dazu nicht die gesetzliche Befugnis. Wenn es nötig ist, können sie jemanden verbieten seine eigenen Bäume zu fällen, aber sie dürfen keinen Stamm anrühren, welcher nicht dem Staate gehört. Das einzige was sie thun können, ist, den Eigentümer und die Gemeindebehörden auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche der Baum mit sich bringt; allein der Eigentümer trägt häufig gar kein Bedenken, die Felder seiner Nachbarn unter Wasser zu setzen, und die Gemeindebehörden wollen sich nicht darein mischen, aus Furcht, ihre Beliebtheit bei ihren Mitbürgern einzubüßen. Die Freunde des Malerischen mögen sich darüber freuen.

Jeder der schon Kinder beobachtet hat, wenn sie an einem Bache ihre kleinen Nachahmungen von Dämmen



und Häfen bauen, muß wahrgenommen haben, wie ein einziger ins Wasser geworfener Stein gelegentlich die ganze Strömung und Gestalt des Flußbetts verändert. Bei einer Ueberschwemmung handelt die Natur mit der scheinbaren Gedankenlosigkeit eines Kindes genau so wie dieses. Ein Felsblock oder eine Baumwurzel, welche sich in einem Flußbett verfängt, verändert den Lauf des Gewässers. Anstatt bei der nächsten Krümmung an das feste anstehende Gestein zu schlagen, wie er seit Jahrhunderten harmlos gethan hat, richtet der Bergstrom nun seine ganze Gewalt gegen das gegenüberliegende Ufer, welches unter derselben zerbröckelt. Diese Veränderungen im Lauf eines Gewässers sind die Gefahren, deren sich die in den Thälern Wohnenden hauptsächlich zu erwehren haben; allein so lange dieselben noch fern zu sein scheinen, verhindert eine gegenseitige Eifersucht oft die Veranstaltung gemeinsamer Schritte, und wenn dann die Ueberschwemmung da ist, so ist es stets zu spät, um sich ihrer Gewalt zu widersetzen.

In den Alpen sind Ueberschwemmungen so gewöhnlich und so unberechenbar, wie in anderen Gegenden und Tiefländern die Schneestürme. Man weiß gewiß, daß sie kommen werden, allein wann und wie und wo, d. h. welche Bezirke davon hauptsächlich betroffen werden, das vermag kaum jemand zu sagen. Die österreichische Regierung hat daher Vorkehrungen getroffen, um den Einfluß derselben möglichst zu verringern, obwohl ihre Thätigkeit zugestandenermaßen bisher eine unzureichende war. Es ist hier nicht der Ort und Raum, um auf die Schwierigkeiten und verwickelten Fragen der österreichischen Verfassung oder auf die Pläne und Leistungen der Ingenieure einzugehen, sondern wir müssen uns auf eine rohe Skizze beschränken. In jedem der Alpenländer der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche wir der Bequemlichkeit wegen Provinzen benennen wollen, besteht eine dauernde Behörde, welche mit der Ordnung aller Angelegenheiten betraut ist, die die Gebirgsgewässer betreffen. An diese müssen alle die Vorstellungen bezüglich der Aufführung eines unbotmäßigen Gebirgsgewässers gerichtet werden, und diese Behörde ermittelt den Sachverhalt an Ort und Stelle. Sie erwägt die Größe der Gefahr und die Ansprüche der verschiedenen Bezirke und entwirft dann die Vorschläge, welche dem Landtag oder der Provinzialvertretung vorgelegt und, im Falle der Genehmigung, im richtigen Verlaufe der Sache dem Reichstage unterbreitet werden. Angenommenermaßen sollen die von den einzelnen Provinzen benötigten Summen von ihnen selbst beigetragen werden, aber für umfassendere oder schwierige Arbeiten werden auch kaiserliche Verwilligungen gemacht, und in allen Fällen liefert die Zentralregierung gründlich herangebildete und tüchtige Beamte zur Leitung der Arbeiten, ohne eine Vergütung für deren Dienst zu verlangen. Diesen Beamten sind für dringende Notfälle weitgehende Befugnisse eingeräumt, und bei unheilvollen Ueberschwemmungen wird oft viele Wochen lang Militär aufgeboten, nicht allein um diejenigen zu retten, welche in Lebensgefahr sind, sondern auch zur Mithülfe an den Bauten und Arbeiten, welche zur Regelung der Flußläufe notwendig sind, und in solchen Fällen erhalten die dabei verwendeten Soldaten eine außergewöhnliche Zulage zur Löhnung.

Diejenigen Flüsse sind die gefährlichsten, welche an den steilsten Abhängen herunterkommen, weil sie zumeist dazu angelegt sind, ihre Ufer hinwegzuwaschen, und weil es für sie am leichtesten ist, die gefallenen Erd- und Gesteinsmassen aus den oberen Gegenden herunterzubringen. Die dermalen vorzugsweise übliche Art ihrer Regulierung besteht in der Erbauung einer Reihe von Dämmen. Diese sind wenig mehr als starke Mauern mit Oeffnungen, durch welche das Wasser frei abfließen kann. Sie spannen das ganze Flußbett und erheben sich zu einer bedeutenden Höhe über dasselbe. Durch diese Vorrichtung wird das Geschiebe zurückgehalten und das Wasser fließt in seinem gewöhnlichen Rinnsaal ab. Im Verlaufe der Jahre wird das obere Bett ausgefüllt und der Damm wird dann von Zeit zu Zeit erhöht, so lange die Beschaffenheit der Ufer es erlaubt. Ein Bach, welcher in dieser Weise reguliert worden ist, wird nach Ablauf einer längeren oder kürzeren Periode von einer Cascade zur anderen über Strecken laufen, welche nur einen leichten Fall haben und wo der Bach den größten Teil seiner Gewalt verlieren wird. Allein es bedarf einer längeren Zeit als man auf den ersten Blick annimmt, um eine solche Veränderung hervorzubringen. Die Steinmassen werden anfangs durch die Fluten so roh aufeinander gehäuft, daß das Wasser, nachdem das Niveau des Dammes erreicht worden ist, noch Jahre-lang einen leichten Weg durch dieselben findet, durch seine früheren Ausflüsse sich ergießt und weit unter der Oberfläche seines neuen Bettes seine gefährliche Fracht zurückläßt. Ein Wasserfall macht einen großen Eindruck auf einen Touristen, ein Fluß, welcher einen steilen Abhang herabfließt, kaum einen; und doch ist der letztere weit gefährlicher als der erstere; und wo eine Reihenfolge künstlicher Cascaden erbaut worden ist, da verhindert dieselbe den Bach nicht allein an der Weiterführung des Geschiebes, sondern auch am Abreißen der Ufer. Durch diese Mittel gewinnt man Zeit, daß sich auf den vergleichsweise ebenen Teilen seines Laufes eine Pflanzendecke bildet.

Man muß zugeben, daß eine Reihenfolge derartiger Dämme die Reize eines Gebirgsthales nicht erhöht; in der That ist eine solche in der ersten Zeit ihrer Erbauung ein Dorn im Auge; allein selbst die begeistertsten Naturfreunde würden wenig Grund haben, die Unterdrückung der Ueberschwemmungen zu bedauern, wenn dieselbe erzielt werden könnte. So häufig sie auch in Romanen angewendet wird, so giebt es doch wahrscheinlich kein Naturschauspiel, welches so viel Verlust und Gefahr mit so wenig Erhabenheit verbindet. Es ist ein überraschender Anblick um die Veränderung eines benützten Ackerfelds in einen Teich,

und einige der damit verbundenen Begebenheiten und Zwischenfälle mögen dabei aufregend, überwältigend oder sogar dramatisch sein. Allein es ist kein schöner Anblick um eine Fläche schlammigen Wassers an einem unrechten Ort, und die Zwischenfälle nehmen sich in der gedruckten Beschreibung besser aus als in der Wirklichkeit. Jedenfalls ist, sogar vom landschaftlichen Gesichtspunkt aus, die Unterhaltung eine zu kostbare. Lange Jahre hindurch auf Strecken von grauem nacktem Gerölle hinzuschauen, anstatt auf Bäume und grünen Rasen, heißt einen zu hohen Preis für einige Stunden der Aufregung bezahlen.

Wer über das Wesen der entfesselten Wassermassen des Hochgebirgs sich noch genauer belehren will, den verweisen wir auf Dr. Fr. Umlauft's vorzügliches Werk über die Alpen.

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von A. Kreutl.

Montenegrinische Kultur- und Landschaftsskizzen zu sammeln, erschien mir umsomehr der Mühe wert, als bis jetzt nur sehr Ungenügendes und dabei viel Falsches von den Schwarzen Bergen zu uns herüber gederungen ist. In der That fand ich dort so viel Interessantes, daß ich nicht umhin kann, das Mitteilenswerteste davon auszuplaudern.

Ein altes Sprichwort sagt zwar: „Alle Wege führen nach Rom." Das mag stimmen! Nicht so verhält es sich aber mit Montenegro, denn dahin führt thatsächlich nur ein Weg und zwar von Cattaro aus.

Wen also die Neugierde in die Schwarzen Berge lockt, der bekommt auch noch die unvergleichlich schönen Bocche mit zu sehen, fürwahr ein Stückchen Natur, das die liebe Mutter Erde, als eines ihrer schönsten Schooßkinder mit allen denkbaren Reizen ausgestattet in die azurblaue Adria hineingebettet hat. Diesen vielgerühmten Bocche di Cattaro geht aber auf der Reise der interessante Küstenstrich Dalmatiens mit unzähligen vorgelagerten Inseln und Scoglien voraus, wodurch die Fahrt so abwechslungsreich sich gestaltet, daß sie die Aufmerksamkeit des Reisenden immerdar auf das Angenehmste rege erhält. Und gerade deshalb fühle ich mich beinahe gezwungen, meine Schilderungen nicht erst von Cattaro, sondern schon von Triest ab zu beginnen, um wenigstens ganz flüchtig auch Dalmatiens und dalmatinischer Verhältnisse zu gedenken.

Von Triest, der schönsten und angenehmsten Stadt an der stolzen Adria, führte mich der prächtige Lloyddampfer „Carlotta" hinweg. Eine überaus duftige Beleuchtung lagerte über dem ganzen Golf, als wir an der Bucht von Muggia, Capo d'Istria und Pirano vorüberfuhren, und erst jetzt, als das Schiff um den schönen Leuchtturm herum gesteuert war, verloren wir das glänzende Häusergewirre von Triest aus den Augen und dann südlich wendend allmählich auch die Höhenzüge der Karnischen Alpen und der Karawanken. Nun gieng's immer dicht neben der sanftgeformten Küste von Istrien dahin. Auf derselben erhebt sich nur der Monte Maggiore als höherer kahler Berg, während auf den Niederungen überall das saftige Grün der Rebengelände den angenehmsten Kontrast mit den weißen glänzenden Ufern bietet. An diesen selbst passieren wir die malerischen Ortschaften Umago, Cittanuova, Parenzo, Orsera und Rovigno, bis nach beiläufig siebenstündiger Fahrt der Dampfer in den fortumgürteten Hafen von Pola einläuft. Hier ist immer so viel Aufenthalt, daß man sich wenigstens oberflächlich die berühmtesten antiken Denkmäler, wie das Amphitheater, den Tempel des Augustus und der Roma, das alte Forum, den Triumphbogen der Sergier und anderes besehen kann. Den Ankommenden wird wohl in erster Linie der großartige Kriegshafen mit seinem reichlichen Inventar und der gewaltige Anblick der kolossalen Arena fesseln.

Wer gar noch Zeit hat auf die Höhe des Monte Zaro zum Tegetthoff-Monument zu gelangen, dem wird eine herrliche Rundschau über Stadt und Hafen, bis hinaus zu den Brionischen Inseln, den kleinen Spaziergang reichlich lohnen.

Von Pola weg geht die Fahrt über den Quarnero, diejenige Stelle, wo die Adria gegen Nordosten die tiefe Bucht von Fiume bildet. Hier herrscht immer starke Bewegung, die um so empfindlicher ist, weil der Wellenschlag das Schiff von der Breitseite her trifft, was so unerquickliches Schaukeln verursacht, daß gewöhnlich die meisten Passagiere seekrank werden. Die sonderbare Einrichtung auf dem Dampfer, gerade an dieser Stelle das Nachtmahl zu servieren, ist gar keine schlechte Spekulation des Restaurateurs, denn bei Beginn der Seekrankheit, wo einem ohnehin alles Sehen und Hören vergeht, ist natürlich der Appetit so wie so schon jedem vergangen. Nach zwei Stunden war diese Stelle allgemeiner Opferung passiert und inzwischen hatten alle ihre Kabinen aufgesucht, um erst am anderen Morgen wieder zu erwachen, wo der Dampfer bereits in Zara vor Anker lag. Um zu sagen, was Zara ist, sollte ich eigentlich nur „Maraschino" voraussetzen.

Erst dann brauche ich zu erwähnen, daß es die Hauptstadt von Dalmatien ist. Von außen macht die meeresumspülte Stadt einen recht properen Eindruck, obwohl sie keine besonders anziehende landschaftliche Umgebung hat. Innen aber fand ich mit Ausnahme der kleinen Piazza dei Signori und der 3—4 m. breiten Contrada longa nur lauter enge, oft kaum zwei Meter breite Gassen, die nicht viel reinlicher waren, wie die darin befindlichen schmutzigen Häuser. Am schmutzigsten aber war das lebendige Element, das sich in Zara herumtrieb. Es thut einem ganz wehe, wenn man die prächtigen kernigen Gestalten, wie sie allenthalben in Dalmatien angetroffen werden, so in Fetzen gekleidet und mit Schmutz überdeckt, umher und ihren Geschäften nachlaufen sieht.

Die armen Morlacken, die mich stark an die Lappen erinnerten, sind sozusagen die Hefe der dalmatinischen Gesellschaft. Die eigentümliche Tracht der Männer und die farbenreichen Umhüllungen der Weiber, denen alle, auch die schwersten Arbeiten aufgebürdet werden, gewähren aber trotz ihres defekten und schmutzigen Zustandes dem Fremden immerhin, wenn auch kein schönes, so doch ein recht interessantes Schauspiel. Diese Typen bilden aber nur das Tagespublikum in Zara. Abends sind die Landleute wieder in ihre nahen Ortschaften gewandert und mit dem Anzünden der Straßenlampen erscheint erst das städtische Publikum. Dieses bildet ganz nach italienischer Sitte einen förmlichen Corso, der sich allerdings nur auf die Contrada longa erstreckt. Wer, wie ich, Zara nur einmal einige Stunden des Tages und dann wieder nur des Abends, bei Beleuchtung, gesehen hat, der glaubt sich nicht in ein und derselben Stadt.

Die Weiterfahrt geht immer zwischen Inseln und dem Festlande hindurch. Auf letzterem dominiert der mauerartige Gebirgszug Vellebit, den Dinarischen Alpen angehörig, und nachdem so mancher hübschgelegene Ort unberührt passiert ist, fahren wir an das Fort Nicolò heran, welches den engen Kanaleingang in den vorzüglichen Hafen von Sebenico krönt. Die alten Fortifikationen über der Stadt selbst waren schon längst sichtbar, bevor wir in den Hafen einlenkten. Sebenico erhebt sich gleich vom Meer weg amphitheatralisch gegen die kahlen Felsen hinan und nur einzelne Cypressen, fast jämmerlich von Gestalt, sowie ein wenig Wachholdergestrüpp bringen eine spärliche, grüne Unterbrechung in die traurige Felsenöde. Es mag sein, daß bei unserer Ankunft die grelle Mittagsbeleuchtung schuld war, daß Sebenico den imposanten Eindruck auf mich nicht machte, welchen mein Reisebuch beschreibt. Ich bin daher, nachdem ich den berühmten Dom besucht hatte, sogleich zum höheren Fort hinangestiegen, was bei der gräßlichen Hitze kein sonderlicher Genuß war, und erntete dafür einen wirklich reizvollen Ueberblick auf die ganze Stadt, den Hafen und weit hinaus auf das inselbestreute blaue Meer. Die glühende Hitze, welche mir das schöne Panorama auf das Wärmste eingeprägt hatte, entzündete in mir einen Höllendurst. Zur Stadt zurückgekehrt, suchte ich vergebens Labung, denn das Brunnenwasser in Sebenico ist, wie überall in Dalmatien, so warm, daß sich ein deutscher Magen daran unmöglich laben kann. Ausgetrocknet, wie die ganze Gegend, lief ich nun in den engen Gassen der reinlichen Stadt herum, bis mir endlich eine Kneipe so einladend erschien, daß ich es wagen konnte, darin meinen Durst mit Wein zu stillen. Man nahm mir für einen halben Liter 20 Kreuzer ab. Ich sah aber, daß die Einheimischen für einen Liter nur 16 Kreuzer bezahlten. Auf meine Reklamation hin verstand der Wirt plötzlich kein Wort Italienisch mehr, sondern rechtfertigte sich in seinem serbisch-kroatischen Landesdialekt, von dem ich natürlich kein Wort verstand, mit einer solchen Beredsamkeit, daß, trotz aller Undeutlichkeit, seine Absicht dennoch sehr deutlich zu erkennen war.

Ich merkte sie, wurde aber nicht verstimmt, denn in diesem einen Faktum konnte ich wenigstens die ersten Anfangsgründe europäischer Kultur in Sebenico konstatieren. Ich muß indessen der Wahrheit gemäß bemerken, daß Sebenico in jeder Hinsicht einen besseren Eindruck auf mich machte, als Zara. Nicht blos die Stadt, auch die Leute sind viel reinlicher. Man begegnet wenigen zerlumpten Morlacken, sondern Männer wie Weiber tragen hier farbenreiche golddurchstickte Gewänder, häufig sogar mit schweren, nußförmigen, silbernen Knöpfen behangen. Es soll eine wahre Pracht sein, wenn die Leute an Feiertagen, reich geschmückt mit Gold- und Silbertand, zum Tanze gehen. Da bildet oft der Schmuck ihr Gesamtvermögen, das sie solchergestalt zur Schau tragen. Auch in meiner Kneipe saßen mehrere so phantastisch aufgeputzte Männer, und so viel mir verständlich war, dürften es Bauern der Umgegend gewesen sein, die eben eine größere Quantität Wein verkauften. Es war gerade die Zeit der Weinlese und da geht es immer etwas lebendiger zu in den Ortschaften und besonders auf der Marina. Dutzende von Schiffen kommen da angesegelt, die alle reich beladen sind mit vollen Weinsäcken, welche dann sofort auf Karren oder auch auf der Schulter in die Stadt gebracht und für jeden Preis verkauft werden. Kellereien mit Faßlagern nach unseren Begriffen brauchen die Dalmatiner bei ihrer Weinkultur nicht.

Nachdem die Trauben gepflückt sind, werden sie gleich auf dem Felde in ein großes Faß geworfen. Ein Mann oder Junge tritt mit nackten Füßen dieselben zu Brühe. Wenn ihm die Brühe über die Schenkel steigt, dann wird sie in Ziegenfelle, die zu Säcken genäht sind, umgefüllt. Zu solchen Weinsäcken werden aber nicht etwa gegerbte Ziegenhäute verwendet, sondern das frisch abgezogene Fell wird gleich, mit den Haaren nach innen, zusammengenäht und das Weinfaß ist fertig. Da die Dalmatiner in Anbetracht ihres eigenen Reinlichkeitsinnes die Ziege für ein gar sauberes Tier halten, so finden sie es auch nicht nötig, die Felle erst einer Waschung zu unterziehen. Eine Menge Wein wird gleich in diesem ungegohrenen Zustande getrunken und das beigegebene Ziegenaroma scheint den Dalmatinern ein höchst willkommenes Bouquet zu sein. Die besten Sorten werden einer schwachen Gährung unterzogen und dann in Flaschen gefüllt in den Handel gebracht.

Wenn man bedenkt, daß ganz Dalmatien mit einem Flächenraum von 13,050 Qu.-Km. infolge seiner sterilen Karstbeschaffenheit nur 1607 Qu.-Km. bebauten Boden hat und hievon nur 75 Qu.-Km. auf den Weinbau treffen, der jährlich eine Million Eimer Beeren liefert, so läßt sich auf das ausgezeichnete Klima schließen, das die vorzüglichen Trauben in einer solchen Menge und Fülle erzeugt. Die Olivenkultur, welche ein Gesamtareal von

ca. 20 Qu.Km. einnimmt, bildet einen weiteren recht ergiebigen Handelsartikel, ebenso der reiche Fischfang an den Küsten, welcher sich auf mehrere Millionen Gulden jährlich beläuft. Nicht unbeträchtlich sind auch die Jagdbeuten von Wassergeflügel und Steinhühnern, und ein großer Teil des Nationalreichtums steckt in der vortrefflichen Viehzucht, welche sich hauptsächlich auf Rinder, Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine, Maultiere und Esel erstreckt. Außerdem wird in Dalmatien noch die Waidenkultur auf ca. 750 Qu.-Km. und die Garten- und Wiesenkultur auf ca. 30 Qu.-Km. betrieben, während die Wälder einen Flächenraum von ca. 500 Qu.-Km. einnehmen.

Aber trotz der Reichhaltigkeit aller möglichen zu einem angenehmen Leben nötigen Produkte wird der Fremde wenig davon merken, da er außer Wein und Fischen nur selten genußreiche Kost vorgesetzt bekommt. Man ist daher immer auf das Dampfschiff angewiesen, wo man für sein Geld wenigstens gut gespeist wird.

In Sebenico hält der Dampfer nur drei bis vier Stunden und es ist daher erst auf der Rückreise möglich, die nahen Kerka-Fälle zu besuchen. Dann muß man aber von Spalato aus mit der einzigen dalmatinischen Eisenbahn nach Sebenico dem Dampfer vorauseilen, gleich mit Wagen nach Scardona fahren und von da eine Strecke die fjordartige Kerka entlang bis St. Giuseppe mit Barke rudern, um dann zu Fuß schließlich die Fälle zu erreichen, deren Rauschen und Tosen schon längst vernehmlich war. Von unten gesehen, glaubt man den Absturz einer einzigen großen breiten Cascade zu erblicken, aber von den oberen Uferhöhen bemerkt man erst, wie hübsch sich die Kerka in fünf fast gleichen Abstufungen von einem Felsbecken ins andere wirft, und somit ganz das Aussehen einer riesigen Gartencascade gewährt. Immerhin ist das Gesamtbild dieses prächtigen Naturstückes ein höchst interessantes, zumal man eine solche Wasserfülle, umrahmt von prächtigen Pappeln und buschigem Laubholz, in jenen sterilen Gegenden kaum zu vermuten wagt. Gleich unter dem Falle erweitert sich die Kerka zu einem seeartigen Becken und darin liegt, auf einer kleinen Insel, das Kloster Vissovac. Es ist dies ein einsames, aber äußerst trauliches Plätzchen, inmitten großer Naturschönheiten.

Von Sebenico ab wird die Seefahrt immer interessanter. Die niederen, kahlen Felsen wachsen allmählich zu stattlicherer Form heran und bald nach der engen Einfahrt, zwischen dem Festlande und der Insel Zirona, sieht man in die große Bucht von Trau hinein. Die Stadt selbst im Hintergrunde, welche recht malerisch, gleich einer Insel, aus dem Meere hervorlugt, ist vom Monte Carban hoch überragt, der zu seinen Füßen reich mit Olivenwäldern und Weinreben verziert ist, in welcher Gestaltung er sich bis vor Spalato hinzieht, das wir nun bald erreichen. Schon von weitem ist die große Häusermenge der schönen Stadt sichtbar und man hat Zeit genug, noch vor der Landung die majestätische Umgebung derselben mit Muße zu betrachten.

Von den Abhängen des klotzigen Monte Carban zur Linken und des stolzgeformten Monte Mossor zur Rechten, lachen auf vorgelagerter fruchtbarer Landschaft die üppigsten Felder und Weingärten dem Ankommenden entgegen. Vorne erhebt sich die Stadt selbst halbkreisförmig um den geräumigen Hafen ausgebreitet, hoch überragt von dem schlanken vierstöckigen Turm der Domkirche. Wenngleich der neuere Teil von Spalato wegen seiner breiteren Straßen, geräumigen Plätze und hübschen Anlagen auf den Fremden sehr anregend wirkt, so wird derselbe seine Promenade doch weniger dahin lenken, sondern seine Schritte sofort in das altehrwürdige Schloß des römischen Kaisers Diokletian wenden.

Von diesem Kolossalbau ist noch der größte Teil der Umfassungsmauer erhalten und es würde zu weit führen, wenn ich mich auf eine Beschreibung dieses bedeutendsten antiken Bauwerks Dalmatiens einlassen wollte. Hier sei nur erwähnt, daß in diesen Palast, wo vor ca. 1500 Jahren Kaiser Diokletian sich wohnlich eingerichtet hatte, nun die ganze Altstadt Spalato hineingebaut ist. Sie besteht aus einer Menge natürlich nur sehr enger Gassen, da die Häuser zum größten Teil in das alte Mauerwerk hineingepaßt wurden. Der Dom war jedenfalls ein Haustempel des Kaisers. Viele noch vorhandene Säulen, eine Sphinx, der Aesculaptempel, die Porta Aurea und anderes, geben jetzt noch Zeugnis von der einstigen Pracht des Diokletian-Palastes.

Nach Besichtigung und Durchwanderung dieser heiligen Hallen wird aber auch die Zeit zur Weiterfahrt herangenaht sein.

Weil das Schiff bei der Rückfahrt abermals fünf Stunden in Spalato hält, so kann man den Ausflug nach Salona bis dahin sparen. Derselbe erfordert drei bis vier Stunden Zeit. Es ist zwar außer den Fundamenten der mythischen Stadt nur wenig mehr zu sehen, aber immerhin ist es höchst interessant, auf der alten Stätte herumzupromenieren, welche Kaiser Diokletian, der Regierung müde, im Jahre 305 n. Chr., als Ruhepunkt wählte. Damals, wo die Berge noch mit herrlichen Wäldern überzogen waren, muß es allerdings eine wahre Pracht gewesen sein, in dieser Gegend zu leben. Und jetzt noch, wo die Berge ihres waldigen Kleides längst beraubt sind, wird der Spaziergänger eine Landschaft vor sich ausgebreitet finden, die ihn mitten in ein kleines Paradies zu versetzen scheint. Tief gegen Salona drängt sich, gleich einem alpinen See, das Meer hinein. Am Ende der Bucht liegt auf einer kleinen Insel ein reizender Ort, zu welchem eine lange Brücke führt, und weit herüber von den lieblichen Gestaden des ruhigen Meeres glänzen die stattlichen Häuserkomplexe der Sette Castelli.

Hoch über diesen zieht die felsige Mauer des Monte Carban und da wo sich zwischen ihm und dem Monte Mossor der tiefe Sattel bildet, liegt Clissa, die frühere Paßsperre. Jetzt zwar ohne allen strategischen Wert,

schaut das alte Geiernest dennoch höchst imponierend hernieder.

Wer die ein bis zwei Stunden Zeit nicht scheut, der wolle nur hinaufgehen, und er wird es sicherlich nicht bereuen, wenn er, angeweht von würziger Seeluft, das hübsche Panorama genießt, welches ihm von der alten Paßsperre aus geboten wird.

Von Spalato ab geht die Fahrt zwischen den Inseln Solta und Brazza hindurch, dicht am romantisch gelegenen Lesina und nahe der Insel Lissa vorbei. Letztere bildete, wie leicht begreiflich, den Hauptanziehungspunkt für die anwesenden österreichischen Offiziere, welche nun die Seeschlacht von Lissa sich gegenseitig zum so und so vieltenmale aufwärmten. Da von den Offizieren keiner der Marine angehörte, so habe ich aus ihren Erzählungen weiter nichts wichtiges entnommen, als daß seit jener Schlacht, in welcher das Meer so entsetzlich viele Menschenleben verschlang, sich die Haifische in der Adria eingefunden haben und bis heute noch nicht ausgerottet werden konnten.

Nachdem der Kanal zurückgelegt ist, fahren wir durch die enge Wasserstraße zwischen der Halbinsel Sabioncello und der Insel Curzola. In Curzola selbst, das äußerst anmutig und pittoresk zwischen Fels und Meer eingezwängt ist, war nur eine halbe Stunde Halt, dann geht es den Kanal Meleda entlang in die Bocche false hinein. Nun wird die Fahrt immer interessanter. Die Ufer erheben sich da schon bis zu einer Höhe von 2000—3000 F. und prangen bis hoch hinan in üppigster Vegetation. Zwischen Pinien und Olivenwäldern lugen viele kleine Ortschaften und Ansiedelungen recht idyllisch hervor und alle Hügel und Erhebungen sind dicht mit Wachholder bewachsen, der hier bis zur Baumesgröße gedeiht. Es ist mir rätselhaft, warum in Dalmatien noch keine Wachholderschnapsbrennereien existieren. Es könnten da jährlich gewiß viele Tausend Hektoliter dieses guten Getränkes fabriziert werden. Der Wachholder wächst ja in unausrottbarer Menge und die Beeren haben durchweg Haselnußgröße.

Bei der Weiterfahrt berühren wir so manches hübsche Kastell, sehen in die Bucht von Stagno hinein und gewahren auch die drei berühmten Platanen auf Canosa, welche mit zu den größten Exemplaren der Gegenwart gehören. Nachdem noch einige kleine liebliche Eilande passiert sind, laufen wir in den Hafen von Gravosa ein. Gleich bei der Einfahrt entwickelt sich ein äußerst malerisches Bild. Links kommt aus breiter, felsiger Thalöffnung die Ombla hervor und rechts erheben sich schlanke, dicht mit Oliven, Eichen und Cypressen bewachsene Hügel und im Hintergrunde thront auf hohem Felsen das Fort Imperial, welches Ragusa, Gravosa und die ganze Gegend beherrscht. Darunter weg führt die Straße über die reizende Bella vista in einer halben Stunde nach Ragusa.

Ich machte diesen Weg natürlich zu Fuß und langte eben bei Sonnenuntergang auf der Bella vista an. Jenes wunderbare, anmutvolle Bild nun, welches mich in dieser Stunde umgab, wird gewiß unauslöschlich in meiner Erinnerung bleiben. Unmöglich ist es, die Pracht zu schildern, in der das ganze Meer und die malerisch zerrissenen Felsenufer von Ragusa leuchteten, als die glühende Sonne in das Wasser eintauchte, um dann auf kurze Zeit alles ringsum mit ihrem roten Feuerscheine zu umgeben. Es war gerade als ob Himmel, Meer und Erde in hellen Flammen ständen. Leider nur wenige Minuten dauerte diese phänomenale Erscheinung, dann setzte ich meinen Marsch fort. Es war ein wunderbarer Spaziergang; zum erstenmale sah ich diese Gegend — und doch schien sie mir so bekannt. Ich mußte ähnliches schon irgendwo gesehen haben und ließ nun meine Erinnerungen an den schönsten Landschaftsbildern vorübergleiten. Da kam ich auch an den Golf von Amalfi — und hier blieb ich stehen — denn nur an jenem gottvollen Erdenfleckchen habe ich gleich Schönes gesehen und nur mit jenen klassischen Ufern möchte ich die Bella vista von Ragusa vergleichen.

Auf der Höhe beginnen schon die Häuser, und eine sehr belebte Straße, beiderseitig mit Villen, herrlichen Gärten und Parkanlagen geziert, führt nun abwärts. Eine ca. 40 F. hohe Aloë ragt aus felsiger Wand empor; sie steht eben in reichster Blüte und zu ihren Füßen strotzen vollbehangene Cactus zur Straße hernieder. Eine Gruppe stattlicher Palmen prangt majestätisch inmitten eines reizenden Gartens, und so gelangt man zwischen Blumen, Zierpflanzen, Cypressen, Palmen und Akazien an den pinienbewaldeten Teodora-Park und unmittelbar darauf an den Pelle-Platz. Hier genießt man von der Terrasse aus einen herrlichen Blick auf das Meer und kommt dann durch das kolossale Festungsgemäuer in die vollständig abgeschlossene Stadt selbst. Das echt orientalische Gepräge, welches die Bauart von Ragusa zur Schau trägt, macht einen eigentümlichen Eindruck auf den Ankömmling, aber jedenfalls einen sehr angenehmen, denn es herrscht in der ganzen Stadt große Reinlichkeit.

Die Seitengassen, welche alle sehr eng sind, führen größtenteils auf steinernen Stufen steil bergan und eine gleicht so ziemlich der anderen. Auch in der Art ihrer Beschäftigung, die vor offenen Häusern und im Freien ausgeübt wird, führen uns die Ragusaner ein recht orientalisches Bild vor, das in seinem Farbenreichtum aber am allermeisten durch die höchst malerischen Trachten der Bevölkerung gewinnt. Besonders gefielen mir die prächtigen Männer, nicht allein wegen ihrer reichgestickten, bunten Kleider, sondern besonders wegen ihrer prächtigen Körperformen. Auch die Mädchen sind hier schon sehr beachtenswert; diese vielleicht nicht so sehr ihrer Gesichter halber, als wegen ihrer auffallend anmutigen Tracht. Die Leute sind äußerst freundlich und lebhaft, und man kann es auf den ersten Blick wahrnehmen, daß Ragusa eine sehr wohlhabende Stadt ist.

Auch in Gravosa hält der Dampfer auf der Rückfahrt wieder ca. 4 Stunden, welche Zeit gerade genügt,



um dann den Ausflug an die Ombla-Quelle zu machen. Man gelangt in einer guten Stunde mit Barke dahin und sieht hier die Ombla in Gestalt eines breiten Stromes plötzlich aus dem Felsen hervorbrechen und zwar mit einer solchen Gewalt, daß sie gleich hinter ihrem Ursprung Mühlen treibt. Ihr Lauf bis ans Meer dauert nur eine Stunde und mündet direkt in den Hafen von Gravosa. Auch vom Meere aus ist der Blick auf Ragusa ein überaus schöner. Die zerrissenen, steil abfallenden, stets von schäumenden Meereswellen gepeitschten Felsenufer, in welche die stark befestigte Stadt eingezwängt liegt, erinnerten mich unwillkürlich an die Gestade von Sorrento. Aber während dort der Monte Sant' Angelo mit grünem Haupte in den Golf herniederschaut, ist es hier ein kahler, majestätischer Bergklotz, von dessen Höhe kein friedliches Grün in die freundliche Adria herniederlacht, sondern ein riesiges Fort, das drohend herabwinkt, gilt als ein stattliches Wahrzeichen dafür, daß die österreichische Monarchie energisch entschlossen ist, Dalmatien, um das schon die Gothen, Avaren und Römer und später die Venezianer gekämpft haben, nun für immer vor fremder Invasion zu beschützen.

Die Weiterfahrt geschah bei Nacht und als ich am andern Morgen um fünf Uhr aufs Verdeck kam, erfolgte eben die Einfahrt in die Bocche. Zwischen Punta d'Ostro und dem Inselfort Manula steuern wir direkt auf Castelnuovo in der Baja di Topla zu. Wie von den Gestaden eines herrlichen Alpensees erhebt sich das reizende Städtchen gegen die buschig umrankten Felsen empor, überragt vom alten Fort Spagnuola. Ringsherum gruppieren sich in großen Parzellen blaßgrüne Olivenhaine und saftige Wiesenflächen, die nun unsere steten Begleiter an den fruchtbaren Gestaden der Bocche bleiben. Eben stieg die Sonne über den Monte Dobrastizo herauf und überstrahlte gleich die ganze Bucht mit einer solchen Wärme, daß wir froh waren, durch die Weiterfahrt wieder kühlen Luftzug zugeführt zu bekommen. Durch die Catene di Kombur gelangen wir nun in das große Seebecken der Baja di Teodo. Diese ist ringsum von sanftgeformten, über und über mit frischem Grün bedeckten Bergen eingeschlossen, zu deren Füßen eine Menge kleiner Ortschaften sich in der klaren Meeresfläche spiegeln. Bei der Verengung der Bucht erheben sich die Berge immer mehr und nehmen sogar einen ganz imposanten Charakter an. Nun geht die Fahrt durch die Catene, so genannt, weil diese schmale Wasserstraße früher mit einer Kette abgesperrt war. In diesem Augenblicke entfaltet sich ein Landschaftsbild von überwältigender Schönheit. Rechts und links teilt sich das Meer in zwei breite Arme und erschließt uns plötzlich den reizenden Einblick in die Bucht von Risano und in den Golf von Cattaro, während gerade vorne am Fuße und den steilen Abhängen des Monte Glogovatz der romantische Ort Perasto, mit dem Fort Sta. Croce zu Häupten, von den Meeresfluten bespült wird. Die zertrümmerten Häuser mögen wohl noch von dem letzten Aufstande der Crivoscianer herrühren, die vom Berge herab den Oesterreichern viel Unheil zufügten. Zunächst Perasto liegen zwei kleine Inseln mit den Kirchen S. Giorgio und Maria dello Scarpello äußerst idyllisch inmitten der ruhigen Seefläche und vervollständigen durch ihre anmutige Lage den Reiz des großartigen Gesamtbildes. (Forts. folgt.)

Australasische Statistik für 1886.[1]

Schon am 31. Oktober 1887 ließ der Regierungsstatistiker der Kolonie Victoria, Henry Heylyn Hayter, seinem vorläufigen Bericht für 1886 (erschienen am 26. September 1887) die vollständige Zusammenstellung folgen, die er nun seit 14 Jahren alljährlich im Auftrag des Gouverneurs den beiden Häusern des Parlaments vorlegt. Nur wenige Ziffern der von uns an der oben erwähnten Stelle gebrachten Tabelle werden durch diese definitiven Zahlen etwas alteriert, einzelne Nachweise hingegen wurden wesentlich erweitert, wie über die Verwendung von Anleihen, über Staatsschulden, Staatseinnahmen und -Ausgaben, Ein- und Ausfuhr, Eisenbahnen, Telegraphen, öffentlichen Unterricht. Als eine Erweiterung des „vorläufigen" Berichtes erscheinen die Angaben über Wein-, Wolle- und Goldproduktion, und den Schluß bildet die Statistik der Fidschi-Inseln.

Was die zu modifizierenden Ziffern unserer erwähnten Tabelle betrifft, so ist die Zahl der eingeschriebenen Schüler in Neu-Südwales 204,534, auf dem australischen Kontinent 548,479, in Australasien zusammen 709,048; die öffentlichen Ausgaben betrugen in Süd-Australien 2,234,395 Lstrl., auf dem australischen Kontinent 21,423,509 Lstrl., in Australasien 26,319,140 Lstrl. Die Staatsschuld war in Neu-Seeland 37,587,776 Lstrl., in Australasien 153,209,998 Lstrl. Die Länge der Eisenbahnen betrug in Victoria 1743 englische Meilen, in Australien 6769, in Australasien 8881.

Weinkultur und Produktion stellen sich folgendermaßen dar:

	Ertragsfläche Acres	Ertrag Gallonen
Victoria	10,310	986,041
Neu-Südwales	5,840	601,897
Queensland	1,517	147,410
Südaustralien	4,590	473,535
Westaustralien	469	98,350
Australischer Kontinent	22,906	2,307,233.

Tasmanien und Neu-Seeland weisen bis jetzt keine Ziffern in der Weinproduktion auf.

Die Wollproduktion, die im wirtschaftlichen Leben der australischen Kolonien die hervorragendste Rolle spielt, wird durch die folgenden, gewiß höchst interessanten Zahlen veranschaulicht:

[1] S. Ausland Nr. 1 Seite 4 und 5.

Name der Kolonie:	Eingeführte Wolle.		Ausgeführte Wolle.		In der Kolonie verarbeitete Wolle.	
	Quantum:	Wert:	Quantum:	Wert:	Quantum:	Wert bei 1 sh. 4 d. à Pfd.:
	Pfund	£	Pfund	£	Pfund	£
Victoria	59,196,663	2,331,599	107,984,839	4,999,662	1,651,458	110,097
Neu-Südwales	7,800,721	279,686	178,650,611	7,201,976	378,540	25,236
Queensland	....	....	28,700,546	1,413,908	....	....
Südaustralien	17,602,167	734,867	58,493,555	1,955,207	100,000	6,667
Westaustralien	....	....	6,139,917	332,519	....	....
Zusammen	84,599,551	3,346,152	379,969,468	15,903,272	2,129,998	142,000
Tasmanien	....	....	8,175,780	310,934	124,400	8,293
Neu-Seeland	36,943	801	90,853,744	3,072,971	1,924,932	128,329
Gesamtsumme	84,636,494	3,346,953	478,998,992	19,287,177	4,179,330	278,622

Name der Kolonie:	1886 erzeugte Wolle.						Verhältnis der Wollausfuhr zur Gesamt-Ausfuhr:	Durchschnitt des Ausfuhrpreises per Pfund:
	Quantum:		Wert:					
	Im Ganzen:	Durchschnittlich per Schaf:	Im Ganzen:	Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung:				
	Pfund	Pfund	£	£	sh.	d.	Prozent	d.
Victoria	50,439,634	4.71	2,778,160	2	16	3	42.39	11
Neu-Südwales	171,228,430	4.37	6,947,526	7	1	10	46.30	9 3/4
Queensland	28,700,546	2.96	1,413,908	4	5	1	28.66	11 3/4
Südaustralien	40,991,388	6.12	1,227,007	3	18	5	43.56	8
Westaustralien	6,139,917	3.39	332,519	8	18	10	52.75	13
Zusammen	297,499,915	4.37	12,699,120	4	15	10	42.52	10
Tasmanien	8,300,180	5.16	319,227	2	7	1	23.35	9 1/4
Neu-Seeland	92,741,733	5.56	3,200,499	5	10	0	46.05	8
Gesamtsumme	398,541,828	4.62	16,218,846	4	16	4	42.47	9 3/4

Die Goldproduktion stellt sich durch folgende Zahlen dar:

Name der Kolonie:	Gewonnenes Gold.					
	Vor 1886:		Während 1886:		Zusammen:	
	Quantum:	Wert:	Quantum:	Wert:	Quantum:	Wert:
	Unzen [1]	£	Unzen	£	Unzen	£
Victoria	53,727,986	214,911,944	665,196	2,660,784	54,393,182	217,572,728
Neu-Südwales	9,639,359	35,727,939	98,446	355,600	9,737,805	36,083,539
Queensland	4,885,647	17,099,764	340,998	1,193,493	5,226,645	18,293,257
Südaustralien	172,961	691,275	26,315	95,674	199,276	786,949
Zusammen	68,425,953	268,430,922	1,130,955	4,305,551	69,556,908	272,736,473
Tasmanien	419,656	1,608,929	31,014	117,250	450,670	1,726,179
Neu-Seeland	10,789,650	42,297,252	227,079	903,569	11,016,729	43,200,821
Gesamtsumme	79,635,259	312,337,103	1,389,048	5,326,370	81,024,307	317,663,473

[1] 1 Unze = 31.1 Gramm.

Die Zahlen für Victoria, Neu-Südwales und Queensland drücken das Quantum und den Werth des gesamten Goldes aus, das in diesen Kolonien, soviel man weiß, seit der ersten Entdeckung des Edelmetalles 1851 gewonnen worden ist. Für Südaustralien, dessen Nordterritorium allein 1886 17,490 Unzen Gold im Werte von 63,139 Lstrl. exportiert hat, sind die Zahlen teils nach den Berichten der Münzen zu Melbourne und Sydney, teils nach den Angaben über den Export geschätzt; für Neu-Seeland bedeuten sie den Gesamtgoldexport von der ersten Zeit an, und für Tasmanien das seit 1866 bekannt gewordene Quantum, da vor dieser Zeit von Goldgewinnung nichts erwähnt wird. Aus Westaustralien fehlen Angaben über gewonnenes Gold, obwohl man annimmt, daß die Ausbeute der Kimberley-Goldfelder 1886 und vorher eine beträchtliche Menge Goldes zu Tage gefördert hat.

In Victoria ist der Durchschnittswerth des gewonnenen Goldes 4 Lstrl. per Unze, in Queensland 3 Lstrl. 10 sh. per Unze. Die Reinheit und infolge dessen der Wert schwankt in verschiedenen Distrikten bedeutend. Probegold ist 3 Lstrl. 17 sh. $10^1/_2$ d., und pures Gold 4 Lstrl. 4 sh. $11^1/_2$ d. werth.

Statistik von Fidschi von 1883 bis 1886. [1]

	1883.	1884.	1885.	1886.
Geschätzte Bevölkerung 31. Dezember 1886	129,894	128,523	127,279	126,010
davon männlich	71,540	71,011	69,860	68,727
davon weiblich	58,354	57,512	57,419	57,283
Geburten	4,649	4,540	4,319	4,253
Todesfälle	5,310	8,592	5,775	5,502
Heiraten	1,097	978	1,133	1,155
Einwanderer (nur Polynesier und Kuli)	2,559	3,272	2,158	1,941
davon männlich	2,013	2,292	1,422	. . .
davon weiblich	546	980	736	. . .
Auswanderer (nur Polynesier)	1,345	753	1,946	2,113
davon männlich	1,251	693	1,681	. . .
davon weiblich	94	60	265	. . .
Oeffentliche Einnahmen £	106,814	91,523	76,669	64,574
davon durch Steuern erhoben £	74,805	68,162	62,985	51,882
nicht durch Steuern erhoben £	32,009	23,361	13,684	12,692
Oeffentliche Ausgaben £	88,277	98,468	92,209	78,133
Oeffentliche Schuld £	254,025	254,025	264,025	264,695
Posten: Zahl der Bureaux	—	—	—	33
Posten: Briefe	—	—	—	285,761
Posten: Zeitungen	—	—	—	252,081
Posten: Einnahmen £	—	—	—	2,971
Posten: Ausgaben £	—	—	—	2,325
Staatserziehung: Anzahl der Schulen	—	—	—	2
Staatserziehung: Lehrer	—	—	—	5
Staatserziehung: Eingeschriebene Schüler	—	—	—	268
davon männlich	—	—	—	126
davon weiblich	—	—	—	142
Wert der Einfuhr £	450,595	434,522	294,585	230,742
Wert der Ausfuhr £	351,998	345,344	326,750	283,496
Einlaufende Schiffe	198	150	124	118
Tonnengehalt derselben Tonnen	68,530	63,246	54,056	54,132
Auslaufende Schiffe	193	144	135	113
Tonnengehalt derselben Tonnen	69,322	64,731	55,892	51,237
Veräußerte Kronländereien Acres	31,665	38,325	26,368	14,028
Pferde	600	610	650	567
Rinder	5,324	4,600	5,953	6,841
Schafe	5,373	5,869	6,350	6,055
Schweine	50,000	50,000	50,000	50,000

Dem Viehstand sind noch ungefähr 14,000 Angora-Ziegen hinzuzufügen, die auf den Inseln gehalten werden.

[1] Siehe Ausland 1884 Nr. 38 Seite 753.

Erlebnisse eines englischen Ingenieurs am Kongo.

(Schluß.)

Die Bangalas sind in physischer Beziehung ein schöner Menschenschlag, hochgewachsen, kräftig, herrlich geformt und mit Zügen, welche keineswegs den Negertypus tragen; die Weiber sind die hübschesten, die ich in Afrika gesehen habe. Sie kleiden sich nur dürftig, denn die Männer tragen meist nur ein Lendentuch, die Weiber nur einen grasgeflochtenen kurzen Rock, allein Männer von hohem Rang tragen oft auch Mäntel von gegerbten Ziegen- oder anderen Fellen. Sie tätowieren sich Arme, Schultern und Brüste in allerlei Mustern, indem sie Schnitte in die Haut machen und in dieselben irgend ein Reizmittel einreiben. Zuweilen sieht das Ergebnis davon hübsch aus, allein in anderen Fällen gelingt der Prozeß nicht gut und verursacht große häßliche Knoten im Fleisch. Der Häuptling von Iboko[1] zur Zeit meiner Ankunft war ein alter Mann von 84 oder, nach anderen, sogar von 86 Jahren, welcher im Krieg ein Auge eingebüßt und fünfzig Weiber hatte; er war über sechs Fuß hoch, hatte eine schöne wohlentwickelte Gestalt und würde ohne sein schmutziges weißes Haar und seine verschrumpfte Haut kaum für einen starken Vierziger gehalten worden sein. Er hatte eine große Anhänglichkeit an Kapitän Coquilhat (welchen die Eingeborenen Mwafa, Adler nannten) und unternahm niemals etwas, ohne diesen zuvor um Rat zu fragen. Die Scene unmittelbar nach unserer Ankunft war in der That sehenswert, als, da wir gerade alle bei unserem Kaffee saßen,

[1] Dies war Mata Bwyki, der „Herr vieler Gewehre", den Stanley im Jahre 1883 getroffen und in seinem Buche über den Kongo geschildert hat.

uns der „König der Bangalas" gemeldet wurde und Mata Bwyki in seinem Königshut von Leopardenfell in Begleitung von einigen seiner Weiber eintrat und den Kapitän Coquilhat in seiner goldgestickten Uniform auf wahrhaft bärenmäßige Weise umarmte. Nachdem er Mwafa losgelassen hatte, machte der König die Runde um den Tisch, um uns anderen die Hand zu schütteln, und hieß dann mesdames les sauvagesses den Malafu (Palmwein) hereinbringen, welchen er sodann der Gesellschaft austrinken half. Er war ein furchtbarer Trunkenbold und vertilgte Mengen von diesem vergleichsweise unschuldigen Getränk, welche ihn zehnmal umgebracht hätten, wenn es etwas Stärkeres und Zivilisierteres gewesen wäre.

Sein Tod, welcher ungefähr drei Monate nach meiner ersten Begegnung mit ihm stattfand, verursachte eine große Aufregung unter den Bangalas. Da unter ihnen der Brauch herrscht, daß sie beim Tode eines Häuptlings so viele Männer aufessen, als der Verstorbene Weiber hatte (die Verwandten von jedem Weibe mußten je einen Mann dazu liefern[1]), so freute sich die ganze Stadt im Vorgefühl eines gewaltigen Schmauses, allein unsicher und trügerisch sind leider dieses Lebens Freuden! Dieser große Schmaus ward nicht abgehalten, denn sobald der kommandierende Offizier von Mata Bwyki's Tod hörte, ließ er einen mit rotem Tuch gefütterten Sarg anfertigen und den Bangalas sagen: da der verstorbene König ein „großer Freund der Weißen" gewesen sei, werden ihn die Mindeli mit den geeigneten Ehrenbezeugungen begraben; er ließ ihn also sicher in den Sarg legen, diesen vernageln und sieben Fuß tief begraben, ehe sich irgend jemand darein mengen konnte. Dies verursachte nun eine große Enttäuschung, denn es herrscht der Brauch, den toten König der Länge nach in zwei Teile zu zerhauen, aus der Hälfte von ihm und der Hälfte eines zu seiner Beerdigungsfeier getöteten Mannes einen ganzen Mann herzustellen und diesen zu begraben. Die andere Hälfte wird dann mit Maniok und Bananen zu einem Ragout gekocht und mit den übrigen Opfern verspeist. Ich weiß nicht, wie sich die Leute in diesen Verlust schickten, da ich zur Zeit gerade auf einer Expedition abwesend war, welche ich sogleich beschreiben werde, und ich hörte nur, daß Lieutenant Baert in der geschilderten Weise das Menschenopfer verhindert und die Station eine Zeitlang im Verteidigungszustand erhalten habe für den Fall, daß die Eingeborenen dieselbe angreifen sollten.

[1] Dies scheint auf eine Zeit zurückzuweisen, wo die Weiber selber beim Tode des Königs geopfert wurden und wo die zu schlachtenden Männer wahrscheinlich Sklaven oder Gefangene waren, welche von den Verwandten als Lösegeld für ihre Töchter geliefert wurden. Der letztere Teil der Schilderung erscheint beinahe von allzu raffinierter Scheußlichkeit, um wahr zu sein; allein er ist, wenn er auch im einzelnen gräßlicher erscheint, nicht schlimmer als viele von den Dingen, welche Cameron in seinem Reisewerke „Quer durch Afrika" beschrieb; seiner Versicherung zufolge wurden in Urua die hinterlassenen Weiber des Häuptlings mit ihm wirklich lebendig begraben.

Als der „Stanley" nach seiner Reise zu den Fällen zu uns zurückkehrte, brachte der Kapitän desselben die Nachricht, daß die Station, welche damals unter dem Befehl des Herrn Deane stand, von einigen in der Nachbarschaft lagernden arabischen Sklavenhändlern angegriffen worden, daß dieselben aber zurückgeschlagen und die Ruhe wieder hergestellt worden sei.[1] Kapitän Coquilhat meinte, die Araber werden wahrscheinlich den Angriff wiederholen, sobald der Dampfer abgegangen sei, und die Umstände erwiesen, daß er Recht hatte, denn zwei Tage später ward ich um Mitternacht durch das Bellen aller Hunde in Bangala geweckt. Ich glaubte anfangs, es sei nur ein Neger, welcher Hühner stehle; allein als ich die Wache unter das Gewehr treten und den Vorstand sein Zimmer verlassen hörte, da war ich im Nu auf den Beinen und stand mit dem sechsschüssigen Revolver in der Hand hinter Kapitän Coquilhat an der vorderen Thüre. Es ergab sich, daß ein Kahn angekommen war und einige Männer von der Goldküste gebracht hatte, welche einen Teil der Garnison der Fälle gebildet hatten und nun die Nachricht brachten, die Station sei aufgegeben worden und die Weißen (Herr Deane und der unter ihm befehligende Lieutenant Dubois) würden in den nächsten Tagen eintreffen. Am Morgen aber ward ermittelt, daß diese Leute (samt vierzig Bangalas, welche auf einen dreijährigen Dienstvertrag hin an den Fällen als Arbeiter beschäftigt gewesen) desertiert waren, und da Deane's Schicksal ganz ungewiß erschien, so brachen Kapitän Coquilhat und ich so schnell wie möglich an Bord des A.I.A. auf, um die wirkliche Sachlage zu ermitteln. Als wir uns den Fällen näherten, entdeckten wir viele Spuren der räuberischen Sklavenhändler von der Ostküste — ganze Dörfer bis zum Boden niedergebrannt, die Eingeborenen auf Kähnen versteckt längs der waldigen Ufer oder auf den Inseln im Strome, neben den Schilderungen, welche man uns allenthalben von den Grausamkeiten der Araber machte, von dem mutwilligen Niedermetzeln der Wehrlosen und wie Weiber und Kinder aus bloser grausamer Lust auf den Tod gepeitscht worden waren. Weiter stromaufwärts stießen wir auf einen arabischen Lagerplatz und wurden mit einem Hagel von Kugeln und Schrot begrüßt; da wir aber außerhalb Schußweite waren, hatte derselbe keine Wirkung, und da es uns drängte, die Fälle baldigst zu erreichen, so behielten wir uns die Erwiderung des Feuers für eine andere Gelegenheit vor und fuhren vorüber. Wir waren nun über die waldbedeckte Ebene hinausgekommen und erreichten bald, nachdem wir die Araber passiert hatten, ein von ihnen noch unberührtes Dorf, wo Kapitän Coquilhat anhielt,

[1] Anscheinend war ein von den Arabern geraubtes Weib denselben entflohen und hatte in der Station Zuflucht gesucht, wo Herr Deane ihre Herausgabe verweigerte, als die Araber sie verlangten. Dies veranlaßte den ersten Angriff, nach welchem ein Palawer gehalten und der Streit anscheinend in freundlicher Weise beigelegt wurde, bis der „Stanley" wieder abgefahren war.

um Ziegen und Hühner zu kaufen, und beim Abschied dem Häuptling noch ein Geschenk an Tuch und Glasperlen machte. Zwei Tage darauf dampften wir um die letzte Krümmung im Flusse nnd bekamen Kiusi Katini oder Wana Russari — die Insel, auf welcher die Station Stanley-Falls früher stand — zu Gesicht, wo wir denn unsere schlimmsten Befürchtungen verwirklicht sahen. Die blaue Flagge mit dem goldenen Stern wehte nicht mehr darüber und einige geschwärzte Flecke Boden waren die einzigen Ueberbleibsel, welche uns zeigten, wo das Haus des weißen Mannes früher gestanden war. Des seichten Wassers und der Stromschnellen wegen konnten wir den A.I.A. nur bis auf ungefähr 500 Yards von der Station heranbringen, und außerdem kannten wir die Stärke der Araber nicht, welche nun von beiden Ufern des Stromes her auf uns zu „pfeffern" begannen, während unsere ganze Streitkraft aus Kapitän Coquilhat, mir und dreißig Accra-Soldaten bestand. So kehrten wir um, fuhren wieder den Strom hinab, fanden einige Eingeborene in den Wäldern und erfuhren von ihnen, daß vier oder fünf Tage nach der Abreise des „Stanley" einige von den Soldaten und vierzig Bangalas (dieselben, welche die Kunde von dem Unglück nach Iboko gebracht hatten) sich der Kähne bemächtigt hatten und desertiert waren, worauf der Rest der Garnison in die Wälder entflohen war und Herrn Deane und den Lieutenant Dubois allein gelassen hatte. Sie erzählten, die Station sei in die Luft gesprengt und verlassen worden, Dubois sei bei einem Fluchtversuch ertrunken, und Deane halte sich in den Wäldern und auf den Inseln versteckt und warte bis ein Dampfer heraufkomme und ihn befreie. Wir suchten den ganzen Tag nach ihm mit Hülfe einiger Eingeborenen, verzweifelten aber schon daran, ihn wieder aufzutreiben, als wir zu unserer großen Freude am anderen Morgen hörten, er sei von dem Häuptling, bei welchem wir auf dem Herwege Lebensmittel gekauft hatten, gefunden und nach seinem Dorf genommen worden, wo er uns erwarte — „noch am Leben, aber sehr krank." Wir dampften so schnell wie möglich hinunter und nahmen ihn an Bord; er war in der That noch am Leben, aber das war auch alles! Dreißig Tage lang hatte er in den Wäldern gelebt, ohne Obdach, ohne andere Kleider als ein Stück von einer alten Wolldecke, das er sich umgebunden hatte, und ohne andere Nahrung als Maniok und gelegentlich eine Banane; außerdem litt er noch von einer schweren Speerwunde am Bein, welche er beim Kampieren im Walde durch den Angriff einiger feindlicher Eingeborenen erhalten hatte. Als ich ihn an Bord tragen sah, „schwach wie Wasser" und zu einem Skelett abgemagert, glaubte ich, er werde den Tag nicht mehr überleben; allein glücklicherweise hatten wir Wein und andere notwendige Stärkungsmittel bei uns und er begann unter Kapitän Coquilhat's Pflege sich bald wieder zu erholen. Ehe wir noch Bangala erreichten, war er imstande, uns seine Geschichte zu erzählen, und bestätigte uns den Bericht, welchen wir durch die Eingeborenen von dem Tode des armen Dubois gehört hatten. Der letztere scheint bei seinem Fluchtversuch ins Wasser gefallen zu sein; obwohl nun Herr Deane ihm alsbald nachsprang, weil er wußte, daß Dubois nicht schwimmen konnte, und ihn bis zum Ufer brachte, war der letztere so sehr erschöpft, daß er augenblicklich untersank, als sein Gefährte ihn nur einen Augenblick losließ, um zu landen. Er hatte Europa nur vier Monate früher verlassen und war erst neun Tage auf der Station gewesen — ein wackerer junger Mann, sehr beliebt bei allen, welche ihn kannten, und nun spurlos vom Strome mitfortgerissen, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie der arme D. von der A.I.A.

Auf unserer Fahrt zu Thal dampften wir dicht an dem arabischen Dorf hin, welches uns im Herauffahren beschossen hatte. Die Sklavenhändler feuerten wieder auf uns, lange bevor wir in ihrem Schußbereich waren, aber wir gaben es ihnen bald tüchtig heim und sie verschwanden hinter den Bäumen, von wo aus sie ein ziemlich hitziges Feuer unterhielten, während alles, was wir thun konnten, darin bestand, daß wir hie und da auf einen Kopf oder Arm zielten, welcher zufällig auftauchte. Wir hatten ungefähr die Mitte des Dorfes erreicht, welches gleich allen Ortschaften der Eingeborenen eine lange Front nach dem Flusse hin hatte, als der Mann am Steuer einen Schuß anscheinend durch die Kinnlade erhielt und mit einem furchtbaren Schmerzschrei das Steuerrad losließ und auf den Boden des Boots stürzte. Der A.I.A. drehte sich herum mit dem Bug nach dem Ufer hin und erhielt nun ein wütendes Feuer am Bug und Stern, das den Kapitän Coquilhat und zwölf andere verwundete und noch vernichtender geworden wäre, wenn unser Befehlshaber nicht das Steuer ergriffen und das Boot wieder herum und ins tiefere Fahrwasser gebracht hätte. Ich muß noch hinzufügen — da die Leute so gern behaupten, es gebe in unseren Tagen keinen Mut und Mannhaftigkeit mehr — daß Coquilhat, abgesehen von der eben erhaltenen Wunde, schon krank war, als wir Bangala verließen, und daß er unterwegs noch kränker wurde und unmittelbar ehe wir die Fälle erreichten, sich so schlecht fühlte, daß ich ihn für sterbend hielt; allein er erholte sich plötzlich wieder, als wir Kiusi Katini zu Gesicht bekamen, und hat sich seither wieder auf die Beine gebracht. Es waren uns zu viele Leute wehrlos gemacht worden, als daß wir hätten versuchen dürfen, das Dorf zu stürmen, welches nach unserer Schätzung ungefähr zweihundert Araber enthalten mochte, darum schickten wir ihnen noch einige weitere Kugelsalven zum Abschied zu und dampften davon. Uns war kein Mann getötet worden und die erhaltenen Verwundungen waren nur leicht; selbst der Mann am Steuer hatte, wie ich nun zu meiner großen Entrüstung fand, als er zu mir kam, um sich verbinden zu lassen, keine gefährliche Wunde, sondern nur einen tüchtigen Hautriß von einem

Kugelsplitter. Wir hatten kein Mittel, den Verlust der Araber kennen zu lernen, aber ich bin überzeugt, daß mehrere getötet und eine ziemliche Anzahl von ihnen verwundet wurde. Wir erreichten Bangala ohne weitere Abenteuer, nahmen nach einem mehrtägigen Aufenthalt die Deserteure an Bord (welche einstweilen hier eingesperrt gewesen waren) und dampften nach Leopoldville. Kapitän Coquilhat erkrankte wiederum, nachdem die Aufregung vorüber war, und wurde nach Hause geschickt und ich fürchte, wir werden ihn nicht wieder am Kongo sehen; er wird jedoch hier lange unvergessen bleiben und die Eingeborenen im Bezirk oberhalb Bangala erkundigen sich oft: „wann Deane und Mwafu wieder zurückkommen."

All dies ereignete sich im September 1886 und wenigstens einige von diesen Begebenheiten sind auch in englischen Zeitungen erwähnt worden.

Nur noch einige Worte über das Klima und ich bin zu Ende. Man hat über diesen Gegenstand viel gesprochen und geschrieben und ich will nicht lange bei demselben verweilen, sondern nur erwähnen, daß meine eigenen Erfahrungen bisher ganz mit den Angaben übereinstimmen, welche Stanley in seinem „Kongo und die Gründung des Freistaates" gemacht hat. Das Land ist viel gesünder als Sierra Leone und die Goldküste und man braucht sich bei gewöhnlicher Sorgfalt vor demselben nicht mehr zu fürchten als vor Jamaica oder Singapore, denn es ist nicht tötlicher als diese; man macht ihm aber oft Krankheiten zum Vorwurf, welche ein Patient nur durch seine eigene Thorheit oder Sorglosigkeit und Nachlässigkeit sich zugezogen hat. Die landesüblichen Fieber sind nicht gefährlich, wenn sie bei Zeit behandelt werden, und können im allgemeinen durch Vorsicht und Sorgfalt vermieden werden, obgleich der Neuankommende gewöhnlich die Steuer von einem oder zwei Fieberanfällen bezahlen muß. Allein wie bei allen tropischen Krankheiten, insbesondere im Falle eines Gallenfiebers, ist das Allerwichtigste die schleunigste Hülfe: man muß jeder Krankheit schon im Entstehen ärztlich entgegentreten und es wird kaum irgend jemanden, der die ersten Symtome eines Anfalles verspürt hat, einfallen, dies zu unterlassen. Malariafieber ist am oberen Kongo nicht gewöhnlich, aber man muß sich vor Erkältungen sehr in Acht nehmen, die gewöhnlich dieselbe Wirkung haben. Die Nächte sind kühl und sogar kalt und das erste, was mir verordnet wurde, als ich gleich nach meiner Ankunft in Bangala einen Fieberanfall erlitt, war — zwei weitere Wolldecken.

Was die geistigen Getränke anbelangt, so herrscht kein Zweifel darüber, daß viele Männer dort zu Lande ihre Gesundheit durch zu vieles Trinken ruinieren; ich glaube aber, daß dagegen andererseits viele andere, besonders Missionare, sich durch eine mißverstandene und übertriebene Enthaltsamkeit schaden. Stanley empfiehlt zwei oder drei Unzen guten Wein täglich nach Sonnenuntergang, und ich finde, daß die meisten Leute, welche eine Zeitlang am Kongo gelebt haben, hierin mit ihm einverstanden sind. Jedermann wird schon nach einem kürzeren Aufenthalt in diesem Klima blutarm, und ein Mann, welcher sich unerklärlich schwach werden fühlt und zugleich ein starkes Verlangen nach Stimulantien in sich verspürt, kann sich durch heftigen Gebrauch derselben sehr schaden, und dies thun natürlich viele am unteren Kongo, wo geistige Getränke in Menge vorhanden sind. Ein Mäßigkeitsmann, welcher geistige Getränke ganz meidet, wird höchst wahrscheinlich durch Krankheit niedergestreckt werden, wenn der maßvolle und rechtzeitige Gebrauch von etwas Wein seine Kräfte etwas aufrecht erhalten haben würde. Ein Freund von mir, welcher mehrere Jahre am Kongo verlebte, pflegte zu sagen: „Ein Cocktail[1] jeden Abend vor der Hauptmahlzeit wird Einen zwar nicht vor Blutlosigkeit bewahren, aber doch in den Stand setzen, seinen Termin von drei Jahren hier auszuhalten und Einen am Ende derselben in erwünschtem Wohlbefinden zu lassen; wer sich aber angewöhnt, zu jeder Tagesstunde und in jeder Menge geistige Getränke zu genießen, der wird bald das Land verlassen müssen, wenn er am Leben bleiben will." Die Wirkung des Branntweins unter einer heißen Sonne ist das Hervorrufen eines brennenden Schmerzes in der Gegend der Leber, und ich habe Männer gesehen, welche kaum zwei Jahre dort draußen verbracht hatten und erstickungsartig nach Atem rangen, nachdem sie weniger als ein halbes Glas reinen Branntweins mitten am Tage getrunken hatten.

Ich glaube, daß wann das Land erst etwas mehr erschlossen sein und die Europäer imstande sein werden, mehr häusliche Behaglichkeiten mit sich herauszubringen ꝛc., sie auch in der Lage sein werden, hier mit ebensoviel Leichtigkeit und Sicherheit zu leben, wie es ihnen nun in Indien möglich ist. Und da bereits der Anfang gemacht ist, um eine Aktiengesellschaft zur Erbauung einer Eisenbahn von Matadi nach Leopoldville zusammen zu bringen, so ist hoffentlich diese Zeit nicht mehr fern.

24. Februar 1887. Wir hatten vorgestern Nacht einen furchtbaren Tornado, wo der Donner nach meiner Uhr volle zehn Minuten währte und immer ein neuer Schlag begann, ehe noch der erste verklungen war. Der Wind war ganz entsetzlich; die Palmbäume bogen sich wie eine Angelrute, wenn ein zwanzigpfündiger Salm angebissen hat; und ich erwartete, die ganze Station leibhaftig davonfliegen zu sehen, aber sie hielt aus. Blitz und Donner waren wirklich großartig und das Ganze währte von anderthalb bis zu zwei Stunden. (Es hatte schon am 16. ein Tornado stattgefunden.)

26. Februar. Ich habe mich über den Verlust meines Affen getröstet, den ich, wie ich gesagt zu haben mich erinnere, einem Bekannte schenkte; ich habe mir ein kleines,

[1] Eine Mischung von Korn- oder Wachholder- oder irgend einem anderen Branntwein mit Zucker und Wasser oder auch mit Wein, Branntwein und Zucker.

viertehalb Fuß langes, junges Krokodil gekauft und mit einer Kette an einen Palmstamm gebunden und lasse ihm jetzt einen Teich graben. Da es vermutlich zu groß werden wird, um es länger zu behalten, werde ich es erschießen, sobald es mir lästig wird, und die Knochen und die Haut als Kuriositäten behalten. Mittlerweile wird es mir die Stelle eines Haushundes vertreten, denn da es nahe bei meiner Thür mit einer ziemlich langen Kette angebunden liegt, werden die Nigger sich sehr hüten, bei Nacht hier Stehlens halber herumzuschleichen, aus Furcht, sie könnten dabei ihre Zehen einbüßen.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Eisenbahnen in Asien. Briefe aus Teheran aus zuverlässiger Quelle melden über die transkaspische Eisenbahn, daß die Eisenbahnbrücke über den Oxus bei Dschardschui rasche Fortschritte macht, und daß die Bahnverbindung vom Kaspischen Meer nach Krasnowodsk über Merw und Dschardschui schon im April bis Bokhara und im Juni bis Samarkand eröffnet werden wird. Der britische Oberst Augustus Le Messurier, von den königlichen Ingenieuren, fuhr mit der Transkaspischen Eisenbahn von Krasnowodsk bis zu dem Punkte, wohin nun jenseit Merw die Eisenbahn eröffnet ist, und von da mit der Post nach Bokhara, und machte die ganze Reise vom Kaspischen Meere nach Bokhara und von da zurück in zwölf Tagen.

Die lange projektierte Eisenbahn quer durch Sibirien scheint nun definitiv entschieden worden zu sein, und General Annenkow ist zum Direktor des großen Unternehmens ernannt worden. Dem Vernehmen nach liegt es nicht nur im Plane der Regierung, eine fortlaufende Eisenbahn zu erbauen, sondern auch die verwendbaren Verbindungen zu Wasser auszunutzen und diese durch Eisenbahnen miteinander zu verknüpfen. Die Eisenbahn wird vorerst um strategischer Zwecke willen unternommen, muß daher auf die Beziehungen zwischen Rußland und China einen großen Einfluß haben. — Die Erbauung einer Eisenbahn zwischen Peking und Shanghai ist nun definitiv angeordnet worden, und die Ermächtigung dazu soll von den chinesischen Behörden bestätigt worden sein.

* Das nördliche Innere von Britisch-Columbia. Dr. G. M. Dawson veröffentlicht in der „Science“ einen eingehenden Bericht über seine neueren Arbeiten in Britisch-Columbia. Er verließ Victoria zu Anfang Mai und seine Expedition erreichte Fort Wrangel, von welchem Punkte aus sie sich den Stikine-Fluß hinauf nach Cassian begab. Herr W. W. Ogilvie nahm eine instrumentale Vermessung der Meerestiefe über den Lewis-River und den Yukon hinauf bis zum 141. Meridian vor, und seine Messungen werden als Basis für künftige Arbeit in besagtem Bezirke dienen. Der Zweck von Dr. Dawson's Forschungen war eine ganz genaue Ermittelung der Zuflüsse des oberen Yukon. Die Gesellschaft wanderte den Stikine-Fluß hinauf bis zum Dease-See. Sobald am 18. Juni das Eis aufbrach, verließ man den See und fuhr den Dease-Fluß hinab in der Gabel zwischen den Flüssen Dease und Liard. Hier trennte sich ein Teil der Gesellschaft ab, um die Flüsse Liard und Mackenzie hinauf zu wandern und zu vermessen. Dr. Dawson gieng die Flüsse Liard und Francis hinauf bis zum Francis-See, dessen Ablauf der Liard und nicht der Pelly-Fluß ist. Dann wanderte Dr. Dawson den Pelly-Fluß hinab bis zu seiner Vereinigung mit dem Lewis-Flusse, welchen er hinaufreiste, wo er eine geologische Untersuchung des Landes veranstaltete. Herr Ogilvie trennte sich von der übrigen Gesellschaft und setzte seine Reise den Yukon hinunter fort; er beabsichtigte an diesem Fluß zu überwintern, dann im Frühjahr seine Reise wieder aufzunehmen und sie bis hinüber nach dem Mackenzie fortzusetzen. Er wird im kommenden Herbst auf diesem Fluß nach Winnipeg und auf dem Hudsons-Bay-Wege nach Carlton am Saskatschewan zurückkehren. Herr M'Connell wird wahrscheinlich in Fort Simpson, am Mackenzie-Fluß überwintern und seine Forschung im nächsten Sommer von diesem Punkte aus fortsetzen.

* Die neuen Goldlager in Guyana. Die jüngst veröffentlichten Berichte über die neuentdeckten Goldfelder auf der Grenze zwischen Französisch- und Niederländisch-Guyana werden in ihrem vollen Umfang bestätigt und es ist ersichtlich, daß die Entscheidung über die Souveränetätsfrage nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. Der französische Kolonialrat in Cayenne hat sich schon am Ende des vorigen Jahres sehr eingehend mit der Angelegenheit beschäftigt und verschiedene Mitglieder desselben giengen mit der Regierung sehr streng ins Gericht, weil diese gegen die vorderhand noch nicht erlaubte Ausbeutung der Goldfelder nicht thatkräftig genug einschritt, wiewohl vom französischen Kolonialminister der gemessene Befehl dazu alsbald erteilt worden war. Daß Frankreich nicht so leicht zu bewegen sein wird, auf das reiche Goldgebiet, das für die Kolonialkasse in äußerst kurzer Zeit über 30,000 Fr. abwarf, zu verzichten, ist leicht zu begreifen, und wenn man bedenkt, daß die französische Regierung zuerst ein Verbot, die Goldbezirke auszubeuten, erlassen und damit ihre Ansprüche offen zu erkennen gegeben hat, während niederländischerseits lediglich noch gar nichts geschehen ist, so liegt die Schlußfolgerung nahe, daß Frankreich seine Ansprüche zum mindesten für ebenso begründet hält, wie Holland die seinigen. Dazu kommt aber noch, wie der in Amsterdam erscheinende „Indische Merkur“ dieser Tage mitteilte, daß die französische Regierung seit einer Reihe von Jahren dem Oberhaupte der dieses Gebiet bewohnenden Boni-Neger ein Gehalt von 2400 Fr. ausbezahlt, und daß es überdies die Kinder von ein paar anderen Stammeshäuptern

auf seine Kosten erziehen läßt, was doch sicher einen anderen Beweggrund haben dürfte als reine Menschenliebe und Fürsorge für das zukünftige Schicksal dieser Buschneger. Nach den Berichten der zurückgekehrten Goldsucher braucht man das Gold an manchen Stellen nur vom Boden aufzulesen, und manche derselben machen im Tag eine Ausbeute von 2—5 Kgr. (K. Ztg.)

* Cuthbertson's Reise in Neu-Guinea. Herr J. P. Thomson, der Korrespondent des „Schottischen geographischen Magazins", berichtet einige interessante Einzelheiten über die jüngste, durch Herrn W. R. Cuthbertson vollbrachte Besteigung des Mount Obree in der Owen-Stanley-Bergkette in Neu-Guinea. Die Erforscher fanden das Land sehr schwierig zu bereisen, da sie, dem Bett des Margaret-Creek folgend, oft bis um die Hüften im Wasser waten mußten. Dieses Flüßchen führt an den Fuß des Berges und seine Strömung läuft in Stromschnellen von 10 bis 11 Knoten in der Stunde. Das Bett zeigt Spuren von metallführenden Niederschlägen und läßt hoffen, daß dieselben bei genauerer Untersuchung lohnende Ergebnisse liefern werden. Herr Cuthbertson berichtet, die Höhe des Mount Obree dürfte nur wenig über 8000 Fuß betragen, also um 2000 Fuß weniger, als nach der Messung der Admiralität — eine Verbesserung, welche nicht ganz glaubwürdig und annehmbar erscheint, da die Berechnung der Höhe dieses und der benachbarten Gipfel mit besonderer Sorgfalt vorgenommen worden sein soll. Die Aussicht vom Gipfel des Obree war aber eine sehr enttäuschende, da man nichts sah, als die obersten Wolkenschichten, welche sich mit Ausnahme des frühesten Morgens niemals zu zerteilen scheinen. Der Berg endet in der Nähe seines Gipfels in einer scharfen Schneide, denn der Grat ist nur etwa 6 F. breit, mit beinahe senkrechten Abstürzen nach beiden Seiten. In der Höhe von 6000 bis 8000 F. fand man sehr schöne Kiefern, Rhododendren und andere Pflanzen. Die Reisegesellschaft vermochte nur eine einzige Nacht auf dem Gipfel des Berges zu verweilen wegen der abergläubischen Vorstellungen der einheimischen Führer und Träger, welche den Berg von den Geistern ihrer verstorbenen Vorfahren bewohnt glauben und namentlich den Gipfel für den besonderen Aufenthalt des Teufels oder des bösen Geistes halten. Deshalb überkam sie ein Grauen, obwohl sie die Forscher wohlgemut bis auf etwa 1000 F. vom Gipfel begleiteten. Zitternd und mit furchtverstörten Gesichtern weigerten sie sich nicht nur weiterzugehen, sondern rafften auch den ganzen Lagerapparat auf, welchen die Forscher, in der Absicht, auf dem Gipfel zu übernachten, mitgenommen hatten, und flohen ängstlich und in voller Geschwindigkeit nach dem Fuß des Berges, und nichts konnte sie bewegen, auch nur in der Nähe desselben zu bleiben. Die Abwesenheit von Vögeln und Wild aller Art in den höheren Berggegenden war sehr merkwürdig; man sah und hörte sogar nur selten einen Papagei. Herrn Cuthbertson's Beziehungen zu den Eingeborenen waren vorzüglich, und es gelang ihm, vermöge seines großen Takts, sogar Vertreter von jedem Dorfe, welches er von der Küste an aufwärts passierte, mit sich zu nehmen, so daß sein Gefolge zuletzt mehr als 200 Köpfe betrug. Das hatte die wertvolle und wichtige Folge, die bedeutendsten Leute der seither unter sich feindlichen Stämme mit einander in freundliche und friedliche Berührung zu bringen. Herr Cuthbertson hat eine große Karte ausgearbeitet, welche er in Begleitung eines wertvollen eingehenden Berichts als Ergebnis seiner Arbeiten dem Victorianischen Zweigverein der Königlichen Geographischen Gesellschaft für Australasien vorzulegen gedenkt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 15. Stuttgart, 9. April 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Indianer des britischen Columbia.

Von Dr. Franz Boas.

Ein Bild der Indianer, deren Leben wir auf den nachstehenden Seiten beschreiben wollen, trägt nicht die wohlbekannten Züge der berühmten Jäger und kühnen Krieger, mit denen wir aus den Lederstrumpf- und anderen Indianer-Geschichten bekannt sind. Es sind keine edlen, auf raschen Pferden über die endlose Prärie hinschweifenden Gestalten; sie sind ein friedliches, ruhiges Volk von Fischern, welche sich in ihrem ganzen Aussehen von den östlicheren Indianern unterscheiden, so daß man sich anfangs erstaunt und enttäuscht fühlt. Sie sind von kurzer Statur und heller Hautfarbe, haben hervorstehende Backenknochen, straffes schwarzes Haar und blitzende dunkle Augen. Ihr Typus erinnert so sehr an denjenigen der Rassen des östlichen Asiens, daß man sie in Britisch-Columbia allgemein für die Abkömmlinge schiffbrüchiger, japanischer Seefahrer hält.

Der Fremde, welcher Victoria, die Hauptstadt von Britisch-Columbia, besucht, sieht mit Ueberraschung die große Menge von Indianern, welche in der Stadt wohnen. Sie gehen alle nach europäischer Art gekleidet. Die Männer arbeiten auf den Schiffswerften, Anländen und Dampfschiffen oder beschäftigen sich mit verschiedenen Gewerben, besonders als Zimmerleute. Die Weiber waschen oder arbeiten für die Weißen oder streifen müßig in den Straßen herum. Die Vorstädte von Victoria werden vorzugsweise von den Indianern bewohnt. Hier leben dieselben in ärmlichen, schmutzigen Hütten und Schuppen oder sogar in dünnen Zelten von Segeltuch. Die Stadt hat ungefähr 13,000 Einwohner und unter diesen sind ungefähr 2000 Indianer, welche sich nur den Sommer über hier aufhalten. Außer diesen zählt man beiläufig 3000 Chinesen, viele Sandwichs-Insulaner und einige Neger. Die weiße Bevölkerung, welche in der Stadt selbst wohnt, stammt aus allen Teilen von Europa und Amerika, und diese Internationalität der Bevölkerung und ihr leichter Verkehr unter einander geben der Stadt einen eigentümlichen Charakter.

Allein Victoria ist nicht der geeignete Ort, um Sitten und Bräuche der Indianer zu studieren. Wollen wir die Rothaut kennen lernen, so müssen wir sie in ihrem Dorf besuchen, wo sie, ungestört und unberührt von dem Verkehr mit den Europäern, noch nach altem Herkommen und Sitten lebt.

Wenn die herbstliche Regenzeit herannaht, so kehren die meisten Indianer, welche im Sommer in Victoria arbeiteten, entweder in ihren eigenen Kähnen oder an Bord eines kleinen Dampfers, welcher die Fahrten zwischen der Stadt und den an der ganzen Küste entlang liegenden Niederlassungen bis zur Grenze von Alaska macht, nach ihren Dörfern zurück. Als ich im Herbst 1886 die indianischen Dörfer in jenem Bezirk besuchte, um die Sprachen und Bräuche der Eingeborenen zu studieren, schloß ich mich einem Indianer an, welcher nach mehrjähriger Abwesenheit mit seinem Weib und seinen Kindern wieder in seine Heimat zurückkehrte. Bald verschwanden die Häuser von Victoria aus unserem Gesichtskreis und in der kleinen Bergwerksstadt Nanaimo hatten wir das Ende der europäischen Zivilisation erreicht. Dichte Waldungen, nicht von Feldern oder Häusern unterbrochen, bedecken die Berge und reichen bis zur Küste herab. Kein Leuchtturm warnt das Schiff vor den gefährlichen Felsen

und Untiefen, welche die schmalen Meerengen versperren, und es erscheint uns beinahe unbegreiflich, daß wir erst vor wenigen Stunden die geschäftige Stadt verlassen haben sollen. Die europäische oder weiße Bevölkerung der Küste besteht aus einigen wenigen Händlern, Lachsfischern und Missionaren, welche unter den Indianern ein einsames Leben führen. Vier Tage lang waren wir durch die engen Gewässer gefahren und näherten uns nun der Heimat meines indianischen Freundes. Er war nicht imstande, seine Ungeduld länger zu zügeln. Durch Singen und Tanzen drückte er seine Freude über die Rückkehr zu seinen Landsleuten aus. Endlich kam das Dorf in Sicht, das durch eine lange Insel versteckt gewesen war. Es bestand aus einer Reihe gut gebauter hölzerner Häuser, die, bemalt mit bunten Figuren, auf einer kleinen Lichtung standen; Einbäume (aus einem einzigen Baumstamm ausgehöhlte Kähne) lagen auf dem Strande. Sobald die Dorfbewohner die Dampfpfeife hörten, bemannten sie einige Boote und schickten sich an, dem Dampfer entgegen zu fahren. Das Gepäck ward in die Boote geworfen und wir setzten uns oben auf dasselbe; die Indianer ruderten dem Land zu, während der Dampfer uns langsam aus dem Gesichtskreis entschwand. Mein Freund hatte einen der Häuptlinge des Dorfes benachrichtigt, daß ich bei ihm zu bleiben wünsche. Dieser kam mir in all seiner Würde entgegen und lud mich ein, ihm in sein Haus zu folgen. Hier hatte ich nun Muße, mich nach Herzenslust unter den Leuten umzusehen, unter welche ich so plötzlich geworfen worden war.

Die einzige Kleidung der Eingeborenen besteht aus einem baumwollenen Hemd und aus einer wollenen Decke, welche wie eine Toga um die Schultern geschlagen wird; die Weiber tragen außerdem noch Unterröcke. Ihr Haar ist in zwei Zöpfe geflochten, während die Männer ein buntes Taschentuch oder ein Stück Fell um den Kopf binden, um das Haar zurückzuhalten. Voll Verwunderung umgaben sie den Fremden und suchten voll Neugierde zu erfahren, was ihn denn bewogen haben könne, sie in ihrem einfachen Dorfe zu besuchen.

Das Haus bildet ein Viereck, dessen Seite ungefähr fünfzig Fuß lang ist. Es ist erbaut aus schweren Planken, welche an die Balken gebunden sind. Das Dach besteht ebenfalls aus Planken und ruht auf einem langen Balken, welcher den First des Hauses bildet. Dieser Balken ruht auf zwei Paaren aufrechter Pfosten, deren eines an der Vorderseite steht und die Thür bildet, während das andere auf der Rückseite des Hauses steht. Sie sind schön geschnitzt und stellen den Totem, das Wappen des Besitzers, dar. Um die Wände des Hauses herum ist eine ungefähr vier Fuß breite erhöhte Platform erbaut, worauf kleine Schuppen stehen, welche zu Schlafkammern dienen.

Jede Ecke des Hauses wird von einer Familie eingenommen, deren Abteilung von den übrigen durch Vorhänge aus Matten abgeschieden wird. Ein gewaltiger geschnitzter Stuhl, groß genug für eine ganze Familie, steht in jeder von diesen Abteilungen einem lohenden Holzfeuer gegenüber. Der Rauch erfüllt das ganze Haus und entweicht nur langsam durch eine kleine Oeffnung im Dach und durch die Spalten und Ritzen der Planken.

Die Ankunft eines Fremden war ein interessanter Unterhaltungsgegenstand, und Gruppen von Männern und Frauen standen in angelegentlichem Gespräch in unserem Hause und auf der Gasse, welche vor den Häusern hinläuft. Mein indianischer Freund versuchte den Leuten zu erklären, daß ich nicht die Absicht habe, ihre Feste und Gebräuche zu stören, und daß ich gar nichts von ihnen verlange, als einige Zeit in ihrem Dorfe mich aufhalten und mit ihnen handeln zu dürfen. Seine Bemühungen waren jedoch vergeblich und der Häuptling hielt es für nötig, eine allgemeine Ratsversammlung anzuordnen, worin die Anwesenheit des Fremden erörtert werden sollte. Man teilte mir mit, daß am Abend des nächsten Tages ein großes Fest gehalten werden sollte, bei welchem auch meine Anwesenheit erbeten wurde. Natürlich fühlte ich mich hochgeehrt und sehr erfreut, daß ich so bald eine Gelegenheit haben sollte, die eigentümlichen Feste und Gebräuche der Eingeborenen zu beobachten.

Am nächsten Morgen in aller Frühe waren schon sämtliche Familien munter. Die jungen Männer fuhren mit Tagesanbruch in ihren Kähnen hinaus und kehrten etwa um neun Uhr mit schweren Klötzen im Schlepptau zurück — ganzen Stämmen Treibholz, die auf den Strand gezogen, gespalten und in das Haus getragen wurden, in welchem das Fest abgehalten werden sollte. In diesem waren Männer und Weiber emsig mit Vorbereitungen beschäftigt. Die Scheidewände waren niedergerissen, die Rahmen und Vorhänge hinweggenommen, das Haus wurde gescheuert und Holz für ein gewaltiges Feuer in der Mitte des Gebäudes aufgeschichtet. Getrockneter Heilbutt, welcher in großen Holzkisten aufbewahrt wird, und Fischthran, welchen man in Röhren von getrocknetem Tang verwahrt, wurden aus den Vorratskammern geholt und in ungeheuren geschnitzten hölzernen Schüsseln aufgetragen, die das Wappentier der Familie des Wirtes darstellten. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, versammelten sich die Männer, denn Frauen dürfen nicht an den Festen teilnehmen, ausgenommen die ältesten Töchter der Häuptlinge, wenn nämlich das älteste Kind zufällig ein Mädchen ist. Die Gesichter der Gäste sind rot und schwarz bemalt; die Männer haben sich in ihre besten Wolldecken gehüllt, ihr Haar ist sorgfältig geordnet und häufig mit Adlerflaum besteckt. Einige wenige alte Männer tragen geschnitzte Stöcke und alle sitzen auf Matten, welche am Fuße der den Boden des Hauses umgebenden Platform ausgebreitet sind. Der Wirt und ein zu diesem Zweck gedungener junger Mann sahen nach dem Feuer. Als alle versammelt waren, ergriff der Mann die Trommel, eine große Kiste aus gebogenem Holze, welche mit dem Wappen des Wirtes

bemalt ist, und begann mit der Faust den Takt zu schlagen. Die alten Männer begleiteten ihn, in dem sie ihre Tanzstöcke an einanderschlugen, die übrigen Männer gaben den Takt durch Händeklatschen an. Dann gab der Gesangmeister, welcher Jung und Alt im Singen unterrichtet, den Ton an und der Chor fiel nach einigen Takten in den Gesang ein. Wenn der Text des Liedes lang ist, ruft der Vorsänger zuvor den Text jedes Verses laut aus, während das Taktschlagen fortgeht und der Chor die Worte singend wiederholt.

Der erste Gesang war ein Kriegslied folgenden Inhalts: „Kämpfet nicht mit Dolchen; tötet eure Feinde mit euren Pfeilen! So sagte der Häuptling und sein Herz war froh, als er seinen Feind erschlagen hatte. Er war so stark wie zwei Donnervögel, als er in den Kampf zog."

Ein altes Gesetz bestimmt, daß vier Lieder gesungen werden, bevor die Mahlzeit aufgetragen und die Debatte eröffnet werden kann. Der junge Mann teilte die Mahlzeit aus, und während alle aßen, stand einer der Häuptlinge auf, schlug seine Wolldecke so um sich, daß sie den einen Arm frei ließ, und begann seine Rede. Natürlich verstand ich ihn nicht, ersah aber aus seinen ausdrucksvollen Geberden, daß von mir die Rede war. Nachdem seine lange Rede zu Ende war, wurde ein Dolmetscher zu mir geschickt und übersetzte mir den Inhalt der Rede in die Tschinuk-Sprache.

Ich muß hier die Bemerkung einfügen, daß die canadische Regierung die Feste der Eingeborenen zu unterdrücken versucht und daß der Indianer-Agent gelegentlich diesem Stamme gedroht hatte, ein Kriegsschiff herzuschicken, wenn derselbe seine Feste nicht aufgeben wolle. Da ich nun dem ganzen Stamm fremd war und auch mein indianischer Freund meine Bekanntschaft erst vor sehr kurzer Zeit gemacht hatte, so ward ich beargwöhnt, nur hieher gekommen zu sein, um an die Regierung zu berichten und ein Kriegsschiff herzuschicken. Deshalb sprach der Häuptling folgendermaßen:

„Wir wünschen zu wissen, ob Du hieher gekommen bist, um unseren Tänzen und Festlichkeiten Einhalt zu thun, wie die Missionare und Agenten es halten, welche unter unseren Nachbarn leben. Wir wollen nicht einen Mann unter uns haben, der uns in unseren Bräuchen und Sitten stört. Der Agent hat uns gesagt, er wolle ein Kriegsschiff schicken, wenn wir fortfahren würden, zu thun wie unsere Großväter und Urgroßväter gethan haben. Aber wir legen keinen Wert auf seine Worte. Ist dies des weißen Mannes Land? Der Agent sagt: Dies sei der Königin Land; aber nein, es ist das meinige. Wo war die Königin, als Gott den Qanikila[1] zur Erde sandte? Wo war die Königin, als Qanikila dieses Land meinem Urgroßvater schenkte und sagte: ‚Dies soll das deinige sein'? Mein Vater besaß dieses Land und war ein mächtiger Häuptling; jetzt ist es mein. Und wenn Dein Kriegsschiff kommt, laß es unsere Häuser zerstören. Siehst Du diese Wälder? siehst Du diese Bäume? Wir werden sie umhauen und neue Häuser bauen und leben wie unsere Väter thaten. Wir werden tanzen, wann unsere Gesetze uns zu tanzen gebieten; wir werden Feste feiern, wann unsere Herzen nach Festen verlangen. Verlangen wir vom weißen Mann: ‚Thue wie die Indianer thun'? Nein, wir thun es nicht! Warum wollt ihr dann von uns verlangen: ‚Thut wie die weißen Männer thun'? Es ist ein altes strenges Gesetz, welches uns gebietet, zu tanzen; es ist ein strenges Gesetz, welches uns gebietet, unser Eigentum unter unsere Freunde und Nachbarn zu verteilen. Es ist ein gutes Gesetz. Laßt den weißen Mann seine Gesetze beobachten; wir wollen den unserigen gehorchen. Und nun, wenn Du gekommen bist, uns das Tanzen zu verbieten, so gehe; wenn nicht, so wirst Du uns willkommen sein!"

Es ward von mir erwartet, daß ich auf diese Rede antworte, und das that ich denn durch den Dolmetscher. Ich versicherte die Indianer meiner friedlichen Absichten und erklärte, ich werde kein Kriegsschiff schicken — ich konnte dies ja füglich versprechen — ich habe gar nicht die Absicht, mich in ihre Sitten, Gebräuche und ihr Gebahren zu mischen; und um ihnen zu zeigen, daß ich ihr Freund war, lud ich den ganzen Stamm zu einem Fest auf den nächsten Abend ein.

Die Wirkung dieser Rede war eine große. Alles vorige Mißtrauen schien mit Einemmale verschwunden zu sein. Alle bemühten sich um die Wette, mich zu versichern, daß die Herzen der Indianer froh gewesen seien, als sie meine Worte hörten, und daß sie hofften, mich lange bei sich in ihrem Dorfe zu sehen. Bald darauf war dieses Fest zu Ende; die Männer nahmen den Rest ihrer Speisen nach Hause zu ihren Weibern und Kindern, welche die leeren Gefäße noch in derselben Nacht zurückbrachten; und nun war jedes Haus still und ruhig, denn seine Einwohner waren schlafen gegangen.

Am andern Morgen nahmen die Indianer ihre regelmäßigen Beschäftigungen wieder auf. Brennholz ward in die Häuser getragen und die Feuer angezündet. Männer und Weiber holten Wasser aus dem nahen Bache und wuschen geschäftig ihre Hemden und Wolldecken; die alten Männer saßen träge auf den hölzernen Platformen, welche auf der Seeseite der Gasse errichtet waren, schauten nach den Fischern, die in ihren Kähnen draußen in der See waren, plauderten über die Tagesbegebenheiten oder verbrachten die Zeit mit Spielen. Die Platform ist der Lieblingsplatz des Indianers, hier sitzt er, in seine Wolldecke gehüllt, stundenlange und stützt sich auf die schwere Planke, welche das Geländer derselben bildet. Aus großen Baumstämmen ausgehauene plumpe Stufen führen von den Straßen und den Platformen zum Strande herab, wo Fische gedörrt und große

[1] Qanikila ist in den Ueberlieferungen dieses Volkes der Sohn der Gottheit.

schwere Klötze von Treibholz zu Brennmaterial aufgehäuft und wo große Cedern, die man mit vieler Schwierigkeit gehauen und im Schlepptau nach dem Dorfe gebracht hat, mit Feuer und Beil ausgehöhlt werden, um unter den Händen der geschickten Eingeborenen in starke und flinke Kähne verwandelt zu werden. Kinder spielen am Strande, rudern in kleinen Kähnen herum und praktizieren alle möglichen Arten von Sport.

Gegen Mittag waren die Jäger heimgekehrt und die Eingeborenen bereiteten sich nun auf das Fest vor, das am Abend stattfinden sollte. Sie waren entschlossen, es mit einem großen Tanz zu feiern. In der schmeichelnden Weise, welche diesen Stämmen eigentümlich ist, sagte einer der Häuptlinge zu mir: „Wenn ein großer Häuptling hieher kommt, ehren wir ihn nicht immer durch einen Tanz; da Du aber ein guter und mächtiger Häuptling bist und aus einem fernen Lande kommst, so wollen wir Dein Herz fröhlich machen. Geh' in Dein Haus und erwarte uns!"

Das Haus, worin ich wohnte, war in derselben Weise hergerichtet, wie ich es oben beschrieben habe, und ich dingte einen jungen Burschen, um die Mahlzeit für die sechzig Mann zu kochen, welche ich erwartete. Als die Mahlzeit fertig war, hatten auch die Tänzer ihre Vorbereitungen vollendet. Das Weib meines Wirtes nahm den Platz neben dem Feuer ein und hielt Fischthran bereit, um ihn mit Kellen in das Feuer zu schütten, das dann hoch aufloht und das ganze Haus beleuchtet.

Mittlerweile hatten sich die Tänzer am jenseitigen Ende des Dorfes versammelt. Mit Stöcken und Fäusten schlugen sie den Takt auf den Wänden der Häuser und zogen unter dem Absingen des Tanzliedes langsam heran. Jetzt ward die Thüre des Hauses aufgerissen und die Tänzer erschienen — an ihrer Spitze einer der Häuptlinge, ein Mann von mehr als sechzig Jahren. Er steckte in einer alten Uniform und trug die britische Flagge. Am anderen Tage erfuhr ich, er habe beide von dem Oberaufseher der Indianer von Britisch-Columbia samt der Bestallung als Sheriff und der besonderen Weisung, keine Tänze mehr stattfinden zu lassen, erhalten. Wie pünktlich er seiner Pflicht nachkam, das sah man an dem Abend, wo er als Vortänzer in unser Haus kam, die Flagge schwenkte und sich in allen möglichen grotesken Bewegungen erging. Die Wände des Hauses zitterten unter den schweren Fäusten und Stöcken der Tänzer, welche draußen den Takt schlugen und nun einer um den andern hereinkamen.

Die beiden Tänzer, welche nun zunächst eintraten, hatten jeder eine Wolldecke um die Hüften gebunden, aber der Oberleib war nackt; eine zweiköpfige aus Holz geschnitzte Schlange, die fabelhafte Sisiutl, war um die Hüfte gebunden und um den Hals trugen sie Ringe von Schierlingstannen-Zweigen. In der rechten Hand trugen sie zwei mit bunten Bändern verzierte Stöcke; in der linken Hand schwangen sie Pfeil und Bogen. Ihre Gesichter waren schwarz bemalt und ihr Haar ward zurückgehalten durch ein Band von Robbenfell, woran ein Bündel roter Federn gebunden war. Diesen folgten zwei Männer in weiße Wolldecken gehüllt, welche als Kopfbedeckung ausgestopfte Nörzfelle trugen. Der nächste Tänzer hatte eine Klapper in seinen Händen, welche er unter seiner Tanzschürze barg. Dann stürzten die übrigen Tänzer in den Saal und bildeten einen weiten Kreis um die beiden Männer, welche die geschnitzten Schlangen trugen. Jetzt begann ein wilder Gesang, in welchen der Chor gelegentlich einfiel. Sobald der Chor mitsang, stürzten die beiden Männer mit den Nörzfellen auf dem Kopf und der Mann mit der Klapper in den Mittelpunkt des Kreises hinein und sprangen in der wildesten Weise herum. Die Weiber und Kinder, welche umherstanden, wurden gewaltig aufgeregt, und es war äußerst drollig anzusehen, wie die Kleinen, welche kaum erst auf ihren Beinen stehen konnten, ebenfalls zu tanzen und die Bewegungen der Tänzer nachzuahmen versuchten.

Nachdem der erste Rundtanz vorüber war, ertönte draußen ein neuer Schrei, die Thüre öffnete sich und herein kamen zwölf Knaben, alle nackt, ihre kleinen Körper mit Kalk weißgetüncht, in welchen dann alle Arten von Figuren rot und schwarz eingemalt waren; ihr Haar war mit einer Mischung von Oel und Kalk eingerieben und sah aus wie die Borsten einer Bürste. Der Führer der Knaben war ein ältlicher Mann, der mit aufgehobenen Händen am Eingang des Hauses stehen blieb und die Knaben durch rhythmische Bewegungen seiner Arme und seines Körpers dirigierte. Die Figuren dieser Tänze waren wirklich künstlerisch und symmetrisch. Am Ende der Aufführung verließen alle das Haus in einem großartigen Aufzug und machten einen furchtbaren Lärm vor jedem Hause des Dorfes. Wenn das Weib des Hauseigentümers eine Kelle voll Fischthran in das Feuer goß, damit dieses in hoher Flamme auflohete, so galt dies für die Tänzer als Einladung, ins Haus zu treten und einen kurzen Tanz aufzuführen. Wo aber alles still und dunkel blieb, da zogen sie vorüber.

Dieser Tanz war erfunden worden, als die Tochter des Häuptlings von einem benachbarten Dorfe den jungen Häuptling dieses Dorfes heiratete. Als das Herankommen der Braut gemeldet wurde, verbanden die Männer drei Kähne mittelst schwerer Planken und stellten so eine ausgedehnte Platform her. Auf dieser Art Floß fuhren sie den Fremden entgegen und bewillkommten sie mit diesem Tanze, den sie auf dem Wasser aufführten. Die Boote der Neuvermählten waren beladen mit ihrer Mitgift: Kisten, die mit Wolldecken, wertvollen kupfernen Tellern und Schüsseln gefüllt waren, und dem sog. Gyiserstab, nämlich einer schweren Diele, welche so ausgeschnitten ist, daß sie einen menschlichen Unterkiefer veranschaulicht, und die vorne mit Seeotterzähnen besetzt ist. Dieser Gegenstand wird dem Bräutigam als Geschenk verehrt, welcher

auf diese Weise das Recht erhält, seinem Weib Schweigen zu gebieten.

Die Heiratszeremonien dieser Stämme sind sehr kompliziert. Der junge Mann muß seine Braut von seinem Schwiegervater erst kaufen, ehe er die Erlaubnis bekommt, sie zu heiraten; allein selbst dann sind die Förmlichkeiten, welche er durchmachen muß, noch nicht zu Ende. Er muß in das Haus kommen, worin das Mädchen wohnt und sich neben die Thür setzen; die Eltern und Verwandten des Mädchens wissen dann, weshalb er kommt. Sie schelten und schimpfen ihn, soviel sie nur können, zwei Tage lang. Am dritten Tage giebt ihm die Mutter des Mädchens eine Matte, um darauf zu sitzen, und am vierten reicht man ihm etwas Nahrung; dann erst wird er eingeladen, sich am Feuer niederzusetzen, und die Eltern erteilen nun ihre Einwilligung zur Heirat. Der Häuptling der gens (Sippe), zu welcher der junge Mann gehört, kommt jetzt in großem Staat und bringt den Eltern den zuvor ausgemachten Kaufpreis, worauf diese ihrerseits am folgenden Tag durch den Häuptling ihrer gens den Eltern des jungen Mannes als Gegengeschenk einen gewissen Preis schicken. Dann geben beide Parteien ein großes Fest. Endlich ziehen die Freunde des jungen Mannes aus, um die Braut zu holen. Sie bedecken den Weg, welcher vom Hause des Bräutigams nach dem Strande hinunter führt, mit bunten Matten und schiffen sich dann in ihren Kähnen ein. Nach einigen Stunden landen sie nun vor dem Hause des Mädchens, selbst wenn dasselbe dicht neben dem des Bräutigams steht, und legen Matten vom Strand bis zur Hausthür. Dann putzt sich der Häuptling von der gens der Braut mit all seinen Tanzzierraten, nimmt sie bei der Hand und führt sie nach dem Boote, wo der Häuptling von der gens des Bräutigams sie in Empfang nimmt. Sie kehren dann zum Hause des Bräutigams zurück und die Hochzeitszeremonien sind zu Ende.

Die Bemühungen der Missionare zur Bekehrung dieser Indianer sind an den meisten Stellen von sehr wenig Erfolg begleitet gewesen. Die Geschichte der Mission ist höchst interessant und der Gegenstand verschiedener Berichte und Schilderungen in amerikanischen und englischen Zeitschriften gewesen. Da aber in allen diesen nur die eine Seite der Indianerfrage in Columbia berührt worden ist, so dürften einige Bemerkungen über die Sachlage, die nicht ohne Einfluß auf die Indianer im amerikanischen Alaska ist, nicht unnötig sein.

Der erste, welcher das Werk der Mission kräftig in die Hand nahm, war Herr Duncan, welcher sich unter dem Tsimgschian-Stamm in Fort Simpson niederließ. Sein Einfluß auf die Indianer ist ein ungeheurer gewesen.

Diese Ergebnisse sind durch das eigentümliche Verfahren erzielt worden, das Herr Duncan bei der Verchristlichung dieser Indianer anwandte. Er erachtete es nicht unter seiner Würde, für seine Zöglinge Handel zu treiben und sie an Arbeit zu gewöhnen und Handwerke zu lehren, anstatt sie nur im christlichen Glauben allein zu unterrichten. Dadurch verbesserte er ihre Lage, machte sich um sie verdient und erzielte einen merkwürdigen Erfolg. Um seine Anhänger vor dem Einfluß der heidnischen Indianer und vor dem noch schlimmeren der weißen Händler zu schützen, wanderte er mit ihnen von Fort Simpson aus und gründete die Niederlassung Mehtlakahtla oder eigentlich Meghtlaqatla (gh wird ausgesprochen wie das deutsche ch und q wie ein sehr gutturales k); vor allem aber gelang es ihm, den Branntweinhandel von seinen Anhängern fern zu halten.

Sein Erfolg ermutigte auch die Missionare anderer Konfessionen. Die römisch-katholische Kirche hatte ihre Bekehrungsversuche bei den Stämmen an beiden Küsten der Vancouver-Insel und des gegenüberliegenden Festlandes gemacht; aber nach einer langen Reihe von Jahren gaben die katholischen Missionare verzweiflungsvoll ihre Versuche unter den sogen. Kwakiutl-Stämmen auf. Größer war ihr Erfolg unter den Stämmen auf dem Festland, Victoria gegenüber, und an der Westküste der Vancouver-Insel machen sie noch jetzt rasche Fortschritte.

Als die katholische Kirche die Kwakiutl-Stämme aufgab, nahm die englische Hochkirche dieses Werk auf, aber nur mit wenig oder gar keinem Erfolg, während sie und die Methodisten in der Nähe von Victoria erfolgreich wirkten. Auf Grund von Erfahrungen, welche auf ein langes Zusammenleben mit den Indianern aller dieser Stämme basieren, kann man füglich sagen: Der einzige erfolgreiche Weg, diese Stämme zu zivilisieren (und dies bezieht sich ebensogut auf die Stämme von Alaska wie auf diejenigen des Britischen Columbia) ist der, sie arbeiten zu lehren und mit den Künsten des europäischen Lebens vertraut zu machen; dann werden sie allmählich ihre entsetzlichen kannibalischen Gewohnheiten und ihre schamanistischen Tänze verlassen.

Die Ueberlieferungen dieser Eingeborenen machen sie sehr geneigt, den christlichen Glauben anzunehmen, da ihre hauptsächlichste Sage ihnen von dem Sohn Gottes erzählt, welcher vom Himmel herabstieg, die ganze Welt durchwanderte und überall Wunder verrichtete. Ich muß aber hier konstatieren, daß auch die aufrichtigsten Christen unter den Indianern, welche den Sonntag beobachten und in ihren Kirchen predigen, noch nicht ganz zivilisiert sind, d. h. ihre Denkungsart ist nicht die unsere, sondern steht noch immer unter dem Einfluß ihrer alten Bräuche. Der beste Beweis dafür ist die Thatsache, daß jeder, der zu einem heidnischen Stamm zurückkehrt, mit ungemein seltenen Ausnahmen die frühere Lebens- und Anschauungsweise wieder annimmt. Dies soll kein Vorwurf für die Missionare oder Indianer sein, denn es gründet sich auf psychologische Gesetze, und wir halten nur das für einen Mißgriff zu glauben, daß ein Anbequemen an unsere zivilisierten Manieren schon eine vollständige Zivilisation sei. Dies bewährt sich hinsichtlich der Indianer Duncan's und aller anderen.

Obwohl ein merkwürdiger Fortschritt gemacht worden und die Lage vieler Stämme sich wesentlich verbessert hat, so ist doch unter den Indianern von Britisch-Columbia eine allgemeine Unzufriedenheit vorhanden, welche unter denjenigen von Mehtlakahtla zu Ruhestörungen geführt hat. Diesem Stand der Dinge liegen zwei Ursachen zu Grunde, von denen die eine ziemlich wichtig ist in Anbetracht, daß 38,500 Indianer in Britisch-Columbia wohnen. Während der beiden jüngsten Jahre wurden jedem Stamme Reservationen angewiesen und der übrige Grund und Boden für Regierungseigentum erklärt. Nun sind die Indianer der Küste kein Wandervolk, sondern erheben den Anspruch in ihren Bezirken autochthon zu sein. Alle Stämme, vom Puget-Sund bis Alaska, glauben, der Sohn Gottes habe jeder gens ein Stück Land gegeben, welches sie als ihr persönliches Eigentum betrachten. Dadurch daß die Stämme nun auf Reservationen beschränkt werden, fühlt der Einzelne sich seines Eigentums ohne gleichwertige Vergütung beraubt. Es sind darüber keine Verträge diesen Thatsachen gemäß mit jeder gens gemacht worden, da diese ethnologischen Thatsachen vielen von den Beamten unbekannt waren, und die Indianer betrachten sich daher als ungerecht behandelt und vergewaltigt.

Der zweite Grund zum Mißvergnügen unter den Indianern ist das vor einiger Zeit erlassene Gesetz, welche die Abhaltung von Festlichkeiten verbietet. Der sogen. potlatch aller dieser Stämme hindert die einzelnen Familien am Ansammeln von Vermögen. Es ist der sehnlichste Wunsch jedes Häuptlings und sogar jedes einzelnen Mannes eine große Menge von Eigentum anzusammeln und dann einen großen potlatch zu geben, nämlich ein Fest, bei dem man seine ganze Habe unter seine Freunde und sogar unter die benachbarten Stämme verteilt. Diese Feste sind so innig mit den religiösen Vorstellungen der Eingeborenen verbunden und regeln ihre Lebensweise in einer solchen Ausdehnung, daß selbst die christlichen Stämme in der Nähe von Victoria dieselben nicht aufgegeben haben. Jedes bei einem Potlatch empfangene Geschenk muß bei einem andern Potlatch erwidert werden, und ein Mann, welcher nicht in gehöriger Zeit sein Fest geben würde, wäre einem Menschen gleich geachtet, der seine Schulden nicht bezahlt oder andere verkürzen will. Deshalb ist jenes Gesetz kein gutes und kann nicht vollzogen werden, ohne allgemeine Unzufriedenheit zu verursachen. Außerdem ist die Regierung außerstande, das Gesetz durchzusetzen, denn die Niederlassungen sind so zahlreich und die Indianer-Agenturen so groß, daß niemand die Rothäute hindern kann, alles zu thun, was sie nur wollen.

Ebenso wenig erfolgreich sind die Bemühungen der canadischen Regierung, den Ackerbau einzuführen. Allerdings ist in manchen Bezirken die Ausdehnung des anbaufähigen Ackerlandes eine bedeutende, allein der Indianer will sich nicht placken, um den Boden zu bebauen. Das Meer liefert ihm Fische und Robben, der Wald Wurzeln, Beeren und Hirsche, und die Artikel von europäischer Manufaktur, welche er bedarf, erhält er entweder durch Tausch oder durch eine Arbeit von einigen Wochen auf Schiffen, in Sägemühlen, Hopfengärten oder in den Canneries, den Fabriken, wo Lachse und Hummer gekocht und in Blechbüchsen für den auswärtigen Markt verlötet werden. Die Gewerbe, zu denen sich der Indianer dieser Region gern bequemt, sind Zimmermannsarbeit und solche in den Canneries; und die Einführung geeigneter Methoden im Fang und der Aufbereitung von Fischen, im Holzschlag und den damit verbundenen Gewerben würde wahrscheinlich zu befriedigenderen Ergebnissen führen, als die Einführung von Ackerbau.

Berghaus' Physikalischer Atlas.

Von A. Oppel.

(Fortsetzung.)

Die zweite Hauptgruppe von Drude's Atlas der Pflanzenverbreitung umfaßt auf vier Blättern die Florenkarten der fünf Erdteile und der anliegenden Länder unter gleichmäßiger Berücksichtigung der horizontalen und vertikalen Verhältnisse; zur besseren Darstellung der Höhenregionen dienen schematische Berg- und Gebirgszeichnungen der bekannten Art. Sehen wir uns die einzelnen Blätter etwas näher an, so sind auf der Florenkarte von Europa acht Zonen: die Glazialzone, die Tundren-Zone, die Zone der sibirischen Nadelhölzer, die Zone der nordeuropäischen Nadelhölzer, die Zone der gemischten europäischen Wälder, die Zone der mitteleuropäischen Wälder, die Zone der osteuropäischen Steppen und die Zone der mediterranen Wälder und Maquis, durch Flächenkolorit kenntlich gemacht, die verschiedenen Abteilungen dieser Zonen aber durch eingetragene Zahlen veranschaulicht. Außerdem sind vier Gebirgsregionen: die mitteleuropäische Nadelholzregion, die südeuropäische Hochgebirgsregion, die Hochgebirgsregion der dritten und fünften Zone und die Glazial- und Hochgebirgsregion, durch kräftige Farben aus den Zonenflächen hervorgehoben. Ferner deuten eingetragene Zahlen und Buchstaben an, welche Stellen der Zonen und Regionen durch Coniferen, Buchen und Eichen und deren Arten charakterisiert werden. Weiterhin sind durch gewisse Zeichen Angaben über die Erhaltungs- und Entwickelungszentren arktischer und alpiner Formen, sowie über das Vorkommen der ziffernmäßig angeführten Bäume gemacht. Zudem findet man mehrere eingestreute Zeichen, welche auf die Stellen reichster Glazialflora in Skandinavien, auf ausgedehnte Moore, auf übergreifende Steppen und Wälder u. m. a. hinweisen. Endlich fehlen auch die bekannten Vegetationslinien nicht, die in gewissen Fällen alle vier Himmelsrichtungen berücksichtigen. Diese Angaben dürften genügen, um eine Vorstellung von dem Inhalts-

reichtum dieser Karte, zugleich aber auch von deren Komplizierheit und stellenweise sehr schwierigen Lesbarkeit zu geben. Ohne Zweifel war dieses Blatt für den Verfasser äußerst zeitraubend! Aber auch wer sie benutzen will, muß sich mindestens 30 verschiedene Zeichen einprägen, erst dann wird er hoffen dürfen, das kartographische Pflanzenbild Europa's einigermaßen vor sich aufleben zu lassen.

Bedeutend leichter und einfacher gestaltet sich die Betrachtung der Florenkarten der übrigen Erdteile. Dies gilt auch von der Florenkarte Asiens, obgleich auf dieser bei einem Maßstabe von 1 : 30 Mill. nicht weniger als 42 Regionen durch Farben, allerdings unter Hinzunahme mannigfacher schematischer Zeichen, unterschieden sind. Das Einteilungsprinzip der Regionen gründet sich auf das Vorkommen gewisser Leitpflanzen; so wird z. B. das Gebiet von Ochotsk und Kamtschatka nach Betula Ermanni, der Tiënschan nach Picea Schrenckiana, das Mittelmeer-Gebiet nach Quercus ilex, das Plateau von Dekhan nach Borassus flabelliformis und Butea frondosa benannt. Von Vegetationslinien finden sich im Verhältnis zu Europa nur wenige; wir nennen hier diejenigen für Corypha, Borassus flabelliformis, Calamus, Phoenix dactylifera, Abies sibirica und Larix sibiriaca. Wegen dieser verständigen Beschränkung und weil die Hauptgebiete, wie Tundra, sibirischer Wald, Steppe, Savanne, Tropenwald u. s. w., in kräftiger Weise aus der großen Zahl der Regionen hervorgehoben sind, macht dieses Blatt in jeder Beziehung einen äußerst vorteilhaften Eindruck, das dem wissenschaftlichen Bearbeiter ebenso sehr zur Ehre gereicht, wie den technischen Hülfskräften.

Auf dem folgenden Blatt sind die Erdteile Afrika und Australien behandelt. Beide Florenkarten sind leicht zu übersehen, denn mit Einschluß der Inseln sind — nach demselben Prinzip wie bei Asien — in Afrika 25, in Australien 18 Regionen unterschieden. Nur ist das Flächenkolorit häufiger durch Pflanzennamen und mancherlei Mitteilungen unterbrochen. Auf der australischen Karte ist von dem letzteren Darstellungsmittel ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht, daß reichlich die Hälfte des Festlandes mit Schrift bedeckt erscheint. Da auch statistische Angaben nicht fehlen, so erinnert dieser Teil sehr an die Methode der ersten Auflage des Physikalischen Atlas. Diese wenig glückliche Darstellungsart ist bei der Florenkarte der beiden auf einem Blatt vereinigten amerikanischen Kontinente vermieden. Die Uebersichtlichkeit der 32 verschiedenen Regionen wird auch durch die zahlreichen Vegetationslinien nicht beeinträchtigt, zumal die dazu gehörigen Namen meist außerhalb der Festländer angebracht sind.

Die dritte und letzte Gruppe endlich, welche uns die Heimat der Nahrungs- und Genußpflanzen und die Kulturzonen der Erde vorführt, mußte sich mit zwei auf einem Blatt zusammengedrängten Karten begnügen. Auf der einen derselben hat Drude zunächst vier Hauptgebiete: die Wüsten, die Steppenländer, die Waldländer und die Tropenländer, durch vier Farben (weiß, grün, gelb und blau) unterschieden und die letzteren wieder durch Differenzierung der Grundfarben so geteilt, daß insgesamt 10 Stufen mit einer beträchtlichen Zahl Unterstufen entstehen. In die 28 Felder sind nun die Namen der dort heimischen Nahrungs- und Genußpflanzen eingetragen. Durch Hinzufügung verschiedengestalteter Sterne wird angedeutet, daß das betreffende Gebiet die Heimat solcher Nutzpflanzen ist, welche hohe Kulturbedeutung erlangt haben; auch wird dadurch der Unterschied zwischen Genußpflanzen, Gewürzen, Nahrungs- und Arzneipflanzen bezeichnet. Leider ist der Maßstab dieser sehr wichtigen und mit großem Geschick entworfenen Karte ein so kleiner, daß die Schrift mehrfach von einem Feld in das andere übergreift. Immer aber gewinnt man aus der Betrachtung derselben die Erkenntnis, in wie verschiedenartiger Weise die Natur die einzelnen Teile der Erde mit autochthonen Nutzgewächsen bedacht hat. Der britische Archipel z. B. hat gar keines aufzuweisen, das Deutsche Reich nur die Süßkirsche und den Senf, Italien (Sizilien) nur die Olive, Armenien dagegen wird als das Ursprungsland von Weizen und Gerste angegeben! Als die reichsten Gebiete aber erscheinen die tropischen Waldgebiete, besonders in Südostasien, Westindien und Südamerika.

Auf der zweiten Karte hat Drude die Kulturzonen der Erde dargestellt. Er unterscheidet außer den kulturlosen Polarzonen (wo kein Feldbau, sondern nur noch Gartenkultur für nordische Gemüse getrieben wird) mit Anwendung von blau, gelb und grün die tropische, die subtropische (auf beiden Halbkugeln) und die nordische Kulturzone; letztere kommt auch den tropischen Hochgebirgen und dem südlichsten Amerika zu. Je nach der Art der angebauten Pflanzen zerlegt sich jede Zone wieder in eine Reihe von Bezirken, welche durch gemischte oder graduierte Töne der betreffenden Hauptfarbe bezeichnet erscheinen. Dadurch entstehen insgesamt 14 Kulturbezirke, innerhalb deren verschiedenartige Sterne einerseits die Ausgangspunkte des Ackerbaues in der alten und neuen Welt, andererseits die Heimat der wichtigsten Webstoffpflanzen markieren. Solche Ausgangspunkte finden sich nur vier verzeichnet: der erste an der Grenze von Armenien und Persien, der zweite in Nordchina am mittleren Hoangho, der dritte auf dem mexicanischen Plateau nahe dem Wendekreis, der vierte endlich auf den Anden von Peru, etwa unter 10° s. Br. Von diesen Punkten, welche selbstredend nur den Wert von Vermutungen haben, laufen Pfeillinien aus, um die Richtungen anzudeuten, nach denen sich der Ackerbau verbreitet hat. Interessant ist füglich auch die von dieser Karte abzulesende Beobachtung, daß die Baumwolle drei Heimaten hat: auf dem Plateau von Dekhan, in Zentralafrika und auf den Kleinen Antillen.

Wenn im Vorstehenden ausschließlich von dem Inhalt

und den Darstellungsmitteln des Pflanzenverbreitungs-Atlas die Rede war, so wollen wir nun einen kurzen Blick auf die rein technische Seite desselben werfen. Wie bei der bekannten Meisterschaft des Herausgebers und der altbewährten Leistungsfähigkeit der Geographischen Anstalt von J. Perthes erwartet werden durfte, macht die äußere Erscheinung den denkbar günstigsten Eindruck. Die Karten sind mit größter Sorgfalt gezeichnet, der Kupferstich und der Druck entsprechen den höchsten Anforderungen, die Schrift ist mit Vorsicht und Geschick eingetragen und zeigt nur wenige Druckfehler; wir haben deren nur zwei bemerkt: auf Blatt VI bei Australien Region 11 steht Ausralien und auf demselben Blatt in Südafrika findet sich Hooge Vela für Veld. Eine besondere Aufmerksamkeit ist offenbar der Kolorierung zugewendet worden, sowohl was die Differenzierung der Farben in zahlreiche Töne und Nüancen als was das Auftragen derselben anbetrifft. Die Farben selbst sind kräftig, ohne schreiend oder grob zu werden, die gegenseitige Abstimmung verrät namentlich auf den Florenkarten von Asien und Amerika die Meisterhand und das Meisterauge. Auch die Gleichmäßigkeit der Farbenauftragung durch Schablonen hat selten wirklichen Schaden gelitten, wenngleich wir nicht verhehlen wollen, in dieser Richtung schönere Leistungen, namentlich in französischen Atlanten, gesehen zu haben. Es scheint doch, daß auf lithographischem Wege das Flächenkolorit schöner, gleichmäßiger und zarter erzielt wird. Wenn dann früher die Anwendung zu kleiner Maßstäbe bei einigen Erdkarten bedauert wurde, so muß anderseits aber lobend anerkannt werden, daß der Herausgeber in der Anwendung der Projektionsarten eine sehr glückliche Wahl getroffen hat. Die für solche Zwecke allgemein übliche, aber für die Anschauung der Raumverhältnisse sehr störende Mercator'sche Projektion hat er nämlich nur dreimal verwendet, und zwar ausschließlich für die zur Ergänzung der Hauptdarstellungen dienenden Nebenkarten. Für diejenigen Karten, bei denen es darauf ankommt, daß das gegenseitige Größenverhältnis der verschiedenen Zonen und Regionen zu annähernd richtigem Ausdruck kommt, hat er sich entweder Lambert's flächenrechter Azimutalprojektion bedient oder Mollweide's flächentreue Entwurfsart zur Grundlage genommen; letzteres ist viermal geschehen. Die daraus hervorgehende Verzerrung gewisser Teile der Erdoberfläche wirkt ja nur für Nordostasien etwas störend.

Wiederholen wir also den Satz, daß der pflanzengeographische Teil des Physikalischen Atlas nach Inhalt und Form eine hervorragende Leistung ist, welche der geographischen Litteratur zur höchsten Ziede gereicht und einen weittragenden Nutzen zu stiften imstande ist; heben wir ferner hervor, daß der Fortschritt besonders gegen die erste Auflage ein ganz außerordentlicher ist und daß es der Verfasser verstanden hat, auf dem gegebenen Raum von acht Blättern, der gegenüber dem ungeheuren Stoffe immer noch geringfügig ist, das Möglichste in Zusammendrängung des Stoffes zu leisten, so kann damit nicht gesagt sein, daß wir in allen Beziehungen unbedingt Vollendetes und Abschließendes vor uns haben. Wenn wir nun im Folgenden auf einige Punkte eingehen, die uns wenigstens teilweise als Mängel erscheinen, so geschieht dies mit derjenigen Achtung, ja Ehrfurcht, welche ein Werk von solchem Fleiß und von solchem Geschick einflößen muß. Zudem sind diejenigen Bedenken, welche uns bei der Betrachtung des Atlas aufstießen, vorzugsweise prinzipieller Natur und greifen teilweise über die unmittelbar vorliegende Arbeit hinaus.

Das eine unserer Bedenken betrifft die kritische Sichtung des zur Darstellung verwendeten Materials. Daß Professor Drude alle vorhandenen Vorarbeiten wie allen verfügbaren Stoff zum Entwurf seiner Karten zugezogen hat, ist von vornherein anzunehmen. Aber ebenso gewiß ist es, daß dieses Material gegenüber der Wirklichkeit nach Quantität und Qualität von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit ist, weil, eben die Erde als Ganzes betrachtet, sowohl in geographischer wie in speziell botanischer Beziehung, trotz aller gegen früher sehr bedeutender Fortschritte, sie weder vollständig noch gleichmäßig erforscht ist. Auf Drude's Karten aber, wie übrigens auf allen derartigen Darstellungen, erscheinen alle Gebiete in der gleichen Behandlung, auf den Erdkarten wie auf den Florenkarten der einzelnen Kontinente sind die Grenzen sämtlicher Zonen und Regionen, sowie alle Vegetationslinien, mit der gleichen Deutlichkeit und Entschiedenheit gezogen, alle Flächen mit demselben gleichmäßigen Kolorit bedeckt, so daß der Beschauer auf den ersten Blick den Eindruck erhält, als wenn alle Mitteilungen mit der gleichen Sicherheit festgestellt wären. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Im Gegenteil zeigt sich der kritische Wert als sehr verschieden. Viele Angaben sind eben entweder hypothetisch oder geradezu willkürlich. Das letztere gilt namentlich von den entweder ganz unbekannten oder doch höchst oberflächlich erforschten Teilen der Erde, deren es bekanntlich noch sehr viele giebt. Wir beschränken uns hier auf einige auffällige Beispiele: In Afrika läuft die Grenze zwischen der 10. (Guinea und Kongo-Becken) und 11. (Mittelafrikanische Savannen) Region durch Gegenden, welche noch kein Weißer gesehen, geschweige denn in botanischer Beziehung erforscht hat. Das Innere von Neuguinea, welches bekanntlich zum größten Teil terra incognita ist, weist eine Linie auf, welche die Region der Areca macrocalyx von der Region des Eucalyptus papuanus (Berg- und Savannenregion von Neuguinea) mit derselben Bestimmtheit trennt, wie dies bei den Zonen Europa's geschieht. Auch die Grenzen mehrerer innerasiatischen Regionen sind teilweise in total unbekannte Gegenden verlegt. Das sind Beispiele von ganz willkürlichen Annahmen; noch häufiger sind solche von teilweiser Unsicherheit, doch verzichten wir darauf, dieselben ausdrücklich zu benennen.

Ohne Zweifel hat die Unterscheidung der verschiedenen Grade der Erforschung gerade auf so kleinen Karten ihre besonderen Schwierigkeiten. Aber die Bezeichnung von sicheren, teilweise sicheren und rein willkürlichen Aufstellungen erscheint einerseits notwendig, andererseits immerhin möglich. Notwendig halten wir sie, weil das Werk einen wissenschaftlichen Charakter trägt und also den Anforderungen der Sachkritik entsprechen muß, sodann weil es wohl auch von solchen Leuten benutzt wird, von denen man eine so genaue Kenntnis der Forschungsreisen, besonders der botanischen, nicht voraussetzen darf, daß sie genau wissen, welche Gegenden genau bekannt sind, welche weniger und welche gar nicht. Die vermißte Unterscheidung ist aber wohl ausführbar, dadurch daß man verschiedenartige Darstellungen für die schwarzen Grenzlinien wählt; drei Modalitäten: erforscht, mangelhaft erforscht, unbekannt, hätten genügt. Wenn aber der Verfasser sich zu dieser so einfachen Methode nicht hätte entschließen können, so wäre ihm der Ausweg geblieben, in der Textbeilage die entsprechenden Angaben zu machen. Daß auch dies nicht geschehen ist, empfinden wir als einen entschiedenen Mangel, hauptsächlich auch deshalb, weil nach aller Wahrscheinlichkeit doch Jahrzehnte vergehen können, ehe eine neue Auflage des Atlas notwendig wird.

Das zweite Bedenken, welches ich geltend machen möchte, hängt mit dem Wesen und dem Begriff der Karte im allgemeinen zusammen. Deshalb mag es gestattet sein, die folgende kurze Bemerkung einzuflechten. Bei jeder Arbeit wird man sich zu überlegen haben, welches Darstellungsmittel am besten und schnellsten zum Ziele führt. Dem Geographen stehen nun vier verschiedenartige Ausdrucksmittel zur Verfügung: das Bild, die Karte, die Zahl und das (geschriebene) Wort; sicher ist, daß jedes derselben seinen besonderen Wirkungskreis und seine eigene Anschauungskraft besitzt. Das Bild eignet sich speziell für körperliche und räumliche Gegenstände engerer Begrenzung, die Karte für größere räumliche Flächen (ohne Horizont) nebst ihren räumlichen Erscheinungen, die Zahl für statistische Verhältnisse, das Wort für die bewegten Vorgänge und die ursächliche Verknüpfung der Thatsachen, sowie für alle diejenigen Bezeichnungen, welche durch Bild, Zahl und Karte entweder gar nicht oder nur unvollkommen dargestellt werden können. Die vier Ausdrucksmittel ergänzen und unterstützen sich gegenseitig, keines kann allein für alles genügen; erst durch die richtige Anwendung und Verknüpfung derselben vermag der Geograph die Erdoberfläche nebst ihren organischen Wesen, ihren Erscheinungen und Eigenschaften in vollkommener Weise darzustellen. Und aus diesem Grunde finden wir zumal in den älteren Atlanten, wozu auch die erste Auflage des Physikalischen Atlas gehört, alle vier Mittel verwendet.

Da Drude nur die Verbreitung der Pflanzen, also größere Räume darstellen wollte, so mußte er auf das Bild verzichten. Auch die Statistik hat er verschmäht und sich nur auf die Karte und das Wort beschränkt, doch so, daß er beide auf seinen acht Blättern vielfach kombiniert. Dies ist in der Weise geschehen, daß in das Flächenkolorit oder entlang den Vegetationslinien die Namen der Pflanzen sowie mancherlei Angaben eingetragen wurden. Und das ist der Punkt, gegen welchen sich das Bedenken richtet. Nach meiner Meinung muß nämlich eine gute Karte zwei Eigenschaften besitzen; einmal nämlich muß sie übersichtlich und eindrucksfähig sein, was eine gewisse Einschränkung sowohl bezüglich der Aufnahme des Stoffes, als bezüglich der Anwendung symbolischer Zeichen einschließt. Sodann muß eine gewisse Konsequenz in der Verwendung der Ausdrucksmittel stattfinden. Daraus läßt sich die Forderung ableiten, in die kartographischen Zeichen möglichst wenig Schrift zu mischen, weil diese überhaupt mit dem inneren Wesen der Karte nichts zu thun hat. Daß die Einfügung der Schrift in vielen Fällen nicht vermieden werden kann, ist selbstredend; doch sollte man sich nur in den dringendsten Fällen dazu entschließen, weil sonst die Gefahr entsteht, daß die Kartensymbolik beeinträchtigt oder gar erdrückt wird.

Sehen wir uns nun Drude's Karten daraufhin an, so müssen wir sagen, daß sie diesen Forderungen nur teilweise entsprechen. Viele derselben sind ja sowohl bezüglich der Uebersichtlichkeit, als der sparsamen Verwendung der Schrift entschieden als gut, beziehungsweise als vorzüglich zu bezeichnen; dies gilt namentlich von den Florenkarten Asiens, Amerika's und Afrika's, von den Florenreichen, von den Arealen ausgewählter Ordnungen, von den Vegetationszonen und von den Kulturzonen der Erde. Dagegen vermag ich die Florenkarte von Europa nicht als übersichtlich zu erklären: die zwölf Zonen und Regionen würden zwar an und für sich mit genügender Deutlichkeit hervortreten, aber die Vegetationslinien bestimmter Gewächse sind so zahlreich, daß sie die Wirkung des Flächenkolorits beeinträchtigen; auch laufen sie, sich kreuzend und schneidend, dermaßen durcheinander, daß es große Mühe kostet, sie zu verfolgen, geschweige denn, daß es möglich wäre, ein anschauliches Bild von der Sache selbst zu gewinnen. In diesem Falle wäre weniger entschieden mehr gewesen. Der Zweck der Karte konnte doch nicht darin bestehen, möglichst viele Thatsachen und Verhältnisse darauf unterzubringen; vielmehr will oder soll sie eine schnellere und bessere Orientierung herbeiführen, als sie das Wort zu leisten vermag. Diesen Vorteil gewährt aber die Florenkarte von Europa in vielen Fällen entschieden nicht. Wer z. B. die wilden Fundorte verbreiteter Kulturbäume kennen lernen wollte, würde durch schriftliche Angabe viel schneller zum Ziele geführt werden, als durch diese Karte.

Was die Einfügung der Schrift anbelangt, so herrscht auf den acht Blättern eine große Verschiedenheit. Bei manchen ist eine wohlthuende Enthaltsamkeit geübt worden, ohne daß man sich freilich auf das Unentbehrliche

beschränkt hätte. Zu den entbehrlichen Dingen rechne ich namentlich die speziell geographischen Namen elementarer Kenntnis; zumal wenn in deren Anbringung keine Konsequenz beobachtet wird. Warum z. B. auf der Florenkarte von Europa der Name „Böhmer Wald“ eingetragen ist, diejenigen für das Erzgebirge, die Rhön, den Thüringer Wald u. a. fehlen, das kann ich nicht verstehen. Aehnliche Inkonsequenzen wiederholen sich häufiger; so sind z. B. in Nordamerika die Namen für die Halbinseln Florida, Altkalifornien und Alaska eingetragen, diejenigen für Labrador und Neuschottland aber nicht. Hiebei, meine ich, hätte man sich für das „entweder—oder“ entscheiden müssen, jedenfalls aber wäre das gänzliche Weglassen solch elementarer Bezeichnungen das empfehlenswertere gewesen. Schwerer als die genannte Inkonsequenz wiegt aber der Umstand, daß auf einigen Karten so viele Namen und teilweise auch so ausgedehnte schriftliche Bemerkungen zusammengedrängt sind, daß dadurch das Wesen der Karte fast verloren geht. Dahin gehört neben der Karte „Heimat der Nahrungs- und Genußpflanzen“, besonders die Florenkarte von Australien. Auf dieser liest man Bemerkungen, wie in Südwest-Australien: „Pflanzenreichstes Gebiet von Australien mit mehr als 3000 Blütenpflanzen, von denen ca. 82% endemisch“ oder im Innern: „Giftige Waidepflanzen“, „Geschätztes Waidegras“ u. dergl. Abgesehen davon, daß solche Angaben in keinem Verhältnis zur thatsächlichen räumlichen Verbreitung der Pflanzen selbst stehen, bin ich der Meinung, daß diese und ähnliche Angaben durchaus nur in den Begleittext gehören. Wollte man aber statistische Verhältnisse auf der Karte mit berücksichtigen, so konnte das durch Anwendung bestimmter kartographischer Zeichen geschehen.

Die Ursache dieser und ähnlicher Mängel dürfte wenigstens zum Teil in dem Umstande zu suchen sein, daß man bei der Disposition des ganzen Atlas dem pflanzengeographischen Abschnitt zu wenig Raum gegeben hat. Jedenfalls gilt dies im Verhältnis zu dem aus 12 Blättern bestehenden meteorologischen Teile. Hätte man die Pflanzenverbreitung in gleicher Weise wie die Meteorologie bedacht, so hätte man auch einige Darstellungen aufnehmen können, die wir nur sehr ungern vermissen. Eine schöne und nützliche Aufgabe wäre z. B. gewesen, die räumliche Ausbreitung des Bodenanbaues gegenüber den Gebieten der wildwachsenden Pflanzen darzustellen. Dieser Gesichtspunkt ist ja allerdings auf der Karte „Kulturzonen der Erde“ berührt, aber hier sind die einzelnen Kulturbezirke mit Flächenkolorit überzogen, der eben bezeichnete Unterschied kommt nicht zur Geltung. Schließlich wäre es auch eine dankenswerte Gabe gewesen, die Areale einiger ausgewählter Kulturpflanzen darzustellen, d. h. deren wirkliche gegenwärtige Ausdehnung. Wenn wir diese Gesichtspunkte geltend machen, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß die betreffenden Darstellungen von keiner Seite besser und vollkommener geleistet werden können als von den Bearbeitern und dem Herausgeber des Physikalischen Atlas. Daß dieser auch in seiner vorliegenden Gestalt einen großen Reichtum von Inhalt und eine Fülle von Anregungen gewährt, das mag zum Schluß noch ausdrücklich hervorgehoben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Forstwirtschaft in den Alpen.

Die meisten Gewerbe erscheinen denjenigen leicht, welche nur eine oberflächliche Kenntnis von denselben haben, und doch erfordert das einfachste Waidwerk eine größere Erfahrung und Sicherheit von Aug' und Hand, als man im allgemeinen vermutet. Allein wenn dies selbst von den Wäldern gilt, welche den Bewohnern der Ebenen und des sanften Hügellands Vergnügen und leichte, angenehme Spaziergänge gewähren, so ist es noch eine wichtigere und schwierigere Sache in den höheren Alpengegenden, wo die Unterhaltung der hochgelegenen Wälder notwendig ist, um den Thalbewohnern ihr Eigentum und sogar ihr Leben zu sichern, und wo die Naturerscheinungen, mit welchen der Forstmann zu thun hat, noch weit verwickelter sind. Selbst im waldlosesten Teile Deutschlands sieht man mit Bedauern eine kleine Anhöhe, welche einst mit alten Bäumen bedeckt war, in eine kahle Waide verwandelt; allein in Deutschland darf man diese Empfindung eine sentimentale nennen; einen der steileren Abhänge der höheren Alpen abzuholzen, bedeutet dagegen Verderben für alle, welche darunter wohnen. Wenn der kleine Bach, der seit Jahrhunderten ruhig, wenn auch nicht geräuschlos, in seinem Bette hinlief, unter dem Einfluß des Schneeschmelzens oder lange andauernden Regens allmählich anschwillt und dann um einen oder zwei Fuß fällt, so wird er ein Bergstrom, dessen Launen und Wirkungen unberechenbar sind. Er steigt und fällt plötzlich, reißt drunten die Mühlen mit sich fort und bedeckt fruchtbare Wiesen und Felder mit großen Steintrümmern und Kiesschichten. Und dies ist noch nicht alles. In einem oder einigen Jahren lockern Frost und Schnee des Winters und Regen und Dürre des Sommers die obere Decke von Pflanzenerde und Ackerkrume von den Felsen, auf denen sie liegt, und da kommt, an irgend einem sonnenhellen Tage oder bei mildem Regen im Frühjahr, das Ganze mit dem thauenden Schnee als Lawine herunter, deren verheerender Wucht nichts zu widerstehen vermag. Hier gilt nun nicht der Grundsatz des ruhig Gewährenlassens, denn selbst wenn es ratsam wäre, auf all den Gewinn zu verzichten, welcher aus dem Holze gezogen werden kann und keineswegs unbedeutend ist, so würde ein einziger quer über einen Fluß fallender Baumstamm bei der ersten Ueberschwemmung in einen Damm verwandelt, und dann bahnt sich der Bach seinen Weg durch einen neuen Kanal und verbreitet Zerstörung vor sich her.

Wenn wir daher auf diese Weise auch die klimatischen Einflüsse ignorieren, welche das Wachstum und die Zerstörung der Wälder — wir gebrauchen dieses Wort hier in dem gewöhnlichen, nicht in dem technischen Sinne — erwiesener- und ersichtlichermaßen hervorrufen, so wird man doch sehen, daß die Stellung eines Försters in den Alpen durchaus keine Sinekure ist, und daß er seine Arbeit keineswegs so obenhin verrichten darf. Die österreichische Regierung ist sich dessen vollständig bewußt und erzieht ihre Förster für die Pflichten, deren Erfüllung man von ihnen erwartet, so sorgfältig als die Mitglieder irgend eines anderen Standes. Man kann dieselben in zwei Rangstufen scheiden, welche ungefähr denen der Offiziere und Unteroffiziere in der Armee entsprechen. Ein Knabe hat, wenn er eine Prüfung bestanden hat, welche ungefähr der Schlußprüfung in einer unserer niederen Elementarschulen ähnlich ist, das Recht, in den unteren Rang einzutreten, wenn er die betreffende Landessprache fließend spricht. Er wird dann einem Bezirk zugewiesen, wo seine praktische Arbeit sogleich beginnt, erhält ein kleines Gehalt, ist aber täglicher Entlassung ausgesetzt, wenn er sich unfähig erweist. Anfangs wird er vorzugsweise auf der Kanzlei beschäftigt, allein der Förster nimmt seine Zöglinge mit, wenn er die Wälder besichtigt, lenkt ihre Aufmerksamkeit auf die wichtigeren Dinge und bietet ihnen Gelegenheit, sich eine vollständige Kenntnis der niedrigeren Zweige des Forstwesens zu verschaffen. Zeigt einer von den Zöglingen besondere Geschicklichkeit, so wird er bald im Freien beschäftigt. Soll der Wald gelichtet oder Holz verkauft werden, so wird er mit dem Auftrage betraut, darüber zu wachen, daß nur die angezeichneten Stämme gefällt werden, und daß dies mit hinreichender Vorsicht geschieht, um die umstehenden Bäume so wenig wie möglich zu beschädigen; und zu anderen Zeiten werden ähnliche Geschäfte für ihn gefunden. Seine Instruktionen sind immer genau und deutlich und er unterliegt anfangs einer sehr strengen Aufsicht, da der Förster selbst gegenüber der Regierung oder den Privatbesitzern für ihn verantwortlich ist. Auf diese Art erlernt der Zögling seinen Beruf und steigt in demselben stufenweise bis zum Forstwart, welchem die ganze praktische Behandlung des Forstes und die Beschäftigung der Tagelöhner, sowie die Ausführung der erhaltenen Weisungen zusteht. In dieser Stellung wird er von den höheren Beamten häufig über alle Einzelheiten zu Rate gezogen, allein ohne weitere theoretische Ausbildung vermag er nicht über dieselbe hinaus zu steigen.

Für die höheren Aemter wird eine andere Ausbildung gefordert. Der Jüngling, welcher sich dem höheren Forstfach widmet, muß eine Prüfung bestehen, welche an Strenge derjenigen für die Reife zur Universität gleichkommt oder wenigstens derjenigen für die höheren Fachschulen gleichsteht. Dann besucht er eine der höheren Forstschulen und verweilt mindestens drei Jahre in derselben. Der hier erteilte Unterricht ist sowohl theoretisch als praktisch, obwohl vielleicht in ersterer Beziehung vollständiger als in letzterer. Der Kursus umfaßt natürlich beinahe alle Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf Forstwesen und gipfelt an seinem Schluß in einer Prüfung. Um diese erfolgreich zu bestehen, muß der Student den Beweis liefern, daß er eine ebenso strenge Schulung genossen hat, wie diejenige, welche ihm einen akademischen Grad sichern würde, obwohl sie natürlich einen anderen Charakter hat. Aus den mit Erfolg geprüften Kandidaten der unteren Rangstufen rekrutieren sich die Beamten des höheren Dienstes und so werden allmählig Beamte herangebildet, denen die Verwaltung einer großen Strecke Waldland im Gebirge sicher anvertraut werden kann.

Diese Vereinigung einer hohen geistigen Bildung mit praktischer Kenntnis von technischen Verrichtungen leiht dem Forstmann im Alpenlande seinen eigentümlichen Charakter. Er ist gewöhnlich auch ein tüchtiger Waidmann und oft ein genauer Naturbeobachter. Er verbringt einen großen Teil seines Lebens im Freien und hat unvergleichliche Gelegenheiten, die langsamen Veränderungen zu beobachten, welche in Bezirken stattfinden, in welche die Menschenhand nur selten eindringt — die Verwitterung der Felsen, die Veränderungen in dem Bett eines Bergstroms, die Gewohnheiten der Tiere, welche die Einsamkeit lieben u. a. m. Seine Verrechnungsgeschäfte zwingen ihn, genau zu sein, seine frühere Erziehung macht ihn verhältnismäßig frei von Aberglauben. Er hat die Kühnheit und Ausdauer eines Gebirgsbewohners und jene Heiterkeit des Gemüts, welche die Gesundheit gewöhnlich mit sich bringt. Immerhin ist er einer der angenehmsten Begleiter auf einem Sommerausflug; aber seine Pflichten sind keine leichten, namentlich in den Staatswaldungen. Er führt ebenso sehr die Aufsicht über das Wild wie über den Wald und hat Sorge zu tragen, daß ein genügender Wildstand erhalten wird, welchen er aber niemals so sehr überhandnehmen lassen darf, daß er Grund zu Beschwerden von Seiten der Bauern gibt. Man erwartet von ihm, daß der Ertrag der Wälder nicht nur den für sie gemachten Aufwand decke, sondern noch einen gewissen Gewinn abwerfe. Er allein hat darüber zu entscheiden, welche Bäume ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit und mit dem größten Gewinn gefällt werden sollen. Die blose Rechnungsabhör, wenn sie einen großen Bezirk betrifft, bringt zwar einen großen Teil Kanzlei-Arbeit mit sich, allein das Leben eines höheren Forstbeamten ist zwar reich an Geschäften, aber keineswegs eintönig, denn es besteht aus mannigfaltigen und meist interessanten Arbeiten.

Wir haben schon angedeutet, daß der in den höchsten Forstlehranstalten erteilte praktische Unterricht kaum der theoretischen Unterweisung gleichkommt, welche dieselben liefern, und daß es einen Punkt gibt, an welchem man es für nötig gehalten hat, das weitere Vorrücken von Männern zu beschränken, welche ihre Kenntnisse nur auf praktischem Wege erworben haben. Es gibt aber auch

noch einen dritten Weg, auf welchem Männer die forstliche Laufbahn antreten und sich über die Stellung eines Forstwarts erheben können, obwohl sie nicht die höchsten Stellungen in ihrem Berufe zu erreichen imstande sind. Wenn nämlich ein Knabe zwei Jahre länger in der Schule bleibt und eine strengere Prüfung erstehen kann als diejenige, welche man den jungen Kandidaten auferlegt, so kann er sogleich in eine der niederen Forstschulen eintreten und von dort aus bis zur Stellung eines Försters hinauf dienen, aber nicht zu derjenigen eines Oberförsters oder Verwalters, wenn ihm nicht dieser Titel bei seinem Austritt aus dem Dienste als Auszeichnung oder Belobung verliehen wird. Viele jungen Leute aber, welche zwei oder drei Jahre in der Praxis verbracht, allein dann an ihrer Ausbildung durch Privatfleiß oder Unterricht fortgearbeitet haben, passieren die für ihre Aufnahme in die unteren Forstschulen notwendige Prüfung und werden dann in der Regel ihren theoretischen Kollegen vorgezogen.

Einige der Schwierigkeiten für den Förster bestehen in den Eigenheiten von Gesetz und Gewohnheitsrecht, welche in verschiedenen Bezirken und sogar zuweilen in einzelnen Dörfern voneinander abweichen. Die Grundeigentümer in den Thälern haben immer ein zwar anerkanntes, aber nicht genau bestimmtes Recht, soviel Holz zu schlagen, als sie zur Feuerung oder für Bauzwecke bedürfen. Als der Wert des Holzes in den oberen Thälern nur klein und der Transport desselben so schwierig und kostspielig war, daß eine Ausfuhr desselben sich nur bezahlt machen konnte, wenn sie in großem Maßstabe unternommen wurde, soll der alte und einfache Brauch sich glatt und zu allgemeiner Befriedigung abgespielt haben; allein mit der durch die Eisenbahnbauten gesteigerten Nachfrage begannen die Wälder verwüstet zu werden, und die Regierung fand sich genötigt, strenge Verordnungen über den Holzschlag zu erlassen. Dies gab zu großer Unzufriedenheit und verlängerten Streitigkeiten und Prozessen zwischen den verschiedenen Dörfern und der Regierung Anlaß, welche durch gegenseitige Einräumungen und Schiedsgerichte beglichen wurden. Die Bedingungen jedoch, welche schließlich in verschiedenen Dörfern angenommen wurden, wichen sehr voneinander ab, und der Förster muß vollständig mit denjenigen vertraut sein, welche in den von ihm beaufsichtigten Bezirken in Geltung sind.

In vielen, ja wahrscheinlich in den meisten Fällen, trat die Regierung den einzelnen Dörfern oder Weilern einen Teil der Staats- oder Gemeinde-Waldungen unter der Bedingung ab, daß sie ein ausschließliches Recht auf das Uebrige behalte. In einigen Fällen behielten die Gemeindebehörden die ihnen überlassenen Wälder in ihrer eigenen Hand und ließen sie zum Besten der Gemeinde verwalten; in anderen aber wurden sie zerstückelt und unter den Grundeigentümern verteilt, welche Anspruch auf dieselben hatten, und dann begann die Verwüstung fast unmittelbar. Der Preis des Bauholzes erschien damals hoch, obwohl er seither fortwährend gestiegen ist, und so haben nicht nur die kleinen Bauern die Berghänge von allem abgeholzt, woraus nur Geld gemacht werden konnte, sondern auch Männer mit Kapital verkauften ihre Bäume, um das Geld in eine Bank zu legen. Dies führte zu Folgen, welche längst vorauszusehen waren: zu einer unheilvollen Veränderung des Klima's und häufigen Ueberschwemmungen. Endlich ward ein neues Gesetz erlassen, welches das Fällen unreifer Bäume durchaus verbot und von welchem die Förster selbst anerkennen, daß es im Prinzip streng genug, daß aber die auferlegten Geldstrafen zu klein seien und zu selten verhängt werden. Es macht sich für einen Kaufmann bezahlt, wenn er das Wagnis der Strafen auf sich nimmt.

Jeder, der nur eine gemächliche Reise von Pontebba nach Laibach macht, kann sehen, wohin die Zerstückelung der Wälder geführt hat. Von der italienischen Grenze bis Tarvis sind sie in der bestmöglichen Ordnung. Dieser Waldbesitz gehörte früher dem Grafen Arco und ward ihm kürzlich abgekauft mit dem Gelde, das man aus dem Kirchenfonds nahm, welcher vom Staat verwaltet wird, obwohl die daraus gezogenen Einkünfte natürlich der Kirche gehören. Die Waldungen werfen bereits einen beträchtlichen Gewinn ab, welcher sich voraussichtlich in den nächsten Jahren noch steigern wird. Auch die Waldungen von Weißenfels, welche einer Körperschaft gehören und noch den alten Anrechten der Eigentümer unterworfen sind, zeigen sich in gutem Zustande. Allein sobald man die Quellen der Sava erreicht hat, werden die Berghänge kahl, und wenn von hier aus das ganze Thal hinunter irgendwo noch ein Stück wohlgepflegter Waldung vorkommt, so darf der Reisende überzeugt sein, daß es dem Staat, einem Adeligen oder einem der wenigen Grundeigentümer gehört, welche die Vorsicht gehabt haben, diese Wälder, welche man nicht wieder aufforsten und deren Boden man zu keinem anderen Zweck benützen kann, als ein Stück des Erbteils und Vermögens ihrer Kinder zu betrachten, aus welchem sie zwar einen vernünftigen Zins ziehen dürfen, dessen Kapital sie aber als unantastbar und heilig ansehen. Es ist aber ein Unglück, daß derartige kluge und gewissenhafte Männer unter den Ueberschwemmungen zu leiden haben, welche zu einem großen Teil durch die Gedankenlosigkeit und Unbesonnenheit ihrer weniger wohlhabenden Nachbarn verursacht werden.

(S. R.)

Land und Leute in Abessinien.

Nach A. Ramsauer, von Rittner-Lübeck.

Es ist, wenn man eine Reise unternehmen will, jederzeit eine weise Vorsicht, wenn man sich bemüht, sich mit den Gebräuchen des Landes vertraut zu machen und dieselben möglichst zu beachten. Ehe wir daher die abessinische

Grenze überschritten, sandten wir unsere beiden schon früher gemieteten abessinischen Köche voraus, um unsere Ankunft zu melden. Unsere Abgesandten kamen bald mit der Erlaubnis, die Grenze passieren zu dürfen, zurück, worauf wir uns nach Asmara, dem Hauptquartier Ras Alula's, begaben. Asmara ist ein nach europäischen Begriffen höchst unansehnliches Dorf, welches aus einer Anzahl steinerner Hütten besteht, die nicht viel besser sind, als die bekannten Sennhütten auf den Alpen; mit ihrer Hinterseite lehnen sich diese Hütten, die weder mit Fenstern, noch mit einem Schornstein versehen sind, an den Berg. Es dauerte nicht allzu lange bis wir einquartiert waren, und zwar in einer Hütte, wo man soeben Kälber und Schafe hinausgetrieben hatte, deren Spuren noch deutlich wahrnehmbar waren.

Sogleich sammelte sich die ganze Dorfschaft um uns zur Begrüßung, die sich ziemlich geräuschvoll und zeremoniell vollzog. Hierauf brachte man uns frische Milch, Durrhabrot und zum Schluß dieses äußerst verdaulichen Diners gab es ein Ragout von Hammelfleisch, welches jedoch derartig mit rotem Pfeffer gewürzt war, daß wir uns alle Mühe geben mußten, wenigstens so viel davon zu genießen, wie es die gute Sitte erheischt. Unsere Freunde, die abessinischen Dorfbewohner, waren glücklicherweise erfahren genug, um zu wissen, daß solch ein Ragout, selbst in kleinen Portionen genossen, starken Durst erzeugen mußte; man kredenzte uns daher in Bechern aus Büffelhorn abessinisches Bier, Meth, ein Getränk, welches aus halbgegohrener Gerste bereitet wird und europäischen Mägen sehr wenig zusagt. Als Gegenleistung gaben wir einige Flaschen Cognac zum Besten, was großen Beifall fand.

Das Thermometer zeigte nur + 15° C., denn wir befanden uns auf einem Plateau von mindestens 5500 F. Höhe. Wir sahen daher der Nacht, in welcher die Temperatur bis zum Frieren herabzusinken pflegt, nicht ohne einige Besorgnis entgegen; um es uns nun während der Nacht möglichst behaglich zu machen, unterhielt man auf einem eisernen Becken ein Feuer und sperrte eine Anzahl Schafe zu uns.

Nachdem wir, auf diese Weise vor der Wirkung der niedrigen Temperatur geschützt, gut geschlafen hatten, besichtigten wir am Morgen unsere Umgebung. Da unser spezieller Gastfreund ein Priester war, so lag es durchaus nahe, daß wir vor allen Dingen der Kirche einen Besuch abstatteten. Diese Kirche primitivster Bauart ist ein niedriges, aus Steinen massiv hergestelltes Gebäude in länglicht-rechteckiger Form mit einem Vorhof, einer Art Schiff für die andächtige Menge und, ganz im Hintergrund, mit einem separaten Raum für das Allerheiligste, in welchem ein Bild der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde infolge eines einfachen Mechanismus sich langsam hin und her, zum Teil auch auf und ab bewegte. Die Kirche besitzt so wenig ein Fenster wie die Wohnstätten und erhält ihr Licht nur durch die Thüre. Da im Allerheiligsten gerade Weihrauch verbrannt wurde, so wird man leicht begreifen, daß ein ziemlich unburchdringlicher Dunstschleier das bewegliche Kunstgemälde umdunkelte und unseren Blicken entzog.

Wenn sich die Gläubigen zur Kirche begeben sollen, so bedienen sich die Kirchendiener einfacher Pauken und länglich-ovaler Steine, die an Lederriemen befestigt sind. Diese Steine werden mit anderen zusammengeschlagen und geben einen weithin schallenden Ton, dessen Höhe- und Tiefe-Modulationen durch besondere Handhabung, höher oder tiefer Halten, geregelt werden.

Da Abessinien ein Land mit stark ausgeprägtem hierarchischem Charakter ist, so besitzt die Geistlichkeit daselbst auch materiell eine große Macht durch ausgedehnten Grundbesitz, über dessen Privilegien sie eifersüchtig wacht. Die Geistlichkeit ist äußerst zahlreich, fanatisch, fürchterlich unwissend und in den stupidesten Formendienst versunken. Die einzige für sie existierende Litteratur besteht in den Legenden der Heiligen; die Klöster, wie überall, ein Hemmschuh in der Entwickelung der Kultur, erteilen nur den elementarsten Unterricht im Lesen und Schreiben. Der höchste geistliche Würdenträger ist der Abuna, Bischof; indes scheint dem heutigen Kaiser die Macht desselben doch zu groß zu sein, er hat daher für angemessen erachtet, diese Macht zu teilen, und nicht weniger als vier Abunas aus Kairo kommen lassen und in die Provinzen verteilt. Die Beschneidung nach israelitischem Ritus ist immer noch im Gebrauch, die Ehen können leicht gelöst werden.

Wenn schon kirchlich nur Monogamie gestattet ist, so kommen doch häufig Fälle vor, daß einzelne reiche Abessinier mehrere Frauen besitzen. Die Sitten werden sehr lax gehandhabt; die Taufen der Knaben finden 40, jene der Mädchen 80 Tage nach der Geburt statt.

Kirchen von größerer Formenschönheit trifft man in Adua, namentlich aber in Gondar, denen selbst das Glockengeläute nicht abgeht. Für eine Kirche in Abuna hat vor etlichen Jahren ein schweizerischer Glockengießer eine Glocke im Gewicht von 600 Kgr. geliefert.

Weitere minder interessante Einzelheiten übergehend, möge noch eine Audienz beschrieben sein, die wir bei dem Gouverneur der Provinz Hamazen in Hazega hatten.

Sobald wir in des Letztgenannten Residenz kamen, schossen wir zum Zeichen unseres Respektes für den Gouverneur unsere Gewehre ab, worauf eine Anzahl Diener erschien, welche uns in ein freundliches Heim geleiteten. Dort empfieng uns der Gouverneur in einer halb liegenden, halb sitzenden Stellung auf einem Sessel, umgeben von mehreren Hundert Soldaten, welche Beinkleider und die Schama trugen. Letztere ist ein baumwollenes Laken mit einem etwa einen Fuß breiten angewebten roten Streifen. Die Offiziere trugen hiezu als Rangauszeichnung Ziegen- und Leopardenfelle, in deren Mitte sich ein Loch befindet, groß genug, um den Kopf hindurchzustecken. Je höher die Charge, desto kostbarere Felle werden verwendet.

Nach hergebrachter Sitte vermummt der vornehme Abessinier sein Gesicht, nur die Augen bleiben sichtbar. Auch der Gouverneur, dem wir unsere Aufwartung machten und der in dem Range eines Generals stand, zeigte uns sein Antlitz nur vorübergehend, wenn er uns die Hand zum Gruße bot. Wir nahmen auf einem Sessel — Angreb — dem Gouverneur gegenüber, Platz; die Diener nahmen hinter uns gruppenweise Aufstellung. Hierauf wurden zunächst zahlreiche Höflichkeitsphrasen und Fragen über unsere gegenseitige Gesundheit ausgetauscht. Die abessinischen Diener schleppten sodann in großen irdenen Krügen „Betsch" herbei, der uns in bauchigen Glasflaschen mit engem Halse gereicht wurde.

Der „Betsch" ist ein nationales Getränke, welches aus Honig bereitet wird und nicht schlecht schmeckt, aber wegen seiner, durch starken Zuckergehalt herbeigeführten Gährung sehr berauschend wirkt. Wenn der Abessinier trinkt, so hüllt er seine Glasflasche — Birilla — in ein Sacktuch oder in einen Zipfel der Schama, eine Methode, die insofern nicht übel ist, als dabei die Umgebung im Ungewissen über die genossene Menge des Getränkes bleibt. Wir benutzten diese Gelegenheit, um dem Gouverneur in feierlichster Weise eine Kiste Zigarren zu überreichen, welche derselbe unter die anwesenden Würdenträger verteilte. Das Rauchen, welches in Abessinien halb und halb verpönt ist, wollte nicht recht gelingen, wir hätten daher lieber Schnupftabak mitbringen sollen, der allgemein gekaut wird.

Nachdem der offizielle Empfang vorüber war, führte man uns in eine Hütte, wo wir es uns bequem machten. Wir ließen ein vom Gouverneur uns als Geschenk übersandtes Rind im ungefähren Werte von etwa 20 Mark schlachten, welches unsere Diener sogleich durch Kochen und Braten zubereiteten. Von den herumlungernden Abessiniern beteiligten sich viele am Schmauß; sie ergriffen die ihnen überlassenen Fleischstücke mit den Zähnen und zerschnitten sie vor der Nase mit dem Schwert oder dem Messer. Man genießt in Abessinien das Fleisch überhaupt meistens roh, deshalb tritt der Bandwurm so zahlreich dort auf, daß alle 14 Tage zu seiner Vertreibung ein Aufguß von bitteren Kussoblättern angewendet wird.

Ein Diner bei einem abessinischen Gastfreunde, der nicht Gouverneur, sondern ein wohlhabender Privatmann war, nahm folgenden Verlauf:

„Man brachte uns zuerst Bier in Birillas; unterdessen wurde zu unseren Ehren eine Kuh geschlachtet und zubereitet. Auf einer aus Stroh geflochtenen Platte brachten Diener ein großes Stück rohes Fleisch und eine Schale mit Shirro, einer abessinischen Delikatesse, die wir mit geheimem Grauen betrachteten. Der Shirro ist ein Gericht aus Butter und rotem Pfeffer. Es wird so viel Pfeffer in die Butter gekocht, bis die Masse fest wird. Andere Diener brachten schönere Gefässe mit geronnener Milch und ganze Laibe von braunem, säuerlich schmeckendem Brot. Dieses Brot, Tef genannt, besteht aus Kuchen von etwa ein bis zwei Centimeter Dicke und 30 Centimeter Durchmesser, ist schlecht ausgebacken und etwas schwammig. Das Tef kann bei einer abessinischen Mahlzeit an Stelle unserer Eßgeschirre und Servietten verwendet werden. Man nimmt ein tüchtiges Stück von dem Tefkuchen auf die hohle Hand, tunkt ihn in die Schüssel mit der Pfeffersauce oder dem Fleisch und macht einen Bissen zurecht, indem man das Stück mit seinem Inhalte zusammenrollt und es so in den Mund steckt. Wir erlabten uns also in dieser Weise an Brot, saurer Milch, rohem Fleisch und Shirro. Damit ist die feine abessinische Küche ziemlich erschöpft. Vor und nach dem Essen wird Wasser zum Waschen der Hände gereicht. Während des Essens wird nicht getrunken, nachher aber wird der beliebte Honigwein reichlich genossen.

„Selbstverständlich wird diese in Abessinien gegen Fremde allgemein geübte Gastfreundschaft von den Reisenden mit Gegengeschenken vergolten. Aber immerhin liegt doch ein wohlwollender Sinn, eine feine Sitte und Höflichkeit in dem Austausch der Geschenke. Uebrigens verpflegen sich die abessinischen Karawanen oder Reisegesellschaften selbst, nur der König oder die Provinzgouverneure können die Vorsteher der Dörfer zur freien Verköstigung und Einquartierung von Reisenden anhalten."

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von A. Kreutl.

(Fortsetzung.)

Nach kurzem Aufenthalte wendet der Dampfer nach Risano, das, obwohl inmitten großartiger Gebirgswelt, die sich bis zu 3000 und 4000 F. direkt vom Meere erhebt, dennoch mit zu den lieblichsten Punkten der Bocche gehört. Man möchte meinen, der größte Teil des Ortes sei in einen ausgedehnten Garten hineingebaut, und wir bedauerten alle, daß uns die kurze Haltezeit nicht erlaubte, das reizende Städtchen auch innen besehen zu können. Gerade über Risano sieht man den schlanken Serpentinenweg, der auf die hohen Forts und hinüber in die vielberüchtigte Krivosce führt. Der Weg hinüber soll sehr gut sein und von der Höhe sich großartige Aussichten eröffnen. Von hier steuert der Dampfer wieder retour und in den Golf von Cattaro hinein. Hier reiht sich nun, umrahmt von üppigster Natur, Ort an Ort, und die glänzenden Ansiedlungen an den Ufern scheinen gegenseitig zu wetteifern in der Lieblichkeit ihrer Lage. Zu all dieser Anmut gesellt sich noch der hochalpine Charakter, den die massigen, zerrissenen Berge, die den ganzen Golf bis zu einer Höhe von 5000 F. umschließen, verleihen. In Perzagno wurde der Dampfer von einigen zwanzig Böllerschüssen begrüßt, und schon während der ganzen Fahrt

durch die Bocche ertönte von allen Kirchen feierliches Glockengeläute. Auf diese Weise begrüßten nämlich die gläubigen Schäfchen ihren Hirten, den Bischof von Cattaro, der sich schon von Triest her dem Lloyddampfer „Carlotta" anvertraut hatte.

Nun noch eine ganz kurze Strecke und der Dampfer geht am Ziele seiner Reise in der Marina von Cattaro vor Anker.

Alles stieg ans Land, und gewiß jeder warf noch einen längeren Blick zurück auf die großartige Scenerie, auf der sich Wildromantisches und Liebliches zu einem so anmutigen Ganzen vereinigen.

Aehnlich dem Anblick, den der Urnersee von Brunnen gewährt, erscheint hier der ganze Golf wie ein Gebirgssee, der rings von steilen Felsen umschlossen ist. Die lieblich vorgelagerten, mit Wachholder und Oliven dicht bewachsenen Hügel lachen wie grüne Alpen auf den klaren ruhigen Wasserspiegel herab und bilden einen merkwürdigen Kontrast zu dem gigantisch emporstrebenden Felszirkus im Hintergrunde. Darüber dann im schönsten Glanze des Südens der wunderbare duftige Himmel — und man möchte meinen, es könnte nichts Lieblicheres auf Erden mehr geben.

Von Cattaro selbst ist wenig zu sagen; es hat sehr enge Gassen, ist aber im allgemeinen recht reinlich und die beiden Gasthöfe, „Stadt Graz" und „Al Cacciatore", gewähren den Fremden recht gute Unterkunft. Große Abwechslung bietet das rege Leben und Treiben, welches stets am Hafen herrscht; man thut daher gut, seine Promenaden auf den breiten, mit Bäumen gezierten Quai vor der Marina zu beschränken.

Ich wurde von zwei Herren, einem Serben und einem Montenegriner, eingeladen, mit nach Cettinje zu fahren. Selbstverständlich paßte mir das vortrefflich, und gleich nach eingenommener Mahlzeit fuhren wir mit einem Zweispänner von Cattaro weg. Die Straße ist besonders österreichischerseits vorzüglich gebaut, führt in 56 Serpentinen an den Abhängen des Lofzen hinan und dürfte in landschaftlicher Beziehung wohl eine der schönsten Bergstraßen sein, die überhaupt existieren. Sobald nach beträchtlicher Steigung das Fort erreicht ist, welches den Paßübergang nach Budua beherrscht, entwickelt sich auch schon das großartigste Panorama. Zwischen waldesgrünen Bergen glänzen die ganze Baja di Teodo und Kartole mit der kleinen Insel Stradioti herauf. Vor der Bucht zieht bis zu den Abhängen des Lofzen eine kolossale Wiesenfläche heran, auf welcher sich zwischen Weiden und Oliven ein kleines Flüßchen dem Meere zu windet, während vorne die grauen Formen der Berge sich drastisch abheben von der spiegelnden Flut des glänzenden Meeres, das in unbegrenzter Ferne im leuchtenden Himmel verschwimmt. Andererseits blinkt in dunkler Färbung der Golf von Cattaro mit seinen von reizenden Ortschaften bunt geschmückten Uferländen wie ein einsamer verborgener Gebirgssee aus der Tiefe empor.

Volle vier Stunden verliert man nun dieses köstliche Bild nicht mehr aus den Augen, und je höher wir kamen, desto großartiger entfaltete sich die Scenerie. (Eigentümlich machen sich die schlangenartigen Windungen der zurückgelegten Straße und die Serpentinenwege, welche auf die gegenüber liegenden Forts hinanführen.)

Die Abhänge des ganzen Lofzen sind zerrissene, ausgewaschene Kalkfelsen, die nun gleich versteinerten Meereswellen in die Höhe streben; aber überall, wo nur eine Idee Humus aufgelagert ist, wuchert das üppigste Grün hervor und prächtige Farnkräuter, Wachholdersträuche und sogar die lieblichsten Alpenblumen zieren in Menge die nackten, trostlosen Felsen. Allerdings ist hier ein Klima, das nur der Süden aufzuweisen vermag. Bis mehr als tausend Fuß hoch gedeihen noch in Fülle alle Sorten Gartenfrüchte, sowie Pfirsiche, Paradies- und Granatäpfel. Die blaßgrünen Olivenwälder sind vielfach unterbrochen von den dunklen Büschen der Eichen, dem leuchtenden Grün der Akazien und den Riesenblättern der Catalpa, während der fruchtstrotzende Feigenbaum durch seinen wohlthuenden Schatten die Gemüsegärten vor allzu großer Sonnenglut bewahrt. So sind wir denn nach vierstündiger genußreicher Fahrt an der Grenze von Montenegro angelangt. Wohlthuenderweise wird dieselbe nicht durch lästige Zollwächter markiert — dieses höchst löbliche Personal bildet keine Kategorie des montenegrinischen Beamtenstandes — sondern die ganze Grenzmarke wird dargestellt von etlichen in den Grund der Straße eingelassenen Quadern, welche in der Mitte von einem schwarzen Strich — der Grenzlinie — durchzogen sind. In der Nähe ist ein armseliges Einkehrhaus, neben welchem der alte Weg, der nur von Reitern benützt werden kann, heraufmündet. Weiter vorne zieht die Straße an einer Felshöhle vorbei, aus der ein natürlicher Kamin in die Höhe führt, und nun, wo der Berg nördlich umschwenkt wird, gelangen wir plötzlich in eine wahre Wildnis von Steingewirr. Ein fürchterlicherer Gegensatz zwischen der wie mit einem Schlage entschwundenen Anmut und dem schauderhaften Felszirkus, in welchem jetzt die Straße dahinführt, kann kaum gedacht werden.

Selbst der Himmel schien bestürzt von unserer Ueberraschung, denn er beeilte sich, seine öde Schöpfung mit einer düsteren Wolke zu umgeben, und so fuhren wir in flottem Trab weiter bis an die ersten Hütten des montenegrinischen Reiches. Sie gehören dem Vater unseres Begleiters, der uns auf das freundlichste mit Wein, Kaffee und Schafkäse bewirtete. Seine Besitzungen liegen in der umgebenden Hochebene, die eigentlich nur eine Fortsetzung der vorhin geschilderten Steinwüste bildet. Aber doch ist hier an vielen Stellen Erdreich aufgelagert, und Klima und Menschenfleiß haben zusammengeholfen, um auf diesem ca. 3000 F. hohen Fleck einigen Menschen und Tieren das Dasein zu ermöglichen. Wo es nur immer geht, wird angebaut, und der spärliche Graswuchs giebt Waide

für Ziegen und Schafe, diese geben wieder Milch und diese Käse. Der Kukuruz, die einzige, aber häufig gepflanzte Getreide-Art, giebt Mehl und bildet somit als Brot das Hauptnahrungsmittel für die gewiß nicht verwöhnten Gaumen der nüchternen Montenegriner. Während wir so Siesta hielten, verschwanden die Wolken wieder aus unserem Gesichtskreis, und nun glänzte die ganze Bergkette ringsum in duftigem Violett vom Widerscheine der untergehenden Sonne.

Bei der Weiterfahrt kamen wir durch das ärmliche Dorf Njegus, den Geburtsort und die Sommerresidenz des jetzigen Fürsten. Man darf sich darunter freilich kein Schloß vorstellen, sondern ein erbärmliches kleines Steingebäude, dessen einziger Schmuck in grünangestrichenen Fensterläden besteht, bildet die Residenz, welche wir natürlich nicht bemerkt hätten, wenn uns nicht der Kutscher darauf aufmerksam gemacht hätte. Von hier geht die Straße wieder ca. 1½ Stunden lang in Serpentinen bergan und dann in etwa 40 Windungen steil abwärts bis Cettinje, wo wir Nachts neun Uhr anlangten.

Ein Dutzend Petroleumflämmchen, welche uns gleich einer Gruppe Irrlichter schon seit einer Stunde entgegenflimmerten, reichten vollständig aus, die einzige Straße, aus welcher die Hauptstadt des Reiches besteht, mit luxuriöser Beleuchtung zu erhellen. Am Ende derselben stiegen wir in dem ebenfalls einzigen Gasthofe der Residenz ab.

Ich will gleich jetzt bemerken, daß wir daselbst vorzüglich untergebracht und den Verhältnissen gemäß billig bedient wurden. Diese gute Unterkunft hat man eigentlich dem Fürsten zu danken, der in Ermangelung eines Hotels in seiner Residenzstadt das jetzige stattliche Einkehrhaus dem Wirte unentgeltlich übergab, damit er die Fremden gut beherbergen solle. Er kommt dieser Verpflichtung getreulich nach und dürfte nun wohl einer der reichsten Bürger Montenegro's sein.

Im großen Speisesaal erwartete uns bereits eine gutbesetzte Tafel und ein fescher Bursche im Nationalkostüm reichte Speisen und Getränke herum. Der Wein war recht gut und bald begann eine rege Unterhaltung unter den anwesenden Gästen. Dieselbe wurde zum größten Teil in deutscher Sprache geführt, welcher der Wirt und mehrere Anwesende ganz gut mächtig waren. Die Landessprache ist die serbische. Was also nötig war, konnte mir mein Begleiter, welcher vorzüglich Deutsch sprach, sehr leicht verdolmetschen.

Alle Montenegriner waren in ihrer phantastischen Landestracht zugegen, neben welcher sich die schwarze Zivilkleidung des anwesenden griechischen Konsuls und noch mehr unser Reisekostüm recht prosaisch ausnahm. Es war höchst interessant, im Kaffeezimmer den prächtigen schnurbärtigen Mannesgestalten in ihrer halb männlichen und halb weiblichen Kleidung beim Karten- und Billardspiel zuzusehen. Noch um 11 Uhr Nachts wandelten diese Gestalten auf der Straße herum und unterhielten sich so eifrig, als hätte einer den anderen schon seit Jahren nicht mehr gesehen.

Als ich am anderen Morgen ins Freie gieng, war der Corso schon wieder im schönsten Gange. Ich konnte mir nun die Leute näher besehen und war erstaunt, trotz des Wochentages alle in einem Aufputze vorzufinden, der dem Corso ganz das Aussehen einer nationalen Festparade verlieh. So steigen aber die männlichen Bewohner von Cettinje jahraus jahrein herum und führen dadurch dem Fremden ein höchst charakteristisches Schauspiel nationaler Eigentümlichkeiten vor Augen. Jeder Darsteller ist ein Held — von übertriebenem Selbstbewußtsein, aber auch jeder ist ein Herkules von Gestalt. Wer nicht über 6 F. mißt, wird von den anderen von oben herab betrachtet. Dabei verstehen sie es, mit ihrer prächtigen Gestalt auch das Kostüm in Einklang zu bringen.

Ihr Hauptkleid bildet ein bis zu den Hüften enganliegender weißer Rock, dessen Verlängerung vom Gürtel abwärts gleich einem Mädchenkleide und in reichem, unten steif wegstehendem Faltenwurfe bis an die Kniee reicht. An der Brust ist der Rock offen und mit schwarzen Litzen und knopfartigen Goldtrobdeln — eine an der anderen — eingefaßt. Die Brust deckt eine scharlachrote, reich mit Goldtressen gestickte Weste. Daran reiht sich die seidene schottische Schärpe, welche um den Gürtel geschlungen ist, und vorne steckt eine rotlederne Tasche, aus der entweder ein großer Revolver, eine künstlich verzierte Pistole oder ein reich ziselierter türkischer Yathagan möglichst weit herausblitzt. Die dunkelblaue weite Pumphose reicht nur bis an die Kniee und von da bis zu den Wickelschuhen decken weiße, rückwärts geknöpfte Filzstrümpfe die Waden. Der Kopfschmuck besteht aus einer barettartigen Mütze, deren Rand schwarz und deren oberer Deckel rot ist. Darauf befindet sich in goldgesticktem Zirkel der Namenszug des Fürsten.

In diesem phantastischen Aufputz nun, den der Montenegriner kaum jemals gegen den europäischen Frack vertauschen wird, geht der Mann das ganze Jahr seinem schweren Berufe, dem Faullenzen, nach. In diesem Aufputze geht er hundertmal im Tage eine und dieselbe Straße auf und ab und treibt müßige Politik. In diesem Anzuge geht er zur Trauung, in diesem Anzuge geht er in den Krieg und in diesem Anzuge wird er auch begraben. Freilich, so vornehm wie die Herren in Cettinje zu faullenzen verstehen, können's die armen Teufel auf dem Lande nicht. Da arbeiten zwar die Männer auch nicht viel und geben sich sogar manchmal den Anstrich, als möchten sie es im Putze den Herren in der Residenz gleich thun, allein nur selten gelingt es einem, manierlich auszusehen. Fast allen ist der Stempel der Armut und Unreinlichkeit nur zu deutlich aufgeprägt, und so gerne wir den Corso in Cettinje mitmachen, so gerne wenden wir uns außerhalb der Stadt von Typen ab, die nicht selten unseren Ekel erregen. Der Putz und die Faullenzerei der Männer geht leider zumeist

auf Kosten der Weiber, die ein wirklich bejammernswertes Dasein führen. Auf ihnen ruht alle schwere Arbeit im Haus, im Stall und auf dem Felde. Während der Mann spazieren geht und seine Pfeife schmaucht, schleppt das Weib, wie ein Packesel beladen, die Ernte nach Hause oder bändigt das Vieh auf der Waide. Die Töchter, noch kaum den Kinderschuhen entwachsen, helfen der Mutter und leben sich sozusagen spielend in ihre traurige Zukunft hinein. Daher mag es auch kommen, daß sie immer frohen Mutes ihrer schweren Arbeit nachgehen — sie wissen's ja nicht anders. Die Frauen und Mädchen in der Residenzstadt, welche die ganze Woche im schmutzigen Arbeitskittel stecken, freuen sich dann umsomehr auf den Sonntag; da holen sie ihren schönsten Putz hervor und in ganz bescheidener Weise läßt sich hie und da ein junges nettes Gesichtchen auf der Straße blicken. Und die Mädchen verstehen es so hübsch, das Köpfchen mit einem schwarzen Tuche recht malerisch zu drapieren. Ihre schlanke Gestalt deckt nur ein schwarzes oder weißes Unterkleid. Die weiten Hemdärmel umschlingt auf der Achsel ein weißer Mantel, der faltenlos über Schulter und Rücken bis ganz hinunter hängt und nur von schmalen schwarzen und roten Bändern eingefaßt ist. Bei besonderen Festlichkeiten schmücken sie sich gern mit Ringen und goldenen Halsketten und hängen sich einen Schmuck um, der aus hundert und noch mehr aneinandergefügten Metallblättchen oder auch Münzen wie ein Panzerhemd die ganze Brust überdeckt und herabhängt bis zur bunten Schürze, der fast das Aussehen der Läuferteppiche hat. Gewöhnlich aber verhüllt den runden Oberkörper nur ein weit ausgeschnittenes weißes Hemd, das oberflächlich über die Brust herabwallt und bis zum Gürtel offen geschlitzt getragen wird.

Nachdem ich die Toilette der jungen Frauen und Mädchen schon so weit blosgelegt habe, darf ich schon noch so indiskret sein und auch ausplaudern, daß die Montenegrinerinnen durchweg keine Korsetten tragen. Ich möchte indessen niemanden raten, solche Kostümstudien noch eingehender oder gar zu nahe zu treiben — mit Rücksicht auf die allezeit schußbereit aus dem Gürtelsack hervorlugenden Revolver. Die Herren in Montenegro verstehen hierin gar keinen Spaß, sondern halten außerordentlich viel auf ihre Familienehre, und wohl nur böse Menschen erzählen, daß den Herren vom fürstlichen Geblüte manchmal so kleine Ausnahmen von der Regel gestattet würden.

Um so trauriger sieht es außerhalb Cettinje aus. Da glaube ich nicht, daß sich die Weiber oder Mädchen alle acht Tage einmal waschen, wenigstens glaube ich häufig Schmutz wahrgenommen zu haben, der älteren Datums war. Und erst gar die Toilette! Von der will ich lieber schweigen (damit ich nicht rot werde). Nur aus purem Schamgefühl dachte ich mir manchmal eine Schürze über das zerfetzte Hemd, damit das Mädchen doch eine menschenwürdigere Umhüllung bekam.

Nicht viel besser sahen auch die alten Weiber aus, welche auf dem Markte in Cettinje Obst, Gemüse, Eier und Geflügel verkauften. Dort aber genierte mich das weniger, denn da störten sie die Harmonie nicht.

Der ganze von elenden, rußigen Schuppen eingefaßte Marktplatz gleicht ohnehin mehr einem Schweinestall und in der That scheinen sich die Schweine daselbst sehr mollig zu befinden. So mollig, daß ihnen statt der Borsten weiße, wollig gekrauste Haare wachsen. Vom Marktplatz ab begann ich die Stadtbesichtigung, die Dank der Unbedeutendheit des vorhandenen Materials schnell abgemacht war. Eine lange Straße, ein Seitengäßchen, der Residenzplatz und die Stadt ist erschöpft. Erstere ist ca. 10 m. breit und vielleicht aus ca. 30 Häuschen auf jeder Seite gebildet.

Die Gebäulichkeiten bestehen, mit wenigen einstöckigen Ausnahmen, nur aus Parterregeschoß und einem Hohlziegeldach, mitunter auch nur einem Strohdach darüber. Alle Häuser sind aber äußerlich hübsch weiß und alle haben grüne Fensterläden, entbehren jedoch eines jeden architektonischen Schmuckes. Dasselbe gilt von den größeren Gebäuden, nämlich dem Spital, welches weit abseits liegt, dem Gasthaus daneben und der Residenz. Letztere zeichnet sich vor den anderen Häusern nur dadurch aus, daß sie von einer kleinen Mauer eingefaßt ist und über der Eingangstreppe einen gedeckten eisernen Balkon hat. Für den inneren Luxus sprechen die Fenstergardinen, die ich sonst nur noch im Gasthaus, im österreichischen Konsulatsgebäude und in den der Residenz gegenüberliegenden Häuschen der Prinzen wahrnahm.

Auf der Straße in Cettinje stehen vier und nahe der Residenz zwei Maulbeerbäume; nun noch ein Dutzend Petroleumlampen dazu und somit hätte ich auch dem öffentlichen Straßenschmuck Gerechtigkeit willfahren lassen.

In dem großen Hause neben dem Hotel ist ein Mädcheninstitut und das lange rote Gebäude mit zwei Türmen nächst der Residenz ist der alte Palast. In demselben befinden sich die Ministerien, die Staatsdruckerei, ein Gymnasium und ein Museum. Dasselbe birgt außer dem einbalsamierten Kopf Mahmud Pascha's das große, im Jahre 1858 den Türken abgenommene Heeresbanner und viele Säbel, Dolche, Pistolen und Lanzen aus den verschiedenen Türkenkriegen. Vor dem Gebäude liegen acht Kanonenläufe. Es fehlen nur noch die Laffetten und das Arsenal wäre mobil.

An der Felswand hinterhalb hängt das griechische Kloster mit der Kathedrale. Letztere ist innen so armselig wie außen. Ebenso das Kloster. Dafür sehen die Geistlichen um so strammer aus. Diese tragen nur bei ihren Amtshandlungen den schwarzen Talar, sonst kleiden sie sich genau in der Landestracht und sind nur durch den Vollbart von ihren weltlichen Landsleuten zu unterscheiden. Rechts oberhalb der Kirche steht auf kahlem Felsen ein runder Glockenturm mit eisernem Dach. Hier wurden gelegentlich die abgehauenen Köpfe der gefangenen Türken ausgestellt.

Jetzt blieb mir nur noch übrig den Residenzgarten zu besehen; die Thüre steht offen, also gehen wir hinein.

Aber schneller noch wie mein Entschluß, war der lange Wächter des Gartens. Wie ein Kettenhund sprang er von dem weiß-rotlinierten Schilderhäuschen, in dem er Posten gesessen hatte, auf mich zu und schnarchte mir in seinem entsetzlichen Dialekte einen ganzen Wortschwall in das Gesicht. Mein Achselzucken konnte ihn nicht versöhnen und ich mußte retirieren. Vielleicht erblickte er in mir einen österreichischen Spion. Die gemeinen Montenegriner wittern mit Vorliebe solche, sie fürchten eben, daß Oesterreich, welches die den Montenegrinern an Herkommen, Sitten nnd Sprache verwandte Herzegowina einheimste, auch ihnen ein gleiches Schicksal bereiten möchte.

Ich sah mir nun den fürstlichen Hof-, Blumen- und Gemüsegarten von außen an. Der defekte Holzzaun rückwärts gestattete ja meiner Neugierde vollkommene Befriedigung. Das fürstliche Gartenkulturbild wäre vielleicht mit der kurzen Redensart: „Durcheinander wie Kraut und Rüben" ganz passend geschildert. Aber um der Wahrheit näher zu kommen, genügt mir dieser Vergleich nicht, denn die Mischung war eine viel kombiniertere: Zwischen buschigem Wirsing und blauem Kohl guckte hie und da ein Strauß Astern und Nelken hervor, während über den knolligen Kürbissen vereinzelte Georginen emporragten und recht verächtlich auf die bescheidenen Balsaminen herabblickten, die ihr ganzes Dasein mitten unter prosaischen Feldrüben zubringen mußten. Daneben war ein unbebautes Gartenstück, dann ein Flecken Kukuruz, dann ein Haufen Unkraut und darüber, stolz in den Himmel lachend, eine ganze Reihe großmächtiger Sonnenblumen. Mitunter eine schielte so gleichgültig über den Zaun herüber, als wollte sie sagen: „Was kümmert uns das kleine Pack da unten? darüber fühlen wir uns viel zu erhaben." Und die Sonnenblumen im fürstlichen Garten zu Montenegro dürfen sich um so erhabener fühlen — sie wissen's ja von ihren kleinen Schmarotzern, den schlanken Wicken, die sich schmeichelnd an ihren Schößen hinaufwinden und es ihnen unaufhörlich ins Ohr flüstern.

Auch der fürstliche Hofgärtner scheint ganz davon überzeugt zu sein, denn er läßt die Sonnenblumen im Garten allein regieren und denkt sich wohl auch: Was kümmert mich das kleine Pack da drinnen? wer regiert, der soll auch für die Erziehung sorgen.

Inzwischen machte sich regeres Leben vor der Residenz bemerkbar. Das ganze Garnison, ca. 150 Mann stark, war dort versammelt. „Der Fürst geht spazieren", flüsterten sie — und im Trab lief der ganze Haufen fort.

Der Fürst geht immer raschen Schrittes, und kaum tritt er ins Freie, so umgiebt ihn sofort die ganze Schar seiner fleißigen Unterthanen, die ihm überallhin das Geleite geben. Wenn ihre äußeren Bezeigungen den inneren entsprechen, woran kaum jemand zweifeln kann, dann lieben und verehren die Montenegriner ihren Fürsten über alles. Aber sie fürchten ihn auch, und das ist vielleicht noch besser, denn sonst möchte das Völklein, so klein es auch ist, kaum zu regieren sein. Die letzten Fürsten haben es überhaupt verstanden, aus den verkommenen Leuten zivilisierte Menschen zu bilden. Sie verstanden es, ihren moralischen Sinn zu heben, was bei einem Volke, das den Raub und Diebstahl als Nationaltugend betrachtete, gewiß viel heißen will. Mit Güte gieng das natürlich nicht — aber mit eiserner Strenge. Es war, glaube ich, der Großvater des jetzigen Fürsten, der der öffentlichen Unsicherheit im Lande plötzlich ein Ende machte. Er ließ einfach jeden, der gestohlen hatte, aufhängen, ja er soll sogar die Absicht zu stehlen einigemale für genügend erachtet haben, die Leute an den Galgen zu knüpfen. Dieses Vorgehen konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Nach kurzer Probezeit warf der Fürst eigenhändig Dukaten auf die Straße — und siehe da — nicht einer wurde aufgehoben, und jetzt kann man mit seinem ganzen Vermögen in den Schwarzen Bergen herumwandern, ohne das Geringste befürchten zu müssen; man wird überall nur freundlichen und zuvorkommenden Menschen begegnen.

Bei der Mittagstafel fragten mich meine Tischnachbarn, welchen Eindruck Cettinje im allgemeinen auf mich mache. Ich antwortete natürlich mit den höflichsten Versicherungen und warf so scherzhaft die Bemerkung hin: „Gleichwie Paris ganz Frankreich, so ist Cettinje ganz Montenegro." Das zündete. Allgemeiner Beifall. Sie haben das richtige Urteil u. s. w. Dann Prosit! Hoch lebe der Herr und hoch das Heer! Gläsergeklirr — Tableaux — dann schwarzer Kaffee und somit glücklicherweise Schluß der Tafel.

Gleich hinterher versicherte mich ein älterer Mann, es wäre für mich unbedingt nötig, den Fürsten persönlich kennen zu lernen. Zu diesem Behufe wolle er mir schleunigst eine Audienz verschaffen, die der freundliche Herrscher sehr gerne erteilen würde.

Obwohl zwar kein Frack hiezu nötig gewesen wäre, lehnte ich doch das freundliche Anerbieten ab. Eine Tête-à-tête mit dem Fürsten hätte mir nur Verlegenheiten bereitet, denn ich mußte fürchten, daß es mir trotz meiner guten Konservation nicht möglich gewesen wäre, mein Rückgrat in den gewünschten rechten konservativen Winkel zu bringen.

(Schluß folgt.)

Notizen.

* Die Franzosen in Indo-China. Die Verwaltung der französischen Kolonie von Cochin-China und der Schutzstaaten Tonkin, Annam und Kambodscha ist durch ein Dekret der Republik vom 17. November 1887 unter einen „Civil-Generalgouverneur von Indo-China" gestellt worden.

* Die Gesamtzahl der außer Landes weilenden Franzosen beträgt für 1884/1885 nach offiziellen Angaben 662,186 Köpfe.

Davon entfallen 354,842 Personen auf die auswärtigen französischen Besitzungen, der Rest von 307,344 Personen verteilt sich so, daß 127,440 auf Europa, 162,270 auf Amerika, 14,419 auf Afrika und 3215 auf Asien kommen. Im folgenden geben wir die einzelnen Zahlen:

45,000 in der Schweiz	109,870 in den Ver. Staaten
35,000 in Belgien	23,192 in Argentinien
16,049 auf den britischen Inseln	23,000 in Urugay
10,642 in Spanien	1650 in Chile
6429 im Deutschen Reich	1495 in Venezuela
2814 in Oesterreich-Ungarn	859 auf Cuba
2479 in Rußland	604 in Zentralamerika
1817 in Portugal	592 in Brasilien
1546 in den Niederlanden	442 auf Hayti
507 in der europ. Türkei	441 in Columbia
269 in Griechenland	1726 im türkischen Asien
115 in Dänemark	925 im britischen Indien
54 in Schweden u. Norwegen	173 im russischen Asien
14,207 in Aegypten	148 in China
105 in Marokko	51 in Persien
76 in Tripolis	43 in Japan
31 im Kaplande	34 auf den Philippinen
	15 in Siam
	10 in Point de Galles.

O.

* Die Alcatras-Inseln. Die Zeitungen sprechen dermalen viel von der kleinen Inselgruppe der Alcatras, von denen die französische Regierung kürzlich Besitz ergriffen habe. Diese Inseln liegen etwas südöstlich von den Bissagos-Inseln auf der Höhe der Mündung des Rio Nuñez, ungefähr 50 Meilen vom Festlande Westafrika's und sind auf Blatt 106 und 107 von Richard Andree's Handatlas angegeben. Die bedeutendste dieser Inseln besitzt große Guano-Lager und heißt deshalb bei den Eingeborenen der Bissagos die „Vogelinsel". Die sämtlichen Alcatras-Inseln sind übrigens unbewohnt und liegen außerhalb des Gebiets am Rio Nuñez, um welches Spanien und Frankreich sich erst jüngst noch stritten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß seither ein Handelshaus an die Errichtung einer Faktorei daselbst gedacht hat. Es wäre auch ein ziemlich gewagtes Geschäft, denn diese Eilande sind ziemlich weit von der Küste entfernt, und da sie nichts erzeugen, wäre es sehr schwer, einen Teil des Handels des Küstenlandes dorthin zu leiten. Man müßte sich dort ausschließlich mit dem Einsammeln des Guano befassen. Ein Kaufmann von Rio Nuñez namens Maillat hat übrigens diesen Versuch gemacht; er soll eine dieser Inseln dem Negerhäuptling abgekauft haben, in dessen Besitz sie war (aber wir geben diese Nachricht mit allem Vorbehalt). Herr Maillat besaß früher eine Insel an der Mündung einer der Scarcies (dies muß Kakonky sein), eine Besitzung, zu welcher er in vollkommen rechtlicher Weise und unter vollkommener Wahrung der Form gekommen war, allein bei welcher die Regierung die Fahrlässigkeit gehabt hätte, ihre Rechte nicht geltend zu machen, als die Engländer den Franzosen die Besitzung dieser Flüsse streitig machten welche sie übrigens jetzt besitzen, ohne Herrn Maillat entschädigt zu haben. Herr Maillat hat jedoch im ganzen vorigen Jahr mit seiner neuen Insel nichts zu machen gewußt, als eine Schiffsladung Guano zu holen, welcher zwar von guter Qualität ist, aber kaum die Kosten der Gewinnung deckt. Damit der Guano gut sei, muß man vermeiden, daß ihn der Regen auslauge. Man muß ihn daher zwischen zwei Regenzeiten abbauen, und die zu gewinnende Menge der guten Qualität überschreitet wahrscheinlich kaum 30 Tonnen.

* Die Gründung einer Alaskanischen Sitka-Gesellschaft ist ein bedeutsames Ereignis für die Förderung der Naturkunde im pazifischen Küstengebiet des nordwestlichsten Amerika's. Es ist nämlich in Sitka eine Gesellschaft von einflußreichen Männern zusammengetreten, um mit vereinten Kräften Natur, Land und Leute in Alaska genau erforschen und wichtige Einzelheiten und Erhebungen darüber sammeln zu lassen. Alljährlich soll namens der Gesellschaft ein Bericht erstattet und von Zeit zu Zeit wissenschaftliche Arbeiten herausgegeben und zugleich ein Museum in Sitka angelegt werden.

Litteratur.

* *Coen*, Gustavo: *Le Grandi Strade del commercio internazionale proposte fino dal secolo XVI.* Livorno, Fr. Vigo, 1888. — Eine monographische Schilderung der Geschichte der großen Welthandelsstraßen seit dem 16. Jahrhundert, wie sie uns hier in der fleißigen Arbeit eines jungen italienischen Gelehrten vorliegt, ist ein willkommener Beitrag zu unserer historisch-geographischen Litteratur, und wir begrüßen daher dieses Werk mit großem Vergnügen. Nach einer sehr ansprechenden Einleitung schildert uns Herr Coen im ersten Abschnitt den Weg nach Indien im 16. Jahrhundert, den Handel des Mittelalters und seine Wege, die Thätigkeit der Venezianer in Griechenland, der Levante und Aegypten bis zum Einbruch der Türken in Osteuropa, die Reisen der Portugiesen nach Aegypten und Indien und ihren Verkehr mit den Osmanen in Aegypten; dann geht der Verfasser auf den Plan einer Durchstechung der Landenge von Suez im 16. Jahrhundert von Seiten der Venezianer und die Gründe über, aus welchen dieser Plan nicht zur Verwirklichung kam, und erörtert den Plan einer Straße nach Indien, welchen Paolo Centurione vorschlug, um von italienischer Seite der sich allmählich befestigenden Herrschaft der Portugiesen in Indien Konkurrenz zu machen. Im zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser die Idee des Columbus bezüglich der Entdeckung von Amerika, ihre Verwirklichung und ihre Folgen im 16. Jahrhundert, die weiteren Entdeckungsreisen in der neuen Welt, die Entdeckung des Stillen Ozeans, die Beschiffung desselben, Magellan's erste Reise um die Welt und die hieraus entspringenden Ideen und Pläne zur Durchstechung der Landenge von Panamá und die Straßen quer durch Zentralamerika im 16. Jahrhundert und verarbeitet in diesem Abschnitt mit Geschick und Umsicht ein ungemein reiches und mit großem Fleiß gesammeltes geschichtliches Material, das hier beinahe zum erstenmal vollständig und übersichtlich zusammengestellt ist; er zeigt, wie schon damals an dreierlei verschiedene Wege über die Landenge durch Zentralamerika gedacht wurde und wie diese Wege ziemlich genau mit denjenigen übereinstimmen, welche in unseren Tagen wieder in Vorschlag gekommen sind. Der dritte Abschnitt handelt vom Wege nach Indien im 19. Jahrhundert, von Europa und seinen Kolonien, von der unabweisbaren Notwendigkeit für die europäischen Mächte, den Weg nach Indien abzukürzen, von der Geschichte und Erbauung des Suez-Kanals, der modernen Handelspolitik, von den asiatischen Eisenbahnen, die den Landweg nach Indien abkürzen, und von den besten Tracen für diese Eisenbahnen. Im vierten Abschnitt endlich wird die Frage von dem Bau und der Vollendung des Lesseps'schen Panamá-Kanals und seinen projektierten Konkurrenzkanälen von Tehuantepec und Nicaragua gewissenhaft und unparteiisch erörtert. Das ist der Inhalt des ebenso interessanten wie lehrreichen Buches, aus welchem wir einige Auszüge geben werden und welches die Veranstaltung einer deutschen Bearbeitung wohl verlohnen würde, da sein reicher Inhalt, seine besonnene Behandlung, sein gesundes Raisonnement und sein Reichtum an Thatsachen wie an rationellen Winken für den Geographen, den Politiker, den Kulturhistoriker und vor allem den denkenden und gebildeten Kaufmann von hohem Wert und Interesse sind, und da die große Belesenheit und

umfassende Benützung der Quellen von Seiten des Verfassers hervorgehoben zu werden verdient.

* Berndt, Dr. Gustav: Der Föhn. Ein Beitrag zur orographischen Meteorologie und comparativen Klimatologie. Mit 10 Tafeln und 1 Karte. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1886.[1] — Der Föhn ist eine meteorologische Erscheinung, welche für einen guten Teil von Mitteleuropa von einer ungemeinen Bedeutung und von den verschiedenartigsten Einflüssen ist. Im Alpenlande und in einem großen Teil von Süddeutschland bringt er zwar manche Gefahren mit sich, ist aber andererseits in vielen Gegenden unentbehrlich zum Ausreifen von Mais, Aepfeln, Weintrauben rc. Sein Ursprung und seine Ursachen sind noch nicht befriedigend erkannt und erklärt, und es ist daher ein ebenso zeitgemäßer und lobenswerter wie praktisch wertvoller Versuch, der uns in der obenerwähnten Monographie vorliegt. Diese zerfällt in drei Abschnitte: die Topographie, Chronographie und Phänomenologie, schildert unter gewissenhafter Benützung aller vorhandenen Quellen den Umfang des Föhnbezirks, die Föhnfälle, Föhnperioden und Föhnzeiten, die Vorzeichen des Föhns in seinen meteorischen, optischen und akustischen Erscheinungen, in Luftdruck, Luftbewegung, Luftwärme, Luftfeuchtigkeit, wie nach seinen Staubfällen, seinen elektrischen, magnetischen und seismischen und anderen Erscheinungen. Diese Uebersicht des Inhalts kennzeichnet zur Genüge den Reichtum und Gehalt des Buches an Thatsachen, um es jedem Physiker, Meteorologen und Naturforscher zu empfehlen. Hat der Verfasser vielleicht auch das Rätsel des Föhns und seines Ursprungs und Wesens nicht ganz gelöst, so ist er jedenfalls der Lösung desselben sehr nahe gekommen und hat eine sehr dankenswerte und gewissenhafte Arbeit geliefert.

* Lissauer, Dr. A.: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen und der angrenzenden Gebiete. Mit 5 Tafeln und der prähistorischen Karte der Provinz Westpreußen in 4 Blättern. Mit Unterstützung des westpreußischen Provinzial-Landtages herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Leipzig, Kommissionsverlag von Wilhelm Engelmann, 1887. — Wir können der Provinz Westpreußen nur gratulieren, daß sie für das verdienstliche Werk einer Aufstellung und Schilderung der prähistorischen Denkmäler in ihrem Gebiete und für die Ermittelung der ungemein reichen paläologischen und anthropologischen Ueberreste der Vorzeit eine so tüchtige und frische Kraft gefunden hat wie den Verfasser des vorliegenden Quartbandes. Wir müssen aber auch gebührend hervorheben, wie sehr es der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig und dem westpreußischen Provinzial-Landtag zur Ehre gereicht, diese treffliche Monographie so schön und gediegen in der würdigsten Weise ausgestattet zu haben. Bekanntlich hat die Deutsche anthropologische Gesellschaft den fruchtbaren Gedanken angeregt, durch eine Reihe lokaler und provinzialer Monographien eine prähistorische Karte von Deutschland herzustellen. Dieser Aufgabe genügt denn für einen umschriebenen Kreis im fernen Nordosten unseres Vaterlandes dieses Buch in einer nach jeder Richtung gelungenen und mustergültigen Weise. An der Hand von fünf Generalkarten wird uns die ganze Entwickelung der Besiedelung der Weichselländer in den verschiedenen Epochen und nach den von jeder derselben hinterlassenen Artefakten und Denkmälern vorgeführt. Tafel I veranschaulicht in einer geologischen Skizze zunächst die Bodengestaltung der Weichsel-Länder in der Eiszeit und das Fundgebiet des paläolithischen Menschen in ganz Deutschland. Die vier weiteren Karten und der begleitende Text veranschaulichen die neolithische, die Hallstädter, die La Tène-, die römische und die arabisch-nordische Epoche und ihre Funde sowohl bildlich als in einer eingehenden Beschreibung, welche die Erklärung der Abbildungen auf der Tafel, ein allgemeines Kulturbild zu der betreffenden Epoche und einen Katalog der Funde enthält. Diese Anordnung ist an sich schon ungemein übersichtlich und lehrreich und wird noch unterstützt durch das eingangs gegebene geographisch geordnete Verzeichnis der öffentlichen und Privat-Sammlungen und das alphabetische Verzeichnis der litterarischen Quellen, sowie durch die summarische Uebersicht über die im Text aufgezählten Fundorte und das alphabetische Verzeichnis derselben. Von ganz besonderem Wert ist noch die prächtige, in Farbendruck hergestellte große vierblätterige Karte der Provinz Westpreußen, welche dem Jünger der Paläographie und historischen Anthropologie die Uebersicht über die prähistorischen Denkmäler jener Gegenden ungemein erleichtert. Wir können uns bei dieser Gelegenheit auch den Ausdruck dankbarster Anerkennung gegen die Naturforschende Gesellschaft in Danzig und den westpreußischen Provinzial-Landtag nicht versagen, welche ihre Thätigkeit und ihre Mittel auf eine Reihe so gehaltvoller und litterarisch schätzbarer und gediegener Publikationen verwenden, wie das vorliegende Werk und den vor mehr als Jahresfrist herausgegebenen herrlichen II. Band des Prachtwerkes von H. Conwentz über die „Flora des Bernsteins und ihre Beziehungen zur Flora der Tertiärformation und der Gegenwart", über welchen wir demnächst einen größeren Aufsatz bringen werden.

[1] Ohne unsere Schuld verspätet.

Nachträgliche Bemerkung.

Bei dem Artikel „Athen, ein Reisebild aus Griechenland", in Nr. 8 und 9 des „Ausland" ist ergänzend zu setzen: „Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Nachlasse von Ernst Löwner († 18. Juli 1882 zu Aussee in Steiermark).

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 16. Stuttgart, 16. April **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die transkaspische Eisenbahn.

Wir entnehmen dieses Kapitel dem im November erschienenen Werke des Herrn Dr. Gustavo Coen, Direktors eines Erziehungsinstituts in Livorno. Der Titel desselben ist: „Die seit dem 16. Jahrhundert geplanten internationalen Handelswege. Kanal von Suez. Landweg nach Indien. Kanal von Panamá.[1] Die vollständige Uebersetzung dieses der Geographischen Gesellschaft in Rom gewidmeten und in Italien mit vielem Beifall aufgenommenen Werkes wird augenblicklich vorbereitet.

Der Hauptzweck unserer Arbeit besteht darin, den Nutzen und die Wichtigkeit, welche die drei großen Verkehrsstraßen für unser Jahrhundert haben, der Bedeutung gegenüberzustellen, welche dieselben für das 16. Jahrhundert gehabt hätten, wenn sie ausgeführt worden wären. Sehen wir für einen Augenblick von den Kanälen von Suez und Panamá ab und wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Landwege nach Indien zu, wie ihn schon im 16. Jahrhundert Messer Paolo Centurione vorgeschlagen hat. In unserem Jahrhundert wurden von Anfang an verschiedene Wege, und zwar Eisenbahnen, in Vorschlag gebracht, und zwar von kompetenten Persönlichkeiten und in den verschiedensten Absichten. Wir sahen, daß diese Vorschläge sich in zwei Hauptgruppen teilen, in jene, welche von Rußland. und in jene, welche von England angeregt wurden. Weil nun aber sowohl Russen als Engländer im Laufe der Ereignisse ihre ursprüngliche Ansicht geändert haben und jetzt Straßen und Richtungen befürworten, welche gänzlich verschieden sind von denen, welche sie ehemals vorgeschlagen, hielten wir es für angezeigt, uns eingehender mit der Ausbreitung und aktuellen Ausdehnung des russischen Reiches in Asien zu beschäftigen, wie auch mit dem Stande der englischen Interessen in Indien. Wir untersuchten ferner die Absichten der Russen auf Indien, prüften die Richtigkeit der Meinung, nach welcher die Russen eine Invasion dieses Landes beabsichtigen, und gelangten zu der Ueberzeugung, daß sie diesen Einfall vermittelst des Kaspischen Meeres und der Kaspischen Bahn ausführen würden, und schlossen mit der Bemerkung, daß die Engländer als Schutzmittel die Euphrat-Bahn anregten. Nach ausführlicher Besprechung der letzteren und der wahrscheinlichen Gründe, warum sie nicht ausgeführt werden kann, kamen wir auf die Kaspische Bahn zurück, welche fast genau in derselben Richtung erbaut werden könnte, durch die Messer Paolo Centurione seine Verkehrsstraße geführt haben würde und verbreiteten uns über deren Bedeutung für unser Jahrhundert, soweit es in den Rahmen unserer Arbeit paßt. Mit anderen Worten, da wir von der Euphrat-Bahn abgesehen und uns überzeugt haben, daß Rußland Absichten auf Indien hat, werden wir jetzt sehen, von welchem Nutzen ihnen die Kaspische Bahn hierfür sein könnte, durch welche Rußland direkt an Indien stoßen würde.[1]

[1]) Vergl. die Besprechung dieses Werkes in der vorigen Nummer.

[1] Es versteht sich von selbst, daß diese Straße, welche wir mit derjenigen des Centurione verglichen haben, ihr in der Richtung nicht ganz genau entspricht. Es würde sogar seltsam sein, wenn sie ihr in allem gleichen sollte. Beide sind jedoch identisch im Zwecke sowohl, als in der Wahl der Mittel, dieses Ziel zu erreichen, nämlich einen ausschließlich kontinentalen Weg von Europa nach Vorderindien zu suchen und Indien mit dem Kaspischen Meere zu verbinden. Die nennenswerteste Verschiedenheit besteht darin, daß nach dem Projekt Centurione's der Ausgangspunkt der kaspischen Straße Astrachan oder Asterabad sein würde, nach Annenkoff-Lessar der Michaels-Busen.

Machen wir uns zunächst den engen Zusammenhang klar, welcher zwischen dem Kanal von Suez und dem Landweg durch Asien besteht, zwischen zwei Verkehrsstraßen, die, wenn sie sich im 16. Jahrhundert bekriegten, sich sogar gegenseitig ausschlossen, heute direkt auf einander angewiesen sind und, wenn sie wirklich (beide) ausgeführt werden, sich zum Teil unterstützen, zum Teil auch sich Konkurrenz machen würden. Wenn es natürlich für den Handel vorteilhaft ist, daß sich ihm neue Bahnen eröffnen, welche denselben bis in sein innerstes Wesen erweitern, so ist es anderseits auch außer allem Zweifel, daß, wenn die Warensendungen zwischen zwei Wegen die Wahl haben, jeder dieser Wege weniger benützt wird. Auch dürfen wir nicht außer Acht lassen, worauf wir früher hingewiesen,[1] daß infolge des stetigen Vordringens der Russen von Nord nach Süd man allgemein glaubte, die wirkliche Invasion würde ebenfalls in dieser Richtung stattfinden. In diesem Glauben verblieb man bis zum Jahre 1880, zu welcher Zeit es schien, als ob das Projekt des Großfürsten Nikolaus,[2] die sog. Eisenbahn nach Turkestan, ausgeführt werden sollte. Aber obschon dieses Tracé auch vom General Kaufmann stark befürwortet wurde, konnte sich die russische Regierung doch nicht zur Ausführung desselben entschließen, weil diese Bahn viele Meilen unbevölkerter und unfruchtbarer Wüsten hätte durchschneiden müssen.[3] Während infolge dessen die Kaspische Bahn von neuem diskutiert wurde, nahm man sogar den Plan einer Bahn über Khiwa wieder auf, weil Turkestan dem kaspischen Projekt gegenüber Mißstimmung gezeigt hatte. Aber man mußte sich bald überzeugen, daß dieses Land sehr wüst ist, außerdem wasserarm und absolut ohne Brennmaterial. Diese Bahn hätte allerdings Bedeutung für Zentralasien gehabt, führte jedoch nicht so direkt nach Indien, wie diejenige, welche in der Richtung nach Herat vorgeschlagen worden, von der wir demnächst sprechen werden.

Deshalb gelangte man sehr bald zu der Ueberzeugung, daß die beste Bahn, welche man wählen könne, eben in der Richtung nach Herat sei, und in der Sitzung der Royal Geographical Society in London am 27. Nov. 1882, welcher wir schon vielfach Erwähnung gethan, verlas Sir Henry Rawlinson zur Beleuchtung der Expedition

[1] Siehe Kap. 69 und 72.

[2] Ebendaselbst.

[3] Wir sind der Ansicht, daß eben die Länge der Wüsten und der Straße selbst die Ursache war, warum man von derselben abgesehen. Denn was Wüsten an sich betrifft, so finden wir deren auch auf jener Route, mit welcher wir uns demnächst beschäftigen werden. Wir wissen auch nicht, inwieweit der Zar seinen Willen rücksichtlich der sibirischen Bahn ausführen kann. Diese soll laut neuester Nachrichten binnen kurzem unternommen werden und jene Richtung nehmen, welche wir in Kapitel 68 besprachen. Diese Eisenbahn würde von Tomsk nach Irkutsk und Stretinsk am Schilko (Nebenfluß des Amur) gehen. Der Bau dieser Bahn und anderer, welche bis nach Wladiwostok führen sollen, würde im Frühjahr 1888 begonnen werden. („Die sibirischen Eisenbahnen", „Ausland" 1887, Nr. 39, S. 776.)

Lessar ein Memorandum, in welchem er ungefähr in folgenden Worten von dem Forscher spricht: Lessar klärt einen Irrtum auf; heute können wir nicht mehr von Wüsten sprechen, auch nicht von unzugänglichen Pfaden, heute können wir nicht mehr wiederholen, was eine wohl accreditierte Revue sagte, daß die Russen nicht in Indien eindringen können, weil in der Mitte eine Barriere sei;[1] diese Barriere ist heute nicht höher als 1000 Fuß. Lessar hat eine Linie gezeichnet, welche Waren und Passagiere vom Kaukasus nach Herat führen könnte, und hat außerdem Forschungen gemacht, welche nicht nur der Wissenschaft nützlich, sondern, weil wenig bekannt, auch allgemein wichtig sind.[2]

Begleiten wir Lessar auf seiner Forschungsreise, so sehen wir, daß er in der dritten Sektion zwischen Serachs und Herat den Hari-Rud überschreitet. Er folgt dem Flusse 40 Mln., wendet sich weitere 77 Mln. nach Osten und durchschneidet eine Wüste, die am Fuße des Barckhut-Passes liegt, vermittelst welches er den gefürchteten Paropamisus überschreitet. Dort ist Kusan erste afghanische Station am Hari-Rud; dann noch weitere 37 Mln. durch die offenen Ebenen von Herat, und dort hören alle Schwierigkeiten auf.[3]

So verschwinden also durch Lessar mit einem Zauberschlag jene immensen Berge, welche mit ihren himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln in unserer Phantasie vor Indien die Wache hielten und welche in der Wirklichkeit zu kleinen Hügeln herabgesunken sind.[4] Alsbald dachte man auch ernstlich daran, die Kaspische Bahn in Angriff zu nehmen, doch fiel bei dieser, wie bei den übrigen, der Kostenpunkt schwer in die Wagschale und dennoch sind die Summen, welche für diese Art Industrie ausgegeben werden, gewöhnlich nutzbringend angelegt. Schließlich verschlingen nicht nur ein großartiger Krieg, wie der deutsch-französische im Jahre 1870, oder die kleineren Kriege, die

[1] „Nineteeth Century".

[2] Wir haben schon bemerkt, daß nach jener Explorationsreise Lessar die Existenz des Osso verneint; heute müssen wir hinzufügen, daß einer seiner Gefährten, der russische Ingenieur Daniloff, berühmt wegen seiner Studien des Tracé der transkaspischen Bahn, Spuren des südlichen Teiles des alten Bettes des Amu-Darja gefunden hat, welches bei Kelif anfängt und dann das Thal von Unjuz durchläuft. So wird die Existenz dieses Bettes bestätigt, von welchem wir im Kapitel 34 handelten, obschon Lessar und der Mineningenieur Kuschin es verneinten, letzterer aus geologischen Gründen. („Ausland" 1886, Nr. 9, S. 180.)

[3] Ch. Marvin: „The Russians at Merw" etc. p. 267. At this point all difficulties cease, and a carriage and four may be driven from Kusan to our outpost of Chaman at the Khojak Pass north of Pishin.

[4] Schon im Kapitel 72 hatten wir darauf hingewiesen, wie günstig im allgemeinen die Bodenbeschaffenheit des Landes sei; heute haben wir uns länger dabei aufgehalten, um zu zeigen, wie leicht die Erbauung einer Eisenbahn durch jene Gegenden wäre. Wir halten nicht einmal die Einsamkeit und Totenstille jenes Landes für ein Hindernis; doch davon später.

kürzlich im Orient geführt worden sind, ganz andere Summen, sondern selbst der bewaffnete Friede ist so unendlich viel kostspieliger als eine Eisenbahn dieser Gattung, welche ohne Zweifel friedlichere, sicherere und allgemeinere Vorteile erzielen würde.[1]

Soweit diese Angelegenheit Rußland betrifft, wollen wir noch bemerken, daß der Eisenbahnfonds dieses Landes für den Bau selbst vorteilhaft war, aber seit 1879 ist er fast erschöpft und laut dem „Messager Officiel" also nicht mehr vorhanden.[2]

Allein in dem russischen Budget des vergangenen Jahres wurden weitere 53 Millionen für Hafen- und Eisenbahnarbeiten bewilligt, 15 Millionen mehr als im Vorjahr, und zwar 47 Millionen für Eisenbahnen und 5 Millionen für Häfen. Wie es auch sei, nach der Lessar'schen Forschungsreise trat der Gedanke der kaspischen Bahn ins Leben, deren Geschichte wir in kurzen Worten geben werden.

Diese Linie hat zwar den Nachteil, sehr kostspielig zu sein, was jedoch die Russen wahrscheinlich nicht abhalten wird, dieselbe zu unternehmen; dafür gewährt sie andererseits den Vorteil, die Beziehungen zwischen Europa und Persien zu überwachen, so zwar, daß wenn die Strecke von Reshdt nach Teheran, von welcher auch die Rede, fertig gestellt ist, man von St. Petersburg aus Persien im Auge behalten kann.[3] Im Jahre 1879 dachte man nicht daran, die Eisenbahn nach Osten fortzusetzen; man dachte vielmehr an Dhulfa (über Tiflis, Tabreez und Teheran) und an Kars (Armenien); dann brachte General Annenkoff die Idee einer Eisenbahn von der Michailowski-Bay an der Küste des Kaspischen Meeres bis nach Kizil-Arwat auf und die russische Regierung genehmigte den Plan, obschon Skobeleff die Idee verlachte[4] und man sich in St. Petersburg über den Urheber lustig machte. Man behauptete, daß die periodischen Ueberschwemmungen des Kaspischen Meeres die Eisenbahn zerstören würden, aber Annenkoff baute sie außerordentlich dauerhaft, so daß selbst die Ueberschwemmung des Jahres 1881 sie nicht beschädigte, ebenso wenig als die Sandstürme, welche gerade auf dieser Strecke wüten, durch welche Rußland in Zentralasien so viel an Einfluß gewinnen würde.

Es ist schwer zu bestimmen, wann eigentlich den Russen der Gedanke gekommen, jene Bahn bis nach Indien zu verlängern; es scheint gegen 1881, als Annenkoff zuerst seine Broschüre über dieses Projekt veröffentlichte.[5] Diese machte anfänglich keinen Eindruck und wurde sogar, wie oben gesagt, von Rußland und England ins Lächerliche gezogen, bis eben England ihn als den einzig richtigen Weg erkannte. Rawlinson beweist dies in der schon erwähnten Sitzung der Geographischen Gesellschaft in London vom 27. November 1882. Nach der Uebergabe der Festung Geok-Tepe und der Unterwerfung der Akhal-Tekkes von Merw schien es ratsam zu sein, jenen Zweig der in Frage stehenden Eisenbahn, welche bei der Michailowski-Bay begonnen war, zu zerstören. Die russische Regierung aber machte es, wie Marvin bemerkt, nicht wie die Engländer, welche sich nach Kandahar zurückzogen, sondern führte ihre Bahn weiter fort bis zum anfänglich gesetzten Ziele Kizil-Arwat, und als diese vollendet war, erhielt Annenkoff den Konsens für sein Tracé nach Indien.[1] Dieser hatte schon vorher Ingenieure von Kizil-Arwat nach Askabad gesandt, das Land zu untersuchen, später sogar nach Serachs und selbst in geringe Entfernung von Herat. Den letzten Teil der Route behielt er sich zur persönlichen Untersuchung vor, für den Moment, wenn sich in England die angsterfüllten Gemüter beruhigt haben würden.[2] Die Distanz von Kizil-Arwat nach Askabad wird auf 146 Mln. angegeben, welche sich durch Kürzung des Weges auf 135 Mln. reduzieren lassen, und die Bahn in dieser Richtung würde etwa 100,000 Frcs. per Meile kosten. Von Askabad nach Serachs sind weitere 185 Mln., und laut dem Ingenieur Lessar, welcher jene Gegend eigens zu diesem Zwecke durchforscht hat, ist das Land ganz flach und bietet keine nennenswerten Hindernisse. Von Serachs nach Herat sind weitere 202 Mln., etwa zur Hälfte flach wie die Gegend zwischen Askabad und Serachs und zur Hälfte etwas wellenförmig. Demnach, abgesehen von dem schon vollendeten Teile bis Kizil-Arwat, würde der Rest folgende Resultate ergeben:

	Mln.	Kosten per Meile Frcs.	Totalsumme Frcs.
1) Von Kizil-Arwat nach Askabad	135	100,000	13,500,000
2) Von Askabad nach Serachs	185.5	100,000	18,550,000
3) Von Serachs nach Herat	102.5 100	100,000 125,000	22,750,000
Länge Meilen	523	Totalkosten	54,800,000

Die Vorteile, welche durch diese Bahn angestrebt

[1] Siehe im Gothaer Almanach die Bilanzzahlen der Kriege der verschiedenen Nationen.

[2] „Economiste français" vom 26. Jan. 1884, S. 103—104.

[3] Marvin, „The Russians at Merw" etc. S. 355—372 und weiter (book IV, Chapter IV. „The Russian Railway to Herat and India.")

[4] Er sagte 1882: „Don't talk about the Transcaspian Railway, that's a fad of Annenkoff's. Nothing will ever come of it." („The Russians at the Gates" etc. S. 148.)

[5] Es ist dies jene, von welcher wir schon gesprochen und die den Titel trägt: „Akhal Tekinski Oasis i pooti w Indiyou."

[1] Der Kaiser von Rußland wollte 1885 die Eisenbahn nach Indien führen, aber Lessar bestand auf der Richtung Merw. In einer kürzlich erschienenen Broschüre: „La Russie et l'Angleterre en Asie Central d'après la brochure de Mr. Lessar." Paris, Baudoin, 1886, wird betont, daß man in der Richtung dieser Bahn auch den Forderungen des Handels Rechnung tragen müsse (S. 87), und S. 99—101 behauptet, daß Rußland den zentralasiatischen Handel im Auge habe und außerdem, daß in jenen Gegenden die russischen Waren sehr wohlfeil seien. Wir glauben jedoch mit Marvin („The Railway to Herat", S. 20), daß jene Bahn nur eine militärisch-politische und keine kommerzielle Bedeutung habe. Die Gründe hiefür haben wir an anderer Stelle gegeben und werden deren binnen Kurzem noch andere bringen.

[2] Dieses wurde im Jahre 1883 geschrieben.

werden, sind zwar hauptsächlich militärischer Natur, aber nach Annenkoff würde das kaspische Projekt auch bedeutende Vorteile für den Handel mit Indien bieten. Letztere sind das Eldorado, welches Annenkoff in seiner Broschüre verspricht, in welcher er nachweist, daß Indien immer eine Quelle des Reichtums für jene Nationen geworden, welche mit ihm in Handelsverbindung gestanden, und daß Rußland es in der Hand habe, sich ebenfalls durch Indien zu bereichern.[1] Wenn das St. Petersburger Kabinet seinen Teil der Bahn bis nach Herat führe, werde auch die englische Regierung ihren eigenen Vorteil erkennen. Die Straße von Herat nach Kandahar ist viel leichter zu konstruieren, als jene von Herat nach Sibi. Eine solche Eisenbahn würde nicht nur St. Petersburg mit Kalkutta direkt verbinden, sondern auch London mit Kalkutta. Eingedenk der Schwierigkeiten, welche momentan der unterseeischen Verbindung zwischen England und Frankreich entgegenstehen, wie auch dem Bau einer Brücke über den Bosporus, brauchte man alsdann doch nur drei kleine Meeresfahrten zu machen, nämlich von Dover nach Calais, von Sebastopol nach Poti (Anfangsstation der Kaukasus-Bahn) und von Baku zur Michailowski-Bay.

Aber hören wir den General Annenkoff. Er behauptet,[2] daß die Aufgabe, welche sich Peter der Große stellte und wegen welcher er eine Expedition nach Zentralasien sandte, in den letzten Tagen der Regierung Alexanders II. gelöst worden sei. Wenn, fährt er fort, die Engländer im Anschlusse an die russische Linie ihre Eisenbahn von Kandahar nach Herat weiter führen, so kann man in 9 Tagen mit wenig Seereisen von Paris nach Indien, nämlich nach Sukkur gelangen. Im Anschluß hieran ist es natürlich einleuchtend, daß die Waren und Passagiere, welche jetzt den Kanal von Suez passieren, eine gewaltige Aenderung ihrer aktuellen Reiseroute erfahren würden. Die Reise nach Indien würde nicht mehr ausschließliches Privilegium einiger bevorzugter Individuen sein, welche jetzt den Kanal von Suez passieren und die 250 Millionen Indier, bis heran durch ihre Religion an Seereisen gehindert, hätten eine Welt von Forschungen und Studien vor sich. Europa würde nach allen Richtungen von indischen Touristen durchstreift werden, Rußland wäre in der Lage, aus erster Hand die indischen Produkte zu empfangen und seinerseits das Plus seines Weizens nach Hindostan zu exportieren zum Vorteil jener elenden und überaus zahlreichen Bevölkerung, welche immer mit dem Hunger kämpft. Ueberlassen wir es der Zukunft, ob jene Hoffnungen sich verwirklichen; kehren wir vielmehr zu unserem Argument zurück. Da im allgemeinen das Terrain eben, da weniger Wüsten zu passieren sind, würde ein Einfall in das Land erleichtert werden; wir müssen sogar zugeben, daß eben daraus die materielle Möglichkeit der Ausführung der Kaspischen Bahn entsteht. Diese Möglichkeit einer Invasion vermittelst der Kaspischen Bahn ist das erste Argument; ein anderes ist folgendes: die ganze Route vom Kaspischen Meere nach Indien besteht aus drei Stadien, welche alle drei durchschritten worden sind, das erste von Asterabad nach Herat im Jahre 1837 von 40,000 Personen, das zweite von Herat nach Kandahar im Jahre 1880 von Ayoub-Khan mit 30,000 Mann und das dritte von Kandahar nach Indien wiederholt von englischen Artillerie-Truppen.

Diese unsere Behauptung bestätigt in ganz besonderer Weise Marvin, und überhaupt sind alle kompetenten Persönlichkeiten seiner Ansicht und geben ihm außerdem das Zeugnis, daß man ihn nicht für einen gewöhnlichen Russophoben halten dürfe. Er habe Rußland mit Einsicht und Eifer studiert und gründliche Kenntnis von dem Lande als solchem, wie auch von seinen Zivil- und Militärverhältnissen. Also aus Annenkoff's Werk und aus jenem seines alter ego Alikhanoff, ebenso aus Lessar's und schließlich aus Charles Marvin's Schriften, welch letzterer alle verschiedenen Ansichten geprüft und zusammengefaßt hat, geht klar hervor, daß wenn allenfalls die Euphrat-Linie die kürzere wäre, dort zu viele Wüsten zu durchschreiten sind[1] und daß die beste Route die von Annenkoff vorgeschlagene ist, durch welche nach seiner Ueberzeugung in ca. 15 Jahren Engländer und Russen sich begegnen würden.[2] Marvin führt ferner aus, daß alle sachkundigen Russen der Ansicht sind, der Besitz Herats sei aufs engste mit der Ausführung dieser Eisenbahn verbunden; denn durch letztere erwächst der englischen Herrschaft in Indien eine eminente Gefahr und ebenso wird andererseits die Eroberung Konstantinopels erleichtert. Mit einer Ausgabe von 50 Millionen Francs zur Verlängerung der transkaspischen Linie bis Herat würde Rußland faktisch den Schlüssel Indiens annektieren und seine Staatsmänner könnten immerwährend Kalkutta und Konstantinopel kontrolieren.[3] Nach Simond ist die russische Grenze von Afghanistan noch einige 100 Mln. von der englischen entfernt, aber die Bedingungen des Einfalls würden ohne Zweifel bedeutend geändert werden, wenn die Invasion vom Thale des Hari-Rud aus geschehen würde (vorausgesetzt, daß die kürzlich erbaute Bahn nach Kizil-Arwat, die schon bis Askabad[4] weiter geführt ist, noch verlängert würde). In diesem Falle könnte Rußland eventuell sein Kriegsmaterial aus dem Zentrum des Reiches fast bis nach

[1] Also der kommerzielle Zweck für Indien, nicht für Zentralasien. Siehe vorletzte Note.

[2] „Akhal Tekinski Oasis" etc., schon erwähnt von Marvin im 1. Buche seines Werkes: „The Russians at Merw" etc.

[1] Wir verstehen jedoch nicht, mit welcher Gewißheit Annenkoff behaupten kann, es seien nicht weniger als 490 Mln. in jener Euphrat-Linie zu durchschneiden. Siehe Annenkoff: Akhal Tekinski Oasis, und Marvin: „The Russians at Merw" etc. S. 57.

[2] „Revue de Géographie", Novembre 1884.

[3] Marvin: „The Russian at Merw" etc. S. 370.

[4] Von Askabad würde die Bahn bis nach Merw geleitet, wie wir binnen Kurzem sehen werden.

Herat transportieren, später sogar bis in diese Stadt. Ist jene Straße einmal vollendet, so ist es nicht schwer zu finden, welches die russische Einbruchslinie in Indien sein würde.[1] Hier fällt noch eine andere oft erwähnte Autorität in die Wagschale, nämlich Venukoff, welcher in einem seiner Briefe an Drapeyron, Direktor der „Revue de Géographie“, versichert und bestätigt, was wir übrigens schon wissen, daß Lessar und Konschin die transkaspischen Wüsten durchforscht und dort wenig Sand bemerkt hätten.[2]

(Schluß folgt.)

Die Straußenzucht in Südafrika.

Bekanntlich ward vor ungefähr 10 Jahren die Straußenzucht im Großen behufs der Gewinnung der Schmuckfedern in Südafrika eingeführt, und die Großgrundbesitzer legten sich darauf mit einer solch intensiven Energie, daß der Wettbewerb binnen kurzem zu einem zu umfangreichen wurde und eine Ueberproduktion in diesem Luxusartikel herbeiführte. Infolge derselben leiden die Straußenzüchter in Südafrika gegenwärtig so sehr unter schlechten Zeiten, wie unsere Landwirte in Europa. Federn, welche früher 25 Lstrl. wert waren, werden gegenwärtig nur mit dreißig Mark bezahlt, und ein Paar Strauße, welche vor einigen Jahren noch mit einigen Hundert Lstrl. bezahlt wurden, sind nun um 12 Lstrl. überall zu haben. Vor einiger Zeit schaute ein Herr, welcher sich mit der Straußenzucht bekannt machen wollte, über einen Zaun in ein Straußengehege. Ein Strauß erspähte einen Diamant in seiner Busennadel, schnappte darnach und verschlang denselben samt der Nadel. Nun ward eine Art Kriegsgericht gehalten und der relative Wert des Vogels und der des Diamanten genau berechnet. Der Strauß ward auf 100 Lstrl., der Diamant nur auf 90 Lstrl. geschätzt, und so ward dem Strauß das Leben geschenkt. Heutzutage würde der Wahrspruch des Gerichtes entschieden gegenteilig ausfallen. Der einzige Ersatz-leistende Zug in der heutigen Straußenzucht ist jetzt die Unterhaltung, welche das Studium des Lebens und Treibens dieser seltsamen ungeschlachten Vögel gewährt, welche aussehen, als hätten sie durch irgend einen Irrtum die Sintflut überlebt, und die anscheinend in einer fossilienführenden Erdschichte versteinert mehr an ihrer richtigen Stelle sein würden, als wenn sie noch über dem Boden umherlaufen. Allein so häßlich, linkisch und hirnlos diese Vögel in erwachsenem Zustande auch sind, so kann es doch wenig hübschere junge Tiere geben als ein Straußenküchlein während der paar ersten Wochen seines Lebens. Es hat ein anmutiges unschuldiges Kindergesicht, große Augen und einen feisten runden Körper; alle seine Bewegungen sind komisch, und das ganze Geschöpfchen hat schon ein Aussehen von Selbstgefühl und Unabhängigkeit, welches äußerst belustigend ist, während der junge Vogel noch kaum auf seinen Beinen zu stehen vermag. Das Küchlein hat statt der Federn ein struppiges Haarkleid von ebenso vielen Schattierungen von Braun und Grau, wie das Musterbuch eines Schneiders, ist mit Fetzen von Schwarz gestreift und der Hals mit einem Flaum bedeckt, welcher dem weichsten Seidenplüsch gleicht. Jedermann möchte wünschen, daß diese niedlichen Geschöpfchen immer klein bleiben würden, denn mit ihrem weiteren Wachsen verlieren sie ihr hübsches rundes Aussehen, ihre Körper werden eckig und unverhältnismäßig, und ein Wuchs von groben, drahtartigen Federn ersetzt die bunten Streifen, welche ihr Jugendkleid bilden.

Die Federn der jungen Strauße werden erst ausgerupft, wenn die Vögel neun Monate alt sind, und sehen aus, als könnte man nur Staubwedel aus ihnen machen. Im zweiten Jahr gleichen die Federn ein kleinwenig den Federn des Handels, sind aber steif und schmal, und haben erst im dritten Jahre die gewünschte Breite und Weichheit erreicht. In den beiden ersten Lebensjahren sehen Männchen und Weibchen einander ganz gleich, allein bei jeder Mauser wird das Männchen dunkler, bis das ganze Gefieder schwarz ist, ausgenommen die Schwingen- und Schwanzfedern, welche weiß sind. In jeder Schwinge sind 24 lange Federn. Während der Paarungs- und Brutzeit nehmen der Schnabel des Männchens, die großen Schuppen auf dem Vorderteil des Beins und zuweilen auch die Haut an Kopf und Hals eine dunkelrosarote Färbung an. Nach einem guten Regen beginnen die Strauße ihre Nester zu machen. Um diese Zeit werden die Hähne (männlichen Strauße) wild und man hört ihr lautes Geschrei in allen Richtungen; der Vogel bläht seinen Hals auf wie eine Brillenschlange und stößt drei lange tiefe Schreie aus, wovon die beiden ersten kurz und staccato, der dritte aber gedehnt ist. Dieses Straußengeschrei ist so gewaltig, daß es von Uneingeweihten leicht für das Gebrülle des Löwen gehalten wird. Wenn die Hähne wild sind, kann man in einem Gehege nicht umhergehen ohne mit einem „Tackey“, d. h. einem langen, starken, dornigen Mimosenzweig, bewaffnet zu sein. Glücklicherweise greift immer nur ein Hahn auf einmal an, und nur auf dem Gebiet, welches er infolge einer Art stillschweigender Anordnung der Heerde für sein ausschließliches Eigentum ansieht. So wird der Eigentümer eines Geheges auf einem Morgenspaziergang durch dasselbe von mehreren bösartigen Vögeln nacheinander angegriffen werden, welche es alle anscheinend auf sein Leben abgesehen haben, aber mittelst einer kräftigen Anwendung des „Tackey“ alle vollständig im Schach

[1] Hierbei wollen wir uns nicht länger aufhalten, denn von den Absichten der Russen auf Indien haben wir in Kap. 72 genügend gesprochen. Die Prüfung der wahrscheinlichen Einbruchslinie hat Simond unternommen in: „L'Afghanistan, les Russes aux portes de l'Inde: les routes stratégiques“, S. 68, und Haymerle: „Ultima Thule“, S. 60 und 67 (die Einbruchslinien der Russen nach Afghanistan). Es würden drei Straßen in der Richtung nach Osten und zwölf verschiedene von Nord nach Süd sein.

[2] „Revue de Géographie“, Février 1883.

gehalten werden. Wenn ein Strauß angreift, so kauert er sich nieder, schüttelt abwechselnd jeden Flügel, bläht seinen Hals auf, wirft seinen Kopf zurück, rollt ihn von einer Seite auf die andere und stößt mit jedem Rollen die Rückseite seines Kopfes gegen seinen knochigen Körper mit einem so scharfen und tönenden Schlage, daß er sich dadurch einen heftigen Kopfschmerz zuzuziehen scheint. Es kommt häufig vor, daß man aus Notwehr diese bösartigen Hähne (immer die schönsten Vögel) töten muß.

Die Straußenhenne legt jeden zweiten Tag und wird, wenn ihr immer das zweite Ei weggenommen wird, zwischen 20 und dreißig, bisweilen sogar bis zu 60 Eier legen. Zwanzig ist aber die größte Zahl, welche die Vögel beim Brüten genügend bedecken können. Jeden Morgen und Abend wird das Nest auf eine Viertelstunde verlassen, um die Eier etwas abkühlen zu lassen, was wahrscheinlich zu dem früheren Wahnglauben Anlaß gab, die Eier würden von den Eltern verlassen, um von der Sonne ausgebrütet zu werden. In der Regel sitzen die beiden Vögel abwechselnd auf dem Gelege, der Hahn bei Nacht, weil seine überlegene Kraft und sein Mut ihn zu einem besseren Verteidiger gegen umherschweifende nächtliche Räuber machen. Nach Verlauf der sechswöchentlichen Brütezeit sind beide Vögel in einem sehr heruntergekommenen und geschwächten Zustand. Genaue Beobachtung hat sogar in einem einzelnen Fall die merkwürdige Thatsache ergeben, daß, als eine pflichtvergessene Henne sich absolut weigerte, ihren Anteil am Brutgeschäft zu vollführen, das arme Männchen mutig und geduldig Tag und Nacht auf dem Gelege saß und es völlig ausbrütete, um ja seine Nachkommenschaft nicht zugrunde gehen zu lassen, wobei es selbst beinahe der Erschöpfung erlag. Als dieses Paar das nächstemal wieder nistete, war der Hahn fest entschlossen, diesen Unsinn nicht mehr zu dulden; er gab der Henne eine solche Menge Schläge, daß man hätte glauben sollen, sie habe keinen gesunden Knochen mehr. Diese derbe Behandlung hatte aber den gewünschten Erfolg, denn die Henne rebellierte nicht mehr, sondern saß geduldig und hartnäckig auf ihren Eiern, bis dieselben ausgebrütet waren. Sehr verschieden von diesem Paare waren der Darby und die Joan des Geheges. Eines Morgens rannte die Henne, durch einen Kaffernhund gehetzt, in einen eisernen Stachelbrahtzaun und ward so schwer verletzt, daß sie getötet werden mußte. Zwei Jahre lang blieb der arme Darby ein trostloser Witwer, und alle Versuche, ihm ein ihn befriedigendes Weib zu verschaffen, erwiesen sich als vergeblich. Mehrere Hennen nacheinander, welche man ihm in seinen Kamp steckte, wurden nur durch kräftige Anwendung des „Tackey“ vor der Gefahr bewahrt, von ihm zu Tode getreten zu werden. Es war förmlich zum Erbarmen, wenn man den Vogel beobachtete, wie er Tag für Tag auf dem harten Pfad auf und ab wanderte, den er mit seinen ruhelosen Füßen eingetreten hatte. Endlich ließ er sich herbei, eine Nachfolgerin für seine geliebte Joan anzunehmen, aber anscheinend war die Wahl keine glückliche, denn das neue Weibchen — eine prächtige Henne über der mittleren Größe — tyrannisierte ihn unbarmherzig. Darby's Stolz schien ganz gebrochen durch seinen langen Gram, und er versuchte gar nie seine Herrschaft geltend zu machen, sondern blieb für den Rest seines Lebens der geplagteste verschüchtertste Ehemann. Es ward schwer, ihm nur die nötige Nahrung zu verschaffen, denn sobald er dem Futter nahe kam, pflegte ihn die gefräßige Henne wegzutreiben, richtete sich auf und zischte bösartig nach ihm, und nur dadurch, daß man wartete, bis sie aus dem Wege war, konnte man es ermöglichen, ihm Futter zu reichen. Als Vater war Darby nicht weniger hingebend und aufopfernd, als er es als Gatte früher gewesen war, und ihm zuliebe wurden die Küchlein ihm gelassen, während man sie sonst den Eltern wegnimmt, sobald sie einige Tage alt sind. Die armen jungen Vögel fielen jedoch bald der überängstlichen Besorgnis ihres Vaters zum Opfer: Da er nämlich niemals das „Veldt“ für sich gut genug zu halten schien, so erhielt er sie in fortwährendem Umherwandern in steter Bewegung und führte sie auf so große Entfernungen mit sich herum, daß er buchstäblich sie wie sich selber zu Tode lief. Nicht viele Tage nachdem das letzte Küchlein gestorben war, fand man den Kadaver des armen Darby, welcher durch die Anstrengungen der sechswöchentlichen Brutzeit und dieses rastlose Umherwandern zum Skelett abgemagert war, draußen im Veldt.

Alle überschüssigen Eier, welche die Strauße beim Brüten nicht bedecken können, werden in einem Incubator (Brutofen) ausgebrütet — in einer Maschine, welche für die Zeit ihrer Anwendung das sanfteste Engelstemperament zu vergällen geeignet ist, denn irgend ein Geist des Unheils scheint immer in Thätigkeit zu sein, um die wildesten Thermometer-Schwankungen hervorzurufen. Die richtige Temperatur, auf welcher der Brutofen dauernd erhalten werden soll, ist 39,44° C. Dazu fehlt nun vielleicht nur ein einziger Grad, und so schraubt man die Lampen um ein klein wenig höher, erzielt aber für einige Zeit nicht die mindeste Wirkung auf die Temperatur, welche dann ganz unerwartet mit einem Sprunge hinaufgeht, so daß man alle Schubladen der Brutmaschine öffnen und eiligst Krüge voll kalten Wassers auf den Brutofen schütten muß. Sobald die Küchlein ausgebrütet sind, beginnen sie anscheinend hinzusterben. Erfahrungsmäßig ist die Sterblichkeit unter den künstlich ausgebrüteten Küchlein weit größer als unter den natürlich ausgeschlüpften. Wie alt ein Strauß auch immer sei, wenn er einmal krank wird, hat man niemals die mindeste Hoffnung, sein Leben zu retten. Der Strauß ist von Natur zähe und langlebig; es ist in Wirklichkeit beinahe unmöglich, die Grenze seines Lebens zu bestimmen, da er im natürlichen Zustande fast keinerlei Zeichen von Hinfälligkeit zeigt und auch seine Federn nicht schlechter werden. Nur ein Unglücksfall oder

Thorheit scheint seinem Leben ein Ende zu machen. Gänzlich unfähig für sich selbst zu sorgen, nimmt es der Strauß gleichwohl übel, daß seine menschlichen Freunde sich um ihn bekümmern; und wenn es ihm dann, trotz aller ihrer Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln für seine Sicherheit, gelingt, in Gefahr, Not und Schaden zu kommen, so widersetzt er sich trotzig allen Versuchen, seine Schäden zu heilen, und entschließt sich sogleich hartnäckig zu sterben. Wenn seine Verletzung nicht hinreichend schwer ist, um ihn zu töten, so erreicht er diesen Zweck durch Kümmern und eigensinnige Verweigerung alles Futters; auf irgend eine Weise befördert oder beschleunigt er seinen Tod, anscheinend oft aus keinem anderen Grund, als weil sein Besitzer, gegen welchen er immer einen Groll hat, ihn am Leben zu erhalten wünscht. Er scheint aus Trotz und Groll zu sterben, gerade wie ein Hindu-Diener sich aushungert und rasch verzehrt und dann kommt und zu den Füßen des Gebieters stirbt, mit welchem er sich entzweit hat. Es gibt kein kopfloseres, eigensinnigeres und halsstarrigeres Geschöpf, als einen Strauß.

Ein gewisser alter holländischer Boer veranlaßte einfach dadurch, daß er einmal ein Opuntienblatt von der Kapstadt nach Graaff Reinet brachte, daß der ganze Bezirk sich mit diesen stacheligen Cacteen bedeckte. Die Strauße nun, mit der gleichen Rücksichtslosigkeit für ihre eigene Gesundheit und für die Börsen ihrer Besitzer, für welche sie bekannt sind, und mit ihrer Gefräßigkeit, gewöhnen sich eine krankhafte Vorliebe für diese stachelige Nahrung an und schwelgen in ihr so lange, bis ihre Köpfe und Hälse wie Nadelkissen aussehen, bis die beinahe unsichtbaren Stacheln der Fruchtschale das Innere ihres Schlundes ganz bedeckt und ihre Augen so beschädigt haben, daß sie vollkommen blind werden. Diese Vorliebe ist den eigensinnigen Vögeln gar nicht abzugewöhnen, und auf den Straußenzüchtereien, von denen ich rede, wurde oft ein unglücklicher Vogel in hülflosem halbtotem Zustande hereingebracht, um kuriert zu werden; allein niemals ward alle Aufmerksamkeit und Pflege durch die Wiedergenesung des Patienten belohnt. Da hockte er sich einige Tage lang nieder, ein Bild des Elends, und streckte lahm, matt und mutlos seinen häßlichen Hals der ganzen Länge nach auf dem Boden aus, wie eine seekranke Gans am ersten Tage ihrer Seereise. Manchen Tag mußte man ihm das Futter durch den weiten Schlund hinab stopfen, allein es half alles nichts. Der Vogel hatte sich einmal vorgenommen zu sterben, wie jeder Strauß thut, unmittelbar nachdem ihn eine Krankheit oder ein Unfall befallen hat, und er wollte sein Vorhaben in der entschlossensten Weise ausführen. Die Verletzung, an welcher die Strauße am meisten sterben, ist der Bruch eines Beines, und dieser Unfall rührt oft von der seltsamen Gewohnheit her, welche diese Vögel haben, wenn sie gut aufgelegt sind, wie Derwische in wildem Wirbeltanze sich umeinander zu drehen. Da tummeln sie sich denn wie trunken rasch im Kreise und ihre ausgebreiteten schönen Schwingen geben ihnen dann das Ansehen weißer Ballons, die sich schnell um sich selber drehen; allein sie haben eine unglückliche Neigung zu Schwindel, straucheln dann und fallen zu Boden. Einige Vögel allerdings können sich so rasch umdrehen und geschickt wieder aufspringen wie ein gewandter menschlicher Tänzer, aber dieses Talent ist selten. Zuweilen kämpfen sie auch wild miteinander, und im Nu stürzt dann einer der Kämpfenden mit einem abgeschlagenen Bein zusammen und von einem furchtbaren Schlag mit dem Flügel oder dem Bein beinahe betäubt, und sein Eigentümer kann sich dann nur den wehmütigen Trost verschaffen, ihn zu verspeisen.

Wenn man, wie dies zuweilen geschieht, ein einzelnes Küchlein auf einem Gehöfte aufzieht, wird es in einer thörichten und oft unbequemen Weise zahm. Ein solcher zahmer Strauß, namens Jackie, war der Schrecken all der kleinen Niggerjungen des Gehöftes, denn sobald sie mit ihren Tellern voll Reis und Kürbisbrei auf ihrem Schooße im Hofe saßen, stürzte Jackie sich auf sie und begann den Inhalt eines Tellers nach dem anderen zu requirieren. Gelegentlich gieng er sogar in solch drohender Weise zu Werke, daß die Jungen ihre Teller fallen ließen und weinend davon liefen. Jackie pflegte sich dann unter den Trümmern niederzukauern und seinen ungeheuren Appetit mit Muße zu befriedigen. Allein endlich kam der Tag der Wiedervergeltung: Jackie hatte den Topf in der Küche ermittelt, aus welchem der Kürbis- und Reisbrei immer kamen, und gedachte sich gleich an die Quelle selbst zu machen. So senkte er seinen Kopf in den Topf, schöpfte gierig daraus und schlang mit der Blitzesgeschwindigkeit der Strauße eine tüchtige Portion kochenden Reises in den Schlund hinab. Der arme Bursche! im nächsten Augenblick tanzte er wie verrückt in der Küche herum, krümmte sich in furchtbarem Schmerz, schüttelte sich den Kopf beinahe ab und wand seinen Hals, als wollte er ihn in einen Knoten binden. Endlich sprang er wild zum Hause hinaus und das Letzte, was man von ihm sah, war ein Wölkchen weißen Staubs, das am Horizonte verschwand.

Wenn die Zeit zum Ausraufen der Federn herankommt, ist es auf einer großen Farm keine leichte Sache, die Strauße zusammenzutreiben. Man muß Leute nach allen Richtungen ausschicken, um die Strauße von den fernen Orten herein zu treiben, nach denen sie gewandert sind. Allmählich werden kleine Truppen zusammengetrieben und dann, erst in einer großen Umfriedigung, dann im Rupfkraal, gesammelt und endlich in den Rupfkasten, eine höchst nützliche Erfindung, getrieben. Dieser ist gerade groß genug, daß ein Strauß darin stehen, sich aber nicht umwenden und darin auch nicht ausschlagen kann. Zwei Arbeiter, von jeder Seite einer, berauben ihn dann durch wenige rasche Schnitte mit einer großen scharfen Scheere seiner langen weißen Federn. Die Stümpfe derselben werden drei Monate stecken gelassen, worauf die Kaffern sie gewöhnlich mit den Zähnen ausziehen. Die Federn

wachsen dann in weiteren fünf bis sechs Monaten wieder nach.

Nach dem Ausrupfen werden die Federn sortiert in „Prima", weiße, in „schwarze", in „Schwanzfedern" 2c. Einige Tage lang durchdringt der Geruch der Federn alles und macht in der That das Haus beinahe unbewohnbar. Wenn man eine Straßenfeder aufrecht hält, so sieht man sogleich, daß sie auf beiden Seiten glatt und gleich ist, daß der Schaft sie gerade in der Mitte teilt, während bei allen andern Federn der Schaft etwas nach der einen Seite steht. Dies ist vielleicht der Grund, weshalb die alten Aegypter die Straußenfeder zum heiligen Sinnbild der Wahrheit und Gerechtigkeit machten und sie auf das Haupt der Ma, der Göttin der Wahrheit, setzten.

(S. K.)

Berghaus' Physikalischer Atlas.

Von A. Oppel.

(Fortsetzung.)

II.

Kurz nach dem Atlas der Pflanzenverbreitung ist auch der Atlas der Meteorologie fertig geworden. Sein Bearbeiter, Dr. Julius Hann, Direktor der K. K. Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, überhaupt einer der hervorragendsten und thätigsten Vertreter der meteorologischen Wissenschaft, der sich schon früher die Geographen durch Herausgabe des „Handbuches der Klimatologie" (Stuttgart, 1883, in der „Bibliothek Geographischer Handbücher") zu lebhaftem Danke verpflichtet hat, bietet wiederum eine Arbeit von großem Fleiß und vielseitiger Anregung. Die Bedeutung und das Wesen dieser von echt wissenschaftlichem Geiste durchdrungenen Leistung wollen wir ebenfalls in Form eines Vergleiches mit dem meteorologischen Teile der ersten Auflage des Physikalischen Atlas darlegen und darauf einige Erwägungen teils betrachtender, teils kritischer Art folgen lassen. —

Der meteorologische Teil der ersten Auflage, welcher, abgesehen von der ziemlich umfangreichen Textbeilage, dreizehn selbständige Blätter umfaßt, setzt sich aus Karten, Höhenschemen, graphischen Darstellungen und statistischen Tabellen zusammen. Die Karten, 11 an der Zahl, darunter vier Erdkarten in Mercator's Projektion, beziehen sich sowohl auf Wärmeverhältnisse, Barometerstände und Winde, als auf die Regenverbreitung und die Verteilung der Gewitter. Im einzelnen finden wir zunächst bezüglich der Wärme Alexander v. Humboldt's System der Isotherm-Kurven, die Isotherm-Kurven der nördlichen Halbkugel (in Polarprojektion) und die Wärmeverbreitung in Europa. Zur Darstellung des Luftdruckes dient die Uebersicht der mittleren Barometerstände am Meere und der Oscillationen des Luftdruckes; dieser folgen die Windkarte der Erde und die Luftströmungen auf dem Nordatlantischen Ozean, im westlichen Gebiete der Alten und im östlichen Teile der Neuen Welt. Außer der hyetographischen Karte der Erde ist noch eine spezielle Darstellung der Regenverhältnisse Europa's vorhanden; was aber die Verteilung der Gewitter anbelangt, so beschränkt sich diese auf Europa und auf Böhmen im besonderen. Außerdem sind auf einem Blatte die derzeitigen meteorologischen Stationen in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden 2c. unter Angabe von deren absoluter Höhe in Toisen eingetragen. Die Darstellungsmittel dieser Karten sind sehr einfacher Art. Die Wärme- und Luftdruck-Kurven sind durch farbige oder schwarze Linien verschiedener Manier, die Windrichtungen durch Pfeile oder Linienbündel bezeichnet. Flächenkolorit als selbständiges symbolisches Zeichen ist seltener angewendet, beispielsweise geschah es, um die Ausdehnung des gefrorenen Bodens in den circumpolaren Gegenden anzudeuten, oder um die Zonen gewisser Winde abzugrenzen. Zur Bezeichnung der verschiedenen Regen- und Gewitter-Intensität dient eine verschiedengradige Schattierung; die Regenzonen und -Regionen sind außerdem durch verschiedenfarbige Schrift unterschieden.

Bescheidener nach Zahl und Umfang sind die Darstellungen von der vertikalen Gestaltung der meteorologischen Erscheinungen. Die Temperaturverhältnisse in vertikaler Richtung und die Schneegrenze z. B. sind durch farbige Bergkarikaturen aus den verschiedenen Breiten der Alten und Neuen Welt, sowie durch Eintragung einzelner Temperaturmittel ausgedrückt. Ferner finden sich einige Querdurchschnitte, aus denen man die Abnahme der Regenmenge einerseits vom Aequator nach den Polen, andererseits von den Küsten nach dem Innern der Kontinente und die Zunahme der Regenmenge an den Gebirgsabhängen erkennen soll.

Häufiger begegnet man graphischen Darstellungen. Solche zeigen z. B. den Gang der stündlichen mittleren Jahreswärme in der gemäßigten Zone, den Gang der Wärme von fünf zu fünf Tagen innerhalb des Jahres an acht Orten der gemäßigten Zone, die jährliche Periode der Temperatur an zwanzig Orten in allen Zonen, die tägliche Periode der Wärme an einzelnen Punkten, wie Padua, Leith oder Boothia Felix u. a. m.

Endlich sind zwei Blätter mit statistischen Tabellen ausgefüllt. Das eine derselben enthält die Hauptmomente der Temperatur (Breite, Länge, Höhe, Jahresmittel, Jahreszeitmittel, Monatsextreme und Zahl der Beobachtungsjahre) auf dem ganzen Erdboden, gegründet auf die Beobachtungen an 307 Orten, außerdem einige vereinzelte Angaben über den Atlantischen Ozean. Das andere Blatt bietet eine summarische Uebersicht der auf der ganzen Erde angestellten hyetometrischen Beobachtungen. Hiebei sind im ganzen 86 einzelne Positionen unterschieden, von denen 49 auf die Tropen, 37 auf die gemäßigten Zonen entfallen. Der Durchschnittswert der Regenmenge innerhalb der Wende-

kreise ergab 90 Pariser Zoll = 244 cm., das Maximum in Matouba auf Guadeloupe mit 274 Pariser Zoll oder 742 cm. und in Mahabaleshwar in den Westghats mit 283 Pariser Zoll oder 764 cm.; das Minimum in Cumana mit 7 Pariser Zoll oder 19 cm. Der Durchschnitt in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre belief sich auf 35 Pariser Zoll oder 95 cm. (Maximum an der Westküste von Skandinavien mit 77 Pariser Zoll oder 208 cm., Minimum in der Ungarischen Ebene mit 16 Pariser Zoll oder 43 cm.); derjenige in der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel machte 25 Pariser Zoll oder 67 cm. aus. Für Australien werden überhaupt nur fünf Beobachtungsorte angeführt, ein Beweis, wie mangelhaft das damals verfügbare Material war.

Wenden wir uns nun zu J. Hann's Atlas der Meteorologie, so muß gleich bemerkt werden, daß sich dieser nicht so sehr in dem äußeren Umfang, als besonders in den Darstellungsmitteln im Vergleiche zur ersten Auflage wesentliche Beschränkungen auferlegt hat. Denn dieser umfaßt, abgesehen von drei Blättern Begleittext, nur 12 Blätter mit 59 Karten. Auf Höhenschemen und statistische Tabellen aber ist ganz verzichtet worden. Graphische Darstellungen sind nur zwei vorhanden. Daher wenn man nicht etwa die Wetterkarten und Zugstraßen der Luftdruckminima unter die graphischen Darstellungen rechnen will, hat man es in der zweiten Auflage fast ausschließlich mit Karten zu thun, welche, soweit sie sich auf die ganze Erde beziehen, meist in Mercator's Projektion gezeichnet sind.

Der ganze zur Darstellung gewählte Stoff ist von J. Hann in der Weise angeordnet und verteilt, daß fünf Blätter und ein halbes, mit insgesamt 22 Karten, die Wärmeverhältnisse (die Isothermen) zum Gegenstande haben; vier Blätter und ein halbes, mit zusammen 27 teilweise sehr kleinen Karten beziehen sich auf die Verteilung des Luftdruckes (die Isobaren, die Winde, die Wetterkarten und die Zugstraßen der Luftdruckminima); zwei Blätter endlich, mit 12 Karten und 2 graphischen Darstellungen, führen uns die jährliche Regenmenge und die zeitliche Verteilung der Niederschläge vor. Der letztgenannte Gesichtspunkt ist nicht von J. Hann selbst, sondern von dem Mitherausgeber der „Meteorologischen Zeitschrift", Professor Dr. W. Köppen in Hamburg, bearbeitet worden. Im Zusammenhange damit mag hier mitgeteilt werden, daß sich an der Konstruktion der Kurven auf Hann's eigenen Karten Fr. Wařeka, dessen Assistent, in geschickter Weise beteiligt hat.

Die Betrachtung der einzelnen Blätter und Karten zeigt, daß sowohl bezüglich des aufgenommenen Stoffes als hinsichtlich der Art der Darstellung und der Abgrenzung der Gebiete eine entschiedene Konsequenz beobachtet wurde. Auf den Isothermen-Blättern sind nämlich stets die Temperaturkurven in Abständen von je zwei Graden in der Weise eingetragen, daß die Zehner durch kräftige Linien, die Vierer und Achter durch schwächere Linien, die Zweier und Sechser aber durch unterbrochene Linien bezeichnet werden; wo infolge mangelnder Beobachtungen der Verlauf der Isothermen ein nur hypothetischer ist, treten an Stelle der vorbezeichneten Kurven punktierte Linien, ein Verfahren, das alle Anerkennung verdient. Außerdem sind die drei Hauptwärmezonen, die tropische (über 20° C.), die beiden gemäßigten (zwischen 0° und 20°) und die nördliche kalte (unter 0°) durch Flächenkolorit verschiedener Farben, rot, grün und blau, hervorgehoben, welche ihrerseits wieder von zehn zu zehn Graden in entsprechender Weise abgetönt erscheinen. Ferner sind für die meisten Gebiete drei verschiedene Durchschnittswerte, nämlich das Jahresmittel, die Januar- und die Juli-Temperatur, mitgeteilt. Dies gilt ausnahmslos für die ganze Erde, für den Erdteil Europa und für das Gebiet der Vereinigten Staaten nebst den benachbarten Landstrichen. Die übrigen Isothermenkarten sind weniger konsequent durchgeführt oder sie beziehen sich auf besondere Verhältnisse. So finden wir die Isanomalen (des Jahres, des Januar und des Juli), sowie die Linien gleicher Wärmeschwankung nur für die ganze Erde, nicht aber für Europa und Nordamerika. Die drei Circumpolarkarten enthalten außer dem Jahresmittel und den Juli-Isothermen die Kurven nicht nur für den Januar, sondern für den ganzen Winter. Als Spezialitäten sind diejenigen Kartons zu bezeichnen, auf denen man die Januar-Isothermen im außertropischen Südamerika, die Mai-Isothermen in Indien, Hildebrandsson's Wanderung der Isothermen im Frühling, die Jahres-Isothermen der Vereinigten Staaten nebst den Linien gleicher Jahresminima und die Isothermen des Dezember 1879 und 1880 in Europa antrifft. Die Gründe, mit denen J. Hann die von ihm getroffene Auswahl der letzteren im Begleittext rechtfertigt, sind durchaus stichhaltig und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erkenntnis und das Verständnis der allgemeinen Karten gerade durch die Betrachtung spezieller Verhältnisse in hohem Maße gefördert wird. Besonders anziehend erscheint unter anderem Hildebrandsson's Wanderungskarte der Isothermen 0° und 9°. Der erstere, welcher gewissermaßen das Ende des Winters bezeichnet, setzt am 1. Februar in der Weise ein, daß er, Drontheim mit den Aareseen und (nahezu) Poti beinahe in Form eines rechten Winkels verbindet den Erdteil in zwei ungleiche Teile zerlegt. Das Gebiet südlich und westlich dieser Linie hat den Winter überwunden, dasjenige östlich und nördlich davon verharrt noch im Winter. Vom 1. Februar an rückt der Isotherm 0 in der Weise nach Nordosten vor, daß er die äußerste Ecke dieser Richtung am 1. Mai erreicht. Wesentlich länger dauert die Wanderung des den Beginn des physischen Frühlings andeutenden Isothermes 9° C.; dieser liegt am 1. März in der Hauptsache nur in Italien bei Genua und Florenz; aber erst am 15. Juli hat er sich bis zum Nordkap vorgeschoben. Allen Isothermenkarten, das verdient

besonders hervorgehoben zu werden, ist der Vorzug der Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit in hohem Maße eigen, nur muß man sich dabei des Umstandes stets bewußt bleiben, daß die Temperaturkurven nur dann der Wirklichkeit, d. h. den thatsächlich gemachten Beobachtungen, entsprechen, wenn sie sich auf die Meeresoberfläche oder auf die damit in gleichem Niveau liegenden Orte beziehen. In allen denjenigen Fällen aber, wo das Land sich mehr oder weniger über den Meeresspiegel erhebt, sind die thatsächlichen Beobachtungen nach der Regel, daß auf 100 m. Erhebung 0.5° Temperaturdifferenz kommt, auf das Meeresniveau reduziert. Hann, der sich also die Erdoberfläche als eine regelmäßige Kugeloberfläche denkt, bezeichnet seine Temperaturkurven als „ideale" und giebt für seine Methode eine Reihe von Gründen an, deren Stichhaltigkeit wir später zu prüfen gedenken.

In ähnlicher Weise wie die Wärme sind auch die Verhältnisse des Luftdrucks behandelt: die ganze Erde und der Erdteil Europa werden nämlich mit je drei Karten bedacht, welche die Isobaren für das Jahr, den Januar und Juli enthalten. Außerdem ist bezüglich der ganzen Erde die mittlere tägliche Barometerschwankung, sowie die mittlere monatliche Barometerschwankung für die Winter- und Sommermonate auf besonderen Kartons eingetragen; zwei andere enthalten die Januar- und Juli-Isobaren um den Nordpol und schließlich bringen die Kärtchen die mittlere Tiefe der Minima, die Isobaren des Dezember 1879 und 1880 für Europa. Eine besondere Darstellung der Winde fehlt. Dieselben sind vielmehr auf den drei Isobaren-Erdkarten berücksichtigt, und zwar auf der Jahreskarte die Wirbelsturmbahnen im allgemeinen und besonderen, die eigentlichen Winde aber und die Räume der Windstillen auf den Isobarenkarten des Januar und des Juli.

Was die Methode der Darstellung anbelangt, so sind alle barometrischen Beobachtungen nach Temperatur und Schwere korrigiert; der letztere Umstand verdient besondere Erwähnung, weil die bei dem Quecksilberbarometer durchaus notwendige Schwerekorrektion noch fast allgemein vernachlässigt wird, selbst von Buchan, dessen Abhandlung „The mean pressure of the atmosphere" 2c. im übrigen als eine bahnbrechende Arbeit bezüglich der Luftdruckverhältnisse gilt. Weiterhin sind, soweit nötig, die Barometerstände auf das Meeresniveau reduziert, so daß also die Isobaren nach demselben Prinzip konstruiert wurden wie die Isothermen. Die speziellen Reduktionsformeln hat Hann auch im Begleittext nicht mitteilen zu müssen geglaubt, wohl aber hat er durch einige Regeln und Beispiele den Vorgang erläutert. Für die praktische Benutzung der Isobarenkarten erweist sich sowohl das Verständnis der Reduktionsmethode als die Kenntnis der Höhenverhältnisse unumgänglich notwendig. Wer also den mittleren Barometerstand für irgend einen Ort des Binnenlandes wissen will, muß von der betreffenden Isobare so viel Millimeter abziehen, als die Division der jeweiligen Höhenzahl mit 11 ergiebt.

Die Darstellung selbst ist mit voller Konsequenz durchgeführt. Die Isobaren nämlich sind in Abständen von je 2 mm. durch regelmäßige Linien bezeichnet, wobei die Isobare 760 relativ am stärksten hervorgehoben wurde, doch sind Teile der Isobaren, deren Verlauf wegen Mangels an Beobachtungen nur vermutet werden konnte, nicht kenntlich gemacht, ein Verfahren, das sich im Vergleich zu dem bei den Isothermen beobachteten nicht völlig rechtfertigen läßt. Dagegen wird die Anschaulichkeit dadurch sehr gefördert, daß die Gebiete verschiedenen Luftdrucks durch Farben charakterisiert sind, diejenigen hohen Luftdrucks durch rotes Flächenkolorit, diejenigen niederen Luftdrucks durch blaue Färbung; die Grenze zwischen beiden bezeichnet jedesmal die Isobare 760. Außerdem erscheinen die Hauptgebiete durch entsprechende Abtönung der Grundfarbe in mehrere Felder geteilt. Infolge dessen erkennt man die wichtigsten Verschiedenheiten des Luftdruckes auf den ersten Blick. Die nördliche Halbkugel zeigt demnach das äußerste Jahres-Maximum mit 768 in Ostsibirien etwa zwischen Irkutsk und Jakutsk, das äußerste Minimum aber mit 754 liegt einesteils zwischen Westisland und Südgrönland, andernteils bei den Aleuten; sekundäre Maxima mit 766 befinden sich über dem Atlantischen Ozean (westlich der Azoren) und über dem Stillen Ozean, westlich von San Francisco zu beiden Seiten des Meridians 140. Auf der südlichen Halbkugel liegt das Maximum mit 764 über dem Atlantischen Ozean nahe der Küste von Deutsch-Südwestafrika, das Minimum dehnt sich über die ganzen südlichen Meeresflächen aus, die Isobare 746 schneidet Südgeorgien. Was die Winde anbetrifft, so sind deren Richtungen durch Pfeile angedeutet; die Grenzen der Passate, der Monsune aber sowie der Gebiete häufiger Windstillen sind durch verschiedenfarbige Linien hervorgehoben.

An die Isobaren-Karten schließen sich naturgemäß einige Darstellungen aus der modernen Wetterkunde an, teilweise solcher Art, wie man sie in den wichtigeren Tagesblättern findet. Doch sind die Beispiele so gewählt, daß sie entweder ein allgemeines Interesse beanspruchen können oder zum näheren Verständnis, beziehungsweise zur Detaillierung der Isobaren-Karten dienen. Von den elf auf einem Blatte vereinigten Kärtchen, zu deren schneller Auffassung die konsequente Anwendung von Farben beiträgt, verdienen zwei als vorzugsweise beachtenswert eine besondere Erwähnung. Das eine, von W. Köppen bearbeitet, führt die Häufigkeit und die mittleren Zugstraßen der barometrischen Minima auf dem Nordatlantischen Ozean und dessen Küstenländern vor; das andere zeigt den Verlauf des Föhns vom 31. Januar 1885 auf der Nordseite der Alpen.

Die beiden letzten Blätter des Atlas sind den Regenverhältnissen gewidmet. Bei der ungeheuren Wichtigkeit

und fast unberechenbaren Tragweite, welche die Intensität und Periodizität der Niederschläge für die menschliche Kultur im allgemeinen und den Bodenanbau im besonderen in Anspruch nehmen, muß sich den darauf bezüglichen Darstellungen das größte Interesse zuwenden. Leider steht es mit der Kenntnis der einschlägigen Zustände noch sehr schlecht. Denn nicht nur daß von den Ozeanen, also von drei Vierteilen der Erde, die Regenmessungen gänzlich fehlen, auch der größte Teil des Festlandes entbehrt genauer Bestimmungen. Nur für Mittel- und Nordeuropa, die Vereinigten Staaten, das britische Indien, das Kapland und einige Gebiete Australiens besitzen nach J. Hann die Beobachtungen einen solchen Grad von Zuverlässigkeit, daß man es wagen könne, Gebiete mit gleicher oder ähnlicher Regenintensität aufzustellen und abzugrenzen. Im übrigen aber hält Hann Dove's Standpunkt auch jetzt noch für berechtigt. Dieser hatte bekanntlich vor dreißig Jahren wörtlich erklärt: „Eine Darstellung der Regenverhältnisse der ganzen Erde auf einer Karte würde verfrüht sein." Da aber Hann das Bedürfnis nach einer solchen Karte anerkennen zu müssen glaubte, so hat er in seinem Atlas die Regenkarte der Erde von Prof. E. Loomis, welche ihm von allen derartigen Versuchen als der gelungenste erschien, nach dem „American Journal of Science" (Januar 1883) reproduziert. Auf dieser Karte (in Mollweide's flächenrechter Entwurfsart) finden wir nun durch Abtönung der blauen Farbe fünf verschiedene Regenintensitäten unterschieden, nämlich unter 20 cm., 20 bis 60 cm., 60 bis 130 cm., 130 bis 200 cm. und über 200 cm. Ganz regenlose Gebiete giebt es demnach gar nicht. Die Maxima sind durchaus auf die Tropen beschränkt, die Minima kommen den Steppen und Wüsten der tropischen und subtropischen Zone zu. Der Hauptkarte nach E. Loomis sind sechs Nebenkarten — die Vereinigten Staaten, Jamaica, Mauritius, Neuseeland, Mitteleuropa und Indien — beigegeben. Letzteres vereinigt die äußersten Gegensätze bezüglich der Niederschlagsmenge; Tscherrapundschi nahe dem Unterlauf des Brahmaputra hat nämlich einen jährlichen Durchschnitt von 1270 cm., die Wüste Tharr dagegen unter 10 cm.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von A. Kreutl.

(Schluß.)

Es genügte mir vollständig, bald nachher einer huldreichen Audienz auf Distanz beiwohnen zu können. Vor dem Schlosse war wiederum eine Menge Volk versammelt und eine Gruppe Albanesen, welche dem Fürsten irgend ein Anliegen vorzutragen hatten, belagerte den Eingang. Die Albanesen sind in ihrer Tracht sehr verschieden von den Montenegrinern. Sie tragen eine weiße Hose, die nach unten trikotartig verläuft, einen roten oder blauen Spencer, ein türkisches rotes Fez mit blauer Seidenquaste und im Gürtel irgend eine kleine Schuß- oder Stichwaffe. Aber alles ist weniger sauber und lange nicht so reich verziert wie bei den Montenegrinern.

Zwischen der Umfassungsmauer und der Aufgangstreppe giengen andächtigen Schritts zwei himmellange Posten auf und ab. Sie waren im schönsten Kostüm und proper vom Kopf bis zu den Füßen, und wenn sie schmutzige Schuhe anhatten, so waren sie sich dessen jedenfalls nicht bewußt — bei ihrer Länge konnten sie's ja nicht sehen. Auch mußte ich meinen Operngucker zu Hülfe nehmen, um auf den Mützen das Embleme ihrer Polizeigewalt entziffern zu können. Dasselbe bestand aus dem blechernen Adler von Montenegro — will sagen: aus dem montenegrinischen Adler von Blech.

Auf der Treppe stand ein junger Mann. Man sah es ihm an, daß fürstliches Geblüt in seinen Adern wallte. Er war aber auffallend klein. Es fehlten ihm gewiß zwei Zoll von sechs Fuß. Neben diesem, vor der Thüre, saß der Fürst auf einem Wiener Rohrsessel und ließ seine Beine verschränkt herabhängen. Er trug genau dasselbe Kostüm, wie alle seine Landsleute. Er gilt, und gewiß mit Recht, für einen der schönsten Männer des Reiches. Er mag etwa 42 Jahre alt sein und in seinem roten Gesichte hat er dem langen Schnurrbart noch einen melierten Backenbart zur Seite gesellt, wodurch seinem Antlitze gewisse Spuren von Aristokratie aufgeprägt werden. Er versteht es recht gut, seine Mienen bei Staatsgeschäften in feierliche Falten zu legen. Heute war er nicht gut gelaunt. Es mag seine lange Pfeife daran Schuld gewesen sein, die der Herr Adjutant unaufhörlich frisch zu stopfen und anzubrennen suchte. Vielleicht auch berichteten ihm die Albanesen unangenehme Dinge. Ich kann das nicht wieder erzählen, denn mein Dolmetsch war nicht zur Stelle.

Im allgemeinen soll Fürst Nikolaus I. ein recht freundlicher Mann sein, besonders wenn er so Nachmittags unter dem großen Maulbeerbaume sitzt und dem andächtig lauschenden Volke seine — Gedichte vorliest. Bei solchen Anlässen soll er oft recht gemütlich sein und sogar die höhere Politik berühren. So z. B. schilderte er gelegentlich einer solchen politischen Matinée seinen jüngsten Besuch am Wiener Hofe und erzählte ausführlich die ihm daselbst zuteil gewordenen Ehren. Es scheint aber, daß ihm in Wien hinsichtlich der politischen Haltung Montenegro's gerade keine besonderen Schmeicheleien gesagt wurden, weil er es für nötig hielt, sogar darauf anzuspielen. Dabei that er freilich so, als ob er nicht ganz mit Oesterreich zufrieden wäre, denn er schloß seine Rede mit dem pathetischen Ausrufe: „Aber ich will Frieden haben mit Oesterreich!" Donnernder Applaus belohnte natürlich seine Gedichte und seine friedlichen Absichten gegen Europa.

So ehrt der Fürst das Volk und das Volk den Fürsten. Dieser mag sich immerhin glücklich fühlen, denn er weiß, daß er geliebt wird, und das mag wohl das Schönste für ihn sein. Andere Seligkeiten werden ihm in den menschenleeren Schwarzen Bergen ohnedies kaum zuteil.

Nikolaus I. geht seinen Landsleuten mit gutem Beispiel voran und sucht der schwachen Bevölkerung seines Reiches nach Kräften abzuhelfen. Er schenkte seinem Lande 13 Kinder. Neun leben noch, die anderen sind leider gestorben. Von den Verbliebenen sind nur zwei berufen, den Heldenstand Montenegro's zu zieren. Die anderen sieben müssen dem großen Mangel an jungen fürstlichen Bräuten im Gothaischen Kalender abhelfen. Die Erziehung eines so großen häuslichen Segens kostet natürlich sehr viel Geld. Da aber die 120,000 Gulden Zivilliste, welche die 286,000 glücklichen Landeskinder ihrem lieben Vater jährlich zahlen, nicht ausreichen dürften, das Familienkonzert immer in guter Stimmung zu erhalten, so hat der Kaiser von Rußland einstweilen den Dirigentenstab in die Hand genommen. Er schwingt ihn vorläufig nur mit klingender Münze über die Schwarzen Berge, und somit scheint sich alles recht hübsch abzuspielen, damit auch Montenegro bald sein europäisches Konzert bekommt.

Mir war es bei meiner politischen Beschränktheit freilich nicht ganz klar, warum gegen Montenegro das zehnte Gebot schon so oft übertreten wurde und sich immer noch welche dagegen versündigen wollen. Mehreremale sind die Türken schon ins Land gedrungen, aber immer wieder von den heldenmütigen Verteidigern trotz der feindlichen Uebermacht zurückgeworfen worden. Was mögen denn die Türken nur Schönes erwartet haben? Hübsche Weiber? Gewiß würden ihnen die paar nicht genügt haben — oder haben sie schon von dem guten montenegrinischen Tabak geraucht? Der wächst aber in der Türkei ebenso gut. Also aus welchem Grunde wird den armen Teufeln ihre einzige Habe, die Freiheit, nicht gegönnt?!

Da machte ich einen kleinen Spaziergang hinaus auf die Bella vista und hatte nun freilich ein Bild vor mir, das mir die Gelüste nach montenegrinischem Gut erklärlicher machte. Tief hinab wälzt sich in großen Serpentinen die neue Straße nach Rjeka. Sie zieht malerisch durch ein Chaos von Felsen. Unter ihr liegen in buntem Durcheinander einzelne Feldparzellen, mit Gemüse, Mais oder Tabak bebaut. Hoch darüber schließt sich ein Kranz von gigantischen Bergklötzen, nur gegen Süden hin den weiten Durchblick gestattend auf den glänzenden Spiegel des mächtigen Skutari-Sees, der sich wie ein ganzes Meer zu Füßen einer majestätischen Gebirgskette ausbreitet. Durch die davorliegende fruchtbare Wiesenfläche fließt die Rjeka an einigen Ortschaften vorüber dem See zu. Im Winter ist dies alles überschwemmt. Nun gedenkt die montenegrinische Regierung die kurze Strecke vom See bis zur Adria durchstechen zu lassen, wodurch der größte Teil des Wassers ablaufen und somit der Bodenkultur eine ungeheure Fläche gewonnen werden könnte. Freilich die Bella vista wird dann ihres Hauptschmuckes beraubt sein, sobald der Skutari-See nicht mehr zu ihr heraufleuchtet. Um so mehr habe ich daher heute noch diesem herrlichen Panorama meine ganze Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei unterstützten mich einige Gläser Slivowitz, sowie die Unterhaltung des freundlichen Wirtes. Der Bursche zeigte mir die beiden Punkte, wo die Türken das letztemal, im Jahre 1858, hereingebrochen waren. Da gab es einen heißen Kampf. Zwei Tage und Nächte wehrten sich die tapferen Helden mit wahrer Verzweiflung gegen den übermächtigen Feind. Kein Mann, der Waffen tragen konnte, fehlte am Kampfplatze. Die Weiber schleppten Munition und Proviant nach und halfen die todbringenden Steine in die Schluchten hinabwerfen. Schon wollten die Tapferen erlahmen — da stellte sich der Fürst selbst an die Spitze. Neuer Mut und neue Kräfte kehrten zurück, und endlich blieben die Montenegriner Sieger. Sie warfen die Türken vollständig zum Lande hinaus. So erzählte der freundliche Wirt.

Auf dem Rückweg stieg ich auf einen nahen Felsen, um mir Cettinje aus der Vogelperspektive zu betrachten. Das war recht gut, denn von da aus bot sich mir ein sehr freundliches Bild dar: Auf großem flachem Wiesengrunde, inmitten eines ungeheuren Gebirgszirkus, liegt das Städtchen; es mag etwa 100 Häuser zählen. Aber alle sehen so sauber aus, als ob der ganze Ort erst in diesem Jahre erbaut worden wäre. Die Ziegeldächer darüber blinken wie frisch angestrichen und dazwischen lugt mitunter eine dunkle Baumkrone hervor. Auf einigen Stellen ist die grüne Fläche recht anmutig von kleinem Gehölz überzogen und alles, was nicht gerade von größeren Felsklötzen bedeckt ist, wird ausgenützt als Waideplatz für Schafe, Ziegen und Kühe. Die besseren eingefriedeten Parzellen, fast nur mit Mais bebaut, gehören zum Oekonomiestand des Fürsten. Die ganze Fläche oder richtiger das ganze Becken mag ca. 3 Km. lang und 1 Km. breit sein, und hat ganz das Aussehen, als wäre es früher von einem See ausgefüllt gewesen. Es wurden in der Gegend auch schon viele Versteinerungen gefunden. Hoch über alles hinweg thront der Loszen, auf dessen Rücken oben deutlich eine Kapelle sichtbar ist. Wären die Berge nicht gar so kahl, so hätte ich es für ein ganz liebliches alpines Bild ansehen können!

Am anderen Tag war Sonntag. Ich gieng in die Kirche, wo das griechische Hochamt zelebriert wurde. Der rituelle Gesang wurde von einem Geistlichen und den etwa 20 andächtigen Anwesenden abwechselnd heruntergeleiert. Es war die reine Katzenmusik. Wer das einmal hört, muß den Montenegrinern alles musikalische Gehör abstreiten. Unter den paar Weibern, die der Festlichkeit beiwohnten, war vornan die Mutter des Fürsten, eine auffallend große und starke Frau; sie strotzte von Gold und Silber und war sehr andächtig. Den Weihrauch bezieht die Kirche von einer sehr schlechten Firma; er blies mich bald zum

Tempel hinaus. Es war aber auch Zeit, um auf den Loſzen zu kommen.

Ein Saumweg führt bis zur Höhe, und ohne große Beschwerden war ich in etwa drei Stunden teils über Steinwüsten und teils auch durch Eichenwälder auf die Höhe gelangt. In der Nähe sind Schneefelder und oben steht eine Kapelle, in der ein montenegrinischer Fürst, welcher zugleich Metropolit und auch Dichter war, begraben liegt.[1] Ich ließ den Toten ruhig liegen und sah mir lieber die lebendige Natur um mich an. Und welche Rundschau hatte ich! Es ist ganz unbeschreiblich, welches Panorama sich da unter mir und um mich ausbreitete. Unter einem Himmel, wie ihn nur der Süden färben kann, glänzte, so weit der Blick reichen konnte, die herrliche Adria. Wäre die Mittagssonne nicht gar so grell darüber gegossen gewesen, so hätte ich mit gutem Glas die Küste von Italien erblicken müssen. Gegen Süden schaute ich über ganz Albanien, und dort, wo der mächtige Gebirgskreis sich erweitert, liegt der große funkelnde Skutari-See. Die weiße Häusergruppe an seinem Ende ist Skutari selbst. In der Nähe lachte die ganze grüne Fläche mit der schlangenartigen Rjeka gar freundlich herauf; darüber weg aber ist ein abscheuliches Gewirre von dunklen Felsen und kahlen Klötzen — sie geben dem Lande den Namen. Es ist das montenegrinische Reich, das ganz zu Füßen des Loſzen liegt. Ueber seine Grenzen ragen noch die Spitzen und Kuppen der Herzegowina herüber und man schaut da in ein furchtbares Steingewirre und Felsennest hinein. Wären nicht tief unten die schlangenartigen weißen Windungen der neuen Straße bemerkbar, so möchte man meinen, mitten in einer unbewohnten Wildnis zu stehen. Dies gilt freilich nur von dem Teile, welchen die Karten mit „Montenegro" bezeichnen. Da aber, wo sich die Schwarzen Berge sich den dalmatinischen Küstenerhebungen nähern und noch mehr da, wo die Abfälle des Loſzen in steilen Wänden in die Tiefe stürzen, da paart sich das Wilde dieser großartigen Scenerie zugleich mit dem Lieblichen. Inmitten kahler dunkler Felsgipfel liegen tief unten die malerischen Bocche.

Sie lachten mit allen Reizen, die ihre grünen, reichbesiedelten Ufer gewähren, zu mir herauf. Ich konnte mich kaum satt sehen. Einen fast komischen Eindruck machen die zahllosen Serpentinen der zu den umliegenden Forts hinanführenden Wege, die nur so oberflächlich in die grünen Abhänge hineingekritzelt erscheinen. Die Kritzeleien haben aber den Oesterreichern schon enorme Summen gekostet. Auf dem Wege an der dalmatinischen Küste und in den Bocche begegnet man vielleicht einem Hundert solcher Forts, die zumeist auf schwindelnder Höhe thronen, und zu allen führen neue Wege und Straßen hinan; man muß zugeben, daß Oesterreich sichs schon große Summen kosten ließ für gute Straßenverbindungen mit den neu okkupierten Ländern.

[1] Die Montenegriner haben ihn heilig gesprochen.

Doch was kümmerten mich hier auf der höchsten Spitze Montenegro's alle diese Festungen mit ihren grimmig herausglotzenden Kanonen? Ich fühlte mich da so sicher, so froh und so selig, wie es vielleicht der Herr dieses Bergriesen selbst noch kaum war. Dutzendemale drehte ich mich hin und her, um immer wieder von neuem zu schauen und zu staunen. Alles, das Meer, die seeartigen Buchten der Bocche, der Skutari-See, das ganze Nest Cettinje, Hunderte von Bergen und dazwischenliegenden, grünen, buschigen Inseln — alles das lag so ergeben zu meinen Füßen und schaute so ehrerbietig zu meinem gewaltigen Standpunkt empor, als wollte es sagen: Nun wähle und nimm Dir, was Du willst!

Lange, lange habe ich gewählt, aber meine Habgier ließ mich zu keinem Entschluß kommen. Ich hätte am liebsten alles genommen. Aber da zog sich unten im Kessel von Cettinje eine finstere Wolke zusammen und um meine Ohren dröhnte ein dumpfes donnerndes Getöse. Ich erschrak. Sollte etwa der Geist des seligen Fürsten meine Begierden erraten haben? — oder war es nur das Brummen eines nahen Gewitters?

Furchtsam, wie ich nun schon bin, nahm ich schleunigst Reißaus. Ich bewerkstelligte meine Flucht auf der nordwestlichen Seite des Berges herab und konnte nur noch von weitem die Abschiedsthränen wahrnehmen, welche der heilige Fürst mir in reichlicher Menge nachweinte. Dieselben flossen aber gegen Cettinje zu, und ich kam vollständig trocken nach zweistündiger Flucht in Njegus an. In der Nähe sprudelt aus dem Berge eine dicke Quelle hervor, in der ich meinen brennenden Durst löschen konnte. Das war der erste frische Trunk Wasser, den ich seit 14 Tagen über meine Lippen brachte. Die Quelle verschwindet nach kurzem offenen Laufe durch ein großes Loch wieder vollständig im Berge.

In Njegus erwartete mich mein Begleiter, der Mittags von Cettinje abfuhr. Nach wenigen Stunden langte ich am Ziele an. Ich war wieder in Cattaro.

Die geheimen Gesellschaften in Neapel und Sicilien.

In Italien haben die geheimen Gesellschaften schon seit den frühesten Zeiten einen fruchtbaren Boden gefunden. Schon der römische Senat ward zu einer Zeit, wo derselbe noch die Welt regierte, sogar unter dem Schatten der Curia in seinen Erwartungen getäuscht und in seinen Verfügungen gehemmt durch die hartnäckige Ausdauer von Sektariern, welche mit Gleichmut dem Tode trotzten und dadurch selbst die unnachgiebige Strenge ihrer Richter ermüdeten. Später hätten die Kaiser gern ein Auge zugedrückt bei dem, was sie nicht billigen wollten und nicht ausrotten konnten, und wo nur immer der römische Bürger sich heimisch machte, errichtete er Clubs und Verbindungen,

welche die bestehenden Gesetze de sodaliciis et collegiis wenigstens umgiengen, wo nicht verletzten. Die Gilden, Zünfte und Vereine des mittelalterlichen Gemeindelebens basierten auf demselben Prinzip, einen Staat im Staate zu bilden, dessen Bestimmungen die Gesetze des Gesamtstaates überholen sollten. Die geheimnisvolle Akademie des Pomponius Liti und späterhin die Gesellschaft der Arkadier und der Lincei in Rom führten etwas von demselben Geiste der Verschwörung in Litteratur und Wissenschaft ein, als wäre es nicht möglich, ohne Abgabe von Paßworten über Dante zu diskutieren oder nur unter der Sanktion von geheimen Erkennungszeichen sich über Physik zu beraten. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts führten die Carbonari, die Sanfedisti und ähnliche geheime Gesellschaften die Verschwörung auf das angemessene und verwandte Feld der politischen Zettelung hinüber, und seit der Errichtung eines konstitutionellen Italien sind die sette, Sekten, der Popanz und der Gegenstand der Sorge und Angst für die vollziehende Gewalt gewesen.

Massimo d'Azeglio sagt ebenso wahr, wie mit epigrammatischer Kürze: „Im Herzen jedes Italieners steckt einiger Instinkt zum Bürgerkriege", und zwar hätte er nicht minder wahr hinzusetzen können: zu einem auf Ränke und Verschwörungen gegründeten Bürgerkriege. Wenn seine politischen Bestrebungen nicht gezwungen werden, ihren Ausdruck in dem Treiben verschworener Clubs mit geheimen Paßworten und mitternächtlichen Versammlungen zu suchen, so ist der Italiener nicht weniger bereit, seine sozialen, kommerziellen oder verbrecherischen Zwecke durch ähnliche gesetzwidrige Verbrüderungen und Geheimbünde zu fördern, welche oft jede Bemühung der vollziehenden Gewalt zu ihrer Unterdrückung vereiteln. Die Squadracce der Romagna, die Ragnalatori von Parma, die Cocca von Turin, die Bagarini von Rom sind in ihren Kämpfen mit dem Staate immer in der Lage, sich aufrecht zu erhalten, denn bei den Gerichten, welche über den Ausgang der Prozesse entscheiden, haben sie immer die Mehrheit für sich. Die „Opinione" sagt in einem Artikel vom 26. Oktober 1879, welcher die Sekten in den Marken bespricht: „Wenn ein Mitglied ein Verbrechen begeht, so verteidigen ihn seine Verbündeten durch gemachte Zeugnisse, durch Intriguen und Einschüchterung, und der Einfluß, welchen sie auf Zeugen, Richter und Geschworene geltend zu machen imstande sind, ist derartig, daß selten eine Ueberführung erfolgt. Ueberdies hat der Staat freiwillig sich selbst entwaffnet. Die vollziehende Gewalt hat im Einklang mit der öffentlichen Meinung und unter dem Drang der Lehren eines Mancini, Pisanelli und ähnlicher Männer die Todesstrafe praktisch abgeschafft. Auch geschieht dies nicht, weil ein verständliches, wenn auch widerspenstiges Empfinden einen übertriebenen Wert auf die Heiligkeit des menschlichen Lebens legt. Der Italiener von heute ist vom blosen Blutvergießen kaum mehr erschüttert als es seine Vorfahren waren, wenn sie sich am Gemetzel der Gladiatoren im Kolosseum ergötzten. Allein wenn man nur wenig Mitgefühl fühlt oder kundgibt, wenn entsprungene Gefangene in Sicht der Polizei[1] niedergeschossen werden, wenn man Tag um Tag in den Straßen von Rom und Neapel Menschen ermorden sieht, wenn das Blut von hundert, durch die sträfliche Fahrlässigkeit der Akkordanten geopferten Arbeitern die Mauern des Finanzministeriums auf dem neuen Kapitol befleckt, so ist diese Erscheinung leicht zu erklären. Nur wenn irgend eine plötzliche Katastrophe an die Einbildungskraft appelliert oder wenn die hinkende Justiz den Verbrecher erreicht und in kaltem Blut die Todesstrafe an ihm vollzieht, erscheint der Tod wirklich furchtbar. Als Misdea, der hartgesottene, blutbefleckte Meuterer, im Jahre 1883 erschossen wurde, ward das ganze Land über die nicht erfolgte gewöhnliche Umwandlung der Todesstrafe auf's tiefste erregt, und die Hinrichtung des Mörders ward schließlich nur gebilligt, weil man erkannte, daß unter allen Umständen Mannszucht im Heere aufrecht erhalten werden muß. Die viertausend Opfer von Messer und Pistole werden Jahr um Jahr in Italien begraben, ohne daß ein Zehnteil der Wehklage erhoben wird, welche man über die paar Hundert Todesfälle in Casamicciola oder über die beiden Kompagnien erhob, welche zu Dogali in Abessinien aufgerieben wurden.

„Quannu ch'e la mortu bisogna pinsare a la viva" (wenn ein Mensch tot ist, muß man an den Lebenden denken, d. h. ein lebender Mörder ist mehr Beachtung wert als sein ermordetes Opfer), sagt ein sicilisches Sprichwort, welches genau genug, wenn auch in etwas cynischer Weise, die allgemeine Ansicht über die Pflichten des Gesetzes ausspricht; und wo ein sentimentales Strafgesetz, das in der That die Verjährungsfrist für einen Mord auf zehn Jahre feststellt, noch nicht genug Chancen sichert, um dem Arm des Gesetzes zu entgehen, da thun die Geschworenen das übrige, weil sie teils Mitgefühl mit dem Angeklagten haben, teils zu dumm, zu kurzsichtig oder zu einsichtslos sind, um die ihnen vorgelegten Fragen zu verstehen. Professor Turiello sagt in seinem Werke „Regierung und Regierte": „Neapolitanische Geschworene würden es beinahe für einen Mangel an Höflichkeit halten, wenn

[1] Die Polizei ist selten in Verlegenheit um einen Entschuldigungsgrund, wenn sie auf verdächtige Verbrecher schießt. Man lese nur die folgende Schilderung einer Verhaftung in der Nähe von Vallombrosa, welche wir nicht ihrer Eigentümlichkeit wegen zitieren, sondern weil sie neueren Datums ist: „Am 3. ds. Mts. gelang es einer Abteilung von zehn Polizisten nach einer eintägigen Fahndung auf Räuber in den Bergen, sich in einen erfolgreichen Hinterhalt auf ihre Beute zu legen. Landi, einer der vier Räuber, feuerte, sobald er den Feind erblickte. Ein lebhaftes Scharmützel folgte und endigte in der Flucht der ganzen Bande mit Ausnahme ihres Führers Maggi, welcher fiel, von einer Kugel getroffen, welche ihm das Herz durchbohrt haben würde, wenn sie nicht durch ein Exemplar des „Befreiten Jerusalem", das er in der Brusttasche trug, abgelenkt worden wäre." („Tribuna" vom 19. August 1887.)

sie einen ungünstigen Wahrspruch gegen die beredte Berufung eines angesehenen Rechtsanwalts abgäben." Am Schlusse eines berühmten Schlußverfahrens in Caltagirone in Sicilien, welches vom 25. Juni bis 27. September 1885 währte, wurden der Jury nicht weniger als 7347 Fragen vorgelegt, und die Geschworenen brauchten die allerdings merkwürdig kurze Zeit von nur fünf Tagen, um sich ihren Wahrspruch zu überlegen. Bei diesem Anlasse wurden allerdings von den 31 Angeklagten 22 zahlreicher Morde, Raubmorde, Einbrüche 2c. schuldig befunden, allein die höchste Strafe, auf welche erkannt wurde, waren nur 25 Jahre Zwangsarbeit. Wie weit aber Geschworene in ihrer Nachsicht gehen, das zeigt sich in zwei Strafprozessen in Rom, über welche die „Rivista di Discipline carcerarie" vom Juni 1886 berichtet. Im einen Fall mißbrauchte ein junges Dienstmädchen das Vertrauen ihres Herrn und stahl aus seinem Pulte mehrere Tausend Lire, um sich selbst eine Mitgift zu schaffen und so ihren zögernden Liebhaber, welcher Armut als Grund seines Zauderns angab, zur Heirat zu veranlassen. Im zweiten Falle hatte ein alter Mann, um die Verschwendungssucht seiner jungen Frau zu befriedigen, sich allmählich achttausend Lire aus den Mitteln der Gesellschaft für die Uferbefestigung des Tiber angeeignet, deren Kassier er war. In beiden Fällen wurden die Thatsachen zugegeben; in beiden Fällen aber fällten die Geschworenen den Wahrspruch: „unter unwiderstehlichem Drange handelnd", und die Angeklagten wurden freigesprochen.

In Strafprozessen wegen Mords werden selbst dann, wenn der Angeklagte schuldig befunden wird, beinahe unwandelbar „mildernde Umstände" zugebilligt, und die alte Geschichte von dem Advokaten, welcher an das Mitleid der Geschworenen für seinen Klienten, welcher seine Eltern ermordet hatte, als arme Waise appellierte, ist kaum eine Burleske auf das, was gewöhnlich und täglich in den italienischen Gerichtshöfen vorgeht. Was Burkhardt vom Mittelalter sagt, ist in Italien auch heute noch wahr: „Wo nur immer ein Verbrechen begangen worden ist, da sind, ehe noch die Einzelnheiten bekannt werden, die Sympathien aller unwillkürlich dem Angeklagten zugewandt."

Die natürliche Folge von diesem allem ist die entsetzliche Ueberlegenheit der Morde in der Totenliste, welche Italien unter allen zivilisierten Ländern einnimmt. In Neapel mit seinen 300,000 Einwohnern — wo man, beiläufig gesagt, angeblich um 50 Franken einen Menschen umbringen lassen kann — fielen im Jahre 1881 nicht weniger als 196 Meuchelmorde, 823 Totschläge, 20 Raubmorde und 9 Vatermorde vor; nimmt man aber das ganze Land zusammen, so ist der jährliche Durchschnitt der gewaltsamen Todesfälle mindestens achtzehnmal größer, als in demselben Verhältnis in Deutschland. Allerdings nimmt der fremde Besucher von Italien den Eindruck mit, daß das Land geordnet und die Lebensgefahr dort nicht größer sei als anderswo, und dieser Eindruck ist auch, was ihn selbst betrifft, richtig. Weitaus die größte Menge der Mordthaten, abgesehen von denen, zu welchen Händel im Rausch Veranlassung geben, rühren von einer der beiden Ursachen her, welche den Fremden nicht berühren — sie sind die Folgen entweder von Eifersucht oder Eigennutz und Interesse — Gewerbs- und Handelsstreitigkeiten, können wir sagen. Eine solche z. B. war die Ursache des furchtbaren Mordes, welcher im vergangenen Juli in Rom begangen wurde, wo ein Bau-Unternehmer am hellen Mittag vor dem Hauptpostamte, inmitten eines Haufens erschrockener Zuschauer, von einem geschäftlichen Nebenbuhler erschossen wurde. Diese Mordthaten sind aber auch zuweilen, jedoch seltener, der Vollzug von Todesstrafen und Aechtungen, welche von geheimen Gesellschaften wegen irgend einer Verletzung ihrer Satzungen ausgesprochen worden sind.

Ich bin etwas länger bei dieser Absetzung der Regierung zu Gunsten der gefährlichen Klassen stehen geblieben, weil hierin der Schlüssel der ganzen Situation liegt. Diese Beiseitesetzung der Regierungsgewalt setzt die Mitglieder der geheimen Gesellschaft in den Stand, mit einer gewissen Zuversicht auf wirkliche Straflosigkeit ihre Feinde zu terrorisieren und die Verräter nach ihren Satzungen zu bestrafen, denn wenn auch eine Ueberführung erzielt wird, so ist ein gewöhnliches italienisches Gefängnis ohne Einzelzellen, ohne auferlegtes Stillschweigen und harte Arbeit, für die gefährlichen Klassen eher anziehend als abstoßend. Was die Verpflegung anbelangt, so werden die Sträflinge besser versorgt als die Soldaten. Als im Jahre 1880 Militär aufgeboten werden mußte, um einen Aufruhr unter den Sträflingen in Bergamo zu dämpfen, welcher durch die Unzufriedenheit derselben mit ihrem Brote hervorgerufen worden war, berichteten die Zeitungen ohne Ueberraschung oder sonstige Bemerkungen, daß das Brot der Soldatenrationen von weit geringerer Qualität war als dasjenige, welches den Sträflingen gereicht wurde.

Man hat behauptet, die unterscheidenden Züge des italienischen Nationalcharakters seien in Neapel und noch mehr in Sicilien in ihrer accentuiertesten Form vorhanden, und gerade in den Provinzen des früheren Königreichs beider Sicilien kann man das Treiben der geheimen Gesellschaften am besten beobachten. Gerade dort treten sie am offensten, und man darf wohl hinzufügen am erfolgreichsten, in Konflikt mit der Regierung und den verfassungsmäßigen Behörden. Die Maffia von Sicilien und die Camorra auf dem Festlande — und beider Ziele: die Vereitelung und Umstürzung der Landesgesetze durch geheime Gesellschaften und antisoziale Verschwörungen, und die Bereicherung ihrer Mitglieder durch Einschüchterung und Plünderung, sind ja identisch — verlassen sich auf den Mord als ihr letztes Mittel zu ihrem Zweck und stehen in inniger Verbindung mit Räuberbanden, wo solche noch vorhanden, unterscheiden sich aber einigermaßen

durch die Art und Weise, wie sie zu Werke gehen. Die Camorra mengt sich zwar oft in faule Geschäftspraktiken und Handel und Wandel, und spielt Gewinne in die Hände einflußreicher Männer, um höheren Ortes Schutz zu finden, ist aber doch ihrem Wesen nach gemeine, in ein System gebrachte Räuberei. Der Zweck der Maffia dagegen ist in erster Linie das Haschen nach Macht, das Bestreben, durch Einschüchterung die Maschinerie der örtlichen Regierung zu ihren eigenen Zwecken an sich zu reißen und auszubeuten, und sie ist desto gefährlicher, weil sie, wenn sie sich einmal durch Schrecken eingedrängt hat, oft unter den Formen des Gesetzes handelt. Keine von beiden Gesellschaften hat aber oder hatte jemals irgend einen politischen Zweck, obwohl man das manchmal behauptet hat und obgleich sie sich zuweilen der politischen Unzufriedenheit zur Förderung ihrer eigenen Zwecke bedient haben.

Die Camorra soll von Spanien aus eingeführt worden sein, und es ist unverkennbar, daß Sancho Pansa, der den Mirone aus Barrataria verbannte, welcher ein verjährtes Anrecht geltend machte, einen Zoll auf die Gewinne der Spieler in der Spielhölle der Insel zu erheben, mit einer der bestbekannten Formen der neapolitanischen Camorra zu thun hatte. So teilten auch die „jüngeren Brüder" der Monopodios-Bruderschaft, welche Cervantes so humoristisch beschreibt, ihre Beute nach festgesetzten Regeln, hatten die Polizei in ihrem Solde und übernahmen es, gegen die von ihren Bestellern bezahlten Gebühren Prügel- und Todesstrafe an anderen vollziehen zu lassen, ganz so, wie es die Camorristen von Neapel in der bourbonischen Zeit thaten. Nur durch eine Ausdehnung der Bezeichnung wird das Wort Camorra auf eine Art Zunft oder Handwerksinnung oder organisierte faule Geschäftspraktik angewandt, welche sich über alle Klassen erstreckt und sich gegen jeden Außenstehenden verbündet. Wenn der amerikanische Politiker immer bereit ist, gegen seinen Mitbürger „eine Axt zu schleifen", so ist der Neapolitaner nicht weniger vom Wert der gegenseitigen Aushülfe durchdrungen. Sein Sprichwort sagt: Eine Hand wäscht die andere. Wenn man einen römischen Advokaten bittet, an einem neapolitanischen Gerichtshofe eine Sache zu führen, so wird er, wenn er ein ehrlicher Mann ist, es ablehnen und sagen: sie sind alle Camorristen, Advokaten, Richter und Geschworene, und ich würde meinen Fall sicher verlieren. Die Camorra hat zwar die beiden Königreiche von Sicilien durchdrungen und umspinnt sie noch heute, allein ihre besten Tage sind vorüber und sie übt nirgends mehr die unumschränkte Herrschaft aus, welche sie vor 1860 in der Stadt Neapel und besonders in den Gefängnissen derselben hatte. Die durch das Zeugnis politischer Sträflinge und der Kerkermeister bestätigten Geständnisse der Camorristen wimmeln von Geschichten, ob deren furchtbarem Realismus einem die Haare zu Berge stehen und die ein schauerliches Licht auf die Art und Weise werfen, in welcher sie die Gefängnisse zu Schulen und Herbergen der gefährlichen Klassen und der geheimen Gesellschaft machten. In jedem Gefängnis wurde ein Meister gewählt, welcher imstande war ungehindert mit seinen Kollegen in anderen Gefängnissen oder im Freien zu korrespondieren, neue Mitglieder unter den üblichen Eiden und Gebräuchen aufzunehmen, zu seinem eigenen Besten und zu demjenigen seiner Untergebenen den anderen nicht eingeweihten Sträflingen Steuern aufzuerlegen und gegen alle, welche sich seinen Befehlen widersetzten, Todesurteile nicht nur zu verhängen, sondern auch schnell und sicher vollziehen zu lassen. Nach außen war das System dasselbe: die Erhebung von Steuern von allen Klassen der Bevölkerung mittelst Einschüchterung, mit Todesstrafe gegen diejenigen, welche sich widersetzten, und dies ließ sich die Bevölkerung demütig gefallen.

Wenn zwei Männer in einer Schenke Karten spielten, war ein Camorrist da, um einen Zehnten am Gewinne zu erheben; der Lohnkutscher mußte von seinem Fahrgeld, der Lastträger von seinem Verdienst ein Zehntel abgeben; die Zollgebühren am Hafen, die städtische Accise an den Thoren, mußten ein Zehntel abgeben. Die Ausdehnung dieser Beraubungen mag aus einer einzigen Thatsache ersehen werden: an einem Dezembertage des Jahres 1860 betrug die ganze, an allen Thoren von Neapel erhobene amtliche Einnahme $1^1/_5$ Lire. Dies gieng zu weit. Neunzig Camorristen wurden verhaftet, und am folgenden Tage wurden 9400 Franken eingenommen. Im Jahre 1862 wurde Belagerungszustand über Neapel verhängt; Signor Areta, der erste Bürgermeister, gieng mit der äußersten Energie und Strenge zu Werke, und noch vor Jahresschluß wurden 290 der angesehensten Mitglieder verhaftet, und die alte Gesellschaft, welche mit ihrer tyrannischen Satzung und ihrer eingestandenen Erpressung von der bourbonischen Regierung als unvermeidlich angesehen und von deren Polizei geduldet worden war, wurde endlich zersprengt. Aber Villari schrieb (in seinen „Lettere meridionali", 1877): „Die Camorra liegt den Neapolitanern im Blute und kann durch die Einkerkerung ihrer Mitglieder in irgend einer besonderen Zeit nicht ausgerottet werden;" und obwohl die Organisation jetzt eine lockrere ist, obwohl die Gesellschaft jetzt mehr Betrug als Gewalt anwendet, ist das Ziel der Verbindung noch immer Plünderung, und diejenige Aeußerung ihrer Gesetzeskraft, die sie als letztes Mittel anwendet, noch immer Todesstrafe, Mord.

Seit 1860 ist die Camorra geschieden in die sogen. Camorra alta oder die „Camorra in Glacéhandschuhen", wie man sie zuweilen auch nennt, und in die Camorra bassa. Die letztere rekrutiert sich vorzugsweise aus den Strafanstalten und Bagnos des Staates und lebt von Diebstahl, Betrug und gemeiner Erpressung. Die Camorra alta befaßt sich hauptsächlich mit Wahlen und faulen Geschäftspraktiken und bedient sich, wo Gewaltthat erforderlich ist, der Mitglieder der niedrigen Camorra als ihrer Werkzeuge und schmilzt unmerklich zusammen in

die clientele,[1] Gruppen von gewissenlosen, käuflichen, aufrührerischen Wählern, welche ihr Wahlrecht einfach für eine Einkommensquelle ansehen und ihren Kandidaten unter der Bedingung durchbringen, daß er mit ihnen den Raub am Staat oder an der Gemeinde teilen solle. Beide Klassen dieser geheimen Gesellschaft stehen jedoch mit einander in heimlichem Zusammenhang und können nicht immer von einander geschieden werden. Wenn wir von einer Stadt in der Basilicata hören, wo zwei angesehene Bürger, Gemeinderäte ꝛc., verhaftet wurden wegen Veruntreuung von Geldern eines Findelhauses, indem sie systematisch Zahlungen für Rechnung von Kindern, welche längst gestorben waren, aus der Kasse nahmen, oder von einer anderen in Benevento, wo der Sindaco (Rechnungsrevisor) der Bruder des Abgeordneten und des Bürgermeisters, wo sein Oheim Priester und Schullehrer und ein Vetter Steuereinnehmer und Gemeindeschreiber ist; oder von einer dritten, in welcher der Syndikus in den Jahren 1875 bis 1877 den Stadtrat nie zu einer Sitzung zusammenberief, sondern dem Präfekten Protokolle über angeblich gehaltene Sitzungen und über Verfügungen einschickte, welche er aus eigener Willkür getroffen hatte, so stehen wir offenbar vor der Camorra in Glacéhandschuhen und wissen ohne weitere Nachforschung, auf welche Weise sich jene Herren ihre Wahlen gesichert haben. Wenn wir von einer anderen Gemeinde hören, wo eine solidarisch verbundene Gesellschaft vorhanden ist, deren Mitglieder sich verpflichten, im Fall eines Prozesses zwischen einem Mitglied und einem Grundbesitzer nach Bedarf ein falsches Zeugnis abzulegen und zu Fünf oder Sechsen, welche durch das Loos bestimmt worden sind, vor Gericht zu erscheinen und ihre eingepaukte Lektion herzusagen, so ist ebenfalls klar, daß die Mitglieder zur Camorra der tieferen Stufe gehören. Allein nicht so leicht lassen sich jene Bauernverbindungen klassifizieren, deren Treiben in der Nähe von Neapel im Jahre 1880 an den Tag gekommen ist und die eine gemeinsame Kasse zur Unterstützung der ihrem Bunde angehörigen entlassenen Pächter hatten und nach einem gemeinsamen Beschluß und Einverständnis kein Land zu einem höheren als dem von den Verbündeten vereinbarten Preise verpachten ließen. In diesen letzteren Fällen hat sich die Camorra mit der Unzufriedenheit verbündet, welche teilweise von der landwirtschaftlichen Krisis und den gesunkenen Preisen der Landesprodukte, teils von anderen Ursachen herrührte. In vielen der kleineren Gemeinden der Apenninen hat die Aneignung der Gemeindeländereien zu nominellen Pachtpreisen von seiten der herrschenden Familien zu Zuständen geführt, die einigermaßen einem Wiederaufleben der Feudalzeit gleichen. Der Ingrimm und das Mißvergnügen, welche dadurch hervorgerufen werden, äußern sich, obwohl hie und da durch Furcht niedergehalten, manchmal sehr nachdrücklich durch das Niederbrennen von Wäldern und Ernten oder durch wirkliche Aufläufe, von welchen zwar nicht so viel gesprochen wird, die aber vollkommen ebenso ernsthaft sind, wie diejenigen in Irland. Gefährliche Bursche, mehrfach bestrafte Räuber oder sonstige Verbrecher, welche in den Augen der Volksmenge eine Art heldenhafter Nimbus umgiebt, spielen in diesem sozialen Krieg eine hervorragende Rolle, beuten die blinde Wut des Volkes zur Förderung ihrer eigenen Zwecke aus und sind oft selbst nur Werkzeuge der Camorra alta, welche unter diesem Gesichtspunkte nicht von der sicilischen Maffia unterschieden werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Wie diese clientele arbeiten und Wahlen durchsetzen und wie der Mangel an allem öffentlichen Geist und das Fernbleiben der rechtschaffensten und gebildetsten Männer vom politischen Leben dieselben im beinahe unbestrittenen Besitz ihrer Macht gelassen hat, kann in Minghetti's Werk „I Partiti Notitici“ nachgelesen werden.

Geographische Neuigkeiten.

* Die neue Expedition nach dem Kongo. Im „Mouvement géographique“ vom 23. Oktober v. Js. stand eine förmliche Ankündigung, daß Kapitän Van de Velde nach den Stanley-Fällen aufgebrochen sei, um den Befehl über eine aus etlichen und fünfzig Haussa- und Bangala-Soldaten bestehende bewaffnete Abteilung zu übernehmen zu dem Zweck, die Ordnung wieder herzustellen und das Ansehen und die Herrschaft des Kongo-Freistaats aufrecht zu erhalten. Diese Nachricht wird nun ergänzt durch eine anscheinend inspierierte Notiz in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“, welcher wir folgende Einzelnheiten entlehnen. Die Expedition hat außer der Vertreibung der arabischen Sklavenhändler noch den Zweck, die Autorität des Staates bis an die Grenzen von Uganda auszubehnen. Im Hinblick auf diesen Zweck beabsichtigt Kapitän Van de Velde dem Oberlauf des Kongo nach dem Süden zu folgen, die Stationen am Fluß wieder herzustellen und von Nyangwe aus den Tanganyika-See zu erreichen. Die von Kapitän Storms im Jahre 1885 gegründeten, aber seither verlassenen Stationen an den westlichen Gestaden des Tanganyika werden ohne Zweifel wieder hergestellt werden, denn der Kongo-Freistaat betrachtet dies angeblich nicht weniger für seine Aufgabe, als seine Autorität über die ganze Region auszuüben, welche auf der Berliner Konferenz von 1885 unter seine Jurisdiktion gestellt worden ist, mit Einschluß von M'bode, Bakumu, Uregga, Manyema und Kasongo, und vom Albert Nyanza im Norden bis zum Bangweolo-See im Süden. Der Sultan von Sansibar soll aufgefordert werden, die von der Berliner Konferenz getroffenen Vorkehrungen anzuerkennen und den Verkauf von Kongo-Negern in seinem Gebiete abzuschaffen, denn der Kongo-Freistaat beabsichtigt, eine große Handelsstraße vom Kongo nach Sansibar zu schaffen.

* Die Erforschung des Kuango. Dr. Mense, welcher zu Ende 1886 den Missionar G. Grenfell auf seiner Erforschung des Kuango bis zu den Stromschnellen von Kingundschi begleitete, giebt in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ (Band XIV, Nr. 8) eine vorläufige Schilderung seiner Reise, ohne dem Bericht des Herrn Grenfell vorgreifen zu wollen. Der Missionsdampfer „Peace“, mit den Herren Grenfell und Mense an Bord, erreichte am 16. Dezember 1886 das Delta, welches der Kuango bei seiner Einmündung in den Kassai bildet. Die Richtung seines Laufes ist vor dem Zusammenfluß eine nordwestliche, und die beiden Ströme bilden miteinander einen Winkel von 110 Grad. Die drei Arme des Delta umschließen eine große Menge von Inseln, welche sehr schwer von einander zu unterscheiden sind. Die Reisenden folgten dem westlichen Arm und erreichten ein Dorf am linken Ufer, dessen Einwohner (die Babili) sie zum Landen einluden. Ihre Königin Mai-Munéné gab an, sie habe vom weißen Manne gehört, aber bisher noch nie einen solchen gesehen; sie behandelte die Reisenden mit Auszeichnung und gab ihnen Auskunft über den Oberlauf des Flusses. Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise fort, der „Peace“ drang vorsichtig vor und sie waren bald imstande, die ihnen von der Königin Mai-Munéné gegebene Nachricht von der Verbindung der schwarzen Gewässer eines Nebenflusses mit dem gelben Gewässer des Kuango bestätigt zu finden. Es ergab sich, daß der Kuango auf seinem rechten Ufer einen aus Südosten kommenden, an seiner Mündung 438 Yards breiten großen Zufluß aufnimmt. Anfangs glaubten die Reisenden, diesen Zufluß mit dem von den Lieutenants Kund und Tappenbeck erforschten Saia oder Kwilu zu identifizieren; aber ein Eingeborener behauptete, der Fluß führe an seiner Mündung den Namen Dschuma (Juma). Zwischen dem Kuango und dem Dschuma breitet sich eine grasige Ebene aus, welche anscheinend häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Höher hinauf werden die Ufer immer mehr bewaldet. Man fand hier keine Einwohner, aber zahlreiche Fährten von Elefanten und Büffeln. Unsere Reisenden passierten wahre Urwälder und sahen sich auf der Fortsetzung ihrer Reise in einer Region von merkwürdigem Pflanzenwuchs. Noch höher hinauf wurde der Fluß größer, und sie hatten große Mühe, sich Lebensmittel zu verschaffen. Sie kamen an keinen Dörfern mehr vorüber und sahen nur gelegentlich Eingeborene, welche bei Annäherung des Dampfers unter Angstgeschrei entflohen; sie mußten also von dem leben, was ihre Flinten ihnen lieferten. Am 20. Dezember gelangten sie unter eine eingeborene Bevölkerung und wurden überall mit trotzigem Geschrei und feindseligem Schwingen von Speeren empfangen. Schließlich wurden aber die Eingeborenen von den friedlichen Absichten des „Peace“ versichert und bewogen, an Bord zu kommen. Die Lösung des Knotens war belustigend: als die Eingeborenen die Reisegesellschaft unbewaffnet sahen, so verweigerten sie dem Dampfer die Weiterfahrt und versprachen einen Besuch auf den folgenden Tag. Sie kamen wirklich auch in ihrer vollen Anzahl und stießen ihr Kriegsgeschrei aus; allein der „Peace“ blies seine Dampfpfeife mit solcher Wirkung, daß ihre Feinde ohne einen einzigen Streich zerstreut wurden. Am 23. Dezember erhielt der mit großer Vorsicht vordringende „Peace“ Lebensmittel von den eingeborenen Wampfuno, welche behaupteten, sie kennen Kimpoko, das Dorf am Stanley Pool, und dem Kuango den Namen Kwa gaben, welchen auch der Kassai in seinem unteren Laufe trägt. Am 24. Dezember waren sie in der Breite von 4° 26′, und die Schiffahrt auf dem Flusse wurde immer schwieriger. Hier bezeugten die Eingeborenen, welche mit weißen Männern vertraut waren, einen lebhaften Wunsch nach Tauschhandel und hatten das Boot bei sich, welches Herr v. Mechow verlassen hatte. Die Reisenden erreichten die Stromschnellen von Kingundschi am 27. und waren in der Lage, die Genauigkeit der von Herrn v. Mechow aufgenommenen Karte zu bestätigen. Die Rückreise nach dem Stanley Pool ward in sieben Tagen zurückgelegt.

* Die Wallis-Inseln. Die neuerdings von Melbourne aus durch die Zeitungen gegangene Nachricht, daß die Wallis-Inseln unter französische Schutzherrschaft gestellt worden seien, bedarf einer kleinen Berichtigung. Mit der Schutzherrschaft hat es seine Richtigkeit, allein dieselbe datiert schon vom Ende des Jahres 1886, wo unter dem 19. November mit den eingeborenen Häuptlingen ein darauf abzielender Schutzvertrag abgeschlossen worden ist, in welchen, auf den Wunsch der Eingeborenen, auch die etwa 150 Km. von der Wallisgruppe liegende Insel Futuna eingeschlossen wurde. Die im Nordosten der Viti gelegene, meist zu der Tonga-Inselflur gerechnete Gruppe der Wallis-Inseln (1767 durch Wallis entdeckt) besteht aus zwölf Inseln, deren größte Urea heißt und 1.74 geogr. Qu.-Mln. mit 3500 Bewohnern enthält; ferner Niuafu, 1200 Einwohner; Niua oder Keppel, 1000 Einwohner; Niue, 1774 von Cook entdeckt und Savage genannt, 1.7 Qu.-Mln. mit 5100 Einwohnern, und dazu noch die schon erwähnte Insel Fotuna oder Futuna und Alofi, im Jahre 1606 von Le Maire und Schouten entdeckt und Hoorne-Insel benannt, 2.1 Qu.-Mln. und 2600 Einwohner. Sie gehören sämtlich zu den schönsten, frischesten, anmutigsten und vegetationsreichsten Inseln der Südsee. Die friedlichen, gutartigen Bewohner sind zum Katholizismus bekehrt.

* Neue Goldlager in Holländisch-Guyana. Nach einer Amsterdamer Korrespondenz in der „Kölnischen Zeitung“, welche sich auf Korrespondenzen und Zeitungsberichte aus Paramaribo stützt, hat man in Surinam wieder ungemein reiche Goldlager entdeckt. Der gesegnete Landstrich liegt zwischen den Flüssen Lava und Papanahoni und wird von etwa 4000—5000 Buschnegern über einen Flächenraum von 20,000 bis 25,000 Qu.-Km. bewohnt; die Frage jedoch, wem dieses Gebiet gehört, ob

Frankreich oder den Niederlanden, ist vorderhand noch eine offene; die Grenze zwischen Surinam und Französisch-Guyana bildet der Marowyne-Fluß; dieser entsteht aber durch den Zusammenfluß des Papanahoni und Lava, und es fragt sich deshalb, ob die Grenze dem einen oder anderen der letztgenannten Flüsse entlang läuft. Thatsache ist, daß weder Frankreich noch die Niederlande sich jemals um diesen Landstrich bekümmert haben; 1861 schlug zwar eine niederländisch-französische Kommission eine Grenzregulierung vor, aber die Bestätigung derselben blieb aus, wahrscheinlich, weil es auf beiden Seiten an Interesse dafür fehlte. Jetzt liegt die Sache natürlich anders, und möglicherweise kann es zu Streitigkeiten über das Besitzrecht des Goldlandes kommen. Auf französischer Seite scheint man dies bereits vorausgesehen zu haben, da die Regierung von Cayenne ihren Unterthanen streng untersagt hat, sich nach dem Landstrich zu begeben, um daselbst Gold zu graben, welches Verbot die Regierung in Paramaribo ihren Unterthanen gegenüber ebenfalls erlassen hat. Allein gerade deshalb ist der Zuzug von Goldsuchern ein ungeheurer geworden, und wenn auch die französische Regierung von Zeit zu Zeit eine Abteilung von Soldaten dahinschickt, um die Abenteurer zu verjagen, so hilft dies selbstverständlich nur wenig, da sich letztere nach dem Abzug der Soldaten alsbald wieder hier einstellen. Der französische Reisende Coudreau, der dieses Goldland näher untersuchte, behauptet in seinem Bericht an die Société de géographie commerciale in Paris, daß der Goldreichtum dieses Bezirks dem von Australien und Kalifornien mindestens gleichkomme, und er berichtete, daß einfache Goldsucher mit ihren unvollkommenen Werkzeugen nach einmonatlicher Arbeit mit einer Ausbeute von 10 bis 15 Kgr. Gold zurückgekommen seien; ja, ein Blatt in Paramaribo, der „Westindier", meldet, daß in sehr kurzer Zeit 800 Kgr. Gold gefunden worden seien. Bis jetzt hat die Regierung von Surinam große Zurückhaltung an den Tag gelegt, wiewohl das historische Recht für die Niederlande zu sprechen scheint, da dieselben nachgewiesenermaßen vor etwa 100 Jahren am Zusammenfluß des Lava und Papanahoni einen verstärkten Posten hatten, der aber später eingezogen wurde. Und wenn es wahr ist, was Coudreau behauptet, daß Milliarden und Milliarden in diesem Boden schlummern und nur auf die ausbeutende Hand des Menschen warten, dann wird man niederländischerseits gewiß nicht länger säumen, die Hoheitsrechte geltend zu machen.

* Die Reise des Grafen Pfeil durch Useguha. Das Januarheft 1888 von „Petermann's Mitteilungen" bringt eine interessante Schilderung des unternehmenden deutschen Reisenden Joachim Grafen Pfeil über eine interessante Reise, welche er im vorigen Frühjahr im tropischen Ostafrika gemacht hat. Der wertvollste Teil seiner Forschungsarbeit (in den Tagen vom 18. März bis 8. Mai) besteht in einer Reise durch einen zuvor unerforschten Teil von Useguha. Der Weg von Pangani, seinem Ausgangspunkt, dem linken Ufer des Rufu entlang bis Korogwa, ist bekannt. Der Reisende war aber imstande, die Ravenstein'sche Karte in mehreren Einzelheiten zu verbessern. Etwa sieben Meilen von Korogwa überschreitet die Route in der Nähe von Gereza den kleinen Fluß Mkomazi, welcher auf den vorhandenen Karten unrichtig dargestellt ist, als fließe er durch den Manga- (soll heißen Mangu-) See in einer nordsüdlichen Richtung; auch seine Einmündung in den Rufu ist ungenau angegeben. Der Reisende folgte diesem Fluß, welcher zwischen zwei Hügelketten in einer nordnordöstlichen Richtung verläuft und nur in der Regenzeit mit dem See verbunden ist. Das Niveau des Sees und des Mkomazi ist beträchtlich unter demjenigen des Rufu, allein bei Gereza sind sie gleich. Ehe er die Gewässer des Sees aufnimmt, kommt der Mkomazi von Norden, allein Graf Pfeil war nicht imstande ihn bis zu seiner Quelle zu verfolgen. Der Pflanzenwuchs auf dem südlichen Ufer ist dicht und besteht aus Mimosen, Euphorbien und Cactus; das nördliche Ufer ist vergleichsweise dürftig bewachsen. Der Berg Yermandia (der Mati der Eingeborenen) auf dem rechten Ufer des Flusses sollte näher an den Rufu gerückt sein und ist nicht mit der Bugiri-Kette verbunden, sondern ganz vereinzelt. Vom Masi aus stattete Graf Pfeil dem Mangu-See einen Besuch ab, mußte aber ganz unerwartet seinen Aufenthalt an demselben abkürzen, weil sein Wasser so alkalinisch war, daß man es nicht trinken konnte und die Reisegesellschaft Durst litt. Der See ist ungefähr vier Meilen lang und um ein Geringes weniger breit. Seine gelbgrünen Gewässer sind von beträchtlicher Tiefe, obwohl keine Flüsse in ihn münden und er nur den atmospärischen Niederschlag von den umgebenden Bergen aufnimmt. Seine Ufer sind mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt und ungeheure Baobabs und Palmen erheben sich aus dem dichten Buschwerk. Seine Umgebungen sind sehr malerisch, mit Bergen in der Entfernung, werden jedoch selten von den Eingeborenen besucht und wimmeln von Wild. Nach Masi zurückgekehrt, setzte er über den Rufu und schlug den Weg genau nach Süden, quer durch unerforschtes Land, nach Mbuzini (6° 12′ s. Br.) ein. Der Weg führte durch eine trockene wasserlose Region, welche mit Steppenwald bedeckt war. Man setzte über zwei ausgetrocknete Wasserläufe, fand aber nicht eher Wasser, als bis man das Dorf Kiambo erreichte, über 20 Mln. südlich vom Rufu; aber sogar hier mußte man das Wasser von den Eingeborenen kaufen. Der Reisende schildert dieselben als besonders mißtrauisch, habgierig und unliebenswürdig. Sie verlangten für alles Bezahlung, sogar für die Beantwortung jeder Frage; sie schienen unliebsame Erfahrungen mit Arabern gemacht zu haben. Ein Mann aus der Reisegesellschaft, welcher Nachts ausgegangen war, um nach Wasserlöchern zu suchen, wurde vermißt und seine Spur konnte zwar noch bis in das Dorf ermittelt werden, aber weiter wurde

nichts mehr von ihm gehört; er war vermutlich als Pfand genommen worden für ein Mädchen, welches früher einmal durch Araber und Pangani-Leute hier geraubt worden sein sollte.

Südlich von Kiambo wird das Land allmählich höher, fängt daher die vom Seewinde mitgeführte Feuchtigkeit auf und zeigt deshalb eine größere Fruchtbarkeit. Hie und da ist es gut angebaut. Weiter nach Süden hin wird die Region bergiger, besonders gegen Westen, wo man mehrere Höhenzüge von Nordost nach Südwest verlaufen sieht und einzelne isolierte Gipfel unterscheidet; nach Osten hin ist das Land offener. Man setzt über mehrere Wasserläufe, von denen der Mligazi der wichtigste ist und sich etwas nördlich von Saadani in den Indischen Ozean ergießen soll. Zwischen Ko Ludonga und Kwa Konde war eine fruchtbare Niederung mit weiteren Flüssen und einigem Baumwuchs zu durchwandern und dann ward der Mbuzini erreicht. Der Ruzagura, ein Nebenfluß des Wami, fließt westlich von der Stadt, nicht östlich, wie auf der Ravenstein'schen Karte zu lesen ist. Von Mbuzini durchwanderte der Reisende die Ebenen, welche zwischen dem Wami und dem Geringeri liegen, wo der Boden arm und das Wasser selten ist, und verfolgte den Lauf des letztern Flusses bis zu seiner Einmündung in den Kingani und erreichte endlich die Küste in Bagamoyo. Auf seiner ganzen Reise verwandte Graf Pfeil besondere Aufmerksamkeit auf die Frage von der Zusammensetzung des Bodens und von dessen Wert für den Anbau — ein Gegenstand, womit er sich zuvor bekannt gemacht hatte. In seinem Bericht gibt er eingehende Einzelheiten über die verschiedenen Arten von Bodenoberfläche, welche man hier findet, und gibt die Bezirke, worin sie gefunden werden und ihren kennzeichnenden Pflanzenwuchs an. Die vier erwähnten Arten sind: 1. Die poröse rote Erde oder der verwitterte rote Gneis, welcher in seinem reinen Zustande in Afrika so häufig ist; 2. die graurote oder vielmehr die mit verschiedenen organischen und sonstigen Ueberresten gemischte rote Erde; 3. die schwarze Erde oder Alluvium; 4. der Humus, welcher der schwarzen Erde gleicht, aber sich in mehreren Eigenschaften von ihr unterscheidet. Graf Pfeil hat seine Reiseschilderung mit einer Karte begleitet; da aber seine Reise gerade zur Regenzeit und unter einem bewölkten Himmel gemacht wurde, konnte er nicht viele astronomische Beobachtungen anstellen. Weil er jedoch die bekannten Breiten solcher zentralen Punkte wie Mafi und Mbuzini benützte, hat er wesentlich genaue Ergebnisse zustande gebracht und seine Höhenbestimmungen mit einem Aneroid-Barometer und einem Siedpunkt-Thermometer gemacht.

* Die Insel Saipan (Gruppe der Marianen). Der französische Reisende Marche hat vor Kurzem dieser kleinen Insel einen Besuch abgestattet und gibt uns einige neue Kunde über dieselbe. Herr Marche ist im Begriff, die ganze Inselflur zu erforschen, und hat zwei Monate auf Saipan zugebracht. Die vorhandenen Karten der Insel sind durchaus nicht richtig. Nach einer vollständigen Durchforschung der Insel war Herr Marche durchaus nicht imstande, irgend eine Spur von einem Vulkan oder von vulkanischem Gestein zu entdecken, obwohl immer berichtet worden ist, es sei noch ein thätiger oder ein erloschener Vulkan auf der Insel vorhanden. Man hielt früher den Tapochao, die höchste Spitze der Insel, für 2000 Fuß hoch, aber die beiden Barometer des Reisenden ergaben nur eine Höhe von 1345 Fuß. Die anderen Hügel übersteigen eine Höhe von 600—700 Fuß nicht. Die Nordspitze der Insel endet in einem Berg, welcher das Aussehen der Klippen zu Dieppe hat und ein langes, schmales Plateau bildet. Es gibt sehr gutes süßes Wasser auf der Insel, allein an ihrer Westküste absolut gar keines, und die Einwohner daselbst müssen sich mit dem brackischen Wasser der Brunnen begnügen. Die beiden von anderen Reisenden angeführten Süßwasserseen sind nur Teiche, deren Wasser zum Trinken ganz ungeeignet ist.

Litteratur.

* Sievers, Dr. W.: Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Mit 8 Abbildungen von Prof. A. Göring. Leipzig, Greßner und Schramm, 1887. — Der Verfasser dieser prachtvoll ausgestatteten Reisebeschreibung, welche besonders dem Geschmack der Verlagshandlung alle Ehre macht, ist ein junger Norddeutscher, welcher auf Anregung seines Lehrers, des rühmlichst bekannten Professors Dr. F. Freiherrn v. Richthofen, auf Kosten der Karl Ritter-Stiftung in Berlin diese Reise in einen noch wenig bekannten, aber hochinteressanten Teil von Südamerika gemacht hat. Dieses nördlichste Küstengebirge von Südamerika, zwischen der Mündung des Magdalena in der gleichnamigen Provinz und der Halbinsel Goajiro unter dem 11. und 12.⁰ n. Br. gelegen, ist geologisch, botanisch und ethnographisch interessant, namentlich durch die noch beinahe wilden Indianerstämme der Arhuacos und Goajiros und durch die Erhebung jenes Gebirgsstockes bis zur Schneegrenze, der ihr auch den Beinamen Nevada verschafft hat. Die Schilderungen des Dr. Sievers sind sehr lebendig und erhalten erhöhte Anschaulichkeit durch die Illustrationen, welche meist Vegetations- und Landschaftsbilder darstellen. Einen besonderen Wert haben die ethnographischen Schilderungen des Verfassers über die vorgenannten Indianerstämme und über die Natur des Hochgebirges in diesem Teile des tropischen Südamerika. Wir werden noch ausführlicher auf das Werk zurückkommen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 17. Stuttgart, 23. April 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. – Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. – Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

H. M. Stanley's neueste Afrikareise.

Von A. Oppel.

Hat H. M. Stanley mit seinen Leuten den in Wadelai von jedem Außenverkehr abgeschnittenen Dr. Emin Pascha erreicht oder ist seine Unternehmung als gescheitert und verunglückt zu betrachten? Diese in letzter Zeit vielfach besprochene Frage wird wohl überwiegend in ungünstigem Sinne beantwortet, und scheinbar liegt zu einer solchen Auffassung der Dinge um so mehr Grund vor, als seit Juli vorigen Jahres alle zuverlässigen Nachrichten über den Verbleib des kühnen und bisher so erfolgreichen Afrikareisenden und seiner Begleiter fehlen, während er doch gelegentlich des Antritts seiner Reise die Aussicht eröffnet hatte, bereits im August des vergangenen Jahres an sein Ziel gelangen zu können. Demnach müßte, wenn dies geschehen wäre, jetzt wenigstens irgend ein Bericht, sei es über den Kongo, sei es über Sansibar, in Europa eingelaufen sein. Das Ausbleiben eines solchen dürfte daher geeignet sein, wenn nicht gerade den Verlust des Forschers vermuten zu lassen, so doch wenigstens ernste Sorge über sein Schicksal nahe zu legen.

Eine derartige Annahme wäre ohne Zweifel auch vollberechtigt, wenn sich das Reisen in Afrika überhaupt, im besonderen aber in solchen Gegenden des schwarzen Erdteils, welche zum größten Teile als durchaus unbekannt gelten müssen, mit derjenigen genau berechenbaren Sicherheit bezüglich der Zeitdauer ausführen ließe, wie dies in zivilisierten, mit allen Verkehrsmitteln der Neuzeit ausgerüsteten Ländern möglich und gebräuchlich ist. Bekanntlich aber läßt sich bei den in Afrika herrschenden Verkehrsverhältnissen, insonderheit bei der Schwierigkeit der Verproviantierung einer zahlreichen Reisegesellschaft, bei dem fast vollständigen Mangel an gebahnten Wegen und ausreichenden Brücken, sowie bei der Zerstückelung des Landes in zahllose Dorfstaaten, deren jeder ein gesondertes Zollgebiet für sich bildet, nichts schwerer im voraus feststellen, als ein regelmäßiges Vorrücken nach einem vorher bestimmten Ziele, auch wenn der Leiter alle Möglichkeiten voraus bedacht hat und über so viel Thatkraft, Umsicht und Erfahrung verfügt, wie dies bei H. Stanley unleugbar der Fall ist. Und wie viel unerwünschte Zufälligkeiten können sich außer den genannten Schwierigkeiten einem Unternehmen ereignen, das, nach allen Richtungen jeglicher Hülfe beraubt, mit aller Kraft danach strebt, das festgesteckte Ziel zu erreichen, denn, wie überhaupt in allen menschlichen Dingen, so ist ein solches Unterfangen besonders in Afrika den größten Hemmnissen ausgesetzt. Die Geschichte der Entdeckungen und Erforschungen liefert ja in Hülle und Fülle Beispiele dafür, daß die Unternehmer sehr bald nach Antritt der Reise die Unmöglichkeit, den gefaßten Plan auszuführen, erkannten und sich mit dem begnügen mußten, was Zufall oder Gelegenheit bot.

Aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß, wenn auch mit einer allgemeinen Möglichkeit des Verlustes der Expedition gerechnet werden muß, dieser äußerste Fall ohne sichere Andeutungen oder Nachrichten vorläufig nicht angenommen zu werden braucht und überhaupt erst dann in sein Recht treten kann, wenn etwa ein volles Jahr hindurch alle Nachrichten ausgeblieben wären. Warum wir gerade diesen Zeitraum für erforderlich halten, um dann den ungünstigen Ausgang des Unternehmens vermuten zu müssen, darüber wird in folgendem Auskunft gegeben werden. Zunächst mag es gestattet sein, einen

kurzen Ueberblick über den Verlauf der Reise, soweit er sich mit einiger Sicherheit feststellen läßt, mitzuteilen.

Daß die bedrängte Lage Dr. Emin Pascha's und der wenigen mit ihm im oberen Nilgebiete abgeschnittenen Europäer verschiedene Unternehmungen zu deren Befreiung ins Leben rief, ist bekannt, nicht minder der Umstand, daß keine derselben ihre Aufgabe zu lösen vermochte. Und wenn nun schon nach Dr. Emin's Brief vom 7. Juli 1886 die Verhältnisse sich immer bedrohlicher gestalteten, zumal weil ihm Vorräte und Munition auszugehen drohten und nach Dr. W. Junker's Abreise nur noch ein einziger Europäer in der Person des Kapitäns Casati zurückgeblieben war, so mußte man sich schließlich zu einer kräftigen Anstrengung veranlaßt fühlen, als am 14. November 1886 ein dringender Notschrei des Vereinsamten nach Aegypten und Europa gelangte. Die ägyptische Regierung, welche sich bis dahin um ihre Beamten im oberen Nil-Gebiete nicht gekümmert hatte, bewilligte nun eine Summe von 10,000 Lstrl. für das Befreiungswerk, und als mehrere reiche Engländer, unter ihnen die Herren Mackinnon und Hutton, den Rest der Kosten übernommen hatten, fand sich H. Stanley bereit, an die Spitze einer mit allen Mitteln ausgerüsteten Reisegesellschaft zu treten. Schon am 24. Dezember 1886 begab er sich von New-York nach London, um daselbst die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Schon am 21. Januar 1887 reiste er von England ab und wandte sich über Brüssel nach Kairo, nachdem vorher der Auftrag nach Sansibar ergangen war, eine ausreichende Zahl von Trägern — man liest von 1000 Personen — anzuwerben. In Sansibar selbst eingetroffen, versicherte sich Stanley der Unterstützung des bekannten arabischen Großhändlers Tippu-Tip, der bekanntlich einer der einflußreichsten Leute im zentralen Ostafrika ist.

Bereits am 18. März traf die in Sansibar zusammengestellte Reisegesellschaft an der Mündung des Kongo ein; sie bestand aus 9 Europäern, 61 Sudanesen, 13 Somali, 620 Sansibariten und 40 Mann unter Tippu-Tip; weitere Mannschaften, vom Tanganika und von Kassongo herkommend, sollten am oberen Kongo zu der Haupttruppe stoßen. Diese selbst gieng bei Matadi, in der Nähe von Vivi, an Land, um von da aus, entlang dem Südufer des Stromes, nach Leopoldville vorzurücken. Dieser Marsch aber nahm mehr Zeit in Anspruch als man erwartet hatte, weil die Beschaffung der für eine so zahlreiche Gesellschaft notwendigen Lebensmittel große Schwierigkeiten bereitete, zu deren Beseitigung man häufige Streifzüge in die Nachbargebiete unternehmen mußte. Am Stanley Pool angekommen, geriet das Unternehmen in eine fast noch unangenehmere Lage, denn abgesehen davon, daß damals in dieser Gegend geradezu Hungersnot herrschte, weigerten sich die Vertreter der englischen Livingstone Inland Mission, ihren Dampfer „Henry Reed" für die Fortschaffung von Stanley's Leuten herzuleihen, und erst als der Leiter der belgischen Station in Leopoldville ein gutes Wort eingelegt hatte, wurden sie bereitwillig, ihr Fahrzeug herzugeben.

So kam es, daß erst am 29. April die Reisegesellschaft, welche mit ihrer Ausrüstung auf vier Dampfern („Stanley", „Florida", „Peace" und „Henry Reed") und mehreren großen Booten untergebracht war, den Stanley Pool verlassen konnte. Aber, da die Fahrzeuge, alle über Gebühr beladen, sehr tief giengen, machte die Fahrt stromaufwärts so langsame Fortschritte, daß man sich entschloß, einen Teil der Ladung in Bolobo, einer der belgischen Stationen am Flusse, zurückzulassen, mit der Absicht, dieselbe aufzuholen, nachdem der Hauptzug die Mündung des sogenannten Aruwimi-Bijerre erreicht habe. Dies geschah am 28. Mai, so daß also die Zurücklegung der Strecke von Leopoldville bis zum Aruwimi einen vollen Monat, die Reise aber von der Kongo-Mündung bis eben dahin reichlich 10 Wochen gekostet hatte.

Den Aruwimi-Bijerre hatte Stanley zum Ausgangspunkte für sein weiteres Vordringen ausersehen. Deshalb wurde hier zunächst ein mehrtägiger Aufenthalt genommen, einerseits um einen festen Posten zu gründen und die obenerwähnte Ladung durch den Dampfer „Stanley" dahin nachzuholen, andererseits um die nötigen Vorbereitungen für den Vormarsch selbst zu treffen. Zugleich trennte sich an der Aruwimi-Mündung Tippu-Tip von der Hauptkolonne ab, mit der Absicht nach den Stanley-Fällen zu gehen und von dort, wie in Aussicht genommen war, Ergänzungsmannschaften herbeizuführen.

Am 2. Juni war es, als H. Stanley mit fünf Europäern und 580 Afrikanern die Weiterreise von der Aruwimi-Mündung aus antrat. Diese erfolgte zunächst auf dem eben genannten Flusse mit so gutem Fortgang, daß man bereits am 20. Juni die Jambuga-Fälle erreichte, das heißt denjenigen Punkt, bis zu welchem Stanley bereits im Jahre 1883 gelangt war. Uebrigens hatte sich gerade zu der Zeit, wo die Reise einen guten Verlauf nahm, in Europa das Gerücht verbreitet, daß Stanley im Kampfe mit feindseligen Eingeborenen gefallen sei. Zur selben Zeit wurde auch berichtet, daß Dr. Emin Pascha, nicht mehr von den Mahdisten bedrängt, von Ende März 1888 an einen Zug von Wadelai aus nach Süden zu unternehmen beabsichtige, um im Verlaufe der nächsten drei Monate den Lauf des früher von ihm entdeckten Flusses Kakibbi, am Südende des Albert Nyanza, näher zu erforschen.

Die Jambuga-Fälle des Aruwimi waren, wie gesagt, damals der äußerste Punkt, bis wohin sich unsere Kenntnis erstreckte. Hier wurde ein befestigtes Lager angelegt und unter dem Befehle des Majors Barttelot eine Besatzung von 100 Mann zurückgelassen. Für den Vormarsch in das unbekannte Innere blieben demnach noch 480 Leute verfügbar. Mit diesen brach H. Stanley am 22. Juni zunächst in schwach nordöstlicher Richtung und entlang dem Flusse auf. Die Vorhut, von Lieutenant Stairs befehligt, hatte die Aufgabe, das für den Marsch günstige Gebiet

aufzusuchen und die Zufuhr von Lebensmitteln anzubahnen; der Hauptzug, unter H. Stanley's persönlicher Leitung, rückte in entsprechender Entfernung nach. Hiefür gereichte der Umstand zu wesentlicher Erleichterung, daß sich östlich von den mehrfach erwähnten Fällen der Fluß wieder schiffbar erwies, so daß das mitgebrachte stählerne Boot und einige schnell hergerichtete Flöße wenigstens einen großen Teil des umfangreichen Gepäckes aufnehmen konnten.

Schon am 1. Juli war der Hauptzug bis an das Gebiet der Mabode gelangt. Diese scheinen aber dasselbe Volk zu sein, welches Dr. W. Junker im Jahre 1882 weit ausgebreitet an beiden Ufern des Nepoko-Flusses angetroffen hatte; letzteren aber hat man alle Ursache für den Oberlauf des Aruwimi zu halten, und Dr. W. Junker selbst teilt, wie die vor einiger Zeit veröffentlichte Uebersichtskarte seiner Reisen zeigt, diese Anschauung. Die von diesem Forscher erreichte Stelle liegt nun etwa an dem Durchschnittspunkte des 2.⁰ n. Br. und 28.⁰ ö. L. v. Gr. und teilt die ganze Strecke von den Jambuga-Fällen bis nach Wadelai fast genau in zwei gleiche Abschnitte. Da nun Stanley in seinem letzten Schreiben an Major Barttelot die Hoffnung ausgesprochen hatte, er könne etwa am 22. Juli den Mittelpunkt des Mabode-Landes, am 15. August aber Wadelai erreicht haben, so würde, in der Voraussetzung, daß der Vormarsch sich beständig mit der gleichen Schnelligkeit vollzog, die Möglichkeit bestanden haben, wenn auch nicht Mitte, so doch gegen Ende August in Wadelai anzukommen. Für diese Möglichkeit sprachen vornehmlich zwei Umstände. Einmal nämlich ist der Mittelpunkt des Mabode-Landes der Sitz des mächtigen Häuptlings Ssanga Mombele, bei dem sich Dr. Junker seinerzeit vier Wochen aufgehalten hatte; von Ssanga Mombele's Hauptstadt aus aber sollte der Weg nach Norden in das Land der Monbuttu gehen, mit dessen Häuptling Gambari Dr. Emin noch gute Beziehungen aufrecht erhielt. Sodann befand sich in Stanley's Begleitung Dr. Junker's ehemaliger Diener, ein neunzehnjähriger, sprachgewandter Amadi, mit dessen Hülfe eine Verständigung zwischen den Europäern und dem Mabode-Herrscher erfolgen konnte.

Kurz vorher wurde des 1. Juli erwähnt. Dieser Zeitpunkt ist insofern wichtig, als er in unserem Bericht die Grenze zwischen den Thatsachen und den Vermutungen bildet; seitdem ist nämlich keinerlei unmittelbare Meldung über das Unternehmen nach Europa gelangt; dasjenige aber, was man mittelbar darüber erfahren hat, ist von geringem Belang, keinesfalls aber geeignet, Licht über das herrschende Dunkel zu verbreiten. Wir wollen daher nur des Umstandes erwähnen, daß Dr. Emin auf die Kunde, daß man ihn aus seiner Lage befreien wolle, in verschiedenen Briefen an W. Junker, Felkin u. a. die Absicht geäußert hat, seine Provinz nicht zu verlassen, da er die Erfolge seiner zwölfjährigen Thätigkeit nicht preisgeben wolle. Ganz neuerdings endlich las man in den Zeitungen die auf eine Depesche sich gründende Bemerkung, daß Dr. Emin die Ankunft Stanley's für Mitte November erwarte. Daraus geht natürlich das *eine* mit Sicherheit hervor, daß letzterer seinen Marsch mit der von ihm in Aussicht genommenen Schnelligkeit nicht durchführen konnte; weiterhin aber darf man daran den Schluß knüpfen, daß Emin selbst besondere Gefahren für die Reisegesellschaft als nicht vorhanden ansah. Demnach dürfte auch für uns kein Grund vorliegen zu der Annahme, daß dieselbe untergegangen sei.

Angenommen nun, daß dies richtig ist, so würde man mit Recht die Frage aufwerfen, warum Stanley es unterlassen, über den mehr oder weniger günstigen Fortgang seiner Reise Nachrichten nach Europa gelangen zu lassen, da er doch weiß, mit welch gespannter Teilnahme man, wohl auf der ganzen gebildeten Erde, die Entwickelung seines Unternehmens verfolgt. Die Beantwortung dieser Frage läßt mehrere mögliche Fälle hervortreten. Wollte er nichts von sich verlauten lassen oder konnten seine Nachrichten ihre Adresse nicht erreichen? Ueber das erste Glied unserer Doppelfrage Vermutungen anstellen zu wollen, wäre unnütz; über das zweite dagegen läßt sich reden. Nach Lage der Sache wird gegenwärtig der Verkehr auf dem Kongo ausschließlich durch die belgischen Dampfer besorgt. Einer derselben, der bereits erwähnte „Stanley", hat, wie aus Brüssel seinerzeit gemeldet wurde, am 15. November von Leopoldville eine Reise nach den Stanley-Fällen angetreten, und man glaubt, daß derselbe schwerlich vor Ende Januar nach dem Ausgangspunkte werde zurückgekehrt sein. Wäre dies geschehen, so könnte mit Hülfe des Telegraphs irgend eine Nachricht nun vorhanden sein. Ob aber die Rückkunft des „Stanley" erfolgt ist, darüber verlautet unseres Wissens noch nichts. Aber auch wenn dieser Dampfer keine Mitteilungen über die Reisegesellschaft bringen sollte, so würde dies zwar befremdlich wirken, aber noch keinen Anlaß zu ernsten Befürchtungen geben, denn wie leicht kann es geschehen, daß eine von Stanley etwa abgesendete Botschaft, die doch nur aus wenigen Personen bestehen würde, entweder ihr Ziel verfehlte oder sich verspätete oder endlich auch zugrunde gieng, zumal in einem Gebiet, in dem es an festen Karawanenstraßen fehlt?

Wenden wir uns nun zu der Möglichkeit, daß, entsprechend Dr. Emin's Annahme, Stanley im November nach Wadelai gekommen sei, so könnte man daran die Frage knüpfen, wann werden wir darüber Nachricht empfangen? Darauf Rede und Antwort zu geben, hat seine großen Schwierigkeiten; vor allem fällt der Umstand ins Gewicht, ob die beiden Personen in der Lage sind, unmittelbar nach ihrer Vereinigung eine Botschaft auszurüsten und abzusenden. Eine sorgfältige Erwägung aller in Betracht kommenden Verhältnisse dürfte wohl zu dem Ergebnis führen, daß dies schwerlich ohne weiteres geschehen kann. Nehmen wir aber den unwahrscheinlichen Fall an, daß etwa Ende November oder Anfangs Dezember eine Botschaft von Wadelai abgegangen sei, so hätte diese

bezüglich des einzuschlagenden Weges nur die Wahl gehabt, entweder durch das Mabode-Land nach dem Aruwimi und Kongo zu reisen oder aber nach der Ostküste hinzustreben. In ersterer Richtung aufbrechend, würde sie besten Falles in fünf Monaten ihre Nachricht an den unteren Kongo gelangen lassen können, so daß man in Europa etwa Anfang Mai davon in Kenntnis gesetzt werden würde. Aber dieser „beste" Fall ist — und nach dem vorher Gesagten wird man das leicht verstehen — zugleich der unwahrscheinlichste. Vielmehr darf, wenn die Nachricht von Wadelai nach Europa in acht Monaten gelangt, immer noch von ansehnlicher Schnelligkeit gesprochen werden.

Angenommen nun, daß die in Rede stehende Botschaft die Ostküste zu erreichen sucht, so wäre daran zu erinnern, daß hierbei das Gebiet des Uganda-Reiches schwerlich umgangen werden kann. Der junge Fürst, Muanga, dessen Feindseligkeit gegen die Europäer neuerdings bis zu einer Art Verfolgungswahn ausgeartet zu sein scheint, würde demnach in der Lage sein, die Entscheidung herbeizuführen dadurch, daß er die Boten entweder ziehen läßt oder aufhält. In ersterem Falle würde die Gesandtschaft immerhin vier Monate brauchen, um bis nach Sansibar zu kommen, von wo dann schleunigst der Telegraph die Nachricht weiter verbreiten würde. Auf diesem Wege würde eine solche demnach bis Anfang April erwartet werden dürfen; aber was liegt bei den berührten afrikanischen Verhältnissen näher, als Aufenthalt und Verzögerung?

Bei alledem hat man schließlich noch mit der Voraussetzung zu rechnen, daß Stanley selbst im November noch nicht nach Wadelai gelangt sein kann. Und dies liegt nicht allzu fern, wie sich aus der folgenden Betrachtung ergeben dürfte. Wie bekannt, eröffnete H. Stanley seine Laufbahn als Afrikareisender mit der Aufgabe, den für verschollen geltenden D. Livingstone aufzusuchen, also ein ganz ähnliches Unternehmen, wie das in Rede stehende. Wie jetzt, war auch damals die größte Schnelligkeit geboten, einerseits um dem vielleicht von allen Hülfsmitteln abgeschnittenen ehrwürdigen Manne Hülfe zu bringen, andererseits, um die Nachricht von dem Erfolge so bald als möglich an den Auftraggeber zu melden. Was geschah? Der aus einem Zeitungsschreiber zu einem Afrikareisenden verwandelte kühne Unternehmer brach am 21. März des Jahres 1871 von Bagamoyo auf und gelangte am 10. November, also nach $7^2/_3$ Monaten, in Udschidschi an, wo er den Gesuchten fand. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte verließ er am 14. Januar das Ufer des Tanganika-Sees, um am 26. Mai 1872 die Ostküste wiederzusehen; Livingstone aber war zurückgeblieben, um im Innern des schwarzen Erdteils, für dessen Befreiung er gewirkt, seine edle Seele auszuhauchen. Stanley's erste Reise also hatte, den Aufenthalt in Sansibar eingerechnet, etwas mehr als 14 Monate in Anspruch genommen.

Nun beträgt die Entfernung von Bagamoyo nach Udschidschi, in der Luftlinie gemessen, etwa 1000 Km.; zur Bewältigung derselben bedurfte es bei der Hinreise, infolge eines unfreiwilligen Aufenthaltes in Tabora, fast 8 Monate, während der Rückweg in nicht ganz 4 Monaten ausgeführt wurde, wobei indes nicht zu vergessen ist, daß beide der Hauptsache nach auf einem altbekannten Karawanenwege ausgeführt werden konnten, und wenn Stanley in gewissen Fällen davon abwich, so brauchte dies doch nicht zu geschehen; zudem waren alle Verhältnisse bezüglich der Träger, der Nahrungszufuhr, der Zollstellen u. s. w. im Grunde doch vorher bekannt.

Wie ähnlich und doch auch wie anders liegen die Dinge mit Wadelai! Von der Mündung des Aruwimi, wo die eigentliche Reise streng genommen beginnt, bis nach dem erstrebten Ziele, finden wir eine, in der Luftlinie gemessene Entfernung von ca. 1000 Km.; dort gilt es, einem von aller Unterstützung bisher abgeschnittenen, für die Zivilisation begeisterten Manne Rettung zu bringen und ihn nach Europa zurückzuführen, denn, daß Dr. Emin seine Provinz nicht verlassen will, kann ja Stanley nicht wissen. Aber die Reise führt durch Gegenden, welche, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, von Europäern weder gesehen, noch bereist worden sind, wo von einem regelmäßigen Karawanenverkehr keine Rede ist, wo also der Reisende alle Verhältnisse, wie sie eben Land und Volk bieten, erst kennen lernen muß. Welche Schwierigkeiten die Bevölkerung dem Unternehmen etwa bereitet, das liegt außer aller Berechnung. Was aber das Land anbetrifft, so muß man daran denken, daß gerade das Zwischengebiet zwischen dem Aruwimi und dem oberen Nil von zahlreichen oder vielmehr von zahllosen Wasserläufen durchrissen ist, deren Ueberschreitung zeitraubende Hindernisse schlimmster Art darzubieten vermag. Dazu kommt noch der Umstand, daß die zweite Regenzeit in jenen Gegenden in die Monate August und September fällt, und daß diese möglicherweise mit solcher Heftigkeit auftrat, daß sich der Leiter der Reise genötigt sah, irgendwo einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Bedenkt man nur diese Möglichkeiten, zu denen sich noch viele andere gesellen können, und erinnert man sich der auf der Reise von Bagamoyo nach Udschidschi verbrauchten Zeit, so müßte geradezu ein Wunder geschehen sein, wenn Stanley die Reise von der Aruwimi-Mündung bis nach Wadelai, wie er in Aussicht stellte, in $2^1/_2$ Monaten vollendet hätte; als eine glückliche Leistung müßte man es ansehen, wenn er im November, d. h. nach Verlauf von fünf Monaten, bei Emin angelangt wäre; schließlich aber hat man alle Ursache, zufrieden zu sein, wenn es gelingt, in sieben oder acht Monaten das Ziel zu erreichen.

Trifft dieser Fall zu, den ich nicht anstehe für den wahrscheinlichsten zu halten, so wird man sich allerdigs noch einige Zeit auf genaue Nachrichten gedulden müssen, denn gesetzt, daß Stanley im Februar dieses Jahres an seinem Ziele angekommen ist, so würde sich die Kenntnisnahme dieser Thatsache mindestens bis Juni oder Juli hinziehen.



Ein Brief von Emin Pascha.

Anknüpfend an den voranstehenden Aufsatz von Dr. A. Oppel in vorliegender Nummer über Stanley's neue Afrika-Expedition teilen wir nachstehend einen Brief von Emin Pascha aus Wadelai vom 16. August v. J. mit, welcher erst in der Woche nach Ostern in London angekommen ist und also beinahe acht Monate unterwegs war. Diese Thatsache beweist zur Genüge, daß wir uns noch keiner Befürchtung hinsichtlich des Schicksals des unerschrockenen Stanley und seiner Expedition hingeben dürfen, denn direkte Briefe und Nachrichten von ihm werden kaum in weniger Zeit nach Europa gelangen können. Einstweilen finden wir in Emin Pascha's Brief die beruhigende Nachricht, daß er der Wahl von Stanley's Reiseweg über den Kongo entschieden den Vorzug vor demjenigen durch Uganda giebt.

Emin Pascha's Brief ist an die Anti-Slavery-Society in London gerichtet und lautet:

„Bitte bestellen Sie meinen und meiner Leute herzlichsten Dank an die Anti-Slavery-Society. Ihre regen Sympathien mit unserer Lage, ihre selbstlose Verwendung dafür, daß man uns Hülfe zusende, ihre edelmütige Bemühung unsertwegen haben uns hoch erfreut und verpflichtet, und unser wärmster Dank wird niemals unseren Verpflichtungen gleichkommen. Was mich selbst anbelangt, wenn ich jemals einer Ermutigung zur Fortsetzung meines Werks bedurfte, so wird die Anerkennung dessen, was mir unter Gottes Beistand seither zu leisten vergönnt war, mich anspornen, so fortzufahren und heiter meine Pflicht zu erfüllen. Es thut mir leid, daß ich Sie über Ihren freundlichen Wunsch enttäuschen muß, daß Ihr Brief mich gesund in Sansibar angekommen antreffen möge, und ich darf Ihnen ebenso wohl anvertrauen, daß mich die in mehreren Zeitungen ausgedrückten Zweifel, ob ich nach Herrn Stanley's Ankunft bleiben oder weggehen werde, sehr belustigt haben. Ich denke, es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß ich bleiben werde, und ich wundere mich, wie nur jemand das Gegenteil vermuten konnte. Ich brauche nicht bei den Gründen für meinen Entschluß zu verweilen. Würden Sie Ihr eigenes Werk gerade beim Aufdämmern besserer Zeiten verlassen? Seit meinem letzten Brief an Sie bin ich, durch die Ihnen bekannten Ereignisse etwas erleichtert, imstande gewesen, den regelmäßigen Verlauf der Geschäfte wieder aufzunehmen. Ich habe unsere Stationen besichtigt und zwei neue errichtet; ich habe überall wieder Ordnung hergestellt und unsere eingeborenen Häuptlinge sind zu Rate gezogen worden. Die Ernte für dieses Jahr ist glücklicherweise eine reichliche. Die Baumwollenpflanzungen stehen im reichsten Ertrag, und alles im allgemeinen sieht freundlicher und hoffnungsvoller aus als zuvor. Durch Herrn Mackay's gütige Hülfe habe ich mir eine bedeutende Menge Hemdenstoff und Zitze aus Uganda verschafft, und wenn dieselbe auch nicht zur Befriedigung aller unserer Wünsche hinreicht, so war es doch so viel, daß wir jedem davon irgend ein kleines Geschenk machen konnten. Da jedoch unser selbstverfertigter Damur oder Baumwollenzeug zum Strapazieren geeigneter ist, so bewahren wir jene nur für die Feiertage. Den Wert dessen, was sie erhalten, lasse ich meinen Leuten von ihrer Löhnung abziehen.

„Ich kann mich nicht dankend und anerkennend genug über die unermüdlichen Bemühungen und den wertvollen Beistand äußern, welchen mir Herr Mackay, der Missionar von der hochkirchlichen Missionsgesellschaft in Uganda, geleistet hat. Mit großer persönlicher Aufopferung und Unbequemlichkeit hat er nicht nur für die Bestellung unserer Posten von und nach Sansibar gesorgt und sein Möglichstes gethan, um unsere Verhandlungen in Uganda zu erleichtern, sondern er hat sich in der That selbst vieler wertvollen Dinge beraubt, um mich zu unterstützen und für mein Behagen zu sorgen. Er hat in Uganda Herrliches geleistet, aber seine Bemühungen sind neuerdings einigermaßen durch die Araber gehemmt worden, welche ihn aus Uganda zu verdrängen suchten. Seine Lage ist daher gefährlich geworden, allein er wird hoffentlich sich zu halten imstande sein.

„Was Stanley's Expedition anlangt, so bin ich im Interesse der Mission in Uganda sehr froh, daß Herr Stanley für seine Mission den Weg über den Kongo gewählt hat. Er wird dort auf zahllose Schwierigkeiten stoßen, welche meist von dem zu durchwandernden Boden herrühren, allein es wird ihm ohne Zweifel gelingen, dieselben zu besiegen, während er, wenn er über Uganda gekommen wäre, niemals anders als durch Anwendung von Gewalt die Erlaubnis bekommen hätte, durch dieses Land hieher zu kommen, wobei er noch überdies das Leben und das Werk der Missionare gefährdet hätte. Bin ich erst mit allem Notwendigen versehen, so halte ich es gar nicht für schwierig, durch die Länder der Lango und Matai eine direkte Straße nach der Meeresküste zu eröffnen. Eine Kette von Stationen an geeigneten Orten und in passenden Entfernungen ist mehr als hinreichend, um die Straße offen zu halten, und das Land selbst ist so reich an Kameelen und Eseln und so zur Zucht derselben geeignet, daß es nie an Transportmitteln fehlen wird. Das einzige zu überwindende Hindernis ist die Wildheit der Lango-Leute; ich bin aber trotzdem der Ansicht, daß dieselben durch vorsichtiges und energisches Verfahren nachgiebiger gemacht werden können. Ich möchte darüber die Ansicht des Herrn Thomson hören, dessen Buch ich mir noch nicht habe verschaffen können. Jedenfalls ersehen Sie hieraus, daß ich noch eine große Menge Arbeit vor mir habe, und wenn es mir mit Gottes Hülfe gelingt, nur einen Teil derselben auszuführen, so werde ich mich mehr als belohnt fühlen für alles, was ich habe erdulden müssen. Entbehrungen schrecken mich nicht ab, denn zwölf Jahre in Zentralafrika sind eine gute Abhärtung.

„Gordon's Tod ist allerdings, wie Sie richtig bemerken, ein schwerer Schlag für die Zivilisation in Afrika gewesen. Sicher hätte er besser daran gethan, sich hierher zu wenden, wo Freunde ihn erwarteten. Durch Gefangene haben wir seine Ankunft im Sudan erfahren, aber wir vermochten nie zu ermitteln, was er treibe, und die Nachrichten vom Fall von Khartum und von Gordon's Tod daselbst am 21. Januar, welche mir einer der Befehlshaber der Mahdisten, Keremallah, mitteilte, erschien mir zu unglaublich, um wahr zu sein. Gordon hat nun seine Ruhe: er starb, wie er wünschte, einen Soldatentod. Jetzt ist es unsere Pflicht, sein Werk fortzuführen, und auf mir, seinem letzten überlebenden Offizier im Sudan, liegt nun die Ehre, seine Absichten zu verwirklichen. Seien Sie überzeugt, daß es mir mit Gottes Hülfe gelingen wird." —

Brasilianische Zustände.

III.[1]

Rio de Janeiro, 5. Februar 1888.

Unwiderlegbar ist die Thatsache, daß Brasilien als kolonisierende Nation seit Jahr und Tag finanzielle Opfer gebracht hat, die, jede Rivalität verdunkelnd, leider nicht nach Gebühr anerkannt sind. Mich in diesen Gegenstand zu vertiefen, wird mir durch die Rücksicht nicht gestattet, die meine Referate auf ein möglichst allgemeines, in leichten Umrissen das große Ganze umfassendes Interesse hindrängt, doch kann ich nicht umhin, aus der Vergangenheit wenigstens einige Zahlen hervorzuheben.

Die Erstlingsversuche reichen bis in jene Zeit zurück, wo, noch unter dem Szepter Portugals, Brasilien der Wichtigkeit kolonisatorischer Hülfskräfte eine Aufmerksamkeit schenkte, die seitdem niemals erlosch, so sehr auch aus Gründen, deren Erörterung nicht hieher gehört, die südliche Hälfte des amerikanischen Kontinents als neue Ansiedelungsstätte riesiger Ausdehnung von der nördlichen überstrahlt wurde. Trotz bitterer Enttäuschungen und herber Mißerfolge hat sich ein organisatorischer Gedanke, dessen Durchführung zu den glänzendsten Erwartungen berechtigt, unentwegt aufrecht erhalten; Mißgriffe sind begangen worden, Störungen und Unterbrechungen eingetreten, die, obgleich unvermeidlicher Natur, systematischen Anfeindungen zu willkommenster Würze gereichten, allein der gesunde Kern der Sache widerstand den die Schale durchbohrenden Messerstichen, und unversehrt entwickelt er seine unzerstörbaren Keime. Inwiefern dieses Emporsprießen sich während der letzten Jahrzehnte im ganzen Lande bekundet hat, wie unter der wohlwollenden Aegide unserer staatlichen Behörden zahlreiche Ackerbaukolonien bereits zu hoher Blüte gelangten und sich ihnen immer neue anreihen — darüber in kurzer Skizzierung zu berichten, wird meine angenehme Pflicht sein. Einstweilen will ich mich, wie schon bemerkt, mit der Auffrischung einiger statistischer Angaben begnügen, die gewiß lauter und eindringlicher als jede Lobrede beweisen werden, daß Brasilien und dessen Lenker, sobald es sich um reale Bedürfnisse der Nation handelt, den Vorwurf engherziger, chauvinistischer Politik mit Selbstbewußtsein ablehnen können.

Von 1847 bis 1878 sind von der Regierung für Einwanderung und Kolonisation ca. 33,417 Contos de Reis (oder 3,341,000 Lstrl. oder jährlich 104,000 Lstrl.) verausgabt worden, wovon auf das Jahr 1878 allein 7,937,667,000 Reis (793,000 Lstrl.) auf das total verfehlte, unsäglichen Verdruß verursachende Experiment mit Deutsch-Russen 500,000 Lstrl. entfallen. Was war mit diesen enormen Geldspenden gewonnen? — Kein irgend ergötzliches Resultat. Denn daß sich schon damals einzelne Staats- oder Privatkolonien einer nicht zu leugnenden Prosperität erfreuten, daß sich die Grenzprovinz Rio Grande do Sul immer mehr verdeutschte, das war noch kein Aequivalent für die ungeheure Anspannung des nervus rerum, kein Palladium gegen die Negerfrage, keine Lösung des Zukunftsproblems. Behäbige Bauern hatten sich nur ausnahmsweise eingefunden, die von ihrer bestens motivierten Seßhaftigkeit erhoffte magnetische Anziehungskraft war entweder ganz ausgeblieben oder paralysiert worden durch gewaltige Gegenströmungen, und schließlich besaß man einen relativ sehr unbedeutenden Zuwachs eingewanderter Bevölkerung, von welcher, als von nicht germanischer Abstammung, auch den Norditalienern das Lob nützlicher Feldarbeiter gebührt. Dagegen hat uns, um die Wohlthat abzuschwächen, der Abschaum des europäischen Proletariats nicht unbehelligt gelassen, und er war nicht dazu angethan, um die dem Brasilianer angeborene Abneigung gegen „fremde Eindringlinge" zu dämpfen.

Eines steht fest: die pekuniären Anstrengungen der Regierung sind um so höher zu schätzen, als nach peinlichsten Vorfällen, nach stürmischen Parlamentsdebatten, nach Verlästerungen mehr politischen Charakters als der leidenschaftlichen Verteidigung strenger Prinzipien gewidmet, momentane Entmutigung der Ueberzeugung wich, daß auf der eingeschlagenen Bahn mutig fortgeschritten werden müsse. Und so hat sich denn in Einwanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten die Grundidee siegreich durchgedrungen, und das heutige Stadium ihrer Verwirklichung ist selbst dann, wenn das bezahlte Lehrgeld noch beträchtlicher Zuschüsse benötigen sollte, durch keine Apostasie gefährdet.

Gewiß erlauben die immer wechselnden Konjunkturen keine schablonenhafte Ausführung eines weitverzweigten, die innersten Volksfibern berührenden Planes. Sowohl der vorherrschenden Meinung Rechnung tragend, als gewitzigt

[1] Siehe „Ausland" 1888, Nr. 14.

durch ernüchternde Erfahrungen, haben die jetzigen konstitutionellen Leiter der Geschicke dieses Landes teils Vorarbeiten in's Werk gesetzt, teils im Hinblick auf die sich mit beinahe betäubender Raschheit vollziehende Sklaven-Emanzipation dasjenige gethan, was die agrikolen Zustände kategorisch vorschrieben. Langes Zuwarten war da nicht mehr geboten; sich mit exklusiver Vorliebe den kleinen Grundbesitzern zuzuwenden, um später einzuheimsenden Früchten die Not der Gegenwart unterzuordnen — das lag bereits außerhalb des Bereiches greifbarer Erfordernisse und staatsmännischer Taktik. Die großen Kaffeepflanzungen bilden — wie schon zum öfteren betont — die Haupternährungsquelle und das kommerzielle Uebergewicht des brasilianischen Reiches und als belebende Faktoren ragen die Provinzen Rio de Janeiro, Saõ Paulo und Minas Geraes hoch über alle übrigen empor. Diese seit geraumen Jahren bewährte notorische Priorität verdiente mit Fug und Recht Maßregeln energischen Schutzes, die nicht verzögert werden durften, und es ist begreiflich, daß der sofort verfügbare Beistand nicht verschmäht wurde. Ich meine damit in erster Linie den italienischen Auswandererstrom, der binnen kurzer Frist zu mächtigen und noch immer wachsenden Fluten anschwoll.

Durch schwungvolle Initiative zeichnete sich besonders die Provinz Saõ Paulo aus. Zur Begünstigung der lokalen Einwanderung hat sie im Jahre 1887 ihr Budget mit 1092 Contos (wesentlich über 2 Millionen Mark), d. h. mit einem Fünftel ihrer Total-Einnahmen, belastet. Vom 1. Januar bis zum 31. Oktober des nämlichen Jahres hatte sie 24,226 Emigranten empfangen, wovon ungefähr 40 Prozent auf die italienischen Zufuhren kommen. Daß in Betreff dieser Rassenannäherung die nächsten Daten noch viel beredter lauten werden, ist zweifellos, zumal ein von der italienischen Regierung ausgegangenes Auswanwanderungsverbot (im Sinne des bekannten von der Heydtschen Erlasses) an dem Gegenproteste zahlloser italienischer Kolonisten in Saõ Paulo, die sich mit ihrem Loose als Ackerbauer vollkommen zufrieden erklärten, scheiterte: ein Begebnis, das auch in Deutschland mehr als oberflächliche Erwägung herausfordert. Sicher ist, daß namentlich in den gesegneten Gefilden Saõ Paulo's die Italiener sich als anstellige und brauchbare Leute gezeigt haben; ob nun die Zukunft einen optimistisch angehauchten Ausspruch, der über die schlimme Seite einer in mancher Beziehung nicht gefahrlosen Volksvermischung hinweggleitet, bestätigen wird, mag vielleicht verneint werden.

In keinem Falle aber zeihe man die in Brasilien maßgebenden Persönlichkeiten einer gegen das in Deutschland so beliebte Schlagwort „kleiner Grundbesitz“ ankämpfenden Starrköpfigkeit. Es wird mit dieser stereotypen Anklage ein Ultimatum vereinigt, welches in erster Instanz eine Zerstückelung produktivster Landstriche erheischen, in zweiter den Mitteln, den Fähigkeiten und der Ausdauer der meisten Emigranten nicht entsprechen würde; in dritter endlich, den besonders in Deutschland so heftigen „Drang nach außen“ zwar veredelnd, doch wohl nicht als conditio sine qua non zur Besitzergreifung einer an fernen Horizonten aufdämmernden Wohlfahrt zu betrachten wäre.

Ueber diese drei Punkte nach und nach ein mehreres, und ich werde dabei nicht versäumen, die geehrten Leser des „Ausland“ mit den emsigst betriebenen, von der Regierung mit wahrhaft liberalem Kostenaufwand angeordneten Landvermessungen, die gerade dem freien Grundeigentum weite Thore zu öffnen bestimmt sind, sowie überhaupt mit dem bekannt zu machen, was die hiesigen jetzigen Bestrebungen zum Nutzen und Frommen einer progressiven Neubevölkerung charakterisiert.

Der an Brasilien schon so oft gerichtete Zuruf: „Surge et impera!“ verhallt nicht ungehört im Weltall.

Wenn man sich indessen nur um sofortigen und permanenten Zuschub massenhafter Einwandererscharen kümmern wollte, so wäre von einem gordischen Knoten, vor dem schon viele Finger zurückschreckten, nicht mehr die Rede. Das Zauberwort „freie Passage für alle“ würde die Schleusen sprengen, die uns vor einer bedenklichen Ueberschwemmung bewahren. Wenige Jahre sind verflossen, seitdem das eben von mir zitierte Wort gesprochen wurde; es kam aus dem Munde eines von besten Absichten durchdrungenen Ministers, mußte jedoch sehr bald zurückgenommen werden, denn zur Ausbeutung jenes wahrhaft bestrickenden Paragraphen hatten sich augenblicklich mehr als 40,000 Individuen gemeldet, und auf eine solche Bescheerung war das Land nicht vorbereitet. Abgesehen von der materiellen Unmöglichkeit, so plötzlich heranstürmende Kontingente unter Dach und Fach zu bringen, war unserer Regierung einleuchtend genug, wie verderblich die verkündete, schrankenlose und deshalb chimärische Gastfreundschaft sich für die geladenen Gäste gestalten und wie sie den Amphitryonen nur mit kaum zu verantwortenden finanziellen Einbußen und — was schlimmer — mit einem moralischen Fiasco lohnen würde. Außerdem — hüben wie drüben, welches Geschrei! Es war auch das Faktum in Betracht zu ziehen, daß zahlreichen Abenteurern die Gratis-Passage einfach als passendste Lockspeisen diente, um sich kostenlos nach Brasilien zu begeben, von wo aus sie alsdann mit ungeschmälerten Geldbeutel stracks ihre Reise nach den Gestaden des La Plata fortsetzten. Freilich lassen sich in Europa auch andere als bloße Wandervögel durch versilberte Netze blenden und die an und für sich nicht zu verachtende Ziffer von 40,000 könnte im Handumdrehen überholt werden.

Sei dem aber wie ihm wolle: es fehlte jedenfalls nicht an Stoff zu einer neuen Drapierung der brasilianischen Kolonialpolitik. Nicht als ob man das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hätte, nein! Weise Vorsicht brachte den Säugling aus versengender Sonne in beruhigenden Schatten. Heute wie früher werden die fremden Arbeits-

gehilfen freundlichst empfangen: den Selbständigen und Wohlhabenden wie den vom Schicksal stiefmütterlich bedachten aber, damit sie nicht in zu dichten Kolonnen heranrücken, wird jetzt vor allem Sonstigen das Feld ihrer künftigen Thätigkeit parzelliert und mit den Requisiten ausgestattet, die des Ackerbauers Fortkommen erleichtern. Daher, um den Mißlichkeiten einer ungestümen Invasion vorzubeugen, das vorläufig in Praxis befindliche Regime einer in europäischen Kreisen falsch gedeuteten, weil nur scheinbaren, Passivität. Die freien Ueberfahrten sind durchaus nicht aufgehoben, aber — für einen wie für alle — knüpft sich an deren Bewilligung die ganz vernünftige Klausel, daß der Beweis einer festen Ansiedelung zu liefern sei.

Die europäischen Auswanderungs- und Kolonisations-Gesellschaften, Informations-Bureaux und Agenturen sind, wie zu vermuten, in Betreff hiesiger Verhältnisse und dem Emigranten zu erteilender Ratschläge vollständig orientiert.

Es wäre andererseits, was jene Societäten oder Vereine anbelangt, nicht „out of the way“, wie der Engländer sagt, wenn deren Emissäre, die von unserer Regierung irgend welche Konzessionen beanspruchen, ihrem persönlichen Nimbus nicht übermäßig viel einräumen wollten. Zu welchen Betrachtungen führt z. B. folgendes Intermezzo? Im Anschlusse an den Deutschen Kolonialverein hatte sich in der Stadt Saõ Paulo eine Filiale gebildet, die nunmehr auseinander gieng, entrüstet darüber, daß die Repräsentanten genannter Berliner Gesellschaft[1] nicht geruht hatten, auf ihrer Forschungstour die Provinz Saõ Paulo auch nur mit dem allerflüchtigsten Besuche zu beehren, obschon ihnen von dem erwähnten Zweig-Institute volle Vergütung sämtlicher Reise- und Aufenthaltsspesen zugesichert wurde.

Und nach diesem „pas de clerc“ stellten sich die nämlichen Apostel mit allerlei auf die Provinz Rio Grande do Sul bezüglichen Projekten unserem damaligen Ackerbauminister vor, und letzterer war kein anderer als der Staatsrat, seitdem Senator Don Antonio da Silva Prado, ein Paulistaner, ebenso ausgezeichnet als intelligenter und von humanster Gesinnung erfüllter Politiker, wie als Kolonisator großen Styles und Erfolges auf seinen eigenen Gütern; er, der vom Kaiser auserwählte Begleiter auf dessen Besichtigung der genannten Provinz! Wer sich einer Mißachtung befliß, die den kompetenten Minister verstimmen mußte, hätte wohl unterlassen sollen, der einflußreichen Exzellenz seine Aufwartung zu machen.

Zur Belehrung etwaiger neuerer „Pfadfinder“ sei hier eingeschaltet, daß sie auch in Herrn Senator Prado's amtlichem Nachfolger, dem Staatsrate Rodrigo Augusto da Silva, einen aufgeklärten Paulistaner von echtem Schrot und Korn zu begrüßen haben werden, vorausgesetzt natürlich, daß sie auf die sympathische Teilnahme der Regierung nicht von vornherein Verzicht leisten.

[1] Die Herren Jenckner und Keller-Leuzinger.

Es ist ein erfreuliches Symptom, daß der Berliner „Export“, ein deutsches Preßorgan etwas partikularistischer Schattierung, der in Sao Paulo erscheinenden Kollegin „Germania“ folgenden, von Ende Oktober 1887 datierten Passus entnahm:

„Die Regierung dieser Provinz hat einen Supplementarcredit von 100 Contos de Reis für die Verpflegung von Einwanderern eröffnet und damit den Gerüchten über schlechte Behandlung, die man neben noch schlechterem Empfang den Einwanderern zu teil werden lasse, ihre Berechtigung entzogen. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, sich davon zu überzeugen, wie musterhaft hier der Einwanderungsdienst organisiert ist und mit wie offenen Armen der Einwanderer fast ausnahmslos von allen Schichten der Bevölkerung empfangen, und mit welchem Ernst sein Interesse gewahrt und vertreten wird, der hat jenen Gerüchten niemals Glauben geschenkt. Auf gehässiger Verleumdung basierend, konnten sie den Thatsachen, die von der italienischen Regierung durch die Zurücknahme des Auswanderungsverbots ausdrücklich anerkannt worden sind, nicht lange Stand halten. Unregelmäßigkeiten und wohl auch teilweise Ungerechtigkeiten von der einen oder der anderen Seite mögen trotz der größten Aufmerksamkeit, die man auf die Einwanderer selbst und deren Etablierung an dem ihnen meist schon in Europa bekannten Orte ihrer Bestimmung verwendet, zu registrieren sein; aber Differenzen zwischen dem Gutsbesitzer und seinen Lohnarbeitern sind auch bisher meistens ohne die Intervention dritter Personen zu gegenseitiger Zufriedenheit beigelegt worden, und das wird auch in Zukunft der Fall sein. Das gute Einverständnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber wird fortbestehen, so sehr auch gewisse Gegner des hier gebräuchlichen Kolonisationssystems daran zweifeln mögen. —“

Die Berliner Zeitung „Export“ berichtet ferner unter dem 25. Oktober 1887 über ein wichtiges Unternehmen, für welches sich in Stuttgart ein provisorisches Komite zur Errichtung einer Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Südbrasilien unter der geschäftlichen Leitung des Herrn Dr. Huber konstituiert hatte. Mit ähnlichem beschäftigt man sich in der Schweiz. Beiden so sehr zeitgemäßen Anläufen ist bester Erfolg zu wünschen. Die Stuttgarter Gründer bezwecken, wie verlautet, ein gutes Stück des Rio Grandenser Kamplandes zu besiedeln, und auch dieser Beschluß ist ein unseren volkswirtschaftlichen Aspirationen durchaus angemessener. .... r

---

Die transkaspische Eisenbahn.

(Schluß.)

Damit der Leser sich einen exakten Begriff von dem gegenwärtigen Stand der Frage bilden könne, müssen wir nun auch die dem Unternehmen ungünstigen Meinungen



prüfen. Fangen wir mit O'Donovan an, welcher gleich Marvin jene Länder durchforscht und einige abweichende Schlußfolgerungen gezogen hat. Nach aufmerksamer Prüfung jener Gegenden ist er zu der Ueberzeugung gekommen, daß es absolut unmöglich sei, ein Heer durch jene Berge zu führen,[1] und ihm stimmt General Meyer bei, welcher auch die transkaspischen Provinzen durchreist hat und der Ansicht ist, daß für eine Invasion in Indien die Kaspische Bahn gänzlich nutzlos sei.[2] Wenn wir nun auch mit Simond zugeben können, daß, hätte sich die europäische Diplomatie nicht widersetzt, die Kaspische Bahn längst ausgeführt worden wäre,[3] so müssen wir andererseits auch bemerken, daß sich die europäische Diplomatie immer widersetzen wird, und zwar durch England. Dieses muß sich sogar mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln diesem Projekt widersetzen, wie auch Rawlinson offen ausspricht, daß bei diesem Unternehmen die Russen auf den absolutesten Widerspruch der Engländer rechnen können. Was immer für eine Partei auch am Ruder sei, England könne niemals die Ausführung eines Unternehmens zugeben, welches die Autorität der Engländer in Zentralasien zerstören und für immer Ruhe und Sicherheit von den englisch-indischen Grenzen vertreiben würde.[4] Angenommen auch, der englische Handel könne aus dieser geplanten Straße Nutzen ziehen, wie er faktisch aus dem Kanal von Suez Nutzen zieht, so würde selbst dieser mögliche Nutzen den Schaden nicht aufwiegen, der daraus entstände, wenn Indien immer kriegsbereit gehalten werden müßte.[5] Und was sagt Marvin? Er wiederholt die herrlichen Lobsprüche Annenkoff's, von denen wir oben sprachen, erinnert mit den Worten des Autors daran, daß, da diese Linie kürzer sei als die Euphrat-Linie, England im Notfalle seine Truppen durch Rußland und vermittelst dieser neuen Bahn transportieren könne.[6] Es ist zwar nicht anzunehmen, daß England jemals so leichtgläubig sein könnte, seine Truppen durch russisches Gebiet senden zu wollen und noch weniger, daß Rußland die Erlaubnis dazu erteilen würde.[1] Darum erscheint uns das Resultat, welches wir als notwendige Konsequenz dieser neuen Verkehrslinie darstellen können, nur dieses, daß durch dieselbe dem Kanal von Suez sehr viele Passagiere entzogen werden. Für Rußland hätte dies freilich keine Bedeutung, da selbes politische und keine kommerziellen Zwecke verfolgt, nämlich Herat einzunehmen und Kalkutta zu bedrohen.

[1] „Edinburgh Review", January 1884. „The Merw Oasis" etc. S. 217.

[2] „Ausland" 1885, Nr. 10, S. 198. Durchaus nicht unsere Ansicht, siehe Kap. 72.

[3] Simond: „Afghanistan of Cit." S. 232: „Si la diplomatie n'avait pas d'autre rôle dans le monde que celui de favoriser le développement général de l'humanité, ce futur chemin de fer indo-européen pourrait, à bref delai, être achevé."

[4] In seinem schon erwähnten Werke giebt Seeley die Mittel an, wie man aus Großbritannien ein noch größeres Britannien machen könne.

[5] Siehe „The Russians at Merw" etc. S. 271. Vielleicht würde aber diese Gefahr für die Engländer vermindert werden, wenn sie die Linie von Sibi über Quettah und Kandahar zögen.

[6] In „The Russian Advance towards India", S. 171, nimmt Marvin die Annenkoff'sche Meinung auf und sagt: I strongly think so I do not speak officially, but I think no difficulty would arise at any rate, the line could be used by officers and merchants etc.

Beschäftigen wir uns jetzt noch eingehend mit einem auf unseren Gegenstand bezüglichen Artikel der „Edinburgh Review". Dieser Artikel beleuchtet die hauptsächlichsten Einwürfe, welche gegen die von Annenkoff vorgeschlagene und von Lessar studierte Bahn gemacht werden. Leider werden wir bei der Prüfung dieser Bedenken häufig zu Wiederholungen genötigt.

Der in Frage stehende Artikel[2] beginnt mit der Meinung oder, besser gesagt, Prophezeiung Palmerston's über diesen Gegenstand durch wörtliche Wiedergabe der am 13. September 1865 an Russell geschriebenen Worte dieses Staatsmannes: „Was Rußland anbetrifft, so wird dieses Land in gebührender Zeit ebenso mächtig werden, wie das römische Reich. Es wird ganz Asien erobern mit Ausnahme Indiens, und wenn es dieser Ausdehnung entsprechende Revenuen besitzen wird und wenn Eisenbahnen die Entfernungen verringern, wird es über eine enorme Menschenmasse gebieten, seine pekuniären Mittel werden riesig und seine Waffen weittragend sein."[3]

Es verlohnt sich nicht der Mühe, die in diesen Sätzen ausgesprochenen Behauptungen zu prüfen oder gar zu widerlegen; scheint doch Palmerston selbst zu erschrecken vor der Wucht einer so großen Macht, die er Rußland mit seinen Worten zuerkennt und bemüht, ihre Wirkung abzuschwächen. Er thut es, indem er mitten in seiner Rede die Sprache ändert und sich unter anderem absolut gegen die Möglichkeit der Ausführung der Kaspischen Bahn ausspricht, und zwar aus folgenden Gründen: In erster Linie kommen die wesentlichen Hindernisse, d. h. diejenigen, welche speziell gegen die von Annenkoff-Lessar geplante Bahn gerichtet sind. Unter diesen nehmen wieder diejenigen, die sich auf die Natur des Landes, auf die

[1] Während zur Zeit des Centurione Rußland nicht die Macht hatte, Indien zu erobern, muß es sich jetzt, wo es mächtig genug wäre, vor Schwierigkeiten anderer Art zurückziehen, namentlich vor der Opposition Englands.

[2] Siehe in der „Edinburgh Review", Oct. 1883, den Artikel „Russian Railways in Asia". Dieser Artikel verdient ganz besondere Aufmerksamkeit, nicht nur weil er in einer ausgezeichneten Revue veröffentlicht worden, sondern weil er veranlaßt und gleichsam inspiriert worden durch drei Werke, welche eben im Jahre 1883 erschienen: „The Russians at Merw" von Marvin, „Eastern Persia: an account of the Journey of" etc. by John Lovett and Evan Smith, und endlich die Depeschen des englischen Gesandten in St. Petersburg, enthaltend die Uebersetzung der Rapporte Lessar's über Zentralasien, von welchen schon öfter die Rede war.

[3] „Edinburgh Review", ebendaselbst S. 390.

ziemlich weite Entfernung des russischen Reiches von Indien beziehen, sowie auf die großen Wüsten, welche durchschnitten werden müssen, die erste Stelle ein. Er weist darauf hin, daß, nach den Berichten sämtlicher Reisenden, die Länder zwischen Indien und dem Kaspischen Meere barbarisch seien. Seiner Ansicht nach sei selbst Lessar nicht imstande gewesen, eine genaue Beschreibung derselben zu liefern. Auf diese Behauptung haben wir nichts zu erwidern, denn nach unseren eigenen Beobachtungen beruhen sie zum großen Teile auf Wahrheit. Nur scheint es uns, daß man den Eifer und die Beharrlichkeit der Russen als Gegenmittel bezeichnen könnte. Ebensowenig können wir den folgenden Einwurf des Verfassers leugnen, daß mit Ausnahme weniger von persischen Stämmen bewohnter Orte, die Bevölkerung zwischen Daba-Durmaz und Serachs außerordentlich spärlich ist und selbst die Durchschnittszahl von 2 auf einen Quadrat-Myriameter nicht erreicht. Ebenso hat der Verfasser des Edinburgh-Artikels Recht, wenn er behauptet, daß mit dem Bau der Eisenbahn nach Herat Rußland nicht einmal auf halbem Wege nach Indien sei. Denn für den Augenblick bewahrheitet sich nicht die Voraussetzung Annenkoff's, daß zugleich mit den Russen auch die Engländer die Konstruktion ihrer Bahn von Quettah über Kandahar nach Herat aufnehmen würden. Dagegen ist eine andere Behauptung des Verfassers nicht sehr triftig, nämlich die, daß wegen der geringen Sicherheit jener Regionen, welche immer von Räuberhorden durchzogen sind, die Eisenbahnlinie durch Scharen von Wächtern gegen deren Angriffe geschützt werden müßte. Wir haben im Gegenteil gesehen, welchen Einfluß auf die Ordnung und öffentliche Sicherheit jenes Landes die Annexion von Merw und die Unterwerfung der Akhal-Tekkes gehabt, wodurch wahrscheinlich wieder andere Völkerschaften veranlaßt werden, ihrem Beispiele zu folgen. Außerdem wäre diese durchaus nicht die erste Eisenbahn, welche in unzivilisierten Ländern erbaut worden, und wenn die Erfahrung uns lehrt, daß die Angriffe der Wilden auf Eisenbahnen im allgemeinen ziemlich selten sind, so könnten sie hier der Natur des Landes nach nicht häufig sein, selbst nicht im Anfang, und man dürfte hoffen, daß sie mit der Zeit ganz aufhören würden. Was den folgenden Einwurf betrifft, daß der erste Teil der transkaspischen Bahn nur militärische und keine kommerziellen Vorteile bieten würde und den Unternehmern keine Veranlassung geben könne, die Bahn bis nach Indien weiterzuführen, so weisen wir als Antwort auf das schon Gesagte hin. Wir sind durch Studium und Reflexionen zu der Ansicht gekommen, daß Rußland sich um jeden Preis in den Besitz Indiens setzen will und daß gerade zur Erreichung dieses Zweckes die Kaspische Bahn projektiert worden ist (wie man sich etwa einer Leiter bedient, um einen erwünschten Gegenstand zu erreichen). Hier ist es daher auch nicht der Ort, dem Verfasser des Artikels in seiner Parallele zu folgen, welche er zwischen dieser zum Teil noch hypothetischen Bahn und jener von Poti nach Baku zieht, d. h. vom Schwarzen zum Kaspischen Meere (für den Petroleum-Export sehr wichtig). Wir wollen vielmehr bemerken, daß, wenn es Rußland wirklich gelingen sollte, den Anschluß an Indien zu erreichen, es niemals bedauern wird, einige Meilen wüsten und unfruchtbaren Landes durchzogen und 54 Millionen verausgabt zu haben. Mit derselben Erwiderung, nämlich der Erreichung eines erwünschten Zieles, schlagen wir auch das andere Argument der „Edinburgh Review", nach welchem die Ausführung der Kaspischen Bahn als sehr viel kostspieliger angesehen werden müsse und in der That auch sei, als gewöhnlich angenommen werde. Die finanzielle Berechnung, welche vermittelst der Karte geschieht, ergebe viel geringere Summen als in Wirklichkeit erfordert würden.[1]

Diesen Argumenten, welche das Wesen und den Charakter der projektierten Bahnen angreifen, stellen sich im Artikel noch andere an die Seite, welche, wenn auch nicht so direkt, doch nach der Meinung des Verfassers nicht weniger stichhaltig sind. Unter anderem bemerkt er, da Lessar durch ausgedehnte Regionen gereist sei und dazu in verhältnismäßig kurzer Zeit, außerdem seine Berichte in unregelmäßigen Zwischenräumen auf seinen Haltestellen geschrieben habe, dürfe man seinen Entdeckungen nicht viel Bedeutung beimessen, auch seinen Behauptungen nicht viel Glauben schenken, da er dieselben nicht einmal durch eine Reisekarte erhärtet habe. Wir erwidern darauf, daß das Hauptmoment der Lessar'schen Behauptungen die Richtigstellung der Höhe des Robat-Passes ist, welche doch nicht in Zweifel gezogen werden kann. Wer den Worten Lessar's keinen Glauben schenken will, denke nur an die Reihe von Einbrüchen, welche von jener Seite her erfolgt sind und nur bei geringerer Höhe als man bisher annahm, möglich war. Im Verlauf des Artikels betont der Verfasser weiter, daß das Unternehmen für Rußland durchaus nicht vorteilhaft sein würde. Seiner Ansicht nach müsse Rußland ein Meer oder irgend einen Meeresteil zu erwerben suchen, und da die Ostsee häufig gefroren und zu kalt ist, schielt Rußland nach Konstantinopel; denn jene Stadt und keine andere ist das Ziel seiner Wünsche. Auch würde der Landweg nach Indien Rußland nicht sonderlich nützlich sein; denn selbst wenn die Möglichkeit vorläge, Indien zu erwerben, könne Rußland nicht daran denken, dieses seinem so ungeheuer ausgedehnten und von so durchaus verschiedenen Völkerschaften bewohnten Reiche einzuverleiben. Rußland würde absolut seine Einheit und, was

[1] Der Artikel erwähnt, daß im Anfang des Jahres 1882 Skobeleff gegen das Projekt der Kaspischen Bahn gewesen; dies ist wahr; auch Marvin spricht davon in seinem Buche: „The Russians at the Gates of Herat", S. 148 davon; aber später änderte der General seine Meinung, wie wir sahen. Was den Preis betrifft, so könnte selbst ein Plus von 10 oder 20 Prozent uns nicht veranlassen, unsere Meinung zu ändern.

schlimmer ist, seinen Schwerpunkt verlieren. Indien liegt zu weit von St. Petersburg und wäre durch eine zu lange und zu unsichere Kette mit der Hauptstadt verbunden. Der Schwerpunkt des Reiches müßte nach Moskau verlegt werden und selbst hierdurch würde der Schwierigkeit nicht abgeholfen. Wir haben schon früher[1] ausgeführt, daß in übermäßig ausgedehnten Staaten immer die Gefahr der Zersplitterung nahe liegt. Doch wissen wir auch, daß wenn die Geschichte uns diese Lehre giebt, sie uns andererseits auch zeigt, daß diese Erfahrung die großen Eroberungsstaaten niemals davon abgehalten hat, außerordentliche Vergrößerungen anzustreben. So hätte das arabische Reich und jenes Karls des Großen aus dem Untergang des römischen Reiches, aus den Trümmern der Monarchie Alexanders und den verschollenen Reichen des alten Orients Nutzen ziehen können. Deshalb glauben wir auch nicht, daß diese Befürchtung Rußland abhalten würde, die Eroberung Indiens zu versuchen, was immer auch der Ausgang des Unternehmens sein würde. Zu dem fraglichen Artikel zurückkehrend, finden wir die Bemerkung des Verfassers richtig, daß die Annäherungsversuche zu Lande viel engeren Grenzen unterworfen sind, als jene zu Wasser, und daß es eine ganz andere Sache ist, eine Eisenbahn von einem Ozean zum andern zu führen (wie die Vereinigten Staaten gethan), als eine Linie durch unfruchtbare, unwirtliche Wüsten zu ziehen. Auf die erste Bemerkung (welche übrigens zum großen Teile richtig ist, da die Wasserstraßen, weil allen zugänglich, viel ökonomischer sind als Landwege, welche von Menschenhand zugänglich gemacht werden müssen) erwidern wir, daß kompetente Persönlichkeiten behaupten, die Warensendungen von großem Werte und kleinem Umfange, wie Thee, Seide, Opium, Edelsteine, welche Asien exportiert, benützen die Eisenbahn, während die schwereren und weniger wertvollen Transporte die Meeresstraßen vorziehen würden. Und auf den anderen Einwurf sagen wir offen unsere Meinung: es liegt wenig daran, ob die Gegend zwischen dem Kaspischen Meere und Indien wüst und unfruchtbar ist. Wenn Rußland wirklich die Verbindung mit jenem Lande erreicht, würde ein so großer Nutzen und so viel Reichtum erzielt werden, daß alle Kosten gedeckt und alle Bemühungen belohnt wären. Schließlich, fährt der Verfasser fort, müßten die Russen, wenn sie eine bewaffnete Expedition nach Indien, die mindestens aus 50,000 Mann bestehen müßte, unternehmen wollten, an Bagage, Train und Geschütz eine Ladung von wenigstens 250,000 Tonnen mitschleppen. Da nun die mutmaßliche Bahn wohl nicht mehr als 1000 Tonnen per Tag transportieren könne, würde man acht ganze Monate gebrauchen, um den Einbruch ins Werk zu setzen. Während dessen hätten natürlich die Engländer Zeit, sich zu rüsten, so zwar, daß sie selbst in diesem Fall keinen Grund zu Befürchtungen hätten. In jedem Falle, schließt der Verfasser, wer nicht, wie wir, der Autorität Venukoff Glauben schenken will, der behauptet, das Vordringen der Russen sei ein friedliches, wird immer den Engländern raten, sich zu der aktiven Politik bewaffneten Widerstandes zu entschließen und sich nicht in leeren Klagen und Aengstlichkeiten zu ergehen, welche der Politiker und der starken, zivilisierten Nationen unwürdig sind.[1]

In der That, ob es Rußland gelinge oder nicht, Indien zu erobern, ist eine Frage, mit welcher wir uns nicht zu beschäftigen haben. Hielten wir es doch schon früher für angezeigt, diese Frage ungelöst zu lassen; für uns handelt es sich um die Bedeutung der Kaspischen Bahn für unser Jahrhundert im Vergleich zu derjenigen, welche die fast in derselben Richtung vorgeschlagene Straße im 16. Jahrhundert gehabt hatte. Es kann den Leser, der uns durch dieses und die vorhergehenden Kapitel, namentlich durch die Prüfung des Edinburgh-Artikels, gefolgt ist, nicht überraschen, daß unsere Beurteilung der Kaspischen Bahn von derjenigen des Verfassers jenes Artikels bedeutend abweicht, ja ihr geradezu entgegengesetzt ist. Jener sucht zu beweisen, daß die Ausführung der Kaspischen Bahn nach Indien momentan wegen physischer Hindernisse unmöglich sei. Die Forschungsreise Lessar's sei nicht positiv genug gewesen, Rußland sei nicht imstande, die Bahn auszuführen. England habe absolut nichts zu fürchten, weil Rußland weder die materielle Macht, noch den Wunsch, noch praktischen Nutzen davon hätte, in Indien einzufallen. Das Studium Lessar's, die Spekulationen Annenkoff's und anderer haben uns aber die Ueberzeugung gegeben, daß die praktische Ausführung dieser Bahn, wenn auch gewiß nicht leicht, doch bei dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht materiell unmöglich ist. Wir glauben ferner, daß die Russen, wenn es ihnen gelingen sollte, die ganze Eisenbahn herzustellen, diese eben mit dem Ziele erbauen, sich militärisch Indien zu nähern und sich in den Besitz desselben zu setzen. Hierdurch kommen wir also zu der Behauptung, daß die

[1] Siehe Kap. 72. Wir gaben auch die Meinung des Barth. de St.-Hilaire, nach welchem das russische Reich vor seinem Falle viele Völkerschaften in sich aufnehmen und große Macht erlangen würde.

[1] Siehe „Ultima Thule“ von Haymerle, wo der Verfasser mit der „Edinburgh Review“ gegen die Bahn Annenkoff-Lessar übereinstimmt. Er zählt den Train und die Bagage auf, welche 1879 der Armee des Generals Lomakin folgten, als dieser gegen die Tekke-Turkmenen zog. Nach anderen Ansichten brauchte Rußland wenigstens 200,000 Mann, um den Einbruch in Indien zu wagen, und wenn das Eisenbahnsystem Zentralasiens zur Ausführung gebracht wäre, könnte ein englisch-indisches Heer, verstärkt durch Afghanen, den Feind fern genug halten. Dieser würde immer ziemlich viel Zeit brauchen, um sich in Bewegung zu setzen. Man nimmt sogar an, daß nach dem Charakter des Volkes selbst, je mehr die Russen vordringen, die Niederlage für sie desto wahrscheinlicher sein würde, wie sie deren auch in der That erlitten haben würden, wenn sie 1885 versucht hätten, in Afghanistan einzubrechen. („Engl. and Russian face to face in Asia“ etc. by A. C. Yate. S. 440 u. 443.)

praktisch ausführbare Straße hauptsächlich als Offensivwaffe dienen würde. Mit anderen Worten, wenn wir absehen von den übrigen Bahnlinien, welche in Asien zu verschiedenen Zwecken und in verschiedenen Richtungen projektiert und dann aus dem einen oder anderen Grunde aufgegeben wurden; wenn wir genau die relativen Stellungen der Russen in Zentralasien und der Engländer in Indien ins Auge fassen, so kommen wir von selbst zu dem Schlusse, entweder wird die von Annenkoff und Lessar befürwortete und von der russischen Regierung in Angriff genommene Bahn nicht vollendet oder sie wird keine friedliche Handelsstraße zwischen Europa und Indien. Sie wird vielmehr in Indien einen völligen Umsturz hervorbringen und den englischen Einfluß in jenem Lande erschüttern. Die Engländer werden durch dieselbe am direktesten angegriffen, und für sie ist es eine Naturnotwendigkeit, sich mit aller Macht gegen jeden Eingriff, der ihnen von Norden kommt, zu verteidigen. Wie vor drei Jahrhunderten, zur Zeit des Messer Paolo Centurione, stellt sich die Verkehrsstraße vom Kaspischen Meere nach Innerasien unter ganz anderen als günstigen Auspizien dar, und während sie vielleicht die ehrgeizigen Pläne einer europäischen Großmacht begünstigt, bedroht sie die anderen und als Gegenstoß vielleicht ganz Europa mit großen Umwälzungen. Es ist eine eigentümliche Beobachtung, daß Rußland zur Zeit des Centurione die Erbauung der Straße nicht unternehmen konnte, weil es zu weit entfernt, zu schwach und zu barbarisch war, und jetzt, da es dieselbe unternehmen könnte, muß es darauf verzichten, eben weil zu es stark ist. Und doch wäre die Straße allgemein nützlich, besonders wenn der Tunnel zwischen Dover und Calais zustande käme. Damals widersetzten sich die Portugiesen, heute die Engländer, und es ist dies sehr zu bedauern. Wegen der bedeutenden Kürzung des Weges könnte der internationale Handel durch größere Schnelligkeit bedeutenden Nutzen aus ihr ziehen.

Hören wir zum Schlusse noch Lessar's und Marvin's Ansichten über die Kaspische Bahn, und wir werden nicht ohne Verwunderung sehen, daß sowohl der eine als der andere im allgemeinen anders urteilen, als wir nach dem Gesagten erwarten konnten. In der That schlägt Lessar, in dem wir bisher den eigentlichen Vertreter der Kaspischen Bahn erkannten, eine russische Bahn von Merw nach Herat vor, welche sich dann an die englische Bahn von Quettah anschließen soll. Er fürchtet, die Engländer würden mit den wohlfeilen Erzeugnissen ihrer Industrie und Manufaktur ganz Zentralasien überschwemmen, und schließt daraus, daß die Kaspische Bahn nicht den Engländern Schaden und den Russen Nutzen brächte, sondern umgekehrt. Marvin wiederum, der bisher so viel Lob für Lessar hatte, bekämpft ihn hier, beschuldigt ihn fast der Unredlichkeit und wirft ihm vor, er verwirre die Frage, indem er von einer Eisenbahn spreche, welche nicht gebaut werden solle, anstatt von jener, welche gebaut werden solle. Er fügt hinzu, die Kaspische Bahn sei zwar praktisch ausführbar, aber Rußland würde sie niemals ausführen, um England nicht zu beleidigen. England seinerseits würde die Bahn von der Hochebene von Pishin über Quettah weiter führen. Aber in demselben Werke, in welchem er diese Meinung äußert, sagt Marvin einige Seiten später, daß die Verlängerung des Eisenbahnsystems bis Serachs die Distanz zwischen den europäischen und indischen Eisenbahnen um 600 Mln. abkürze. Dies sei aber nicht genug, und wenn die Russen bis nach Herat vorgedrungen sind, müssen wir Engländer, sagt er, unsere Eisenbahn bis Kandahar fortführen. Dadurch würde die Distanz auf 200 Mln. reduziert, und es ist außer allem Zweifel, daß, sobald eine längere Periode gesicherten Friedens kommen wird, der Handel in der That dieser Bahnstrecke bedarf. So wird binnen weniger Jahre Europa mit Asien verbunden sein, und wenn der Verkehr auch nur auf Passagiere beschränkt wäre, so müßte er doch eine friedliche und der Zivilisation günstige Revolution in den russisch-indischen Regionen hervorbringen.[1] Marvin erklärt diesen seinen Meinungswechsel durch die Einnahme Merw's von Seiten der Russen und bezeichnet dieses Ereignis als so unerwartet, so seltsam, daß man sich nicht wundern könne, daß er anderer Ansicht geworden sei. Ein Jahr vor der Eroberung wagten sich die Fremden nicht unter die Akhal-Tekkes,[2] da man die unleugbarste Gewißheit hatte, ermordet zu werden, wie auch in der That viele geheimnisvoll verschwunden sind. Durch die Einnahme Merw's ist die ganze Lage mit einem Schlage geändert. Seit Anfang 1885 geht die Post von Ort zu Ort, die Polizei schützt die Läden des Bazars gegen die Begehrlichkeit jener Akhals, welche noch die alten Gewohnheiten beibehalten haben. Schon erhebt sich ein Palast, welcher zum Telegraphenamt bestimmt ist, „und heute", fährt Marvin fort, „kann Lessar von London eine Postkarte an Alikanoff in Pul-i-Khisti schicken." Aber trotz alledem liegt hier ein Widerspruch vor, und zwar ein augenscheinlicher.[3]

[1] „The Russians at the Gates" etc. S. 147 und 154. Relatively the Russian locomotive would be far too close to Herat and consequently our Candahar line would be pushed absolutely to Herat. This done, the gap would be reduced to a paltry of 200 miles, and there can be hardly a doubt that, the moment a period of peace ensued, the pressure of commerce would quickly bring about a junction.

[2] It was then as mysterious as Timbuctoo. Marvin, ebendaselbst.

[3] Der Widerspruch zwischen den beiden Werken Marvin's: „The Russians at Merw and Herat" und „The Russians at the Gates of Herat". Vielleicht muß er durch die Eile entschuldigt werden, mit welcher er letzteres verfaßte, wie er in der Einleitung betont. Es scheint jedoch, als ob er in seiner letzten Broschüre „The Railway Race" sich wieder dem ersten Plane nähere. Seite 7 z. B. sagt er: „What effect this menacing locomotive advance will have upon the railway operations of England remains to be seen." In derselben Broschüre, S. 10, spricht er von der Erklärung Salisbury's, welcher auf den Widerspruch der Turkmenen hoffte, aber seit 1881 nicht mehr.

Wie weit ist nun das Programm der asiatischen Bahnen ausgeführt? Die Eisenbahn, welche schon vom Kaspischen Meere oder vielmehr von der Michailowski-Bai bis nach Kizil-Arwat erbaut war, ist im Jahre 1886 bis nach Merw weitergeführt worden.[1] Anfangs 1885 beabsichtigte Rußland eine doppelte Linie zu konstruieren: eine von Wladikawkas[2] zum Kaspischen Meere und eine andere von derselben Stadt nach dem Schwarzen Meere. Für beide hätte es solche Summen ausgegeben, wie die Engländer sie für ihre sehnlichst gewünschte Euphrat-Linie gebraucht hätten, die noch dazu die allerdirekteste und leichteste Linie geschaffen hätte. Diese sollte nämlich folgenden Weg nehmen: London, Berlin, Odessa, Batum, Baku, Michailowsk, Askabad,[3] Herat, Kandahar und Pishin,[4] und nur zwischen Dover und Calais, von Odessa nach Batum und von Baku nach Michailowsk hätten Unterbrechungen der Eisenbahnfahrten und Transport zur See stattgefunden. Es genügt aber ein Blick auf die Karte, um zu sehen, daß wenn eine Bahn von Wladikawkas nach Baku erbaut wird, man die Ueberfahrt über das Schwarze Meer erspart, welches jetzt mit einem Trajekt überschifft werden muß. Man kann dann also im selben Waggon von Calais nach dem Kaspischen Meere reisen, wodurch das letzte Ziel, die direkte Reise nach Zentralasien, sehr vereinfacht wird.[5] Im Mai 1886 behaupteten einige, die Kaspische Bahn sei in Angriff genommen. Andere, welche sich über die Absichten und Bewegungen der russischen Regierung für besser unterrichtet hielten, behaupteten der Bau der asiatischen Bahn von Michailowsk nach Kakka sei begonnen, vielleicht schon bis zu diesem Punkte vorgeschritten. Es hieß sogar, dieselbe solle, Serachs rechts liegen lassend, bis Merw und endlich bis Samarkand weitergeführt werden. Wieder andere wollten wissen, diese Linie würde bis Bokhara und Taschkent, die alte Hauptstadt Turkestans, verlängert, und man sehe ganz ab von dem Projekte Herat. Tschernajeff aber zieht kürzlich den kommerziellen und strategischen Wert dieser Linie in Zweifel und glaubt, daß speziell die Fortsetzung derselben bis Bokhara unausführbar sei wegen der Sandwüsten, welche seiner Ansicht nach die Ausführung unmöglich machen. Wir haben ferner gesehen, daß die Linie bis nach Merw erbaut worden ist, abweichend von der Richtung nach Herat. Und hiermit schließen wir unsere Abhandlung über die asiatischen Eisenbahnen. Die Abweichung der Russen von der Linie nach Herat, wohin sie zuerst zielten, zeigt uns zweifelsohne, daß sie für den Augenblick auf jene Bahn verzichten, eben weil sie dieselbe weniger geeignet halten für die friedliche Ausübung des Handels als für einen kriegerischen Einbruch, den sie momentan nicht unternehmen wollen.[1]

[1] Siehe Simond op. cit. Seite 68 und 236, siehe auch die Karte, welche Marvin's „The Russians at the Gates" etc. beigegeben ist. Nach dem „Ausland" 1886, Nr. 4, Seite 74, hingegen scheint es, als ob jene Linie nicht einmal bis Askhabad geführt sei.

[2] Endpunkt der russisch-europäischen Bahnen im Kaukasus.

[3] Vorausgesetzt, die Bahn bis Askhabad wäre fertig.

[4] Hierzu bemerkt Marvin in „The Railway Race to Herat", London, Allen, 1885, S. 14, Rußland sei damals schon praktisch bis Askhabad gekommen, während England sich noch ein Jahr weit entfernt von Pishin halten könne. Im Juli 1886 teilte der Telegraph mit, daß die Bahn von der Michailowski-Bay über Kizil-Arwat, Askhabad und Kakka bis nach Merw geführt sei.

[5] „The Russians at the Gates", p. 152: „The traveller will proceed direct from Calais to Petrowsk, on the Caspian, and cross over thence to Michailowsk, thus saving the journey across the Black Sea."

[1] In allerletzter Zeit wurde die Eisenbahn bis nach Tschardschui am Amu-Darja fortgeführt, um in Bokhara und Samarkand auszulaufen, und man glaubt, daß in eben dieser Absicht im Mai 1887 Kerki besetzt wurde. Diese Verlängerung war schon von Yate angekündigt („England and Russia face" etc., S. 436—437), und man ist allgemein der Ansicht, daß momentan jede Bewegung in der Richtung nach Herat ausgeschlossen sei; seit Ende Dezember 1886 war natürlich die Eisenbahn im Bereiche des Emirs von Afghanistan. Kürzlich sind Verbesserungsarbeiten für den Ausgangspunkt der transkaspischen Linie in einem ziemlich näher liegenden Busen in der Umgebung der Insel Uzun-Ada, etwa 27 Werst östlich von der Stadt Michailowskie, begonnen worden. (Die transkaspische Eisenbahn und ihre Anfangsstation Uzun-Ada. „Ausland" 1887, Nr. 39, S. 776.) Die Linie von Uzun-Ada bis zum Amu-Darja hat eine Länge von 1011 Werst, von denen 794 in etwas weniger als einem Jahre erbaut worden sind.

Berghaus' Physikalischer Atlas.

Von A. Oppel.

(Schluß.)

Mit der Periodizität der Niederschläge befaßt sich das letzte Blatt der ganzen meteorologischen Abteilung. Auf der Hauptkarte, nach Mollweide's flächentreuer Entwurfsart, hat Professor W. Köppen die „Regengebiete der Erde nach der jahreszeitlichen Verteilung der Hydrometeore" dargestellt. Er unterscheidet sieben Hauptgebiete mit einer Reihe von Unterabteilungen und Uebergangsbezirken. Die ersteren sind (I) die Gegenden mit normaler tropischer Regenzeit, wobei die Haupttrockenzeit in den Winter und Frühling fällt, (II) Länder mit regenreichem Winter und regenarmem Sommer, (III) Gebiete, welche Regen im Frühling oder Frühsommer, meist auch im Herbst oder Vorwinter erhalten, während der Spätsommer trocken ist, (IV) Bezirke, in denen alle Monate mäßig regenreich sind oder Schneedecke eintritt, (V) Gegenden mit vorwaltendem Winterregen, aber mäßig regnerischem Sommer, (VI) Länder, wo alle Monate sehr regnerisch sind, doch so, daß der Winter bevorzugt erscheint, und (VII) Gebiete, in denen alle Monate regenarm sind und in die der Regen spärlicher und in unregelmäßiger Weise aus den anstoßenden Gebieten herübergreift. Hiezu ist zu bemerken, daß die höheren Regionen isolierter Gebirge aus der Betrachtung ausgeschlossen wurden. Dagegen sind,

mit Ausnahme eines großen Teils des Stillen Ozeans, die Weltmeere mit berücksichtigt, was bei der Darstellung der jährlichen Regenmenge nicht geschehen war.

Neben der eben charakterisierten Erdkarte finden wir noch mehrere Kartons. Einer derselben veranschaulicht die jährliche Periode der Regenhäufigkeit Europa's in der Weise, daß durch Flächenkolorit fünf Gebiete unterschieden sind; in diesen finden sich die Namen derjenigen Monate eingetragen, in denen das Maximum, bezw. das Minimum eintritt. Zur Ergänzung dieser Darstellung dient ein zweiter, ebenfalls auf Europa bezüglicher Karton, welcher mittelst Flächenkolorit und Schrift anzeigt, in welchem Monate das jährliche Maximum der Regenmenge stattfindet. Ein drittes Kärtchen zeigt, wie sich die Bewölkung des Januar im südlichen und westlichen Europa, sowie in einigen Teilen Vorderasiens gestaltet; ein viertes, das Gebiet von Skandinavien bis Vorderindien umfassend, stellt die Bewölkung des Juli dar. Endlich trifft man noch zwei graphische Darstellungen an, welche Beispiele der jährlichen Periode der Regenhäufigkeit nach der Zahl der Niederschlagstage (unter 100) enthalten. Die betreffenden Linien zu verfolgen, ist ebenso anziehend, wie lehrreich. Während z. B. die Monatskurve für Deutschland zwischen 38 und 48 schwankt, steigt diejenige für die Malabarküste von 0 auf 92.

Nachdem im vorstehenden eine Uebersicht über den Inhalt und die Darstellungsmittel von J. Hann's Atlas der Meteorologie gegeben ist, dürfte es am Platze sein, noch einen vergleichenden Rückblick mit Bezug auf die erste Auflage des Physikalischen Atlas zu thun. Dieser zeigt auf das unzweideutigste, daß nicht nur die Unterschiede, sondern auch die Fortschritte in sachlicher wie darstellerischer Beziehung, sehr bedeutende sind. Sprechen wir zuerst von den Fortschritten, so sind diese so augenfällig wie möglich. Man betrachte z. B. die Isothermen, die Isobaren oder selbst die Regengebiete, so wird man sich der Erkenntnis nicht entziehen können, daß die Meteorologie von den ersten tastenden Versuchen, wie sie die erste Auflage zeigt, auf sicherere Bahnen gelangt ist und daß, so viel im einzelnen auch noch fehlt, das Gesamtbild wenigstens vielfach in festen Umrißlinien gezeichnet werden konnte. Isothermen und Isobaren für Juli und Januar, Isothermen und Isobaren einzelner Gebiete für einzelne Monate, Wetterkarten und Zugstraßen der Luftdruckminima, die Regenmengen einzelner Länder, die Darstellungen der periodischen Gestaltung der Regenverhältnisse und vieles andere, welches Hann's Atlas zu bieten hat, wird man in der ersten Auflage vergeblich suchen. Was aber die kartographische Technik anbelangt, so hält kein einziges Blatt der ersten Auflage den Vergleich mit irgend einer Seite der zweiten Auflage aus. Ein besonderes Wort des Lobes muß auch über die geschickte Ausfüllung des zur Verfügung stehenden Raumes gesagt werden. Jedes Fleckchen, das die größeren Karten, zumal diejenigen nach Mollweide, freilassen, ist nämlich für eine kleine Darstellung ausgenutzt, sei es, daß, wie auf Blatt XI, Inseln oder Teile von Kontinenten, wie auf Blatt XII, in die Lücken eingeschaltet erscheinen. Wie Hann in dem Begleittext ausdrücklich hervorhebt, kommt dieses Verdienst auf Rechnung des Herausgebers, Professors H. Berghaus.

Ob aber alle Unterschiede und Veränderungen, welche bei der Betrachtung der beiden Auflagen des Physikalischen Atlas hervortreten, auch als Fortschritte, bezw. als Vorzüge zu bezeichnen seien, darüber läßt sich noch reden. Daß J. Hann statistischen Tabellen über lokale Wärme- und Regenbeobachtungen keinen Raum im Atlas vergönnt hat, finde ich vollkommen berechtigt. Dagegen muß der Umstand auffallen, daß selbige auch im Begleittext fehlen. In diesem finden wir unter anderen wohl manche Einzelheiten erwähnt, aber von großem Nutzen wäre es gewesen, die wichtigsten Beobachtungsthatsachen zu verzeichnen, zumal ja die Isothermen- und Isobaren-Karten — worüber später noch zu reden ist — vielfach nur über abgeleitete Werte Auskunft geben. Der eben bemerkte Mangel muß allen denen fühlbar werden, welche, ohne sich an einer meteorologischen Zentralstelle zu befinden, Einzelheiten erfahren oder die Richtigkeit von Hann's Linien kontrolieren wollen. Einstweilen bleibt für die große Mehrheit der Benutzer des Atlas nichts übrig, als dessen Inhalt auf Treue und Glauben hinzunehmen.

Ferner, daß Hann auf allen von ihm entworfenen Karten die g r a p h i s c h e n D a r s t e l l u n g e n, z. B. über den Gang der Temperatur im Verlauf des Jahres, des Monats und des Tages unbedingt ausgeschlossen hat, muß um so mehr als ein Mangel erscheinen, als auch der Begleittext über diese und ähnliche Verhältnisse keine zusammenhängenden Mitteilungen bietet. Solche sind aber zur richtigen Auffassung der Karten durchaus nötig, denn diese selbst enthalten, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, nur Mittelwerte, und wenn auch die Januar- und Juli-Isothermen fast konsequent durchgeführt sind, so fehlen doch die dazwischen liegenden Zeiträume und vieles andere. Man könnte nun sagen, daß derartige Angaben in den Lehrbüchern über Meteorologie zu finden sind. Wenn wir dieses nun auch zugeben, so bleibt doch andererseits zu bedenken, daß Hann bei der Konstruktion seiner Karten mitunter eigene Wege eingeschlagen hat, deren Richtigkeit sich nur an der Hand des authentischen Materials verfolgen läßt. Zudem muß es auffallen, daß W. Köppen solche Geographica für nötig hielt, während sie Hann prinzipiell ausschloß, ohne darüber in dem Begleittext ein rechtfertigendes Wort zu sagen.

Im Anschluß daran mag es gestattet sein, einen weiteren Mangel namhaft zu machen, ich meine eine Karte, welche sämtliche Orte enthält, an denen gegenwärtig meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Ein solches Blatt hätte auch zur Darstellung mancher mit dem Hauptgedanken in Verbindung stehender Verhältnisse dienen

können. Man hätte z. B. durch Farben und andere kartographische Zeichen andeuten können, in welchen Gebieten meteorologische Beobachtungen durch längere oder kürzere Zeiträume gemacht wurden, in welchen einmalige, aber vollständige, in welchen gelegentliche und lückenhafte Messungen stattfanden, u. a. m. Die Benützer des Atlas wären dadurch in die Lage gebracht worden, einerseits sich ein anschauliches Bild von dem gegenwärtigen Umfange der meteorologischen Beobachtungen zu machen, andererseits aber auch über den wissenschaftlichen Wert der einzelnen Karten des Atlas sich ein objektives Urteil zu bilden. Zugleich hätte ein solches Blatt ein großes historisches Interesse gehabt, und zwar sowohl für die Vergangenheit, als für die Zukunft. Wir müssen daher diesen Mangel umsomehr bedauern, als wir der Ueberzeugung sind, daß die angedeutete Aufgabe kaum von jemanden hätte besser und vollkommener gelöst werden können, als von dem Bearbeiter des vorliegenden Atlas der Meteorologie.

Zum Schlusse nun noch ein Wort über die „idealen" Isothermen, Isobaren und was damit zusammenhängt. Das Wesen der betreffenden Karten besteht bekanntlich darin, daß alle Erhebungen der Landmassen abgetragen gedacht werden müssen, so daß die ganze Erdoberfläche als eine vollständige Ebene erscheint. Vor der Konstruktion der Karten selbst war es also nötig, sämtliche thatsächliche („reale") Beobachtungswerte, soweit sie sich nicht auf das Meer und ähnlich tiefgelegene Punkte beziehen, umzurechnen. Von Seiten Hann's ist dies mit Hülfe feststehender Durchschnitte geschehen; bei der Temperatur setzt er nämlich 100 m. Erhebung = 0.5° C. Wärmeabnahme und bei dem Luftdruck 11 m. Erhebung = 1 mm. des Barometers. Bezüglich der Temperatur ist nach Hann die Genauigkeit dieser Uebertragung so groß, „daß sie nur durch direkte vieljährige Temperaturbestimmungen am Orte selbst übertroffen werden kann." Der Entschluß, ideale anstatt realer Isothermen herzustellen, ist allerdings von Hann teils mit sachlichen, teils mit technischen Schwierigkeiten motiviert worden. Er ist nämlich der Meinung, daß die Wärmeverteilung in horizontaler und vertikaler Richtung auf derselben Karte, d. h. also ein naturgetreues Abbild der Wärmeverhältnisse, der Ableitung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten und der Erkenntnis der Ursachen, welche dem Verlauf der Isothermen zu Grunde liegen, höchst abträglich sei. Indem er sodann darauf hinweist, daß die Temperaturveränderung auf den Kilometer in horizontaler Richtung 0.0068°, in vertikaler aber 5.5°, also nahezu das Tausendfache ausmacht, erklärt er es geradezu für unmöglich, „eine von Willkürlichkeiten freie, wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Konstruktion der Linien gleicher Temperatur" herzustellen. Endlich glaubt er, daß man durch einfache Rechnung von seinen Karten jede gewünschte Ortstemperatur ableiten könne.

Ich gestehe offen, durch Hann's Ausführungen von der Zweckmäßigkeit, beziehungsweise von den wissenschaftlichen Vorzügen der „idealen" Isothermen nicht überzeugt worden zu sein, und erlaube mir die folgenden Bedenken zu erheben. Zunächst scheint mir aus dem Wesen der Naturwissenschaft die Forderung hervorzugehen, daß jedes Abbild eines Naturkörpers und seiner Erscheinungen möglichst naturgetreu sein müsse, und daß man dieses Postulat nur aus den triftigsten Gründen außer Augen setzen dürfe. Die Gründe, welche Hann vorbringt, reichen aber nicht hin, um die Herstellung eines größtenteils falschen Bildes zu rechtfertigen. Denn die Erde ist in diesem Zustande völliger Abgeebnetheit durchaus undenkbar. Infolge dessen sind die Temperaturzonen in der Ausdehnung, wie sie Hann's Karten zeigen, absolut nicht vorhanden, und sowohl die Linien als die Farben müssen in vielen Fällen geradezu falsche Begriffe erzeugen. Wer sich z. B. nach Hann's Jahresisothermen das Gebiet der Tropen, d. h. des Gebietes mit mindestens 20° C. mittlerer Jahreswärme, vergegenwärtigen will, der wird, wenn er die Umrechnung vergißt — was sehr verzeihlich wäre, da auf den Karten selbst jede bezügliche Notiz fehlt — in einen schweren Irrtum geraten oder, wenn er die Umrechnung machen will, viel Zeit verlieren und schließlich doch zu keinem befriedigenden Resultate gelangen, denn die wenigsten werden die betreffenden, dazu nötigen Höhenzahlen gleich zur Hand haben. Was aber die wissenschaftliche Zuverlässigkeit der idealen Kurven anbelangt, so erscheint mir diese aus folgendem Grunde in einem fragwürdigen Lichte. Die Zahl der Orte mit regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen ist bekanntlich nicht allzu groß; vielmehr beruht die Kenntnis der Temperaturverteilung zur größeren Hälfte auf kürzeren und gelegentlichen Beobachtungen. Nicht ganz so schlecht, aber doch ähnlich, verhält es sich mit unserem Wissen von den Höhenverhältnissen der Erde. Wie viel ist in dieser Beziehung noch unbekannt oder unsicher! Für alle diese Lücken und Unsicherheiten muß aber doch bei der Reduktion auf das Meeresniveau ein fester Wert eingesetzt werden, und der kann in vielen Fällen nur ein willkürlicher sein. Nicht selten aber ist es der Fall, daß weder Höhenbestimmung, noch Temperaturmessung vorhanden oder genau bekannt war, und dann trat bei der Konstruktion der Isotherme eine Willkür zur andern, bezw. ein Fehler zum andern. Ich bin daher der Meinung, daß in jedem Falle reale Isothermen den Vorzug verdienen; sie werden nicht nur naturgetreuer, sondern auch relativ richtiger sein, weil sie die Hypothesen nicht zu kumulieren brauchen. Wenn aber einmal die idealen Isothermen gegeben werden sollten, dann war es nötig, einerseits eine entsprechende Höhenkarte daneben zu stellen, auf der die Höhen entlang den Isothermen angegeben sind, andererseits die Wärmeverteilung in vertikaler Richtung wenigstens beispielsweise für ein begrenztes Gebiet auf einem Karton darzustellen. Daß dieser so wichtige Gesichtspunkt gänzlich unberücksichtigt geblieben ist, muß bei dem sonstigen Inhaltsreichtum des Atlas als ein auffälliger Mangel bezeichnet werden.

Die geheimen Gesellschaften in Neapel und Sicilien.

(Fortsetzung.)

Wenn die Camorra auf dem Festlande geschwächt worden ist, so ist ihre Schwestergesellschaft, die Maffia in Sicilien, noch so mächtig wie jemals. „Männer von jeder Klasse und Stellung gehören zu ihr", heißt es in dem über Sicilien veröffentlichten Blaubuch von 1877, „und die Regierung ist immer unterlegen, wenn sie die Maffia bekämpfte". — „Die Maffia", lesen wir in dem erst vor vier Jahren veröffentlichten amtlichen Bericht über die landwirtschaftlichen Zustände in Sicilien, „erscheint zwar manchmal erloschen, bricht aber stets wieder aus". — „Meineid, der von der Maffia befohlen worden, ist an unseren Gerichtshöfen etwas Alltägliches." Professor Turiello zitiert in seinem schon oben angeführten Werke „Governo e Governati" von 1882 mit Anerkennung einen Brief des Fürsten Galati, worin es heißt: „Obwohl Morde nun selten mehr notwendig sind, so ist die Herrschaft der Maffia doch nicht weniger unumschränkt. Die verhältnismäßige Seltenheit ist in der That ein schlimmes Zeichen. Sie beweist die vollständige Unterwerfung der Bevölkerung unter die geheimen Gesellschaften; selbst wenn die aristokratische Maffia oft ihre Werkzeuge geopfert hat, ist sie doch in höheren Stellen niemals auch nur kräftig angegriffen worden." — „Es ist", sagt der wohlunterrichtete Signor G. Alongi in seinem neuesten Werke über die Maffia (1887), welcher als Mitglied der sicilianischen Polizei sehr wahrscheinlich nicht geneigt ist, die Macht und das Ansehen der vollziehenden Gewalt herabzusetzen, — „es ist eine weitverbreitete Ueberzeugung, daß das Gesetz weniger zu fürchten ist als die Maffia. Viele reiche Leute sind überzeugt, daß es für sie eine Notwendigkeit ist, entweder zur Maffia zu gehören oder mit derselben auf einem guten Fuß zu stehen." Dieses Zeugnis für die Macht der genannten Institution ist so überwältigend, daß wir in dieser Beziehung nichts weiter hinzuzufügen brauchen. Wenn nun die Frage gestellt wird, was man unter Maffia verstehe, so wird man finden, daß nur wenige, selbst unter Sicilianern, über die genaue Bedeutung dieses Ausdrucks übereinstimmen. Vielleicht die befriedigendste Erläuterung ist die in dem schon erwähnten Blaubuch von 1877 gegebene: „Die Maffia ist nicht eigentlich eine geheime Gesellschaft, sondern eher die auf verbrecherische Zwecke jeder Art gerichtete Entwickelung und Blüte willkürlicher Gewaltthat. Sie ist die instinktive, schmutzige, brutale Solidarität aller derer, welche sich gegen den Staat, die Gesetze und die verfassungsmäßigen Behörden verbünden in der Absicht, nicht von ehrlicher Arbeit zu leben, sondern durch Gewaltthat, Betrug und Einschüchterung." Allein auch diese Definition sagt nicht alles; man muß hinzufügen, sie werde als das Unvermeidliche sogar von rechtschaffenen Leuten hingenommen, sie nötige dem Schwachen ihr Gesetzbuch auf und widersetze sich der Regierung noch mehr durch die Unthätigkeit ihres passiven Widerstandes, als durch offene Gewaltthaten, und sie entschlüpfe Proteus-artig ebenso dem Arm der Obrigkeit wie der Definition des Gelehrten. Man könnte Bücher füllen mit der Aufzählung aller derjenigen Arten und Weisen, durch welche die Maffia, ohne den Buchstaben des Gesetzes zu verletzen, ihren Untergebenen das Leben angenehm machen und ihre Wünsche erfüllen kann. Ein Beispiel, welches wir auf gut Glück herausgreifen, möge dafür genügen. Der Sindaco von Palermo nahm das Auftreten der Cholera zum Vorwand und ernannte einen ganzen Schub neuer Beamten, und zwar obgleich viele von den Schreibern, welche bereits Gehalte beziehen, längst aufgehört haben, ihre Amtsstuben zu besuchen. Das ist noch ein Glück, denn die Kanzleien wären zu klein, um sie alle darin unterzubringen." („Tribuna" vom 19. August 1887.) Es wird natürlich nicht behauptet, daß der Sindaco ein Mitglied der Maffia sei; allein zugegeben, daß er es nicht ist, so zeigt sein Gebahren nur desto deutlicher, wie vollständig der Geist der Maffia das ganze Land durchdringt.

Wenn wir unter die Oberfläche hinabsehen, so werden wir finden, daß die Maffia zu ihrem größten Teile ein Ueberkommnis des Mittelalters, ein Ergebnis der Beziehungen zwischen Feudalherren und Hörigen ist — Beziehungen, auf welche das ganze soziale und politische Leben fortwährend bis zum ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts gegründet, teilweise aber auch ein Ausdruck jenes übertriebenen Individualismus ist, welcher zwar in ganz Italien gewöhnlich, aber nirgends so stark ausgeprägt ist wie in Sicilien. Der Calabrese auf dem Festland gleicht dem Sicilianer am meisten, und ein calabresisches Sprichwort besagt: Quanno nisciunu m'avantu, m'avantu cu, d. h. wenn niemand mich lobt, so lobe ich mich selbst. Mamiani sagte: „Eine französische Pöbelrotte in den Tagen der Revolution fragt: ‚Wer wird uns führen?' aber der Ruf, den man in Italien am meisten hört, ist: ‚Folgt mir!' Denn jeder einzelne ist vollständig von seiner Befähigung zum Führer überzeugt." Ein typischer Südländer, der eines Tages sich mit mir in allem Ernste über eine Reform unterhielt, die er für notwendig erachtete, äußerte ganz unbefangen: „Wenn das Ministerium nicht nachgiebt, werde ich mich zum Deputierten wählen lassen, die costituenti zusammenberufen und die Verfassung reformieren", und er war von seiner Berechtigung und seiner Befähigung dazu ganz überzeugt. Ein Ergebnis dieses Charakterzuges ist, daß man in Sicilien viele Loyalität gegen den König, aber keine gegen die Staatseinrichtungen findet. Die Bande des Bluts und der Parteigenossenschaft sind so stark, daß sie keinen Raum mehr für blose politische Verbindungen lassen. Der bewunderte Führer ist nicht der Staatsmann von Scharfsinn oder auch nur von überzeugender Beredsamkeit, sondern derjenige, welcher am meisten durch Schlauheit und hochfahrendes, übermütiges Gebahren oder auch nur durch die Heftigkeit und Gewalt-

thätigkeit seiner Anhänger imponiert, denn hier wie anderwärts in Italien wird der alleinstehende und antisoziale Mann höher geachtet als der bürgerfreundliche und auf die allgemeine Wohlfahrt bedachte, und es ist vielleicht nicht ohne kennzeichnende Bedeutung, daß in der volkstümlichen Musik der Italiener Melodie und Soli die Harmonie und den Chor überwiegen.

Es möchte paradox erscheinen, das Vorwalten der geheimen Gesellschaften dieser ursprünglichen egoistischen Unabhängigkeit beimessen zu wollen, welche selbst die Definition des Aristoteles von Menschen als einem „politischen Geschöpf" Lügen zu strafen scheint und es nicht allzu phantastisch erscheinen läßt, die Verwandtschaft des modernen Sicilianers mit Homer's Cyklops nachzuweisen, welcher, der öffentlichen Meinung der Hellenen trotzend, zeigte, wie jeder Mann sein Weib und seine Kinder beherrscht und sich nicht um seine Nachbarn kümmert. Allein es muß bemerkt werden, daß gesetzliche oder ungesetzliche Gesellschaften für politische, soziale oder kommerzielle Zwecke in Sicilien sich durch einen engverbündeten, clanartigen Typus kennzeichnen. Selbst in den Bezeichnungen als „Brüder" oder „Söhne", welche ihre Mitglieder oft annehmen, scheint man die Vorstellung von einem gemeinsamen Vater zu erkennen, obwohl es vollkommen klar ist, daß die Verbündungen und die ihren Häuptern bezeigte Achtung eine blose Sache der Konvenienz sind. Auch sind derartige Verbindungen sehr selten, ausgenommen diejenigen, in welchen die Mitglieder zu einem gemeinsamen und notwendigen Beschützer aufblicken, in welchem jedoch keine normale oder innere Ueberlegenheit anerkannt wird. Gerade wie es dem revolutionären Franzosen gefiel, seine Theorie von der inneren Gleichheit aller mit der wirklichen Auctorität weniger einzelnen in Einklang zu bringen durch die Fiktion einer freiwilligen Uebertragung der Rechte unter einem eingebildeten contrat social, so begnügt sich der Stolz des Sicilianers damit, einem selbsterwählten Oberhaupt zu gehorchen, dem er, wie er sich schmeichelt, eine rein freiwillige Lehenstreue leistet und dessen Despotismus durch Meuchelmord aufrecht erhalten wird, und dem er sich lieber unterwirft als dem unpersönlichen Staat, welcher sich über alle stellt. Auch muß man sich erinnern, daß in den früheren bourbonischen Zeiten die Volksmasse in dem Gesetz nur eine Maschine sah, welche den Hof und dessen Günstlinge in den Stand setze, mindestens mit einem Schein von Gerechtigkeit das arme Volk zu berauben; aber selbst jetzt noch erhalten die schwere Besteuerung, die Konskription und der Mangel an allem intelligenten Mitgefühl mit der Bevölkerung von Beamten, welche in einer Versetzung nach Sicilien wenig mehr sehen, als eine Art Verbannung und Strafe, sehr viel von dem früheren Mißtrauen gegen die Regierung aufrecht. Die Folge aller dieser Ursache ist, daß in Sicilien das Gesetz von der Mehrheit des Volkes noch immer als ein gemeinsamer Feind oder im besten Fall als Hemmnis in Familienzwistigkeiten angesehen wird, welchem jeder ehrenhafte Mann, jeder gentiluomo nach besten Kräften zu trotzen verpflichtet ist.

Aus diesen Vordersätzen in dem moralischen Vernunftschluß wird der große Grundsatz der Omertà abgeleitet, auf welche die Maffia wirklich gegründet ist und die derselben ihre lebendige Macht verleiht. Was ist denn die Omertà? „Im Verlauf der Jahre", sagt Signor Tommasi Cosedelli in seinem Buche „La Sicilia nel 1871", „ist der Nationalcharakter der Sicilianer mit den Grundsätzen eines besonderen Gesetz- oder Rechtsbuches, der sogenannten Omertà, durchtränkt worden, welche jedem Menschen die Pflicht auferlegt, sich eigenhändig Recht zu verschaffen für jede Kränkung, welche er erlitten haben mag, dagegen jeden, welcher sich an die Gerichtshöfe wendet oder die Polizei in ihren Nachforschungen unterstützt, mit Infamie brandmarkt und der Verachtung und Rache des Publikums preisgiebt. Ein in anderen Lebensbeziehungen höchst achtbarer Mann ist überzeugt, daß er eine gute That begehe, wenn er einen Mörder beherberge oder sich weigere, eine Zeugschaft gegen denselben abzugeben, denn der Codex der Omertà sagt: „Zeugschaft ist gut, so lange sie Deinen Nachbar nicht schädigt." Diesem Codex zufolge wird ein williger Zeuge gemieden und wie ein Angeber gehaßt. Ein Gemordeter wird sich mit seinem letzten Atemzuge noch weigern, der Polizei irgend einen Wink zu geben; er wird beharrlich jede Kenntnis von seinem Angreifer ableugnen und lieber seinem Feinde die Möglichkeit der Flucht einräumen und seiner Familie oder Partei die Rache für ihn als eine Pflicht oder ein Vermächtnis überliefern, als dulden, daß an seinem Namen ein Makel oder Vorwurf haften bleibe. Wenn die vollziehende Gewalt dieser Solidarität von Opfer und Verbrecher gegenüber gestellt wird, um Recht und Gesetz zu wahren, so ist sie beinahe machtlos. Allein die in Sicilien vorherrschende Ansicht, die das fortdauernde Vorwalten der Maffia und Omertà erklärt und ermöglicht, geht vielleicht besser aus einigen von den in derben und bezeichnenden Sprichwörtern niedergelegten gräßlichen Grundsätzen der Sicilianer als aus seitenlangen Schilderungen hervor. Scuppetta e mugghieri nun s'imprestano, Flinten und Weiber werden nicht ausgeliehen (wobei die Flinte als der wertvollere Besitz den Vorrang hat). Si moru midrivo cu, si campu t'allampu, wenn ich sterbe, wird man mich begraben; wenn ich entkomme, bring ich Dich um. La furca è pri la poviru, la giustizia pri la fissu, der Galgen ist für den armen Mann, die Rechtspflege für die Milchsuppe. Der unbekannte Verfasser dieser Sprüche hat mit einigen meisterhaften Zügen die Lage eines Ismaeliten gezeichnet, welcher bewußt und trotzig mit der sozialen Ordnung im Krieg ist.

Zunächst an Wichtigkeit nach den anthropologischen kommen als Faktor im Vorwalten der Verbrechen die physikalischen Züge der Insel. Schon Plinius sagt: Latifundia perdidere Italiam, und es ist kaum weniger

wahr, daß der Großgrundbesitz das Hecknest von Verbrechen in Sicilien und die Abwesenheit der Grundeigentümer zugleich die Ursache und die Folge der Maffia ist. In Wirklichkeit und Praxis ist die gesamte binnenländische Ebene von Sicilien und 65 Prozent der ganzen Insel dem Weizenbau gewidmet, auf Gütern, welche an Größe von drei Morgen bis zu fünftausend Hektaren wechseln. Der Verkauf der im Besitz der Kirche gewesenen Ländereien nach 1860 hat zwar manche kleine Güter geschaffen, allein diese sind, ausgenommen an der Nord- und Ostküste, in raschem Verschwinden begriffen, denn unter dem herrschenden Steuerdruck können kleine Güter nicht bestehen. Eine dem amtlichen Bericht entnommene Thatsache genügt zum Beweise dafür.

In den Jahren 1873 bis 1884 wurden wegen Nichtbezahlung der Grundsteuer 13,713 Güter zwangsweise versteigert, auf denen eine Schuld von 7,487,356 Franken ruhte. Von diesen wurden nur 693 mit einer Schuld von 660,599 Franken verkauft, und 13,056 mit einer Schuld von 6,826,697 Franken wurden dem Staate zugeschlagen, weil niemand ein Gebot auf dieselben machte, da die Rückstände der nicht bezahlten Steuern sich auf mehr als den Wert des Freilehens beliefen. Diese großen Wildnisse von Gütern werden beinahe unfehlbar an einen gabelloto oder Hauptpächter verpachtet, welcher sie dann in kleineren Parzellen gegen hohe Pachtzinse wieder in Afterpacht giebt; jeder dieser borghese oder Afterpächter übernimmt von 10 bis zu 20 Morgen und lagert während der Arbeitszeit auf denselben mit seinem Vieh, dessen Leben und Mühen er teilt; dieses Land bebaut er so gut er kann, und bezahlt dafür nach getroffenem Abkommen einen Anteil, welcher sich zwischen zwei Dritteln und drei Vierteilen des Ertrags bewegt. Seßhafte Pächter mit Kapital, Wirtschaftsgebäude auf den Ländereien sind hier gleich unbekannt, und der Borghese ist beinahe immer dem Gabelloto tief verschuldet, welcher ihm Lebensmittel und Saatkorn zu einem exorbitanten Zins liefert und dem er in Wirklichkeit beinahe leibeigen ist. Selbst in einem gesegneten Jahrgang erschwingt der Borghese kaum seinen Pachtschilling; in einem schlechten versinkt er hoffnungslos in Schulden. Baron Mendola,[1] ein sicilianischer Grundbesitzer und scharfer Beobachter, spricht es als seine wohlerwogene Ansicht aus, daß der durchschnittliche sicilianische Bauer kaum sein Fortkommen findet. Er sagt: „Ehrliche Arbeit reicht selten zum Unterhalt einer Familie hin; Diebstahl ist obligatorisch." Die Saat- und Erntezeit ausgenommen, sind jene Güter verlassen. Die ganze ackerbauende Bevölkerung sammelt sich in den Dörfern, und die weite Ebene mit all ihren Ernten, um deren Ueberwachung sich die Polizei nicht einmal angeblich kümmert, ist jedem Verbrecher und Hallunken preisgegeben. Das hiedurch erzeugte Gefühl der Unsicherheit und das Bewußtsein, daß ihm seine Ernte jeden Augenblick niedergebrannt und sein Vieh gestohlen werden kann, treibt den Gabelloto, selbst wenn er ein gut gesinnter rechtschaffener Mann wäre, in die Arme der Maffia, der einzigen Beschützerin, welche ihn vor täglich drohendem Verderben bewahren kann.

Betrachten wir uns nun für einen Augenblick eines der Dörfer dieser großen sicilianischen Ebene, wo die Maffia am meisten zu Hause ist. Meile um Meile und Stunde um Stunde ist der Reisende auf einer rauhen, schlecht unterhaltenen Straße durch eine ungeheure baumlose Ebene hingerüttelt worden. Hie und da ist er an einem wilden zottigen Borghese vorübergekommen, welcher sein aus einem Ochsen und einem Esel bestehendes Gespann mühsam angetrieben und den Boden seines Pachtgutes mit einem rohen hölzernen Pflug aufgekratzt hat; da und dort sah er eine kleine Rinderheerde in dem dürren Unkraut und zwischen den Stoppeln der Brache des Vorjahres waiden oder einen Zug Maultiere die Landeserzeugnisse in Säcken auf den entlegenen Markt schaffen, allein außer diesen gewahrte er bis an den Fuß der fernen Hügel keine Spur von Menschenleben. Die erbarmungslose Sonne hat alles zu einem gleichförmigen Braun verbrannt. Auf dem Gipfel eines kleinen Hügels steht das Dorf. Ein Halbdutzend großer steinerner Häuser, halb Kerker, halb Palast, erbaut nach dem Muster der großen Herrenhäuser einer italienischen Stadt, bewohnt von den Gabelloti der umliegenden Güter und den wenigen Familien, welche die herrschende Kaste bilden, überragen die ein- oder zweihundert elenden Hütten, in denen die übrige Bevölkerung haust. Nur wenige von diesen Hütten haben mehr als Ein Gemach, kaum irgend eines mehr als Ein Stockwerk. In einer Ecke des ungepflasterten Fußbodens, welcher von ammoniakalischen Dünsten stinkt, liegt ein Häufchen Stroh oder ein Paar Schaffelle, worauf die menschlichen Bewohner schlafen — Vater und Mutter, Söhne und Töchter bunt durcheinander neben den Tieren, mit denen sie die Behausung teilen. Eine einzige Oeffnung vertritt die Stelle von Thüre, Fenster und Schornstein und dient zum Herauswerfen alles Unrats auf den allgemeinen Kehrichthaufen, die Straße, wo die Bevölkerung zwischen den Haufen von tierischen und pflanzlichen Abgängen hockt oder herumlungert. Kaum ein Mann ist zu sehen, denn die Gesunden und Kräftigen arbeiten draußen auf den Feldern, fünf oder sechs Meilen entfernt, und kehren kaum ein einziges Mal in der Woche für die Nacht in das Dorf zurück. Man beachte die schlechtgenährten Körper und die tierischen stumpfen Gesichter der Weiber und Kinder, das Erbteil von vielen Generationen der Unsittlichkeit, aus denen noch undeutlich die Spuren von Schönheit zu Tage treten, aber entstellt durch Schmutz und Laster. „Der Idiotenkopf, dolichocephalia occipitale, herrscht, Unzucht, Ehebruch, Blutschande, Gattenmord, meist durch Gift,

[1] Er wird zitiert in dem im Jahre 1884 veröffentlichten Regierungsbericht über die Zustände auf Sicilien. „Bisogna rubare", die Leute müssen stehlen, besagen die „Bemerkungen" des Ackerbauministers von 1879—1882.

Prostitution ꝛc. sind furchtbar häufig und werden schamlos offen am Tage betrieben, wie von Kretinen", berichtet hierüber die „Inchiesta agraria". Es bedürfte der Feder eines Swift, um das Leben dieser Yahoos zu beschreiben, und sogar noch die Phantasie eines Swift würde hinter der nackten Unmittelbarkeit und Wirklichkeit dieser amtlichen Berichte zurückbleiben.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilung.

* Der Angern'sche See in Kurland und die Bernsteinfunde in demselben.

Der Angern'sche See, worin neuerdings wieder ziemlich viel Bernstein gewonnen wird, bildete augenscheinlich früher einen Teil des Meeres, von welchem er sich infolge Aufhäufung von Meeressand trennte. Gegenwärtig hat der schmale Streifen Landes, welcher ihn vom Meere scheidet, an einigen Stellen nur eine Breite von gegen 300 Faden. Die Spuren des früheren Meeresufers sind deutlich sichtbar in einer Hügelreihe, die sich vom Angern'schen See bis Plenen zu hinzieht und aus Meeressand mit Muscheln, welche jetzt noch vom Meere ausgeworfen werden, besteht. Da dieser See keine besonderen Vorteile bietet, so war auch kein Grund zur Ansiedelung in seiner Nähe vorhanden. Die gemachten Versuche wegen Trockenlegung des Angern'schen Sees führten zu keinen genügenden Erfolgen. Da der See keinen freien Abfluß ins Meer hatte, so trat derselbe bei großem Regen aus, die Felder überschwemmend und ihnen bedeutenden Schaden zufügend. Schon im Jahre 1830 wurde ein Projekt zur Ableitung des Wassers aus dem Angern'schen See durch einen zum Meere führenden Kanal entworfen; allein aus verschiedenen Ursachen kam dieses Vorhaben erst im Jahre 1842 zur Ausführung, wobei jedoch eine genauere Erforschung seines Grundes außer Acht gelassen war. Nach Ableitung des Wassers aus dem See wurde eine bedeutende Strecke, die früher eine Wasserfläche bildete, völlig trocken gelegt, hauptsächlich an dem östlichen Ufer, wo der Streifen trocken gelegten Bodens $^1/_2$ bis 1 Werst Breite hat. Jedoch zum Bedauern erwies sich nur der auf der Westseite belegene Streifen Landes, aus schwarzer Erde und einer bedeutenden Masse von Seegras (Fucus) bestehend als zur Urbarmachung geeignet und sind dort auch gegenwärtig Heuschläge vorhanden. Der erzielte Streifen Landes am östlichen Ufer besteht aus Triebsand, welcher, bei dem geringsten Winde treibend, die angrenzenden Oertlichkeiten schädigt. Um der zerstörenden Wirkung dieses Sandes Einhalt zu thun, dürfte er in der Weise zu befestigen sein, wie solches an den Ufern der Ostsee in der Nähe von Windau und Niederbartau geschehen ist. Der Angern'sche See ist der größte See in Kurland und enthält 45 Q.-Werst (Kilometer). Getrennt vom Meere durch eine schmale sandige Landzunge, ist er jedoch auf den übrigen Seiten von umfangreichem jungen Waldanwuchs umgeben und nur unmittelbar am Ufer liegen einige unbedeutende Dörfer zerstreut, wie Kreewe, Kollezeeme, Dserdezeeme, Skuje und Versezeeme, deren Einwohner sich vorzugsweise mit Fischfang beschäftigen. Das östliche Ufer des Sees bietet die merkwürdige Erscheinung, daß es bernsteinhaltig ist. Nähere Nachforschungen haben ergeben, daß der Bernstein sich in einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß, jedoch nur an solchen Stellen, die vegetabilische Stoffe, Muscheln und Erdkohle in sich schließen, befindet. Dort jedoch, wo der Boden nur aus reinem Sande besteht, gibt es keinen Bernstein. Nach Erforschung durch die frühere Domänenverwaltung ward die ganze bernsteinhaltige Strecke auf 1923 Dessjatinen festgesetzt, welche man auch an Privatpersonen behufs Ausbeute von Bernstein in Pacht zu vergeben beabsichtigte; obgleich sich auch einige Hebräer solches Recht käuflich erwarben, so mußten sie jedoch, da wegen Mangels genügender Kenntnisse die Arbeiten ihnen total mißlangen, ihr Unternehmen schon nach einigen Wochen gänzlich einstellen. Bemerkenswert ist, daß man bei der Erforschung von Bernstein viele bereits bearbeitete Stücke entdeckte, welches schließen läßt, daß hier bereits in früherer Zeit die Bernsteinausbeutung rege betrieben worden ist; wenngleich auch hierüber keine historischen Nachrichten vorhanden sind, so herrscht doch die Sage, daß an der Mündung des Angern-Flusses im Altertume ein Handelsniederlagepunkt für Bernstein sich befunden habe. Auch noch andere Thatsachen sprechen dafür, daß in der leeren Umgegend des Angern'schen Sees in früherer Zeit mehr Handel und Wandel gewesen ist, so z. B. wurden beim Reinigen des Angern-Flusses im Jahre 1843 aus demselbem Balken, von einem Damm herrührend, dessen ursprüngliche Existenz die Bewohner der Umgegend nicht kannten, herausgehoben. („Kurl. Ztg.")

Notizen.

Vereine, Gesellschaften, Versammlungen ꝛc.

* Die 61. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte findet bekanntlich in diesem Jahre in den Tagen vom 18. bis 23. September in Köln statt. Die Einladungen zur Teilnahme und zu Vorträgen sind in diesen Tagen ergangen, und der Einführende der Sektion für Ethnologie und Anthropologie, Dr. W. Joest, Blaubach 4 in Köln, nimmt sämtliche Anzeigen und Anträge für diese Sektion entgegen.

* Der Internationale Geologische Kongreß, welcher im Jahre 1885 zum drittenmal in Berlin beisammen war, hält seine vierte Jahresversammlung in den Tagen vom 17. bis 20. September d. J. in London ab. Diejenigen Personen, welche als Mitglieder des Kongresses eingeschrieben werden wollen, sind dringend gebeten, dies sobald wie möglich anzuzeigen, damit der Ausschuß noch rechtzeitig die notwendigen Vorkehrungen für ihre Aufnahme treffen kann. In ihrer Zuschrift müssen sie genau ihre Namen, Vornamen, Stand und Wohnort angeben.

Der Beitrag beträgt 10 Shilling oder Mark. Die Quittung des Schatzmeisters (Mr. F. W. Rudler), welche den Aufnahmesuchenden sogleich zugeschickt werden wird, gibt ein Anrecht auf die Mitgliedskarte wie auf den Rechenschaftsbericht und andere gewöhnliche Veröffentlichungen des Kongresses. Im Falle der Abwesenheit haben die Herren Mitglieder Anspruch auf alle Veröffentlichungen des Kongresses (Berichte und Rechenschaftsberichte der internationalen Kommissionen, Protokolle, Programme der Ausflüge ꝛc.), die ihnen portofrei zugesandt werden sollen.

Das Organisations-Comité hofft, daß die Empfänger dieses Programms im Interesse unserer Wissenschaft nicht ermangeln werden, an der Versammlung teilzunehmen und derselben die Mithilfe ihrer Einsicht und die Frucht ihrer Untersuchungen für die Lösung der Fragen angedeihen zu lassen, welche durch den Berliner Kongreß und die Internationalen Kommissionen zur Erörterung gestellt werden.

Die Generalsekretäre: J. W. Hulke,
W. Topley.

Alle Zuschriften sind zu richten an:
W. Topley, 28, Jermyn Street, London.

* Die British Association for the Advancement of Science hält ihre diesjährige Generalversammlung in den Tagen vom 5. bis 12. September in Bath. Der Ausschuß der Gesellschaft wünscht lebhaft, daß auch die Mitglieder des Internationalen

Geologischen Kongresses (welcher in den Tagen vom 17. bis 20. September d. J.) in London stattfinden wird) die Versammlung in Bath mit ihrem Besuch beehren. Nach Beendigung der Sitzungen der Association sollen nämlich Ausflüge von Bath aus stattfinden, welche vom geologischen Gesichtspunkte aus höchst interessant sein werden. Jene Gegend, nämlich Bath und seine Umgebungen, ist das klassische Land von William Smith und man findet daselbst die schönsten Durchschnitte der oberen paläozoischen und der unteren sekundären Gesteine. Das Einladungsschreiben und Programm der Britischen Association wird allen denjenigen zugeschickt werden, welche ihre Absicht, an dieser Versammlung des Internationalen Geologischen Kongresses teilzunehmen, Herrn W. Topley, 28, Jermyn Street in London, gütigst mitteilen wollen.

Litteratur.

* Soyaux, Herman: Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Das vorliegende Werk des bekannten, verdienstvollen Afrikakenners erhebt sich, darin Max Buchner's „Kamerun" gleichend, weit über die gewöhnliche Afrika-Litteratur. Es ist zum großen Teil das Ergebnis langjähriger Studien, Beobachtungen und praktischer Erfahrungen. Der Verfasser betont zunächst die große Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit unserer geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse über die jetzt deutschen Teile Afrika's und fordert demgemäß als unentbehrliche Grundlage aller praktischen Kolonisationsarbeit eine baldige eingehende Untersuchung des Landes und seiner natürlichen Hülfsmittel. In Uebereinstimmung mit Professor G. Schweinfurth wünscht Soyaux besonders die botanische Erforschung energisch in Angriff genommen zu sehen, nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch — und das ist die Hauptsache — in technischer. Zur einheitlichen Verarbeitung der angesammelten Kenntnisse müßte eine wissenschaftlich-technische Zentralstelle aus Reichsmitteln ins Leben gerufen werden, für welche namentlich in England (Kew) Vorbilder zu finden sind. In Kamerun und Togo-Land ist mit der wissenschaftlichen Erforschung des Landes durch die kürzliche Aussendung von wissenschaftlichen Expeditionen und die Anlage bezüglicher Stationen ein hübscher Anfang gemacht worden. Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit dem Klima Deutsch-Afrika's und kommt auf Grund der eigenen Erfahrungen des Verfassers und der kritisch verwendeten Beobachtungen anderer zu dem von vornherein erwarteten Resultat: Deutsch-Afrika wird niemals große Auswanderermengen aufnehmen können; nur einzelne Deutsche, die unter den denkbar günstigsten äußeren Bedingungen leben, dürfen als Kaufleute, Aufseher über einheimische Arbeiter, Beamte 2c. nach dorthin gehen. Im übrigen sind die bisherigen Beobachtungen noch so unvollständig, lückenhaft, zum Teil einander widersprechend, daß im einzelnen ein sicheres Urteil über die klimatischen und sanitären Verhältnisse in unseren afrikanischen Besitzungen nicht abgegeben werden kann. Der dritte Abschnitt ist nach unserem Dafürhalten der wichtigste; derselbe führt uns an der Hand eigener langjähriger Erfahrungen des Verfassers die Entstehung und Bewirtschaftung einer Plantage im tropischen Afrika vor Augen. Das Abschlagen und Brennen des Waldes, das Umarbeiten des Bodens, das Pflanzen, die Pflege und Behandlung der Pflanzen während ihres Wachstums, die Ernte, die Behandlung derselben für den Transport, die Anlage von Wegen, Brücken 2c. — alles das lernen wir in eingehender Weise kennen. Für denjenigen, welcher in Deutsch-Afrika selbst Plantagen anlegen will oder solche zu leiten hat, ist diese ebenso klare wie sachkundige Darstellung Herman Soyaux' geradezu unentbehrlich. Im Anschluß an dieselbe befürwortet der Verfasser wieder mit vollem Recht die Anlage von (staatlichen) Versuchsplantagen. Auch wir sind fest überzeugt, daß solche ganz notwendig sind und vor vielen falschen, unnützen, kostspieligen Anlagen hüten. Das folgende Kapitel behandelt in ausführlicher, sachkundiger Weise die vielbesprochene, hochwichtige Frage der Erziehung afrikanischer Eingeborener. Dem Verfasser stehen hier wieder umfassende Erfahrungen zu Gebote, die er im Umgange mit Negern als langjähriger Leiter einer Woermann'schen Plantage sammeln konnte. Auf Grund dieser Erfahrungen legen wir der Behandlung dieser Angelegenheit durch Soyaux einen höheren Wert bei, als den vielfachen theoretischen Ansichten, die sich in letzter Zeit von anderen Seiten breit gemacht haben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier ausdrücklich auf die Sache eingehen. Es sei nur bemerkt, daß der Verfasser den Neger für vollkommen erziehungsfähig hält. Die Erziehung darf aber nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend durch Zwangsmaßregeln geschehen, sondern mehr durch Beispiel, Vorbild, Weckung des Ehrgeizes 2c. und erfordert vor allen Dingen eine unendliche Geduld. Hierauf folgt eine ganz interessante, wenn auch wenig Neues bietende Zusammenstellung der botanischen Produkte Deutsch-Afrika's in der Gegenwart und in der Zukunft. Soyaux teilt dieselben ein in Sammelprodukte (Palmkerne, Kautschuk, Kolanuß 2c.) und in Kultivationsprodukte (Erdnuß, Kopra, Gewürze, Tabak, Baumwolle, Kaffee 2c.). Die Unterscheidung ist natürlich nicht scharf durchzuführen, da jetzige Sammelprodukte, wie Holzarten, in Zukunft Kultivationsprodukte werden können, manche beides zugleich sind. Welche nicht einheimische Gewächse in Deutsch-Afrika außer den schon jetzt daselbst bekannten noch gebaut werden können, ist in den befürworteten Versuchsplantagen oder sonstwie festzustellen. Den Schluß des Werkes machen einige beherzigenswerte Bemerkungen über die Kolonial-Erziehung unseres Volkes. Das ganze Buch stellt sich als eine sehr verdienstliche Leistung dar, die wir der Beachtung aller Freunde deutscher Kolonialpolitik in hohem Grade empfehlen können.

Bonn. Dr. W. Breitenbach.

* Erman, Adolf: Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Zwei Bände mit 164 Abbildungen im Text und 5 Vollbildern. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung, 1888. — Wir Deutsche können mit Stolz eine sehr stattliche und gediegene Litteratur über Aegypten aufweisen, allein an einer gedrungenen kürzeren Darstellung der alten Zustände Aegyptens hat es uns seither noch gefehlt und diese bietet für den gebildeten Leserkreis das vorliegende, in jeder Hinsicht bedeutende und höchst lehrreiche Prachtwerk, dessen erste Lieferungen wir schon früher angezeigt haben. Der uns nun vorliegende zweite (Schluß-)Band des Werkes schildert die Religion, den Totenkult, die Wissenschaft, die schöne Litteratur, die bildende Kunst, die Landwirtschaft, das Handwerk und den Krieg bei den alten Aegyptern und schließt somit den Kreis der höchst lebensvollen, durch vorzügliche Illustration besonders anschaulich gemachten und deutlich beschriebenen Zustände des alten Nil-Landes und seiner eigenartigen und überraschenden Kultur ab. Ein sorgfältig bearbeitetes Sachregister und genaue Quellenangaben erhöhen noch die Brauchbarkeit des Buches, das wirklich ein Hausbuch in der gebildeten Familie zu werden verdient, ein Schmuck für jeden Salontisch ist und die weite Verbreitung verdient, die es schon bisher gefunden hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 18. Stuttgart, 30. April **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Erforschung der Alpenseen.

Von Dr. Kurt Lampert in Stuttgart.

Vortrag, gehalten in der Sektion Schwaben des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Tausende und Abertausende ziehen jährlich, wenn die Hitze des Sommers brütend über der Großstadt liegt, hinaus in die Bergwelt, um an den Ufern des tannenumschatteten Alpensees Ruhe und in seinen azurnen Fluten Erholung zu suchen. Zu diesen Wanderern, deren ausgesprochene Absicht süßes Nichtsthun ist, gesellt sich in den letzten Jahren manchmal eine oder die andere Persönlichkeit, die gerade während ihres Aufenthalts an einem See eine emsige Thätigkeit entfaltet. Stundenlang kann dieser weiße Rabe mit Netzen und Schöpfgeräten im See hantieren, um dann mit einer Anzahl gefüllter Gläser hochbefriedigt zurückzukehren und die nächsten Stunden, eifrig Notizen machend, intensiv über dem Mikroskop zu sitzen. Unzweifelhaft ist es ein Naturforscher, der es auf die Erforschung des betreffenden Alpensees abgesehen hat oder einem speziellen Tier in demselben nachjagt.

Die Seenkunde ist ein relativ noch junger Zweig der physischen Geographie. Man begnügt sich heutzutage nicht mehr, die Höhenlage eines Sees, seine Tiefe und seine Uferumrisse zu bestimmen, sondern man ist bestrebt, seine physikalischen Verhältnisse genau zu erforschen, die Temperatur des Wassers und ihre Schwankungen im Verlauf eines Jahres, die chemischen Eigenschaften des Wassers, die Konfiguration des Bodens und seine Zusammensetzung kennen zu lernen, und nicht minder, ein getreues Bild zu erhalten von dem pflanzlichen und tierischen Leben, das in einem See pulsiert.

Daß die Zoologie speziell so spät erst sich diese Aufgabe stellte, ist wieder ein Beweis, wie der Mensch geneigt ist, in die Ferne zu schweifen und das zunächst Liegende zu übersehen. Als vor einigen Jahrzehnten die Naturwissenschaften und besonders die Zoologie einen so mächtigen Aufschwung nahmen, da war es das Meer, welches mit Sirenenmacht die Zoologen lockte. Alt und Jung pilgerte an seine Ufer; es lag ein besonderer Reiz darin, dem Meer seine so lange und sorgfältig gehüteten Geheimnisse zu entreißen, mit den Hülfsmitteln der Technik einen Blick auf den Grund der Weltmeere zu werfen, der Natur auch bis hierher in ihre Werkstatt zu folgen. Zugleich bot das Meer in der Ueberfülle der Lebewesen, die es in seinem Schooße birgt, Arbeitsmaterial auf lange Zeit, und die Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der marinen Fauna läßt Blicke thun in die vielfach verzweigten und komplizierten Beziehungen der Tiergruppen unter sich, die auch die exakteste Erforschung der Land- und Süßwassertierwelt nicht ermöglicht. So wandte sich — und dies mit Recht — die Zoologie längere Zeit besonders dem Meere zu, erst neuerdings wieder ihr Augenmerk auf andere Gebiete richtend, zu welchen auch die Erforschung der Binnenlandgewässer gehört. Was auf diesem bis jetzt brachgelegenen Feld bis heute schon geleistet wurde, beweist, wie es auch in nächster Nähe noch Gebiete gibt, die keine abgegrasten Wiesen sind, sondern dem reichliche Früchte versprechen, der Zeit und Gelegenheit findet, sich andauernd ihrer Erforschung zu widmen. So, in neuester Zeit, ist der Gedanke angeregt worden, nach dem Muster zoologischer Stationen am Meere, deren hervorragendste die bekannte zoologische Station von Dr. Dohrn in Neapel ist, zur fortgesetzten Beobachtung der Süßwasserfauna

zoologische Stationen auch an Süßwasserbecken zu errichten. ein Gedanke, dessen Realisierung nicht nur die reine Wissenschaft sehr fördern würde, sondern auch für praktische Fischereizwecke von großem Nutzen sein dürfte.

Im Vergleich zu der großen Anzahl der auf der Erdoberfläche vorhandenen Süßwasserbecken ist die Zahl der bis zum heutigen Tage systematisch und exakt durchforschten eine geringe; naturgemäß gehört die Mehrzahl der auch in dieser Weise gut bekannten Seen Europa an. So durchforschte Paresi italienische Seen, die Wasserbecken des Riesengebirges erkor sich der schlesische Zoologe Zacharias zu seinem speziellen Studium, und im Süden unseres Vaterlandes, wie in der Schweiz, verdanken wir besonders Forel, Weißmann und Imhof, um nur diese Pionniere der Seenerforschung zu nennen, die interessantesten Einblicke in die Tiefe der herrlichen Alpenseen. Forel war der erste, der auf den Gedanken kam, die bei der Untersuchung der Ozeane erprobten Methoden auch bei dem Studium der Süßwasserbecken in Anwendung zu bringen und sich ein genaues Bild zu verschaffen nicht nur von dem organischen Leben in einem See, sondern auch von den dasselbe bedingenden physikalischen Verhältnissen. Seine viele Jahre hindurch im Genfer See angestellten Untersuchungen lassen dieses subalpine Wasserbecken als den bestdurchforschten größeren See erscheinen.[1]

Manchem wird, von der Tierwelt eines Sees ganz abgesehen, überraschend schon die Verschiedenheit erscheinen, die ein und derselbe See in physikalischer Beziehung aufweist. Gedenken wir zuerst des Bodens, dessen verschiedene Zusammensetzung auch demjenigen auffällt, der längs des Seeufers wandelt und dem Spiel der Wellen zu seinen Füßen folgt. Hier ist der Grund mit Sand bedeckt, an einer anderen Stelle wieder erscheint er schlammig; wo Bäche oder kleinere und größere Flüsse in den See eineinmünden, bildet Geröll den Grund des letzteren; große, zerstreut umherliegende Steine und Felstrümmer zeugen von der Gewalt des Wassers, das sie während der Schneeschmelze des Frühjahrs hoch oben abgerissen und polternd und stürzend zu Thal geführt, um sie bei seinem Eintritt in das große und ruhige Wasserbecken sofort zu Boden fallen zu lassen. Wenden wir uns gegen den Mittelpunkt des Sees, untersuchen mit geeigneten Sonden den Boden in größerer Entfernung vom Ufer, so finden wir ihn überzogen von einer gleichförmigen, aller gröberen Beimengungen entbehrenden Schlammmasse; auch sie stammt von den in den See einmündenden Gewässern; während aber Steine und Geröll kraft ihrer Schwere sofort zu Boden sinken, wenn der mit ihnen beladene rasch fließende Fluß die ruhige Seefläche erreicht, hält sich die feine Schlammwolke noch eine Zeit lang schwebend und wird von Wind und Strömung in die Mitte des Sees hinausgeführt, um endlich dann auch zu Boden zu sinken.

Von den übrigen physikalischen Verhältnissen sei mit Uebergehung der für alle Süßwasserseen ziemlich gleichen, eben durch den Mangel des Salzgehaltes ausgezeichneten und kein besonderes Interesse bietenden chemischen Zusammensetzung des Wassers besonders der Temperatur und des Lichtes gedacht. So eisig auch Monate-lang die Winde über die Wasserfläche hinstreichen mögen, so streng auch die Fesseln sind, in die ein harter Winter die klare Flut geschlagen hat, in seiner Gesamtheit wird das Seebecken weit weniger vom Wechsel der Jahreszeiten berührt, als man sich gewöhnlich vorstellt. Nur bis zu geringer Tiefe hinab folgt das Wasser dem Wechsel der Temperatur; auch an den heißesten Sommertagen zeigt sich das Wasser nur bis zu einer Tiefe von 10 m. gleichmäßig erwärmt, von da an fällt die Temperatur, bis in einer bestimmten Tiefe, im Genfer See bei 140 m., keine Temperaturveränderung mehr eintritt; so zeigt sich wohl an der Oberfläche eine jährliche Temperaturschwankung von 15 bis 20°, aber schon bei 50 m. ist sie auf 2—3°, bei 100 m. auf 1° herabgesunken, um dann in größeren Tiefen überhaupt zu verschwinden.

Gleich dem Wechsel der Temperatur spielt auch der Wechsel von Licht und Dunkelheit nur in den oberen Regionen des Sees eine Rolle. Eine weiße Scheibe, die in das Wasser eingelassen wird, verschwindet dem Auge im Durchschnitt schon bei 10 m. Im Genfer See fand Forel die Sichtbarkeitsgrenze im August bei 5.3 m., im März. wo das Wasser weniger von organischen Stoffen getrübt ist, bei 15 m.; Untersuchungen mit sehr empfindlichen photographischen Platten weisen zwar darauf hin, daß ein sehr geringer Bruchteil der Lichtstrahlen, speziell die chemisch wirksamen, noch in weit bedeutendere Tiefe eindringen, allein sie vermögen nicht die absolute Dunkelheit zu mildern, die von 60 m. Tiefe an herrscht und der eine bei ca. 20 bis 25 m. beginnende starke Dämmerung vorausgeht.

So sind die tieferen Wasserschichten, in denen stets gleiche Temperatur herrscht, auch völlig dem Einfluß des Lichtes entzogen, und ebenso wenig werden sie beunruhigt durch Winde und Strömungen. Selbst die größte Welle wird in einer Tiefe von 10 m. nicht mehr gefühlt, und auch die Gegenströmungen, die durch den Temperaturwechsel erzeugt werden, hören in den Tiefen, wo ein solcher Wechsel nicht mehr stattfindet, selbstverständlich auf. Vollständigste Gleichförmigkeit aller physikalischen Verhältnisse, Monotonie in jeder Beziehung kennzeichnen die Tiefen der Binnengewässer, die hierin vollständig analog den Weltmeeren sich verhalten, denn auch bei diesen herrscht bekanntlich in der Tiefe jahr-aus jahr-ein dunkelste Nacht, dem Nullpunkt nahe Temperatur und absolute Ruhe; der Unterschied ist nur der, daß im Meer alle Verhältnisse mehr ins Große gehen: die äußerste Tiefengrenze, bis zu welcher

[1] Siehe besonders: „La fauna profonde des lacs Suisses" par le Dr. F. A. Forel. Nouv. Mém. de la Soc. helvétique des Sciences naturelles T. XXIX.

mechanische, thermische oder optische Einflüsse von oben hereindringend sich geltend machen, liegt in den Meeren in weit größerer Tiefe, als in den Binnenseen.

Wenden wir uns zu den Bewohnern eines Süßwassersees! Wohl steht die Tierwelt des süßen Wassers weit zurück gegen die des Salzwassers; ganze große Tiergruppen, deren Vertreter den schönsten, verbreitetsten und bekanntesten Meerbewohnern angehören, fehlen im Süßwasser, aber trotzdem herrscht reiches tierisches Leben auch in den Binnenseen, und wer offenen Blick und Sinn hat für die Schönheiten der Natur, die uns überall entgegentreten, oft im Kleinsten am größten, dem wird ein einfacher Spaziergang am Seeufer oder eine kurze Exkursion mit Netz und Flasche reichlichen Genuß gewähren. Bräunliche und grünliche Algen überziehen die Steine, während andere frei im Wasser schwimmen und förmliche Wiesen bilden; auf ihnen und zwischen ihnen treiben sich die verschiedensten Tiere herum; Wasserschnecken finden in den Algen ihre Nahrung, zwischen der letzteren Fäden schlängeln sich zarte Würmchen durch oder tummeln sich Bachflohkrebse, die sich mit Vorliebe auch unter Steinen aufhalten; schöpfen wir ein Glas Wasser heraus, so wimmelt es in demselben von fast mikroskopisch kleinen Tierchen, die sich teils wirbelnd im Kreise drehen, teils ruckweise umherschwimmen; meist sind es Glieder der weit verzweigten Krebsfamilie, allerdings von ganz anderem Aussehen, als man sich, unwillkürlich an den Flußkrebs denkend, einen Krebs gewöhnlich vorstellt. Nehmen wir von den Algen etwas zur mikroskopischen Untersuchung mit, so offenbart sich uns wieder eine neue Tierwelt. An den feinen Wurzelfäden sitzen, wenn uns das Glück hold ist, an schwankem, bei bei jeder Erschütterung korkzieherartig und blitzschnell sich zusammenziehendem Stiel zarte Glocken, Vorticellen; hie und da kommt ein plumpes Rädertier geschwommen, mit seinen in fortwährender Bewegung befindlichen Wimperorganen einen gewaltigen Strudel in unserem mikroskopischen See erregend; verschiedene Arten Infusorien wirbeln durch das Gesichtsfeld und zwischen dem verschiedenen Getier schieben sich mikroskopisch kleine Algen, die bekannten Diatomeen, mit ihren zarten und schönen Kieselpanzern hindurch.

Kehren wir vom Mikroskop zum Seeufer zurück, so erregen zunächst unsere Aufmerksamkeit die kleinen, stahlblauen Käferchen, die im funkelnden Sonnenschein auf der Wasserfläche umherwirbeln, während die Wasserläufer mit der Grazie eines vollendeten Schlittschuhläufers über das Wasser hingleiten; im Grunde sehen wir Muscheln im Schlamme stecken, über denen zahlreiche Fische spielen oder ein gewaltiger Räuber des Wassers, ein Hecht, auf Beute lauernd „steht", und möglicherweise fällt uns in der Nähe auch noch ein eigentümlich korallenartig verzweigtes Gebilde auf, in dem wir den Süßwasserschwamm erkennen, den einzigen Süßwasser-Repräsentanten der im Meer viel verbreiteten Schwammgruppe.

Aber noch sind wir mit unseren Beobachtungen nicht zu Ende, denn zu den bis jetzt erwähnten reinen Wassertieren gesellen sich jene, die im Larvenstadium im Wasser leben, als entwickelte Tiere aber Lufttiere sind. Jene Libelle, die schnarrend vorüberfliegt, hat ihre Jugend ebenso im Wasser zugebracht, wie die Eintagsfliegen, die an manchen Abenden zu Hunderttausenden erscheinen, um nach kurzer Daseinsfreude mit ihren Leichnamen als Uferaas den Boden zu bedecken. Auch die Stechmücken und Schnaken waren harmlose Wasserlarven, bis sie zur Qual der Menschen dem feuchten Element entwichen, um sich als leicht beschwingte Lufttiere auf ihr Opfer zu stürzen.

So sehen wir ein reiches, üppiges Leben in der Nähe des Ufers sich entfalten; die Fülle der Pflanzen liefert nicht nur vielen Tieren die Nahrung, sondern auch in der reichlichen Produktion des Sauerstoffs ihnen allen ein notwendiges Lebenselement; die Verschiedenheiten der Wechsel physikalischer Verhältnisse bedingen eine große Mannigfaltigkeit der tierischen Entwickelung. Wo diese Bedingungen aufhören, da ändert sich auch das ganze Bild, und so ist es nach den einleitenden physikalischen Bemerkungen nicht zu verwundern, wenn die gesamte kurz geschilderte Fauna nur in einer beschränkten Zone auftritt; sie geht nicht in große Tiefe und findet sich nur in einem dem Ufer folgenden Streifen. Wie im Meer, so bedingen auch in den Süßwasserbecken die verschiedenen äußeren Einflüsse eine Scheidung der Fauna in einzelne Gruppen. Die oben skizzierte wird zusammengefaßt als Ufer-, als Littoral-Fauna. Sie charakterisiert sich durch mancherlei gemeinsame Eigenschaften; stattliche Größe und kräftiger Körperbau weisen auf reichliche Nahrung hin; außerdem besitzen die Littoral-Tiere vielseitige Mittel zur Anheftung. Sie müssen imstande sein, dem Wellenschlag zu trotzen, der sie auf das Ufer werfen und dem Verderben preisgeben würde, und zugleich Widerstand entgegensetzen der Stömung, die sie hinausführen will in die offene See, wo sie nicht mehr die ihnen zusagenden Lebensbedingungen fänden. So zeigen sich die Tiere der Littoral-Fauna reichlich versehen mit allen möglichen Klammern, Haken, Borsten, Saugnäpfen u. dgl., die ihnen gestatten, sich jederzeit, wenn Gefahr droht, festzuhalten. Nur die Fische erfreuen sich größerer Ungebundenheit und sind nicht an die Küste gebunden.

Wenn so die Littoral-Fauna nur eine geringe Zone längs des Ufers einnimmt, wie ist es mit dem übrigen See? Ist die ganze große Wasserfläche, die sich vielleicht Stunden-weit von Ufer zu Ufer erstreckt, unbelebt, wird sie höchstens von den Fischen durchzogen, die nicht so streng an das Uferleben gefesselt sind und auf der Suche nach Nahrung weite Strecken durchschweifen? Die Antwort lautete bis vor nicht langer Zeit „ja" und lautet vielleicht heute noch von vielen so. Wohl die wenigsten der vielen Hunderte, die jährlich sich in behaglichem Entzücken auf den Wogen eines Sees schaukeln und deren Blick vielleicht

auch vom Rand des Kahnes forschend und spähend in die Tiefe dringt, wissen davon oder denken daran, daß unter ihnen Tausende von Lebewesen sich tummeln, daß auch in der scheinbar öden Wassermasse tierisches Leben mit all seiner Freude und all seinem Leid pulsiert. Der hohe See wird belebt von der pelagischen Fauna, der zweiten großen Gruppe, deren Existenz sich in einem Binnensee in gleicher Weise nachweisen läßt, wie im Meer. Die pelagische Fauna besteht aus meist kleinen, höchstens 2 cm. langen Tieren, die im Gegensatz zu denen der Littoral-Fauna nie an das Ufer gelangen, die zeitlebens zu schwimmen verdammt sind, von der Stunde der Geburt bis zum letzten Moment. Sie ist nicht so einseitig, wie selbst Forel in seinen jüngsten Publikationen noch annahm, wenn er angab, daß sie hauptsächlich nur aus kleinen Krustern bestehe. Imhof hat nachgewiesen, daß zu ihnen, abgesehen von den auf Crustaceen und Algen festsitzenden Protozoen-Arten, wie Acineten- Vorticellen- und Epistylis-Spezies, noch verschiedene freischwimmende Protozoen und Rotatorien kommen, und daß auch diese allerdings nur mikroskopische Tierwelt den Krustern es gleich thut an Fülle des Vorkommens; denn, wenn die pelagische Fauna ja an Qualität der Küstenfauna nachsteht, so ersetzt sie dies reichlich durch Quantität; gleich den pelagischen Tieren des Meeres nämlich treten auch die pelagischen Formen der Süßwasserseen in größter Anzahl auf. Sie beanspruchen hiedurch ein großes Interesse über zoologische Kreise hinaus, denn in der pelagischen Organismenwelt finden unsere vortrefflichen Alpenseen-Fische, die Saiblinge und Renken, ihre Hauptnahrung und gewiß ist für viele hiemit die Existenzberechtigung der pelagischen Fauna erwiesen.

Dem Zoologen bietet sie eine Reihe gemeinschaftlicher, interessanter Erscheinungen. Vor allem sind natürlich die pelagischen Tiere durch geringe Schwere und Ausbildung einzelner Organe, wie der Fühler bei den Krebsen, zu besonderen Ruderorganen in hervorragendem Maße für das Schwimmen befähigt; dafür fehlen ihnen allen die verschiedenen Klammer- und Haftorgane, die sich so mannigfach bei der Küstenfauna finden. Das Fehlen dieser auf der hohen Wasserfläche, welche keine Gelegenheit zum Anheften bietet, völlig nutzlosen Organe ist in gleichem Maße eine Anpassung, wie eine andere den pelagischen Tieren gemeinsam zukommende Eigenschaft, nämlich die Durchsichtigkeit. Sie ist der einzige Schutz, welchen die Natur der kleinen Tierwelt verliehen hat, die sich ständig auf der offenen, jedes Versteckes ermangelnden Wasserfläche herumtreiben und wie weit diese Durchsichtigkeit gehen kann, beweist das interessante Krebstier Leptadora hyalina, *Weissm.*, welches bei relativ beträchtlicher Größe im Wasser so völlig unsichtbar ist, daß es sich nur hie und da durch seinen gefärbten Darminhalt verrät.

(Schluß folgt.)

Die geheimen Gesellschaften in Neapel und Sicilien.

(Schluß.)

Die Rohheit und tierische Fühllosigkeit des niederen sicilianischen Volkes gibt sich schon genugsam in seiner gewöhnlichen Ausdrucksweise und in seinem Gebahren zu erkennen; ohne Ueberraschung hört man von diesen Leuten Drohungen wie: „Ti aiu à mangiari lu cori di tia, mi aiu à biviri tu sangui“ (ich will Dein Herz fressen und Dein Blut trinken), und eine Mutter straft oft ihr Kind, indem sie es beißt bis Blut fließt. Plötzlich flüchten die Leute alle in ihre Hütten, wenn mit lautem Hufschlag und Geschrei ein Gabellote an seinem Hause ansprengt, gefolgt von vielleicht 20 Begleitern, von denen jeder eine Muskete am Sattelknopf hängen hat. Der Gabelloto wohnt in dem Hause und ist Pächter des Gutes, welches einmal einem feudalen adeligen Grundherrn gehörte. Wie sein Vorgänger, glaubt er sich über dem Gesetze stehend. G. Alongi sagt von ihm a. a. O. S. 32: „Er ist überzeugt, daß Advokaten, Richter und Beamte einfach nur vorhanden sind, um ihm als Werkzeuge zur Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse und Streitigkeiten zu dienen, und sieht in ihnen nur Freigelassene. Seine Feldarbeiter erkennt er kaum als menschliche Wesen an. Er verachtet die gegenwärtige Regierung, obgleich er sich herbeiläßt, als Großwähler aufzutreten, um seine politische Bedeutung und sein Ansehen im Dorfe aufrecht zu erhalten; allein er kann nicht begreifen, warum Polizei und Gesetz sich bemühen mögen, die unteren Volksklassen vor der Gewaltthätigkeit eines Mannes von seiner Kaste zu beschützen.“ Die hauptsächlichsten Männer seines Gefolges sind einflußreiche Mitglieder der Maffia, welche sich jedenfalls nur durch den Ruf, daß sie ein paar Morde oder Totschläge begangen, den Respekt ihrer Nachbarn erworben haben. Die ostensible Pflicht dieser Männer ist, die Heerden des Gabelloto vor Viehdieben, seine Getreidefelder und Scheunen vor zufälligen oder eingelegten Feuersbrünsten zu beschützen; sie sind ihm gewöhnlich durch die Maffia empfohlen oder aufgedrungen worden (falls er nicht selbst, wie es häufig stattfindet, ein anerkanntes Mitglied derselben ist), welche auf diese Weise ihren Mitgliedern leicht verdiente Gehalte und reichliche Gelegenheiten zu Erpressung und Dieberei gibt. Allein schon das blose Prestige des Namens und der Stellung derselben wird das ihrer Obhhut anvertraute Eigentum wirksamer beschützen als die unermüdete Wachsamkeit des rechtschaffenen Mannes, während die Eigentümer überzeugt sind, daß die geheime Gesellschaft jeden Versuch von Uneingeweihten, sich an dem von ihr beschützten Eigentum zu vergreifen, schneller und sicherer bestrafen wird als die Polizei. Allein ein anderer und nicht minder wichtiger Teil ihrer Pflichten besteht darin, daß sie ihren Patron in allen Händeln mit Nachbarn seiner eigenen Klasse unterstützen. Diese Händel, welche oft aus althergebrachten Familienfehden herrühren und früher mit blanken Waffen

und Pistolen ausgefochten worden sind, haben sich nun in nicht minder bittere politische Nebenbuhlerschaft und Eifersucht entwickelt. Zwei Parteien können nun ebenso wenig friedlich neben einander leben, als ehedem Welfen und Ghibellinen in der florentinischen Republik. Die eine muß die andere so gänzlich niederdrücken, daß sie imstande ist, das Monopol all der Räubereien und Ausbeutungen der Ortsbehörden zu behaupten und durch den Einfluß des von ihr gewählten Abgeordneten den Präfekten zu zwingen, daß er nicht zu neugierig und zu genau nach irgend welchen kleinen Unregelmäßigkeiten sieht, welche unter seiner Jurisdiktion begangen werden. Der Kampf um das Vermögen und die Einkünfte der Gemeinde ist weit schmachvoller und die öffentliche Sittlichkeit schädigender als es die Familienzwistigkeiten früherer Zeit waren, und ihr Schiedsrichter ist nun in Wirklichkeit die Maffia mit ihrer furchtbaren Macht. Ob freiwillig oder gezwungen, muß nun der wohlhabende Gabelloto sie mit seinem Einfluß unterstützen, ihre Mitglieder mit Beschäftigung und Gehältern versehen oder dieselben je nach ihren Wünschen und Befähigungen in öffentliche Aemter vorschieben und zu der Beherbergung gestohlenen Vieh's unter seinen Heerden ein Auge zudrücken. Die Strafe für seinen Widerstand ist Diebstahl, Mordbrennen und schließlich Mord.

Bevor der Gabelloto seine Ernten, welche auf diese Weise von der Saat- bis zur Erntezeit von der Maffia bewacht worden sind, zu Markte bringen kann, muß er, wie der kleine Pächter des Küstenstrichs, eine andere, nicht minder mächtige Form der Besteuerung durch die Maffia über sich ergehen lassen, welche die großen Küstenstädte infiziert, denn nirgends ist die Maffia höher entwickelt, als da, wo das Elend am wenigsten drückend ist, und sie herrscht unumschränkt in der Conca d'oro von Palermo, wo die Limonengärten jährlich einen Ertrag von 1000 Mark per Morgen abwerfen und jeder bäuerliche Grundbesitzer in Behagen oder Luxus leben könnte. Hier gründet die Maffia mächtige „Ringe" auf den Lebensmittel- und Produkten-Märkten, bestimmt die Preise, thut die Händler in Verruf, welche ihr ungelegen sind, und erhebt Gebühren von jedem abgeschlossenen Verkauf. Die Strafe, die auf Ungehorsam gegen ihre Befehle steht, ist Tod, und in den allerdings seltenen Fällen, in welchen sie ihr Ansehen auf diese Weise aufrecht erhalten muß, wird ein Alibi im voraus so wirksam angeordnet, daß eine Ueberführung oder auch nur ein Argwohn selten möglich ist. Ein Beispiel wird zur Genüge klar machen, wie diese Dinge betrieben werden. Bald nach der Ernte stellt sich ein Mann, anscheinend ein Produktenmakler, dem Pächter vor und sagt mit allem scheinbaren Respekt: „Herr, ein Kunde von mir hat mich beauftragt, die und die Waren zu kaufen. Ich habe an Sie gedacht, und komme, um Ihnen einen Handel vorzuschlagen. In Wirklichkeit habe ich, um zu verhindern, daß Sie den Markt verlieren, für Sie abzuschließen gewagt und das Aufgeld angenommen."

„Zu welchem Preise verkaufe ich?" fragt der Eigentümer schüchtern.

„Zu dem und dem Preise."

„Aber, guter Freund, das ist ja unter den laufenden Preisen" (wie es in Wirklichkeit auch der Fall ist).

„O nein, Sie irren sich; und auf jeden Fall werden Sie nicht haben wollen, daß ich meinem Klienten wegen einiger Dutzend Franken mein Wort breche. Wenn Sie sich übrigens weigern"....

Allein der Verkäufer kennt nur allzu gut die möglichen Folgen, und läßt sich in neun Fällen unter zehn lieber plündern, als daß er die Rache des ehrlichen Maklers und seiner Freunde herausfordert.

Obgleich, wie schon erwähnt, die Maffia an sich keine organisierte geheime Gesellschaft ist, so schließen sich trotzdem die Maffiosi in einer gegebenen Oertlichkeit gelegentlich zu einer innigeren Vereinigung unter beschworener Geheimhaltung, einem Strafgesetz, einer Hierarchie der Aemter, einer gemeinsamen Kasse und einem festgesetzten Recht der Aufnahme zusammen. In der „Rivista di discipline carcerarie" von 1885 wird eine vollständige Schilderung von zwei derartigen Gesellschaften veröffentlicht, deren Mitglieder in Caltagirone und Girgenti in jenem Jahr vor Gericht gestellt und verurteilt worden waren.

Die erste von diesen, deren Mittelpunkt Leonforte in Catania war, und deren Mitglieder sich patantri nannten, blühte lange Zeit, ohne entdeckt zu werden. Es war eine verhältnismäßig kleine Gesellschaft, denn als die Polizei endlich auf die rechte Fährte kam, wurden nur 31 Mitglieder verhaftet; allein gleichwohl hatte sie mehrere Jahre hindurch die ganze Nachbarschaft terrorisiert und die gemeinsame Kasse mit den Erträgnissen offener Räubereien und erzwungener Beisteuern gefüllt. Der „König" der Gesellschaft hatte unumschränkte Gewalt; er ließ neue Mitglieder nur unter feierlichen Zeremonien und blutbesiegelten Eiden zu; er befahl die Hinrichtung verdächtiger Mitglieder und derjenigen, welche auf erhaltene Einladung sich weigerten, der Gesellschaft beizutreten. Obwohl die Patantri vor drei Jahren anscheinend ausgerottet wurden, lebt der Hang zur Gesetzlosigkeit noch in voller Kraft fort, wie die Ereignisse vom 15. und 16. August 1887 in Caltagirone und dem benachbarten Leonforte bewiesen haben, wo ein Bauernaufstand das Auftreten von Militär notwendig machte, da die Polizei nicht mehr Meister wurde und der verzweifelte Widerstand der Bauern erst nach einem sechsstündigen lebhaften Feuergefecht bewältigt werden konnte. Ein Bauer ward angeblich getötet, viele schwer verwundet und 87 verhaftet. Am selben Tag wurde in Licodia Eubea, im selben Bezirk, ein Polizist erschossen, mehrere verwundet und 40 Personen verhaftet. Die unmittelbare Ursache dieser Unruhe war der unbegreifliche, unter den unwissenden Bauern verbreitete Glaube, die Polizisten seien untori, Giftmischer, und von der Regierung ausgesandt, um die Cholera zu verbreiten.

Noch interessanter ist die in derselben Zeitschrift enthaltene Schilderung der Mano fraterna (Bruderhand) oder Fratellanza (Bruderschaft), welche ihr Hauptquartier in Favara hatte und sich über die ganze Provinz Girgenti verbreitete. Hier haben wir ein konkretes Beispiel, worin wie in einem Mikrokosmus die allgemeinen Grundsätze, auf welche die Maffia gegründet ist und die durch ihre Proteus-artige Veränderlichkeit so oft selbst scharfen Beobachtern entgehen, auf ein definitives System reduziert und zur Geltung gebracht werden können.

Der Ursprung dieser Gesellschaft ist noch etwas dunkel; der erste Keim derselben wurde anscheinend im Jahre 1879 durch eine Gruppe Coatti, Strafgefangene, gelegt, welche von einem der kleinen Eilande der sicilianischen Inselflur entlassen worden waren; ihre Ziele und Gebahren aber wurden durch mündliches Zeugnis und durch ein bei einem der „Brüder" beschlagnahmtes Exemplar der „Statuten" ans Licht gebracht und im Verlauf des Schlußverfahrens erwiesen.

In den Gemeinden, worin die Bruderschaft zumeist blühte, entwickeln sich Familienstreitigkeiten, welche vom Vater auf den Sohn überliefert werden und die sämtlichen Gemeindemitglieder der einen oder der anderen Partei zugesellen, zu Fehden, die in der Lokalpolitik ihr Schlachtfeld finden, und Privathändel verbittern die Opposition im öffentlichen Leben. Die ehrgeizigsten und gewissenlosesten Parteiführer sahen in dem leidenschaftlichen Temperament des Pöbels eine nutzbare Waffe, und die gefährlichen Klassen hofften hinter dem Schilde amtlichen Schutzes auf Straflosigkeit, kamen untereinander zu einem Einverständnis, und die Mano Fraterna schlug in diesem angemessenen und wahlverwandten Boden tiefe Wurzeln. Sogar rechtschaffene Männer und gute Bürger wurden, um nicht in widerwärtige Lagen versetzt zu werden, gezwungen, freiwillig oder unwillig durch die Mitgliedschaft in der Fratellanza Schutz für ihr Eigentum oder ihr Leben zu suchen. („Rivista di d. c.") Die Zwecke der Bruderschaft waren weder politische Reform, noch Sozialismus, noch reine Räuberei, sondern die Befriedigung von Herrschgier und Sucht nach müßigem Wohlleben dadurch, daß ihre Mitglieder sich der Gemeindeämter und -Kasse bemächtigten und für sich und ihre Angehörigen leichte Arbeit und gute Gehälter im öffentlichen oder Privatdienst verschafften. Die hiezu angewandten Mittel waren ein Terrorismus, gegründet auf den Tod aller derjenigen, welche den Befehlen der Bruderschaft widerstanden. Die zur Entdeckung der Gesellschaft führenden Ereignisse waren sehr kennzeichnend. Im Jahre 1884 geriet ein Bruder namens Camilleri in den Verdacht, die Geheimnisse der Bruderschaft verraten zu haben; sein eigener Oheim, Martello, erhielt den Auftrag, den Verräter zu bestrafen, und er erwürgte ihn mit der Hülfe von vier Brüdern. Allein von Gewissensbissen getrieben, gestand er bald darauf alles und erhängte sich im Gefängnisse, weil er die Rache der Bruderschaft fürchtete und an der Macht der Regierung, ihn beschützen zu können, zweifelte.

Im Jahre 1885 zog die Polizei ihre Netze ein und man fand, daß genügender Grund vorhanden war, um gegen mehr als zwölfhundert Personen gerichtlich einzuschreiten. Von diesen ließ man ungefähr 1000 durch die Maschen schlüpfen, „damit nicht gerade die Ausdehnung der Ansteckung die Bestrafung unmöglich mache." Zweiunddreißig Rädelsführer, je der Teilnahme an zehn Mordthaten angeklagt und für künftige Aburteilung zurückgestellt, sind bis jetzt noch nicht abgewandelt worden, und 169 Mann, worunter ein Schulmeister, ein Priester, einige Krämer und eine große Menge Bergleute, des geringeren Vergehens der gesetzwidrigen geheimen Verbindung angeklagt, wurden in der Kirche St. Anna in Girgenti abgeurteilt, die man für diese Gelegenheit in einen Gerichtssaal umgewandelt hatte. Die Verhandlung währte vom 2. bis 30. März 1885; nur zehn von den Angeklagten wurden freigesprochen, die übrigen zu kürzeren oder längeren Kerkerstrafen verurteilt. Die einzige interessante Gestalt unter den Angeklagten und der einzige, welcher aus öffentlichen Beweggründen dem Bunde beigetreten und dessen Hände vergleichsweise rein waren, ist der Priester, Padre Don Angelo, ein Mann von Erziehung und soliden Kenntnissen in Lateinisch und Griechisch, und ein sehr beredter Redner. Er sprach vortrefflich zu seiner Verteidigung und versuchte darzuthun, daß er nur das Opfer der Eifersucht der Munizipalbehörden sei. Er war einige Jahre vorher wegen einer angeblichen Anstiftung zum Mord gerichtlich verfolgt, aber die Untersuchung gegen ihn wegen mangelnden Beweises eingestellt worden, und er beklagte sich nun, er sei als ein bloser gregario (Untergeordneter) in diesen Prozeß verwickelt worden. Als einem echten Sicilianer würde es seiner Eigenliebe geschmeichelt haben, wenn gegen ihn die schwerere Anklage, wie gegen die zehn Rädelsführer, erhoben hätte. Er hatte schon lange vorher als Beschützer seiner unwissenden und unterdrückten Pfarrkinder eine Rolle in der lokalen Politik gespielt und sich dadurch mächtige Feinde gemacht und war zuletzt in die Bruderschaft getreten in der anscheinenden Absicht, dieselbe zu politischen Zwecken zu benützen; als er aber einmal darin war, vermochte er sich von dem ungesetzlichen und eigennützigen Treiben derselben nicht rein zu erhalten und wurde deshalb zu zweijährigem Kerker verurteilt. Die Satzungen der Bruderschaft regelten: 1. Die Beziehungen der Mitglieder zu den Anführern; 2. die Pflichten der Mitglieder gegeneinander; 3. die Aufnahme neuer Mitglieder. Der erste Satz besagte, daß die Anführer aus zwei Haupträdelsführern und einem Schatzmeister, welcher die Aufnahmegebühren und die monatlichen Beiträge einsammelt, und aus so viel Hauptleuten über Rotten von zehn und Hauptleuten über Rotten von fünf Brüdern, als erforderlich waren, bestand. Diesen schuldete jedes Mitglied unbedingten Gehorsam, obwohl wichtige Fragen in allgemeinen

Versammlungen entschieden wurden. Im zweiten Satz ward bestimmt, daß die Mitglieder verpflichtet waren, einander bei jeder Gelegenheit, sei es durch Gewalt oder Ablegung von Zeugnissen vor Gericht, beizustehen,[1] und ein ausführlicher Kodex von Zeichen angeordnet, welche die Mitglieder in den Stand setzt, sich unter allen Umständen gegenseitig zu erkennen. Im dritten Satz werden die eigentümlichen Formen der Einweihung beschrieben, welche gewöhnlich in einem alten Ziegel- oder Kalkofen, in einem verlassenen Steinbruch oder irgend einem ähnlichen Versteck stattfanden. Dazu war die Anwesenheit von drei alten Mitgliedern außer dem Neuling notwendig. Die drei Brüder nahmen ihre Hüte ab, der älteste band dann einen Bindfaden sehr fest um den rechten Zeigefinger des „Sohnes", stach denselben mit einem Messer an und ließ einige Blutstropfen auf ein Heiligenbild fallen. Das Heiligenbild ward dann angezündet und dem „Sohne" in die linke Hand gegeben, welcher die Asche hinwegblies und dabei die Formel nachsprach: „Ich schwöre bei meiner Ehre, der Bruderschaft treu zu sein, wie die Bruderschaft mir treu ist. Wie der Heilige und diese paar Tropfen von meinem Blut verbrannt werden, so bin ich erbötig, all mein Blut für die Bruderschaft hinzugeben; und wie die Asche und das Blut nicht wieder sich in das verkehren werden, was sie waren, so kann auch ich die Bruderschaft nicht mehr verlassen!"

Zuweilen endete die Zeremonie damit, daß der Sohn eine Pistole auf ein Kruzifix abfeuerte, um sinnbildlich seine Bereitschaft zu jedem Verbrechen und zu jedem Mord auf den Befehl des Königs auszudrücken. Nach dieser Zeremonie wurde der Neuling als ein vollkommener Bruder anerkannt und die ganze Gesellschaft begab sich nach einer Schänke, um den Trinkspruch auf die Bruderschaft auszubringen: „E duci lu vinu, ma assai echiu duci e lu sangu di li Christiani" (Süß ist der Wein, aber noch süßer ist das Blut der Christen).

Als ergänzende Erklärung genügt es vielleicht, noch zwei Zeilen Statistik aus derselben amtlichen Veröffentlichung hinzufügen. Die Zahl der Morde und Totschläge im Deutschen Reiche im Jahre 1883 belief sich auf 317 abgeurteilte Fälle; in der einzigen Provinz Palermo (735,662 Einwohner) belief sie sich im Jahre 1884 auf 434 Fälle.

E. S. Morgan.

[1] Es ist sehr lehrreich, hier zu beobachten, daß viele Handwerksvereine auf Sicilien eine Bestimmung zu dem Zwecke enthalten, daß, wenn irgend ein Mitglied in einen Strafprozeß verwickelt wird, die Kosten seines Advokaten aus der Vereinskasse bezahlt und ein Beitrag zum Unterhalte seiner Familie geleistet werden solle, solange er im Gefängnisse ist!

Die wilden Stämme in Patagonien.

Ueber die Körpergröße der Patagonier sind lange Zeit die widersprechendsten Angaben von Seiten der verschiedenen Reisenden, welche jenes unbekannte und dürftig bevölkerte riesige Land besuchten, im Umlauf gewesen. Wenn man bedenkt, daß jenes Land im südlichsten Teile des südamerikanischen Kontinents mehrfach größer ist als Deutschland, eine Region von ungeheuren Einöden, dünn besiedelt mit einzelnen, weit zerstreuten Indianerhütten, nur bewohnt von wilden Tieren: zwei kleinen Hirsch- und einigen Fuchsarten, dem Guanaco, dem amerikanischen Strauß ꝛc., daß es seither beinahe noch unerforscht ist, und daß seither sogar nur selten europäische Schiffe an seinen öden Küsten gelandet haben, so ist nicht zu verwundern, wenn über diesem Lande gleichsam noch ein geheimnisvoller Schleier liegt, und daß wir über die Indianerstämme, welche jenes weite Gebiet bewohnen, die Tehuelchen, noch verzweifelt wenig Genaues wissen.

Erst seit wenigen Jahren hat der Argentinische Staatenbund, zu welchem Patagonien gehört, diesem weiten Lande einige Beachtung zugewandt, die es als ein der Kolonisation noch offenes Gebiet auch in hohem Grade verdient, und hat es durch einige tüchtige Forscher bereisen lassen. Einer der ausgezeichnetsten von diesen ist Señor Ramon Lista, von welchem schon mehrfach in diesen Blättern die Rede war, ein Mitglied der Nationalakademie der Argentinischen Republik in Buenos Ayres, welcher vor einiger Zeit in spanischer Sprache einen höchst lehrreichen Bericht über die Ergebnisse seiner Reise herausgegeben hat. Er schildert in diesem Buche namentlich auch die Stämme der wilden Eingeborenen, der Tehuelchen, und führt die über sie im Umlauf befindlichen falschen Angaben auf das richtige, wahrheitsgemäße Maß zurück.

Was zunächst die Körpergröße der Patagonier anlangt, von welcher so viel gefabelt worden ist, so weist Lista nach, daß die Angaben der beiden neuesten Reisenden, welche über die Tehuelchen geschrieben haben, der Wahrheit am nächsten kommen. Der Naturforscher d'Orbigny, welcher unter den Indianern am Rio Negro einige Messungen vorgenommen hat, setzt ihre mittlere Körperlänge auf 5 Fuß 9 Zoll rheinl. fest; der Forschungsreisende Musters gibt dafür sechs Fuß an. Lista fand bei sieben Tehuelchen, welche er selber gemessen hat, einen Durchschnitt von sechs Fuß zwei Zoll rheinl. Der Indianer Hawke maß wenig mehr als sechs Fuß drei Zoll und war der größte Mann der ihm bekannt geworden ist. Der Häuptling Orkelle maß mehr oder weniger ungefähr ebensoviel. Die Weiber sind nicht so groß wie die Männer, allein ihr genaues Maß kann nicht angegeben werden, weil sie sich durchaus nicht messen lassen wollten. Lista betrachtet daher die Tehuelchen für die größten Menschen in der Welt. Sie sind oft sehr stark, mit vergleichsweise kleinen Füßen, dicken Köpfen, langem schwarzem Haar, großen schwarzen Augen, welche etwas schief stehen, wie bei Chinesen und Kaffequeren; das Gesicht ist oval, die Stirne konvex, die Nase adlerartig, der Mund groß, die Lippen dick.

Unter Indianern ohne irgend eine Beimischung von europäischem Blut sieht man nicht selten die oberen Zähne bis zur Wurzel durch Kauen abgenützt, aber beinahe niemals schadhaft oder kariös. Das ist eines ihrer merkwürdigsten ethnologischen Kennzeichen und beinahe allen Rassen amerikanischer Eingeborenen gemeinsam. Derselbe Zug ist auch an den vorgeschichtlichen Schädeln von Minnanes, Puelchen und Tehuelchen in Lista's anthropologischer Sammlung beobachtet worden. Diese Erscheinung hat zwar die Aufmerksamkeit der Naturforscher beschäftigt, aber noch keine rationelle Erklärung gefunden. Der ausgezeichnete Naturforscher Dr. Lacerda beobachtete die Vollkommenheit der Zähne und die Abwesenheit der Caries an den eingeborenen Rassen Brasiliens. Unter einer Menge von Schädeln, welche die Sammlung im Museum zu Buenos Ayres bilden, ist nur einer mit irgend einem Anschein von Fäulnis beobachtet worden, welche eine Durchbohrung in einem oberen Zahn zum Ergebnis gehabt hat. Dies läßt sich nicht durch die Beschaffenheit oder Qualität der verzehrten Nahrung erklären und ist um so merkwürdiger und außerordentlicher, weil die teilweise Zerstörung des oberen Zahnes eine natürliche Anlage zur Fäulnis des unteren Zahnes hervorrufen würde.

Die Hautfarbe der Tehuelchen variiert bei verschiedenen Individuen. Indianer von reiner Rasse haben eine schwärzliche Olivenfarbe, welche mit vorgerücktem Alter noch deutlicher wird. Bei Individuen von gemischter Rasse macht sich eine hellere Farbe bemerklich und gleicht derjenigen eines Europäers. Dies war deutlich zu sehen an einem Häuptling namens Chom Tschingan, der sich als der Sohn einer Indianerin und eines Einwohners von Carmen in Patagonien bezeichnete. Chom Tschingan mißt ungefähr sechs Fuß und brüstet sich mit einem kleinen Schnurrbärtchen, welchen Indianer selten haben, weil sie nur einen Anflug von Flaum auf der Oberlippe aufweisen.

Die Männer sind im allgemeinen stark und bisweilen anmutig; die Weiber sind stämmig, anmutig und von schöner Gestalt, nehmen aber mit vorrückenden Jahren ein entschieden häßliches Aussehen an. Man findet aber unter diesen Indianern niemals einen Verkrümmten, einen Handlosen oder einen Krüppel.

Die Tehuelchen zeigen eine große Trägheit und Unbekümmertheit bezüglich der Lebensbedürfnisse, aber viele Rührigkeit hinsichtlich ihrer Vergnügungen, besonders Tanzen, Spielen und Trinkgelage. Der Tanz ist für sie eine wichtige Beschäftigung, mit der sie sich in allen Hauptbegebenheiten des Lebens befassen. Auch auf das Spiel sind sie leidenschaftlich erpicht. Nach einem Gelage, worin sie sich betrunken haben, hocken sie gewöhnlich um das Feuer und spielen um ihre Pferde, ihre Hunde und sogar ihre Waffen.

Die Kleidung dieser Indianer ist eine sehr eigentümliche. Die Kleider der Männer bestehen in einer Tschiripá, welche aus baumwollenen oder wollenen Stoffen verfertigt ist, in einem Plaid aus Guanaco-Fell und zuweilen in einem Hemd, in Hosen, welche am Fuß einen halben Fuß weit sind und die sie in Punta Arena oder in Carmen in Patagonien kaufen. Ebenso tragen sie ein mit Silber verziertes Lendenband, sowie eine Kopfbedeckung und Stiefeln, welche aus Pferdehaut verfertigt sind. Die Weiber tragen gewöhnlich einen ärmellosen Rock von Wollen- oder Baumwollenstoff, welcher sie von den Schultern bis zu den Knöcheln bedeckt. Ueber diesen tragen sie zu jeder Jahreszeit einen Kragen oder kurzen Mantel von Tierfell oder wollenem Tuch, welchen die reichen Weiber über die Brust mit einer 10 bis 12 cm. langen silbernen Nadel zusammenheften. Die übrigen Zierraten, welche den weiblichen Aufputz vollenden, bestehen aus glänzenden bunten Glasperlen, Strohhüten und silbernen Ohrringen, welche ebenfalls von Männern und Knaben getragen werden. Sowohl Männer wie Weiber bemalen sich die Gesichter mit Ocker, zuweilen auch schwarz, was angeblich die Haut am besten vor den Sonnenstrahlen und vor der Trockenheit der Atmosphäre schützen soll, hauptsächlich aber rot, was am leichtesten zu bekommen ist.

Die Tehuelchen haben eine eigene Sprache, an welcher sich mindestens seit einem Jahrhundert nichts verändert zu haben scheint. Einige kleine bemerkbare Veränderungen sind etwas aus der veränderten Beschaffenheit entstanden, welche bei allen Sprachen vorkommen, je nach dem Laut der Worte, wie er sich dem Ohre darbietet, oder je nach der Nationalität des Reisenden, welcher sich Bemerkungen über die Sprache machte. Sie haben kein Schriftsystem und ihre Sagen und Ueberlieferungen sind sehr verworren. Einige alte Leute behaupten, ihre Stämme haben in ferner Vorzeit aus vielen Tausenden bestanden, aber eine große Ueberschwemmung, welche das ganze Tiefland bedeckte, habe zur Vernichtung der großen Masse geführt und die Wenigen, welche übrig blieben, haben sich dadurch gerettet, daß sie die höheren Gelände erstiegen. Diese Sage ist merkwürdig, da sie sich offenbar, wenn auch undeutlich, auf eine gewaltige Wasserflut bezieht, welche zu irgend einer Zeit einen großen Teil der vorhandenen Fauna vernichtete. Die Tehuelchen haben keine religiösen Symbole oder Zeremonien, sondern der unter ihnen übliche Brauch, die Toten in derselben Stellung zu begraben, welche das Kind im Mutterleibe einnimmt, wird mit einem Glauben an das Dogma der Auferstehung in Verbindung zu bringen gesucht. Sie glauben an das Dasein eines bösen Geistes, namens Walichu, welcher alle Krankheiten und Unglücksfälle verursacht und gegen dessen Einwirkungen sie sich durch Zauberei sicherstellen zu können wähnen. Der „Tschauka-Doktor“, an den sie sich wenden, bedient sich zur Heilung von Krankheiten gewisser Heilmittel aus dem Pflanzenreiche; wenn aber diese nicht wirksam sind, so gibt er sich Mühe, den bösen Geist auszutreiben und zu bannen. Zu diesem Zweck versammeln sich alle Männer und Weiber des Stammes und schlagen

unter Geschrei auf das Zelt, worin die kranke Person liegt, in der offenbaren Absicht, den bösen Geist dadurch zu vertreiben. Zuweilen werfen sich die männlichen Verwandten und Freunde des Kranken auch aufs Pferd und sprengen im vollen Rosseslauf davon, in der Meinung, sich dadurch zu versichern, daß der Walichu weit dahinten gelassen werde.

Die Heiratszeremonie bei den Tehuelchen ist sehr einfach: wenn ein junger Mann heiraten will und irgend ein wünschenswertes junges Frauenzimmer im Auge hat, so legt er seine besten Kleider und seinen schönsten Schmuck an und sucht in diesem Aufzuge eine Unterredung mit dem Vater, der Mutter oder einem anderen der nächsten Verwandten seiner Schönen nach und bietet demselben einige Hunde oder silberne Zierraten an. Sollten diese Geschenke angenommen werden, so ist die Heirat verwilligt und eine abgeschlossene Sache. Das neuvermählte Paar wohnt fortan unter demselben Zelte, wo am Tage nach der Hochzeit ein Tanz stattfindet. Mit Einbruch der Nacht wird das Fest mit einem allgemeinen Trinkgelage beschlossen, wenn man genug Branntwein auftreiben kann.

Männer wie Weiber unter den Tehuelchen sind leidenschaftliche Raucher; die Pfeifenköpfe sind aus Holz oder Stein, gewöhnlich mit silbernen oder kupfernen Röhren, und werden vom Volke selbst verfertigt.

Obwohl von Haus aus träge und arbeitsscheu, sind sie doch große Jäger und halten zahlreiche Meuten rasseloser Windhunde und Blendlinge, deren Brauchbarkeit so hoch gewertet wird, daß sie für einen jungen behenden Hund gern einen Preis von sechzig spanischen Thalern (240 Mark) in Silber oder marktguten Waren, wie Guanaco-Fellen oder -Decken, Straußenfedern ꝛc. bezahlen. Wenn diese Indianer nicht mit der Jagd oder dem Zureiten von Pferden beschäftigt sind, so verbringen sie ihre Zeit mit Faullenzen, indem sie auf dem Bauch am Boden liegen, oder mit der Verfertigung von Sätteln, Wurfschlingen, Peitschen oder Sporen, welche sie aus hartem Holze schnitzen.

Das heutige Siam und seine Zustände.

Von J. M'Carthy, Oberinspektor der Landesvermessung in Siam.[1]

Wenn ich hier die Ergebnisse meiner Forschungen in Siam während der letzten sechs Jahre niederlege, so mag es nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß meine Bekanntschaft mit diesem Lande zu der Zeit begann, wo ich als Assistent des Majors Hill von den königl. Ingenieuren an der Triangulierung der Vermessung von Indien von Burma nach Bangkok beschäftigt war, zu der Zeit, wo dieser Dienst unter der Verwaltung des Generals Walker stand.

[1] Nach einem Vortrage, welchen derselbe vor Kurzem in einer Abendversammlung der Königl. Geographischen Gesellschaft in London gehalten hat.

Mit einer sehr großen Genugthuung nahm ich Dienste unter dem König von Siam; für die geographische Forschung allein schon bot sich ein großes Feld dar, weil der größere Teil des Landes zuvor noch von keinem Europäer erforscht worden war.

Ich werde nicht versuchen, irgend eine meiner Reisen hier eingehend zu schildern, sondern werde nur etliche Besonderheiten von einigen derselben erzählen, welchen ich jedoch einige einleitende Bemerkungen über Siam voranschicken muß.

Zunächst: Siam umfaßt beinahe die ganze malayische Halbinsel nordwärts vom 4.° n. Br. Mit der Bay von Bengalen auf der einen und dem Golf von Siam auf der anderen Seite reisen wir darin nordwärts und kommen endlich mit den britischen Besitzungen in Burma in Berührung. Wie viel von den an der nördlichen Grenze von Siam liegenden Ländern den Engländern, Chinesen oder Franzosen gehören werden, das muß sich erst entscheiden. Tonkin liegt an der nordöstlichen, Annam an der östlichen Küste und Kambodscha an der südlichen; — so nimmt Siam das Herz von Indochina ein, umgeben von mächtigen Nachbarn, die hoffentlich ebenso gnädig wie gewaltig sind.

Im Westen von Siam zieht sich eine Bergkette hin, welche in einer ununterbrochenen Kette bis nach Singapore, der südlichsten Grenze der malayischen Halbinsel, verläuft; einige ihrer Gipfel zwischen Burma und Siam erheben sich zu einer Höhe von 7000 Fuß, während ein einziger Punkt auf der malayischen Halbinsel 8000 Fuß erreicht. Im Osten befindet sich eine andere Bergkette, welche die große Wasserscheide von all den Flüssen ist, die sich in den Golf von Tonkin und das Chinesische Meer auf der einen und in den Meinam Kong auf der anderen Seite ergießen. Diese Bergkette weist Gipfel auf, welche sogar mehr als 9000 Fuß mittlerer Meereshöhe erreichen.

Neben diesen Gebirgsketten gibt es noch eine andere, welche von der westlichen an einem Punkt nordöstlich von Chingmaï abzweigt und die Wasserscheide zwischen den Thälern des Meinam und Meinam Kong bildet. In dieser Bergkette und nahe beim Ursprung des östlichen Armes des Meinam sind berühmte Salzquellen. Das Salz wird in Tiefen gewonnen, welche zwischen 35 und 45 Fuß wechseln, und ist in diesen landumschlossenen Ländern so wertvoll wie baares Geld.

Der größere Teil des Thales des Meinam Kong und des Meinam ist meist flach, abwechselnd mit vereinzelten Hügeln und zerrissenen und zerklüfteten Kämmen von Kalksteingebirgen. Der wichtigste, wenn auch nicht der breiteste und größte Fluß ist der Meinam Tschau Phraya. Er ist der Nil von Siam, denn eine gute Reisernte hängt zumeist davon ab, ob der Fluß aus seinen Ufern tritt oder nicht. Der östliche Arm des Flusses ist besonders verrufen wegen der zahlreichen Krokodile, welche er enthält und denen alljährlich einige Menschen zum Opfer fallen.

Die Schiffbarkeit des Flusses für Dampfer von geringem Tiefgang ist während eines Teils des Jahres sehr angenehm; allein in den Monaten Januar bis Juni ist in vielen Teilen des Flusses nach einer Strecke von etwa 60 e. Mln. oberhalb Bangkok nicht so viel Wasser, daß man den kleinsten einheimischen Kahn flott machen könnte, und diese müssen in dem sandigen Flußbett fortgezogen werden.

Zwei andere Flüsse konvergieren gegen den Meinam, der Mei Kong und der Bang Bla-Kong. Alle diese Flüsse sind durch Kanäle verbunden, welche den Verkehr in einer Gegend erleichtern, wo die Straßen durch ihre Abwesenheit glänzen.

Der Meinam Kong ist der größte Fluß, durchströmt die nördlichen und östlichen Teile des Reiches und nimmt die Gewässer vieler Nebenflüsse auf; allein das Bett dieses mächtigen Flusses ist so mit großen Felsen und Stromschnellen und Wasserfällen blockiert, daß die Schifffahrt auf demselben sehr schwierig und an manchen Stellen sogar für einheimische kleine Fahrzeuge unmöglich ist.

Eine zuverlässige Volkszählung ist nicht vorhanden und man kann sich nur eine Vorstellung von ihr durch Vergleichung mit Burma und Kambodscha machen — zwei Ländern, welche Siam in jeder Hinsicht sehr ähnlich sind — und nach diesem Anhaltspunkte dürfte sich ungefähr eine Gesamtbevölkerung von zehn Millionen für das ganze Reich ergeben.

Die Bevölkerung umfaßt eigentliche Siamesen, Laos, Kambodschaner, Burmanen, Annamiten, Malayen, Chinesen und viele Stämme von Gebirgsstämmen, wie Karenen ꝛc. Das Volk siedelt sich zum größten Teile an den Ufern der Flüsse an und beschäftigt sich mit Reisbau. Nur wenige Dörfer liegen von den großen Flüssen entfernt, und in den gebirgigen Teilen des Reiches sind die Städte und Dörfer in offenen flachen Thälern erbaut, malerisch umgeben von den Bergen, welche vom Fuß bis zum Gipfel mit Wald bekleidet sind, der oft von so mächtigem Unterholz durchwachsen ist, daß man darin selten oder nie eine Jagd oder irgend einen Sport sieht, der die Eintönigkeit der täglichen mühsamen Wanderung durch die Berge unterbrechen würde, wo die Aussicht des Wanderers auf kaum zehn Schritte Entfernung sich beschränkt.

In dieser Bevölkerung von so verschiedenen Nationalitäten macht sich ein eigentümlicher Charakterzug geltend, nämlich daß dieselben sich nicht untereinander vermischen und verschmelzen. So kommt es, daß man bei Bangkok selbst Dörfer von Burmanen und Annamiten findet, die in geschlossenen Gemeinden leben und sich ihre eigene Sprache und Sitten erhalten. Sie sind die Nachkommen von Kriegsgefangenen, welche von Zeit zu Zeit ins Land gekommen sind in Perioden, wo die Länder von Indochina anscheinend keine andere Beschäftigung hatten, als sich fortwährend untereinander zu bekriegen. In Petschaburi existiert noch eine Kolonie von Leuten, deren Vorfahren vor mehr als 60 Jahren vom Siphong Tschu Thai heruntergeschleppt worden sind. Während sie sich ihre eigene mündliche Sprache erhalten, haben sie in Wirklichkeit eine schriftliche erfunden, welche nun mehr dem siamesischen als dem in Siphong Tschu Thai üblichen Charakter gleicht.

Das Klima ist nichts weniger als beneidenswert: wer nur immer das Land bereist, muß früher oder später dem Klima durch einen heftigen Anfall von Dschungelfieber seine Steuer bezahlen.

Ich gehe nun an die kurze Schilderung von einigen meiner Reisen.

Eine meiner ersten Wanderungen galt der Gegend von Rahang oder Muang Tak, um eine Vermessung von der britischen Grenze in Mya Waddi an vorzunehmen wegen der Errichtung eines Telegraphen. Ich brach am 25. Dez. 1881 von Bangkok auf in einem kleinen Dampfer von sechs Fuß Tiefgang. Der Fluß durchströmt eine flache Gegend, beide Ufer zeigen großartigen Reisbau und sind reich besetzt mit Dörfern und zahlreichen Tempeln. Die Dörfer sind zusammenhängend und bestehen hauptsächlich aus hölzernen Häusern, welche in Hainen von Cocospalmen, Bananen und Bambus verborgen stehen; sie erscheinen alle einander gleich und es war schwer zu sagen, wo ein Dorf begann und ein anderes aufhörte. Auf den Abhängen und Böschungen der Ufer machen sich die Eingeborenen die reichen Niederschläge zu Nutze, welche der Fluß nach dem Zurücktreten seiner Gewässer ablagert, und so wird seinem ganzen Lauf entlang Tabak angebaut.

Das Land ist ununterbrochen flach, bis man Chainat erreicht, wo erst einige wenige vereinzelte Hügel die Eintönigkeit der Scene unterbrechen. In Pallnam Po, am Zusammenfluß der beiden Hauptarme des Flusses, vertauschte ich die Dampfbarkasse mit einem Lao-Flachboot und fuhr den Mei Ping oder westlichen Arm hinan. Dieser Flußarm hat auf lange Strecken keine Spur von einer Wohnstätte, und die wenigen Dörfer, welche man antrifft, sind sehr arm. Bis man Rahang erreicht, ist nirgends ein Ort von einiger Bedeutung, ausgenommen Kampang Pet, das aber mehr wegen seiner Erinnerungen an die Vergangenheit als wegen seiner gegenwärtigen Zustände bedeutend ist; denn im ganzen Bezirk findet man noch viele Trümmer von Tempeln, erbaut aus Blöcken von Laterit, welcher über dieses ganze Gelände hin aus der Bodenfläche zu Tage liegt.

Rahang zeigt sich als aus einer Anzahl hölzerner Häuser bestehend, alle aus dem berühmten Teakholze erbaut, welches in den Wäldern dieses Bezirks in großen Massen gefunden wird.

Die Berge beginnen nun dicht an den Fluß heranzutreten, und nur acht e. Mln. von Muang Tak oder Rahang erhebt sich ein prächtiger Berggipfel von nahezu 4000 F. Meereshöhe. In den Feldern auf dem rechten Ufer maß ich eine Basis und machte die gewöhnlichen Azimuth- und

Breitenbeobachtungen und führte dann eine Triangulation über die Berge hinüber zum Mya Waddi. Ich war imstande, drei augenfällige Berge, welche bei den hauptsächlichsten Dreiecken der indischen Triangulierung festgestellt worden waren, mit einander zu verbinden und auf diese Weise einen ziemlich guten Wert für die Länge von Rahang zu bekommen.

Die Gegend zwischen Rahang und der britischen Grenze ist meist bergig und eine vollkommene Dschungelwildnis, weil hier sogar wenige Karenen wohnen. Die Karenen sind eine einfache, kräftige, abgehärtete Rasse von Bergbewohnern, welche die Waldgeister verehren, aber infolge einer Ueberlieferung, daß sie vom Westen her eine Religion erhalten würden, eine Belehrung von europäischen Missionaren gern annehmen. Sie finden sich in geringer Anzahl längs dem an Siam grenzenden Landstrich, den man früher als britisches Burma bezeichnete.

Dieser Landesteil gewinnt ein neues Interesse durch die Thatkraft und Geschicklichkeit des Mr. Holt Hallett, der vor einiger Zeit der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft seine Vorschläge zu einer Eisenbahn von Maulmein nach China vorlegte. Ich maße mir nicht an, die Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens in Frage zu stellen; betrachtet man sie aber als eine kommerzielle Unternehmung, so darf man wohl daran erinnern, daß die indische Eisenbahn zwischen Punah und Bombay wegen der gewaltigen Kosten des Baues und der Unterhaltung des durch das Gebirge führenden Teiles meines Wissens keine einträgliche Linie ist. Was würde nun erst eine Bahnlinie über eine Gebirgswildnis kosten, wo die fallende Regenmenge nicht nach Zollen, sondern nach Hunderten von Zollen gemessen werden muß? und dann: woher soll hier ein Handelsverkehr wie derjenige auf der indischen Bahnlinie kommen? Derjenige Handelsverkehr, welcher dermalen vorhanden ist und seinen Weg nach Maulmein findet, geht gezwungenerweise dorthin aus Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln mit Bangkok. Einige Kaufleute aus Jünnan haben mich versichert: der kürzeste Weg, den sie auf einer Reise nach Mekka einschlagen müßten, sei der über Bangkok. Sie folgen der Straße nach Chieng Rai und von da nach MPhré und Utaradit, aber hier beginnen ihre Schwierigkeiten, weil sie sich nicht darauf verlassen können, sich Boote, die einzigen Verkehrsmittel mit Bangkok, zu sichern.

Beinahe der ganze Handelsverkehr mit Siam befindet sich in britischen Händen, denn britischer Unternehmungsgeist trotzt in Siam wie noch in vielen anderen Ländern und Weltteilen aller fremden Konkurrenz.

Kehren wir aber nun zu meinen Reisen zurück! Ich will versuchen, hier einige der interessantesten Punkte von einer meiner Missionen auf der malayischen Halbinsel zu schildern. Wir wurden mit einem kleinen Seedampfer versehen und mußten wegen eines sehr beschränkten Vorrats an Heizmaterial uns so nahe wie möglich an der Küste halten, so daß wir nach Erschöpfung unseres Vorrats denselben an kleinen Orten der Westküste des Golfs von Siam entlang wieder ergänzen konnten. Die Scenerie war in hohem Grade wild, die Berge vom Gipfel bis zum Fuß in schweren Wald gekleidet, während wir uns vorsichtig unseren Weg zwischen den zahlreichen Felsen und Inseln der ganzen Küste entlang suchen mußten.

Wir gelangten nach Songkla oder Singora, einer sehr hübsch gelegenen kleinen Stadt. Der Gouverneur ist der Abkömmling eines Chinesen aus Amoy, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts mit einer Anzahl Abenteurer den Malayen diesen Platz entriß. Die Erstürmung des Forts ist elegant veranschaulicht auf einer ehernen Schutzwand, welche die eine Seite im Zimmer des Gouverneurs einnimmt. Von hier aus wandten wir uns nach Tani, der Hauptstadt des kleinen Malayenstaates Patani. Patani war ursprünglich ein sehr großes Land und ward von den Siamesen in neun verschiedene Staaten zerschlagen. Der Beherrscher jedes einzelnen Staates steht aber unter der unmittelbaren Kontrole des Gouverneurs von Singora oder Songkla.

Da meine Reise genau eine nordsüdliche war, machte ich mich daran, Beobachtungen von Breite und Azimuth von Berggipfeln aufzunehmen, welche ich als Beobachtungsstandorte zu benützen gedachte. Es war aber sehr schwer, irgend jemand zu finden, der mich auf die Gipfel der Berge begleitete, denn die Leute machten geltend, dort oben hausen die abgeschiedenen Geister, und ihre Väter und Großväter seien auch nicht dort hinaufgegangen. Sie begnügten sich jedoch mit meiner Versicherung, daß mein Großvater ebenfalls einst dorthin gegangen sei und nach der gewöhnlichen Verzögerung willigten einige ein, mich zu begleiten.

Der Wald hatte ein dichtes Unterholz und wir wollten dem Lauf der Flüsse folgen und dann zum Gipfel hinan klettern, was nicht immer ein leichtes Unternehmen war. Wenn der Gipfel erreicht war, blieb ich daselbst fest, ließ, um eine Aussicht zu gewinnen, die Bäume umhauen (bis auf einen einzigen, welcher als Signal stehen blieb); dann wartete ich geduldig die Gelegenheit zu Breitenbeobachtungen ab.

Die Malayische Halbinsel hat, abgesehen von ihrer interessanten Lage, manche andere merkwürdige und beachtenswerte Punkte, und es machen sich darin, um des neueren Sprachgebrauches mich zu bedienen, zweierlei einflußreiche Wirkungskreise, ein englischer und ein siamesischer, geltend.

Die Bewohner des nördlichen Teiles der Halbinsel sind lauter Siamesen und Chinesen; dann kommen die Sam Sams, ein Mischvolk von Malayen und Siamesen, welche auch eine gemischte Sprache reden, aber der Religion nach Buddhisten sind, dann die eigentlichen Malayen, welche sich zum Islam bekennen. Außer diesen begegnen wir dort noch zwei sehr merkwürdigen und interessanten Stämmen oder vielmehr Resten von Stämmen,

welche für die Urbewohner des Landes gelten. Sie führen bei den Malayen die Namen „Orang Utann", wörtlich wilde Menschen, und sind auch als Sakais und Samangs bekannt.

Der Sakai hat weiche schwarze Haut und wolliges schwarzes Haar; der Samang hat ebenfalls eine sehr schwarze, aber rauhe Haut und grobes straffes Haar. Sie durchwandern auf der Suche nach Nahrung die endlosen Wälder, ihr einziger Führer die Sonne, unbelästigt durch Kleidung, und lassen keine Spur von ihrem Wege zurück. Sie betreiben den Fischfang und das Fangen von Wild in Schlingen mit großer Geschicklichkeit, führen als Waffen Bogen und Pfeile, fertigen sich Blaseröhren aus Schilf, von denen ich eines sah, welches zwischen den Gelenken acht Fuß lang war; die dazu gehörenden Bolzen sind mit einem Pflanzengift getränkt. Diese armen Leute sind meist nur auf die Gipfel der höchsten Berge als Wohnsitze beschränkt.

Die Wälder sind sehr schwer, mit dichtem Unterholz, welches hauptsächlich in Röhricht besteht; fruchttragende Bäume sind sehr häufig, besonders der sehr schlecht riechende Durian- oder Zibethbaum (Durio zibethinus), dessen Wuchs zu dem der höchsten Bäume gehört. Da eine einzelne Frucht fünf oder sechs Pfund wiegt, so verursacht es keine sonderlich angenehme Empfindung, wenn man auf dem Wege durch die Dschungel dieselben durch die Bäume rundum herunterpoltern hört. Die ei- oder kugelförmige Frucht gleicht einer riesigen zahmen Kastanie, hat eine dicke, harte, ganz mit sehr festen scharfen Stacheln besetzte Rinde und birgt in ihrem Innern in fünf Zellen ein rahmfarbiges, festes, appetitliches Fruchtfleisch, welches den eßbaren Teil der Pflanze bildet und einen bis vier Samen von der Größe von Taubeneiern umgiebt. Dieses Fruchtfleisch bildet zur Reifezeit die vorwiegende Nahrung der Eingeborenen und gilt ihnen für einen Leckerbissen, aber die Europäer brauchen Jahre, bis sie sich über den starken Zibethgeruch desselben hinwegsetzen und daran gewöhnen lernen.

Die Wälder wimmeln von Wild, aber die Dschungel ist so dicht, daß man kaum eine andere Gelegenheit hat, einen Schuß auf ein Stück Wild anzubringen, als indem man sich auf einer Platform in einem Baum versteckt, der einen beliebten Tränkeplatz der wilden Tiere überhängt. Diese bestehen aus Elefanten, Nashornen, Tigern, Tapiren, Büffeln, Wildschweinen und vielen Arten von Hirschen. Die Tiger der Malayischen Halbinsel sind meist Menschenfresser und als solche sehr gefährliche Bestien. Ein Mann aus meiner Begleitung ward von einem Tiger fortgetragen; es gelang mir zwar, den Körper wieder zu erlangen, was für die Verwandten ein großer Trost war, aber ich muß gestehen, daß der Tiger zu meinem Leidwesen unversehrt entkam.

Die Malayische Halbinsel ist berühmt wegen ihres Reichtums an Mineralien; Erze von Gold, Zinn und Blei sind sehr allgemein und werden beinahe ausschließlich nur von Chinesen abgebaut. Auch Steinkohlen werden gefunden. An den Quellen der Flüsse Perak und Tolubein gibt es mehrere Stellen, wo Chinesen Gold aus alluvialen Niederschlägen waschen, aber es gibt noch mehr Oertlichkeiten, welche zeigen, daß das Goldsuchen daselbst nicht erst neueren Datums ist. In den Bleibergwerken sah ich beinahe alle Arbeiter mit schrecklichen Geschwüren bedeckt, welche dem Genusse des Wassers zugeschrieben werden. Die Chinesen beschäftigen sich aber nicht mit Bergbau allein, sondern ersetzen schnell die Malayen in jedem Gewerbszweige. Das Opium richtet sein Zerstörungswerk unter den Malayen an, welche sämtlich unmäßige Opiumraucher sind.

Eine andere meiner Reisen führte mich an die nordöstliche Grenze von Siam, aus welcher uns häufig widersprechende Gerüchte über dort stattfindende Raubzüge zukamen; sie berichteten von der Plünderung und Zerstörung von Dörfern, über deren Lage und Beschaffenheit sich die höheren siamesischen Beamten den Kopf zerbrachen. Es wurde daher beschlossen, eine Expedition an die nordöstliche Grenze zu schicken, und der König geruhte mich mit dem Befehl derselben zu betrauen. Der Befehl des Königs lautete dahin: Da dem Gerüchte nach die Gegend, welche ich zu durchreisen hatte, durch die Haws oder andere Räuber unsicher gemacht wurde, so sollte mich eine starke Eskorte begleiten; wir sollten aber unter keinen Umständen die Haws belästigen, wenn diese sich friedlich und ruhig betragen würden, und die Dienste unserer Geleitsmannschaft sollten nur für den Fall in Anspruch genommen werden, wenn die Haws unserem Vordringen im Lande heftigen Widerstand entgegen zu setzen versuchten. Mein Freund Mr. Leonowens, ein junger Engländer, welcher sich über seine gezwungene Unthätigkeit ärgerte, äußerte den Wunsch, die Expedition zu begleiten. Sein Wunsch wurde bald erfüllt und ihm der Befehl über die Geleitsmannschaft anvertraut mit der Weisung, sich zweihundert Mann aus der regulären Armee auszusuchen. Mr. George Bush, der jüngste Sohn des Kapitäns Bush aus Bangkok, welcher schon auf anderen Reisen mein Begleiter gewesen war, begleitete mich auch auf dieser. Ich nahm ferner acht angesehene Siamesen mit, welche ich mir aus einer Anzahl derjenigen auswählte, die ich in den Anfangsgründen der Feldmeßkunst zu unterrichten hatte, und diese bewährten sich in vielen Verlegenheiten und Schwierigkeiten als von großem Nutzen. (Schluß folgt.)

Silva Porto's Reise von Bihé nach dem Bakuba-Lande.[1]

Antonio Francisco Ferreira da Silva Porto nimmt eine sehr hervorragende Stelle unter jenen unternehmenden

[1] Nach dem „Boletim" der Lissaboner Geographischen Gesellschaft.

portugiesischen Händlern ein, welche schon längst vor den Tagen Livingstone's an der Spitze ihrer Karawanen in die unerforschten Regionen Afrika's reisten. Er ist beinahe der einzige, dessen Tagebücher teilweise veröffentlicht worden sind und uns in den Stand setzen, sie zur Bereicherung unserer Kunde von der Geographie Afrika's auszunützen. In den Jahren 1852 bis 1853 stattete Senhor Silva Porto dem Barotse-Lande am Liambai einen seiner häufigen Besuche ab und schickte von da seinen Diener Chacahanga nach der Ostküste. Dr. Livingstone, welcher im Jahre 1853 Silva Porto in Linyanti und später im Barotse-Lande traf, erwähnt in seinen „Missionsreisen" dieses Mannes als eines Sklavenhändlers, ein Vorwurf, welchen er nach unserem Gefühl sicher nicht verdiente, denn die amerikanischen Missionare und Herr Arnott entwerfen von diesem Manne eine ganz andere Schilderung, und namentlich die ersteren anerkennen (im Bostoner „Missionary Herald" von 1885, S. 26) freiwillig, daß sie ihm sehr zu Dank verpflichtet seien.

Das Tagebuch, von welchem wir nun einen Auszug geben wollen, schildert eine Reise von Bihé (Bié) nach dem Bakuba-Lande jenseit des Lulua, welches neuerdings von Dr. Pogge, Lieutenant Wißmann und Dr. L. Wolf erforscht worden ist. Silva Porto's Reise führte zum größten Teil durch Regionen, welche bisher auf unseren Karten noch gar nicht verzeichnet worden sind. Er kreuzte jedoch in mehreren Fällen die Routen anderer Forscher, und dies setzt uns in den Stand, seine Route in einer ziemlich befriedigenden Weise darzulegen. Alle jene Angaben im Tagebuche, welche auf eine Karte übertragen werden konnten, sind daher auch in die Kartenskizze eingetragen, welche dem betreffenden Artikel im „Boletim" und in den „Proceedings" der Londoner Königlichen Geographischen Gesellschaft beigegeben ist. Silva Porta gibt die Richtung und Dauer jeder Tagereise an, und so erfahren wir, daß er auf der Reise von Belmonte nach dem Lulua 309 1/2 Stunden wirklicher Reise oder Wanderung gebrauchte, um eine gemessene Strecke von 616 geogr. Mln. zurückzulegen, so daß er durchschnittlich zwei geogr. Mln. in der Stunde zurücklegte, wie er in tabellarischer Form beweist.

Wir wenden uns nun wieder zu dem Tagebuch. Silva Porto verließ Benguela am 1. November 1879 und erreichte am 26. desselben Monats seinen Wohnsitz Belmonte, in Bihé. Unterwegs hatte er mehreren Karawanen begegnet, welche Wachs, Elfenbein und Lebensmittel nach der Küste brachten. Ende Februars 1880 waren seine Vorbereitungen zu einer Handelsreise ins Innere vollendet, und am 1. März schickte er seine Karawane auf dem direkten Weg voraus, während er selbst zuerst einen Besuch bei Kilemo, dem Häuptling von Bihé, in Kobongo abstattete. In Boa Vista, dem Wohnsitz von Lucas José Coimbra, traf er wieder mit seinen Leuten zusammen, reiste durch eine fruchtbare Gegend mit thonigem Boden, welche stellenweise bewaldet war und sich zu leichten Hügeln erhob, und langte am 14. März zu Tuvumuka, einem Kiboko-Dorfe am Kuanza, an. Am folgenden Tage setzten er und seine Karawane über diesen Strom. Er schildert das Land bis nach Kindumba, dem Dorfe des Kiboko-Häuptlings Kamboto, als eben und fruchtbar, allein darüber hinaus, bis an den Kuango und weiter, ist die Gegend hügelig und dicht bewaldet, der Boden aber durchaus Thon und Lehm.

Die Kiboko oder Kaschoko, welche sich von der Nähe des Kuanga weit nach dem Nordosten ausbreiten, haben viele von den Sitten und Bräuchen der Balunda angenommen. Ihre Dörfer sind in demselben Stil erbaut, mit einem hohen „Dschango" oder Haus zu öffentlichen Versammlungen im Mittelpunkte. Sie züchten Schafe, Ziegen, Schweine und Tauben. Der übliche Gruß lautet im Süden Aambuco, im Norden Bondy, offenbar eine Verketzerung von bom dia, dem portugiesischen „guten Tag." Das Haar wird in unzählige Zöpfchen von 8 bis 16 Zoll Länge geflochten getragen. Beim Tode eines Häuptlings werden keine Menschen geopfert. Das Gefolge des verstorbenen Häuptlings kehrt entweder zu seinen Verwandten zurück oder erbaut sich selbst ein neues Dorf Der neue Häuptling gründet ebenfalls ein neues Dorf, und wenn er die Achtung seiner Unterhäuptlinge genießt, so beschenken sie ihn je mit einem Mann oder einem Weib, um die neue Niederlassung zu bevölkern. Die Oertlichkeiten verlassener Dörfer bedecken sich rasch wieder mit einem dichten Anflug von Gebüsch.

Von Kanyika's Dorf ist es ein einstündiger Marsch nach Katwewe's (Cauhéué's) Dorf an der Quelle des Kwango.[1] Ein kurzer Marsch von drei Stunden in nordöstlicher Richtung bringt den Reisenden von dort nach dem Kasabi (Kasai) und der Weg führt beinahe unmittelbar an einem steilen Abhang hinunter. Der Kasai hat an dieser Stelle lehmige Ufer und ein sandiges Bett und ist nur 40 Meter breit; er soll in Kitangua's Land entspringen. Silva Porto setzte seine Wanderung durch eine schöne hügelige Region mit dichten Wäldern, welche Harz, Kautschuk, Kopal und Bauholz liefern, den Flüssen entlang fort, passierte die Dörfer Matiamwo's und seines Sohnes Muata Gunda und erreichte den oberen Chiumbue (Chihombo), welcher hier etwa 40 m. breit und an der Sohle einer beinahe 70 m. tiefen Schlucht hinfließt. Nachdem die Karawane die Dörfer der Kiboko-Häuptlinge Scha Ndumba und Scha Mazembe verlassen hatte, bog sie in ein ebenes Gelände ein, welches gar keine Dörfer enthielt. Der Boden war hier Letten und Sand, die Flußufer dicht bewaldet. Die Lager, welche man hier aufschlug, wurden von Balunda und Kiboko besucht, welche Waffen, Sklaven, Kautschuk, Wachs, Haustiere und

[1] Lieutenant Ivens erwähnt ein Flüßchen Cavéu, welches in Kanika entspringt, als die Quelle des Kasai. Der Cauéu seiner Karte entspricht Silva Porto's Monyango.

Lebensmittel in Tausch gegen Schießpulver und europäische Manufakte anboten.

Die Karawane passierte die Balunda-Dörfer von Muata Chunda und Scha Mokanda und erreichte am 23. April den Wohnsitz des mächtigen Kiboko-Häuptlings Kisenge n ha Tempo, eines Verwandten des Ndumba Tempo, welchen Capello und Ivens besucht hatten, und Tributpflichtigen von Muatyanvua. Er war ein Mann von ungefähr 24 Jahren, hochgewachsen, schlank und angenehm von Gesicht; er trug das Haar in Flechten, an welchen messingene Zierraten von einheimischer Arbeit hiengen, und oben auf dem Wirbel eine Krone aus den roten Schwanzfedern des grauen Papagei. Kisenge trug Kleider von der schönsten Kaufmannsware und saß auf einem Stuhle innerhalb einer spanischen Wand, die mit Zitz und farbigen Taschentüchern überzogen war; da auf seiner einen Seite seine Aeltesten, auf der anderen sein Mukuamada oder sein ganzer Haushalt standen, so gewährte er einen ganz imposanten Anblick.

Zwischen Kibundo (Kimbundo?) und dem Muata Molundo stieß man auf kein Dorf mehr. Am Sombu bemerkte Silva Porto einen Baum, welcher eine Höhe von ungefähr 30 m. erreicht hatte und ein wohlriechendes Harz (Mambafo), sowie Samen lieferte, aus denen die Eingeborenen ein Oel liefern, dessen sie sich zu medizinischen Zwecken bedienen.

Von Muata Schiamba's Dorf, am Chiumbur, nach dem Luaschima, dessen rechtem Ufer unser Reisender dreizehn Tage folgte, bis zu seiner Einmündung in den Kasai, ist es ein Marsch von sechs Stunden.

Der uns bereits durch Schütt bekannte Muata Mosefo Matiambo empfing Porto's Besuch auf einem Stuhle sitzend und auf zwei Männer gestützt, welche an jeder Seite neben ihm knieten. Er trug das Lukano oder Armband, welches ihm der Muatyanvua für treue Dienste verliehen hatte. Dieses Sinnbild der Macht besteht aus Messing- und Kupferdraht, welcher mit Sehnen von Menschen durchwoben ist, die bei irgend einer feierlichen Gelegenheit geopfert worden sind; es ist mit der Haut eines Kisema (einer Antilopenart?) bedeckt und an ihm sind verschiedene Zaubermittel befestigt. Wenn der Besitzer dieses Emblems die Gunst seines Lehnsherrn einbüßt, so wird ein Boote, welcher ein ähnliches Armband, aber von geringerem Umfang und ein Mukuale oder zweischneidiges Messer trägt, an ihn abgeschickt und der in Ungnade gefallene Häuptling unterwirft sich ruhig der Enthauptung, wobei gewöhnlich seine Weiber und Brüder dasselbe Schicksal erwählen.

Kimbundo,[1] der Häuptling der Mayo oder Amamayo, trägt ein hochrotes Mabella-Lendentuch, welches bis zu den Knieen hinabreicht und mit Muscheln bedeckt ist, dazu ein Oberkleid von grünem Tuch, ein mit Muscheln besetztes Halsband und einen helmförmigen Kopfputz, dessen Vorderseite ebenfalls mit Muscheln besetzt ist. Die Mayo sind von derselben Rasse wie die Baluba; sie scheeren einen Teil des Kopfes, feilen sich die Zähne spitz und tättowieren sich nach Geschmack und Laune. Den Toten gibt man bei dem Begräbnis einen mindestens für einen Monat genügenden Vorrat an Essen und Trinken mit, denn man nimmt an, sie haben eine lange Reise vor sich, von welcher sie nach einiger Zeit zurückkehren können.

Das Land nördlich von Kimbundo's Gebiet bis zu dem Lulua wird von Kaluba-Häuptlingen beherrscht, deren Dörfer mit Hainen von verschiedenen Bananen-Arten umgeben sind. Der Kaffeestrauch wächst wild in den waldbekleideten Schluchten, durch welche der Katungakale und Lombélé ihren Lauf nach dem Luaschima nehmen. Die Baluba oder Baschilanga heißen Fremde, welche ihr Land betreten, stets willkommen; sie sind in eine große Anzahl kleiner Stämme zersplittert; sie feilen sich die Zähne spitz, tättowieren sich und rasieren entweder einen Teil des Kopfes oder tragen Zöpfe wie die Kiboko. In der Nase tragen sie gewöhnlich einen Knochen, einen Ring oder anderen Zierrat. Das Hanfrauchen und das Trinken von Palmwein werden im Ueberfluß betrieben und führen zu einem Zustand der Tollwut, während dessen die davon Befallenen in den Wald laufen und den ersten besten Menschen erschlagen, welcher ihnen begegnet. Die Baluba betrachten die Mayo, welche an einem Nebenfluß des Lulua wohnen, als die Wiege ihres Stammes und schwören bei demselben. Die Mayo-Zeremonie ist eine nächtliche Orgie, deren Teilnehmer sich an einem hölzernen Pfosten mitten im Dorfe versammeln; sie hängen ihre Waffen an demselben auf und die Kimubanda zünden in der Nähe desselben ein Feuer an. Nach einigem Gesang, in dessen Verlauf das Wort Mayo häufig vorkommt, wird eine Ziege geopfert und ihr Blut auf den Boden gegossen; dann fährt man fort mit Essen bis zum Morgen, wo das Feuer ausgelöscht und die Asche in den Strom geworfen wird. Diese Zeremonie wird von allen Baluba, sowie auch von den Mayo und Bakuba gefeiert, und deshalb ist das von diesen Stämmen bewohnte Gebiet unter dem Namen „Mayo" bekannt.

Buyamba's Dorf, an der Fähre über den Kasai, liegt auf einer hohen Uferböschung, am Zusammenfluß dieses Stromes mit dem Lualuma. Der Kassai hat eine Breite von ungefähr 1000 m., allein sein Bett wird von Felsen verengt, seine Ufer sind bewaldet. Die Karawane setzte über diesen Strom in kleinen Kähnen, folgte dann dem Laufe desselben bis zu Batamissäs Dorf und wandte sich hierauf nach dem Innern, bis sie in acht Tagemärschen den Lulua erreichte. Das durchreiste Land erhebt sich gelegentlich zu Hügeln und trägt Wälder von großen Bäumen. Mafuka (Schamafuko), welcher zur Zeit von Pogge's Besuch am Kaboloba wohnte, hatte nun ein Dorf in der

[1] Schlitt, welcher diesen Häuptling besuchte, erzählt, derselbe sei auch unter dem Namen Muene Kiluata bekannt. Nach den Mitteilungen des Kapitäns Carvalho ist Kiluata seither durch seinen Bruder Kamnanga ersetzt worden.

Nähe des Masasuri inne, und in demselben Bezirk lagen die Dörfer seines Vaters Kihúla und seiner Brüder Kitempo (Muéneputo) und Katende. Joannes Bezerro Pinto Coalho wurde am Masasuri als Händler niedergelassen gefunden. In der Nähe dieser Dörfer und anderer machte sich die Mabonde-Palme als einer der augenfälligsten Bäume bemerklich; sie liefert die Faser, aus welcher das Mabella-Tuch verfertigt wird, und in ihrem achten Jahre Palmwein, stirbt aber im neunten Jahre ab.

Der Lulua war an der Stelle, wo die Karawane über ihn setzte, nur 120 m. breit und hatte bewaldete Ufer. Kapau, das Dorf des Buia Kalunga, ward erst im Jahre 1877 gegründet und wird nun von Tukete und einigen wenigen Bakuba bewohnt. Drei Wegstunden darüber hinaus erreichte unser Reisender Kapungo, den Kisálla oder Markt von Lokengo, dem König der Bakuba, mit ungefähr 3000 Einwohnern.

Die Bakuba behaupten, sie kommen aus dem Lande nördlich vom unteren Zaire, und Lokengo erhebt den Anspruch, mit dem König von Kongo verwandt zu sein. Sie brechen sich die beiden oberen Schneidezähne aus, scheeren sich den Wirbel des Kopfes und tragen eine aus Stroh geflochtene flache Kappe; auch das Tättowieren ist unter ihnen üblich und ihr Lieblingsmuster scheinen zwei fortlaufende Streifen zu sein, welche vom Spann bis zum Handgelenk reichen. Sie haben keine Schießgewehre; die Tukete am Lulua sind ihnen unterworfen. Beim Abschließen eines Handels haben sie einen merkwürdigen Brauch, welchen sie „Schikavandando" nennen. Wenn ein Angebot gemacht und angenommen wird, so pflückt der Verkäufer ein Blatt und bietet es dem beabsichtigenden Käufer an, welcher es ergreift und abreißt, worauf jeder sein Stück hinter sich wirft. Wenn diese Art der Bestätigung eines Handels versäumt wird, kann der Verkäufer den doppelten Wert des Elfenbeins oder irgend einer anderen Ware, welche er zu verkaufen beabsichtigte, verlangen.

Silva Porto gibt auch einige Bemerkungen über Stämme, welche er nicht besuchte. Die Tupende leben unter kleinen erblichen Häuptlingen; sie feilen sich die Zähne, scheeren den Kopf und führen als Waffen Schießgewehre, Bogen, vergiftete Pfeile, Mukuale (zweischneidige Messer) und Speere. Sie schießen Wild und fangen es in Schlingen oder Gruben. Die nach Osten hin, jenseit des Kasai, wohnenden Tubinsche und Kauanda (Kanyanda?) gelten für Kannibalen. Sie rasieren sich ebenfalls den Kopf, feilen die Zähne und tättowieren sich Ringe um die Augen, indem sie in die Wunden eine Mischung von Kohle und Pflanzensaft einreiben; sie bedienen sich ebenfalls vergifteter Pfeile. Südlich von ihnen leben die Malundo, welche ihren Namen von ihren großen Häusern führen und sich ebenfalls die Zähne spitz feilen.

Noch weiter südwärts trifft man die Kipuata-schito,[1] welche gleich ihren Nachbarn die Zähne feilen, aber sonst noch merkwürdige Eigentümlichkeiten zeigen.

[1] Schütt (Reisen S. 139) hörte, die Quata-schito seien Zwerge.

Silva Porto's Lualaba ist offenbar der Sankuru und er führt an, er sei den dort wohnenden Eingeborenen bekannt als Mozamgoma oder Lusamjimbo (Buschvogel). Schanana ist ein Spitzname, welchen man den nördlich vom Lulua lebenden Stämmen gegeben hat.

Das Tagebuch der Rückreise ist nicht veröffentlicht, und wir sehen daher mit Spannung und Interesse dem Erscheinen einiger weiteren von Silva Porto's Tagebüchern entgegen, welche von diesem weitgereisten Händler mit solcher Sorgfalt geführt worden sind, und erwarten von ihm namentlich eine Schilderung des Kubango-Flusses, welchen er in einem Kahn hinunterfuhr, wie Serpa Pinto uns versichert.

Geographische Neuigkeiten.

* Das Quellgebiet des Orinoco. In einer der jüngsten Versammlungen der Pariser Geographischen Gesellschaft gab Herr Chaffanjon eine kurze Gesamtübersicht über seine Reise den Orinoco hinauf.

Der Zweck des Reisenden war ein doppelter: 1. die Quellen des Orinoco zu entdecken, und 2. deren Verbindung mit dem Becken des Amazonas mittels des Cassiquiari zu studieren. Nachdem er sich auf seiner Reise den Strom hinauf unterwegs mehrmals in verschiedenen Städten aufgehalten hatte und an der Mündung des Cassiquiari einige Tage lang geblieben war, befand sich Herr Chaffanjon am 1. Dezember nach einer sechsmonatlichen Reise zu Esmeralda (65° 5′ w. Länge von Paris). Dieser Punkt hat lange für die Grenze der definitiven Erforschung gegolten, obwohl Michelena y Rojas bekanntlich den Fluß noch einige Meilen weiter hinanfuhr, bis zur Einmündung des Mavaca. Die über diesen Teil des Stromes vorhandenen Karten scheinen aber größtenteils nur nach Angabe der Eingeborenen hergestellt zu sein, und Herr Chaffanjon fand sie ganz unbrauchbar und nutzlos. Der erste einmündende Nebenfluß oberhalb Esmeralda ist der Gabirima, welcher auf dem rechten Ufer, nicht auf dem linken, in denselben einbiegt. An der Mündung dieses Flusses war die letzte Hütte eines zivilisierten Indianers zu sehen. Der Hauptstrom, hier ungefähr 200 Meter breit, beschreibt viele Krümmungen und empfängt eine ungeheure Wassermenge aus zahlreichen tiefen Nebenflüssen; seine steilen, 25—30 Fuß hohen Ufer bestehen aus weißem und gelbem Thon. Ihr Pflanzenwuchs ist ein ungemein üppiger; die Bäume sind mit Orchideen beladen und der Duft der blühenden Vanille erfüllt die Luft. Stellenweise bemerkt man auch den Baum, welcher die Juvia- oder Brasil-Nuß trägt (Bertholletia excelsa). Der erste bedeutende Nebenfluß ist der Padamo auf dem rechten Ufer, welcher an dieser Stelle etwa so breit ist wie der Hauptstrom

(100 Meter); seine schwarzen, aber krystallreinen Gewässer sind mindestens vier Fuß tief, und die Maquiritares, welche seine Ufer bewohnen, haben einigen Handelsverkehr mit dem Britischen Guyana. Etwas weiter aufwärts ist der Ocamo, ein anderer großer Zufluß, welcher ebenfalls von der rechten Seite herkommt. Zwei Tage später erreichte die Reisegesellschaft den Mavaca, den größten Zufluß von der linken Seite. An diesem Punkte hatte Chaffanjon große Mühe, seine eingeborenen Begleiter zum Bleiben und zum Vordringen in das Land der gefürchteten Guaharibos zu bewegen, was ihm erst gelang, nachdem er sie mit dem Gebrauch seines Revolvers bedroht hatte. Der Fluß verengert sich hier auf ungefähr 30 Meter und die mit dichtem Wald bestockten Ufer werden steiler. Es wimmelt hier von Wild, denn Scharen von Tapiren und Peccaris treiben sich an den Ufern herum. Der Fluß läuft am Fuße der Bocon-Berge hin, welche am rechten Ufer liegen und eine Höhe von etwa 2800 F. erreichen. Eine kurze Strecke weiter oben passiert der Fluß den Fuß der Guanayo-Berge, deren Abhänge von zahlreichen Sturzbächen tief ausgehöhlt sind. Hie und da beleben Baumgruppen in den Schluchten und Ritzen diese Masse von schwarzem wildem Fels. Eine weitere Tagereise brachte die Reisenden zu dem Bergstrom der Guaharibos, in der Nähe der Einmündung des Ynjéta, eines ziemlich bedeutenden Zuflusses. Der Fluß bildet hier eine Reihenfolge von Becken in kleinen Abstufungen und Entfernungen auf eine Strecke von nahezu anderthalb geographischen Meilen und liegt am Fuße eines Höhenzuges, welchen unser Reisender die Sierra Guaharibo nannte. In geringer Entfernung flußaufwärts davon wurde in einer Waldlichtung ein ganz frisches Lager von Guaharibos entdeckt, wo sieben Hütten in einem Kreise aufgeschlagen waren — Hütten, welche eher für Hunde als für Menschen geeignet erschienen. Sie waren roh aus fünf oder sechs Baumästen gebildet, welche man gegeneinander gebogen hatte, daß sie einen Kegel darstellten. Da Chaffanjon in seinem großen Boote die Fahrt nicht weiter fortzusetzen imstande war, ließ er seinen Begleiter Morisot mit den Leuten an diesem Punkte zurück und setzte mit zwei Eingeborenen seine Reise in einem kleineren Boote fort. Nach einer fünfstündigen Fahrt hörte die Sierra Guaharibo plötzlich auf und es begannen wieder Ebenen, aber der Fluß hatte sich auf eine Breite von etwa 15 Meter verschmälert. Am linken Ufer erschien nun ein steiler Bergkegel von 4850 F. Höhe, welcher den Anfang einer gegen Südosten verlaufenden Bergkette bildete und dem unser Reisender den Namen Maunoir gab. Ein Stück weit über diesen Punkt hinaus überraschte Chaffanjon eine Gruppe von sieben Guaharibos, welche bei seinem Näherkommen mit Angstgeschrei und Schrecken sich in den Wald flüchteten. Der Reisende hatte noch einige weitere Gelegenheiten, verschiedene von diesen Eingeborenen zu beobachten, wiewohl nicht in der Nähe. Er schildert sie als von kleinem oder mittlerem Wuchs mit hageren Gliedern, einem außerordentlich ausgedehnten Magen, langem, grobem Haar und tierischen Zügen. Sie waren absolut nackt und führten nur einen Stecken bei sich. Ihre Mahlzeit bestand aus Palmblatttrieben, einer Anzahl halb verfaulter Früchte und einigen kleinen weißen Kugeln, welche aus zerdrückten weißen Ameisen bestanden. Einige andere, denen er aus einiger Entfernung Stücke Tuch, Messer &c. zeigte, entflohen, sobald er sich ihnen zu nähern versuchte. Nachdem sie noch einige Meile weiter gerudert waren, wurde das Wasser sehr seicht und man mußte einige kleine Stromschnellen passieren. Am linken Ufer bemerkte man einen anderen, etwa 2100 F. hohen Gipfel, welcher zu der vorerwähnten Bergkette gehörte. Hierauf bog der Reisende in einen ungeheuren Sumpf mit schlammigem seichtem Wasser ein und die Ufer des Flusses zeigten sich nun mit Schilf und Wassergras bedeckt, welches in Niederschlägen von weichem weißlichem Thon wuchs. Man brauchte vier Stunden, um diesen Sumpf zurückzulegen, und näherte sich dann allmählich einer hohen Bergkette, welche jenseit der Waldlinie nach Süden und Osten hin sichtbar ward und mit jeder Krümmung des Flusses, der sich nun auf eine Breite von nur fünf Meter verschmälerte, näher zu kommen schien. Endlich gelangte der Kahn in eine Höhlung von ungefähr 35 Meter Durchmesser, welche voll großer Steine lag, und folgte auf der anderen Seite dem Bett eines Flüßchens, welches ihn in die Berge hineinführte. Als Chaffanjon sich überzeugt hatte, daß die Quelle des Orinoco ein Wildbach war, welcher aus einem Pik (er gab ihm den Namen Ferdinand v. Lesseps) in der Kette der Sierra Parima (3300 F. hoch) entsprang, hielt er es für ratsam, in aller Eile umzukehren, da er sich nicht länger auf die Treue seiner Leute verlassen konnte. Dies geschah am 18. Dezember, denn die Fahrt von Esmeralda herauf hatte 18 Tage in Anspruch genommen. — Die merkwürdige Gabelung des Orinoco mittelst des Cassiquiari wurde ebenfalls von Chaffanjon genau studiert und wird von ihm folgendermaßen erklärt: Der Cassiquiari ist an seinem Austritt ungefähr 50 Meter breit. Der Orinoco fließt hier, wie beinahe auf der ganzen Länge seines Laufs, durch Niederschläge von Sand und Thon. Ungefähr drei Kilometer oberhalb dieses Punktes rauscht der Fluß durch eine nur etwa 90 Yards breite Schlucht, und die rasche Strömung unterwühlt die Ufer. Die Masse der thonigen Niederschläge, welche das linke Ufer bildet, hat eine Breite von nahezu zwei Kilometer mit einer Steigung gegen das Becken des Amazonas. Der Ursprung des Kanals, durch welchen ein Teil der Gewässer des Orinoco hier in den Cassiquiari abfließt und von da dem Rio Negro und dem Amazonas zuströmt, ward unverkennbar in folgender Weise zustande gebracht: Während der Jahreszeit der schweren Regen traten die angeschwollenen Gewässer des Orinoco über das Ufer und flossen gegen den Cassiquiari hinab. Gleichzeitig unterwühlte die Wassermenge, welche aus der eben erwähnten Schlucht

kommt, beständig das gegenüberliegende Ufer (denn der Fluß macht hier eine Biegung) und bildete eine Art Flüßchen, während die obere Strömung auf dem oberen Teil des Ufers einen Graben aushöhlte. Dies steigerte sich allmählich, bis sich während der Regenzeit ein Durchgang für die Gewässer des Orinoco bildete, der sich mit der Zeit in einen beständigen Kanal verwandelte. Der Ausfluß senkt sich allmählich um einige Zoll und ist nun ca. 700 Kilometer von seiner ursprünglichen Stelle entfernt. Beim Eintritt in den Cassiquiari hat die Strömung dieselbe Stärke, wie diejenige des Orinoco, nimmt aber rasch an Geschwindigkeit zu, nachdem sie die Thonniederschläge zurückgelegt hat. Aus mancherlei Erwägungen ist Chaffanjon überzeugt, daß diese Verbindung zwischen dem Becken des Orinoco und demjenigen des Amazonas von neuerem Datum ist. Unter den übrigen wissenschaftlichen Resultaten der achtzehnmonatlichen Forschungen Chaffanjon's in dieser Region dürfen wir auch die Vermessung des ganzen Laufs des Orinoco mit dem Kompaß und die Bestimmung seiner genauen geographischen Lage vermittelst mehr als 200 astronomischer Beobachtungen, das Studium der Sitten, Bräuche und Sprachen der verschiedenen Stämme, welche das Becken des Orinoco bewohnen, und einige wertvolle naturhistorische Sammlungen anführen.

* **Die Bevölkerung von Neuseeland.** Nach dem jüngst ausgegebenen Berichte über die Volkszählung in Neuseeland vom 28. März 1886 betrug die Bevölkerung mit Ausschluß der Maoris 578,482 Seelen. Dies ergab einen Zuwachs von 88,549 Köpfen oder 18.07 Prozent gegenüber von der Ziffer der vorangegangenen Volkszählung von 1881. Das Verhältnis der Zunahme war bedeutend geringer als während der beiden Zwischenräume der vorangegangenen Volkszählungsperioden seit 1871. Von der Zunahme zwischen den Jahren 1881 und 1886 bestanden 67.205 Individuen aus der natürlichen Vermehrung durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle. Die Todesquote im Jahre 1885 betrug nur 10.61 per Tausend. Die oben angegebene Summe der Bevölkerung begriff 4527 Chinesen in sich, von denen nur 15 Weiber waren. Die gesamte Maori-Bevölkerung betrug 41,969 Köpfe und 2254 Halbblütige, welche unter den Maori-Stämmen als Mitglieder lebten.

* **Erforschung der Gegend zwischen dem Brahmaputra und dem oberen Irawadi.** Mr. J. F. Needham ist von der anglo-indischen Regierung berufen worden, die Leitung einer Expedition zu übernehmen, welche das für den britischen Besitz und britischen Handel so ungemein wichtige oben bezeichnete Gebiet genau erforschen und von Sadiya nach dem Hukeng-Thal und von da nach Bhamo am oberen Irawadi gehen soll. Herrn Needham's frühere Leistungen in den Abor-Bergen und in dem Gelände, das zwischen dem Brahmaputra und dem Zayal Chu liegt, und der Erfolg, womit er die unfreundlichen Stämme jener Grenzregion unter einander aussöhnte, bezeichneten ihn als den geeignetsten Beamten, auf welchen die Wahl für diese Mission fallen konnte. Vor dem Antritt seiner Expedition verlegte er sich noch auf das Studium der Sprache der Singphos als derjenigen Rasse, welche den Landstrich zwischen Assam und dem oberen Burma bewohnt, und auf das Anbahnen freundlicher Beziehungen zu den einflußreichen Häuptlingen dieses Stammes.

* **Das Land zwischen Mombasa und Mamboia, im östlichen Zentralafrika.** Im Juni bis August v. J. reisten der britische Bischof Parker und der Geistliche J. Blackburn zu Lande von Mombasa nach Mamboia, welch letzterer Ort ungefähr 200 e. Mln. landeinwärts vom Hafen Saadani an der ostafrikanischen Küste, unweit Sansibar, liegt. Diese Reise füllt wieder eine der Lücken aus, welche die Karte von Afrika seither aufwies. Ein stattliches Stück Binnenland, zwischen 4° und 6° 12′ s. Br. und 37° und 40° ö. L. von Gr. gelegen und um so interessanter, als es eine der wechselvollsten, gebirgigsten und waldreichsten Gegenden des ganzen Kontinents umfaßt, ist dadurch unserer Kenntnis zugänglich und in der Diagonale und der Richtung von Nordost nach Südwest auf einem Weg von 400 Mln. Länge durchquert worden. Die beiden Reisenden mit einem kleinen Gefolge eingeborener Träger traten am 27. Juni ihre lange Wanderung von Kisulutini bei Mombasa aus an. Am 6. Juli setzten sie über den Umba-Fluß und erreichten am 7. Juli Daluni in Usambara. Bald darauf betraten sie die hügelige Region, deren Grenzen und Ränder schon von mehreren Reisenden seit der ersten Expedition des Kapitäns (Sir R.) Burton im Jahre 1857 dorthin beschrieben worden sind. Das Land scheint eine Reihenfolge von hohen Bergrücken und Thälern zu sein, denn schon der erste Paß, welchen man von Daluni aus übersteigen mußte, lag 4700 Fuß über dem Meeresspiegel, und nach dem Heruntersteigen am folgenden Tage mußten die Reisenden wieder einen sehr steilen Sattel erklimmen und in einer Meereshöhe von 5200 Fuß lagern, wo das Thermometer auf 11° C. fiel. Bald darauf erreichte man Vuga (Kapitän Burton's Fuga), welches auf einem hohen Berge liegt. Am 22. Juli überschritt man den Fluß Rufu auf einer Brücke, deren sich die Sansibar-Karawanen bedienen, in der Nähe des Dorfes Luchomo und rückte am 28. Juli in den inneren Bezirk von Nguru ein. Diese bergige und wohlbewässerte Region war sechs Jahre früher von Mr. Last und seiner Gattin durchreist worden, als Frieden und Ueberfluß hier herrschten und das Reisen mühelos war. In der Zwischenzeit hatten Raubzüge der plündernden Masai die Thäler überflutet, welche nun beinahe ganz entvölkert waren; die Pfade waren mit Buschwerk überwachsen, und da, wo einst Dörfer und Pflanzungen gestanden hatten, war nun nichts als dichte Dschungel. Die beiden Reisenden verließen am 28. Juli Magera im nördlichen Bezirk und erreichten am 5. August Mamboi, welches noch in einer

Meereshöhe von 3850 Fuß liegt. Bischof Parker bemerkt zum Schlusse seiner Schilderung, der zurückgelegte Weg habe durch eine gesunde und hübsche Gegend mit einer großen Mannigfaltigkeit von Blumen und Gebirgsscenerie geführt, und die Leute, welche man in den Dörfer unterwegs getroffen habe, seien freundlich gewesen.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

I. Warum nach Kleinasien?

Es ist eine eigenartige Zeit, in der wir leben, in gewisser Hinsicht nicht unähnlich der Epoche der sogen. Völkerwanderung in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Nationen Europa's, und zwar mehr oder minder alle ohne Ausnahme, zeigen sich mit einem Male auch nicht mehr zufrieden mit ihren alten Wohnsitzen und sehen sich nach näheren oder ferneren Gebieten um, die ihnen in Form von Kolonien eine noch ausgiebigere Lebensbethätigung möglich machen.

Man hat den Grund für dieses moderne Haschen nach überseeischem Besitz in heimischer Uebervölkerung, bezw. in industrieller Ueberproduktion, die neue Absatzgebiete erheischt, suchen wollen. Die Thatsache aber, daß selbst Stämme, die weder an dem einen noch an dem andern Uebel kranken, wie beispielsweise die Schweden, doch gleichfalls ihr Augenmerk über ihre alten Grenzen hinaus richten, nötigt wohl zu der Erklärung, daß überhaupt ein Trieb, mit der eigenen kulturellen Ueberfülle die in dieser Hinsicht noch brach liegenden Erdstellen zu befruchten, die zivilisierte Welt von heute erfaßt habe.

So angesehen, gewinnt die denkwürdige koloniale Bewegung dieses Jahrzehnts, welche manche nur als die mechanische Entleerung eines überheizten Dampfkessels ansehen wollten, die Bedeutung einer historischen That, eines providenziell bedingten Aktes der Weiterentwickelung dieser Welt.

Für die Richtigkeit einer solchen höheren Auffassung des eigenartigen Prozesses, jenes akuten Uebersichhinausschauens der Völker der Gegenwart, spricht auch die Richtung, in der sich das Ausdehnungsverlangen manifestiert.

Bereits begnügt man sich ja nicht mehr damit, Gebiete ins Auge zu fassen, die, wie namentlich das tropische Afrika, bisher noch überhaupt nicht von der Kulturarbeit der Weltgeschichte getroffen wurden, also absolut jungfräuliches Terrain darstellen, sondern man denkt auch wieder an Länder, die vordem bereits eine große Blüte erlebten, dann aber in eine Art Winterschlaf verfielen, der bis in die Gegenwart anhielt. Unsere Zeit gleicht in dieser Hinsicht etwas dem Jüngling des Märchens, der das von zauberischem Schlummer umfangene Dornröschen wieder wachküßt.

So hat Frankreich der schönen Provinz Algerien, auf deren Boden, ähnlich fast wie in Aegypten, noch manche alte Grabmonumente von einer untergegangenen Herrlichkeit reden, ein relatives neues Leben einzuhauchen verstanden. Auf Tripolis und nach dem Barka-Plateau, der altrenommierten Cyrenaika, schauen vom Fuße der Apenninen aus Augen, die täglich begehrlicher werden, und neben dem schon länger wieder wenigstens etwas rehabilitierten Pharaonenlande würde bald der ganze altklassische Nordrand Afrika's eine Neublüte erleben, wenn nicht die eifersüchtigen Mächte Europa's sich gegenseitig die Hände bänden.

Selbst Asien, der mächtigste Leichnam, den die Weltgeschichte bei ihrem Weiterschreiten hinter sich gelassen, ist trotz der ausgesprochenen Vorliebe der Gegenwart für den „dunklen" Erdteil, bei dem Wettbewerb Europa's um ferne Liegenschaften nicht ganz leer ausgegangen. In den Gegenden am Oxus und Jaxartes, wo einst vor mehr denn zwei Jahrtausenden der große Alexander kämpfte, sieht man die bärtigen Gestalten von der Newa mit Schwert und Eisenbahnschiene sich immer fester setzen. Ueber Persien, dem lang öde gebliebenen Reiche der „Großkönige", weht es von Tag zu Tage mehr wie Auferstehungshauch und bereits konnte man, um nur noch eines zu erwähnen, selbst von dem Euphrat-Tigris-Becken, das dem verhältnismäßig nahen Nil-Thale nicht nur räumlich angesehen, sondern auch historisch parallel lief, indem es ja gleichfalls eine der ältesten und fruchtbarsten Brutstätten menschlicher Kultur bildete, als dem „lohnendsten Kolonisationsfeld für die Gegenwart"[1] reden.

In gleicher, ja weil dem Herde der Bewegung, Europa, am nächsten gelegen, noch intensiverer Weise ist bereits seit einiger Zeit auch Kleinasien ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für weite Kreise geworden, Kleinasien, das seiner äußeren Form nach so recht wie eine niedergelassene Zugbrücke von dem uralten Stammschloß der Menschheit, Asien, bis an die Thore Europa's reicht und in der That auch eine Brücke geworden ist, über welche sich zu Anfang der Geschichte Abflüsse innerasiatischen Lebens eine Gasse nach dem Abendlande bahnten.

Um die historische Bedeutung Kleinasiens mit einem kurzen Worte zu kennzeichnen, braucht man doch nur daran zu erinnern, daß das vielgefeierte Griechenland im Grunde nicht die Heimat, sondern nur eine Art Filiale des Hellenentums war und daß dieses letztere, auf dessen Fundamenten die geistige Entwickelung der Menschheit für alle Zeiten stehen wird, von Kleinasien her seinen Weg nach Europa genommen hat.

Ein Gebiet mit einer so wahrhaft imposanten Vergangenheit, ein Gebiet, das im Grunde die Rolle einer von der Erzeugerin Asien dem Abendlande dargebotenen Mutterbrust gespielt hat, an welche man sich ja durch seine Form in der That auch erinnern lassen könnte, ein solches Gebiet muß doch auch trotz aller Verwüstung und Verkommenheit noch eine große Zukunft haben. Seine reichen Anlagen werden die schweren Wunden, die es im Laufe der Jahrhunderte empfangen hat, doch noch überragen, das kann man sich schon sagen, ehe man noch einen Blick auf die Karte geworfen hat.

Thut man alsdann einen solchen, so wird man diese Annahme vollauf bestätigt finden.

Kleinasien könnte ebenso gut auch Kleineuropa heißen. Es mag ja richtig sein, daß es mit den ziemlich sterilen Hochflächen, die sein Inneres füllen, an die ähnlich geartete Bildung des ganzen großen asiatischen Kontinents erinnert; was aber seine Umrandung anlangt — und seine Küstenlinie ist nach Lage der Sache eine sehr lange — so ist es mit seiner Halbinsel-Art, die gerade so, wie dies bei unserem Erdteil der Fall ist, nur an einer Kante noch im Osten eine Landverbindung aufweist, seinen zahllosen Vorsprüngen und tiefen Einbuchtungen, seinen Inseln und radialförmig angeordneten Küstenflüssen zugleich auch ein Abbild unseres so reich gesegneten Europa's.

Und hinter dieser so lang gedehnten und so reich gegliederten Küstenlinie ein nicht weniger mannigfaltiges Land mit Tiefebenen und Hochplateaux, mit Mittel- und Hochgebirgen, mit glänzenden Seeflächen und rauschenden Bächen. Dazu ein Boden, der ebenso, wie er in seinen verborgenen Tiefen alle möglichen nutzbaren Mineralien einschließt, auch auf seiner Oberfläche in Verbindung mit dem subtropischen Klima, das durch die südliche Lage des Gebietes bedingt wird, eine ganz außerordentliche Triebkraft entwickelt, für die ein überaus üppiger, „selbst noch heute

[1] Vergl. „Babylonien" u. s. w., ein Vorschlag zur Kolonisation des Orients, von A. Sprenger, Heidelberg, K. Winter, 1886.

nach allen Verwüstungen", wie sich Kiepert ausdrückt („Lehrbuch der alten Geographie", Berlin 1878, S. 89), vorhandener Waldwuchs wohl das unwiderleglichste Zeugnis ablegt. In dieser Weise stellt Kleinasien auf einem relativ beschränkten Raum, der noch nicht einmal die Größe Deutschlands erreicht, die ganze reiche Stufenleiter der Vegetationszonen Europa's, von der mediterranen bis zur arktischen, von der Dattelpalme und dem Lorbeer bis zu dem Knieholz und den Alpenkräutern, dar.

Rechnet man zu dem allem noch den schwerwiegenden Umstand einer überaus dünnen Bevölkerung, die kaum den achten Teil der Menschenmenge unseres deutschen Vaterlandes ausmacht und sich überdies zum weitaus größten Teile aus indolenten, unfähigen ethnographischen Elementen zusammensetzt, so haben wir in der That ein Gebiet für Kolonisation vor uns, wie es so günstig und bequem anderwärts gar nicht zu finden ist.

So muß und wird denn Kleinasien in Zukunft in dem großen Prozesse der Wiederbelebung Asiens in der That noch eine hochbedeutsame Rolle spielen, und wenn heutzutage kurzsichtige Geister angesichts der rapid sich vollziehenden Okkupation Afrika's und anderer noch herrenloser Gebiete durch die europäischen Nationen die Frage aufwerfen: „Was wird denn da unseren Nachkommen zu thun übrig bleiben?" so genügt eben gerade ein Hinweis auf Kleinasien, um die ungeheuren Kulturaufgaben zu zeigen, die der Menschheit noch für ungezählte Jahrhunderte zu arbeiten geben werden.

Wenn aber das so reich beanlagte Land nicht schon bisher in ausgiebigerer Weise zum Gegenstand von Wiederbelebungsplänen wurde, so trägt daran, wie jedermann weiß, ähnlich wie bei Nordafrika, lediglich die Politik, die Eifersucht der Mächte und die Furcht der Pforte die Schuld. Kleinasien bildet einen Teil der leidigen orientalischen Frage, dieser alten, immer offenen Beinwunde Europa's. Ja, Kleinasien nimmt innerhalb derselben noch eine besondere Stelle insoferne ein, als es das Refugium, den letzten Stützpunkt ihrer Herrschaft in den Augen der Türken bildet. Europa und den Nordrand Afrika's geben sie in ihrer bekannten Neigung zur Resignation bereits verloren. Aber an Kleinasien, wohin sich bekanntlich schon jetzt viele vornehme Konstantinopler Muselmanen begraben lassen, klammern sie sich mit aller Zähigkeit ihres Naturells. Es ist der „geweihte" Boden par excellence.

Daß man europäischerseits unter so bewandten Umständen bis jetzt von Kleinasien trotz seiner Nähe absehen und sich nach viel entlegeneren Landschaften für kolonisatorische Pläne umthun mußte, erhellt von selbst.

Neuerdings scheint nun aber auch für jene alte Kulturstätte ein neues Morgengrauen aufziehen zu wollen. Die hohe Pforte trägt sich entschiedener denn je mit Reformideen gerade für ihre asiatischen Besitzungen. Sie schaudert nicht mehr so vor einer Aufschließung dieser reichen Gebiete durch europäisches Kapital und europäische Intelligenz zurück. Ja, sie ist sogar bereit, brachliegendes Terrain dortselbst an europäische Ansiedler unter sehr annehmbaren Bedingungen abzugeben, und hat solchen davon auch bereits einiges zugewiesen. Daß sie dabei gerade deutschen Kolonisten besonders entgegenkommt, erklärt sich teils aus den günstigen Erfahrungen, die sie mit solchen schon früher in anderen Gegenden gemacht hat, teils aus der Beliebtheit, welcher sich eben zur Zeit das deutsche Element in Stambul erfreut.

Aber auch in Kleinasien selbst kann man derartige fortschrittliche Strömungen wahrnehmen. Mehrere hohe Stellen wurden mit Männern von frankenfreundlicher Gesinnung und fränkischer Bildung besetzt. Vielfach begegnet man bereits Ahnungen von dem Reichtum und dem Beruf jener Lande. Ja, es bestehen selbst Pläne zur Heranziehung europäischen, resp. deutschen Einwanderungselementes in größerem Stile.

Eine greifbarere Gestalt haben diese Velleitäten durch die Dobrudscha-Frage gewonnen. Man erinnert sich, daß in jene Donauprovinz noch, als dieselbe den Türken unterstand, deutsche, speziell schwäbische Ackerbaukolonisten aus Südrußland, woselbst dieselben manchem unleidlichen Druck verfallen waren, übersiedelten. Nachdem dann die Dobrudscha den Rumänen zugesprochen worden war, ergaben sich wiederum Differenzen zwischen den Einwanderern und der Regierung, welche die ersteren bald an eine neue Uebersiedelung in den Umkreis der osmanischen Herrschaft denken ließ, woselbst es ihnen vordem relativ recht gut ergangen war. Und es war eben Kleinasien, auf welches die schwäbischen Ackerbauer schon wegen der geringen Entfernung desselben von der unteren Donau verfielen.

Diese Thatsachen sind es gewesen, welche auch die im Nachfolgenden beschriebene Reise des Verfassers veranlaßten.

Schon seit Jahren aus Passion mit dem Schicksal der Deutschen in der Diaspora beschäftigt, unternahm ich im Frühjahr 1885 einen Ausflug zu den Dobrudscha-Deutschen, über welchen ich anderwärts ausführlicher berichtet habe („Vom deutschen Exil im Skythenlande, Erlebnisse, Klagen und Aufklärungen aus der Dobrudscha", Leipzig, bei P. Frohberg, 1886). Ich fand schon damals die Landsleute da drunten zur Auswanderung geneigt und ebenso schwebte auch bereits Kleinasien vielen als Ziel vor. Ich wurde mehrfach in den deutschen Dörfern nach der natürlichen Beanlagung desselben gefragt, ebenso wie ich auch nicht wenige über dieses Kapitel schon recht gut orientiert fand, was bei ihrer früheren Verbindung mit der Türkei ja auch gar nicht verwunderlich war.

Im Sommer vorigen Jahres drangen nun aber neue beunruhigende Nachrichten aus jener Gegend zu uns herauf. Die widersprechendsten Angaben liefen durch die Zeitungen. Bald sollten die 6000—7000 Deutsche, die dort leben, bereits in der neuen Heimat gelandet sein, bald wieder hieß es, daß die rumänische Regierung sie nicht aus ihren Grenzen entlasse.

Diese Unklarheit veranlaßte mich, noch einmal nach meinen Pfleglingen persönlich auszuschauen. Was ich dabei an Ort und Stelle in Erfahrung brachte, war dies, daß, abgesehen von einer Familie, die sich infolge besonderer Umstände bis nach dem fernen Amasia verloren hatte, in Wirklichkeit nur erst ein einziger Mann, vorläufig noch unter Zurücklassung seiner Familie, nach Kleinasien gelangt war, allerdings in einer mehr fluchtähnlichen Weise. Weiter hatte die türkische Regierung ihr Versprechen, ihm Land einzuräumen, wohl gehalten, aber das Terrain lag inmitten einer wahren Waldwüste, wenn auch unweit des Marmara-Meeres, bei Mudania, der Hafenstation für das bekannte Brussa am bithynischen Olymp. Dort kampierte zur Zeit meiner Anwesenheit in Küstendsche der bemitleidenswerte Emigrant unter einem großen Baum, bewacht von einem türkischen Gendarm, da überdies jene Gegend zur Zeit sehr unsicher ist.

Natürlich hatte die Kunde von diesem Geschick des ersten deutschen Einwanderers in Kleinasien nicht viel ermutigendes für die in der Dobrudscha Verbliebenen. Zahlreiche Familien, die bereits im Begriffe standen, ihr Bündel zur Nachfolge zu schnüren, wurden wieder wankend in ihrem Entschlusse. Aber das Lob, das der Flüchtling seiner neuen Heimat bezüglich des Klima's, des Bodens u. dergl. in seinen Briefen spendete, lenkte doch immer wieder die Blicke dorthin. Bereits ist eine Art Kommission zusammengetreten, die sich demnächst an Ort und Stelle begeben will, um das Land zu besehen. Und wenn nun auch unterdessen neue Projekte aufgetaucht sind, welche vielleicht einen Teil der Dobrudscha-Deutschen nach einer ganz anderen Richtung entführen werden, so kann es doch nach meiner Ueberzeugung gar nicht ausbleiben, daß binnen kurzem eine ganz ansehnliche Schar derselben sich auch in Kleinasien einfindet und dort in der That die ersten deutschen Kolonien entstehen.

Schon diese Aussicht legte mir es nahe, meine Reise bis über

den Bosporus hinüber auszudehnen. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, wie das Land beschaffen ist, auf welchem eine neue Saat des Deutschtums aufgehen wird.

Ich hatte dazu aber auch noch eine besondere Veranlassung, die ich nicht unerwähnt lassen will, weil sie vielleicht in dieser ganzen kleinasiatischen Kolonialgeschichte noch einmal eine Rolle spielen wird. Ich lernte nämlich bei meiner ersten Bereisung der Dobrudscha in Tultscha einen tüchtigen Mann, einen früheren Beamten der Donau-Kommission, kennen, der bald darauf gleichfalls nach Kleinasien, aber weiter in das Innere hinein übergesiedelt war.

Dieser Herr lud mich ein, zu ihm zu kommen und das Land auf seine Kolonisationsfähigkeit hin zu prüfen. Ich folgte dem Rufe, da Aussicht vorhanden ist, daß in der That gerade in der betreffenden Gegend deutsche Ansiedelungen erstehen werden.

Auf diese Weise lernte ich Bithynien kennen, den Teil Kleinasiens, der, weil er einmal Europa am nächsten liegt, dann aber auch vielleicht der gesegnetste von allen ist, wohl die bedeutendste koloniale Zukunft haben dürfte.

Meine Erlebnisse und Beobachtungen veröffentliche ich aber im Nachstehenden um so lieber, weil Bithynien nicht nur eine Schönheit, sondern — wenigstens für weitere Kreise — auch eine ungekannte Schönheit ist. Möchten meine einfachen Schilderungen ein kleiner Baustein dazu sein, daß das fast vergessene Wunderland wieder mehr und mehr in die helle Beleuchtung tritt, in der es vor langen Jahrhunderten strahlte, als auf seinem Boden noch Athene und Apoll regierten. (Forts. folgt.)

Litteratur.

* *Glanville*, Ernest: *Among the Cape Kaffirs.* London, Schwan, Sonnenschein, Lowrey & Co., 1888. — Dieser kleine Band enthält zwei spannend geschriebene Novelletten, deren erste „On the Border" eine Episode aus der Zeit der Kafferneinfälle in das Gebiet der Ansiedelungen im Kaplande hübsch und anschaulich und im Tone der „Indianergeschichten" für die Jugend schildert; die andere dagegen, „Ukutwasa", eine an den Volksaberglauben der Kaffern an Ikanti, den Wassergeist, anlehnende höchst phantastisch-romantische, abenteuerliche Geschichte erzählt, welche zwar spannend ist, aber keinen befriedigenden Schluß hat und an einer unvollständigen skizzenhaften Charakterzeichnung zu leiden hat. Der Verfasser besitzt ein unleugbares Erzählertalent und eine reiche Gestaltungs- und feine Beobachtungsgabe, und es ist daher schade, daß er diese Fähigkeiten nicht auf dankbarere reale Stoffe verwendet.

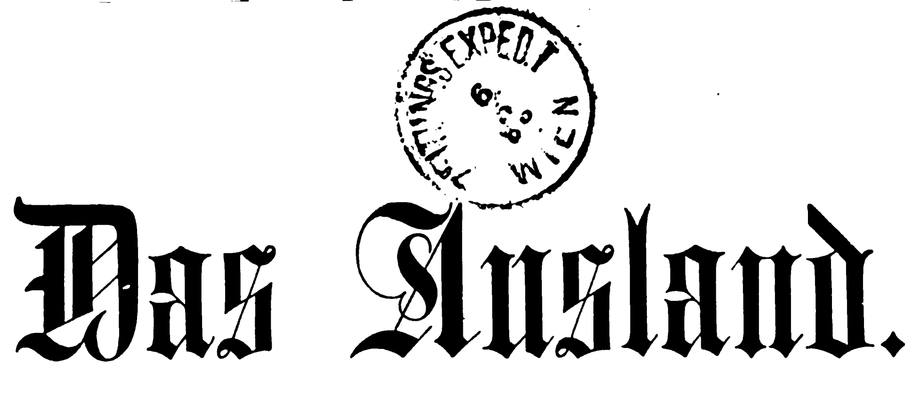
* Neebmeyer-Bukassowitsch, H.: Rußland (europäisches und asiatisches Rußland). Nach eigenen Beobachtungen geschildert. Leipzig, Verlag der Bibliothek für moderne Völkerkunde (E. Heitmann), 1887. — Dieses Werk, dessen erste Lieferungen wir schon im vorigen Jahre besprochen haben, liegt uns nun als ein stattlicher Band vollendet vor und schildert das gewaltige Land in dreizehn Abschnitten zunächst von seinem ethnographischen Standpunkte, während die eigentliche Landesbeschreibung einem besonderen Bande vorbehalten zu sein scheint, um sich zu einem wirklichen „Gesamtbild des großen russischen Reiches" abzurunden. Allein schon der ethnographische Teil ist ein solch umfangreicher, daß er in dem vorliegenden Bande von etwas über 800 Oktavseiten nur in gedrungener Kürze und mehr übersichtlich behandelt werden konnte. Der I. Abschnitt gilt der Bevölkerung und der Aufzählung ihrer einzelnen Volksstämme, der II. den landwirtschaftlichen Zuständen in dem gewaltigen Reiche, dessen einzelne Länder und Provinzen ihrer Bodenbeschaffenheit, ihrem Klima, ihrem Ackerbau und ihrer Viehzucht nach geschildert werden, woran sich eine kurze Belehrung über den bäuerlichen Grundbesitz, die Feldergemeinschaft und die Kolonisation im russischen Reiche anschließt. Im III. Abschnitt werden Jagd und Fischfang und die betreffenden Tiere beschrieben, denen beide gelten; dann folgen im IV. Abschnitt das Handwerk, die Hausindustrie, das Montanwesen und die in raschem Aufschwung befindliche Fabrikindustrie, im V. der Handel und das Bankwesen, im VI. das Verkehrswesen, im VII. das Staatswesen und seine ganze Organisation, wobei wir den Verfasser für seinen Freimut wie für seine maßvolle Würdigung der russischen Zustände beloben müssen. Der VIII. Abschnitt behandelt das Schulwesen, die Institute für Wissenschaft und Kunst und die Presse, der IX. die Kirche, der X. das Gerichts-, Polizei- und Gefängniswesen, sowie die Deportation und die Lage der Deportierten; im XI. werden Armee- und Kriegsflotte, im XII. die Städte besprochen und der XIII. äußert sich über das Aktionsfeld Rußlands. Gerade jetzt, wo wie alle mit gespannter Erwartung über die russische Grenze hinüberschauen, wo sich der beinahe unausweichbare Krieg gegen uns vorbereitet, ist eine so eingehende Darlegung der russischen Verhältnisse eine sehr erwünschte und willkommene, und die meist getreuen und zutreffenden Schilderungen von Rußlands Scheingröße und innerer Fäulnis gegenüber von äußerem Glanz und imposanter Machtfülle haben etwas Tröstliches. Das Buch wird daher großes Interesse und regen Absatz finden, den wir ihm von Herzen wünschen, denn es bietet in der That mehr als das vor einigen Jahren erschienene Sarauw'sche Werk über Rußland. Nur vermissen wir sehr ein alphabetisches Register, welches die Eigenschaften und Vorteile des Werkes als Nachschlagewerk wesentlich erhöhen würde.

Notizen.

* Die Sklaverei in Brasilien. Der brasilianische Statistiker Vieva Sonto hat nach eigenen Aufnahmen und mit Hülfe der neuesten in Brasilien veröffentlichten amtlichen Nachweise eine Uebersicht über die Sklavenbevölkerung in Brasilien zusammengestellt, der wir folgende Angaben entlehnen. In den südlichen Provinzen haben Rio de Janeiro und die Hauptstadt noch 221,000 Sklaven, San Paulo hat 121,000, Rio Grande do Sul 19,000, Santa Catharina 7000, Parana 6000, im ganzen 374,000 Sklaven. In den Zentralprovinzen haben: Minas Geraes 223,000, Bahia 104,000, Espirito Santo 14,000, Goyaz 5000, Matto-Grosso 3000, zusammen 349,000 Sklaven. Nordprovinzen: Pernambuco 64,000, Maranhao 43,000, Alagoa 20,000, Sergipe 18,000, Pará 14,000, Parahyba 13,000, Piauhy 12,000, Rio Grande de Norte 6000, insgesamt 190,000 Sklaven. Die Gesamtsumme ergiebt also rund 913,000 Sklaven. Man kann berechnen, daß in Brasilien das Sklavenelement sich zu der freien Bevölkerung verhält wie 1 : 14.

* Die Bevölkerung von Columbia. Nach dem Konsularbericht des britischen Konsuls W. J. Dickson in Bogota ist die dermalige Bevölkerung der verschiedenen Staaten von Columbia folgende: Boyacá 483,874 Einwohner, Cauca 435,690, Santander 423,427, Cundinamarca 409,602, Antioquia 365,974, Bolivar 300,000, Tolima 230,821, Panamá 220,600, Magdalena 85,255, im ganzen 2,955,243 Einwohner. Die Ziffern gründen sich auf eine Volkszählung, welche erst vor Kurzem von der columbischen Regierung veröffentlicht worden ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 19. | Stuttgart, 7. Mai | 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Das Kaiserreich Kaffa nach den neuesten Forschungen.[1]

Von M. Rumbauer.

I.

Das alte Reich Kaffa, welches einst zu dem ungeheuren Aethiopischen Kaiserreich gehörte, ist noch eines der wenig erforschten, im Süden von Abessinien gelegenen Länder. Zwar hat man es seit einigen Jahren vereinzelt zum Zielpunkt wissenschaftlicher Reisen genommen, doch sind die Angaben über das Land und den Stamm, der es bewohnt, noch immer nicht erschöpfend genug, um sich eine ganz klare Vorstellung von dem ziemlich großen Reiche zu machen. Die Geographische Gesellschaft in Rom rüstete mit dem Aufwand nicht geringer Kosten eine Expedition aus, die den Auftrag hatte, durch die Galla-Länder bis nach Kaffa durchzubringen. Dieser Expedition gelang es jedoch nur, bis an die Grenzen Kaffa's zu kommen. Wir erhielten aber durch dieselbe dennoch eine Reihe sehr wertvoller Notizen über das Land, welche der Kapitän Antonio Cecchi, das einzige noch am Leben gebliebene Mitglied der italienischen Expedition, sammelte. Außer dem ehemaligen Bischof von Schoa, dem jetzt im Rom lebenden greisen Kardinal Guglielmo Massaja, brachte auch der vor wenigen Jahren gestorbene französische Missionar Pater Léon des Avanchers seine Erinnerungen an Kaffa zu Papier, so daß wir jetzt über eine ganze Anzahl von Nachrichten über die geographische Lage, Religion, Regierungsform, Feldbestellung und Industrie des Reiches verfügen. Aus den interessanten Gebräuchen, die Cecchi, Massaja und Pater Léon des Avanchers vom Munde der Eingeborenen auffiengen, ist ersichtlich, daß Kaffa ein hochwichtiges Land ist. Seine Bodenerzeugnisse machen es zu einem der reichsten Länder im Süden des Hawásch. In direkter Verbindung mit den Königreichen Kullo, Wallammo und Konta treibt es auch durch Vermittelung dieser Reiche mit der Somali-Küste Handel; durch Karawanen ist es mit Matana, Suakin, Massaua, Abessinien und Zeila verbunden. Es ist der Haupthandelsplatz zwischen Suakin und Barawa, zwischen Kalabat und den Sidama.

Kaffa grenzt im Norden an den Godjeb, der es von den Galla-Ländern Gera und Djimma trennt, im Osten an das Königreich Kullo, im Westen an die Negerstämme der Schuro-Schankalla und an die Gimirra,[2] im Süden an die kleinen Königreiche Konta und Kuischa, welche ihm tributpflichtig sind. Die Unterwerfung dieser beiden letzten vor noch nicht vielen Jahren unterjochten Königreiche hat dem Herrscher von Kaffa von Seiten seiner Unterthanen den Kaisertitel eingetragen. Wie die Gallareiche wird auch Kaffa von weiten, tiefen, mit schmalen Brückchen versehenen Gräben und von aus mächtigen Baumstämmen

[1] Mit Benutzung der vom Verfasser besorgten deutschen Bearbeitung des Werkes des Kapitäns Antonio Cecchi, welches unter dem Titel „Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa" demnächst in dem Verlage von F. A. Brockhaus, Leipzig (Preis 15 Mark), erscheint.

[2] Nach der Cecchi'schen Schreibart Gimirra, nach der Andree'schen Karte über Ostafrika Gimarra, eine aus Negern und Sidama gemischte Bevölkerung, welche eine ausgedehnte im Westen von Kaffa gelegene Hochebene bewohnt und dem Kaiser von Kaffa einen Tribut von sehr vielen Sklaven zahlt. Die Hauptstämme dieser Bevölkerung sind: Nabo, Kuischo, Schero, Ischeno, Kabo, Jaino, Sako, Beneso, Duko und Escho. Das Land der Gimirra ist für Kaffa eine Art Verbannungsort für Aufrührer.

gefügten Palissaden umgeben. Diese Verteidigungsanstalten, welche in den Händen tapferer Männer fast unüberwindlich sein würden, sind jedoch, von den kraftlosen und trägen Kaffetscho bewacht, kein ernstliches Hindernis. Das Kaiserreich Kaffa teilt sich in vier große Provinzen: Bonga, wo gewöhnlich der Kaiser residiert, Ennaria, Kaffa und Hadia. Der Staat ist monarchisch, aber die Macht des Kaisers durch sechs Großwürdenträger, seine Räte, beschränkt, deren Titel lauten:

1) Guschi-Rascha, gewöhnlich das Haupt der christlichen Kaffetscho; 2) Katama-Rascha; 3) Abel-Rascha, vom Stamme Uko; 4) Arbasch-Rascha, vom Stamme Argapo-Hadi; 5) Bonda-Rascha, vom Stamme Argapo-Hadi; 6) Arse-Rascha, vom Stamme Matscho von Kaffa.

Die sechs Räte des Kaisers sind gegenseitig so eingeschränkt, daß wenn irgend einer die gemeinschaftlichen Geheimnisse verriete, er sicher zum Tode verurteilt würde. Früher waren es sieben Räte, doch wurde der letzte, Schode-Rascha, vom Stamme der Matto, mit allen Gliedern seiner Familie getötet. Das Haupt dieser Räte, deren Würde erblich, ist Guschi-Rascha, d. h. Haupt von Guschi, da Rascha eine Korruption des Ras der Abessinier ist. Der Gründer dieses Geschlechts scheint ein tapferer Offizier des äthiopischen Heeres gewesen zu sein, welcher zur Zeit der äthiopischen Herrschaft in Kaffa in Garnison lag und von seinem Kaiser zum Vizekönig von Kullo und zum Haupt von Guschi ernannt wurde, woher der Name seines Geschlechtes stammt. Die Macht des Guschi-Rascha ist eine außerordentliche. Er wacht, daß der Kaiser nicht den Gesetzen und Gebräuchen des Landes zuwiderlaufende Akte vollzieht, in welchem Fall er ihn sogar im Einvernehmen mit den anderen Räten wieder zu einem einfachen Privatmann machen kann. Alle Mitglieder des königlichen Rates haben das Recht, einen mit Silber verzierten Schild zu tragen und ein Gefolge von hundert Reitern zu halten. Zeigen sie sich jedoch vor dem Herrscher, so müssen sie zum Zeichen der Unterwürfigkeit die reiche Schama ablegen und sie einem ihrer Sklaven überlassen, dessen schmutziges Gewand aus Ensetefasern oder aus einem Ochsenfell sie anziehen.

Die gegenwärtig in Kaffa regierende Familie heißt Mindjo. Ihr Erscheinen im Lande wird folgendermaßen erzählt: „Zwei Brüder, Jakkama und Mindjo, reisten in Begleitung ihrer Mutter von dem Ufer des Meeres ab und kamen nach zweimonatlicher Reise, während welcher sie sich von der Jagd ernährten, endlich in die Nähe des Landes Kaffa. Jakkama, müde der auf der Reise ausgestandenen vielen Leiden, widersetzte sich seiner Mutter und wollte sich ihrer entledigen, indem er sie mit einem Lanzenstich zu töten versuchte. Zum Glück aber war die Wunde nicht tötlich, sondern heilte dank der Pflege Mindjo's in kurzer Zeit. Die Mutter segnete darauf Mindjo und verhieß ihm zum Dank für seine Liebe die Herrschaft über Kaffa; den Jakkama aber verfluchte sie und verbannte ihn auf den Borruberg. Den Weg weiter fortsetzend, kam Mindjo an die Ufer des Flusses Gum. Hier erkrankte die alte Mutter und schenkte ihm, bevor sie starb, ihr Armband und einen goldenen Ring. Nachdem sie begraben war, wusch sich Mindjo in dem Flusse und ließ unversehens die eben ererbten kostbaren Gegenstände ins Wasser fallen. Während er sie suchte, wurde er von mehreren Sklaven eines damals in Bonga, der heutigen Hauptstadt des Kaiserreichs, residierenden Häuptlings namens Matto überrascht, welche ihn sogleich zum Gefangenen machten und vor ihren Herrn führten. Als Mindjo erzählt hatte, warum er sich am Gum aufhielt, ließ Matto ein Mittel in den Fluß werfen, wodurch er das Armband und den Ring im Bauche eines Fisches wiederfand. Er bemächtigte sich dieser Sachen und erhob sich zum König von Bonga. Dem zum Sklaven gemachten Mindjo dagegen wurde der erniedrigende Dienst übertragen, das Gras für Matto's Maulesel zu mähen.

„Nach einigen Jahren geschah es, daß Matto eines Tages, als er aus dem Hause gieng, nachdem er sich für sein Mittagsmahl ein Huhn hatte schlachten lassen, von einer geheimnisvollen Stimme benachrichtigt wurde, daß derjenige, welcher den Kopf des Huhnes äße, ihm den Thron rauben würde. Erschreckt durch diese seltsame Kunde, kehrte Matto augenblicklich nach Hause zurück und befahl seiner Frau, ihm den Kopf des Huhnes zu bringen; dieser war aber zu seinem großen Leidwesen von Mindjo aufgegessen worden. Matto ließ darnach den Rat einberufen und erzählte ihm das Vorgefallene. Alle, welche die weissagende Stimme gehört hatten, stimmten überein, daß nun Mindjo regieren müßte. Dieser wurde schnell gerufen und auf den Thron erhoben. Matto stellte ihm das Armband und den Ring wieder zu und ließ ihn schwören, daß er ihm ein Amt bei Hofe überlassen würde."

Diese Sage erinnert an ein sonderbares, in Kaffa noch immer in Kraft stehendes Gesetz, welches den Frauen ohne Unterschied bei der Strafe, zu Sklavinnen gemacht zu werden, verbietet, Hühnerfleisch zu essen, da diese Speise einzig und allein den Kriegern erlaubt ist. Dagegen verurteilt ein anderes Verbot jenen Mann, welcher Kohl ißt — eine nur für die Frauen vorbehaltene Speise — zu schwerer Strafe. Dieser Gebrauch ist sehr alt und steht vielleicht im Zusammenhang mit der Sage von Mindjo, welcher König wurde, weil er den Kopf des Huhnes gegessen. Die Kaffetscho mögen glauben, daß, wenn sie sich das Hühnerfleisch vorbehalten, sie sich die Macht im Schooße der Familie erhalten oder irgendeine besondere Tugend erwerben.

„Als Mindjo zur Macht gekommen", erzählt die Sage weiter, „machte er Matto zu seinem Ratgeber mit dem Titel Schode-Rascha, mit der Bedingung jedoch, daß er niemals versuchen dürfe, sich gegen seine Herrschaft zu empören. Auf diese Weise König von Bonga (Bonga Toto) geworden, machte sich Mindjo zum Herrn des

Landes Ennaria." Dasselbe wurde damals von der die christliche Religion bekennenden Familie Bussasé regiert, deren letzte Sprossen jetzt in der Verbannung in Afallo (Gera) leben.

Die Stammtafel der Familie Mindjo ist nach den Gelehrten des Landes folgende:

1) Mindjo; 2) Giro, Sohn Mindjo's; 3) Ode; 4) Sadi; 5) Madi-Gafine; 6) Bong-He, der 40 Jahre lang regierte; 7) Giba-Netschok; 8) Galli-Ginok; 9) Tan-Ginok; 10) Taki-Gaok, der ein guter und glücklicher König war; 11) Galli, regierte 33 Jahre; 12) Sagi-Saro, regierte 20 Jahre; 13) Beschi-Gino, regierte nur 3 Jahre; 14) Oto, regierte 23 Jahre; 15) Ganetscho, regierte 24 Jahre; er war der Sohn Sagi-Saro's und rebellierte, um den Thron zu erhalten, etwa im Jahre 1821. Unter seiner Regierung wurde die Familie Matto, welche angeklagt war, nach der Wiedergewinnung der verlorenen Herrschaft zu streben, zusammen mit 600 Reitern, ihren treuen Soldaten, ermordet; 16) Gaui-Saro, Sohn Ganetscho's, regierte 12 Jahre und tötete eine große Anzahl christlicher Unterthanen; 17) Kamo, Sohn Gaui-Saro's, regierte 13 Jahre und starb im November des Jahres 1870. Als ein fanatischer Heide war er, wie sein Vater, eine wahre Geißel für die Christen des ganzen Kaiserreichs; 18) Gallito-Galli-Gao, der gegenwärtige Kaiser.

Von der Religion des heutigen Kaffa zu sprechen, ist nicht leicht, da das nach der Trennung vom Aethiopischen Kaiserreich sich selbst überlassen gebliebene Volk den geistigen Einfluß der Völker erfuhr, mit denen es in Berührung kam, welche Muselmanen und Götzendiener waren. So bietet Kaffa, das durch seine Lage und seine reichen Ländereien stets der Mittelpunkt des Handels jener Völker war, ein seltsames Gemisch jener verschiedenen Religionen. Die Hauptreligion nach Zahl und Stellung ihrer Bekenner ist die sogen. Religion des Deok, des „göttlichen Geistes", den man in der Person des Kaisers verkörpert glaubt. Nach einigen braucht dieser Deok nicht unsterblich zu sein, obgleich er mit dem Körper des Herrschers nicht zu grunde geht; nach anderen dagegen überdaure er den Körper und fliege als Vogel eine Zeit lang in der Nachbarschaft des kaiserlichen Aufenthaltsortes herum, zuletzt gienge er infolge der Beschwörungen der Zauberer in einen andern Monarchen über. Um den Deok gnädig zu stimmen, pflegen ihm die Kaffetscho, genau so wie die Galla ihrem Wak, Opfer von Ochsen und Widdern anzubieten und erhoffen davon alles Gute in diesem Leben und eine Belohnung im künftigen, da auch sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben.

Zahlreichere und schönere Tieropfer werden aber dem „Geist des Bösen" dargeboten, der, weil bösartiger Natur, mehr gebeten sein will; die Bitte wird jedoch nicht angenommen, wenn sie nicht durch viele Opfer unterstützt ist. Dieser Kultus des Bösen ähnelt dem Saitan-, Kollo- und Datsche-Kultus der Galla, der auch bei anderen Völkern Afrika's gemein ist. Die Opfer des bösen Geistes wie die des Geistes Deok werden ausschließlich von einer bestimmten Kaste von Personen vollzogen, welche die Priester jenes Kultus sind. Ihr Einfluß auf Volk und Kaiser ist unbeschränkt und ihr Urteil unanfechtbar, da sie als die auserwählten Vermittler der Gottheit angesehen werden. Die jenen beiden Geistern gewidmete Verehrung hindert aber die Kaffetscho nicht, die Hauptfeste des abessinischen christlichen Kalenders, wie das des Gabriel, Georg und Maskal (Kreuzes), zu feiern.

Als Beweis der Rohheit der Deokpriester diene ihr Glaube (ähnlich dem des gemeinen abessinischen Volkes), daß es Menschen gäbe, welche sich während der Nacht in Hyänen verwandeln können. Wehe dem Unglücklichen, der dieses Verbrechens angeklagt ist! Er würde hoffnungslos verloren sein. Einem Verhöre der Priester unterstellt und rasch für schuldig befunden, wenn er nicht ihre Gunst erkaufen kann, wird er zum Sklaven gemacht und auf dem ersten besten Markt auf Rechnung des Kaisers verkauft. Dieser Brauch, der nicht einmal einer der rohesten in Kaffa ist, trägt, wie Pater Léon berichtet, dem Herrscher allein im Jahre mehr als fünfhundert Sklaven ein. Bemerkenswert ist, daß die Deok-Verehrer Vögel und andere Jagdtiere essen, welche die an Kaffa angrenzenden Völker für unrein halten.

Was die das Christentum bekennenden Kaffetscho betrifft, so kann man sagen, daß, wenige Tausend gute und rechtgläubige Christen ausgenommen, die Früchte der Bemühungen des Bischofs Massaja und seiner Gefährten, die anderen nur dem Namen und nicht der That nach Christen sind. Ihre Religion besteht in dem fortwährenden Wiederholen der Formel der abessinischen Christen („Besm-ab u Wold, u Menfas Kedus haduk Amelak", d. h. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, welche einen einzigen Gott bilden"), in der Beobachtung von Fasttagen (d. h. im Enthalten von Fleisch und Milchspeisen, wofür man nur Musa-Ensete-Brot ißt und Wasser trinkt), in der Beschneidung und in Kirchgängen, wenn es sich darum handelt, nach ihrer Art Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und andere Feste zu feiern. Die Beschneidung ist nach Cecchi für die Kaffetscho von solcher Bedeutung, daß, wenn einer unbeschnitten stirbt, ihm seine Blutsverwandten das Begräbnis verweigern und ihn statt dessen in eine Haut gehüllt an einen Baum aufhängen.

Außerhalb dieses rein äußerlichen Kultus sind die christlichen Kaffetscho nicht besser als die heidnischen und leben auch meist wie die Muselmanen in Vielweiberei. Ihre Kirchen sind alte Hütten, die ebenso wie die abessinischen erbaut wurden; sie sind umgeben von Kusso-, Cypressen-, Sykomoren- und Mimosenwäldchen, in deren Mitte die zur Familie des Gründers der Kirche gehörigen Toten und auch seine Diener, falls sie dieselbe Religion bekennen, begraben werden. Eine der ältesten dieser Kirchen scheint die des heiligen Georg zu sein. Alle Kaffetscho,

die Anhänger des Deok inbegriffen, pflegen sich vor dem Aufbruch zum Krieg dorthin zu begeben, um den Heiligen zu bitten und ihm die eigenen Waffen zum Geschenk zu versprechen, wenn er ihnen den Sieg und das Glück, viele Feinde zu verstümmeln, verschaffen würde. Was dieses Heiligtum so verehrungswürdig macht, ist ein alter Tabot (heiliger Stein), dem man wegen einer amharischen Inschrift die wunderbarsten Tugenden zuschreibt. Nach Pater Léon jedoch bezeugt diese Inschrift nur die ehemalige äthiopische Herrschaft über die Ländereien und Dörfer Kaffa's, da sie nichts anderes besagt als: „Tabot zu Ehren von Jesu, Maria, Michael und Georg, hierhergekommen unter der Regierung Melek-Asgeb's."

Nach Siebenbürgen vor dreißig Jahren.

Wollen Sie sich nicht wenigstens einmal unser Ländchen ansehen?

Mit diesen Worten schloß der Ueberredungsversuch eines Kronstädter Geschäftsfreundes, nachdem er wiederholt in seinen Briefen die Vorzüge und Annehmlichkeiten seiner Heimat geschildert, um mich für ein im östlichen Teile Siebenbürgens zu errichtendes industrielles Unternehmen zu gewinnen, wogegen ich mich jedoch stets ablehnend verhalten hatte. Verschiedene Umstände waren dabei bestimmend gewesen. Erst kurze Zeit zuvor hatte ich mich in der sehr im Aufstreben begriffenen preußischen Stadt G. ansässig gemacht und kaum die ersten damit verbundenen Schwierigkeiten überwunden, so daß ein neuer Anfang nichts weniger als verlockend war. Den erwähnten Geschäftsfreund kannte ich nicht einmal persönlich, wenn auch seine gesellschaftliche Stellung geeignet war Vertrauen zu erwecken, und die mit ihm gehabten Geschäftsbeziehungen — allerdings nur solche der einfachsten Art — sich glatt abgewickelt hatten. Was jedoch vor allem sich entgegenstellte, war das vor 30 Jahren noch gänzliche Unbekanntsein des vom damaligen Verkehr so abgelegenen Landes. Ich wußte von demselben nicht viel mehr, als daß es die südöstlichste Provinz Oesterreichs war, in deren Urwäldern noch Bären und Wölfe hausen und deren Namennennung ähnliche Vorstellungen hervorrief wie Sibirien — und ich glaube, daß sich nicht viele von damals einer größeren Kenntnis rühmen konnten. Die Städte Hermannstadt und Kronstadt fanden sich zwar im Stieler'schen Schulatlas und in Streit's Geographie verzeichnet, wenn aber der Lehrer fragte: „Wo liegt Kronstadt?" so war 100 gegen 1 zu wetten, daß die Antwort lautete: „Bei Petersburg." Uebrigens selbst noch heute, wo Alldeutschland für die Siebenbürger Sachsen schwärmt, die sich in der Rolle als Schmerzenskinder gefallen, wie es seinerzeit die Schleswig-Holsteiner thatsächlich waren, behauptet die russische Festung den Vorrang vor der Hauptstadt des Siebenbürger Kulturvolkes, denn ein in Deutschland auf die Post gegebener Brief nach Kronstadt — ohne nähere Bezeichnung — geht unfehlbar nach Rußland.

Dies waren die Gründe, welche mich bis dahin immer zurückgehalten hatten, auf die gemachten Anerbietungen einzugehen, obgleich ein nicht gewöhnlicher Zug nach fremden Ländern sich von jeher in mir geregt, und dieser auch nicht, wie gewöhnlich, nach Westen, sondern gerade nach Osten gerichtet war. Als nun bei Empfang des Eingangs erwähnten Briefes geänderte Verhältnisse mich nicht mehr an G. fesselten, wurden die übrigen Bedenken auch überwunden, und war der Beschluß zu reisen bald gefaßt.

Als erste, bezw. Ausgangsstation, wurde Wien bestimmt, wo ich hoffte, durch gute Freunde erfahren zu können, auf welche Weise Kronstadt am leichtesten und schnellsten zu erreichen sei.

Für damalige Zeit gehörte schon eine Fahrt nach Wien über Dresden-Prag oder Breslau-Oderberg zu den größeren und selteneren Reiseunternehmungen eines Norddeutschen, während heute eine solche, unter Benützung einer Rundreisekarte, nur noch als ein Ferienausflug gilt. Eine nähere Beschreibung derselben dürfte daher auch kaum noch interessieren, um so weniger, als sich bezüglich dieser Strecke seit damals wenig geändert hat. Anders verhält es sich mit Wien selbst. Wien hatte zu jener Zeit noch sein altes Kleid an, das ihm jedoch sichtlich schon lange zu eng geworden war, wovon die vorgelagerten umfangreichen Vorstädte augenfälliges Zeugnis ablegten. Daß auch die Bevölkerung sich nicht mehr in die vormärzlichen Fesseln zurückzwängen lassen wollte, konnte der Fremde ebenfalls schon nach kurzem Aufenthalte leicht erkennen. In beiden Richtungen führten schon die nächsten Jahre eine gänzliche Umwandlung herbei. Fast gleichzeitig mit den einengenden Mauern der Hauptstadt fielen auch die letzten Stützen der absoluten Regierung des Landes.

Vor 30 Jahren war dies jedoch noch nicht der Fall, und schon der Paßzwang brachte dem Reisenden sofort die polizeiliche Bevormundung zum Bewußtsein. Nachdem ich der diesbezüglichen Verpflichtung Genüge geleistet, suchte ich meine guten Freunde auf, die nicht wenig über mein Vorhaben, nach Siebenbürgen zu reisen und eventuell dort zu bleiben, verwundert waren, wobei es sich alsbald herausstellte, daß ihnen Siebenbürgen nicht minder fremd war, als mir. Eine gleiche Unkenntnis hatte ich aber auch noch vielfach Gelegenheit in Wien anzutreffen, so daß ich mich selbst entschuldigen mußte, als Ausländer nicht unterrichtet über siebenbürgische Verhältnisse gewesen zu sein. Was mir schließlich an guten Ratschlägen zuteil wurde, war wenig und widersprechend. Der eine lautete dahin: Mit der Eisenbahn bis Szegedin, von wo aus irgend eine Postverbindung nach Kronstadt sein müßte; ein anderer: Mit dem Dampfschiff auf der Donau bis Orsowa — wie von da weiter, wußte man nicht zu bestimmen. Ein dritter Vorschlag endlich gieng dahin: mit dem Dampfschiff bis Giurgewo in der Walachei, und von dort über Bukarest nach

Kronstadt, wobei aber die Art der Beförderung zwischen diesen beiden Städten auch fraglich blieb. Der letzte Vorschlag entsprach meiner Reiselust am meisten, und da hiezu das nur zweimal wöchentlich von Pest abgehende Eilschiff zu benützen war, so mußte ich noch selbigen Tag dahin mittelst Bahn abreisen. Der nächste Morgen sah mich an Bord des Pest-Galaczer Eilschiffes „Ferdinand Max.“

Die Fahrt durch die ungarische Tiefebene bietet wenig Anziehendes und die Reisegesellschaft auf dem Dampfer konnte auch nur in ethnographischer Beziehung Interesse erregen. Abends 11 Uhr wurde in der Nähe der Theiß-Mündung angelegt und erst 3 Uhr früh die Fahrt wieder fortgesetzt. Nach einigen Stunden kamen die Festungswerke von Peterwardein in Sicht, und Nachmittags erreichten wir Semlin. Das Nationalitäten-Gemisch auf dem Schiff wurde hier noch durch Serben und Türken vermehrt. Von letzteren machte eine Partie gefesselter Soldaten aus Belgrad, welches damals noch türkische Besatzung hatte, einen wenig angenehmen Eindruck; dagegen gelang es dem hier an Bord genommenen unvermeidlichen Kaffeesieder, sich bald auch die Gunst des nichtorientalischen Publikums durch seinen echten Mokka zu erringen.

Abends Ankunft in Bazias, wo wieder wegen niederen Wasserstandes und deshalb unsicherer Fahrt bis Tagesanbruch angehalten wurde.

Die Strecke von Bazias bis Orsowa, ca. 20 Mln., die das Schiff in acht bis neun Stunden zurücklegte, entschädigte für die von Pest bis zu ersterem Orte. Durch ein großartiges Felsenthal zwängen sich hier die Fluten des Stromes hindurch. Gleich unterhalb Bazias ragt ein mächtiger kegelförmiger Fels, „Babakaj“ mitten aus dem noch ziemlich breiten Flußbett empor, den Reisenden ahnen lassend, daß die Fahrt nicht ohne die größte Aufmerksamkeit seitens der Schiffsmannschaft glücklich zu bestehen ist. Bald verengt sich das Thal, und preßt die Wassermassen zusammen, die sich nur Raum nach der Tiefe geschafft haben, bis ein das Flußbett durchsetzendes Felsenriff dieselben zwingt, in den so gefährlichen Stromschnellen dem ihnen bereiteten Hindernis zu enteilen. Solcher Stromschnellen gibt es im Ganzen vier. Als schönste und großartigste Partie dieser langen Strecke ist aber ganz besonders diejenige hervorzuheben, welche serbisch den Namen Kazan (Kessel) führt, und wo die von schroffen Felswänden gebildete Kluft eine Tiefe des Strombettes von über 200 Fuß veranlaßt.

Trotzdem in der ganzen Länge des Thales die steilen felsigen Abhänge bis an die Fluten der Donau heranreichen, so haben doch schon die Römer 100 n. Chr. unter Kaiser Trajan eine Straße hier anzulegen verstanden, und sieht man noch allenthalben am rechten Ufer entlang Spuren davon, sowie auch die zur Erinnerung daran in den Felsen gehauene Inschrift, die sogen. Trajanstafel. Aus den in geringen Abständen voneinander in die Felsen gehauenen Löchern zu schließen, bestand dieser Weg wahrscheinlich aus einem sich an den Felsen hinziehenden, überdeckten Holzgerüst, und dürfte wohl nur kurze Zeit einem vorübergehenden Kriegsbedürfnis gedient haben. In neuerer Zeit, in den dreißiger Jahren, ist auf dem linken Ufer eine feste, größtenteils in die Felsen eingehauene Straße gebaut worden, um deren Herstellung der ungarische Patriot Szechenyi sich besondere Verdienste erworben hat und die deshalb auch den Namen Szechenyi-Straße führt.

In Orsowa, der Grenzstation zwischen Ungarn und der Walachei, war Aufenthalt bis zum nächsten Morgen, und gewährte derselbe hinlänglich Zeit, um mittelst landesüblichen Wagen, nämlich ganz gewöhnlichen Bauernkarren, einen Ausflug nach dem berühmten, schon von den Römern besuchten Herkulesbad bei Mehadia zu unternehmen. Die Heilkraft der außerordentlich starken und heißen Schwefel- und Eisenbäder hatte ich glücklicherweise nicht notwendig an mir zu versuchen, um so verführerischer war aber ein Bad in dem krystallklaren Wildbach, der das prächtige Felsenthal durchrauscht, an dessen Ausgang Mehadia liegt. Abends nach Orsowa zurückgekehrt, that ein gutes Lager dem von der Fahrt gerüttelten und geschüttelten Körper besonders wohl.

Durch die Stromschnellen des Eisernen Thores durfte unser Dampfer infolge des niederen Wasserstandes sich nicht wagen, und so wurden die Passagiere auf Wägen nach Turn Severin, das Gepäck aber auf einem großen Kahn dahin befördert. Der Vermittlung eines türkischen Stabsoffiziers hatte ich die Erlaubnis zu danken, nebst einigen anderen Mitreisenden auf diesem Kahn die Fahrt durch die so interessante, den Ausgang des Donaudurchbruchs durch die Karpathen bildende Stelle mitzumachen. An der kleinen, noch bis zum Jahre 1876 im Besitze der Türken gewesenen Insel Ada Kaleh vorbei, ist die ganze ungeteilte Aufmerksamkeit der Ruderer, namentlich aber des Steuermannes erforderlich, das Gefährt zwischen den vielen, mehr oder weniger aus dem Wasser hervorragenden Felsenzacken hindurch zu lenken, und das Gefühl einer gewissen Beklemmung bei allen, die sich dem schwankenden Fahrzeug anvertraut hatten, war wohl verzeihlich. Mit um so größerer Befriedigung gedachten wir nach glücklich überstandener Gefahr des zuteil gewordenen großartigen Naturschauspieles. Des Lobes voll über die schöne Gegend, langten auch diejenigen in Turn Severin an, welche die Fahrt zu Wagen gemacht hatten. Dieselbe erfolgt auf der vorstehend erwähnten Szechenyi-Straße, und man hat dabei Gelegenheit, auch die kleine Kapelle zu sehen, die 1856 über der Stelle errichtet worden ist, wo im Jahre 1849 nach der Waffenstreckung bei Vilagos die ungarischen Flüchtlinge die Kroninsignien vergraben hatten. Erwähnenswert bei Turn Severin sind die Pfeilerreste der gleichfalls vom Kaiser Trajan hier erbaut gewesenen steinernen Bogenbrücke über die Donau zum Zwecke der Unterwerfung Daciens. Nachdem letzteres geschehen, wurde dieses

vielleicht großartigste Bauwerk der Römer von ihnen selbst wieder zerstört, um feindliche Einfälle zu verhindern.

In Turn Severin nahm ein anderer Dampfer die Reisenden wieder auf und langte nach kurzem Aufenthalt in Widdin den anderen Morgen in Giurgewo an.

Hier endigte vorläufig der angenehme Teil der Reise. Das sanft auf dem Wasser dahingleitende Dampfschiff mußte verlassen, die schwellenden Divans seines Salons mit den harten Ledersitzen eines primitiven, federlosen Stellwagens vertauscht werden, und für die kulinarischen Genüsse, welche die Donau-Dampfer bieten, war die landesübliche Mamalika (in Wasser gekochtes Maismehl), mit Schafkäse, Zwiebel oder Knoblauch, ein schlechter Ersatz. Heute freilich nehmen auch in Giurgewo bequem eingerichtete Gasthöfe den Reisenden auf, und in gut gepolstertem Eisenbahn-Coupé gelangt er in wenigen Stunden nach Bukarest. Nur den Paßzwang hält auch gegenwärtig noch das junge Königreich, allein neben Rußland in Europa, aufrecht. Diesem mußte auch erst entsprochen werden, bevor das zur Weiterbeförderung bereit stehende Vehikel abfahren konnte.

Volle drei Stunden hatten fünf walachische Polizeibeamte nötig, um die Pässe von 21 ausgeschifften Reisenden zu visieren, von denen glücklicherweise nur einige Bukarest als Reiseziel bezeichneten, daß uns so wenigstens die Befürchtung schwand, es könnte der Wagen überfüllt werden, was bei der in dieser Jahreszeit in der Walachei herrschenden Hitze doppelt unangenehm empfunden worden wäre. Diese wenigen Mitreisenden waren echte Kinder Bukarests, voll von Lokalpatriotismus oder vielmehr Eigendünkel und Größenwahn, die in der Schilderung ihrer Vaterstadt so weit giengen, dieselbe als ein zweites Paris zu bezeichnen, eine Behauptung, die in Anbetracht des uns einschließenden Marterkastens und der uns umgebenden primitiven Zustände allerdings gerechten Zweifel erregte. Die Schnelligkeit und Ausdauer der Vorspannpferde hätten zwar schon Abends 9 Uhr ermöglicht, eine Vergleichung von Bukarest mit Paris anzufangen, doch war die Uebermüdung durch das zehn- bis zwölfstündige Schütteln in dem schauderbaren Gefährt so groß, daß die aufgesuchte Nachtruhe bald in einen totenähnlichen zwölfstündigen Schlaf übergieng.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, bevor ich am anderen Morgen zur näheren Besichtigung von Klein-Paris Toilette gemacht hatte. Das Ergebnis meiner Umschau findet sich in meinem Tagebuch wie folgt verzeichnet:

„Eine Beschreibung von Bukarest wird mir nicht gelingen, da eine solche Sch . . . ., wie sie hier herrscht, in einer Stadt von 150,000 Einwohnern, über alle Beschreibung ist. Die zu einem großen Teil mit Weißblech gedeckten Häuser sind nur ebenerdig oder einstöckig; auf meiner ganzen Wanderung durch die Stadt habe ich nur ein einziges zweistöckiges angetroffen. Schöne Gebäude sieht man sehr wenig; einen freundlichen Eindruck machen sie überhaupt nur, solange sie ganz neu sind. Eine schleuderische unsolide Arbeit veranlaßt eine baldige Abbröckelung der im Uebermaß angebrachten Verzierungen, während der vorherrschende helle Anstrich derselben bald bis zur halben Höhe mit Straßenkoth bespritzt ist, da an eine Reinigung der Straßen noch nie auch nur gedacht worden ist. Aber auch eine Menge ganz verfallener Häuser, deren Ruinen Zigeunern als Schlupfwinkel dienen, trifft man in den meist krummen und unregelmäßigen Straßen — Zweifel erweckend, ob man überhaupt in einer Stadt oder in einem Dorfe ist. Vorteilhaft hievon abstechend, geradezu überraschend, sind die fast mitten in der Stadt befindlichen Parkanlagen (der Cismegiu) mit Teichen und kleinen Villen, und der Blick von der Höhe der Metropolie-Kirche auf die vielen glänzenden Dächer der großenteils in Gärten liegenden Häuser läßt zeitweilig vergessen, daß darin ein Schmutz wie bei weiland Augias herrscht.

„Brunnen gibt es in der ganzen Stadt nicht. Zum Trinken wird das trübe Schlammwasser der träge dahinschleichenden Dimbovitza geklärt, indem es mit Alaun geschlagen und dadurch aller Schmutz derart zum Absetzen gebracht wird, daß es krystallklar erscheint. Mit Eis gekühlt, läßt es seinen Ursprung nicht mehr vermuten, und wenn der Fremde dennoch zögert, seinen lechzenden Gaumen damit zu benetzen, wird ihm die aufmunternde Zurede, daß wer einmal von diesem Girle-(Bach-)Wasser getrunken, sich stets darnach zurücksehne, was übrigens nur bildlich zu nehmen und auf den früher erwähnten Lokalpatriotismus der Klein-Pariser zurückzuführen ist."

Wie Bukarest bei Regenwetter aussieht, sollte ich noch kurz vor der Weiterfahrt nach Kronstadt auch zu sehen bekommen, und mich deshalb umsomehr freuen, daß die Abfahrtszeit des wöchentlich nur zweimal verkehrenden Privateilwagens herangerückt war. Dieses Gefährt war allerdings auch wenig einladend: ein gewöhnlicher federloser Leiterwagen, oben und hinten geschlossen, auf den Seiten mit Ledervorhängen versehen, darin drei schlecht gepolsterte Sitze zu je drei Personen, bespannt mit sechs ruppigen Pferden, davon zwei an der Stange und vier vorn nebeneinander. Nachdem alle Plätze besetzt waren, rasselten wir über das schlechte Pflaster, mit der Aussicht, erst in 36 Stunden wieder erlöst zu sein, vorausgesetzt, daß die Fahrt ohne besondere, sich eben nicht gar zu selten einstellende Hindernisse verlaufen würde. Für diesen Fall war jeder Mitreisende für drei Tage mit Lebensmitteln versehen.

Nach einem längeren Aufenthalt vor dem österreichischen Konsulat, von wo die Poststücke mitzunehmen waren (damals befand sich die gesamte Post in der Walachei noch in österreichischen Händen), einem zweiten Anhalten am Thore, wo die Pässe visiert wurden, und einem dritten, dadurch veranlaßt, daß ein Rad vom Wagen sich gelöst hatte, gieng es endlich wie im Fluge über die 2 Mln.

weit beschotterte Straße dahin. Dann aber kam Feldweg oder vielmehr ein Kotmeer, das zum öfteren Aussteigen zwang, um dem bis an die Achsen eingesunkenen Wagen herauszuhelfen oder ihn vor dem Umfallen zu halten. So gieng es selbst in die stockfinstere Nacht hinein, natürlich ohne Laterne, bis bei einem abermaligen Steckenbleiben alle Bemühungen, wieder flott zu werden, erfolglos blieben und zur Fortsetzung der Fahrt der Anbruch des Tages abgewartet werden mußte. Daß dies auf freiem Felde, ziemlich entfernt von jeder Ortschaft, geschah, war unwesentlich, da in denselben ohnehin nirgend Unterkunft zu finden ist, und gegen Hunger und Durst, wie oben bemerkt, vorgesorgt war.

Der zweite Tag verlief noch unangenehmer. Mit der Erreichung von Plojest hatten wir zwar die Regenzone des vorhergehenden Tages überschritten, und die grundlose Straße hinter uns, dagegen war der Weg von hier bis Kimpina — seit Wochen von keinem Tropfen Regen benetzt — mit einer Staubschichte bedeckt, die durch die 24 Beine unserer Bespannung derart aufgewirbelt wurde, daß die vorderen Pferde vom Wagen aus kaum noch erblickt werden konnten. Kam aber auch noch eine Heerde Schafe der Straße entlang, wie dies öfters geschah, so waren wir in eine absolut undurchdringliche Staubwolke eingehüllt, die bald alle Gesichter der Wageninsassen bis zur Unkenntlichkeit schwärzte. Bei dem am Fuße der Karpathen liegenden Kimpina beginnt dann das Thal der wilden Prahova, und Stunden-lang führte hier der Weg über das Geröll im Flußbette selbst. Das Stoßen des Wagens wurde geradezu unerträglich, und die Reisenden zogen vor, ganze Strecken, die ohnehin nur im Schritt zurückgelegt werden konnten, zu Fuß zu gehen. Nichts destoweniger waren mehrere Mitreisende durch das fürchterliche Rütteln so unwohl geworden, daß beim nächsten Wechseln der Pferde eine kurze Rast gehalten werden mußte, damit sich dieselben erholen und durch festes Umwickeln des Leibes mit Tüchern für den Rest der Fahrt in weitern beförderungsfähigen Zustand bringen konnten. Zu allem Ueberfluß gieng auch noch ein Wolkenbruch nieder, der sich jedoch glücklicherweise nicht bis in das Hochgebirge erstreckt hatte, da er sonst für diesen Tag der Weiterfahrt gänzlich ein Ziel gesetzt haben würde, die noch Meilen-weit — bis zum Kloster Sinaia — im Prahova-Thal erfolgen, und dabei einige zwanzigmal den Fluß selbst durchsetzen mußte. Immerhin verspätete sich unsere Ankunft auf der Grenzstation Predjal derart, daß die Zoll- und Paßbehandlung nicht mehr vorgenommen wurde, und wir deshalb gezwungen waren, dort in einer Herberge von weniger als letztem Range die Nacht zu verbringen.

Mit der Ueberschreitung der österreichischen Grenze am anderen Morgen war alle Mühsal und Fährlichkeit der Reise überstanden, und die ganz andere Fahrt auf einer vorzüglichen Kunststraße in das herrliche Tömöser Thal hinab, der aufsteigenden Sonne entgegen, ließ bald alle Unannehmlichkeiten der vorhergehenden Tage vergessen. Immer neue landschaftliche Bilder erfreuten das entzückte Auge, bis nach einer Fahrt von kaum zwei Stunden als letztes, schönstes und mir unvergeßlich bleibendes sich bei Umbiegung eines Bergvorsprungs sich plötzlich Kronstadt in seiner überraschend schönen Lage dem Blicke darbietet.

Dinarische Wanderungen, von Dr. Moriz Hoernes.

Angezeigt von Dr. Friedrich S. Krauß.

Ich will ein neues Buch anzeigen, bei welchem ich Patenstelle vertreten. Dem Publikum gegenüber habe ich dadurch schon im Vorhinein eine Verantwortung übernommen. Ich erfülle nur eine litterarische Ehrenpflicht, wenn ich vor den sach- und fachkundigen Lesern des „Ausland" mich darüber näher ausspreche. Zudem befinde ich mich in der günstigen Lage, über das Buch eines Mannes zu schreiben, der durch mehrere Studien, welche er in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, den Lesern derselben schon seit langem ein guter und, wie ich vielleicht nicht mit Unrecht voraussetze, ein liebgewordener Bekannter ist. Ich meine den Archäologen und Kulturhistoriker Dr. Moriz Hoernes in Wien.

Wir lernten uns erst vor fünf Jahren in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft näher kennen und gerieten bald, wie es sich unter jungen und alten deutschen Gelehrten beinahe von selbst versteht, in eine heftige wissenschaftliche Auseinandersetzung. Hoernes hatte unmittelbar nach der Pacification Bosniens und der Herzegowina diese Länder im Auftrage des k. k. österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht vielfach behufs Aufsuchung und Beschreibung der Altertümer daselbst durchforscht und mehrere größere Arbeiten als Früchte seiner Bemühungen veröffentlicht, und zwar teils in den „Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften", teils in den „Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft" und auch eine Abhandlung in dieser Zeitschrift. Bei aller Gediegenheit und Genauigkeit der Hoernes'schen Beobachtungen erschienen mir die Arbeiten bezüglich ihrer Endergebnisse zu kahl, die Urteile zu schroff und unvermittelt, die Darstellung zu lückenhaft. Etwas von derartiger Empfindung mochten auch jene Kroaten und Serben gehabt haben, welche in gewohnter Verbissenheit auch Dr. Hoernes mit ihrem Geschimpfe bedachten. Freilich stieß es sie hauptsächlich in die Augen, daß gerade ein deutscher Gelehrter zuerst Bosnien und die Herzegowina archäologisch entdeckt hatte. Mir lag natürlich jede Gehässigkeit fern. So wie mir das seltene und so sorgfältig aufgelesene und zusammengestellte Material imponierte, so erschien es mir, an und für sich betrachtet, doch zu gering, als das Endergebnis mehrjährigen Fleißes eines Reisenden von solcher wissenschaftlicher Vorbildung und erprobter Leistungstüchtigkeit.

Wir kamen auf das Thema nicht weiter zurück, weil wir beide überzeugt waren, daß sich eine Verständigung zwischen uns nicht ohne weiters erzielen lasse. Ueberdies beschäftigte sich Dr. Hoernes seit jener Zeit ausschließlich mit prähistorischen Arbeiten in der anthropologischen Abteilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums, woran er angestellt ist. Mir wollte es aber schon lange nicht einleuchten, wie denn jemand bei eminenten Erfolgen auf einem Gebiete dasselbe gänzlich sollte aufgeben können. Im Frühjahr 1887 stellte ich Dr. Hoernes im Museum darüber zur Rede. Ein Wort weckte das andere, und so erfuhr ich von ihm, daß er eigentlich bezüglich seiner bosnisch-herzegowinischen Studien gar nicht so gleichgültig sich verhalte, wie es den Anschein haben mag, vielmehr, durch jene Debatte angeregt, die gewissen Lücken einmal noch auszufüllen gedenke. Er habe schon stattlich viel von seinen Reiseeindrücken zu Papier gebracht, lese alles eifrig, was über jene Gebiete publiziert werde, und beabsichtige, gelegentlich nach Jahren ein Buch herauszugeben, „in welchem die bosnisch-herzegowinischen Denkmäler im weitesten Sinne, von den Tumulis und Monolithen der Urzeit und des Mittelalters bis zu den in Sagen und Liedern, Sitten und Gebräuchen erhaltenen Zeugnissen eines originellen, von Tag zu Tag hinschwindenden Volkstums als redende und handelnde Zeugen auf die Bühne gestellt werden."

„Was heute Abend geschehen kann, das soll nicht bis zum Herbst aufgeschoben werden" (što može biti večeras nek ne bude jesenas), sagt der Bosnjak, erwiderte ich ihm auf seine Mitteilung, und erbat mir das Manuskript zur Durchsicht. Daheim las ich die Arbeit mit immer gesteigerterer Aufmerksamkeit, und besonders mich ansprechende Teile las ich laut mir und meinem Vater vor. Mein Zuhörer bemerkte: „Das sind wirklich prächtige Kultur- und Landschaftsbilder", mir aber fielen so manche Stellen aus meinen Sammlungen noch ungedruckter südslawischer Volksüberlieferungen ein, welche so trefflich zu Hoernes' Ausführungen paßten, als ob sie aus dieser Umgebung herausgerissen worden wären. Selbstverständlich schrieb ich sie aus und legte sie dem Manuskripte bei. Die Probe auf die Zuverlässigkeit der Hoernes'schen Aufzeichnungen stimmte zu meiner vollen Befriedigung. Ich mußte mir schließlich sagen, hier ist der kulturelle und landschaftliche Hintergrund dargestellt, auf welchem sich die Geschehnisse der Guslarenlieder (Volksepik) der Bosnjaken und Herzegovcen kräftig abheben. Um diese Epen eigentlich zu begreifen, muß man auch die Gegenden genau kennen, wo sie entstanden. Ich publiziere jahraus jahrein Guslarenlieder. Der Kreis von Interessenten wächst zusehends. Nicht jedermann, der an dieser Art von Volksüberlieferungen Wohlgefallen findet, kann jene Gebiete bereisen, um die Oertlichkeiten selber zu beaugenscheinigen, jeder aber vermag sich leicht so ein Buch wie das Buch von Hoernes anzuschaffen. Eine solche Ergänzung zu meinen Spezialstudien über südslawisches Volkstum heiße ich höchst willkommen.

Freimütig gestehe ich es ein, daß ich nicht imstande wäre, so ein Buch zu schreiben, wenngleich ich durch vierzehn Monate Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien nach allen Richtungen bereist und die Gegenden, welche Dr. Hoernes beschreibt, aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Ich reiste lediglich, um ethnographische Erhebungen zu pflegen. Es war das ein beschwerliches, entsagungsreiches Wandern von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf, im Sommer wie im Winter, und dann hieß es tagelang in Tabaksqualm-erfüllten, engen, übelriechenden Räumen hinhocken und emsig mit der rechten Hand auf dem linken Knie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein Guslarenlieder und andere Volksüberlieferungen nachschreiben; dann galt es wieder Sitten und Gebräuche genau beobachten und dann wieder schreiben und fragen und abermals Fragen stellen. Brach ich endlich auf, so war mein Reisen nichts weniger als vergnüglich, denn ich hastete zu neuen Quellen der Volksüberlieferung. Die erhaltenen ethnographischen Eindrücke hielten mich immer so gefangen, daß ich mit bestem Willen den übrigen Erscheinungen der Volksseele, abgesehen von den auffälligsten in Haus und Hof, nur eine geringe, der Landschaft aber vollends keine tiefere Beachtung schenken konnte. Mein Sinnen und Trachten war eben anderen Dingen ausschließlich gewidmet. Wer heutigen Tages etwas Rechtes schaffen will, muß sich unbedingt zum Spezialisten auszubilden streben. Ueber Ethnographie und ethnographische Forschung im allgemeinen ist schon unendlich viel geschrieben und gesprochen worden; mehr als je aber tritt gegenwärtig die Notwendigkeit, Einzelforschungen anzustellen, in den Vordergrund; doch da kann nur eine rückhaltslose Hingabe an den Gegenstand zum ersehnten Ziele führen. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß es hoch an der Zeit ist, unsere Wissenschaft auch im einzelnen für jedes Volk zu begründen.

Anders als ich reiste der Archäologe Dr. Hoernes. Während ich nach unten mein Auge nur auf die Menschen gerichtet hielt, ließ er seine Blicke überall hinschweifen. Er streifte nach allen Richtungen herum, auf Bergen und in Thälern, auf Feld und im Wald, immer auf der Suche nach steinernen Ueberlebseln aus entschwundenen Zeitläuften. Von Natur aus begabt mit einem eigentümlich feinen, intuitiven, dichterischen Gemüte, erschloß er sich die geheimnisumwobene Sprache jener Denkmäler und lernte sie als selbstgewachsene, nicht zu missende Bestandteile der landschaftlichen Umgebung verstehen. Nur von Zeit zu Zeit hielt er Einkehr in die Behausungen der bäuerlichen Bevölkerung, gleichsam um seine Beobachtungen von außen nach innen zu auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Doch bald zog es ihn aufs neue hinaus auf die rastlose Wanderung, und die Teile, die er da und dort geschaut, fügten sich vor seinem Geiste zu einem abgerundeten künstlerisch befriedi-

genden Ganzen zusammen. Er verglich unermüdlich Vergangenheit und neu sich gestaltende Gegenwart, und so gewann er allmählich einen Ueberblick über Bosnien und die Herzegowina und die kulturellen Beziehungen dieser Länder zu den benachbarten Gebieten, und wurde sich klar über mannigfache Einflüsse verschiedener Völker auf die Bewohner des Landes alter und neuer Zeit. Nach Möglichkeit berücksichtigt Dr. Hoernes auch das Volkstum der Bosnier und Herzegowiner, freilich nur nebenbei, insofern es seine Kulturbilder in weiterem Sinne des Wortes zu vervollständigen scheinen mochte. Leider beherrscht er nicht im ausreichenden Maße die serbische Sprache, das Hauptmittel zur Erkenntnis des Volkstums, welchen Nachteil er aber nach Kräften durch Heranziehung der ihm leichter zugänglichen Uebersetzungslitteratur wettzumachen sucht. Von einem sicheren Gefühle geleitet, unterscheidet Dr. Hoernes genau zwischen Kulturgeschichte und Ethnographie. Auch hat er mit einer fast an Aengstlichkeit streifenden Behutsamkeit sich gehütet, bosnische Geschichte zu erzählen. Er weiß eben, was er sagen will. Was ihn aber vor allem auszeichnet, das ist eine glanzvolle, kräftige deutsche Stylistik. Hoernes ist kein Sprachkünstler, der sich in üppigem Wortschwall gefiele, sondern ein glücklicher Finder, der nie um den Ausdruck verlegen ist, soll er seine Gedanken in schöner, gefälliger Form mitteilen.

Bei mir war es ausgemachte Sache, daß dieses Manuskript je früher, desto lieber gedruckt werden müsse. Das nonum prematur in annum taugt vorzüglich für Dichter, nicht für Gelehrte. Ein gelehrtes Werk wirkt befruchtend, indem es zu neuen Forschungen vielfach Anregung bietet, zum mindesten den Gesichtskreis seiner Leser in höherem Grade erweitert. Zu dieser Art von Büchern gehört auch das Hoernes'sche Werk.

Mit der Handschrift in der Tasche begab ich mich auf eigene Rechnung und Gefahr zu Herrn Karl Gräser, einem unserer vornehmsten und tüchtigsten österreichischen Verlagsbuchhändler in Wien, in dessen Verlag schon eine Reihe ausgezeichneter Werke zur Völker- und Landeskunde von Oesterreich-Ungarn erschienen, und trug ihm mein Anliegen vor. Gräser, der selber ein Mann von Urteil ist, behielt die Arbeit bei sich, fand an ihr gleichfalls Wohlgefallen und setzte sich bald darauf mit Dr. Hoernes ins Einvernehmen. Die Verhandlungen führten zu dem von mir gewünschten Erfolge. Vor kurzem erschien im Verlag von C. Gräser ein herrlich ausgestattetes Werk in Oktav, im Umfang von 24 Druckbogen unter dem Titel: „Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina von Dr. Moriz Hoernes. Mit fünfzig zum Teil nach Skizzen des Verfassers angefertigten Abbildungen und einer Karte."

Nachdem der Leser also mit der Geschichte des Buches vertraut geworden ist, hoffe ich, wird er meinen Mitteilungen über den Inhalt des Werkes eine um so größere Aufmerksamkeit entgegenbringen. Das war ja auch nur der Hauptzweck der langen Vorbemerkung.

* * *

Die Einleitung des Buches, in welcher der Autor das Gefüge der Balkanländer mit ihren „oblongen" (asiatischen) und „keilförmigen" (europäischen) Typen, zu welch letzteren Dalmatien und Bosnien, aber auch Serbien, Montenegro und Griechenland gehören, analysiert, ist den Lesern dieser Zeitschrift aus früheren Mitteilungen bekannt (vergl. „Ausland" Jahrgang 58, Nr. 19). In ähnlicher, vergleichend geographischer Betrachtung wie das Gesamtbild Bosniens und der Herzegowina werden die einzelnen Landesteile, denen eingehende Schilderungen gewidmet sind: das Narenta-Thal, das Quellbecken der Bosna, die nordwestliche Herzegowina, die Westgrenze Montenegro's, Drina und Lim u. s. w., zuerst in ihrem Grundwert und ihrer geschichtlichen Geltung bestimmt und dann im Detail ausführlich dargestellt. Dadurch wird die bunte Fülle der Erscheinungen stets in dem Rahmen gehalten, der ihr von Natur zukommt, und wirkt gefällig, ohne zu zerstreuen und von den Hauptpunkten der Betrachtung abzulenken.

Als Beispiel jener, die Einzeldarstellung einleitenden Betrachtungen sollen einige Sätze hier Platz finden, welche der Individualität des Narenta-Thales gewidmet sind. Hoernes verfolgt dasselbe von der Mündung aufwärts soweit als es kulturelle Bedeutung hat, d. h. bis zu dem Punkte, wo es scheinbar eigensinnig wieder nach Süden umbiegt. „Dieser Eigensinn oder Widersinn ist aber nur ein scheinbarer, denn die Narenta folgt in ihrem Quell- und Oberlauf bis Konjica und darüber hinaus der Richtung, welche ihr von der großen binnenländischen Erhebungskette diktiert wird. Dann, gleichsam nachdem sie zu solchem Unternehmen Kraft gewonnen, wendet sie sich in scharfem Winkel auf kürzestem Weg dem Strande zu, durchbricht in einem großartigen Fluß-Défilée die fruchtbarsten Niederungen derselben und findet nach zweimal wiederholtem Kampf mit widerspenstigen Randformationen, wie zum Lohne für solche Anstrengungen, bequemen, offenen Austritt ins Adriatische Meer.

„So gleicht dieser Fluß, indem er anfangs an der nordwest-südöstlichen Richtung, welche alle fünf Parallelbildungen des dinarischen Landes — binnen- und küstenländische Gebirgskette, Sumpfgürtel, Strandsaum und Inselreihe — beherrscht, participiert, dann aber gegen dieselben Front macht und sie alle durchbricht, einem energischen Charakter, der in seiner Jugend an einer gewaltigen Geistesströmung notgedrungen teilnimmt, mit den Jahren aber erstarkt, nun den Kampf mit ihr aufnimmt und sie siegreich überwindet — eine Erscheinung, die ein gewisses wärmeres Interesse als das der vergleichenden geographischen Betrachtung wohl verdient. Denn das geht doch aus jeder solchen Betrachtung schließlich hervor, daß es Individualitäten sind, mit denen sie es zu thun hat. Und

wie alle Konstatierung von Typen nicht an die unendliche Mannigfaltigkeit der schöpferischen Natur heranreicht, so entzieht sich auch jede einzelne Erscheinung, die nur einen bestimmten Willen kräftig zum Ausdruck bringt, der Definition durch hergebrachte Kategorien, will vielmehr als Einzelwesen ins kleinste betrachtet und liebevoll aufgefaßt werden."

In glänzenden Farben malt Dr. Hoernes die Naturszenerien, an deren Reiz das dinarische Alpenland einen seiner größten, zukünftiger Ausbeutung vorbehaltenen Schätze besitzt. So schildert er z. B. die gewaltigen Urwälder im südöstlichen Bosnien (zwischen Miletković und Čajnica) in greifbarer Anschaulichkeit. „Hier herrscht tiefe Nacht, von keinem Sonnenstrahl erhellt, jungfräuliche Natur, von keinem menschlichen Werkzeuge entweiht und verletzt. Nur das himmlische Feuer, rein wie sie, hat mit ihr gerungen; doch die Spuren des Kampfes, so überwältigend sie sind, zeugen nur von ihrer Größe und sind eine neue Form ihrer Herrlichkeit. Gleich am Waldesrand hat ein verheerender Brand kolossale Wirkungen hervorgebracht. Halbverkohlt sind die Riesentannen zu Boden gestürzt, und während sie wie in wahnsinnigem Schmerz ganze Erdpyramiden mit ihren Wurzeln auftürmten, haben sie ihr verbranntes Haupt tief in das reiche Bett von kühlendem Moos, Gebüsch und Kräutern vergraben. Andere sind sich wie verzweifelt in die Arme gesunken und halten sich gegenseitig noch im Tode aufrecht. Wie schmerzgerührt neigen auch die Zuseher des Kampfes ringsumher die fahlen Häupter und lassen ihre versengten Arme hülflos sinken. Vorüber! Hier ist das Heiligtum des äonenlangen Lebens und eines stillen, natürlichen Todes. Frische, grüne Stämme sprossen aus der von dichten Schlinggewächsen sorglich übersponnenen, von Erdbeeren und duftigen Kräutern köstlich einbalsamierten Baumleiche. Berge vermoderten Holzes leuchten aus dem Dunkel; klafterhohe Wälder von Farnkraut ziehen sich unter den Bäumen hin; nirgends ist der Boden sichtbar. Halbgesunkene Riesenstämme sind im Sturze von ihren starken Nachbarn hülfreich aufgehalten worden und grünen fröhlich weiter; gestürzte bilden natürliche Brücken über Abgründe. Tiefe Schluchten sind bis zum Rande gefüllt mit einem Wirrsal von Stämmen und Reisig. Auf der Höhe des Berges läuft ein Stück uralter Pflasterstraße mitten durch den Wald; die jetzige Generation hat über die zahlreichen, versumpften Wegstellen lange und breite Balkenstege angelegt."

Ich bemerkte vorhin, Dr. Hoernes habe den landschaftlichen Hintergrund zu meinen Guslarenliedern geschaffen. Das Guslarenlied hat selten landschaftliche Schilderungen; für die bosnisch-herzegowinischen Zuhörer sind sie ja meist überflüssig, weil sie ihr Land ohnehin kennen; die wenigen Stellen, die auf die Landschaft Bezug nehmen, sind aber immer ebenso klassisch, wie ähnliche Mitteilungen bei Homer. Ich will hier als Parallele zu obiger Schilderung des Dr. Hoernes eine Stelle aus einem meiner noch ungedruckten herzegowinischen Guslarenlieder anführen. Der fahrende Ritter Golotinja Bogjulagić Ibro zieht aus Türkisch-Kanizsa in Ungarn über Bosnien nach Janina ins Küstenland, um Fatime, die Tochter des Burgherrn von Kanizsa, auf irgend eine Weise aus der Sklaverei zu befreien:

Ibro zog entlang dem türk'schen Lande;
heftig trieb er an sein falbes Rößlein.
Ibro überschritt an einem Tage,
überschritt drei weiße Hochgebirge,
Bukovica und Drahovica
und die grüne Alpe von Otrosa.
Als er auf die Vučjak-Alp' gelangt war,
hatte ihn der weiße Tag verlassen
und mit Dunkelheit die Nacht umfangen.

Lang ist die verfluchte Vučjak-Alpe,
denn sie dehnt sich in die Läng' zwölf Stunden.
Zwölf Engpässe zieh'n sich Alpen-abwärts,
längs derselben Grab an Grab geschaufelt,
Marmorblock an Marmor will ich sagen,
alle Gräber frisch bedeckt mit Erde.

Längs der Alpe schwarzes Tannendickicht.
Längs des großen angelegten Weges
hat sich Dunkel im Gezweig' gelagert.
In dem Dunkel hörst du Raben krächzen;
auf den Bergen heulen graue Wölfe,
in den Thälern brummen dumpf die Bären.

Ungemütlich fühlt sich hier der Wand'rer.
Gott und seine Sreća war ihm gnädig,
denn er zog mit heiler Haut vorüber,
jagte durch die Klamm hindurch den Falben,
überschritt das Vučjak-Hochgebirge
und gelangte in Janina's Haine;
drauf durchquerte er die weiten Haine
und gelangte in's Gefild Janina —
hier hat ihn die heiße Sonn' beschienen.

Womöglich noch wirkungsvoller als die Schilderung des Urwaldes ist bei Hoernes das Bild des zerklüfteten, sonnverbrannten, in seiner Trostlosigkeit gewaltig imponierenden Karstgebiets. Wenn man die betreffenden Partien bei Hoernes gelesen, so begreift man, wie die mythenbildende Volksphantasie den Karst als ein von Gott wegen eines daselbst begangenen, unerhört schändlichen Verbrechens zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammtes Gebiet betrachtet. Eine Episode in einem meiner noch ungedruckten bosnischen Guslarenlieder erzählt davon. Der greise Held Stipurile zieht mit Majković Nikolaus und einer Schar Genossen auf Beute ins Küstenland hinab. Oben auf dem Karste (goleš, die nackte Strecke) halten sie Rast:

Und Nikolaus wohl vom Heldenstamme
schaut dahin durch's wüste Karstgebirge
und befrägt den greisen Stipurile:

— Mein Gebieter, greiser Stipurile,
sag mir's recht, denn recht werd' ich dich fragen:
Warum gibt's kein Waldlaub auf dem Karste?
Grünen doch die grünen Alpen allwärts!
Warum grünt kein Laub auch auf dem Karste?
Grüne Gräser grünen allerorten.

Warum grünt kein Gras auch auf dem Karste?
Allwegs singen Vögel auf den Alpen,
warum singen keine auf dem Karste?
Ueberall entspringen kalte Quellen,
warum gibt's nur hier kein kühles Wasser?
Sonst bescheint die Sonne alle Alpen,
warum glänzt sie nicht auch über'm Karste?

— Frag' mich gar nicht, Majković Nikolaus,
Als es einst in alter Zeit gewesen,
zogen hier vorüber neun Gebrüder,
führten wohl daher ein stattlich Mädchen.

Als sie in die engen Pässe kamen,
thaten alle neun der Maid Gewalt an.
Dies gewahrte auch die Sonne strahlend,
sie gewahrt' es mitten auf dem Himmel,
sah die unerhörte That vollführen,
neun Gebrüder eine Frau mißbrauchen.

Aus dem klaren Himmel zuckt ein Blitzstrahl
und erschlug die lieben neun Gebrüder.
Damals fluchte Gott der kahlen Alpe.
Nimmermehr entsproß ihr grünes Laubwerk,
nimmermehr erwuchs auf ihr ein Grashalm,
nimmermehr entquoll ihr eine Quelle,
und kein Vöglein sang mehr hier ein Liedlein,
nimmermehr beschien den Karst die Sonne.
Also darum, Majković Nikolaus.

(Schluß folgt.)

Die Erforschung der Alpenseen.

Von Dr. Kurt Lampert in Stuttgart.

Vortrag, gehalten in der Sektion Schwaben des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

(Schluß.)

Wenn wir oben als Aufenthaltsort der pelagischen Fauna den offenen See angaben, so bedarf dies einer kleinen Einschränkung; die pelagische Tierwelt findet sich nicht zu aller Zeit in den gleichen Schichten des Wassers. Bei Tag suchen wir sie vergebens an der Oberfläche; erst des Nachts bevölkert sie diese, um, so lange das Tageslicht den See erhellt, in größeren oder geringeren Tiefen sich aufzuhalten. Je nach der Art schwankt die Tiefe, bis zu welcher die pelagische Tierwelt am Tage hinabsinkt, zwischen 10 und 100 m.; für die meisten beträgt sie 10 bis 25 m. Die pelagische Fauna der Süßwasserseen ist, gleich der pelagischen Tierwelt des Meeres, sehr empfindlich gegen das Licht, vor dessen Einfluß sie sich daher in die Tiefe des Sees flüchtet; die pelagischen Tiere sind Dämmerungstiere. Durch die täglich zweimal wiederkehrende Wanderung von unten nach oben und umgekehrt kommen die pelagischen Tiere, wie Weißmann hervorhebt, in die Lage, eine mehrere Meter mächtige Wasserschichte nach Nahrung absuchen zu können, und da sie sich das ihnen zusagende Lichtverhältnis nach Belieben heraussuchen können, indem sie die ihrem Auge angemessene Dämmerung bei Tag in der Tiefe, bei Nacht an der Oberfläche finden, können sie ununterbrochen nach Nahrung spähen, ohne einen Teil des Tages pausieren zu müssen, wie dies der Fall wäre, wenn sie ausgesprochene Tages- oder Nachttiere wären. Eine reichliche Nahrungsaufnahme aber ist nötig bei Tieren, die sich in fortwährender Bewegung befinden, und die eine kurze Lebensdauer, dabei aber ungemeine Fruchtbarkeit besitzen.

Nach Betrachtung der Littoral-Fauna, die der Konfiguration der Küsten in mehr oder weniger breiter Zone folgt, und der pelagischen Fauna, welche den offenen See belebt, bleibt uns noch zu erwähnen die Tiefsee-Fauna. Wie die tiefen Becken des Meeres des organischen Lebens nicht entbehren, so findet sich auch am Boden der Süßwasserbecken, vorausgesetzt, daß diese tief genug sind, um die Eingangs geschilderten physikalischen Verhältnisse zu besitzen, eine charakteristische Tiergesellschaft, die auf dem Boden der Seen lebt. Schon weiter oben wurde erwähnt, wie die Küstenfauna der Senkung des Seebodens nur in geringe Tiefe hinab folgt; ihre äußerste Verbreitung nach unten hängt von dem Eindringen des Lichtes ab. In der Tiefe von ca. 25 m. leben die letzten grünen Pflanzen, denn in größerer Tiefe erhält das Chlorophyll nicht mehr genügend Licht zur Assimilation, zur Produktion des Sauerstoffes, und mit den grünen Pflanzen verschwinden die zum großen Teil auf sie angewiesenen charakteristischen Küstentiere, beginnt die Tiefsee-Fauna. Sie läßt sich in eine obere und untere Zone gliedern. In der oberen, bis ca. 60 m. hinabreichenden Zone machen sich noch geringe Temperaturschwankungen und dadurch bewirkte Strömungen geltend; auch dringt, wie die erwähnten Versuche mit chemisch präparierten Platten beweisen, ein Teil des Lichtes besonders im Winter noch bis in die Tiefe und gestattet chlorophyllosen braunen und violetten Algen, Palmellaceen, Oscillarien und Diatomeen, daselbst zu leben, sie bilden einen filzigen, von Forel als feutre organique bezeichneten Bodenüberzug. In größerer Tiefe, bei 60, spätestens bei 100 m., verschwinden die letzten Repräsentanten des Pflanzenreiches, und hier herrscht die Tiefsee-Fauna unbestritten. Im Genfer See sind bis jetzt 101 für die Tiefe charakteristische Arten gefunden, eine Zahl, die zwar zurücksteht gegen die Mannigfaltigkeit der Ufer-Fauna, aber doch einen stattlichen Tierreichtum der Tiefe erkennen läßt, wozu noch kommt, daß die einzelnen Arten sich gleich den pelagischen Tieren in größter Zahl finden, manchmal den Boden völlig bedecken. Fast alle größeren Gruppen der Süßwassertiere nehmen an der Bildung der Tiefen-Fauna Anteil; die in der Tiefe gefundenen Fische gehören zwar dieser Region nicht ausschließlich an, sondern gelangen nur auf ihren Wanderungen dahin, ausschließlich in der Tiefe lebend aber finden sich bestimmte Spinnentiere, Insektenlarven, Vertreter verschiedener Krebsordnungen, wie Flohkrebse (Amphipoden), Asseln (Isopoden), Muschelkrebse (Ostracoden), Spaltfüßler (Copepoden), ferner Schnecken und Muscheln,

Borstenwürmer, Fadenwürmer, Strudelwürmer, ein interessantes Moostierchen, Rädertiere, eine charakteristische Abart des Süßwasserpolypen und eine Anzahl Urtiere, gewiß auch eine Fülle von Lebewesen, an die der Altmeister der Binnensee-Untersuchungen, Forel, selbst nicht dachte, als er vor nun fast 20 Jahren ganz zufällig in einer Tiefe von 40 m. einen kleinen weißen Fadenwurm erbeutete, das erste bis dahin bekannt gewordene Tiefseetier eines Binnensees.

Auch den Tiefentieren kommen gleich den beiden anderen Gruppen gewisse Merkmale gemeinschaftlich zu. So zeigt sich z. B. besonders bei den Mollusken eine Verringerung der Größe, und zugleich ist die Schale derselben dünner und zerbrechlicher als bei ihren Verwandten an der Küste, deren Schalen dem Wellenschlag eine Widerstandsfähigkeit entgegensetzen müssen, welche die Tiefenbewohner nicht nötig haben. Als eine Anpassung an die Beschaffenheit, an den feinen Schlamm der größeren Tiefen und an die absolute Ruhe ist der Mangel von Haftapparaten zu betrachten; zugleich haben selbst Tiere, deren nächste Verwandte an der Küste eine festsitzende Lebensweise führen, die Fähigkeit, sich anzuheften, völlig verloren und stecken lose im Schlamm, während zufällig in den Tiefsee-Schlamm geratene größere Objekte, wie Coakstrümmer u. dgl. sich völlig unbewohnt erwiesen. Daß in der Tiefe von Hundert und mehreren Hundert Metern keine Luft-atmenden Tiere existieren können und eventuell hier vorkommende Arten sich der Wasseratmung anbequemen müssen, ist fast selbstverständlich und für die Wasserschnecken diese Anpassungsfähigkeit seit der von Dr. Pauly gelösten, diese Frage behandelnden Preisaufgabe schon länger bekannt.

Um so interessanter ist eine weitere von Forel entdeckte Anpassung, die nicht nur ein Organ oder eine Funktion betrifft, sondern in einschneidender Weise die ganze Lebensgeschichte eines Tieres beeinflußt. Zu den Tiefseetieren des Genfer Sees gehören nämlich auch einige Fliegenlarven, welche den Gattungen Chironomus und Tanypus zukommen; die über dem Boden lagernde Wasserschichte würde den verwandelten Tieren unmöglich machen, aufzusteigen und die Luft zu erreichen, so findet eine Verwandlung überhaupt nicht statt und die veränderten Lebensbedingungen haben die einer weitgehenden Anpassung fähigen Insektenlarven zur „Pädogenesis" geführt, zu dem seltenen Fall, daß die Larven direkt wieder Larven produzieren, ohne sich zum Geschlechtstiere zu verwandeln.

Die unverkennbare Tendenz zu einer Rückbildung der Sehorgane, sowie der Mangel des Pigments bei vielen Tieren oder eine anderweitige Färbung derselben, wie dies z. B. bei dem blaßrötlichen Tiefsee-Verwandten des bekannten grünen Süßwasser-Polypen der Uferzone auffällt, sind ebenfalls Anpassungen an das Leben in der Tiefe und lassen sich in Parallele setzen mit den gleichen Erscheinungen bei den Tiefseetieren der Meere. Bei diesen mannigfachen auf Anpassung beruhenden Analogien zwischen den Tiefenbewohnern der ozeanischen Becken und Binnengewässer, wozu auch der Bezug der Nahrung zu zählen ist, die in beiden Fällen meist von den pelagischen Tieren stammt, ist es fast zu verwundern, daß eine Eigenschaft der Tiefenfauna den Binnenseen mangelt, die den marinen Tiefseetieren in hohem Grade zukommt, nämlich das Leuchtvermögen. Während ein bedeutender Teil mariner Tiefsee- und pelagischer Organismen die Fähigkeit besitzt, in phosphorischem Lichte zu erstrahlen, worauf, was die letzte Tiergruppe anbelangt, der Effekt des Meeresleuchtens beruht, ist bis jetzt noch kein leuchtendes Tier aus einem Binnensee bekannt geworden.

Auch in der Herkunft unterscheidet sich die Tiefenfauna der Seen, speziell wenigstens der Alpenseen, die wir hier zunächst im Auge haben, von der marinen Tiefseefauna. Bei letzterer führt die Frage nach der Herkunft in vielen Fällen auf weit zurückliegende Zeiten; in den Tiefen der ozeanischen Becken, die in ihrer Konfiguration während der letzten geologischen Periode keine Veränderung erlitten und die überdies alle miteinander in Kommunikation stehen, haben sich viele Formen bis heute lebend erhalten, die keine Verwandten in Ufertieren besitzen, sondern sich an längst ausgestorbene Arten anschließen. Auch in einer Anzahl von Binnensee-Becken finden sich Tiefenformen, die der übrigen Seefauna als Fremdlinge gegenüberstehen, die sich an marine Formen anschließen und als Ueberbleibsel einer Zeit erweisen, in welcher der betreffende See noch einen Meeresteil bildete, um erst später vom Meer losgetrennt und in einen Süßwassersee verwandelt zu werden. Es wäre aber zu weit gegangen, aus dieser „Reliktenfauna" allein auf einen marinen Ursprung eines Sees zu schließen, und speziell für die Alpenseen, von denen ein großer Teil auch nie Meeresfjorde gewesen sein können, ist es nicht richtig, überhaupt von einer derartigen Reliktenfauna zu sprechen. Die Tiefenfauna der Alpenseen muß, wie die Tierwelt dieser Seen überhaupt, jungen, quaternären Ursprungs sein. Denn wenn, wie wir noch sehen werden, eine zeitweilige Eisbedeckung eines Sees auch kein Hinderungsgrund für organisches Leben ist und wenn vielleicht auch die Mehrzahl der heutigen Seen schon vor der Eiszeit bestanden hat, so scheint uns doch die Annahme zu gewagt, daß während der langandauernden immensen Vergletscherung sich organisches Leben in den heutigen alpinen und subalpinen Seebecken erhalten haben sollte, und gewiß ist einer oder der andere See erst mit dem Ende der Eiszeit entstanden, der heute gerade so reich wie die anderen bis in seine Tiefen bevölkert ist. Die Tiefenfauna der Alpenseen ist vielmehr von der Küstenfauna derselben herzuleiten; mit hohem Anpassungsvermögen versehene Küstentiere, die aktiv oder passiv in die Tiefe gelangten, änderten, den anderen Lebensbedingungen entsprechend, Habitus und Lebensweise und schufen so die Tiefenfauna, die, wenn sie auch durchaus nicht etwa nur ein Konglomerat verschlagener

Tiere aus den anderen Seeregionen darstellt, sondern einen abgeschlossenen bestimmten Teil der Tierwelt des Sees bildet, doch ihre Beziehungen zur Küstenfauna nicht verleugnen kann; nur von einigen wenigen, allerdings gerade dadurch um so interessanteren Tiefentieren sind noch keine Verwandten in der Küstenzone gefunden worden. Für ein paar Tiefenkrebse können auch unterirdische Zuflüsse als Wanderstraße dienen.

All die angeführten Thatsachen beziehen sich, wie Eingangs schon erwähnt, in erster Linie auf den Genfersee, haben aber, im großen und ganzen genommen, für alle Wasserbecken der Alpen ihre Gültigkeit, die groß genug sind, um die geschilderten physikalischen Verschiedenheiten und die dadurch bedingte Scheidung der organischen Lebewelt Platz greifen zu lassen. Wir müssen aber besonders noch der zahlreichen neuen Untersuchungen gedenken, die der thätige Schweizer Forscher Dr. O. Imhof an hochalpinen Seebecken angestellt hat.[1] Auch hier findet sich eine sowohl an Arten als an Individuen reiche Tierwelt; alle die Tiergruppen, die uns von subalpinen Wasserbecken her bekannt sind, senden auch ihre Vertreter in die hochgelegenen Seen, und auch hier lassen sich die drei oben skizzierten Abteilungen in der Tierwelt eines Sees nachweisen, wenn auch öfters in den meist nicht tiefen hochalpinen Seen eine Grenze zwischen Littoral-Fauna und Tiefen-Fauna kaum zu ziehen ist.

Besonderes Interesse erwecken aber Imhof's Untersuchungen durch den Nachweis, daß auch die Frostbande des Winters die Entwickelung des tierischen Lebens der Gebirgsseen nicht zu hemmen vermögen. Wohl erschien die Annahme gerechtfertigt, daß mit Beginn des Winters, wenn die Eisdecke sich von Ufer zu Ufer spannt, die Tierwelt des Sees in langen Winterschlaf verfällt oder abstirbt, nachdem durch Produktion von Dauereiern das Fortbestehen der Art gesichert ist, daß erst am Ende des Frühlings, wenn die Herrschaft des Winters gebrochen und die Fesseln, in die er die Seen geschlagen, gesprengt sind, die Tausende von Keimen sich regen und ein üppiges, aber nur die Sommermonate währendes Tierleben erblüht; allein wie schon so mancher scheinbar wohlbegründeten Theorie, hat auch dieser Annahme das Schleppnetz des Zoologen ein grausames Ende bereitet. Imhof untersuchte eine Anzahl hochgelegener Seen, deren höchster der Lej Sgrischus, 2640 m. ü. M. im Ober-Engadin ist. Dieser See, der 9 Monate des Jahres zugefroren ist und bei einer Länge von 450 m. und einer Breite von 200 m. die geringe Maximaltiefe von nur 6.55 m. hat, enthält nicht nur eine reiche Fauna von Urtieren, Rädertieren, Würmern, Krustern, Milben, Insekten und Mollusken, sondern auch Forellen; die Existenz dieser Fische setzt das Vorhandensein reichlicher Nahrung auch im Winter voraus, denn ein Auswandern der Fische ist bei der Steilheit des Abflusses nicht möglich. Den positiven Nachweis aber, daß auch im Winter die Alpenseen reich bevölkert sind, konnte Imhof liefern, als er in der Zeit vom 26. Dezember 1883 bis 3. Januar 1884 eine Anzahl Ober-Engadiner, zu dieser Zeit sämtlich gefrorener Seen untersuchte, nämlich den St. Moritzer-See (1767 m.), Campfer-See (1793 m.), Silvaplaner-See (1794 m.), Silser-See (1796 m.) und Cavloccio-See (1908 m.). Ueberall fanden sich sowohl Mitglieder der pelagischen als auch der Tiefenfauna in ansehnlicher Individuenzahl, einmal sogar zahlreicher als im Sommer, und durchweg erschienen die Tiere wohl genährt; ja die Eisdecke, die auch in sehr hochgelegenen Seen kaum über 80 cm. dick wird, ist nicht nur kein Hindernis für tierisches Leben, sondern sichert sogar dessen Fortbestand im Winter, denn wird sie nicht rechtzeitig gebildet, so zeigen sich die Fische im darauffolgenden Sommer abgemagert, da ein großer Teil ihrer Nahrung infolge der ungünstigen Witterungsverhältnisse im Lauf des Winters zu grunde gieng.

So ist die Zoologie mit Sonde und Netz auch in die geheimnisvollen Tiefen unserer Alpenseen eingedrungen; der letzteren Reiz ist hiedurch nicht geschmälert worden; wie uns ein Buch immer lieber und werter wird, dessen erneute Lektüre uns neue Schönheiten enthüllt, so erscheint uns der freundliche See, an dessen Ufern wir längst heimisch sind, in neuem Licht, wenn wir ihn nicht nur als Perle landschaftlicher Schönheit bewundern, sondern auch dem geheimnisvollen Leben in seinem Schooße nachspüren, auch in seinen Fluten dem ewigen Wechselspiel von Werden und Vergehen folgen, und ihn auch von diesem Gesichtspunkte aus als einen Teil des Ganzen der uns allseitig umgebenden Allmutter Natur betrachten.

[1] Vergl. hiezu von den zahlreichen Publikationen Imhof's speziell: „Studien über die Fauna hochalpiner Seen, insbesondere des Kantons Graubünden“ in „Jahresberichte der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens“, Jahrgang XXX.

Das heutige Siam und seine Zustände.

Von J. M'Carthy, Oberinspektor der Landesvermessung in Siam.

(Schluß.)

Ich will niemand mit der Schilderung meiner Reise im Kahn die Flüsse hinauf langweilen, sondern mit Saraburi beginnen, wo wir die Boote zurückließen und uns auf die Landreise vorbereiteten. Es wurden uns Elefanten und Büffel geliefert, um unser Gepäck nach Khorat, dem nächstwichtigen Platze, zu schaffen. Der Weg führt durch einen Wald namens Dong Phraya Fai, welcher der Ueberlieferung nach in einem sehr schlechten Rufe steht, so daß die gemeinen Siamesen sich fürchten, ihn zu betreten, weil sie behaupten, dort hole man sich unfehlbar das Fieber. Der Name ward unter der Regierung des vorigen Königs von Dong Phraya Fai (Wald des Herrn des Feuers) umgewandelt in Dong Phraya Yen (Wald des Herrn der Kälte) und das Klima soll sich angeblich seit dieser

Namensveränderung wesentlich gebessert haben. Der Sage nach hat in alten Zeiten über diesen ganzen Bezirk ein Verwandter des Stifters der buddhistischen Religion geherrscht, dem, so oft er den Mund aufthat, Strahlen von einem eigentümlich hellen Lichte daraus hervorgiengen. Er wohnte in dem Wald, welcher nach ihm Dong Phraya Fai genannt wurde. Einer seiner Nachkommen trug immer einen eisernen Hut und wurde nach seinem Tode ein sehr unruhiger quälerischer Geist; um ihn zu beruhigen erhielt er den Namen Chau Muek Lek oder der Fürst vom eisernen Hute.

Der Gedanke an die Erbauung einer Eisenbahn zwischen Saraburi und Khorat ist schon ein alter, und geschickte Ingenieure haben sowohl über ihre Ausführbarkeit als über ihre wünschenswerte Ausführung günstig berichtet.

Khorat ist die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks und eine sehr wichtige Stadt. Die Mauern der Stadt sind Denkmäler einer ungeheuren Arbeit, allein sie haben ein allgemeines Aussehen des Zerfalls; sie sind ungefähr 5400 Fuß lang und 3200 Fuß breit. Im Bezirk Khorat findet man wundervolle Ueberbleibsel von steinernen Tempeln, und während man sie betrachtet, steigt unwillkürlich in Einem die Frage auf: Wer waren denn diejenigen, welche einst diese herrlichen Bilder an den Wänden ausmeiselten und sich vor den nun verwitternden Steinfiguren beugten? Alle Kunde von denselben ist in der Vergangenheit verloren, und wo einst Weihrauchwolken zu den „Millionen Göttern" aufstiegen, da ist nun alles still.

Von Khorat aus reisten wir nordwestlich und unser nächster Bestimmungsort war Nongkhai. Die Beschaffenheit der Gegend, welche wir zu durchreisen hatten, war so flach und eben, daß Karren zum Transport benützt werden. Einige Tage lang kamen wir durch vorzügliches Land. Ausgedehnte Grasebenen, abwechselnd mit Baumgruppen, lagen vor unseren Blicken, der Horizont erschien mit schweren Dschungeln begrenzt, und die hohen wallenden Cocos- und Areca-Palmen verkündeten die Lagen von friedlichen Dörfern.

Dieses ganze Land jedoch muß während der Regenzeit ein vollkommenes Meer sein, wenn man nach der Wassermarke an den Bäumen urteilt, welche vier Fuß hoch am Stamm heraufreicht. Während der Monate März und April hat alles ein verdorrtes Aussehen, und der Wassermangel bereitet den Reisenden große Schwierigkeiten. Ueber das ganze Land hin liegen zahlreiche Sümpfe verbreitet. Salz wird in großen Mengen gewonnen und erscheint in Gestalt einer Ausblühung auf der Oberfläche des Bodens, wo es an einem kühlen Morgen ganz das Ansehen eines Reifs hat. Die gemessene Entfernung von Khorat nach Nongkhai beträgt 283 e. Mln. und kann mit Einschluß der Halte bequem in 20 Tagen zurückgelegt werden.

Nongkhai ist eine sehr bedeutende Stadt am Meinam Kong. Hier hat der Fluß ein herrliches Aussehen und zeigt bei Ueberschwemmungen ein Bett von ungefähr einem Kilometer Breite. Der Wasserstand ist im Monat März am niedrigsten, etwa 25 Fuß unter dem Hochwasserstand, und hat dann einen Abfluß von ungefähr 48,000 Kubikfuß in der Sekunde. Nongkhai war unsere Operationsbasis für das Land, über welches die Haws, nach den sensationellen Geschichten zu urteilen, welche wir hörten, eine Schreckensherrschaft ausgeübt zu haben schienen.

Nicht sehr weit von Nongkhai entfernt liegen die Ueberreste des einst mächtigen Wieng Chan. Der Häuptling der Stadt empörte sich gegen seinen Vater, den Häuptling von Luang Phrabang, gewann an Macht und Einfluß und erhob dann auch die Fahne des Aufruhrs gegen Bangkok, worauf Wieng Chan gänzlich von den Siamesen zerstört wurde. Die Geschichte berichtet, daß zur Zeit, wo Chau Anu Gouverneur von Wieng Chan war, etwa um das Jahr 1825, sein Sohn mit einer Anzahl seiner Leute nach Bangkok entboten wurde, um an der Grabung des Kanals zu helfen, welcher Taihin mit Bangkok verbindet. Allem Anschein nach hat der Phraya, welcher mit der Leitung der Kanalarbeiten vertraut war, ihn beleidigt, zuerst mit Füßen getreten und dann auspeitschen lassen. Als er nach Wieng Chan zurückkehrte, empörte sich sein entrüsteter Vater gegen Bangkok. Allein seine Empörung schlug fehl. Das aus Bangkok ausgezogene Heer zerstörte Wieng Chan gründlich, während Chau Anu nach Annam entkam. Seine Tochter, deren Schönheit weit und breit landeskundig war, wurde gefangen genommen; von ihr geht die Sage, die Farbe ihres Körpers habe zu den verschiedenen Tageszeiten gewechselt und Blau sei eine von den Farben gewesen, welche sie angenommen habe. In der Hoffnung, daß die Sieger aus Bangkok, wenn sie auch keinen Respekt vor ihrer Person hatten, doch wenigstens einige Ehrfurcht vor den Tempeln haben würden, suchte sie in einem derselben Zuflucht und klammerte sich an ein berühmtes smaragdenes Bildnis Buddha's an; allein dies hinderte den siegreichen Feldherrn nicht, sich sowohl der Prinzessin als des Bildes zu bemächtigen und dieselbe nach Bangkok zu schicken.

Man hatte uns gesagt, die Gegend, welche wir zu durchreisen hatten, sei gänzlich unbewohnt und alle Anordnungen, um uns Nahrungsmittel zu verschaffen, seien nahezu unmöglich. Wir mußten daher die mühseligsten Vorkehrungen für eine Gegend treffen, deren Durchwanderung uns wegen der mangelhaften und schwierigen Beschaffenheit der Pfade mindestens fünfundzwanzig Marschtage kosten und während deren sich uns kaum die Möglichkeit bieten würde, auf irgend eine Seele zu stoßen, bis wir an die stark befestigten Stellungen der Haws kommen dürften, welche uns sicherlich das weitere Vordringen wehren würden.

Herr Leonowens traf nun eine Auslese unter den Soldaten und der Rest derselben gieng mit Herrn Bush zu Wasser nach Luang Phrabang.



Der Uebergang der Elefanten über den Fluß war interessant — einige schwammen ziemlich ruhig hinüber, andere sträubten sich zwar anfangs, gaben dann aber doch nach; dagegen machte auf andere weder das Anstacheln mit Speeren noch die Anwendung von Feuer den mindesten Eindruck; sie prallten zurück und nichts konnte sie zum Uebergang bewegen, so daß man zu einem anderen Verfahren seine Zuflucht nehmen mußte. Drei gewöhnliche Kähne (Einbäume), ungefähr 35 Fuß lang, wurden zusammengebunden; auf diesen ruhten einige schmale Balken, je 4 Fuß lang und 3 auf 3 Zoll dick, und über diese legte man zolldicke Planken, welche eine Art Floß herstellten. Auf dieses Floß wurden Bananenstengel und anderes Futter gelegt. Ich bezweifelte sehr, daß das Floß stark genug sei, auch nur einen einzigen Elefanten zu tragen; wie sehr war ich daher überrascht zu sehen, daß drei Elefanten zu gleicher Zeit wirklich übergefahren wurden!

Nach sechzehn Marschtagen erreichten wir den Saum der aktiven Operationen der Haws, welche dem Gerücht zufolge ganz dicht vor uns standen und uns ernstlichen Widerstand zu leisten entschlossen waren.

Die Gegend, welche wir durchreist hatten, trug durchaus nicht den Charakter gänzlicher Verödung, wie man ihn uns dargestellt hatte, sondern war sehr malerisch, mit vielen wohlhabenden Dörfern eines Volksstammes aus einer Gegend mit dem wunderbaren Namen Hua Pan Thang Ha thang Hok, welcher von den Haws dorthin getrieben worden war. Unterwegs überstiegen wir kühne hohe Berge, welche mit Urwald bedeckt waren, sodann kahle nackte Felsen, kolossale Steinriesen, von denen man annahm, daß sie uns am Vordringen hindern würden, da die Elefanten unsere Lebensmittel tragen mußten; allein wir vermochten uns durch alle diese Schwierigkeiten hindurchzuarbeiten. Wir stießen zum erstenmale auf einige der interessantesten Stämme der Gebirgsbewohner, welche von den Siamesen Kha Chays genannt werden. Die Khas gleichen sehr den Khasias von Assam, kleiden sich so ziemlich in demselben Styl, in keiner Weise aber in zu reichlicher Kleidung, und tragen in ähnlicher Weise ihre Lasten auf dem Rücken, unterstützt von einem Band, welches um die Stirn herumgeht. Der Sage nach gibt es sieben derartige Stämme, welche alle dem Häuptling von Luang Phrabang lehnspflichtig sind und bis vor Kurzem noch die willigen Arbeiter für alle Laos von Luang Phrabang waren, welche sie mit Reis versorgten; es gibt nämlich nur wenige Berge im ganzen gebirgigen Bezirk von Luang Phrabang, welche nicht einige Spuren von ihrer kühnen mühseligen Arbeit tragen. Sie haben keine Schreibschrift, sondern wenn irgend einer eine Botschaft abschicken muß, so ist der Würdegrad des Absenders nur an der Anzahl der Kerben an einem Stock zu erkennen, woran eine Feder und eine Schote spanischen Pfeffers hängen, welche „sehr eilig" bedeuten, wenn die Botschaft derartiger Beschaffenheit ist. Die Khas sind die Ureingeborenen des Landes und aus ihren Sagen scheint hervorzugehen, daß die Laos aus Tonkin hierher vertrieben wurden und sich durch das schöne Thal von Taëng über das gegenwärtige Lao-Land ausgebreitet haben.

Neben den Khas wohnen hier noch die Meos, welche erst in neuerer Zeit hier eingewandert sind; sie wohnen nur auf den kühlen Höhen der Berggipfel in vergleichsweisem Wohlstand und Fülle. Im Aussehen gleichen sie den Chinesen, denn die angeseheneren Männer tragen alle ihr Haar in einen Zopf gebunden. Sie beerdigen ihre Toten und praktizieren einen Ahnenkultus. Sie bauen hauptsächlich Mohn. Ihre Sprache hat angeblich keine Aehnlichkeit mit der chinesischen und sie sollen auch keine Schriftzeichen haben; aber jeder Mann trägt um den Hals einen kleinen silbernen Reif, woran ein kleines Amulet hängt mit einem chinesischen Spruch auf der einen und chinesischen Schriftzeichen auf der anderen Seite; sie tragen derartige Amulette zum Schutz gegen die Einflüsse böser Geister.

Kommen wir jedoch wieder auf unsere Reise zurück! Es war ziemlich wahrscheinlich, daß wir von den Haws angegriffen werden würden, und nach einer Beratung mit Herrn Leonowens beschlossen wir, nur dreißig Mann mitzunehmen, damit wir gegen die Haws besser gerüstet seien, und weil es deren kriegerische Lorbeeren nicht wesentlich vermehren würde, wenn es ihnen gelänge, uns zu überwältigen.

Wir traten unsere Reise über weitere waldbedeckte Berge an, die viele Gummi-Benjamin-Bäume (Styrax Benzoin, Ficus Benjamina) und viele Varietäten von Orchideen und Palmen enthielten; allein es hatte mehrere Tage lang geregnet und so hatten wir kein Restchen von Poesie mehr in uns, wenn wir alle mögliche Mühe hatten, festen Fuß auf den schlüpfrigen Pfaden zu fassen, welche nun so mit Dschungelgebüsch überwachsen waren, daß man sie kaum mehr unterscheiden konnte. Wir mußten überdies unsere ganze Aufmerksamkeit auf den Pfad konzentrieren, um die zugespitzten kurzen Pfähle zu vermeiden, welche man uns zu Liebe in den Boden geschlagen hatte. Wir sahen uns aber bald belohnt. Die Gegend wurde plötzlich interessanter; wir schritten auf einem Wege dahin, der früher eine regelrecht gebaute Straße gewesen war. Derselbe war beinahe eben und führte über sanft ansteigende Hügel hin, welche mit den langnadeligen Kiefern bedeckt waren. Der Wind pfiff vertraulich durch ihre Aeste und der Boden war mit den schönsten Blumen bedeckt.

Als wir in Sicht der Felder von Nathaw kamen, ungefähr 4000 Fuß über der Meeresfläche, war die Schönheit der Scene eine solch entzückende, daß wir unwillkürlich Halt machten, um bequemer die vor uns sich entfaltende Lieblichkeit zu betrachten. Auf unserem Weitermarsche wurde die Gegend noch immer besser, worauf wir plötzlich an einen reizenden kleinen See namens Nongtang

kamen, der ungefähr eine halbe e. Ml. lang und breit ist und in 4000 Fuß Meereshöhe liegt. Der dunkelblaue Himmel spiegelte sich in seinen klaren Gewässern; die Enten, seine einzigen Bewohner, kreisten über seiner Oberfläche; die wallenden Cedern an den Ufern und vor allem anderen die tiefe Stille inmitten solcher Lieblichkeit zwang einen, hier Halt zu machen, sich zu setzen und den angenehmen Empfindungen hinzugeben, welche die Landschaft hervorrief.

Die ganze Gegend auf viele Tagereisen Entfernung war eine ungeheure Hochebene, ungefähr 4000 Fuß über der Meeresfläche, mit einem Hintergrund von hohen Bergen, von denen einer, der Phoosan, sich 9000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. In diesem Hochland ist eine große Ebene namens Kungmalane, ungefähr 6 e. Mln. breit und 10 Mln. lang, bedeckt mit kurzem Gras und einer trefflichen Waide für Rindvieh, von welchem sie früher in besseren Tagen wimmelte. Als wir den schlangenförmigen Verlauf des Pfades über die Ebene hin und an dem sanften Abhang eines Hügels hinauf mit den Blicken verfolgten, waren wir nicht wenig überrascht, vermeintlich Zelte zu erblicken, die sich dann aber in Rinder verwandelten — der Wunsch war der Vater des Gedankens; als wir jedoch diese Gegenstände durchs Fernrohr fester ins Auge faßten, erkannten wir, daß es nur Felsen waren, die aus dem Boden ragten. Als wir uns aber den vermeintlichen Felsen näherten, fanden wir zu unserem noch größeren Erstaunen, daß dieselben riesige steinerne Krüge waren: die einen waren aufrecht, die anderen lagen auf ihren Seiten, wieder andere zerbrochen. Sie hatten die gewöhnliche Gestalt von Wasserkrügen. Einer, den ich maß, hatte an der breitesten Stelle des Bauchs einen Umfang von 25 Fuß engl., eine Höhe von 6 Fuß und an der Mündung einen Durchmesser von 4½ Fuß. Einige meiner eingeborenen Begleiter, welche früher in diesem schönen Lande gelebt hatten, sagten: Diese Krüge seien von Engeln verfertigt, um daraus zu trinken. Nahe dabei ist eine Höhle, die einer Erforschung wert sein mag; wir mußten aber weiter wandern, wenn wir nicht ohne Brennholz für die Nacht bleiben wollten. So zogen wir durch dies schöne Land hin, wo mit Ausnahme einiger Flintenschüsse und fernen Trommelschlags, welche wahrscheinlich zu Signalen dienten, nirgends etwas die Anwesenheit eines menschlichen Wesens in unserer Nähe verriet, bis wir uns Chieng Kwang näherten, der ehemaligen Hauptstadt einer Provinz, welche ich für die schönste in ganz Indochina halten möchte.

Wir wurden sehr enttäuscht. Wo war denn die große Stadt, welche angeblich von viertausend Mann kampffähiger und kriegsbereiter Männer besetzt war? Als wir um einen Bergvorsprung bogen, hatten wir einen geraden Ausblick auf eine Strecke von ungefähr 2 e. Mln., an deren Ende wir einen kleinen von Dschungel bedeckten und von einer Pagode gekrönten Hügel gewahrten — das war die Stadt Chieng Kwang, wie man uns versicherte.

Nach Norden zu und ungefähr drei Tagereisen von hier entfernt sind die Haws, welche sich in ihrer Feste Tung Chieng Kum festsetzten und über den ganzen Bereich einer schönen Provinz eine Schreckensherrschaft ausübten. Die Jahreszeit war aber schon zu weit vorgerückt, um uns dorthin zu wenden, und wir mußten uns nach Kräften beeilen, Luang Phrabang zu erreichen.

Wir durchreisten gleichsam im Fluge ein noch immer schönes Land, welches aber in jeder Richtung noch Spuren von den zerstörenden Verheerungen der Haws zeigte; allein wir begegneten keiner Seele, bis wir Muang Ngan erreichten. Dieser Ort hat eine herrliche Lage am Ursprung des Nam Chan und in einer Höhe von ungefähr 5000 F. über dem Meeresspiegel. Einige Monate vorher, zur Zeit eines Besuchs, welchen Dr. Neiß, ein mutiger, energischer französischer Reisender, dort abgestattet, hatten die Einwohner sich vorbereitet, einen etwaigen Angriff der Haws abzuweisen. Die Leute erzählten mir, Dr. Neiß habe einen Brief an die Haws in Tung Chieng Kum geschrieben und diese denselben persönlich beantwortet.

Dr. Neiß wurde genötigt, sein ganzes Eigentum im Stich zu lassen, und erreichte unter großen Schwierigkeiten Nongkhai. Zwei französischen Priestern, welche ungefähr zehn Monate lang in Ngan wohnhaft gewesen waren, gelang es nach Annam zu entkommen. Als wir Tatôm erreichten, hatten wir das Gebirgsland hinter uns gelassen; hier erbauten wir uns einige Flöße und fuhren den Fluß hinab, hie und da aufgehalten, wenn ein Floß in einer Stromschnelle zerbrach. Endlich aber erreichten wir wohlbehalten Nongkhai wieder.

Unsere Reise nach Luang Phrabang war langsam und uninteressant, einen gewaltigen Fluß hinan, welcher vom Regen rasch anschwoll und mit seinen zahllosen Stromschnellen, Felsen 2c. unser Vorwärtskommen sehr hinderte.

Luang Phrabang war, als es noch den Namen Lan Chang führte, die Hauptstadt eines mächtigen und stark bevölkerten Reiches. Ein siamesisches Sprichwort sagt: „Luang Phrabang frißt viele Menschen", und in den jüngst vergangenen fünf oder sechs Jahren sind viele Menschen einem hier geholten verderblichen Fieber zum Opfer gefallen. Die Stadt liegt jedoch wunderschön und der von den Bergen eingeschlossene Fluß hat das Aussehen eines Sees.

Der bekannte französische Naturforscher und Reisende Charles Mouhot ist hier einem Fieber zum Opfer gefallen und auch mir wurde das traurige Los zu teil, meinen jungen Gefährten Mr. Bush hier vom Fieber befallen werden und sterben zu sehen. Auch der siamesische Statthalter von Pechai, ein bei seinem Volke sehr beliebter Mann, welcher schon unzählige Gefahren und Wagnisse bestanden hatte, erlag in Luang Phrabang dem furchtbaren örtlichen Fieber.

So viel von meiner Reise; aber ich wünschte Ihnen die Schilderung einer interessanten Reise vorlegen zu

können, welche Herr E. B. Gould nach Muang Hang gemacht hat, während er die Stelle eines britischen Konsuls in Chiengmai bekleidete. Er hatte mir freundlich die Ergebnisse seiner Reise zur Verfügung gestellt, welche ich in die Karte eingetragen habe. Bevor ich schließe, möchte ich aber noch einiges über jene Haws sagen, welche schöne Provinzen verwüstet haben und noch immer viele Unzuträglichkeiten verursachen.

Der Ausdruck Haw ist das Lao-Wort für Chinese, wird aber heutzutage nur auf diejenigen Biedermänner angewendet, welche ihre Zeit zum Plündern anwenden. Vermutlich sind die Haws die Ueberbleibsel der alten Revolution der Taipings, welche sich in Tonkin niederließen und an die damaligen annamitischen Statthalter als Soldaten verdingten. Mit Zeit und Weile wurden sie den Statthaltern zu mächtig und erpreßten entweder eine große jährliche Bezahlung in Silber oder wurden selbst Statthalter. Sie reihten sich unter verschiedenen Fahnen und Bannern ein, deren Hauptfarben Schwarz, Rot, Gelb und Gestreift (Rot, Weiß und Blau) waren. Der Name des Häuptlings der Fahne war mit chinesischen Buchstaben auf das Hauptbanner geschrieben. Die Banden bestanden aus Chinesen von Jünnan, Kwangsi und Kwangtung. Sie plünderten ihre Nachbarländer, wohin sie von Jahr zu Jahr ihre Operationen noch mehr ausdehnten und deren Gouverneure dann eine andere Bande in Sold nahmen, um ihr erlittenes Unrecht zu rächen; und in dieser Weise fochten die verschiedenen Flaggen fortwährend gegeneinander bis zum französischen Krieg in Tonkin, wo sie sich miteinander zu dem einheitlichen Kampfe gegen die Franzosen verbündeten.

Es waren Haws von der gestreiften Flagge, welche vor ungefähr fünfzehn Jahren Chiang Kwang oder Muang Puen überfielen und ihre Verheerungen bis nach Nongkhai ausdehnten; hier wurden sie jedoch von den Siamesen geschlagen und ihre Feste Tung Chieng Kum durch eine andere Abteilung des Heeres unter dem Befehl von Phraya Rat dem Erdboden gleich gemacht. Sie kehrten nach Tung Chieng Kum zurück und derselbe siamesische General Phraya Rat, welcher sie zuvor geschlagen hatte, ward abermals gegen sie ausgeschickt. Er marschierte auf Tung Chieng Kum zu und war eines raschen Erfolges über sie so sicher, daß er keinerlei Fürsorge für seine Verpflegung getroffen hatte. Er wurde kurz, nachdem er einen Angriff auf die Stellung der Haws gemacht hatte, verwundet und die Haws entwischten endlich. Die Ehre der Zerstörung des Platzes fiel dem Phra Amarawasie, dem Sohn des Premierministers zu, der seiner militärischen Ausbildung an der kgl. Kriegsakademie in Woolwich alle Ehre machte.

Im Nordosten von Luang Phrabang hatte Phraya Suri Sak, ein General, in welchen der König von Siam immer unbedingtes Vertrauen gesetzt, gegen die Schwarzen und Gelben Flaggen operiert. Die auch aus den französischen Kämpfen in Tonkin wohl bekannten Schwarzen Flaggen sind vortrefflich bewaffnet mit Remington-, Henry Martini- und Snider-Büchsen und Repetiergewehren und haben die beste Munition, lauter solide Messingpatronen von Kynoch in Birmingham.

Wie ich höre, haben vor Kurzem die Franzosen und die Siamesen ein Uebereinkommen zu einem kombinierten Vorgehen behufs der Unterdrückung der Haws getroffen, und wir wollen hoffen, daß diese schönen Länder bald ihrem früheren Wohlstand zurückgegeben und ihren Einwohnern die Möglichkeit verschafft werde, das von ihnen so erwünschte ruhige und friedliche Leben hinfort zu führen!

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887
von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

II. Vom Bosporus bis ans Ende der Bai von Nikomedia. Eine kleinasiatische „Riviera".

Es geschah an einem hellen Morgen, daß ich von dem Verdeck eines österreichischen Lloyddampfers aus, der von Galatz nach Konstantinopel fuhr, meine Blicke über das Schwarze Meer schweifen ließ. Meine Aufmerksamkeit galt indes nicht dem ausnahmsweise völlig glatten Wasserspiegel. Nein, ich suchte den Bosporus, jene einzig-artige Wasserstraße, mit welcher der wilde Pontus unvermittelt in eine Bahn des Friedens ausmündet, jene Wasserstraße, die zwei schroffe Naturextreme, eine nordische See mit zumeist reizlosen Gestaden, mit dem südlich lachenden Bassin des Marmara-Meeres und gleicherweise auch zwei schroffe geschichtliche Gegensätze, das Abendland mit dem Morgenland, verbindet. Für mich hatte der vielgefeierte Riesenkanal diesmal noch eine besondere Bedeutung, denn die Provinz Bithynien, mein Ziel, reicht ja bis an seine Gewässer. Richtig, da ist er auch schon, eine wie durch Schwertstreich entstandene scheinbar schmale Spalte in dem schon längere Zeit sichtbaren Küstensaume am südlichen Horizonte, der wir uns rasch nähern.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die reizvollen Details, die zauberischen Landschaftsbilder zu schildern, die sich dem Auge bieten, wenn man sich dann endlich auch innerhalb jener mächtigsten Porta orientalis befindet und auf der sanft gewundenen, stromartig engen Wasserstraße dahingleitet. Berufenere Federn haben das schon längst gethan. Neben der spanischen Alhambra und der Wunderstadt am Fuß des alten Vesuv hat von allen Glanzpartien Europa's wohl keine so zahlreiche Lobredner gefunden, wie Stambul und seine Gewässer. Nur einige wenige Worte will ich mir gestatten zur Charakteristik des bithynischen Ufers, da dieses ja schon in den Rahmen meines Thema's gehört.

Es ist höchst bemerkenswert, daß der große Unterschied zwischen Europa und Asien, ein Unterschied wie zwischen einem Menschen im kräftigsten Mannesalter und einem welken Greise, auch von den beiden Gestaden des Bosporus widergespiegelt wird. Während sich auf dem europäischen Ufer gleich von Anfang an in fast lückenloser Reihe Villenort an Villenort reiht, so daß eine einzige stundenlange Straße entsteht, treten auf der asiatischen Seite die Ansiedelungen erst später und ungleich vereinzelter auf. Und wenn es in ihrer Mitte wohl auch einige stolze Marmorschlösser gibt, so halten diese doch weder bezüglich ihrer Anzahl, noch bezüglich ihrer äußeren Ausstattung einen Vergleich aus mit den in allen möglichen Stylarten prangenden

Privatvillen und Gesandtschaftspalästen, welche in schier endloser Menge das westliche Ufer säumen. Ja, selbst die Vegetation ist drüben ärmer, das bunte Gemisch von hohen, steifen Cypressen und zügellos wuchernden Lorbeeren oder Feigen, das die abendländischen Gelände bedeckt, viel seltener vertreten, nackter, dürrer Boden häufiger. Nur einen Vorzug hat das bithynische Gehänge vor dem rumelischen. Während sich das letztere lediglich zu einem Hügelland erhebt, zeigt der Hintergrund drüben schon hohe, ernste Gebirge, die in die reiche milde Landschaft wie verwundert hineinschauen. So repräsentiert sich denn in der That schon hier an der Eingangsthüre Asien in seiner wahren Art: es ist ärmer an Mannigfaltigkeit, aber reicher an Großartigkeit als der Erdteil, der uns geworden.

Die große Nähe, in der ich dort auf dem Bosporus die Landschaft, die ich durchforschen wollte, vor mir sah, reizte natürlich meine Wanderlust nicht wenig. Aber ich mußte mich vorläufig noch gedulden. Mein nächstes Ziel, die Wohnung meines Freundes, die Stadt Düsdsche, lag nämlich, wie schon angedeutet, bereits ein gut Stück im Binnenlande, und wenn nun auch meine Karten Straßen zeigten, die dorthin führten, so ließen sich doch nirgends genauere Angaben finden über die Art, wie man die Reise zu machen habe, ob zu Wagen oder zu Pferde, ferner darüber, wo die betreffenden Gelegenheiten zu finden seien, ob man unterwegs ein Unterkommen treffe, und was dergleichen wichtige Fragen mehr waren. Ich will bei dieser Gelegenheit gleich noch bemerken, daß ich auch später, nach der Landung in Konstantinopel, trotz aller Mühe nicht das Geringste über meine beabsichtigte Tour erkundschaften konnte. Es wurden mir allerdings manche Persönlichkeiten zugeführt, welche Kleinasien genau kennen sollten. In Wahrheit aber wußten sie nur über die größeren westlichen Küstenplätze und Inseln, über Smyrna und Mytilene, Auskunft zu geben, den Namen Düsdsche aber hatte noch keiner gehört. Kleinasien, das im wörtlichsten Sinne unter den Augen der Residenz am Goldenen Horn liegt, ist eben selbst für diese eine ferne, verschlossene Welt. Man kann sich demnach schon jetzt denken, daß eine auch nur kurze Binnenreise dorthinein ihre besonderen Schwierigkeiten hat.

Glücklicherweise hatte ich nicht versäumt, meinen Freund selbst als den besten Gewährsmann brieflich um genauere Orientierung anzugehen. Dieser wählte denn auch das richtigste Mittel, meine Reise in sichere Bahnen zu bringen. Er sandte mir seinen Sohn zu, der mich wenigstens bis zu der ersten Etappe des Weges, bis Ismid, bringen sollte.

Es war am 8. September Mittags, als ich mit diesem jungen, landeskundigen Mann an der Seite die Treppenstraße von Pera hinabschritt, der großen Brücke über das Goldene Horn entgegen, von welcher aus die regelmäßigen Ueberfahrten nach Skutari zu erfolgen pflegen. Auf dem hierzu bereit liegenden kleinen Lokaldampfer gieng es bei unserer Ankunft schon sehr lebhaft zu, denn der Verkehr zwischen den Rändern der beiden einander so nahe gerückten Weltteile ist immer ein sehr reger. Mehrere Hundert Passagiere füllten allmählich das enge Verdeck. Aber selbst das dadurch bedingte bedeutende Getümmel war nicht imstande, das Anstandsgefühl des Orientalen an seiner Bethätigung zu hindern. Mit einem Male wurde quer über das Hinterteil des Fahrzeuges eine alte Leinwand gespannt und damit die ebenfalls zahlreich vertretene Damenwelt den Blicken des stärkeren Geschlechts entzogen. Mich nahm diese Manipulation durchaus nicht mehr Wunder, nachdem ich schon früher gesehen, wie man in der Türkei selbst im engsten Pferdebahnwagen und Omnibus noch die Trennung der Geschlechter durchzuführen weiß.

Es war Nachmittags 2 Uhr, als wir endlich absegelten. Bald lag zwischen mir und der ganzen Stambuler Herrlichkeit ein breiter Wasserstreifen. Die sechs prächtigen Minarets der Achmet-Moschee grüßten schließlich nur noch wie lange, dünne Flaggenstöcke herüber. Adieu, Europa! Ich wende mich um, Asien liegt vor mir. Immer näher kommen wir dem die Höhen hinanklimmenden Häusermeer von Skutari mit der unschönen, aber durch ihre Größe imposanten gelben Kaserne als Schlußstein. Wir landen nach dreiviertel Stunden wenig südlich derselben bei Haidar Pascha, von wo ab unsere Landreise beginnen soll.

Ich gestehe, ein ganz klein wenig bänglich war mir jetzt doch zu Mute. Denn, wenn auch die Ansiedelungen da drüben jenseit der Meerenge im Grunde immer noch nur eine Vorstadt von Stambul vorstellen, so tritt doch schon das spezifisch morgenländische Wesen daselbst in mancher Beziehung stärker heraus oder mindestens das abendländische, das man im eigentlichen Konstantinopel noch so vielfach findet, fast ganz zurück. In einer Beziehung allerdings sollte mein Weg zunächst noch ein recht bequemer sein. Wie die Karte zeigt, ist ja die genannte Landungsstelle zugleich der Ausgangspunkt einer Eisenbahn, die zwar nur eine Länge von 91 Km. besitzt, in einem so unwegsamen Lande, wie es Kleinasien darstellt, aber immerhin einen großen Gewinn bedeutet.

Allerdings ist selbst an diesem Schienenweg alles orientalisch. Zunächst schon der Fahrplan, insofern auf demselben die Abfahrts- und Ankunftszeiten nach türkischer Uhr angegeben sind. Diese hat bekanntlich keine für alle Jahreszeiten feststehende Zeit, wie wir, sondern richtet sich nach dem jeweiligen Sonnenuntergang, wie derselbe allabendlich pünktlich von jedem Minaret herab durch den Muezzin verkündet wird. Es ist dann 12 Uhr und man zählt nun von da ab 12 Nachtstunden bis zum Morgen und darauf 12 Tagesstunden bis wieder zu Sonnenuntergang. Darnach kann beispielsweise die Angabe „2 Uhr Nachts" bereits die 6. Abendstunde bedeuten, wenn nämlich die Sonne um 4 Uhr untergegangen ist, während sie im Hochsommer selbst 11 Uhr und darüber zu besagen vermag, ebenso wie etwa „7 Uhr Tags" nach unserer Rechnung bald 11 Uhr Vormittags bald 4 Uhr Nachmittags ist. Auch die beiläufig in der Türkei sehr verbreiteten, vielfach schwer goldenen Taschenuhren zeigen, und zwar in türkischen Zahlzeichen, die von den unserigen gänzlich verschieden sind, diese Zeitrechnung und hat die Sache insofern in der That eine praktische Seite, als man bei einem Blick auf das Zifferblatt immer gleich wissen kann, wie viel Zeit noch bis Sonnenuntergang übrig ist. Dieser Vorteil wird freilich weit aufgewogen von der Unbequemlichkeit, daß man jeden Abend seine Uhr von neuem stellen muß.

Eine weitere Eigentümlichkeit jener kleinen Eisenbahn ist der Umstand, daß sie sich im Privatbesitz des Sultans befindet, der, nebenbei bemerkt, mit ihr ein brillantes Geschäft macht. Denn obwohl der Endpunkt des Schienenstranges auch mit Dampfschiff erreicht werden kann, bewegt sich doch auf dem ersteren fortwährend ein sehr reger Verkehr. Allerdings ist auch der Fahrpreis, wahrscheinlich bedingt durch die Konkurrenz der Schiffe, wenigstens in der 3. Klasse ein sehr mäßiger, unsere Sätze kaum übersteigender, während man für die 2. und 1. Klasse freilich einen bedeutend höheren Tarif aufgestellt hat, als wir ihn kennen. Im übrigen ist wenig lobenswertes an dieser Kaiserbahn. Die Wagen sind schmutzig, die Fahrgeschwindigkeit beträgt kaum 18 Km. per Stunde und es wird unglaublich oft angehalten, vielfach selbst an Punkten, wo weder ein Haus noch sonst etwas zu sehen ist. Desgleichen rekrutiert sich das Schaffnerpersonal aus durchweg türkischem Elemente und man hört nicht mehr, wie so häufig auf der Bahn von Konstantinopel nach Adrianopel, das anmutende deutsche „Fertig" oder „Vorwärts". Dafür sind die landschaftlichen Reize um so bedeutender, welche diese Trace aufzuweisen hat.

Zuerst durchschneiden wir ausgedehnte Weingärten, in denen die Rebe im Verein mit Feigen, Granaten und Pfirsichbäumen ein außerordentlich üppiges Blättermeer bildet. Wunderbar kontrastiert mit dem unter den Strahlen einer südlichen Sonne grell schimmernden Grün dieser Baummassen die duftige Bläue des Marmara-



Meeres, das hie und da durchschaut. Auch sonst fehlt es nicht an Mannigfaltigkeit. Vielfach tauchen kleine Landhäuser auf, die nicht selten eine wahrhaft künstlerische Holzarchitektur zeigen. Anderwärts wieder kommen einfache Kaffeehäuser zum Vorschein, vor welchen träge Gestalten hocken, deren rote Kopfbedeckungen weithin durch das Buschwerk leuchten. Die Wege aber sind belebt von dicht verschleierten Damen in blendend weißen duftigen Gewändern, die wie die Feen der Sage schwebenden Ganges durch dieses irdische Paradies wandeln. Doch auch der Ernst fehlt der lachenden Landschaft nicht. Mehrmals treten ganz kleine Haine von hohen schwarzen Cypressen auf, welche die dichtgedrängt stehenden Grabsteine eines türkischen Friedhofes überschatten.

Späterhin kommen andere Bilder. Fruchtfelder ziehen sich rechts und links vom Coupé hin, auf denen an dünnen Ranken Millionen von rotschillernden Liebesäpfeln hängen, ein wunderbarer Anblick. Die im Süden so geschätzten Früchte müssen auf diesem Boden besonders gut geraten, denn ich sah dort sogar eine ganz kleine Fabrik, in der dieselben zum Behufe des Versandts in Büchsen gelegt wurden. Auf anderen Stellen blüten die blauen Blumen jener Cucurbitacee, welche die gleichfalls in der Türkei sehr beliebten, dunkelvioletten Kürbisse liefert, in der Landessprache Badlitjen genannt. Auch gab es da leere Felder, die aber mit wahrhaft mathematischer Akkuratesse in lauter kleine Carrés geteilt waren, um Bohnenstecklinge aufzunehmen. Ueberhaupt verriet die ganze Art, wie hier Landbau betrieben wurde, eine sonst im Süden seltene Sauberkeit und Sorgfalt. Es machten sich mehrfach auch Schöpfräder zu Bewässerungszwecken bemerklich.

Im weiteren Verlaufe der Fahrt kamen nach derartigen reizvollen Vegetationsbildern allerdings auch einige sterile, steinige, steppenartige Triften; doch tauchen auch dort oft ganz unvermittelt, Oasen gleich, wieder wohlbebaute Gefilde auf und mehrmals hiengen dann die Feigen von den langen Zweigen ihrer Büsche buchstäblich bis an unsere Wagenfenster heran. Dazu passierten wir nicht selten ganze Wälder von Oliven.

War das Auge aber einmal müde von der Musterung des Erdbodens neben den Schienen, so konnte es sich an dem großartigen Hintergrund erquicken, der sich sehr bald schon hinter den nahen Bildern aufthat. Links schoben sich rasch anwachsende Berge immer mehr gegen die Bahn vor, während zur Rechten die Entfernung stetig geringer wurde, die uns vom Meeressaum trennte. Endlich laufen wir so dicht an diesem hin, daß die Wogen fast unsere Räder netzen. Durch nichts mehr gehemmt, schweift der Blick über die duftig blaue Fläche, die draußen am Horizont mit dem lichtdurchhauchten Südhimmel in eins verschwimmt.

So geht es lange fort, bis aus den klaren Fluten die schönen Formen der Prinzen-Inseln, dieser Juwelen des Marmara-Meeres, auftauchen. Eine derselben erinnert mit ihren markanten Konturen außerordentlich an das weltberühmte Capri, und so war es mir wirklich mehrmals, als ob ich an dem kostbaren Golf von Neapel hinführe. Fehlte doch hier ebenfalls die ernste Hochgebirgscoulisse nicht, die dort mit dem starren Monte Angelo hinter all der Ueppigkeit des Gestades steht, denn, weit die bewaldeten Gipfel der gedachten Eilande überragend, tauchten fern im Süden die hohen Rücken der bithynischen Berge mit ihrem König, dem Olymp von Brussa, auf, im Vergleich zu den hellen Licht- und Duftgestalten der lieblichen Prinzen-Inseln wie eine finstere, drohende Wolkenwand von gigantischer Größe anzusehen.

Hinter dem großen griechischen Dorfe Mal Tepe, das der Zug durcheilt, stellt sich das nämliche Bild nochmals, aber von einer ganz neuen Seite dar. Wir haben dort die größte der Prinzen-Inseln, Prinkipo, sehr nahe vor uns. Wir sehen, wie die weißen Häuserchen ihrer Hauptstadt das steile Gehänge hinanklettern und wie droben von dem bewaldeten Kulminationspunkt des ganzen Eilandes das kleine Gasthaus herunterwinkt. Gern wäre ich noch einmal da hinaufgestiegen, nachdem ich daselbst schon vor zwölf Jahren einen unvergeßlichen Sonntag verlebte. Denn man genießt dort oben eine Rundschau, die sich mit den gefeiertsten Panoramen des gesamten Mittelmeer-Gebietes messen kann. Aber die dampfende Lokomotive führt uns unverweilt weiter, neuen Effekten entgegen.

Unmittelbar nach der Station Guebzeh macht sich eine totale Scenenverwandlung bemerkbar. Die vorher so weite Seefläche zu unserer Rechten schnürt sich rasch zu einem ziemlich schmalen Arm, dem Golf von Ismid, zusammen, den jenseit in langer Linie hohe, dunkle Rücken umrahmen, so daß man glauben könnte, einen Gebirgssee vor sich zu haben. Diesem Charakter entspricht auch die ungeheure Einsamkeit, welche in diesem versteckten Winkel herrscht. Keine hellen Segel, keine rauchenden Schlote beleben mehr, wie zuvor, die stillen, bereits von den ersten Nachtschatten überlagerten Gewässer. Auch menschliche Ansiedelungen fehlen am Ufer. Nur hie und da thront auf einem hohen, taubenschlagähnlichen, nur von ganz dünnen Stangen getragenen Gerüste ein einsamer Fischer, der unbeweglich, gleich einem der bekannten Säulenheiligen, ins Wasser hinab nach den flinken Bewohnern desselben starrt.

Auch die Landschaft zu unserer Linken zeigt eine ander Art. Die Berge sind hier allmählich ganz herangerückt und fallen ohne ebenes Vorland mit steilen, klippigen Hängen direkt in die brandende See hinunter. Unsere Bahn, Schemén de fer, wie die Türken, die dieses Wort aus dem Französischen herübernahmen, sagen, wird Gebirgsbahn. Keuchend klimmt das Dampfroß aufwärts, bald fällt der Blick schon aus beträchtlicher Höhe auf das Meer hinab. Jetzt zieht sich auch eine breite, tiefe Schlucht quer über unsern Weg, welche mittelst eines langen, kühnen Viadukts überschritten wird. Entsetzt blickt das Auge rechts und links in die schwindelnde Tiefe. Erinnert man sich doch auch bei solchen Gelegenheiten nur zu leicht daran, wie unzuverlässig türkische Kunstbauten zu sein pflegen.

Kaum liegt die Brücke hinter uns, so fesselt schon wieder eine Merkwürdigkeit unser Interesse. Drunten an der See erheben sich auf klippigen Felsen die imposanten Ueberreste einer alten Burg, die, wie so viele ähnliche architektonische Fragmente in diesen Gegenden, auch noch aus der Genuesenzeit stammen mögen. Auf alle Fälle hatte das ausgedehnte Bauwerk den Zweck, den Golf von Ismid, an dessen engem Eingang es seinen Platz gefunden, gegen unberufene Eindringlinge zu decken.

Noch eine ganze Weile muß die Bahnlinie gegen bedeutende Hindernisse ankämpfen. Bald läuft sie über hohe Dämme, bald durch tiefe, enge Einschnitte, in welchen rechts und links ein eigentümlich bunter Kalkstein mit ungeheuren senkrechten Wänden ansteht. Und selbst, nachdem der Schienenweg sich wieder zum Meere hinabgesenkt hat, gibt es noch kein müheloses Hingleiten, wie vordem vom Bosporus ab. Mehrfache Buchten und Vorgebirge nötigen die Trace zu weiten Kurven und Schlangenwindungen. Aehnlich wie auf der so hochinteressanten Strecke von Genua nach Nizza, sieht man den Weg, den wir zu machen haben, immer schon weit voraus.

Freilich die einbrechende Nacht läßt jetzt ihren Vorhang über das Ganze fallen. Aber wir nähern uns auch bereits unserem Ziele. Wir passieren nur noch das große Dorf Hereke, woselbst eine im Besitz von Franzosen, die überhaupt in dieser Gegend häufig anzutreffen sind, befindliche Seidenspinnerei unsere Aufmerksamkeit noch einmal erregt. Dann taucht auf einmal zu unserer Linken eine hohe und breite, ganz mit blitzenden Lichtchen übersäete Pyramide auf; wir haben Ismid vor uns.

Gewiß, die Art, wie es sich präsentierte, war ebenso malerisch schön, wie materiell verheißungsvoll. Aber in letzterer Hinsicht sollte sich die Enttäuschung alsbald einstellen. Als wir vor dem

kleinen, schmutzigen Bahnhof ausstiegen, umgaben uns statt goldbetreßter Hoteldiener und moderner Droschken nur eine Anzahl wilder Gestalten, die uns unter unglaublichem Zetern und Schreien mit großen Stallaternen, die sie in den Händen hielten, ganz ungeniert ins Gesicht leuchteten. Doch das war nur die Ouvertüre zu dem nun folgenden Passionsspiele. Im Begriff, durch ein Lattenthor den kaiserlichen Bahnhof zu verlassen, werden wir von unsanften Fäusten gefaßt und hier auf offener Straße, mitten in der Nacht, ersucht, unsere Pässe[1] zu zeigen.

Auch als wir diesem Ansinnen nicht ohne allerhand Unbequemlichkeiten genügt und dann endlich die freie Straße erreicht hatten, sollte uns noch wenig geholfen sein. Es war stockfinster und der Boden unter unseren Füßen entsetzlich holperig. Dazu erklärte mir jetzt mein Begleiter mit anerkennenswerter Seelenruhe, daß leider die Sicherheitsverhältnisse in der Stadt recht unbefriedigende seien. Ich möge deshalb doch meinen Revolver zur Hand nehmen.

Das klang nicht gerade sehr erbaulich. Zum Glück konnten wir uns schließlich an die Fersen eines der erwähnten Laternenträger heften, den wir natürlich dabei stetig fest im Auge behielten. Denn gerade diese nikomedischen Dienstmänner sollten in der letzten Zeit wiederholt Reisende, deren Gepäck sie trugen, ausgeplündert haben.

So stolperten wir denn mühsam und unter mancher Verwünschung durch die alte Stadt des Diokletian. Geradezu kritisch wurde die Sache, als nach einiger Zeit, da wir schon eine etwas gangbarere Straße unter unseren Sohlen fühlten, mein junger Freund mir mitteilte, wir müßten jetzt den Bazar der Stadt passieren. Denn abgesehen davon, daß wir zu dem Behufe zunächst einen ziemlich steilen Absatz hinunter zu steigen hatten, so erwarteten uns drunten auch enge Gassen, die durch große Pfützen, grobes spiegelglattes Pflaster und wahre Haufen von Kot fast ganz unpassierbar gemacht waren. Dazu hier auch nicht eine Spur des Lebens, kein Lichtlein mehr, wie solche doch zuvor ermutigend da und dort aus einem Häuschen gestrahlt hatten, sondern rechts und links nur die verschlossenen Holzbuden der Händler.

Plötzlich ein donnerndes Halt. Eine Art Nachtwächter steht vor uns und erklärt uns, daß man in der Nacht nicht durch den Bazar gehen dürfe und daß wir umkehren müßten. Es währt lange, bis wir den grimmen Cerberus beruhigten. Dann keuchten wir weiter, im Zickzack durch die zahlreichen sich kreuzenden Straßen des hölzernen Labyrinths, das uns wie eine Gräberstadt umgab. Kein Laut unterbrach die unheimliche Stille, nur von Zeit zu Zeit jammerte einer der zahlreichen verwilderten Hunde, die hier herumlagen, in schrillen Tönen auf, wenn wir ihn getreten.

Die Absicht meines jugendlichen Führers bei dieser Irrfahrt war, den Fuhrmann zu treffen, der zu meiner Einholung von Düsdsche hierher geschickt worden war. Aber o Weh, als wir endlich am Ausgang des Bazars in den Han traten, wo derselbe weilen sollte, vernahmen wir, daß er sich nach einem anderen Gasthaus gewandt habe, welches in einer ganz entgegengesetzten Richtung liege. Wir machten also den langen bösen Weg durch den Bazar wieder zurück. Denn damit ich am anderen Tag rechtzeitig abfahren konnte, mußte der Mann noch an diesem Abend benachrichtigt werden. Wir klopften indeß noch an mehrere Thüren vergeblich, ehe wir seiner habhaft wurden. Wir waren fast $1\frac{1}{2}$ Stunden herumgelaufen.

Nun galt es aber auch noch für uns ein Unterkunftsplätzchen zu suchen, denn in dem Han des Fuhrmanns sah es mir doch etwas zu toll aus. Wir rückten vor das erste Hotel des Ortes, das von außen einen ganz leidlichen Eindruck machte. Es war voll besetzt. Zum Glück befand sich das Hotel „zweiten Ranges“ nicht allzuweit von da. Aber nur die Not konnte mich schließlich bewegen, dort auch wirklich Posto zu fassen. Denn in dem kleinen Zimmer erster Etage, das wir durch eine schmutzige Höhle im Parterre erreichten, herrschte ein entsetzlicher Modergeruch, die Betten bestanden aus unsauberen Laken und Ballen auf wackeligen Brettergestellen und das Entree war von einer Anzahl wenig vertrauenerweckender Gesellen eingenommen, die dort nächtigten. Nun wir machten gute Miene zum bösen Spiel, verbarrikadierten die des Schlosses entbehrende Thür und warfen uns angekleidet auf das unappetitliche Lager. Das war meine Nacht in der Stadt, die einst alle Pracht und Herrlichkeit umschloß, deren das Altertum fähig war.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß zu einer Reise nach Kleinasien nicht ein europäischer Paß, mit dem man nur Konstantinopel erreicht, genügt, sondern daß dann dort noch ein Inlandspaß zu lösen ist.

Litteratur.

* Golowin, Iwan v. Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes. Leipzig, Feodor Reinboth, 1887. — Die russische Geschichte, wie sie seither geschrieben worden, ist vorwiegend die Geschichte der russischen Regenten, nicht uninteressant, aber blutig, düster und unerquicklich. Die Geschichte des russischen Volkes soll erst geschrieben werden, und den Anlauf dazu nimmt der bekannte russische Flüchtling Iwan v. Golowin in dem vorgenannten Buch, welches etwas aphoristisch, aber seinen Gegenstand geistvoll und freimütig in der Form einer Plauderei im Feuilletonstyle behandelt. Er schildert wirklich die Entwickelung des russischen Volkes, dem aber seine Regenten beharrlich die Möglichkeit versagten, zu einem Volkstum zu gelangen. Der Autor führt uns an der Hand der besten Geschichtsquellen die Anfänge des Slawentums in Europa, den Ursprung der Russen, die Gründung ihres Reiches und der Alleinherrschaft vor. Er gibt uns einen kurzen, fesselnden Abriß der russischen Geschichte und der Leidensgeschichte des Volkes, anknüpfend an die bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse und die verschiedenen Herrscher, durchspickt mit Anekdoten, Charakterzügen und einer Menge wenig bekannter Einzelheiten und Thatsachen, und sein Buch wird immer interessanter, je näher er der Gegenwart rückt, obwohl es in herzlich schlechtem Deutsch geschrieben und voller Druckfehler ist, dagegen reich noch an ziemlich unbekannten historischen Thatsachen. Gerade im jetzigen Augenblick, wo wir uns mehr als uns lieb ist, mit Rußland beschäftigen müssen, kommt das Buch zu gelegener Zeit und bietet uns manche denkwürdige Enthüllungen, so daß wir es unseren Lesern empfehlen können.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 20. Stuttgart, 14. Mai **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels.

Von Dr. W. Beumer in Düsseldorf.

Es ist das Verdienst Ratzel's, in seiner „Anthropogeographie" als der Erste auf die Notwendigkeit einer „Wissenschaft der Entfernungen" hingewiesen zu haben, einer Disciplin, die bestimmt sein werde, einen bedeutenden Teil von dem in sich zu fassen, was wir heute als Lehre vom Verkehr teils der Volkswirtschaft, teils der Handelsgeographie zuweisen. Eine geographische Entfernungswissenschaft im vollen Sinne des Wortes, welche die Aufgabe hätte, die Abhängigkeit erdkundlicher Thatsachen von den Ortsentfernungen immer vollständiger kausal klarzustellen, würde nun nicht nur in Bezug auf die biologischen und besonders anthropogeographischen Gebiete der Erdoberflächenkunde, also in Bezug auf die Menschheit und das Menschenleben, hinsichtlich des Tier- und Pflanzenlebens und seiner Geschichte, Konklusionen und Lehren zu eruieren haben; sie würde u. a. auch für verschiedene Gebiete der Meteorologie und der Ozeanographie die Abhängigkeit der Erscheinungen von einzelnen Entfernungsthatsachen darlegen müssen, wie z. B. die praktisch so wertvollen Thatsachen ursächlich identischer Sturmbewegungen mit in das Bereich einer geographischen Entfernungswissenschaft gehören. Durch eine derartige Ausdehnung dieser Wissenschaft würde aber die Möglichkeit einer einheitlichen Zusammenfassung des Ganzen und damit der wissenschaftliche Charakter desselben gefährdet, so lange nicht zahlreiche tüchtige Vorarbeiten für diese Disciplin benutzbar sind. Mit Recht hat deshalb Dr. W. Götz, der in einem sehr verdienstvollen und außerordentlich dankenswerten Werke[1] die Grundlegung einer Wissenschaft der Entfernungen versucht, die Ratzel'sche Anregung nun dahin aufgefaßt, das Verhältnis geographischer Entfernungen nur in Bezug auf die belebte Natur, die lebendigen Wesen der Erde darzulegen, weil diese es sind, auf welche die Entfernungsthatsachen einen entwickelnden Einfluß haben, namentlich aber, weil nur von ihnen die letzteren modifiziert werden. Aber auch so abgegrenzt wird diese Wissenschaft einer gewaltigen Summe von Arbeit bedürfen. Denn nimmt man auch nur den Menschen allein als Gegenstand des vergleichenden Erforschens der Beziehungen zwischen geographischen Entfernungen und Lebewelt: Welche Unzahl von Variationen des Zusammenhangs zwischen beiden Objekten gäbe schon dann der Wissenschaft immer neuen Stoff und Anregung zur Weiterentwickelung! In erster Linie kann es sich deshalb hier nur um die Bedeutung der natürlichen Entfernungen für die physische Versorgung des Menschen und um sein Vorgehen gegenüber diesen Entfernungen handeln, das im Interesse seiner Existenz und äußeren Wohlfahrt erfolgt. Denn die Gewinnung und Verteilung der Güter der Erde übt den vielfältigsten und unmittelbarsten aller Einflüsse auf das Dasein und Wohlbefinden des Menschen aus und stellt seinen unmittelbarsten kausalen Zusammenhang mit der Erde als seinem natürlichen Fundamente her. Hiermit aber ist sodann zugleich ein Verhältnis und ein Verhalten zu den

[1] „Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung samt einer Einleitung für eine ‚Wissenschaft von den geographischen Entfernungen'". Mit fünf Karten in Farbendruck. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1888.

geographischen Entfernungen gegeben, da die Güter räumlich von einander entfernt lagern oder sich entwickeln und da deren Verteilen nur auf dem Wege der Ueberwindung von Entfernungen geschehen kann. Somit besteht die Aufgabe darin, die Lehre von den Fortschritten in der Ueberwindung geographischer Entfernungen für die Gütergewinnung und -Verteilung oder von der Zunahme der praktischen gegenseitigen Annäherung räumlich distanter Punkte der Erdoberfläche für den genannten Zweck einzuleiten.

Die Weise des Aufbaues dieser Wissenschaft oder die Methode ist notwendig die historische: die im Laufe der Zeit vorgenommenen Schritte sind zu beobachten und aus ihnen die allgemeinen Thatsachen und Lehren des entfernungsüberwindenden Verfahrens als eines zusammenhängenden Ganzen festzustellen. Die fortschreitende Abschwächung der geographischen Abstände für die Arbeit des Warentransportes zeigt in ihrem Gange bestimmte Abschnitte oder Teile, die als solche durch Wendungen in der politischen Natur des Welthandelsgebietes, d. h. der durch Warentausch mit einander in dauernder Verknüpfung befindlichen Länder, oder durch das Auftreten umgestaltender Verkehrsmittel markiert werden. Demgemäß kommt Dr. Götz zu einer Einteilung des von ihm behandelten Gebietes in sechs Perioden.

Die Urzeit oder 1. Periode umfaßt die Jahrhunderte der zunehmenden kommerziellen Beziehungen der ältesten Kulturländer, aus denen sich zunächst der Großverkehr der Phöniker herausbilden konnte, ohne daß jedoch diese Zeit durch konkrete Zahlenangaben über Verkehrsleistungen illustriert würde; 3000—850 v. Chr.

Die 2. Periode wird von den Jahrhunderten gebildet, in welchen die asiatische Weltreichsmacht entstand und sich mit der überlegenen Universalkultur des Hellenentums verband, der Zusammenschluß des gesamten Morgenlandes geschah; 850—264 v. Chr.

Die 3. Periode umfaßt die Leistungen der römischen Kulturwelt zum Besten einer innigen Vereinigung aller Mittelmeer-Länder mit wirksamer Aspirationskraft für entferntere Produktionsgebiete bis China; 264 v. Chr. bis 400 nach Chr.

Als 4. Periode erweist sich das Mittelalter, dessen Hauptverdienst in der Heranziehung des Nordens und Ostens unserer Hemisphäre an das Handelsgebiet der Kulturwelt und in der Länderverbindung durch den Islam besteht; 400—1493.

Das 5. Zeitalter wird von dem Umschwung herbeigeführt, welchen die Entdeckung der Länder der westlichen Halbkugel bringen mußte, die Vorbedingung eines wirklichen Welthandels; 1493—1819.

Die 6. Periode wird bezeichnet durch die Aera der Dampfmaschinen zu Wasser und zu Land und beginnt mit der ersten dauernden Benützung eines Flußdampfers (in Amerika) 1819.

Es mangelt hier der Raum, im einzelnen auf die vortreffliche, bezüglich der Vollständigkeit des in Betracht kommenden Materials von einem wahren Bienenfleiße zeugende Darstellung des Werkes einzugehen; zu seiner Lektüre anzuspornen und seine Wichtigkeit darzulegen, wird es genügen, auf die Ergebnisse, zu denen der geschätzte Verfasser bei jeder der vorbezeichneten Perioden gelangt, in Kürze hier einzugehen.

Was das geographische Bereich der 1. Periode anbelangt, so finden wir da als die Hauptwerkstätten der völkerverbindenden Verkehrsbemühungen vor allem das mesopotamische und das Nil-Land, sowie das gleichsam mit deren Stoffen gewobene Band des Großhandels, den der syrische Küstensaum entwickelte. Infolge der Bedürfnisse und durch die Leistungen dieser Kulturregionen wurden die Entfernungen zwischen den atlantischen Gestaden und Indien, zwischen der Küste des mittleren Ostafrika und den Flüssen der Skythenländer zu gunsten eines von einer Hand in die andere oder eines vielleicht nur durch zwei Vermittler (z. B. Phöniker und Südaraber) vollzogenen, fortgehenden Verkehrs überwunden. Hauptsächlich haben die Phöniker nicht nur die früher und später mit ihnen verwandten Völker, sondern auch fast alle Küstenvölker und viele küstennahe Stämme zur Teilnahme am Güteraustausch der Kulturwelt hereingezogen.

Die Entfernungen auf der Erdoberfläche für den menschlichen Verkehr innerhalb des Festlandes abzumindern, bemühte man sich durch Anlegen von gebahnten Straßen und Wegen, sowie von Kanälen. Auf dem Meere aber begann man, weit außer Sicht der Küste, die kürzesten Linien zu erkunden, freilich erst nur im Mittelmeer. Hierfür und für die Bedürfnisse des an den Küsten so verschieden profilierten Meeresbodens bot man eine ausreichende Auswahl von Schiffsmodellen. Jedenfalls erweisen sich bereits in diesen Zeiten die Verdienste um den Wasserverkehr dank der ganz besonderen Volksanlage der Phöniker höher als die Erfolge um Ausdehnung und Verdichtung eines Netzes von gesicherten Landwegen. Der Landverkehr ist zum großen Teil infolge der mannigfach gestörten Sicherheit der Wege, größerenteils aber bei den Ländern, welche in dieser Periode wichtiger wurden, zu einer verhältnismäßig geringeren Frequenz entwickelt worden. Eigentliche Fuhrwagen kommen in dieser Periode nicht vor; das Kameel fand erst gegen Ende derselben durch die semitischen Einwanderer Einführung in Arabien; man hielt sich bis dahin in der Wüste, wo schon da und dort für die Versorgung mit Wasser gesorgt ward, an das hamitische Lasttier, den Esel. Das Pferd diente nur zum Reiten und für den Krieg- und Luxuswagen; das Maultier kam erst gegen Ende der 1. Periode in Aufnahme.

Jedenfalls also waren diejenigen Nutztiere, welche eine etwas beschleunigte Lastenförderung hätten bewerkstelligen können, entweder für eine solche überhaupt nicht, oder nur ausnahmsweise, oder, wie das Kameel, nur auf



einem wesentlich beschränkten Territorium in Benutzung. Um so großartiger erscheint das objektive Verdienst derjenigen Völker, welche die mannigfaltigen Güter, mit denen die erreichbarsten Gebiete der Alten Welt, resp. Vorderasiens und der Mittelmeer-Länder, ausgestattet sind, durch alle diese Wohnsitze hin je nach Verschiedenheit des Klima's und der Neigungen der Völker anboten und austauschten.

In der 2. Periode wurde das Bereich der Länder, welche an dem Warenaustausch der Kulturvölker teilnahmen, beträchtlich ausgedehnt. Die Griechen zogen mit eingreifender Lebhaftigkeit und mit Herstellung zahlreicher örtlicher Stützpunkte die skythischen Länder Osteuropa's, Kaukasien, die südliche Küste der Adria und das Po-Delta, das Rhone-Gebiet und die Striche an den östlichen Pyrenäen wie Ostspanien zu dem Verkehrs-, ja teilweise auch zu dem Kulturgebiet jenes Zeitalters heran. Im Osten wurden die ersten Verbindungsfäden nach dem Heimatlande der Seide, nach dem asiatischen Reiche am Großen Ozean gezogen; nach Süden dehnte das blühende Karthago seinen Karawanenverkehr bis zum Niger und auch wohl zum Tschad-See aus; jedenfalls war die Salz-Oase Bilma den Zeitgenossen Herodots bekannt. Ebenso war Nordwestafrika von Karthogo aufs neue punisch kolonisiert und die Küste bis weit über das Grüne Vorgebirge hinaus erkundet worden.

Auf dem Festlande machte man die bedeutendsten Fortschritte durch die sowohl im Westen als wahrscheinlich jetzt auch schon im äußersten Osten Asiens vorgenommene Herstellung von allezeit zuverlässig praktikabeln Straßenlinien mit Stationen für Unterkunft und Pferdewechsel. Lag auch zunächst nur eine mehr vereinzelte Maßregel für den politischen Verwaltungsdienst vor, so blieb doch die Einrichtung in ihren Hauptmomenten ein dauernder Fortschritt, welchen das erbende Weltreich der kommenden Periode für die Kultur festhielt und fortbildete. Dagegen gelang es in dieser 2. Periode noch nicht, die Vorteile des Wagentransportes für Kaufmannsgüter auch nur in einem beschränkteren Umkreise allgemeiner zur thatsächlichen Anerkennung zu bringen, obwohl nicht nur zwei-, sondern im ganzen Morgenlande auch vierrädrige Wagen für den Personenverkehr, bei Barbaren auch für den Transport von Hausrat, gebaut und verwendet wurden. Transportmittel für den Landhandel blieb fast überall das Lasttier. Das Kameel kam in Vorderasien zu einer größeren Verbreitung, während der Esel etwas von seiner früheren Geltung verlor; das Maultier und das Pferd wurden allgemeiner. Das Rind ward als Zugtier an Lastwagen bei Barbaren und an Personenwagen verwendet.

Was die Bemessung der Transportleistung anbelangt, so wurden zu Land bei mäßiger Belastung der Tiere auf einigermaßen profiliertem Boden und nicht drückender Temperatur sowie bei beschleunigtem Betrieb täglich 4 1/2—5 Meilen zurückgelegt. Dagegen hatte sich der Seeverkehr so tüchtig entwickelt, daß bereits Tagesleistungen mit 1.6 Meilen pro Stunde zu verzeichnen sind. Jedenfalls sind 1.2 Meilen bei längeren Fahrten und mäßig günstigem Winde als Regel zu betrachten, und zwar bei einem Warenverkehr, der als Großhandel zu bezeichnen ist. Die Fahrzeuge für Ruderdienst wurden zu solchen mit vielen Ruderreihen für den verschiedenen Hochgang der Wellen ausgebildet, bezüglich der Anlage und Benutzung der Segel und der Takelage sowie des Schiffsbaues wurden wesentliche Fortschritte gemacht.

Die 3. Periode zeigt dann nicht nur überhaupt eine Glanzzeit der materiellen Kultur in dem Bereiche des römischen Staates, sondern sie hat namentlich auch für die Ausbildung eines Welthandels Neues und Großes in verschiedenster Richtung zuwege gebracht.

Die einzelnen Teile des Inlandes wurden durch das römische Straßensystem in einer Weise einander näher gerückt, wie sie erst der europäische Chausseebau des 19. Jahrhunderts wieder erreicht und nur im Hochgebirge übertroffen hat. Dazu blieb man, soweit Friedenszustand waltete, mit dem vorderasiatischen Ausland hellenistischer Kultur zu Lande in direktem Verkehr und trat in solchen mit Südarabien und Vorderindien. Diese nahezu zivilisierten Länder waren aber zum Teil nur Transitgebiete; denn bis zum 11.° s. Br. hatte man Ostafrika, ebenso Hinterindien und durch Innerasien auch China zu dem Güteraustausch der Mittelmeer-Plätze mittelbar herangezogen. Andererseits waren barbarische Gebiete, nämlich Germanien und das Weichsel-Land, auch die Tschadsee-Regionen und ein Teil des Sudans zu direktem Arbeitsfelde des Handelsstandes römisch beherrschter Städte geworden.

Unter den Verkehrsmitteln zu Lande war das bedeutsamste und neueste die Herstellung und ungemeine Entwickelung eines Wegnetzes mit Straßenkörpern. Wie im Römerreiche hoch gefördert, so geschah ähnliches in abgeschwächterer Weise auch in China. Aber nur ersterem Komplexe eignete sich die Verbreitung des Fahrbetriebs für Reisende und für Waren großenteils mit vierräderigen Wagen. Die allgegenwärtige Staatspost der Römer, der cursus publicus, stand durch den Fahrbetrieb so hoch über der Post der persischen Großkönige, wie das Imperium Romanum über dem despotischen Regime jenes asiatischen Völkeraggregats. Auch in den Wüsten baute der römische Prokonsul oder Prätor chaussierte Straßen, geradlinig und fest, wie es damals zuerst auch über das Hochgebirge hin geschah. Im Güterverkehr wurden täglich 6—8 Meilen zurückgelegt. Zur See bestand der Fortschritt der Zeit mehr in einer Entwickelung der karthagischen Errungenschaften auch für die italische Nautik. Hierher gehört die allmähliche Einführung von Hochseefahrten auf den bekanntesten Linien, sowie die besondere Sorgfalt für den Bau und die Lenkung raschgehender Staatsfahrzeuge. In der Binnenschiffahrt bemerken wir die erste Anwendung von Schleusen gegenüber von Niveauverschiedenheiten. Die Fahrgeschwindigkeit bei günstigem Winde ist für die

Kauffahrer des Mittelalters durchschnittlich auf etwa 21 bis 22 Meilen pro Tag, im Indischen Ozean auf 18 bis 20 anzuschlagen, pro Stunde 1.4. Zu den besonderen Verdiensten der römischen Aera gehört das Ineinandergreifen der Landstraßen und Seekurse, die organisierte rasche Vermittlung zwischen Wagen- und Schiffstransporten in den Seehäfen und die ständige Fürsorge einer unnachsichtlich durchgreifenden Staatsgewalt für die Verkehrsbedürfnisse.

Die Zeit des Mittelalters oder der 4. Periode weist im ganzen mehr vorbereitende als ausgeführte Leistungen zum Besten rascherer Aneinanderschließung der Erdoberflächenteile auf, zugleich freilich auch Verluste gegenüber den Errungenschaften des Römerreichs. Die augenscheinlichsten Verdienste dieser Periode bestanden in der Erweiterung des Gebietes, welches am Welthandel teilnahm. Sowohl im Norden der östlichen Hemisphäre als im großen Innern Asiens und im mittleren Afrika ist durch die Mächte der christlichen und arabischen Kultur und der buddhistischen Mongolen eine Ausdehnung des fortdauernden Warenverkehrs der Völker erfolgt, welche dem zusammenhängenden Handelsbereich der Menschheit im Vergleich zur Römerzeit eine verdoppelte Größe verschaffte. In Europa wurde bis an die Ränder des Eismeeres der Warenhandel ausgedehnt; bei den Stämmen des nordöstlichen Nordamerika und am unteren Ob holte man Pelze wie vom Sofala und vom Senegal das große islamitische Handelsvolk Harze, Metalle, Elfenbein und Straußfedern übernahm; Innerasien ward das Straßengebiet des großen Verkehrs des gewaltigsten aller Weltreiche.

Die Art und Weise des Verkehrs verlor zwar in dem erweiterten Gesamtgebiete zunächst den mehr einheitlichen Charakter der 3. und 2. Periode. Wie zwei von einander völlig geschiedene soziale Wesen arbeiteten die islamitische Völkerwelt und die aristokratisch-hierarchische Kulturgemeinschaft der europäischen Staaten neben einander. Die psychologische Stellung der direkt und indirekt hier beteiligten Menschheit ward gegenüber den geographischen Abständen durch die Romfahrten und Pilgerreisen nach Palästina und durch die Kreuzzüge, sodann durch die Mekka-Karawanen und die auch im Buddhismus üblichen Wallfahrten, sowie durch die großen Völkerheerzüge der Araber, Türken und Mongolen, allenthalben eine freiere. Ueber weite Länder greifende Unternehmungen des Einzelnen hatten weit weniger Wundersames für das Volk, wie auch die heißen Wüsten als sehr wohl gangbar erprobt wurden und die Polargebiete Handelspfade besaßen.

Die Wege für die Verkehrsbedürfnisse dieser Völkergruppen erscheinen allerdings qualitativ gegen früher außerhalb der Wüsten nicht weiter entwickelt. Auch die Transportmittel waren zu Lande jedenfalls nicht durchgreifend gefördert worden. Einen Fortschritt bedeutet die allgemeinere Verwendung des Kameels, das stellenweise auch als Zugtier benutzt wurde. Durch die größere Verbreitung dieses Lasttieres und durch dessen geförderte Zucht ward die Gangbarkeit von Wüsten und Halbwüsten allenthalben erhöht. Mit Kameel reiste man auch bei längerer Linie meist 6 Meilen pro Tag. Für Wagen erscheinen in dieser Periode 5 Meilen als Durchschnitt der Tagesfortbewegung; nur wenn, wie in den Alpen, Relaispackpferde zu benutzen waren, konnte ein Transport täglich 7 Meilen durchmessen.

Die Binnenschifffahrt begann (in England) Flußmündungsstrecken namentlich durch Einengung der Stromweite zu adaptieren und zu den untersten Flußabschnitten (in Niederdeutschland) Zufuhrkanäle herzustellen; andere Fortschritte fehlen. Auf dem Meere kam dagegen ein Mittel zur allgemeinen Verbreitung, welches die Schwingen der Schifffahrt erst eigentlich zu ozeanischen Leistungen befähigte: es war die Bussole, resp. der Kompaß in verschiedener primitiverer Verwendung. Diese Fahrleistung hat sich aber — von Nordamerika abgesehen — gegenüber der 3. Periode etwas vermindert; man konnte nicht mehr als etwa 18—20 Meilen geradlinige Annäherung an das Ziel durchschnittlich pro Tag verzeichnen. Daß man aber wenigstens später auch Hochseefahrten in das Weltmeer begann, war wenigstens eine Vorbereitung der großen Errungenschaft der Meeresschifffahrt, welche in der nächsten Periode den Welthandel im eigentlichen Sinne seiner Verwirklichung nahe brachte.

Zu einem Welthandel im vollen Sinne des Wortes kam es nämlich erst infolge der Entdeckung Amerika's und der Südseegestade. Infolge dessen hat die 5. Periode als die Periode des Zusammenschlusses der beiden Hemisphären und der Entstehung des modernen Postwesens an der Erweiterung des Welthandelsbereichs ihr vorderstes und überragendes Verdienst.

In Bezug auf die Verkehrsmittel zu Lande besteht die wesentlichste, dem Warenverkehr höchst förderliche Neuerung dieser Periode in der Einrichtung der dem „Kommerz“ allgemein zugänglichen großen Postanstalten. Für Stückgüter war eine sehr gestiegene Beschleunigung der Beförderung gewonnen: Pferdewechsel an den Stationen war möglich, besondere Packetpostwagen waren in Anwendung gekommen.

Den Transport zu Wasser anbelangend, so hatte man für die Binnenschifffahrt die Ueberwindung bedeutender Niveauverschiedenheiten zwischen Ausgangs- und Zielpunkt zustande gebracht, und so den Beginn des Massenfrachtentransportes im Festlande auf größere Entfernungen bewirkt: das System der Schleusentreppen und die Ueberwindung von Scheitelstrecken gehört hierher.

Zur See hatten die guten Vorbereitungen der vorigen Periode bereits die Herstellung von Karten für die Schiffskurse möglich gemacht; das Fernrohr wurde erfunden (1608); man lernte die Ortsbestimmung auf hoher See, namentlich die der geographischen Länge, durch korrekte Mondtafeln (1755) und durch Seeuhren (1764) zuverlässiger hand-

haben. Doch blieb immerhin das Schiff in seinem Gange höchst abhängig von Wind und Wogen. Die Geschwindigkeit belief sich zur See bei günstigem Luftstrom auf 30—40 Meilen innerhalb eines Tages. Zu Land wurden Güter auf den Poststraßen 10 Meilen weit befördert; doch geschah dies nur auf einem eng begrenzten Teil der kommerziell verbundenen Erdoberfläche.

Für den Verkehr zur See wie in zweiter Linie auch zu Lande bahnte aber die bereits eingetretene Bekanntschaft mit der fahrzeugbewegenden Dampfkraft im Kampfe gegen die zeitlich trennende Macht der Raumabstände einen gewaltigen Fortschritt an, hiermit aber auch das Eintreten eines neuen Zeitalters des Verkehrs, in dem die widrigen Elemente besiegt und die Entfernungen für den Gütertransport auf den zehnten Teil reduziert wurden.

Das Zeitalter des Dampfes, als welches die 6. Periode anzusehen ist, hat die Kulturvölker befähigt, die Hemmungen mechanischer und geometrischer Art, welche einem engen zeitlichen Zusammenschlusse der Erdoberflächenteile entgegenstanden, durch die genannte Naturkraft auf ein bescheidenes Bruchteil ihrer bisherigen Bedeutung zu reduzieren.

Die Art und Weise, in welcher dieses Zeitalter den Beruf zu erfüllen sucht, die größeren Binnengebiete des Festbodens in den ungehinderten Kreislauf des Weltverkehrs hineinzuziehen, charakterisiert sich namentlich in dem Aufschwung des Großverkehrs zur See von Europa aus.

Die Beschaffenheit der Wege und Verkehrsmittel zu Lande zeigt, abgesehen von dem wohlgebauten Körper mit eiserner Radspurschiene, neben der Geradlinigkeit der Richtung eine höchst geförderte Horizontalität des Weges, welche bei der Kugelgestalt der Erde notwendig als eine sehr wesentliche Verringerung der Abstände sich erweisen muß. Dieser physikalisch nivellierenden Leistung der eigentlichen Schienenstraßen geht dann in Europa jene wirtschaftliche Ausgleichung zur Seite, welche durch die Neben- und Vizinalbahnen den „abgelegeneren“ kleinen Gebieten zugewendet wird. In der Adaptierung letzterer Systeme an die Bedürfnisse der tropischen und subtropischen Länder liegt auch das nächste und wirksamste Hülfsmittel zu deren Erschließung im heutigen Sinne.

Während man nun zu Lande pro Tag sechs Aequatorgrade mit Transporten durchmißt, hat man auch zur See sowohl die Raschheit der Fahrt als die quantitative Transportfähigkeit ungemein erhöht und ist nahezu unabhängig geworden von Wind und Wogen. Man fährt auf hoher See mit Lastdampfern täglich vier Aequatorgrade, mit Postschiffen bereits fünf. Da man überdies immer mehr im großen und im kleinen schmälere Landbarrieren, welche den Schiffskurs zu großen Kurven nötigten, durch Schiffskanäle durchschneidet, so hat die ins Große und Weite schreitende Ueberlegenheit des Seetransportes noch vermehrte Aussicht auf Weiterentwickelung.

Zwei Probleme sind einer opfervolleren Förderung bedürftiger als bisher, und zwar im Festlande.

Das eine beruht in der Uebersteigung von Hochgebirgen durch den Dampfwagen, was z. B. die Kombinierung von Zahnrad- und Adhäsionsmaschinen versucht. Hierher gehört auch die Ueberschreitung von Höhen durch Binnenwasserwege.

Ein für die Menschheit ungleich wichtigeres Postulat aber muß in dem des energischeren Eindringens moderner Verkehrswege in die Wildnisse und Wüsten tropischer und wüster Länder gefunden werden. Schon weil der Europäer, der Zivilisator der Erde, durch Rücksicht auf Leben und Gesundheit einer raschen Verbindung mit der See bedarf, ist die Möglichkeit eines durchgreifenden Wirkens auf jene zukunftverheißenden Gebiete von der Existenz schleunig wirkender Transportvorkehrungen abhängig. Noch natürlicher aber wird der Bau von Schienenwegen angesichts der ungeheuren Weite des inneren Afrika, Südamerika's und Asiens. Den wirtschaftlichen Mächten und kommerziellen Kreisen Europa's war damit allerdings die Notwendigkeit größeren Wagnisses und längeren Harrens auf Gewinn zugedacht. Allein es kann eben nur eine über das Bisherige erhöhte Anspannung zu einem unserer Zeit entsprechenden rascheren Fortschritt in jenen Ländermassen führen, die noch immer mehr umgangen als beschritten werden.

Dies in kurzen Zügen die Ergebnisse, zu welchen Dr. Götz in seiner gründlichen, von staunenswerter Beherrschung des gesamten Materials zeugenden Darstellung kommt. Wir meinen, sie allein müßten zu einem gründlichen Studium des ganzen Werkes auffordern, das jeden sich für den Weltverkehr und seine Entwickelung interessierenden Leser in hohem Grade befriedigen wird.

Ein Besuch im Derwischkloster zu Konstantinopel.

Nach dem Spanischen bearbeitet von Alex. Braun.

Unser Dampfer hielt nur kurze Rast im Hafen von Konstantinopel. Vor wenigen Tagen hatten wir die glatte Fläche der Propontis durchfurcht, jenes winzigen Meeres, das wie ein funkelnder Teppich sich zum Empfange des Reisenden vor der türkischen Hauptstadt ausbreitet; gestern waren wir in einem leichten, zierlichen „Kaïk“ inmitten zahlreicher, mit den Farben aller Nationen beflaggter Schiffe und endloser Boote und Barken jeder Art die Straße entlang gerudert, die Europa von Asien trennt, hatten entzückten Auges die im sonnigen Glanze der Flut sich spiegelnden Gestade an uns vorübergleiten sehen: die Stadt mit der mächtigen Kuppel der heiligen Sophia und hundert gleich Pfeilen in den tiefblauen Aether emporstrebenden Minarets, die von hohen Eichen und Platanen überschatteten, von den glitzernden Wellen des Bosporus umschäumten Paläste und Villen, die zwischen lauschigem Lorbeer- und Rosengebüsch halbversteckten Harems, an deren blütenumrankten Gittern zuweilen ein blasses Kindergesichtchen oder eine weiße Frauenhand sich zeigte, die mit ihren buntbemalten Häuschen und Kiosks sich

amphitheatralisch aufbauenden Dörfer, die zugleich als Gärten benützten Friedhöfe, aus deren dunklem Cypressengezweig hier und dort der Marmorturban eines Grabmals hervorschimmerte, dann und wann eine Schaar Tauben emporflatterte — all jene unvergleichlichen, mit jedem Ruderschlage sich verschiebenden und verschönernden Bilder; heute nun galt es, das Innere Konstantinopels zu besichtigen, galt es vor allem, die Derwische zu besuchen.

Wie bezaubernd auch seine landschaftliche Umgebung und äußere Erscheinung ist, so offenbart sich der Hauptreiz des neuen Byzanz doch erst auf seinen Straßen und Plätzen, in der Mannigfaltigkeit und Eigenart seiner Typen, Sitten und Gewohnheiten. Welch buntes Völkergemisch drängt sich in jenen engen steilen Gassen, wogt in den riesigen Bazars durcheinander! Bedächtige Türken mit faltigem Turban, stattliche Armenier mit langem, blauem, weiß gegürtetem Kaftan, behende Araber mit wallendem Burnus, Perser mit sonderbar geformten Mützen, Russen mit ungeheuren Stiefeln, Griechen, Juden, Italiener, Engländer strömen hier zusammen; türkische Soldaten, in den knapp anliegenden europäischen Rock gezwängt, lehnen träge umher; Frauen in langen, grellfarbigen Gewändern, das Antlitz von weißen Schleiern lässig verhüllt, streichen schleppenden Schrittes dicht an den Häuserreihen hin, andere, vornehmere, werden sorgfältigst vermummt in Sänften von breitschultrigen Burschen durch die Menge getragen. Seltsam märchenhaft mutet den Fremden dieses ganze Leben und Treiben an, dem seltsamsten Schauspiele aber giengen wir entgegen.

Es war drei Uhr Nachmittags, als wir uns bei glühender Hitze (vierzig Centigrade) unter Leitung eines Dolmetsches auf den Wegen nach dem „Tekié", dem Kloster der Derwische, machten. Die volkreiche Vorstadt Pera, das Quartier der Christen und Europäer, durchkreuzend, wandten wir uns westwärts dem Türkenviertel Galata zu. Die niedrigen, mehr oder minder verwahrlosten Holzhäuser zu beiden Seiten der krummen und holperigen Gassen waren sämtlich fest verschlossen und nur selten gelang es uns, durch die zerbrochene Jalousie eines Balkons einen Blick in's Innere zu werfen, ohne jedoch etwas anderes, als die Gestalt eines auf seinem Teppich kauernden, langbärtigen Rauchers oder eines alten Weibes zu erspähen, das die verwelkten Züge ungescheut fremden Augen preisgeben durfte. Ein einzigesmal that sich ein Fenster auf und eine verschleierte Frau rief unserem Führer zu, umzukehren, weil der eben zähnefletschend gegen uns anspringende Hund wütend sei. Wir hatten den schmutzigen, rauhharigen Köter nicht beachtet, folgten indeß der Warnung und versahen uns überdies mit einigen Kieselsteinen zum Schutze gegen die überall in Rotten umherschweifenden herrenlosen Hunde, die, von jedermann geduldet und gehegt, ganz Konstantinopel unsicher machen.

Auf einem weiten Umwege, an mehreren von den lärmenden Korangesängen der Gläubigen widerhallenden Moscheen vorüber, gelangten wir endlich in jenen Winkel Galata's, in welchem das Kloster der Derwische sich befindet. Durch eine schmale Thüre betraten wir einen langen Vorhof, an dessen Ende im düsteren Schatten einiger uralter Zypressen neben einer, in ein an Ketten schwebendes eisernes Becken niederplätschernden Quelle eine kleine Treppe sich erhebt, welche zu der den geweihten Raum abschließenden Pforte emporführt. Niemand hieß uns am Eingange, wie es sonst in den mohammedanischen Tempeln üblich ist, die Stiefel ablegen oder Ueberschuhe anziehen. Ungehindert durften wir mit profanen Sohlen über die grünen Binsenmatten hinschreiten. Dagegen sprangen, als wir ihnen nahe kamen, einige Moslemin unwillig auf und flohen von uns hinweg wie von Aussätzigen, was unsere schon gefaßte gute Meinung von der Toleranz der Derwische einigermaßen herabstimmte.

Allerdings, vor 25 Jahren wäre es ein lebensgefährliches Unterfangen gewesen, den Fuß über diese geheimnisvolle Schwelle zu setzen, geschweige denn, wie wir nun ohne Umstände thaten, sich auf diesem geheiligten Boden niederzulassen.

Die Moschee der Derwische ist ein länglichter, aus vier kahlen, hellgetünchten Mauern bestehender Bau, in dessen Mitte eine weite, glänzend gebohnte Fläche von einem hölzernen Geländer umfriedigt wird. Außerhalb desselben versammeln sich auf drei Seiten die dem Gottesdienste anwohnenden Männer, während die vierte, gen Mekka gerichtete, der Nische vorbehalten ist, die in allen Tempeln des Propheten die Stelle des Altars vertritt. Die Frauen, der Sultan und sein Hofstaat, sowie die Musiker finden auf einer ringsum laufenden, vergitterten Galerie Platz. Nichts in dem ganzen Hause stimmt zur Andacht und das durch die großen Fenster und die geöffnete Thüre voll einströmende Licht läßt den aller Schönheit und Würde entbehrenden Raum noch öder und nüchterner erscheinen.

Als wir eintraten, hatte das Gebet bereits begonnen. Vor der geweihten Nische standen, das Gesicht ihr zugewandt, in lange, dunkelbraune oder schwarze wollene Mäntel gehüllt, grobe graugelbe Filzmützen in der Form eines abgestumpften Kegels auf dem Haupte, eine Reihe Männer mit hoch erhobenen Händen. Es waren die Derwische, jene orientalischen Frommen, die ob ihrer Glaubensglut und ihres gottseligen Wandels im ganzen Morgenlande als Heilige verehrt werden. Alles, von der obersten Behörde, die sie mit Vorrechten und Stiftungen bedenkt, bis herab zum kranken Bettler, der sich, Genesung hoffend, heranschleppt, den Saum ihres Gewandes oder den Stein ihres Grabmals zu küssen, beugt sich in Ehrfurcht vor diesen türkischen Mönchen, wie vor höheren machtvollen Wesen. Mönche kann man sie, da sie, mit Leib und Seele dem religiösen Gedanken hingegeben, ihr ganzes Leben in geistlichen Uebungen hinbringen, wohl nennen, obgleich sie — das Cölibat ist ja für den Muselmann eine Unmöglichkeit — nicht in klösterlicher Gemeinschaft, sondern mit

der größeren oder geringeren Anzahl ihrer Weiber und Kinder leben und nur zu gottesdienstlichen Handlungen sich in ihren Ordenshäusern zu vereinigen pflegen. Die wichtigste derselben vollzog sich eben vor unseren Augen.

Vor den übrigen, zunächst der Nische stehend, betete der Oberpriester mit tiefer, wohllautender, etwas verschleierter Stimme vor, und so oft er eine Strophe beendet hatte, fiel der gesamte Chor mit gellender Gewalt ein, den Gesang zugleich mit heftigen, ruckweisen Bewegungen des ganzen Körpers begleitend. Jeden Augenblick senkten sich die Kniee, stürzten dröhnend nieder, neigte sich das Haupt, küßten die Lippen brünstig den Boden, und kaum lag die Gestalt auf der Erde, schnellte sie wieder empor mit einer Behendigkeit, die bei den Jungen begreiflich, bei den Alten aber wahrhaft erstaunlich erschien.

So verstrich eine halbe Stunde in eintöniger Litanei, einförmiger Bewegung und einmütiger Andacht, in die jeder so völlig versunken war, als ob er sie in der Einsamkeit der Wüste übte. Wehe jedoch dem Fremdling, der sich erdreistet hätte, mit dem flüchtigsten Lächeln den mystischen Ernst jener eigentümlichen Zeremonie zu stören; ihm wäre nicht Zeit geblieben, seine Vermessenheit zu bereuen. Diese Gewißheit lag sozusagen fühlbar in der Luft und wir erkannten und erwogen sie wohl.

Nach dem Gebete traten die Derwische in den abgegrenzten Mittelraum, umschritten ihn feierlich und standen endlich, einen lebendigen Ring bildend, still. Ihr Oberhaupt nahm auf einem kleinen Teppich Platz und hub langsam eine kleine Fürbitte an, worin, wie der Dolmetsch uns erklärte, Allah angefleht wurde, die Türkei und ihre Freunde zu beschützen, das Herz ihrer Feinde aber zu rühren, daß sie abließen von Haß und Verfolgung. Nie habe ich auf all meinen Reisen im Orient eine edlere, anziehendere Erscheinung gesehen, als diesen jungen mohammedanischen Prior, der — die Würde des Abtes ist bei den Derwischen erblich — erst vor kurzem an die Stelle seines verstorbenen Vaters getreten war. Die schlanken weißen Hände auf der Brust gekreuzt, das feingeschnittene, von einem glänzend schwarzen Bart umrahmte Gesicht mit den großen, schwarzen, schwermutsvollen Augen und der hohen, blassen Stirne emporgerichtet, stand er in seinem lang herabfließenden Gewande aus feinster, brauner Wolle, die Füße mit dunklen Saffianpantoffeln bekleidet, die seltsame Mütze mit einem schmalen, grünen Turban umkränzt, ruhig und stolz inmitten der je zwei und zwei mit ehrerbietigem Gruße an ihm vorüberziehenden Derwische. Dreimal umkreisten sie ihn nach dem Takte einer von oben herab tönenden unsichtbaren Musik. Immer lauter, stürmischer, leidenschaftlicher erschallten die fremdartigen Weisen der orientalischen Trommel und Pfeife, bis plötzlich nach dem zweiten Rundgang die Derwische ihre faltigen, weißen Weiberröcke und kurzen, schwarzen Westen enthüllend, die Mäntel von sich schleuderten. Der erste, der nun vor dem Prior sich verbeugte, streckte im Aufstehen die Arme weit aus und fieng an auf den Fußspitzen sich zu drehen, schneller und schneller, in rasendem Wirbeltanze. War der Aermste besessen oder trotz des strengen mohammedanischen Verbotes aller geistigen Getränke berauscht? Aber einer um den anderen ahmte sein tolles Gebahren nach und in wenigen Augenblicken wirbelten sämtliche Derwische, Greise, Männer und Knaben, jeder auf seinen Platz gebannt, mit fliegenden Gewändern, geschlossenen Augen und verzückten Zügen um ihre eigene Achse. Drei Viertel-Stunden währte der wilde, wütende Tanz. Alle 15 Minuten ließ eine kurze Pause der Musik die Tobenden für einen Moment zu Atem kommen. Die Bußfertigsten jedoch — denn eine Buße, und zwar der qualvollsten eine, ist dieser schwindelnde Reigen — dauerten in ihrer Stellung aus, ohne die Augen aufzuschlagen und ohne eine andere Erholung sich zu gönnen, als die, ihre zitternden Arme auf der keuchenden Brust zu kreuzen, während die minder Glaubens- und Körperstarken halb ohnmächtig dem Geländer zuwankten.

Aber sogleich rissen die schrillen Klänge der Pfeife sie wieder fort und aufs neue umkreisten sie mit wahnsinniger Geschwindigkeit den regungslos in ihrer Mitte verharrenden Prior. Nach dem dritten Tanze endlich eilten ihre als Zuschauer anwesenden Freunde und Angehörigen herzu, rafften die am Boden umherliegenden Mäntel auf und umhüllten sorgsam den schweißtriefenden Körper der Erschöpften. Noch einmal näherten sich die Derwische ihrem Oberpriester, um zum Abschied seine Hand an ihre glühenden Lippen zu pressen. Dankend legte er, so oft ein Kuß sie berührt hatte, die Hand an sein Herz und an seine Stirne und als der letzte der dreiundzwanzig Derwische an ihm vorbeigezogen war, schritt er feierlich zur Thüre, wandte sich dort, segnete die Versammlung und verschwand. Mit einem heiseren „Alá ju!“ . . . den Gruß erwidernd, schlüpften die ermatteten Tänzer hastig in ihre, von den wartenden Dienern dargereichten Pantoffeln, wickelten sich fest in die Mäntel und folgten ihm.

In tiefen Gedanken blieben wir zurück. So unsinnig und lächerlich uns das Schauspiel anfangs erschienen war, so ernst hatte es uns schließlich gestimmt. Dies war mehr als ausgelassene Laune oder eitle Thorheit. Es war ein Triumph des menschlichen Willens über die Anforderungen und Schmerzen des Körpers, allein kein guter Genius, sondern der finstere Dämon des Fanatismus beseelte diesen tobenden Schwarm und verlieh ihm die Kraft zu seinem ebenso unrühmlichen, als unnützen Siege. Wie weit ist es doch von dem wilden Taumel der Derwische, der selbstzerfleischenden Lust des Geißlers, dem dumpfen Hinbrüten des Anachoreten zu jenem edleren Kultus, der im aufopfernden Dienste der Humanität, in dem eifrigen Bestreben, die Menschheit zu bessern und zu beglücken, der Gottheit am würdigsten zu dienen glaubt!

Dinarische Wanderungen, von Dr. Moriz Hoernes.

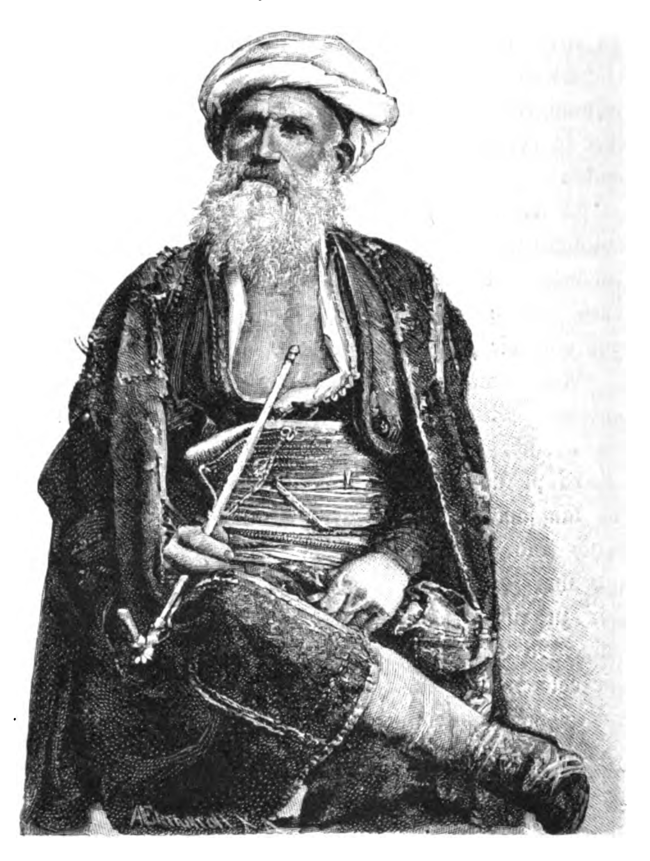
Angezeigt von Dr. Friedrich S. Krauß.

(Schluß.)

Der ethnographische Teil der Hoernes'schen Arbeit ist in vielen Stücken unzureichend, namentlich wo der Autor auf das Volkstum, die Volksseele Seitenblicke wirft. Hier bewegt er sich zu unsicher und stellt zuweilen Behauptungen auf, die sich von selbst widersprechen. Zuerst schildert er den Bürgermeister von Serajewo, einen mohammedanischen Beg, als eine prächtige Erscheinung, dann aber bemerkt er: „sein Gesichts- und Leibestypus darf übrigens nicht als der des älteren bosnischen Moslim angesehen werden. Dieser letztere ist selten korpulent, sondern meist von der Magerkeit und dem hohlen Blicke, der dem Cäsar am Cassius so bedenklich schien. Nimmt man dazu eine mächtige, dicke, oft blauschwarze Nase und vorspringende Backenknochen, zwischen welchen Teilen die tiefliegenden Augen sich mißtrauisch verbergen, einen schiefstehenden weißen Bart, unter dem die dicken Lippen nur beim Sprechen oder Rauchen sichtbar werden, endlich eine braune, lederartige, mit schwarzen Punkten besäte Haut, so braucht es kaum mehr der rasierten Schläfen und des in Bosnien endemischen Kropfübels, um sich die wenig anziehende, aber sehr charakteristische Physiognomie des nächstbesten Beg oder Aga zu vergegenwärtigen."



Der Bürgermeister von Serajewo (schwarzer Typus).



Ein Ausrufer (blonder Typus.

Was für eine wandelnde Karikatur dem Dr. Hoernes zu diesem Bilde Modell gesessen, weiß ich nicht, ein Edelmann war es schwerlich. Die Behauptung, der Typus des Bürgermeisters sei der jüngere, ist schon gar nicht stichhaltig. In Herzeg-Bosna unterscheide ich zwei Haupttypen unter den Mohammedanern. Zum ersten zähle ich die schwarzhaarigen, dunkeläugigen, kleingebauten Leute von gedrungener Gestalt, mit mandelförmigen, etwas schiefstehenden Augen und stark fleischiger Nase; so sieht der Bürgermeister von Serajewo aus, und so sah auch vor 250 Jahren nach den Zeugnissen der Guslarenlieder der große Held Trbušnjati Mujo (Mustapha mit dem großen Bauch) und so sahen auch seine Kämpen aus, wie es im Liede heißt:

mrki su ga poklipili brci
crno janje drži u ustima.

„Ein dunkler Schnurrbart hat ihn ganz bedeckt (als ob er) ein schwarzes Lamm im Mund festhielte"
oder

crna brka a oka zadrta
niska stasa a široka vrata

„sie haben einen schwarzen Bart und Schlitzaugen, sind von niederer Gestalt, doch von breitem Nacken."

Gerade dieser Typus ist nicht selten unter den Mohammedanern. So schauen die Edelleute Begzadić in Kozluk, die Kulenović in Travnik, die Herren von Tešanj, die berühmten Cengić in der Herzegowina und der vielgenannte Mehmed Kapetanović in Serajewo und viele

andere aus. Dieser Typus berührt sich stark mit dem der südungarischen Serben.

Den zweiten Typus charakterisiert rötlich blondes Haar, wasserblaue Augen, ein ovales Gesicht, ein schütterer Bart und, wie ich sehr oft bei Kindern, die ich liebkosend untersuchte, wahrnahm, ein gleich einem Brett plattgedrückter Hinterschädel. Die Verwandtschaft dieses Typus mit dem slowenisch-kroatischen ist nur zu auffällig. Die Mehrzahl der mohammedanisch-slawischen Bevölkerung gehört demselben an. Man muß diesen Typus gewiß schön finden. Ich sah rötlichblonde junge Mohammedanerinnen, die durch ihre schöne Gestalt und den anmutigen Gesichtsausdruck auch in deutschen Landen die allgemeine Aufmerksamkeit der Kenner von Frauenschönheit auf sich lenken würden. Der Mann ist überhaupt schön zu nennen. Typisch ist der nebenan abgebildete bosnische Mohammedaner, ein schon bejahrteres Individuum. Der Mann ist Ausrufer (telâl).

Auch die Beurteilung der Lebensgewohnheiten des slawischen Mohammedaners ist bei Hoernes eine schiefe. Hoernes, der als Offizier auftrat, hatte offenbar nie Gelegenheit den bosnischen Adel kennen zu lernen. Seine Dolmetsche waren in Bezug auf die Mohammedaner und die Altgläubigen Franziskanermönche, Religionsfanatiker, die der ganzen Welt Feindschaft geschworen. Die Franziskaner Bosniens hassen uns Deutsche nicht minder als die altgläubigen Serben oder die Türken. Hoernes ist ein unbedingter Fürsprecher der Mönche. Er stimmt ihnen ein Lob über den grünen Klee an. Nach meinem Dafürhalten und meiner Erfahrung haben es die Franziskaner um uns Oesterreicher noch zu verdienen. Sie können es uns nicht verzeihen, daß wir ihren Traum von der Vertreibung der Mohammedaner nicht in Wirklichkeit umgesetzt, ja daß wir, wie sie behaupten, den Mohammedaner auffallend bevorzugen.

Die österreichische Regierung in Herzeg-Bosna kennt kein Bevorzugungssystem. Der Grundbesitzer als hochbesteuerter Ackerbauer hat dort wie in deutschen Landen seinesgleichen ein natürliches Vorrecht in der Gesellschaft. Der mohammedanische Edelmann ist aber vielfach Großgrundbesitzer. Die Franziskaner wähnten in der ersten Zeit der Okkupation, sie würden in die Regierungsmaschine miteingreifen helfen und gegenüber den Nichtkatholiken ein Bißchen den Herrn spielen. In dieser Hoffnung sahen sie sich vollkommen enttäuscht. Unsere Regierung hat es durch humanes und stets ehrliches Vorgehen verstanden, direkt mit der breiten Menge der Bevölkerung in Fühlung zu treten, so daß die dunklen Vermittler, die sich unter türkischer Herrschaft ihre zweideutige Rolle so gut entlohnen zu lassen wußten, ganz überflüssig geworden sind. Die Franziskaner reden uns Deutschen gern ein, daß ihr Einfluß beim Volke ein unbegrenzter sei. Nichts ist unwahrer als das. So lange als sich der katholische Bauer fürchten mußte, der Franziskaner werde ihn bei der Obrigkeit mit Erfolg diskreditieren, war er demütig und gefügig. Heutigentags fürchtet der Bauer den Mönch nicht mehr und behandelt ihn darnach. Das Volk verabscheut geradezu den Franziskaner. Ich kenne zwanzig Volkssprichwörter, welche dieser tiefempfundenen Abneigung Ausdruck verleihen. So standen die Dinge auch vor 200 Jahren, wie man leicht aus den auf die Franziskaner bezüglichen Volkssprichwörtern in der dalmatinisch-bosnischen alten Sammlung ersehen kann, die von Gjuro Daničić auf Kosten der Agramer Akademie herausgegeben wurde. Und wer hat mit Feuer und Schwert zur Zeit der bosnischen Könige gegen die Bogomilen und Schismatiker gewütet, wer anderer, als die Franziskaner? Nur den Franziskanerorden trifft die Schuld, daß in Herzeg-Bosna ein großer Teil der Bevölkerung die Türken mit offenen Armen empfangen und zum Islam freudig sich bekehrt hat. Ihr Fanatismus hatte es verschuldet, daß Herzeg-Bosna, dieses schier unbezwingliche Bollwerk Europa's gegen den Ansturm der Türken, auf vier Jahrhunderte hindurch für die europäische Welt so gut wie verloren gieng. An dieser Thatsache ändern auch hundert Panegyriker à la Batinić nichts.

Daß die Katholiken in Herzeg-Bosna sittlich tiefer stehen als die Altgläubigen und weit tiefer als die Mohammedaner, geht schon aus dem einen Umstande zur Genüge hervor, daß die wilde Ehe unter den Katholiken bis zur Zeit der Okkupation zum Gewohnheitsrecht geworden war. Ich besitze darüber das authentischste Beweismaterial, eine große Anzahl von Berichten verschiedener Franziskaner, die Pfarrämter versahen.

Mich befremdet sehr eine Anmerkung von Dr. Hoernes (S. 109 f.), in welcher er sich der Katholiken gegen mich annimmt, als ob ich je als Parteimann gegen die Katholiken aufgetreten wäre. Dort heißt es: „Krauß meint, die slawische Rasse sei durch den Islam veredelt worden, und stützt sich mit dieser Behauptung darauf, daß die slawischen Mohammedaner körperlich und geistig unter ihren Stammesgenossen hervorragen. (Vergl. auch seinen Vortrag auf der Klagenfurter Anthropologen-Versammlung, „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft", 1885, Band XV., S. 84 f.) Ein Teil dieser Superiorität, die ich übrigens nicht ganz zugebe, hängt indeß wohl mit der herrschenden Stellung des Islam und der arggedrückten Lage der Andersgläubigen zusammen. Auch steht der Folklorist, der Märchen und Lieder sowie ander Schätze der mündlichen Tradition zu retten sucht, auf einem wesentlich anderen Standpunkt, als der Archäologe und der Kulturhistoriker überhaupt. Jener findet den katholischen Landesteil natürlich ärmer an dem, was ihn zunächst interessiert, während dieser wieder gerade hier ein viel größeres Verständnis für den Zweck und Gegenstand seiner Studien antrifft. Welcher von den beiden Vorzügen eine Superiorität der Gesittung begründet, läßt sich unschwer entscheiden."

Auf alles eingehend zu entgegnen, dazu fehlt es hiezu an Raum, bemerken muß ich aber, daß die Geschichte von der „arggedrückten Lage der Andersgläubigen" größtenteils auf Rechnung der Franziskaner-Phantasie zu setzen ist. Den „Andersgläubigen" ist es durchaus nicht so schlecht gegangen, als die Franziskaner es behaupten. Die wirklich stattgehabte Unterdrückung war nicht von der Art, daß das Volk geistig hätte verkommen müssen. Bildet sich doch Dr. Hoernes mit Recht nicht wenig darauf ein, an der Hand der alten Denkmäler den Nachweis erbracht zu haben, daß die slawische Bevölkerung Bosniens in vortürkischer Zeit von geringem Bildungsgrad und ziemlich unentwickelten geistigen Fähigkeiten gewesen sei (S. 334). „Von der großen Masse", so fährt er fort, „die den unteren Ständen angehörte und dem Christentum treu blieb, läßt sich kaum mehr sagen, als daß sie in primitivster Weise des Lebens Notdurft gewann und mit schwachen Mitteln einiges zur bescheidenen Ausschmückung des Daseins beitrug." Also ist der Archäolog doch zu dem gleichen Ergebnisse wie der Folklorist gekommen! Was aber der Slawe dem Einfluß des Orients zu verdanken hat, darüber habe ich mich eben in dieser Zeitschrift voriges Jahr ausgesprochen. Wieso man nun von einem größeren Verständnis für archäologische Studien bei so ungebildeten Leuten, wie die bosnischen Katholiken vor zehn Jahren es waren, sprechen mag, ist mir ebenso unklar, als die aus der Prämisse gezogene Schlußfolgerung auf „eine Superiorität der Gesittung" und die verblümte Andeutung, der Folklorist stehe auf einem niedrigeren oder „wesentlich anderen Standpunkte, als der Archäologe und der Kulturhistoriker." Ei, ei, wer ist denn berufener als der Folklorist, der sich in die Volkspsyche hineinlebt, über (relative) Superiorität der Gesittung zu sprechen? Wer hat die zuverlässigeren Kriterien behufs Entscheidung in dieser Frage zur Hand? Der Folklorist oder der Archäologe? Ich meine, wem von beiden die Superiorität darin gebühre, das läßt sich wirklich unschwer entscheiden.

Hie und da finden sich Bemerkungen über den Volksglauben eingestreut. Sofern sie sich auf Mitteilungen von Thatsachen beschränken, verdienen sie Beachtung; wo aber der Autor zu mythologisieren anfängt, da schädigt er sich jedesmal selber empfindlich. So will er z. B. die Herkunft des südslawischen Vilen-Glaubens aus dem Albanesischen abgeleitet wissen. Etwas ähnliches wäre es, wollte jemand einem deutschen Folkloristen mitteilen, der Schlangenglaube unseres Volkes komme von den Magyaren her. Est modus in rebus.

Ich mag nicht zu viel nörgeln, wo auf anderer Seite die archäologischen Forschungsergebnisse des Dr. Hoernes vollste Anerkennung verdienen und alle Schwächen des Buches wettmachen. Die Grabdenkmäler hat Hoernes wunderbar von kunsthistorischem Standpunkte aus beleuchtet. Es wäre nur zu wünschen, daß Vid Vuletić Vukasović, welcher die Inschriften sammelt, einen gleichen Erfolg mit dem zweiten Teil der Arbeit erreichen möge.

In der Wissenschaft führt mehr als e i n Weg zur Wahrheit. Die „Methode" par excellence ist ebenso wenig als ein Universalmittel für Krankheiten jeder Art erfunden. Man soll nicht auf einer wissenschaftlichen Methode herumreiten, noch eine Disciplin über die andere stellen. In der Wissenschaft gibt es dem Sein nach keine großen und keine kleinen Disciplinen; der Unterschied besteht nur dem Schein nach, denn alle sind gleichwertig, wenn sie die Wahrheit anstreben und erstreben. Die Wahrheit aber ist nur eine. Den Archäologen Hoernes berichtigt der Kulturhistoriker Hoernes, und dieser wieder kommt nach langen Umwegen zu demselben Ergebnis, welches der Ethnograph Krauß schon lange früher auf anderem Wege gewonnen. Zur Vervollständigung des bosnischen Kulturbildes wirft Hoernes noch einen Blick auf den durch die türkische Eroberung herbeigeführten Umschwung. Er sagt: „Es ist dies, sowie unsere ganze Betrachtung, auch für die Gegenwart deshalb nicht unwichtig, weil die Periode mittelalterlicher Autonomie und Feudalherrschaft von mancher Seite gern als eine Art Glanzzeit des südslawischen Volkstums, welcher durch das Türkenjoch ein jähes Ende bereitet worden sei, dargestellt war. Diesem Märchen kann nicht nachdrücklich genug entgegengetreten werden. Solange es sich darum handelte, aus den slawischen Gebieten der in voller Auflösung begriffenen Türkei emanzipierte Kleinstaaten zu bilden, hatte jene Tendenz eine politische raison d'être, und war zum mindesten unschädlich. Seitdem aber jener Prozeß vollzogen ist und soweit es sich um Bosnien handelt, erfordert es die Mission Oesterreich-Ungarns, daß jene Fiction offen als das hingestellt werde, was sie ist: ein frommer Betrug, auf den wir — wie sehr es auch gewisse Patrioten schmerzen mag — heute nicht mehr eingehen können, noch eingehen wollen."

Ich kann und darf hier nicht weiter den mannigfaltigen Inhalt des Buches besprechen. Besser es empfehlen, als es sich selber empfiehlt, vermag ich auch nicht. Ich fasse mein Urteil in wenigen Worten so zusammen: Es ist ein Buch, welches manchen Widerspruch und viele Anregung erweckt und genußreiche Belehrung in Wort und Bild gewährt, kurz, es ist ein Buch über Herzeg-Bosna, wie bisher keines geschrieben stand.

Von der neuen Punditen-Forschungsreise in Nepal und Tibet.

Von Hermann Pollak.

Seitdem durch die große Reise des Punditen Nain Sing von Ladak über Tengri-noor nach Lhassa (1873 bis 1875) ein so glänzendes und vielversprechendes Resultat

in der wissenschaftlichen Erforschung des tibetanischen Hochplateau's erzielt wurde, haben zahlreiche eingeborene Reisende, welche in die Fußstapfen des „berühmten Punditen" getreten sind, unablässig und redlich dazu beigetragen, unsere Kenntnisse über die geographischen Verhältnisse und über den Zustand der Völker und des Verkehrs in Nepal und Tibet wesentlich zu bereichern. Diesen kühnen und ausdauernden Eingeborenen, die von den englischen Behörden in Indien zu Geodäten ausgebildet werden und in der Wissenschaft des Erforschens und Beobachtens wohl unterrichtet sind, fällt es leicht, in Gegenden vorzubringen, die für Europäer schwer zugänglich oder gänzlich verschlossen sind. Auch die klimatischen und örtlichen Verhältnisse der zu durchforschenden Gebiete bieten ihnen weit weniger Schwierigkeiten dar als europäischen Reisenden, und da sie selbst zumeist Halbtibetaner sind und als solche mit Sprache, Sitten und Gebräuchen der tibetanischen Gebirgsvölker auf vertrautem Fuße stehen, erregen sie nicht so leicht das eingewurzelte Mißtrauen derselben und entgehen auch zumeist der Wachsamkeit der chinesischen Behörden.

Die jüngste Forschungsreise, unternommen von diesen mit feiner Beobachtungsgabe ausgestatteten eingeborenen Beamten des Indischen Landesvermessungsamtes (Indian Survey Department), wurde von dem Punditen M— H.[1] durchgeführt, der einige bis dahin ganz unbekannte Gebietsstrecken in Nepal und im südlichen Tibet bereiste und dessen Reise-Aufzeichnungen vieles von ungewöhnlichem Interesse enthalten.

Im Frühling des Jahres 1885 überschritt unser Reisender bei Dagmarathana, in Bhagalpur, die Grenze Nepals, und durch die üblichen Geschenke an die Grenzbehörden gelangte er in den Besitz eines Reisepasses, der ihn ermächtigte, seinen Weg gen Norden über die Mahabharat-Kette, einen der zahlreichen Ausläufer des großen Himalaya-Gebirgszuges, fortzusetzen. An zahlreichen Punkten dieser Route wurden sein Paß geprüft, seine Habseligkeiten genau untersucht und bald größere, bald kleinere Abgaben ihm auferlegt. In vielen Fällen hatte er diesen letzteren noch Geschenke hinzuzufügen, um sich die Gunst der Lokalbehörden und ihre Erlaubnis zur Weiterreise zu erkaufen. Am 24. Juli passierte er einen großen, auf einem Gebirgskamm gelegenen Tempel, genannt Halsia Mahadeo, der von den Eingeborenen in weitem Umkreise in großer Verehrung gehalten wird und von seinen Stiftern mit einem Landeigentum bedacht worden ist, aus dessen Reinerträgnis von mehr als 3000 Rupien per annum seine Unterhaltungskosten bestritten werden.

In Asaliakhark, einem Fort mit einer Besatzung von 400 nepalesischen Soldaten, deren Befehlshaber die Pflicht obliegt, die Pässe aller Reisenden, die aus südlichen Richtungen kommen, genau zu prüfen und neue Pässe auszustellen, wurde unser Forscher einem scharfen Kreuzverhör unterzogen, da sein Paß nur für Nepal Gültigkeit besaß, er aber einen neuen nach Tibet zu erhalten wünschte. Als dann überdies noch bei der Revision seines Gepäckes eine ganze Reihe wissenschaftlicher Instrumente zum Vorschein kam, welche das Mißtrauen und den Verdacht des Befehlshabers bestärkten, wurde ihm befohlen, so rasch als möglich wieder seinen Rückweg anzutreten. M— H. bat sich jedoch eine kurze Frist aus, um sich von seinen Strapazen ausruhen zu können. Diese wurde ihm gewährt, er selbst aber unter Aufsicht einer kleinen Abteilung von Soldaten gestellt, die ihn nicht früher aus dem Auge lassen sollte, als bis er Asaliakhark den Rücken gekehrt. Nach Ablauf von sechs Tagen, welche zum großen Teil zur Anknüpfung und Durchführung von Unterhandlungen benützt wurden, glückte es unserem Reisenden, mit Hülfe passender Geschenke, den Befehlshaber umzustimmen und ihm weiß zu machen, daß er ein Einwohner von Jumla sei und auf dem kürzesten Wege, nämlich über Dingri, Jonkhajong und Kagbeni, dahin zurückzukehren wünsche.

Auf seiner Weiterreise folgte M— H. soviel als möglich dem Laufe des Dudhkosi-Flusses und gelangte nach Jubang, wo er zum erstenmale mit tibetanischen Einwohnern in Berührung kam. Von dort gieng es weiter nach Khumbujong, das in westlicher Richtung vom Gaurisankar oder Mount Everest gelegen ist und die Residenzstadt des Gouverneurs des Khumbu-Distrikts bildet. Dieser hohe Würdenträger ist ein Tibetaner und bekleidet seinen Posten seit bereits mehr als 30 Jahren; er bezieht keine Bezahlung von der nepalesischen Regierung, darf jedoch von den Gesamtrevenuen seines Distrikts ungefähr 15% für seine Mühewaltung zurückbehalten.

Auch hier wurde unserem Forscher die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Reise gen Norden absolut verweigert, was der Gouverneur damit begründete, daß diese Route nie vorher von einem Hindu oder von einem Gurkha durchreist worden sei. M— H. war daher bemüßigt, hier einen längeren Aufenthalt zu nehmen, während welches es ihm gelang, durch Behandlung der Kranken die Gunst der Einwohner sich zu erwerben. Die im Orte am häufigsten vorkommende Krankheit bestand in der Anschwellung der Schilddrüse, also in einer Art von Kropfgeschwulst, welche in der ganzen Umgebung endemisch auftrat, und zwar bei den Frauen häufiger als bei den Männern. Da es unserem Reisenden unter anderem gelang, auch die Schwiegertochter des Gouverneurs von ihrem Kropfe zu befreien, konnte er fortan auf die Freundschaft ihres Gemahls, Sunnam Durje, der der Lieblingssohn des Gouverneurs war, zählen. Als nun dieser eine Handelsexpedition nach dem Norden unternahm, an der M— H. sich zu beteiligen wünschte, fiel es nicht schwer, die Zustimmung des Gouverneurs hiezu zu erhalten. Nach einer gezwungenen Unthätigkeit

[1] Wie bei allen früheren Punditenreisen wird auch diesmal der wahre Namen des betreffenden eingeborenen Forschungsreisenden in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt, angeblich „aus Vorsicht wegen Wiederverwendung derselben Person."

von nahezu sechs Wochen befand sich unser Forscher somit abermals unterwegs.

Am 23. September kam die Karawane in der Nähe von Pangji bei dem berühmten Götzen Takdeo (Pferde-Gott) vorüber. Es ist dies ein schwarzer Felsenvorsprung, der die Form eines ungeheuren Pferdes zeigt. Aus lauter Ehrerbietung und zarter Rücksicht gegen Takdeo, der von den Tibetanern als besonders heilig gehalten wird, darf kein anderes Pferd diesen Weg betreten. Tibetanische Karawanen, die diesen Paß zu durchziehen haben, bedienen sich der Bergschafe und der Bergziegen, anstatt ihrer kleinen Gebirgspferde, Kyang genannt. Dem ganzen Passe entlang sind große Felsenmassen sichtbar, die durch Schneelawinen von den zu beiden Seiten himmelan ragenden Gebirgskämmen herabgetragen wurden und nun kapitälsartig auf Säulen von gefrorenem Schnee ruhen und einen Umfang von 30—40 F. und eine Höhe von 20—30 F. haben — ein Phänomen, welches unser Forscher auf seinen ausgedehnten Reisen in der großartigen Gebirgswelt von Kaschmir und dem Gebiete des oberen Indus nirgend anderswo gesehen hat.

Den Pangula-Paß über den Himalaya hält er für den gewaltigsten und furchtbarsten, den er je überschritten hat; seine Höhe schätzt er auf über 20,000 F. Der Gebirgskamm dieses Passes bildet die Grenze zwischen Tibet und Nepal.

In Keprak, dem ersten von der Karawane erreichten tibetanischen Grenzdorfe, verweigerte der befehlsführende Beamte unserem Reisenden abermals die Erlaubnis, weiter ins Innere des Landes vorzubringen, da, wie er allen Ernstes meinte, eine solche Konzession ihm sein Leben kosten würde. Dem Ansehen und dem Einflusse Sunnam Durje's gelang es jedoch, die Bedenken des Beamten zu beschwichtigen und für seinen Freund M— H. einen Führer zu erwirken, welcher ihn auch glücklich über die große Grasebene Dingri Maidan nach Dingri brachte.

Die Stadt Dingri besteht aus ungefähr 250 Häusern, deren Bewohner fast gänzlich dem tibetanischen Volksstamme angehören; nur etwa fünf Häuser werden von Gurkhas und blos drei oder vier von Chinesen bewohnt, die sich hier niedergelassen haben um Handelsgeschäfte zu treiben. Die Häuser sind sämtlich aus Stein gebaut und tragen flache Dächer. Die Umgebung der Stadt steht unter Kultur, allein Gerste und Erbsen sind die alleinigen Feldfrüchte, die zum Anbau verwendet werden. Die Einwohner scheinen durchgängig in guten Umständen sich zu befinden. Ein großer Teil derselben leidet jedoch an häufigen Krämpfen und rheumatischen Schmerzen (Dingri ist 13,860 Fuß hoch gelegen), woran natürlich die eisigkalten Winde, welche das ganze Jahr hindurch über die Ebene dahinsausen, Schuld tragen mögen. Auf einem Hügel, der im Nordende der Stadt bis zu einer Höhe von 300 F. sich erhebt, steht das ganz aus Stein gebaute Fort, welches von dem Daibung und 40 chinesischen Offizieren bewohnt wird und eine Besatzung von ca. 500 tibetanischen Soldaten besitzt. Die Amtsdauer des Daibung oder Statthalters währt blos drei Jahre, nach Ablauf welcher Zeit die Lhassa-Regierung einen neuen Daibung ernennt. Dieser höchsten Würdenträger der tibetanischen Regierung gibt es überhaupt nur drei, wovon einer in Lhassa selbst, der zweite in Namcho und der dritte in Dingri seine Residenz besitzt. Die Herrschaft dieses letztgenannten erstreckt sich über das ganze weite Gebiet von Shakia bis an die äußersten Westgrenzen Tibets, und innerhalb dieses abgegrenzten Landgebietes übt er sowohl militärische wie Zivil-Gerichtsbarkeit aus. Nur zum Vollzuge eines Todesurteils muß er die Bewilligung und Zustimmung der Lhassa-Regierung einholen, die ihm jedoch selten verweigert werden.

Der Daibung erhält keine offizielle Besoldung; dagegen besitzt er während seiner Amtsdauer gewisse Handelsprivilegien, welche ihm ein reichliches Einkommen abwerfen. In Thee und Salz, den zwei wichtigsten Handelsartikeln des tibetanischen Hochlandes, hat er innerhalb seines Amtsdistrikts eine Art Privatmonopol. Alljährlich schickt er seine Geschäftsagenten nach den beiden Hauptmärkten, Darchendo an der chinesischen Grenze und Thok-Jalung, wo die genannten zwei Monopolartikel für seine Rechnung in enormen Quantitäten eingekauft werden. Alle seine Unterthanen sind verpflichtet, Salz und Thee dem Daibung abzukaufen, und wehe dem, der sich durch die bedeutend billigeren Preise eines Handelskonkurrenten zur Umgehung dieses Zwanges verführen ließe! Während für Thee dem Daibung baares Geld bezahlt werden muß, kann und wird Salz in der Regel ausschließlich im Tauschwege erhalten, weil dieses als notwendiges Nahrungsmittel, Thee jedoch als bloser Luxusartikel angesehen wird. Der Detailverschleiß des Daibung wickelt sich folgendermaßen ab: Jedes Gewichtsquantum von Salz wird überall und jederzeit für die gleiche Quantität Gerste in Tausch gegeben; für Thee müssen 16 Naktangs[1] (eine nepalesische Münze, die zu nahezu gleichen Teilen aus Silber und Kupfer besteht) per Dum oder Ziegel gezahlt werden. Da dieser Thee von blos mittlerer Qualität ist, nämlich sogenannter Chungja, der von den chinesischen und nepalesischen Händlern für 8 Naktangs per Ziegel erhältlich ist, und da weiters jedes Haus, welches im Bereiche der Jurisdiktion des Daibung steht, gezwungen ist, diesem zum mindesten einen Ziegel jährlich zu dem genannten exorbitanten Monopolpreise von 16 Naktangs abzukaufen, so läßt sich leicht ersehen, daß dieser höchste tibetanische Beamte im Bezuge einer reichlichen Jahresrevenue sich befindet. Zudem ist es ihm freigestellt, neben Thee und Salz noch eine Menge anderer Handelsartikel in seinen Geschäftsbereich zu ziehen, insofern er mit den einheimischen Kaufleuten in Konkurrenz zu treten beabsichtigt. Seine kurze Amtsdauer von drei Jahren läßt es ihm jedoch zumeist geraten erscheinen, sich

[1] $2\frac{1}{2}$ Naktang = 1 Rupie.



mit seinem einträglichen Thee- und Salzmonopol zufrieden zu geben.

Gold hat unser Forscher in Dingri nirgends zu Gesicht bekommen; die Einwohner legten jedoch für das gelbe Metall eine große Neugierde an den Tag und M— H. wurde ununterbrochen mit Anfragen belästigt, ob er Gold, Perlen und Korallen zu verkaufen habe.

Die tibetanischen Soldaten, welche die Besatzung des Fort bilden, sind mit einem Schwerte, einem Luntengewehre und mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Das Schwert, welches die übliche kurze und gerade Waffe ist, die in Tibet allgemein getragen wird, steckt in einer hölzernen Scheide; die Luntengewehre kommen von Lhassa, wo sie unter Aufsicht der Regierung fabriziert werden, und die Bogen sind aus Bambusrohr gefertigt, das in großen Quantitäten von Nepal eingeführt wird. Die Munition wird von den Soldaten selbst erzeugt. Das hiezu nötige Blei, welches aus Nepal und Darjeeling importiert wird, wird geschmolzen und, da Kugelformen nicht vorhanden, ja nicht einmal bekannt sind, in lange, rinnenartige Erdaushöhlungen gegossen, von wo es nach stattgehabter Abkühlung herausgenommen wird. Es hat dann die Form einer dünnen, langen Stange, von der mit einer Art Zange gleichgroße Stücke abgezwickt werden, welche von den Soldaten mit einem Hammer so lange bearbeitet werden, bis sie in das Bohrloch der Luntengewehre genau hineinpassen.

Die Soldaten werden von ihren chinesischen Offizieren regelmäßig nur einmal wöchentlich zu längeren militärischen Exerzitien herangezogen, da sie keine Berufssoldaten sind, sondern Ackerbau, Handel 2c. treiben und für ihren Dienst von der Lhassa-Regierung blos einen kleinen Jahressold beziehen. An diesen Uebungen nehmen sie gewöhnlich zu Fuß und in ihrer Alltagskleidung teil. Nur bei den großen Truppeninspizierungen, die vom Daibung von Zeit zu Zeit veranstaltet werden, erscheinen sie in Uniform und auf kleinen Gebirgspferden, für deren Unterhalt sie selbst zu sorgen haben. Die Hauptaufmerksamkeit der Offiziere wird der Heranbildung guter Schützen zugewendet, weshalb Schießübungen bei diesen periodischen Inspizierungen des Daibung eine hervorragende Rolle spielen. Ein Stück weißgetünchtes Leder, von ungefähr 1 Fuß Durchmesser, wird im Zentrum einer langen Schnur aufgehängt, deren Enden an zwei langen Pfählen befestigt sind; jeder Soldat kommt nun in vollem Galopp-Tempo herangesprengt und feuert aus einer Entfernung von ungefähr 15 Fuß auf diese primitive Scheibe. Jeder Treffschuß wird von den Offizieren aufnotiert und dem betreffenden Schützen gutgeschrieben. Nachdem alle Soldaten durch diese Schießübung einigemal gegangen sind, wird das Luntengewehr mit dem Pfeil und Bogen vertauscht und die Uebung wiederholt. Der Daibung examiniert hierauf das Treffseld auf der Zielscheibe und beschenkt für jeden Treffer den betreffenden Schützen mit einem baumwollenen oder seidenen Halstuch. Unser Reisender, der diesen Schießübungen beigewohnt hat, trug keine besonders gute Meinung von der bei diesen Gelegenheiten zu Tage getretenen Treffsicherheit der tibetanischen Soldaten davon.

Da Dingri auf der Hauptstraße, welche von Lhassa gen Westen führt, gelegen ist, bildet es den beständigen Zusammenfluß der tibetanischen Handeltreibenden, für deren Bequemlichkeit die Lhassa-Regierung durch Errichtung eines großen Serai gesorgt hat, das über 200 Personen zu gleicher Zeit Unterkunft zu gewähren imstande ist. Die Hauptmasse der hier durchziehenden Handelsgüter wird auf Maultiere geladen, da diese viel rascher gehen und weniger Geld kosten als Yäks (Poëphagus grunniens) oder Esel. Ein gutes, zum schweren Lasttragen vorzüglich geeignetes Maultier (tiu) ist für 70—80 Rupien zu haben, während ein gutes Bergpferd (gyatiu) fünf- bis sechsmal so viel kostet.

Die wichtigsten Einfuhrartikel des Dingri-Distrikts sind: Tabakblätter, Baumwollwaren, Gefäße aus Eisen, Messing und Kupfer, Korallen und Rupien, welche zu allerlei Schmuckgegenständen verwendet werden. Die Nachfrage nach Korallen und Rupien ist stets eine so rege, daß alljährlich größere tibetanische Handelsexpeditionen nach Indien, ja bis nach Calcutta unternommen werden, um dieselben in größeren Quantitäten zu erwerben. Diese Expeditionen führen mit sich eingeborene Tauschartikel, wie Bisamkräuter, Yäkschwänze, Antilopenhörner 2c., für die sie in Indien willige Abnahme finden. Dingri selbst betreibt einen schwunghaften Exporthandel nach Nepal in Pferden, Schafen und Ziegen, in tibetanischen Leintüchern, sowie in Butterziegeln und anderen landwirtschaftlichen Produkten.

Zu den Haustieren der Bewohner des Dingri-Distrikts gehören: Büffelochsen, Yäks oder Grunzochsen, Zebus (eine Kreuzung zwischen Yäk und Kuh), Bergschafe und Bergziegen, die vornehmlich als Lasttiere verwendet werden. Von den Yäk- und Zebu-Kühen erhalten die Eingeborenen Milch in reichlichen Quantitäten, welch sie zur Butterbereitung verwerten; die Butter selbst wird in größeren Ziegeln, wie bei uns die Schweizerkäse, zum Verkauf gebracht. Von der wilden Fauna des Distrikts wären zu nennen: das Moschustier und die tibetanische Bergantilope, sowie zahlreiche Heerden von wilden Tauben, Raben und Fasanen (Crossoptilon auritum).

Als unser Forscher Dingri erreichte, war der Daibung gerade abwesend von seiner Residenzstadt, wohin er erst am 21. Oktober zurückkehrte. Es kostete große Schwierigkeiten, ihn zu vermögen, M— H. die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Reise über Jonkhajong und Nubri zu geben. Er erklärte, daß diese Route für jedermann, tibetanische Beamte allein ausgenommen, absolut verschlossen sei und dies auch in Zukunft bleiben müsse. Abermals machte Sunnam Durje seinen Einfluß geltend, und da dieser für das gute Betragen unseres Reisenden die Bürgschaft übernahm, wurde

ihm endlich die verlangte Erlaubnis erteilt, jedoch unter der Bedingung, daß ein Vertrauensmann des Daibung ihn begleite und über den Verlauf der Reise regelmäßig nach Dingri berichte.

M— H. machte sich nun abermals auf den Weg, wobei er eine westliche Richtung einschlug und an dem Palgucho-See vorbeikam, der ungefähr 9 Mln. lang und 4 Mln. breit ist und dessen Wasser klar und süß ist, obgleich derselbe keinen Abfluß besitzt. Von hier gieng es nach Jonkhajong. Dieses tibetanische Fort ist stark befestigt und mit einer großen steinernen Mauer umgeben. Zwei hohe Beamte, genannt Jongpons (tib. = Distrikts-Gouverneur), residieren hier und üben über einen weiten Umkreis die Gerechtsame aus. Die Umgebung scheint gut kultiviert zu sein, und die Landbewohner waren gerade mit dem Einheimsen ihrer Ernte beschäftigt. Die beiden Jongpons gaben bereitwilligst die Erlaubnis zur Fortsetzung des im Reisepaß verzeichneten Weges nach Nubri; da dieser jedoch durch heftige Schneeverwehungen unpassierbar gemacht worden war, konnte M— H. nur durch Darbringung reichlicher Geschenke sich die Bewilligung erwirken, seinen Weg über Kirong nehmen zu dürfen. Bei Kirong tritt die Straße so nahe an den Fluß heran, daß als Fortsetzung derselben eine Art Galerie an der fast senkrecht abfallenden Wand des Felsens angebracht ist, welche in einer Höhe von 15—20 F. über dem Wasserspiegel auf eine Entfernung von nahezu hundert Schritten weiterführt. Diese merkwürdige Galerie, welche ungefähr 6 F. breit ist, ruht auf starken, eisernen Bolzen, die in kurzen Abständen voneinander in den Felsen hineingetrieben sind. Die Bolzen sind mit rohen Planken bedeckt und tragen hölzerne Pfosten, die miteinander durch Stricke verbunden sind und vor dem Herabstürzen bewahren.

Bei Naiakot wendet sich die Straße gegen Westen und führt, nachdem sie die Wasserscheide des Tirsuli-Flusses durchkreuzt hat, in das Thal des Buri-Gunduk, eines der Hauptflüsse Nepals, welches M— H. durchzog, bis er nach Birjam gelangte, welches die nepalesische Bezeichnung für Nubri ist. Von hier zog er dann dem Buri Gunduk-Flusse entlang nach dem nepalesischen Dorfe Arughat, wo er drei Tage lang aufgehalten und von den chinesischen Behörden einem strengen Kreuzverhöre unterzogen wurde. Nur durch eine wohlerfundene Notlüge konnte er diesem Zwangsaufenthalte ein rasches Ende machen. Er gab vor, daß er von Jumla sei und sich auf der Verfolgung eines Mannes befindet, der ihn einer großen Summe Geldes beraubt habe und hierauf entwichen sei. Da er dessen Spuren bisher nicht aufzufinden in der Lage war, gedenke er über Tirbeni nach Hause zurückzukehren. Die erbetene Erlaubnis wurde hierauf sofort gewährt, und sein Weg führte ihn in südwestlicher Richtung nach Tirbenighat an der indischen Grenze, wo seine Forschungsreise ihr Ende fand.

Zwischen Dingri und Jonkhajong in Tibet wird gar kein Handel getrieben; der letztgenannte Ort bildet jedoch ein bequemes Entrepôt für die Dokpas und andere Händler des Nordens und Nordwestens von Tibet, welche in den Sommermonaten Pferde, Schafe, Ziegen und tibetanische Leintücher zuerst hierher und von hier aus auf den Markt nach Khatmandu bringen. Auf ihrer Rückreise nehmen sie, wie bereits erwähnt, Tabaksblätter, Reis, Messing- und Kupfergefäße, sowie indische Baumwollwaren mit sich. — Der Nubri-Distrikt, also der westlichste Punkt der von unserem Forscher erreicht wurde, ist in wissenschaftlicher Beziehung von besonders großem Interesse. Hier soll nämlich die Pflanze zu Hause sein, deren Wurzel unter dem Namen Nirbisi bekannt und als Antidotum des Giftes berühmt ist. Da über diese Pflanze, sowie über die antitoxische Wirksamkeit ihrer Wurzel in der modernen Toxikologie bedeutende Zweifel vorherrschen, muß es aufrichtig bedauert werden, daß unser Reisender die Pflanze nicht selbst zu Gesicht bekommen hat; vom Hörensagen beschreibt er ihre Blätter jedoch als langgestielt, gelappt und blos an der Basis der Pflanze vorkommend, der Stengel soll eine Höhe von ungefähr 1½ F. erreichen.

Der alte Postmeister.

Eine Skizze aus den Alpenländern.

Der Postmeister der alten Zeit ist einer der typischen Charaktere des alpinen Lebens, welcher in raschem Verschwinden begriffen ist. Die wenigen, welche noch übrig geblieben sind, findet man in Gasthäusern an der Landstraße, deren Ausdehnung oft im umgekehrten Verhältnis zu ihrer dermaligen Kundschaft steht. Ihre großen Speisesäle stehen leer, ihre geräumigen Ställe sind verlassen, und der Eigentümer wandert wie ein Geist auf dem Schauplatz seiner früheren Triumphe umher mit dem bitteren Bewußtsein, daß sein Anwesen gegenwärtig nur noch ein Zehnteil von dem wert ist, was es früher galt. Es wäre mehr kindisch als eigensinnig, wenn man über den gegenwärtigen Zustand der Post klagen wollte, welche sich bedeutend verbessert hat und noch verbessert; allein wer sich noch des Vergnügens und Behagens entsinnen kann, welches man empfand, wenn man nach einer längeren Fahrt in der scharfen Luft in einem Wirtshause im Gebirge ankam, wo einen ein freundliches warmes Gastzimmer, ein gutes Abendbrot und ein jovialer Wirt empfieng, welcher einem jede mögliche Auskunft über Land und Leute, über Dinge und Zustände im Bezirk zu geben geneigt und imstande war, der muß sich gestehen, daß infolge der Vorteile, welche die Eisenbahnen gebracht haben, auch einige andere Genüsse verloren gegangen sind. Die neue Table d'hôte oder moderne Wirtstafel ist nur ein armseliger Ersatz für die wenigen, aber schmackhaften Gerichte, welche die alten Wirtshäuser zu liefern vermochten, und die internationale Unterhaltung, welche nun an jener geführt wird, entbehrt des Gehalts der alten Gespräche am runden Tisch,

wo jedermann sich auf die Gegenstände verstand, von denen er sprach. Wie angenehm waren jene alten Unterhaltungen, wo man die älteste Sage gegen die frischeste Neuigkeit eintauschte und wo die Geschichte, an welcher sich das Ohr der Dörfler bereits übersättigt hatte, dem Fremden noch neu und unbekannt war! Wie leid that es einem, trotz der eigenen Müdigkeit, wenn der Geistliche das Zeichen zum Aufbruch gab, oder wann man einem meldete, daß der Wagen warte. Ist einem in den heutigen Monstre-Hotels auch noch so zu Mute? Wohl kaum!

Natürlich hatte dies alles auch seine Schattenseiten. Die Briefe, welche man erhalten sollte, hatten die üble Gewohnheit verloren zu gehen, was eine große Verlegenheit war, wenn sie Geld enthielten. Ein Bad in einem solchen Posthause war ein beinahe unmöglicher Luxus, und Freitags waren Fleischspeisen unbekannt oder konnten nur in der Küche oder an sonst unerforschten Orten und Ecken erhalten und genossen werden. Allein selbst in dem letzteren Verbote lag ein gewisser Reiz. Man verspürte etwas von dem Vergnügen eines Schulknaben, wenn man seinen Kalbs- oder Schweinsbraten mit der Weisung bekam, ihn an einem versteckten Orte zu verzehren, und in den Häusern, wo die Fasten nicht streng gehalten wurden, meinte man, es fehle einem ein Anziehungspunkt oder Attribut der Alpenreisen, und man durfte sich auf eine horrende Rechnung gefaßt machen. Mit dem Bad hatte es schon eine ernstere Bewandtnis; aber es gab ja Bäche und Flüßchen mit stillen abgelegenen Becken, in denen ein Reisender, der das kalte Wasser nicht als giftig ansah, ein sicheres und erfrischendes und belebendes Bad nehmen konnte, obwohl der Volksglaube es für gewissen Tod erklärt, wenn man ein solches Bad benützte.

Der Postmeister der alten Zeit war zugleich Gastwirt und Beamter; er besaß, wie der heutige Förster, eine doppelte Bildung; er hatte die höheren Schulen besucht, war dann auf die Praxis in die Fremde geschickt worden und hatte eine Prüfung erstehen müssen, bevor er sein Amt antreten durfte. Immerhin aber war er daneben und vorwiegend ein Gastwirt und Landwirt und mußte es in der That auch sein, wenn sein Geschäft gedeihen sollte, da er von 10 bis zu 20 Pferden in seinem Stall halten mußte und, wenn diese für den Verkehr nicht hinreichten, von seinen Nachbarn noch die erforderliche Zahl gegen entsprechende Vergütung entlehnen durfte. Die Post wurde dadurch natürlich zum hauptsächlichsten Gasthaus des Ortes, und die besten Gasthäuser, die man noch jetzt in den Städtchen und Marktflecken der österreichischen Alpen finden kann, führen noch immer diesen Namen. Früher besaßen sie auch eine Realgerechtsame, waren erblich und das Amt ruhte auf dem Hause, falls der Erbe nur die übliche Prüfung bestehen konnte, denn wo sonst konnte man die nötige Unterkunft für Menschen und Tiere finden? Auf diese Weise gehörten seit Generationen die Postmeister eines Ortes derselben Familie an.

Um ihren Charakter zu verstehen, muß man sich der Stellung erinnern, welche ihre Häuser einnahmen. Sie waren der Mittelpunkt des geselligen Lebens im Ort. Wer irgend eine Neuigkeit hören oder erzählen wollte, gieng auf die Post. Die Bauern besuchten die Kutscherstube, wo die Fuhrleute und Hauderer einkehrten und die neuesten Nachrichten aus Wien, Triest, Innsbruck und Verona brachten und die letzten Skandale aus der nächsten Stadt erzählten. Man bekam in der Post immer etwas Neues zu sehen oder zu hören, und so wollte man sein abendliches Kartenspielchen lieber dort als irgend anderswo machen. Aehnliche Beweggründe lockten auch die höheren Stände nach der Herrenstube, wo beinahe alle Geschäfte des Ortes gemacht wurden. Für den Fremden wurde immer ein besonderer Tisch gedeckt; allein wenn er überhaupt zur Geselligkeit geneigt war, wurde seine Gesellschaft begierig willkommen geheißen. In diesen Posthäusern herrschte überhaupt jener Ton einfacher Gemütlichkeit, von welcher wir nur noch in den Romanen der früheren Zeit lesen.

Zuweilen war jedoch das Geschäft in diesen Posthäusern ein strenges, hauptsächlich im Winter, wenn die Alpenstraßen und -Pässe vom Schnee blockiert waren, welcher nicht sogleich beseitigt werden konnte, wo dann Reisende jedes Standes und Berufes mit dem ersten besten zu erlangenden Unterkommen sich begnügen mußten. Dann waren alle Gasthäuser, welche angeblich die beste Küche hatten, gedrängt voll, und es bedurfte alles Scharfsinns der Wirtsleute, um diese Menge Gäste unterzubringen. Betten wurden an den unwahrscheinlichsten Orten aufgeschlagen und Gerichte improvisiert, in denen die winzigste Menge von frischem Fleisch eine Wildnis von aufbewahrtem Gemüse würzen mußte. Man muß zugeben, daß bei solchen Gelegenheiten geräuchertes Schweinefleisch und Speck in seinen verschiedensten Formen gewöhnlich die Hauptspeise lieferte, und zwar immer in einer Menge, welche auch den hungrigsten Schweinefleischesser befriedigen mußte. Im Sommer hielt zuweilen ein englischer Lord oder ein deutscher Fürst hier an, um eine Mahlzeit einzunehmen, und dann wurden die Hülfsquellen des Gasthauses auf das äußerste in Anspruch genommen. Jeder, vom Wirt bis auf den Stalljungen herunter, fühlte, daß der Kredit des ganzen Thales auf dem Spiele stehe, und die Hoffnung auf große Trinkgelder spornte wenigstens das Dienstpersonal zu einem seltenen Eifer und patriotischen Selbstgefühl an.

Auf diese Weise wurde der Postmeister in direkte gesellschaftliche Berührung mit Leuten aller Klassen gebracht und mußte dieselben sämtlich befriedigen, wenn er seinem Geschäft einen Erfolg zu sichern wünschte. Bei alledem aber hatte er nichts von der Servilität eines ländlichen Gastwirts: er wußte, daß er der größte Grundeigentümer und die wichtigste Person im Orte war, und er vergaß niemals, daß er ein Amt von der Regierung inne hatte. Diese Vereinigung zweier Charaktere war kennzeichnend

für die ganze Klasse der Posthalter und machte sie immer zu einer unterhaltenden. Besaß der Postmeister Takt und Humor, so war er ein vorzüglicher Gesellschafter, eine kurze Chronik der Geschichte des Thals mindestens während der drei letzten Generationen, welche man immer zu Rate ziehen konnte, ohne zudringlich oder vertraulich zu erscheinen; wenn es ihm an diesen beiden Eigenschaften fehlte, so wurde er eine komische Figur, da er niemals sich darüber klar zu werden schien, ob er Dein Diener, Dir gleichgestellt oder mehr geltend war als Du. Männer von der letzten Art waren jedoch selten, denn die Gewohnheiten eines langen Lebens waren an sich eine tüchtige Schule, und die Pflichten und die harte Arbeit im Bureau, im Stall und auf dem Felde vertrieben den meisten jungen Männern, welche etwas Verstand zum Anfang hatten, den Unsinn aus dem Kopfe; hatten sie nicht genug Verstand, so sahen sie sich bald genötigt, das Amt aufzugeben und das alte Haus zu verkaufen.

In der guten alten Zeit kam es übrigens selten vor, daß ein Posthalter jung war. Die Leute pflegen in den Alpen alt zu werden, und es lag in der Natur der Sache, daß ein Vater gewöhnlich froh war, wenn er schon Jahre bevor er sein Amt oder seine Stellung als Posthalter und Wirt aufzugeben geneigt war, die Bewirtschaftung seiner Güter seinen Kindern überließ oder sogar sein Vermögen unter sie verteilte. Der Sohn verwaltete daher oft das ganze Geschäft der Post und des Gasthauses für eine geraume Zeit, ehe er irgend eine wirkliche Autorität oder Verantwortlichkeit hatte. Dies waren die frohesten und sorgenfreiesten Jahre seines Lebens. Wenn auch zuweilen das Geschäft sehr streng gieng, so hatte er in der Regel Muße genug. Seine doppelte Stellung und sein bekannter Wohlstand oder seine Erbsaussichten sicherten ihm einen herzlichen Willkommen in allen Gesellschaften mit Ausnahme der höchsten, in denen er sich selbst auch nicht behaglich gefühlt haben würde. Es war sein eigener Fehler, wenn er nicht der beste Pferdekenner und der beste Kutscher und Reiter der ganzen Gegend war, und diese Fehler ließ er sich selten zu schulden kommen. Selbst wenn er alle Ehren seines Amtes erlangt hatte, that er sich noch etwas darauf zugut, seine Geschicklichkeit als Rosselenker an den Tag zu legen, und setzte sich selber auf den Bock, wenn irgend ein Fremder von ungewöhnlich vornehmer Stellung oder ein vertrauter Freund an seinem Haus die Pferde wechselten, oder bei irgend einer dringenden Gelegenheit oder wenn seine Knechte den Weg für ungangbar erklärten. Die Schilderung solcher abenteuerlicher Ausflüge bildeten in späteren Jahren seine liebsten Unterhaltungsstoffe und man konnte immer sein Herz gewinnen, wenn man diese Erzählungen mit Aufmerksamkeit anhörte.

Der alte Posthalter ist, wie gesagt, nun seiner Glorie entkleidet; er ist einer der Grashalme, welche durch den beständigen Fortschritt des Menschengeschlechtes niedergetreten worden sind. Wohin dieser Fortschritt noch führen soll, scheint niemand recht zu wissen. Vielleicht ist es eine Wohlthat der Vorsehung, daß sie diese Dinge unserem Blick verhüllt. Jedenfalls ist der Posthalter, wie wir ihn soeben beschrieben haben, ein Geschöpf der Vergangenheit. Einzelne, die in ihren Dörfern den alten Titel noch führen, haben ihre Häuser und Liegenschaften verkauft und leben entweder im Wohlstand oder in bedrängten Verhältnissen in entfernten Städten. Einige bemühen sich energisch, aber meist vergeblich, ihr früheres Besitztum in fashionable Sommerfrischen oder Luftkurorte umzuwandeln. Einige wenige hängen noch an den alten Sitten wie an den alten Häusern und neigen sich zu einer düstern Lebens- und Weltanschauung und namentlich zu der Ansicht, daß für Oesterreich, wo nicht gar für ganz Europa, mit den Postkutschen die goldene Zeit vorüber sei.

Der neue Postmeister ist ein Mann von ganz anderem Schlage; er ist gewöhnlich ein hübscher und ziemlich eitler Mann, welcher sich streng nach der neuesten Mode kleidet, wie sie in die ihm zunächst gelegene Stadt gedrungen ist. Er besitzt gründliche Kenntnis in der Geographie und in allen Posttarifen und ist wahrscheinlich imstande, Dir sogleich zu sagen, wo die neuen Städte Bismarck und Moltke liegen und was ein Brief dorthin kostet. Wenn er aber ein Pferd von einem Ochsen zu unterscheiden vermag, so geschieht es hauptsächlich nur darum, weil der Ochse Hörner hat. Er ist weder Gast- noch Landwirt, sondern ausschließlich Beamter, und man könnte ihm eher eine Frage über eine dunkle Stelle der Naturwissenschaft oder der Schopenhauer'schen Philosophie vorlegen, als über irgend eine Begebenheit der Ortsgeschichte. Er wohnt in einem gemieteten Logis und ist auf seinem Bureau umgeben von einem Schwarm junger Damen, welcher der Wichtigkeit und Feierlichkeit ihrer Pflichten sich so sehr bewußt sind, daß sie selbst durch die Glas- oder Drahtverschläge hindurch, hinter denen sie in den Bureaustunden wie in einem Käfige eingesperrt sind (wenigstens in den provinzialen Mittelpunkten), kaum einem begünstigten Geliebten zuzulächeln wagen würden. In den kleineren Orten ist der Gastwirt meist noch immer der Posthalter, aber er ist ein bescheidener und dienstbeflissener Mann, welcher beeifert seine Bücher und Tabellen hervorholt, um Dich über das richtige Porto für Päckereien, Briefe und Zeitungen zu beraten, welche Du nach irgend einem Orte im Auslande schicken willst. Er ist so sanft und geduldig, daß es herzlos sein würde, sich über ihn zu beklagen, und wir wiederholen es, der Postdienst hat sich verbessert und verbessert sich noch immer; aber der alte dicke Postmeister oder Posthalter, der immer ein Lächeln oder einen Fluch auf den Lippen hatte, wenn er nicht aß, trank, schlief, rauchte oder lachte, war eine weit malerischere Gestalt!

Geographische Neuigkeiten.

* Selou's Forschungen im Maschona-Land. Der durch mehrere südafrikanische Forschungsreisen bekannte Mr. F. C. Selous, auch Korrespondent der Königl. Geographischen Gesellschaft in London, ist vor Kurzem von einer Reise ins Transvaal zurückgekehrt, welche er gemeinsam mit den Herren J. A. Jameson, A. C. Fountaine und F. Cooper gemacht und auf welcher er eine große Strecke von Maschona-Land erforscht und wovon er eine genaue Karte aufgenommen hat. Im Verlauf dieser Reise wurde ein bedeutender Strich alluvialer Goldfelder entdeckt und unter anderem auch eine sehr merkwürdige Aushöhlung in solidem Gestein, welche er für ein Bergwerk von sehr altem Datum hält, worüber er folgendermaßen berichtet: „In Sinoia, in der Nähe des Flusses Angwa (eines Nebenflusses des Manyame), findet sich ein ungeheures rundes Loch von etwa hundert Fuß Tiefe oder darüber und ungefähr sechzig Fuß Durchmesser, an dessen Sohle ein Wassertümpfel ist, welcher sich etwa 180 Fuß tief in eine gewaltige Höhle im Gestein hineinzieht. Das Wasser ist von einer höchst wunderbaren Farbe — einem dunklen Kobaltblau — und sehr klar, da Kiesel in demselben in einer großen Tiefe am Boden sichtbar sind. Von einem Punkte, welcher etwa hundert Meter von dem obern Rande jenes Schachtes entfernt ist, führt ein schräger, unter einem Winkel von 45° abfallender Stollen oder Tunnel hinunter, welcher die Sohle des Schachtes gerade am Wasserrand erreicht. Wir sind zu der Annahme geneigt, daß alle diese Aushöhlungen das Ergebnis von alten Goldgräbereien sind und daß ein goldführender Quarzgang jenen Stollen hinab abgebaut und dabei zufällig eine Quelle oder Wasserader angeschlagen wurde, deren Wasser dann von unten herauf quoll und den unterirdischen Teich gebildet hat. Wenn das Ganze ein Werk von Menschenhand ist, so muß eine wahrhaft außerordentliche Summe von menschlicher Arbeit an dieser Stelle aufgewendet worden sein. Die Eingeborenen haben um dieses ehemalige Goldbergwerk (oder was es sonst ist) herum ein mit einer Verpfählung umgebenes Dorf erbaut und benützen den Stollen, um Wasser heraufzuholen. Wir badeten in dem Pfuhl und schwammen in die Höhle hinein bis an deren jenseitiges Ende; das Wasser war ganz warm. Das Gestein an beiden Wänden des Stollens ist mit unzähligen Kerben bedeckt, welche vom Gebrauch irgend einer Art eisernen Instruments herzurühren scheinen.

* Weitere Besteigungen des Roraima-Bergs in Britisch-Guyana. Seit Im Thurn's Besteigung des Roraima im Jahre 1884, welche wir in diesen Blättern („Ausland" 1885, S. 433) schilderten, ist dieser Berg noch zweimal erstiegen worden, beidemale von englischen Orchideensammlern, nämlich von einem Herrn Cromer im November 1886 und einem Herrn F. Dressel am 14. Okt. 1887. Man wird sich erinnern, daß Herrn Im Thurn's Besteigung im Anfang der Regenzeit stattfand, wo alles von Regen übersättigt war. Herrn Dressel's Besuch fand in der trockenen Jahreszeit statt, wo kaum irgend Regen fällt und dieser dann immer nur von leichtem Charakter und von kurzer Dauer. Er fand daher die oberste Fläche des Berges verhältnismäßig trocken und die höheren Teile desselben aller Feuchtigkeit bar, sowie große Strecken der rasenartigen Flächen vollkommen ausgetrocknet. Das Wasser in den verschiedenen Wasserläufen war sehr seicht und die tiefen Becken oder Depressionen enthielten nur sehr kleine Mengen, wurden aber in keinem einzigen Fall ganz trocken gefunden. Häufig war die Oberfläche des Wassers in diesen seichten Becken mehr oder weniger mit einer grünen Schichte wie von Konserven bedeckt. In den Tümpfeln an der Sohle dieser weiten Becken fand Herr Dressel eine bedeutende Menge Quarz, teils in Gestalt von einzelnen Krystallen, teils in der von gehäuften Massen, von verschiedenen und oft sehr bedeutenden Größen. Wie wir seinerzeit berichteten, hat Herr Im Thurn bei der ersten Besteigung während der kurzen Zeit, die er auf dem Gipfel zubrachte, keinerlei Tierleben dort beobachtet. Auch Herr Dressel sah während seines zwei- oder dreistündigen Aufenthalts daselbst keine Vögel, bemerkte aber einige Schmetterlinge, alle von dunkelbrauner und beinahe schwarzer Farbe. In den seichten Becken waren einige wenige Exemplare einer kleinen schwarzen Kröte mit einem gelben Fleck an der Kehle zu sehen. Eine dritte Tierform wurde in der feuchten Erde gefunden, die an einigen ausgerauften Pflanzen hängen blieb, nämlich ein dem Iulus verwandter Tausendfuß. Die phantastischen Gestalten, in welche die Sandsteine gebildet worden waren, und die von Herrn Im Thurn so anschaulich geschilderte Ruhe und Stille der Scene machten auch auf Herrn Dressel einen tiefen Eindruck. Er sagt: Die Oberfläche des Felsens biete infolge der Verwitterung ganz genau das Aussehen von Granit dar, und er habe anfangs geglaubt, es habe bei der Schilderung der Formation als Sandstein ein Irrtum obgewaltet, bis er ein kleines Stück vom anstehenden Gestein losgesprengt und seine wirkliche Beschaffenheit erkannt habe. Obwohl Herr Dressel den Abstieg von dem Berge mit einiger Schwierigkeit verbunden fand, so betrachtet er doch den Aufstieg und den Abstieg beim Roraima als weit leichter, als dies mit den Merumé-Bergen der Fall ist, welche er vom Mazaruni aus zu erklettern und nach diesem hinunter wieder abzusteigen hatte.

* Paraguay. Im November 1887 kehrten Kapitän Sandalia Sosa und Dr. de Bourgade nach Asuncion zurück von einer Reise, welche sie vom Fluß Jejui aus nach den Guaira-Fällen gemacht hatten. Sie fanden von Seiten der Eingeborenen ein freundliches und friedliches Entgegenkommen. Diese bauen Mais, Tabak, Bohnen und Baumwolle und weben aus letzterer Ponchos und andere Kleidungsstücke. Die Reisenden stießen auf einen

seither unbekannten Stamm, der bei den anderen Indianern Apytere oder die im Mittelpunkte Wohnenden heißt, weil derselbe weiter stromabwärts wohnt als die Cainguas und die Guarranis. Die geographischen Ergebnisse der Expedition werden folgendermaßen angegeben: die Erforschung des Jejui, der Ufer des Igatimi und des oberen Paraná von der Mündung des Igatimi bis zu den Guaira-Fällen; die Vermessung der Verbindung zwischen dem Piguiry und Paraná; die Entdeckung und Erforschung von zwei wichtigen Nebenflüssen des Igatimi, nämlich des Ipytá und Thoby, und das Studium der Naturprodukte und der Geologie eines bedeutenden Landstrichs von paraguayanischem und brasilianischem Gebiet. Bezüglich der Guaira-Fälle aber bestätigen unsere Reisenden auch, daß die Großartigkeit derselben von früheren Forschern sehr übertrieben worden sei.

* Die chilenischen Andes. Am 1. Dezember v. J. brach eine Expedition nach den chilenischen Andes von Mendoza auf, welche einen imposanten Charakter trägt. Ihre Führer sind nämlich zwei verdiente deutsche Gelehrte, Dr. F. Kurz, Professor der Botanik an der Universität Cordoba, und Dr. W. Bodenbender, Kurator des paläontologischen Museums derselben Universität. Die Expedition hat den Zweck, die östlichen Abhänge der Cordillera von Mendoza bis zum Rio Negro zu erforschen. Von verschiedenen Punkten aus sollen dann Ausflüge westwärts ins Gebirge gemacht werden. Professor Kurz ist mit dem topographischen, klimatologischen und geologischen Teil der Forschung betraut, während sein Kollege sich auf die Vertretung des botanischen und zoologischen beschränkt. Die Kosten der ausgezeichnet gut ausgerüsteten Expedition werden hauptsächlich von dem Geographischen Institut zu Buenos Ayres getragen.

* Island. Dr. Labonne, welcher von dem französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts mit einer zweiten Sendung nach Island betraut worden war, hat an die Pariser Geographische Gesellschaft einen Bericht über seine Forschungen eingeschickt. Er erläutert zunächst, daß viele von den der Reikjanässpitze gegenüber liegenden Felsen von vulkanischem Ursprung erst im Jahre 1783, zur Zeit des berüchtigten Ausbruchs des Skaptar Jökull, emporgehoben worden seien. Sobald er über diesen Punkt zufriedengestellt war, suchte Dr. Labonne nach der Bruchlinie, und er behauptet nun, dieselbe erstrecke sich von der Reikjanässpitze bis zu dem Vulkane Askja. Er sagt: „Wenn man, wie ich, die Reikjanässpitze verläßt, um nach dem Skaptar zu gehen, so findet man zuerst heiße Quellen, dann große Spalten, Ritzen aus denen Wolken von gasförmiger schwefeliger Säure oder von Dampf entweichen, den Hekla, kleine Geysirs im Süden von den großen ꝛc., lauter augenfällige Zeichen von einer Linie vulkanischer Thätigkeit, welche nach dem Askja hinüberführt." Als Ergebnis seiner Forschungen geht aus seinen Schilderungen hervor, daß der Hekla kein vereinzelter Vulkan, wie er gewöhnlich beschrieben wird, sondern durch einen unterirdischen Gang mit dem Askja verbunden ist, und zum Beweis für diese Annahme fügt Dr. Labonne hinzu, daß während des furchtbaren Ausbruchs des Askja im Jahre 1875 auch die Umgebungen des Hekla Rauch ausgestoßen haben.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

III. Vom Marmara-Meer über den See von Sabandscha auf die Hochebene von Prusias.

Am nächsten Morgen war ich schon vor Tagesanbruch auf den Beinen. Die Zudringlichkeit von allerhand ungebetenen, kleinen, aber darum nur desto hartnäckigeren Gästen, die in den türkischen Holzhäusern in wahrhaft unglaublichen Massen auftreten, und mehr noch eine gewisse Unruhe hatten mich aus dem Schlafe gescheucht. War doch auch Grund genug zu der letzteren vorhanden. Nicht allein, daß ich mit Ismid sozusagen den äußersten vorgeschobenen Posten der Kultur zu verlassen und mitten hinein in ein fast unbekanntes Gebiet mich zu wagen im Begriffe stand, nein, was noch viel schwerer wog, war der Umstand, daß ich nunmehr auch meinen jugendlichen Gefährten, der der Landessprache und Sitte mächtig war, verlieren sollte. Derselbe mußte zurück nach Konstantinopel, um dort das deutsche Gymnasium weiter zu besuchen. Durfte ich es riskieren, ohne ein Wort Türkisch zu verstehen und mit zwei wildfremden Menschen aus der untersten Volksklasse des Landes die weite Fahrt bis zu meinem Freunde zu unternehmen? Doch der Mutige gewinnt. Zur Vorsicht aber ließ ich mich vor der Trennung noch einmal genau über den Weg von meinem bisherigen Begleiter informieren.

Das Resultat der Unterredung war folgendes. Von Ismid braucht man mit Wagen gewöhnlich drei Tage bis nach Düsdsche. Am ersten gelangt man in etwa achtstündiger Fahrt bis zum See von Sabandscha, am zweiten in etwa ebensoviel Zeit bis Hendek und am dritten in zehn Stunden bis ans Ziel. Die Sicherheit der Route anlangend, so erfuhr ich, daß die erste Tagereise fortlaufend durch ein sehr übelberüchtigtes Terrain führe, dann aber habe man, abgesehen von den Tscherkessen-Dörfern, die man am letzten Tage passieren müsse, nicht allzuviel zu befürchten. Gewiß, von einer derartigen Auskunft konnte auch der abenteuerlustigste Mensch sich befriedigt fühlen.

Doch da rollt der Wagen heran. Vorwärts also, von Worten zu Thaten! Der Hotelwirt wird gerufen, um seine Rechnung bezahlt zu erhalten. Aber als wir ihn nach der Höhe der letzteren fragen, wird er verlegen wie ein junges Mädchen auf ihrem ersten Balle und erklärt stammelnd, er stelle die Zahlung ganz in unser Belieben. Ein solches Benehmen war mir neu und ich fühlte mich von so großer Uneigennützigkeit ganz gerührt. Die Wilden sind doch bessere Menschen als wir, dachte ich, und griff tiefer in den Beutel, als ich nötig gehabt hätte. Aber wie enttäuscht war ich, als ich nun sehen mußte, wie der biedere Besitzer des elenden Hans die ihm dargereichte Münze lange hin und her drehte und endlich dreist erklärte, das sei viel zu wenig, ich müsse wenigstens das Doppelte geben. Ich will hierzu gleich im voraus bemerken, daß ich ähnliche Erfahrungen dann später überall machte, wo ich einkehrte. Der Orientale kennt Biederkeit und Hochherzigkeit in unserem Sinne kaum, er weiß nur mit wahrem Raffinement sich den Anschein davon zu geben. Dahinter lauert

der kälteste Eigennutz, die berechnendste Gewinnsucht. Wer etwas von einem Fremden zu bekommen hat, appelliert zuvörderst an dessen Großmut. Hat er mit Hilfe dieser dann bereits über Gebühr erhalten, so kehrt er mit einem Male den Unverschämten heraus, um durch Einschüchterung noch mehr zu erpressen. Gegen diese Niedertracht gibt es nur eine Waffe, ruhige aber bestimmte Zurückweisung, wie man denn überhaupt Geduld und Kaltblütigkeit dem Orientalen gegenüber, der von diesen Dingen selbst sehr viel besitzt, außerordentlich nötig hat. Similia similibus!

Als endlich auch dieses Geschäft, wenngleich nicht zu allgemeiner Zufriedenheit, abgewickelt war, stieg ich hinunter, den Wagen in Augenschein zu nehmen. Nun ich hatte bereits gelernt, meine Ansprüche an Kleinasien möglichst herabzuschrauben. Aber was ich hier sah, war denn doch ein wenig stark. Man denke sich einen auf gröbste Art gezimmerten Bretterkarren, über den ein ganz niedriges, aus einem alten durchlöcherten Sack hergestelltes, von einigen Weidenästen getragenes Plandach gespannt ist. Das wunderliche Gefährt hatte, von außen betrachtet, eine höchst fatale Aehnlichkeit mit einem von der Polizei requierierten Bauernwagen, auf welchem der nur dürftig verhüllte Sarg mit der Leiche eines Selbstmörders oder Vagabunden transportiert wird. Und diesen Kasten sollte ich drei Tage lang bewohnen! Ich kroch zur Probe einmal hinein, was bereits einige Mühe verursachte, und mußte die Entdeckung machen, daß ich nicht einmal aufrecht auf dem vorhandenen Strohbund sitzen konnte. Ich deutete dies dem Fuhrmann an, der, einen mächtigen Turban auf dem Kopf, mit einem Grinsen der Befriedigung meinen verzweifelten Bemühungen, mich in seinem Gefährt zurecht zu setzen, zuschaute. Er mochte meine verschiedenen Verwünschungen für lauter Lobsprüche halten. Nachdem er aber endlich den wahren Sachverhalt begriffen, hieß er mich wieder aussteigen, worauf er selbst zur Probe drinnen Platz nahm. Ich sah nun, daß man sich in dieser Art Wägen, wie sie überall in Kleinasien üblich und wegen der entsetzlichen Beschaffenheit der meisten Wege dortselbst auch allein möglich sind, auf den Boden zu legen und den erwähnten Strohbund nicht als Sitz, sondern nur als Rückenlehne zu benützen hat. Ich fand, als ich dies dann selbst versuchte, die Situation gar nicht so übel, zumal das improvisierte Dach trotz seines defekten Zustandes doch die Sonne genügend abhielt. Auch zeigte es sich unten nicht festgemacht, so daß man es rechts wie links etwas aufheben und in dieser Weise frei in die Landschaft hinausschauen konnte.

Einer Sorge war ich also ledig geworden. Aber alsbald stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus. Der mir zugleich mit dem Wagen von Düsdsche aus entgegengeschickte Zaptieh war nicht anzutreffen. Er hatte nach zwei Tagen vergeblichen Wartens geglaubt, ich werde nun so bald nicht kommen, und war einstweilen in seine einige Stunden entfernte Heimat geritten. Ohne ein derartiges offizielles und bewaffnetes Geleite pflegt aber in Kleinasien niemand so leicht eine Tour über Land anzutreten. Was war da zu thun? Warten, bis der Soldat herbeigeholt sein würde, wie mein junger Freund riet? Dann mußte ich noch ein oder gar zwei Tage in dem ungastlichen Ismid liegen bleiben. Nein, lieber hinaus unter die Briganten! Mein Fuhrmann, ein mutiger Tscherkesse, der überdies bis an die Zähne bewaffnet war, hatte dieselbe Ansicht und so rollte ich denn endlich in meiner Staatskarosse wirklich davon.

Unser Quartier war im unteren, ebenen Stadtteile gewesen. Dieser war es auch, den wir jetzt in seiner ganzen Länge durchmaßen. Dabei konnten wir links die ganze Oberstadt überblicken. Freilich heute, im hellen Schein der eben aufgehenden Sonne, machte sie nicht annähernd mehr den großartigen Eindruck, wie am Abend zuvor, als aus Hunderten von ihren Gebäuden Lichtschimmer brach. Jetzt stellte sie sich nur als eine nach türkischer Art dicht zusammendrängte Masse von grauschwarzen, mit gebräunten Ziegeldächern versehenen Holzhäusern dar, welche die steile Lehne hinanklommen. Das ist das Nikomedia der Gegenwart, dazu ist eine Stadt herabgesunken, die eine Vergangenheit von über 2000 Jahren hat, wo ein Arian geboren wurde, und ein Hannibal seinen Geist aushauchte, wo Kaiser wie Diokletian und Konstantin residierten und stolze Marmorpaläste sich über einem vom buntesten Treiben, von Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen belebten Meere erhoben. Nur einen Schmuck hat die zerstörende Zeit dem ehrwürdigen Platze nicht rauben können. Noch immer schlingt sich ein üppiger Kranz von südlichen Gewächsen um das unschöne Häusermeer herum. Neben der düsteren Cypresse leuchtet die brennendrote Blüte des Granatbaumes, neben der bescheidenen Myrte blüht fast das ganze Jahr hindurch die prunkende Rose, und das Silberlaub des nützlichen Oelbaumes mischt sich mit den glänzenden Blättern des stolzen Lorbeers.

Sobald man Ismid hinter sich hat, thut sich vor dem Blicke eine ungeheure Tiefebene auf, die bei einer Länge von mehr als 10 geogr. Mln. eine durchschnittliche Breite von 1 bis 2 Mln. besitzt. Sie wird zur Linken von nur mäßig hohen, teilweise kahlen und unschönen Hügelzügen, rechts dagegen von einer 3000—4000 Fuß ansteigenden, formenreichen und mit einer ununterbrochenen, außerordentlich üppigen Laubholzdecke bekleideten Gebirgskette eingerahmt, während ihre eigentliche Fläche fast völlig eben erscheint. Kein Zweifel, daß wir hier einen alten, ausgetrockneten Meeresarm vor uns haben, von dem der weiterhin zu nennende See von Sabandscha noch ein letzter Rest ist und in den sich sicherlich seinerzeit auch der jetzt in das Schwarze Meer mündende Sakaria-Fluß, der nahezu am Ende dieser Ebene fließt, ergoß. Der auch heutzutage noch so tief ins Land einschneidende Golf von Ismid griff also in der Vorzeit noch viel tiefer in den Kontinent hinein.

In der That findet man denn auch bis gegen Hendek hin nirgends einen Stein. Ueberall lagert tiefgründiger Fruchtboden und man kann sich wohl denken, welch einen Riesengarten hier das betriebsame Altertum einst aus der Erde gezaubert haben mag. Auch dies ist heute anders geworden. Von vereinzelten Maisfeldern abgesehen, liegt die enorme Fläche brach, wie so vieles im Bereich des Halbmondes. Zunächst hinter Ismid zeigt sie nicht einmal etwas anderes als eine magere Grasnarbe. Die Bewohner jener Stadt haben hier, ohne Zweifel schon längst, auch das letzte Waldbäumchen vernichtet. Erst nach einiger Zeit treten ausgedehnte Buschmassen auf, vornehmlich gebildet aus Eichen und Nußbäumen, welche von allerhand üppig wuchernden Schlingpflanzen und Ranken, namentlich dem in ganz Kleinasien wild wachsenden Wein, zu einem schier undurchdringlichen Dickicht verknüpft werden. An den sonnigen Rändern desselben tritt uns auch hier wieder der Zwerghollunder (Sambucus ebulus) mit seinen zartweißen Blüten und zierlichen schwarzen Beerenbüscheln der uns schon von der unteren Donau ab begleitete, und der heimtückische Stechapfel mit seiner großen Kelchblume entgegen. Zahlreich sind daneben Platanen, die auf Blößen und an den Wegen in vornehmer Isolierung sich erheben. Da dieser Baum derjenige ist, vor dem die waldschänderischen Muselmanen doch noch etwas wie Respekt, vielleicht gar eine Art heilige Scheu zu haben scheinen, so stoßen wir nicht selten auf wahrhaft gigantische Exemplare, die unter Umständen wohl fast so alt sein mögen, wie die ganze Türkenherrschaft in jenen Landen. Welche Lebenskraft und Zähigkeit in diesen Riesen steckt, beweisen am besten die hier leider ebenfalls nicht seltenen Fälle, wo Hirten einen ganzen Stamm ausgebrannt haben. Nun steht nur noch die hohle Rinde, ja oft sogar nichts weiter mehr als ein relativ schmaler Streifen derselben, aber die mächtige Krone grünt über der schwanken Stütze dennoch munter weiter.

Wenn übrigens diese gottbegnadete Ebene hinsichtlich ihrer Bebauung nicht mehr ist, was sie einst war, so hat sich doch in

einer anderen Beziehung etwas von ihrer alten Bedeutung erhalten. Ein breiter, bequemer Zugang zum Meer, eine Art Landhafen, wie sie von Natur ist, bewegt sich auch jetzt noch über sie hin ein ungewöhnlich lebhafter Verkehr aus den hohen Gebirgsländern zur See und umgekehrt. In der That mußte ich mich mehrmals, wenn ich Zeuge von diesem bunten Treiben wurde, fragen, ob ich mich denn in der übelberufenen Türkei und nicht vielmehr irgendwo in dem verkehrsreichen Westeuropa befinde. Allerdings waren alle Illusionen stets sofort wieder zerstört, wenn ich die betreffenden Gefährte sah oder auch nur hörte. Denn man muß wissen, daß dieselben sich immer schon lange, ehe man ihrer ansichtig wird, für das Ohr verraten.

Oft, wenn ich so in meinem ambulanten Sarkophage lag, vernahm ich in der Ferne ein seltsames, schmerzliches Winseln und Kreischen. Man hätte glauben können, daß auf der weiten Fläche die Geister der alten Griechen herumirrten, den Untergang ihrer Schöpfungen beweinend. Kam man dann aber näher, so bemerkte man nichts, als ganz prosaische Frachtwagen. Dieselben werden nämlich, da Eisen im Binnenlande teuer, Holz dagegen umsonst zu haben ist, fast immer lediglich aus letzterem hergestellt, und daher das erwähnte auffällige Geräusch.

Aber auch das Aussehen dieser kleinasiatischen Vehikel ist höchst komisch. In vielen Fällen bestehen die Räder aus riesigen undurchbrochenen Holzscheiben, die fest mit der Axe verbunden sind, so daß diese letztere es ist, die bei der Fortbewegung rotiert. Was den Kasten des Wagens dann anlangt, so wird derselbe, wo es sich um den Transport von Getreide handelt, von einem gewaltigen, länglichen Korb aus ungeschälten Weiden gebildet, in den man die Körner einfach hineinschüttet. Ein solches wandelndes Geflecht sieht höchst merkwürdig aus. Bei weitem die meisten Wagen transportierten allerdings Holz, teils hartes, dieses in ungeheuren Klötzen, teils weiches in langen, viereckig behauenen Balken, zur Küste. Indeß auch in diesem Falle bekam man wieder Originelles zu sehen. Vorn auf den aufgeschichteten Stämmen pflegte nämlich immer eine Art niedrige, aber lange geflochtene Hütte angebracht zu sein, aus deren Innerem heraus der Fuhrmann, unbehelligt von Hitze oder Regen, mittelst einer langen spitzen Stange seine Zugtiere lenkt, träge Büffel, die allein den Strapazen auf den fürchterliche Wegen gewachsen sind.

Beiläufig kann uns dieser Massenexport von Holz sagen, daß in Wirklichkeit Kleinasien das holzarme Land noch nicht ist, für das es in den geographischen Lehr- und Nachschlagebüchern gewöhnlich ausgegeben wird. Im Gegenteil dürfte es wenigstens bezüglich seiner Nordhälfte zu den bestbewaldeten Gegenden der alten Welt zählen. Auffällig wird ferner angesichts des warmen Klima's der Halbinsel die große Menge des bei jenen Transporten vorkommenden weichen Holzes sein müssen. Sie mag uns beweisen, daß diese Industrie sich bereits bis auf große Höhen hinauf versteigt, wo allein Coniferen in ansehnlichen Beständen vorkommen, ebenso wie die Thatsache, daß man gleichzeitig auch großen Wagenladungen von bereits verarbeiteten Hölzern, wie Brettern, Pfosten und dergleichen, begegnet, darauf hindeutet, daß es im Innern dieses noch so wenig kultivierten Landes doch schon wenigstens Schneidemühlen geben muß.

Um nach dem Export, zu welchem außer dem Angeführten sich noch beträchtliche Quantitäten von Wolle gesellten, auch der Einfuhr zu gedenken, so sah ich wie in großen Kisten, Ballen, Fässern und Säcken alle möglichen europäischen Waren herzugeführt werden. Eine ganz besondere Rolle spielte dabei Mehl.

Natürlich ist die geschilderte Art des Transportes eine äußerst langsame, zumal die plumpen Büffeltiere ihre Arbeit mittelst eines höchst primitiven Joches thun müssen. Beispielsweise braucht ein derartiger Frachtwagen von Düsdsche bis Ismid selbst bei gutem Wetter mindestens 8 Tage. Sind aber die Wege von Regen erweicht, so bedarf man oft für die kurze Strecke 2—3 Wochen, zumal die Büffel als ausgesprochene Wasserfreunde fast in jeder der dann entstandenen Pfützen eine Siesta zu halten pflegen, der sie immer nur schwer zu entreißen sind.

Außer den gedachten Fuhrwerken belebten auch noch andere Figuren die Wege. Man sah Reiter, vornehme, auf edlen Rossen, nicht selten von Dienern gefolgt, und armselige, zerlumpte, auf jämmerlichen Mähren, dazu auch zahlreiche Fußgänger, harmlose Landleute mit einem aus einem Taschentuche improvisierten Turban auf dem Kopfe, darunter aber auch keck blickende Tscherkessen, bei denen bereits die Pelzmütze des Kaukasus das Fez vertrat und die Außentaschen des Kaftans sich als ganz kleine Munitionsdepots erwiesen. Mehrmals trafen wir ferner lagernde Gruppen rechts und links an der Straße und dann zeigten sich Gestalten, die noch furchterregender genannt werden mußten, als die eben erwähnten. Sie waren entsetzlich zerlumpt, teilweise sogar ganz nackt, und auf ihren dunklen Gesichtern prägte sich ebenso Elend wie Wildheit aus. Wir sehen Kurden vor uns, Vertreter jenes Stammes, der von allen, die Westasien bewohnen, der berüchtigtste ist. Die Leute waren aus der Gegend von Angora, auf den inneren Hochplateaux, wo sie mit ihren Heerden nomadisiert hatten, durch eine schon länger dortselbst anhaltende Dürre und daraus entstandene Hungersnot in die Niederung herabgetrieben worden. Einzelne von ihren Familien verfügten noch über ein schmutziges Zelt, andere hatten sich in Ermangelung davon mit ihrem wenigen Hausgerät und ihren Lumpen unter großen Bäumen eingerichtet. Ihre Hoffnung aber, hier in der Nähe der Residenz ihres Padischah Brot zu erhalten, dürfte ihnen kaum erfüllt werden.

Neben derartigen Schreckbildern will ich auch noch einer kleinen Idylle erwähnen, die mir zu Gesicht kam. Unter einem prächtig belaubten Nußbaum hockte ein alter Türke mit einem langen, grauen Bart, auf dem Kopf den weißen Turban, das Abzeichen eines „Hadsch“, d. h. Eines, der die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat. Der Greis, eine wahrhafte Patriarchengestalt, kochte sich hier unter freiem Himmel in einem kleinen Kessel, der über einem Feuerchen hieng, sein einfaches Mittagsmahl. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

* Aus dem Bericht über die im Juli 1886 vorgenommene Volkszählung 2c. in **Manitoba** ist zu ersehen, daß seit der Volkszählung von 1881 der Flächenraum dieser Provinz von 123,200 e. Q.-Mln. auf 60,520 Q.-Mln. reduziert und die übrige Area der Provinz Ontario und dem Bezirk Kerwatin zugeteilt worden ist. Auf dem nun übriggebliebenen Flächenraum ist in fünf Jahren die Bevölkerung von 62,260 auf 108,640 Köpfe gestiegen.

* **Flußverbindung zwischen Brasilien und Bolivia.** Man meldet aus Manos in Brasilien, es sei einem Forschungsreisenden, dem Obersten Labre, gelungen, den Rio Madeira bis nach Bolivia hinaufzufahren, die Flüsse Madre de Dios und Acre herabzufahren und auf diese Weise einen von Hindernissen freien Verbindungsweg zwischen dem Becken des Amazonas und Bolivien herzustellen, denn wenn man seither von dem einen Lande nach dem andern reisen wollte, sah man sich den Weg versperrt durch eine Reihe von Stromschnellen des Rio Beni oder Paro. Diese wichtige Entdeckung wird ohne Zweifel zur demnächstigen Erforschung einer fruchtbaren und beinahe noch unbekannten Region beitragen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 21. Stuttgart, 21. Mai 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Erinnerungen eines wissenschaftlichen Missionars.

Von R. v. Lendenfeld.

Mit großer Freude hatte ich den Antrag der Kolonial-Regierung von Neu-Südwales, eine Reihe von Vorlesungen im Innern des Landes zu geben, acceptiert und fuhr nun auf einem der kleinen Küstendampfer hinaus durch den schönen Hafen von Sydney. Es war Ende Juli — in der Mitte des Winters — und ein frischer westlicher Landwind wehte über die mächtigen Batterien am Hafeneingang und lüftete die Signalflaggen am Leuchtturm, dessen elektrisches Viermillionen-Kerzenlicht — das gewaltigste Licht auf unserem Erdball — eben aufflackerte, als die Schatten der kommenden Nacht über dem dunklen Meere lagerten. Der Landwind hielt die mächtigen Wogen der offenen See, die so selten ihren Namen „Stiller Ozean" verdient, von uns ab, und wir hatten eine ruhige Fahrt der Ostküste Australiens entlang, der wir in nördlicher Richtung folgten. Das rotierende Licht des Leuchturms glänzte jede Minute im Süden, während die Sterne mit planetarischem Lichte ruhig auf uns herableuchteten.

Am zweiten Tage erreichten wir die Mündung des Macleay-Flusses, mußten jedoch mehrere Stunden auf die Flut warten, ehe es der Kapitän wagen wollte, die Sandbarre zu übersetzen. Der Landwind hatte aufgehört und die mächtigen Wogen des offenen Meeres stürzten sich mit gewaltiger Wucht auf das flache Sandufer der weiten Bay, in der wir uns befanden. Nirgends schien die weiße Brandung unterbrochen zu sein und überall erhob sich darüber ein schmaler Streifen gelben Sandes. Vergebens spähte ich nach dem Eingang in den Fluß. Obwohl seine Lage durch drei Wracks markiert war, welche im Sande festsitzend sie umgaben, so war es doch nicht möglich irgend einen Weg zu sehen. „You will have a job to get in there", sagte ich zu dem Kapitän, der neben mir auf der Brücke stand. Die Antwort, welche ähnlich klang wie „be damned", gieng in dem lauten Brausen der Brandung verloren. Der Lootse wurde jetzt in einem kleinen Boote sichtbar, ruderte eine Strecke weit auf uns zu und signalisierte dann. Wir dampften zum Lootsenboot und bemühten uns, in den starken und wirren Strömungen in der richtigen Stellung zu bleiben. Die Lootsen ruderten voran und begannen mit langen Stangen zu sondieren. Unser Dampfer folgte ihnen. Dicht vor uns lag die Sandbarre teilweise verhüllt von der Brandung. Jetzt wurden wir links einer kleinen Unterbrechung in der sonst kontinuierlichen Küstenlinie gewahr. Die Lootsen steuerten aber daran vorbei gerade auf eines der Wracks zu — einen noch ganz wohlerhaltenen Dampfer. Dort angelangt, wandten sie sich scharf nach links. Ihr Boot schaukelt in der Brandung und nur mit Schwierigkeit scheinen sie ihre Arbeit fortsetzen zu können. Bei dem Wrack angelangt, wird unser Dampfer scharf nach links gewandt, allein die Strömung treibt ihn gegen das Wrack. Doch unser wackerer Kapitän ist hierauf gefaßt; die Matrosen halten die vorderen Segel. „Hoist the jib!" ruft der Kapitän. Im Nu war das Vordersegel gespannt und vom Seewind geschwellt. Unser Schiff neigt sich etwas nach rechts und dreht sich langsam in die gewünschte Richtung. Die Lootsen waren inzwischen ziemlich weit vorgedrungen und signalisierten mit einer roten Flagge. „Full speed ahead" ruft der Kapitän, „Down with the

sail". Umschäumt von der Brandung dampft unser Schiff durch Wellen und Deining — einmal noch heben wir uns hoch auf einer Woge und gleiten dann in das ruhige Wasser des Macleay-Flusses. Der Kapitän übergab das Steuerrad einem der Matrosen mit einem Blick, der mich lebhaft an das Bild Wellington's erinnerte, wo er nach der Zurückweisung der alten Garde bei Waterloo sein Fernrohr mit den Worten zusammenschiebt: „The field is won, order the whole line to advance."

Der anfangs ungemein breite Fluß verschmälerte sich bald. An den flachen Ufern dicht vorbeifahrend, konnte ich die Ueppigkeit des Urwaldes bewundern, der, undurchdringlich, dieselben bekleidet. Bald kamen wir zu einzelnen Blösen, wo der Wald ausgerottet und durch üppige Maisplantagen ersetzt war. In den Feldern standen noch einzelne tote Baumriesen, welche seinerzeit zwar durch einen Ringschnitt getötet worden, deren trockene Stämme aber der Axt und dem Feuer der energischen Kolonisten bis nun Widerstand geleistet hatten.

Nach einer Stunde kamen wir an die erste Ortschaft, hielten an und auf die allgemeine Anfrage: „How is the bar?" antwortete der Kapitän, ein Schotte, „It's not so good nor so bad either."

Die Sandbarre ist für die Leute, welche dem Fluß entlang wohnen, der wichtigste Gegenstand. In der Regel enthält der Fluß nur das Salzwasser, welches ihm vom Meere aus zufließt, und die Sandbarre, welche sich vor seiner Mündung ausbreitet, bleibt so ziemlich unverändert. Die Flutströmung in den Fluß hinein und heraus hält ein Thor im Sande offen, das zur Zeit der Flut gegen 3 m. Tiefe hat und den Küstendampfern die Einfahrt ermöglicht. Doch ändert sich die Lage dieses Thores fortwährend, und jedesmal, wenn ein Schiff ein- oder ausfahren soll, müssen die Lootsen sondieren und den einzigen schmalen Weg von neuem ausfindig machen.

Wenn heftiger Regen in dem Hinterlande fällt, dann verwandelt sich dieser als Fluß bezeichnete schmale Meeresarm in einen reißenden Strom, der Sand und Schlamm dem Meere zuführt. Der Sand gelangt hinaus ins Meer und wird von der Brandung zurückgeworfen in den Fluß. An der Mündung baut sich eine Barre auf. Dahinter ist das Wasser ruhig und hier bilden sich alluviale Ablagerungen, welche allmählich den Raum hinter der Sandbarre ausfüllen. Neue Regengüsse bringen frisches Material, und so schiebt sich die Sandbarre allmählich in das Meer vor, bis sie endlich eine schwache konkave Linie bildet, die sich zwischen den weit von einander entfernten felsigen Vorgebirgen zu beiden Seiten ausbreitet. Weiter vermag die Barre nicht vorzubringen, weil aller Sand und Schlamm, welcher über diese Vorgebirge hinausgelangt, durch die der Küste entlang streichende Meeresströmung entführt wird.

Die Hügelreihen, welche in den erwähnten Vorgebirgen enden, begrenzten einst einen weit in das Land eindringenden breiten Meeresarm, eine Bay, welche allmählich ausgefüllt wurde und jetzt als eine 80 Km. lange und 10 bis 25 Km. breite, sehr fruchtbare Ebene erscheint, durch deren Mitte sich ein breiter Fluß oder Meeresarm, eine natürliche Verkehrsader, hinzieht und ins Meer ergießt. Die oben erwähnten Regengüsse, welche durchschnittlich alle drei Jahre einmal auftreten, bringen nicht nur das Material zur Bildung der Barre von den Bergen herab, sondern sie verursachen auch ein solches Anschwellen des Flusses selbst, daß dieser aus seinen Ufern tritt und das ganze Land überschwemmt. Das schmutzige Wasser läßt einen Niederschlag von Schlamm zurück, der die weite Ebene düngt. In der That ist das Land hier so fruchtbar wie die Nil-Ebene. Jahr für Jahr wird Mais und Zuckerrohr gepflanzt. Die Ernten sind außerordentliche und keine künstliche Düngung ist notwendig. Ich habe Felder gesehen, die seit 40 Jahren, Jahr für Jahr, eine riesige Maisernte lieferten und nach den Angaben der Bauern ist der Boden heute noch so fruchtbar wie er zu Anfang war, als der Urwald ausgerottet wurde.

Es gibt im Norden von Neu-Südwales eine ganze Anzahl solcher Flüsse und an den Ufern eines jeden breiten sich dieselben fruchtbaren und unerschöpflichen Ebenen aus, wie am Macleay.

In den nördlicheren wird vorzüglich Zuckerrohr, in den südlicheren, und davon ist das Macleay-Thal eine, vorzüglich Mais gebaut. Die Flüsse selber sind auf viele Kilometer (50—100) schiffbar, und es ist natürlich, daß infolge der Fruchtbarkeit des Landes und der leichten und billigen Verkehrsstraße über den Fluß diese Thäler in hohem Grade kultiviert sind. Zahlreiche Ortschaften und zerstreute Bauernhäuser zieren die Ufer des Flusses überall, wo der Urwald ausgerottet ist.

Die Sandbarren, deren Ueberschreitung mit so großer Schwierigkeit und, wie die zahlreichen Wracks beweisen, Gefahr verbunden ist, sind die einzigen Unannehmlichkeiten, denen die glücklichen Bewohner dieser gesegneten Landstriche ausgesetzt sind.

Viele Versuche, diesem Uebelstand abzuhelfen, sind gemacht worden und an einzelnen Orten, so besonders an der Mündung des Clarence-Flusses, sind Meilen-lange Dämme aufgeführt worden, um die Einfahrt zu sichern. Im allgemeinen ist aber bis nun mit diesen Arbeiten wenig erreicht worden. Ein einziger Sturm ist hinreichend, um alles zu zerstören, die Dämme, die nur auf Sand ruhen, zu vernichten und den mühsam ausgebaggerten Eingang zu verschütten. Das einzige Mittel, sichere Einfahrten herzustellen, wäre, Kanäle durch die benachbarten Vorgebirge zu schneiden und so die Einfahrt ganz von dem Bereiche der Sandbarren zu entfernen. Das würde aber zu viel kosten.

Spät am Abend langte ich in Kempsey, dem Hauptorte des Macleay-Thales, an und nahm in einem sehr schönen Hotel Quartier. Meine Vorlesung in Kempsey bot wenig Interesse dar, da die Leute dort verhältnismäßig



zivilisiert sind. Obwohl sie meine Ausführungen über die Entstehung des Bodens, auf dem sie leben und über die Ursache des Reichtums, den sie besitzen, mit Staunen und Unglauben aufnahmen, so erschienen sie doch im allgemeinen befriedigt.

Ich machte Kempsey zu meinem Hauptquartier und unternahm von hier aus Exkursionen zu Wagen nach den benachbarten Ortschaften. In einigen war die ganze Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ausgerückt, um meine Vorlesung zu hören, in anderen war es schwer, ein Dutzend Leute zu dem Zwecke aufzutreiben; allein überall hörten die ungebildeten Bauern mit großer Aufmerksamkeit zu und nur äußerst selten verließ einer der Zuhörer vor dem Ende der Vorlesung den Saal.

In der Regel besorgte der lokale Geistliche das ganze Arrangement und ich hielt meinen Vortrag im Schulzimmer, während der Geistliche den Vorsitz führte.

Unter allen den Geistlichen, die ich antraf, waren die katholischen weitaus die gebildetsten und tolerantesten, und mir ist nicht einer vorgekommen, mit dem ich nicht Freundschaft geschlossen hätte. Ganz anders verhält es sich mit den Presbyterianern, die an gewissen Orten den weitaus überwiegenden Teil der Bevölkerung bilden. In diesen Gebieten, so z. B. in dem Weindistrikt des Macquaril-Flusses, welchen ich bei einer späteren Gelegenheit besuchte, mußte ich in dem Wesley'schen Bethause vortragen. Meine Ausführungen wurden von den Presbyterianern mit wenig Zufriedenheit aufgenommen und ich wurde nach meiner Vorlesung von einem ganzen Konventikel derselben überfallen. Mir erschien es, als sei ich in Cromwell's Puritaner-Lager geraten.

Die ernsten, bärtigen Gestalten um mich her vor einem riesigen Holzfeuer in einem primitiven Kamin bemühten sich, die Unrichtigkeit meiner Anschauungen durch Bibeltexte nachzuweisen, während ich als Repräsentant der Regierung und überdies auf die Gastfreundschaft dieser Leute angewiesen — denn in jenem kleinen Orte gab es kein Wirtshaus — mich kaum wehren konnte. Es gelang mir jedoch diesem Kreuzfeuer von Bibeltexten zu entrinnen, indem ich Streit in die Reihen der Feinde säete und die Wucht des Angriffes teilweise von mir ablenkte. Eben glaubte ich das schlimmste überstanden zu haben, als der Feind durch unüberwindliche Hülfstruppen verstärkt wurde — es kamen fünf Weiber, die ohne Zaudern über mich herfielen und, ohne der Männer zu achten, die ganze Geschichte von vorn anfiengen. Vergebens war es, daß ich die Männer auf meine Seite brachte. Eine alte Bibel wurde hervorgeholt und jeder Punkt mittelst derselben entschieden — ich war in Verzweiflung. Es war schon Mitternacht und draußen regnete es in Strömen. Doch besser im Regen übernachten als unter diesem Dach. Ich sprang auf, nahm Hut und Mantel und stürzte zur Thüre hinaus, begleitet von dem Ausrufe: „There he goes in the hardness of his heart."

Ich fand Unterkunft in einem Heustadel und verließ vor Tagesgrauen den Ort mit seinen Bibeltexten.

Bei einer anderen Gelegenheit besuchte ich den Clarence-Fluß und fuhr, nachdem ich in dem Thale eine Reihe von Vorlesungen gegeben hatte, über Land nach dem Richmond-Flusse im Norden, gegen 100 e. Mln. durch den Wald. Eine ziemlich gute Straße ist angelegt und die Fahrt war äußerst angenehm. Der Wald besteht größtenteils aus Eucalyptus-Bäumen. An allen feuchten Stellen gesellen sich hiezu jedoch auch viele andere Bäume, von denen besonders eine Ficus-Art interessant ist.

Dieser Ficus gedeiht blos, wenn ein Samenkorn durch einen Vogel hoch auf einem Eucalyptusbaum deponiert wurde. Hier keimt der Same 15—30 m. über dem Boden und beginnt sogleich eine sehr lange, fadenförmige Wurzel zu bilden, welche, dem Eucalyptusstamme folgend, den Boden zu erreichen sucht. Sobald diese eine Wurzel in das Erdreich eingedrungen ist, beginnt sie rasch an Dicke zuzunehmen, und der junge Ficusbaum auf der Höhe beginnt zu wachsen. Andere Wurzeln ähnlicher Art wie die erste werden gebildet und diese umspinnen, mehrfache Anastomosen bildend, den Eucalyptusstamm. Der Ficus wächst rasch, während seine Wurzeln sich immer mehr ausbreiten und schließlich den ganzen Eucalyptusstamm einschließen. Sie verschmelzen mit einander und bilden eine kontinuierliche Röhre, innerhalb welcher der Eucalyptusstamm abstirbt. An Stelle desselben ist nun ein mächtiger Ficus getreten. Hier im Norden gedeihen auch kleine Palmen, und der Wald ist so dicht und üppig, daß er vielerorts undurchdringlich scheint. Ich kann dreist behaupten, daß dieser Wald an Schönheit und Formenfülle selbst von dem tropischen Urwald Ceylon's nicht übertroffen wird.

Es ist jedoch wenig mehr davon übrig, und bald werden die ausgedehnten Zuckerplantagen diesen schönen Wald ganz verdrängt haben.

Obwohl wir uns hier bereits im 29. Breitengrade befinden, so kommen doch in den Tiefen zuweilen Fröste vor, welche den Zuckerplantagen sehr schädlich werden; die Erhöhungen werden vom Frost nie heimgesucht.

Die Zuckermühlen befinden sich am Flußufer und das Rohr wird auf Barken zu den Mühlen geführt und auf einem langen Bande, welches sich über zwei Rollen bewegt, direkt von den Barken in die Mühle gezogen und verarbeitet.

Ich hielt in Lismore eine Vorlesung über Krankheiten und empfahl den zahlreichen Zuhörern, deren Schwäche ich kannte, nie Wasser zu trinken ohne es mit Whisky zu mischen. Das Wasser ist in allen diesen Orten recht schlecht und enthält nicht nur allerhand Bakterien — typhöses Fieber ist eine sehr häufige Krankheit — sondern auch Larven von Hunde-Bandwürmern, welche sich in der Leber und Lunge des Menschen zu Blasenwürmern, Hydatiden, entwickeln und häufig gefährliche

Krankheiten und selbst den Tod verursachen. Es ist eigentümlich, daß in Australien und Island trotz der Verschiedenheit des Klima's diese Krankheit so häufig ist, während sie in anderen Erdteilen nur selten vorkommt.

In seiner Schlußrede bemerkte der katholische Geistliche — ein Irländer — welcher präsidierte, daß mein Rat betreffs des Whisky's gewiß empfehlenswert sei, daß ich es aber leider unterlassen hätte, anzugeben, ob irischer oder schottischer Schnaps verwendet werden sollte.

Schotten und Irländer waren zahlreich in der Versammlung und ich durfte keinen beleidigen. So mußte ich denn ausführen, daß für jeden nur jener Schnaps paßt, an den er gewöhnt ist, daß die Irländer irischen und die Schotten schottischen Whisky zur Tötung der Bakterien und Taenia-Larven benützen müßten.

Den nächsten Tag fuhr ich auf einem kleinen Dampfer den Strom hinab. Der Steuermann hatte offenbar zu tief ins Glas geguckt, und wir saßen bald auf einer Sandbank fest. Ich und die übrigen Passagiere waren wenig erfreut darüber und ein alter Teatotaller (so nennen sich jene, die sich verpflichtet haben, keine geistigen Getränke zu nehmen) bemerkte mir gegenüber: „That comes of your damned lecturing, now get us out of this scrape“. „Das will ich gerne thun", antwortete ich und nahm das Steuerrad in die Hand. Nach einigen vergeblichen Versuchen war der Dampfer flott und ich steuerte denselben glücklich bis an unseren Bestimmungsort.

Hier nahm ich einen Wagen und fuhr in der Nacht durch den Urwald nach einem Orte an dem Clarence-Fluß. Wir hatten keine Wagenlaternen und in dem dichten Walde herrschte eine nubische Finsternis. Der Kutscher leitete seine Pferde aber mit solcher Geschicklichkeit, daß wir trotzdem, ohne auch nur einmal an einen Baum anzurennen, den 22 Meilen langen Weg zurücklegten. An unserem Bestimmungsorte war meine Vorlesung für 8 Uhr Abends angesagt, doch obwohl die Pferde aufs äußerste angetrieben wurden, kamen wir nicht vor halb neun in die Nähe des Schulhauses. Wir begegneten einzelnen Reitergruppen, und vermutend, daß es Leute seien, welche gekommen waren, die Vorlesung zu hören, rief ich sie an. Ich hatte mich nicht geirrt und sie waren sehr froh, zu hören, daß ich endlich angekommen sei. Allein in dem Schulhause waren keine Vorbereitungen getroffen worden, es war versperrt und finster.

Die Reiter und einige Fußgänger, welche sich zu uns gesellt hatten, beratschlagten. Das Schulhaus stand ganz allein im Walde. „We can get in by the window“, meinte einer; „but we have no candles“, meinte ein anderer; „I have a lantern“, antworteten mehrere. Das Fenster wurde zerbrochen und eröffnet und wir stiegen durch dasselbe ein. Drei Laternen wurden auf den Tisch gestellt, während meine 15 Zuhörer sich niederließen. Ich sprach 1 ½ Stunden und erntete reichen Applaus.

Dieselbe Nacht fuhr ich nach Grofton, dem Hauptorte des Clarence-Thales, von dem ich ausgegangen war, zurück. Wir befanden uns aber auf der anderen Seite des Flusses und konnten — es war zwei Uhr Morgens — den drüben wohnenden Fährmann durch unser Rufen und das Abfeuern meines Jagdgewehres nicht erwecken. Einige Häuser befanden sich in der Nähe; dorthin fuhren wir. Beim ersten Haus konnten wir niemand aufwecken, ich rekognoszierte den Stall, es war Platz und wir stellten die Pferde ein, gaben ihnen Wasser und Heu und giengen hinunter zum Fluß. Bald fanden wir ein Boot, banden es los und fuhren hinüber. Bei meinem Freunde, der mich begleitet hatte, kehrten wir ein und nachdem wir gegen vier Uhr morgens unser Souper vollendet und einen Brief an den Bürgermeister mit Angaben über unsere Pferde, den Wagen und das Boot gerichtet hatten, gieng ich an Bord des Dampfers, der mich nach Sydney zurückbringen sollte, und erwachte erst spät am Tage, als wir eben die Sandbarre überschritten hatten.

Portugiesische Studenten.

König Dom Diniz, der Ackersmann, hatte nach dem Muster der Bologneser Hochschule im Jahre 1290 eine portugiesische Universität zu Lissabon gegründet; bald erkannte der König, daß die Nähe des Hofes, der Einfluß der Lissaboner Ritterschaft die zu ernsten Studien nötige Sammlung beeinträchtige, und verlegte seine Schöpfung nach Coimbra, das von der Natur zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Portugal bestimmt war. Die Stadt liegt im Herzen des Königreiches, in einer an Sagen, Volksliedern und Romanzen reichen Landschaft. Historische Erinnerungen und Kunstdenkmäler regen zur Erforschung der Vergangenheit an; die ungünstigen Verkehrsverhältnisse lassen dort kein geldmächtiges Philistertum aufkommen, Naturfreunden bietet die paradiesische Uferlandschaft des Mondega, der Cederntwald von Bussaco mit seinen epheuumsponnenen Einsiedeleien, das „Thränengut", wo am Rande der durch Orangenhaine rinnenden Quelle der Sage nach Inez de Castro durch Mörderhand fiel, reichlichsten Genuß. Die nahe Serra da Estrella mit ihren geheimnisvollen Bergseen und unerforschten Thälern ist für zoologische oder botanische Excursionen ein günstiges Feld, und in wenigen Stunden bringt uns ein Kahn flußabwärts zu den Wundern des Ozeans. Heute spricht noch zu Gunsten Coimbra's, daß die dortige Bevölkerung durch die lange Berührung mit gebildeten Kreisen das reinste und wohlklingendste Portugiesisch redet. Selbst die Mägde wissen in Coimbra über Logik und Pandekten Bescheid, und einem ehrsamen Barbier blieb bei der Behandlung gelehrter Bärte so viel Wissenschaft am Rasiermesser hängen, daß er schließlich die kupfernen Becken einzog und jetzt über Sprachphilosophie und Altertumskunde schreibt. Trotz



aller dieser Gründe wußte der Lissaboner Stadtrat die Rückführung der Universität in die Landeshauptstadt zu bewirken, bis König Johann III. der Anstalt Coimbra zum bleibenden Sitz anwies; denn zur Zeit der Entdeckungsfahrten, als die indischen Galeeren mit Lorbeer-gekrönten Feldherren in den Tajo einliefen, geschah es häufig, daß Studenten, statt in die Universitätsmatrikel, sich in die Stammrollen der nach dem asiatischen Kriegsschauplatz bestimmten Regimenter eintragen ließen. Unter dem Einfluß der Jesuiten, deren Leitung die Universität 1565 übertragen wurde, erhielt der Unterricht einen scholastischen Anstrich. Zugleich wurde die Studentenschaft einer in mancher Hinsicht klosterhaften Ordnung unterworfen. Trotzdem hat die Universitätschronik noch manchen Ausbruch studentischen Uebermutes zu verzeichnen. Ein Philister hatte einem Mädchen die Treue gebrochen und war von der Betrogenen vor den Bischof geladen worden, dem früher die Gerichtsbarkeit zustand. Als der Treulose in Gegenwart des Prälaten das gegebene Eheversprechen ableugnete, zog das Mädchen ein Dolchmesser und stach ihn ins Gesicht. Darüber großes Geschrei in der Bürgerschaft; man forderte die Bestrafung der Nachethat, während die Akademiker für das Mädchen Partei nahmen. Die Studenten gerieten in Wut, als bekannt wurde, daß der Vater die Delinquentin in einem Korbe zu den Clarissinnen hatte bringen lassen. Es kam zu blutigen Szenen zwischen Philistern und Studenten, die auf Freilassung ihrer Heldin drangen, und noch lange nachher wurde das aufregende Begebnis in Studentenliedern gefeiert.

Wie es im vorigen Jahrhundert zeitweilig zu Coimbra hergieng, dafür liefert die Geschichte der „Haidekrautbande" (rancho da carqueja) einen Beleg. Der Mediziner Jorge Ayres, ein verwegener Bursche, hatte mit mehr als dreißig Studenten eine Räuberbande organisiert, von den Bürgern „Haidekrautbande" genannt, weil eine Hausthüre, die allen Angriffen widerstand, von den wilden Gesellen durch ein Haidekraut-Feuer verbrannt worden war. Magistrat und Universitätsgericht erwiesen sich machtlos gegen die Räuber, bis eines Morgens königliche Dragoner in die Stadt sprengten, die Uebelthäter in den Betten überraschten und gebunden nach Lissabon einbrachten. Der Anführer wurde auf öffentlichem Platze am Schandpfahl enthauptet, seine Spießgesellen zu Kerker oder Deportation nach Angola verurteilt. Zur Zeit des Bürgerkrieges zwischen Miguelisten und Konstitutionellen war Coimbra ein Schauplatz wüsten Treibens. Die Studenten schwärmten fast durchweg für das neuaufgehende Licht der Freiheit, während ein großer Teil der Professoren dem ancien régime zugethan blieb. Zügellose Banden drangen in Kirchen und Klöster, ließen Königin und Verfassung leben und mißhandelten die Mönche, die im Chore die Metten sangen. Berüchtigt ist der Prozeß, der 1830 gegen einige Juristen geführt wurde, die nächtlicherweile im hohen Dome Unfug getrieben, die Altäre geschändet und das Taufbecken mit Steinen gefüllt hatten. Als Graf Raczynski, auf seiner portugiesischen Kunstreise (1842), von Condeixa kommend, durch Olivenwälder und Aloë-Hecken auf Coimbra zuritt, zeigte ihm der Maultiertreiber auf der Landstraße die Stellen, wo einige legitimistischer Gesinnung verdächtige Professoren von ihren Schülern gemartert worden waren. Auf dem dunklen Hintergrunde demagogischer Rohheit hebt sich um so freundlicher das anregende Leben zu Coimbra in den vierziger Jahren ab. Joao de Lemos, Portugals bedeutendster Lyriker der Gegenwart, hatte mit einem gleichgesinnten Studentenkreise eine akademische Dichterschule gegründet, die Gott und Vaterland, Natur und Liebe mit bisher in Portugal unbekannter Begeisterung besang. Auch der geniale Brasilianer Gonzalves Dias, der später nach Leipzig gieng und dort seine „Cantos" herausgab, dichtete damals zu Coimbra manches herrliche Lied. Heute herrscht im lusitanischen Athen ein flacher Ton. Doch gestand noch jüngst ein Reisender, das Verweilen unter der „charmante jeunesse" habe ihn von schwermütiger Stimmung geheilt.

Auf der Spitze des Berges, an dessen Abhang die weißen Häusermassen der Stadt emporsteigen, liegt das Universitätsgebäude mit seinem weithin sichtbaren Turm, eines der bemerkenswertesten Bauwerke Portugals. Durch die Via Latina und die Porta Ferrea gelangt man in einen geräumigen Hof, um den die Hörsäle, die Bibliothek, das Observatorium, die Wohnung des Rektors und der Universitätsbeamten gebaut sind, des Guarda-Mor, der dem deutschen Oberpedell entspricht, der Pedelle und der Hellebardiere (archeiros), denen die Aufrechterhaltung der akademischen Ordnung obliegt. Wer die akademischen Würdenträger in corpore und in der Amtstracht sehen will, der hat dazu am besten bei der Frohnleichnamsprozession Gelegenheit oder wenn das Bild der heiligen Königin Elisabeth zum Kloster Sankta Klara geleitet wird. Auch für die Studenten ist seit der Jesuitenzeit ein besonderes Kostüm vorgeschrieben: eine bis zum Knie aufgeschlagene Hose, hohe Strümpfe, ein talarartiger Ueberwurf, die sogen. Batina, dann die Capa, ein langer Mantel, alles aus schwarzem Tuche, und eine eigentümlich geformte Mütze. Pedelle und Archeiros sind angewiesen, auf die Beobachtung dieser Kleiderordnung zu sehen, und wer sich beikommen läßt, die Hose über die Strümpfe herunter zu schlagen, wie es die Studenten im Winter zu thun pflegen, wird angezeigten Falls vor den Richter zitiert. Diese altertümliche Studententracht, die auch in Evora am ehemaligen Jesuiten-Kollegium üblich ist, gibt Coimbra seine eigentümliche, dem Fremden auffallende Physiognomie. Schon auf dem Bahnhofe wird der Reisende durch den Anblick dieser Gestalten überrascht, die im Aeußern Novizen gleichen, während das ausgelassene Wesen, der burschikose Ton der Unterhaltung sofort erkennen läßt, daß man es hier keineswegs mit angehenden Ordensleuten zu thun hat. Die Batina hat im Laufe der Zeit gar manche

Veränderung erfahren. Ursprünglich eine Art Soutane, die man beim Anziehen über den Kopf warf, nähert dieselbe sich immer mehr dem gewöhnlichen Rock. Auch sieht man schon häufig die Aermel mit karminrotem oder blauem Sammt gefüttert. In früheren Zeiten legten die Studenten Gewicht darauf, in einer verschossenen, möglichst geflickten Capa auszugehen, die ihren Träger durch ihr ehrwürdiges Aussehen mit dem Zauber romantischer Poesie umwob. „Die Capa des Studenten, die ist wie ein Blumengarten; hier ein Flick und da ein Fleck, gar buntfarbig anzusehen", heißt es mit Bezug auf diese Sitte in einem alten Studentenliede. Es soll damals gar nicht selten geschehen sein, daß eine neue Capa billiger als eine verschlissene zu stehen kam, die den Reiz geschichtlicher Vergangenheit besaß, wie auch eine pulvergeschwärzte und zerschossene Fahne höher geschätzt wird, als ein noch unverletztes Meisterwerk der Stickerei. Die Jesuiten wollten durch diese Uniformierung der Studenten die Standesunterschiede verwischen. Freilich bedachten sie einen anderen Uebelstand nicht, den die äußere Gleichheit der akademischen Bürger zur Folge hat. Da in der Capa alle Studenten einander ähnlich sehen, fällt es der akademischen Gerichtsbarkeit sehr schwer, die Urheber nächtlichen Unfugs zur Verantwortung zu ziehen, sofern dieselben nicht in flagranti erfaßt und hinter Schloß und Riegel gesetzt werden. Daher das portugiesische Sprichwort: „Wer eine Capa trägt, entwischt immer" (Quem tem capa Sempre escapa). Interessant ist die Bemerkung, daß die portugiesischen Studenten wie ihre deutschen Kollegen sich in der Unterhaltung einer Menge besonderer Ausdrücke bedienen, die zum Teil in die allgemeine Umgangssprache übergegangen sind: der Philister heißt bei ihnen futrica, eine Kneiperei wird pagode genannt, wohl zur Erinnerung daran, daß die alten Indier in ihren Pagoden nicht nur zu Bramah, Wischnu und Schiwa beteten, sondern auch Festgelage hielten; nächtlicher Unfug auf den Straßen wird durch „Heldenstreifzüge" (valentes partidas), das Kollegiumschwänzen durch „Mauerbilden" (fazer parede) bezeichnet. Die neuangekommenen Studenten, die „Füchse", werden zu Coimbra Caloiros genannt; so hießen ursprünlich die Mönche in den griechischen Klöstern auf dem Berge Athos die Caloyers, ein Wort, das Etymologen gewöhnlich als eine Zusammensetzung aus καλός (schön) und γέρων (Greis) ansehen. Uebrigens ist die Bezeichnung „Fuchs" (raposa) auch der portugiesischen Studentensprache nicht fremd, nur hat dieselbe hierzulande einen andern Sinn und bezeichnet den Unglücklichen, der das Examen nicht bestand. Für die Studierenden wird im zweiten Jahre — der Kursus dauert für Theologen und Juristen fünf, für Mediziner acht Jahre — der unanständige Ausdruck semi-putos üblich; im dritten Jahre heißen sie „Lampen" (candieiros), im vierten „Bankbeine" (pés de banco), während den bemoosten Häuptern der achtunggebietende Name „Veteran" zukommt. Die Caloiros haben vor diesen Herren, die mindestens sieben oder acht, als Mediziner gar sechzehn Semester repräsentieren, einen gewaltigen Respekt. Ihr erster Besuch in Coimbra gilt gewöhnlich einem verwandten oder ihrer Familie bekannten Veteran, an den sie Empfehlungsbriefe aus dem väterlichen Hause mitbringen.

Wenn früher ein Caloiro frisch aus der Provinz ankam, ritt er, mit Lorbeer bekränzt und ein grünes Schilfrohr in der Hand, über die Mondego-Brücke nach Coimbra hinein, wo die harrenden Veteranen den Neuling unter lautem Halloh in Empfang nahmen. Hatte er schon unterwegs in den Herbergen, wo er mit reisenden Studenten zusammentraf, Schuhe putzen und bei Tisch aufwarten müssen, selbst wenn die Zeche aus seiner Tasche gieng, so brach für ihn mit dem Einzuge in die Musenstadt eine Periode peinlicher, oft geradezu brutaler Behandlung seitens der älteren Kommilitonen an. Mit einem Sattel beladen und aufgezäumt, wurde er wie ein Maultier an den Brunnen zur Tränke geführt, sah sich überall in der Oeffentlichkeit empfindlichen Hänseleien (caçoades) ausgesetzt, mußte es ertragen, daß man ihm Haar und Bart abschnitt und schließlich die Zeremonie der Fuchstaufe über sich ergehen lassen, die „Graderteilung", wie man in Coimbra zu sagen pflegt. Zu diesem Zwecke wurde er auf der Straße überfallen und zum „Gradehause" (casa dos graos) geschleppt, einem schwarz verhängten, mit Knochen und Schädeln gar unheimlich ausstaffierten, nur spärlich von einer Branntweinlampe erhellten Gewölbe in irgend einer Kneipe. Nachdem er dort, an den Marterpfahl gebunden, ein burleskes Examen bestanden hatte, wurde er von vermummten Gestalten schwarz angemalt, in der erdenklichsten Weise geneckt und zum Schluß mit einer keineswegs angenehmen Flüssigkeit übergossen. Diese Ueberbleibsel mittelalterlicher Rohheit haben sich in Portugal länger als in den übrigen Ländern erhalten. Erst mit den demokratischen Zeiten der sogenannten Thomarada, als die Junta von Oporto und mit ihr der portugiesische Norden unter Führung des energischen Marktweibes Maria da Fonte, sich gegen die Finanzwirtschaft des Conde de Thomar erhoben (1847), schlug für den Caloiro die Stunde der Emanzipation. Obgleich damals strenge Verbote gegen die bisherigen Mißhandlungen ergiengen, ist deren völlige Beseitigung bis heute nicht gelungen. Noch vor acht Jahren fand der akademische Rat sich zur Wiedereinschärfung des Verbots veranlaßt, als ein Caloiro, dem Veteranen den Schnurrbart abschnitten, einen der Angreifer mit einem Pflastersteine tot warf. Uebrigens hatte der alte Gebrauch auch sein Gutes. Aus Furcht vor den Hänseleien wagten die Caloiros nicht leicht, sich während der ersten Monate Abends auf der Straße oder gar in den Wirtschaften zu zeigen, sondern saßen wohl oder übel zu Hause über den Büchern.

Die Studenten wohnen zu Coimbra nicht in Chambres garnies, die man in Portugal nur stellenweise in den

größeren Seeplätzen kennt. Freunde und Bekannte thun sich zusammen, mieten ein Haus und lassen sich dort auf eigene Rechnung durch eine Wirtschafterin den Haushalt führen. Von Luxus kann dabei natürlich keine Rede sein. Selten fehlt in einer portugiesischen Studentenwohnung die Moringue d'Estremoz, der aus porösem Thon gebrannte Wasserkrug von eigentümlicher Form, der wie die spanische Alcarraza das durchschwitzende Wasser auf der Außenseite verdunsten läßt, und den Inhalt im Luftzuge selbst bei tropischer Hitze kühl hält. Hübsch geformt und nicht ohne künstlerisches Verdienst sind die aus Messing gearbeiteten dreiflammigen Olivenöllampen — Petroleum hält der Musensohn für zu philisterhaft, um bei den Studien zu leuchten — die, wie die meisten portugiesischen Hausgeräte, auf maurischen Ursprung zurückweisen. Das Leben ist in Coimbra nach dem Maßstabe deutscher Universitätsstädte wohlfeil zu nennen. Ein Student, der über einen mittelmäßigen Bonner Wechsel verfügt, könnte in Coimbra eine glänzende Rolle spielen.

Die Studenten betrachten sich in Coimbra als unbeschränkte Herren der Stadt. Findet Abends irgendwo Ball, Konzert oder sonst eine Festlichkeit statt, dann stellen sich vor dem Eingange zum Festlokale Gruppen von Studenten auf, die, in ihre Capa gehüllt, den ankommenden Gästen mit der Olivenöllampe ins Gesicht leuchten und über die Toilette der Damen ihre mehr oder minder boshaften Bemerkungen machen. Prügeleien mit Archeiros und Scharwächtern, Schildverhängen, Umwerfen von Bänken in den öffentlichen Anlagen, Auslöschen oder Einwerfen der Straßenlaternen, Katzenjagden im Mondschein und ähnliche Streiche sind in Coimbra sehr beliebt. Wiederholt haben die Einwohner über diesen nächtlichen Terrorismus Klage geführt, ohne daß eine entsprechende Abhülfe erfolgt. Rektor und Senat fürchten durch strenges Einschreiten ihre Popularität zu verlieren und wollen nicht die Rache der Studentenschaft herausfordern. Die akademische Polizei liegt mit den Studenten unter einer Decke und bringt es nur in seltenen Fällen über sich, einen Uebelthäter ins akademische Gefängnis zu schleppen. Magistrat und Zivilgouverneur, die keine Jurisdiktion über die akademischen Bürger haben, vermögen die Bewohner gegen die täglich vorkommenden Ausschreitungen nicht zu schützen, zumal ihnen zur Durchführung etwaiger Maßregeln keine genügende Polizei- oder Truppenmacht zur Verfügung steht. Uebrigens wird durch das Eingreifen des Militärs die Sache nur noch schlimmer gemacht. Im vorigen Jahre waren einem mißliebigen Examinator eine Katzenmusik gebracht und die Fenster eingeworfen worden. Als der Herr mit einem Revolver zum Fenster hinausschoß, drohten die Studenten das Haus zu stürmen. Eine Kompagnie Infanterie rückte heran; es kam unter Bayonnett-Attaken und Gewehrsalven zu blutigem Zusammenstoß, der Tote und Verwundete auf dem Platze ließ.

Trotz alledem fehlt es in Coimbra an langer Weile nicht, namentlich zur Winterszeit, wenn orkanartige Regenstürme oft Monate-lang vom Ozean herüberbrausen und der sonst wasserarme Mondego die Niederung seeartig überflutet. Die Umgegend von Coimbra ist als die regenreichste Zone Portugals bekannt, weshalb einzelne Etymologen den alten Namen Conimbrica als Zusammensetzung aus con und imber (Regenguß) durch „Regenstadt" erklären wollen, wohl nur eine Wortspielerei, da Coimbra unzweifelhaft in das keltiberische Altertum hinaufreicht.

Um einige Zerstreuung zu verschaffen, unterhält die Regierung auf Staatskosten ein akademisches Theater, das von einer Studentenkommission unter Aufsicht des Rektors verwaltet wird und wo Musensöhne abwechselnd mit fahrenden Schauspielertruppen auftreten. Innerhalb gewisser Grenzen kann eine derartige Einrichtung als Schule für Spiel und Deklamation unter der Studentenschaft gewiß viel Gutes wirken, nur liegt die Gefahr nahe, daß mancher Student die Nebensache zur Hauptsache macht und über seiner Begeisterung für theatralische Lorbeeren die ernsten Studien vergißt. Vor Beginn der Weihnachtsferien findet alljährlich die Neuwahl des Theatervorstandes statt, der aus 24 Studenten besteht. Schon lange vor dem Wahltage werden von den verschiedenen Parteien Kandidatenlisten aufgestellt, die man mit Hülfe von Studentenversammlungen, Bildung von Klubs, Wahlreden, Umtrieben und Bestechungen durchzubringen sucht.

Die überschwemmten Wiesengründe, wo wilde Enten, Möven und andere Seevögel scharenweise äsen, bieten dem Jagdfreunde willkommene Gelegenheit. Zur Winterszeit wird von den Studenten manche anziehende Jagdpartie unternommen, die erfreuliche Beiträge für die gerade nicht reichhaltige Studentenküche liefert.

Kommersieren, Salamanderreiben und alle in dieses Fach einschlagenden berechtigten Eigentümlichkeiten germanischer Burschenherrlichkeit sind in Coimbra unbekannt. Zwar ist auch am Mondego Gerstensaft zu haben; doch wird Bier in Portugal nur als Sommererfrischung betrachtet und ist dem Vollblutportugiesen ein antipathischer Trank, für den er die wenig einladende Bezeichnung „Eselsjauche" hat. Bei den starken, mit Sprit versetzten Weinen würde ein Kneipen nach deutscher Art sehr schlecht bekommen. Auch mahnen Klima und Naturanlage den Portugiesen von allzu enger Befreundung mit der Flasche ab. Uebrigens beginnt der stark zunehmende Verbrauch von Kognak und Punsch, eine Folge der alle Kreise in Coimbra überwuchernden Spielwut, in dieser Hinsicht eine vollständige Aenderung in der herkömmlichen Lebensweise der portugiesischen Akademiker zu bewirken. Früher begnügten sich die Studenten mit einer Tasse Kaffee oder Thee zur Partie Billard, ließen sich an der Klosterpforte zu Sankt Anna Arrufada, eine als Spezialität Coimbra's bekannte Art Honigkuchen, „Himmelsspeck", wie die Nonnen eine mit eingemachten Früchten gefüllte Leckerei nennen, und andere Konfituren geben oder aßen im benachbarten Cellas dicke Milch.

Ausflüge und Fußpartien finden in Coimbra trotz der anziehenden Umgebung nur sehr vereinzelte Liebhaber; im allgemeinen hat der Portugiese für Wanderleben und Naturschönheiten keinen Sinn. An heißen Sommertagen genießen die Studenten die Abendkühle am Flußufer oder ergehen sich auf der Landstraße, die durch meilenweite Olivenwälder in die Provinz Beira führt. Lieblingsspaziergang aller Musensöhne ist ein Gang zum Penedo da Saudade, dem „Sehnsuchtsfelsen", der aus lauschigen Waldthälern sich erhebt. Der Weg zum Felsen ist mit Aloe-Pflanzen eingefaßt, in deren fleischige Blätter die Studenten die chronique scandaleuse von Coimbra einzuritzen pflegen. Wiederholt mußte der Magistrat auf die Klage beleidigter Philister die stacheligen Gewächse abschneiden lassen, die trotz aller Mißhandlung mit unverwüstlicher Naturkraft wieder ausschlagen. Wunderbar reizend sind in Coimbra die milden Frühlingsnächte, wenn Vollmondschein über der Landschaft liegt, aus den Orangenhainen der Villen Nachtigallenschlag ertönt, in den Weidengebüschen und Schilfdickichten am Flußufer der Seehauch flüstert. Dann fahren die Studenten in Kähnen den Fluß hinauf und singen zur Guitarre die an den Ufern des Mondego volkstümlich gewordenen Lieder des Joao de Lemos von den Herrlichkeiten Coimbra's. Ab und zu hört man auch eine schwermütige brasilianische Weise oder ein spanisches Lied. Eigentlicher Studentenlieder (estudantinas) gibt es in Coimbra nur eine sehr beschränkte Zahl, meist vierzeilige Strophen, die augenblicklichen Stimmungen ihre Entstehung verdanken und deren einziger Wert in der ansprechenden Melodie besteht.

Leb' wohl, du Brücke von Coimbra,
Du klare Mondegoflut;
Ich Armer trage im Herzen
Verzehrende Liebesglut.

lautet eine Estudantina, die man häufig in Coimbra singen hört. Die folgenden Verse mag ein Student gedichtet haben, der an einem Sonntag-Morgen den Mondego hinabfuhr, während man im Dome das Hochamt sang:

Zu Santa Cruz im Dome,
Gebaut aus dunkelm Stein,
Da schauen zum Altare
Zwei Aeuglein fromm und rein.

So fließen dem Musensohne die Tage in sorgloser Ruhe hin, bis die nahende Examenzeit an die rauhe Wirklichkeit der Dinge mahnt. Nach portugiesischer Universitätsordnung müssen alle Studenten in Coimbra beim Schlusse des Schuljahres einem Examen sich unterwerfen, von dessen Ausfall ihre Zulassung zu den höheren Kollegien abhängt. Aengstlich schaut jetzt der Caloiro nach dem „Examenbaum" (arvore do ponto), so heißt in der akademischen Sprache ein Tulpenbaum gleich am Eingange des Botanischen Gartens, der seine Blütenkelche mit nie versagender Pünktlichkeit beim Beginn der Universitätsprüfungen öffnet und den Studenten zur Berechnung dieses Ereignisses als Kalender dient. Sind die Knospen dem Aufbrechen nahe, dann machen die Akademiker ihre Besuche bei den Herren Examinatoren — andar de contumelias nennen sie diesen Gang — und überreichen an der Hausthüre ihre Visitenkarte mit den üblichen Phrasen a implorar protecçao (bittet um gnädige Behandlung).

Die letzten Wochen vor den Ferien sind für die Erteilung der akademischen Grade bestimmt. Eine Doktor-Promotion (capello) ist allemal ein Fest für die ganze Bürgerschaft. Schon in der Morgenfrühe des Tages leitet das Glockenspiel auf dem Universitätsturm durch heitere Weisen die Feier ein. Die Via Latina wird mit Lorbeerzweigen geschmückt, während die Einwohner ihre Teilnahme durch Aushängen roter, gelber oder grüner Damastdecken (damascos) an den Tag legen, der in Portugal allgemein bei Aufzügen, Prozessionen und Empfängen übliche Häuserschmuck. Es ist ein farbenprächtiges, echt südliches Bild, wenn die Damascos in blendendem Sonnenglanz mit dem tiefblauen Himmel darüber von allen Fenstern und Balkonen wehen. Inzwischen hört der Doktorandus Messe in der Universitätskapelle und macht dann mit seinem Geleite in altmodischen Kutschen (seges) die Auffahrt zur Aula, dem ehrwürdigen „Saale der Doktorhüte" (sala dos capellos), der durch kunstvolles Getäfel und die Porträts der portugiesischen Könige von Alfonso Henriquez bis auf Dom Luiz I. herab die Aufmerksamkeit reisender Kunstfreunde erregt. Hat die Corona sich versammelt und auf der Tribüne ein stattlicher Damenflor Platz genommen, so kündigt das akademische Orchester durch Tusch den Beginn der Promotionsfeier an. Dann öffnet sich die Flügelthüre des Saales und die akademischen Würdenträger halten ihren Einzug, worauf die Ehrengarde der Archeiros mit Hellebarden und Degen, mit dreispitzigem Hut und reichem Wehrgehenke, mit altfränkischem Rock, Weste und Kniehose aus Kornblumen-blauem Tuche gearbeitet, dann der Rektor, Dekane und Professoren, die den Doktorandus durch ihr Erscheinen ehren wollen, in der Amtstracht: talarartigen Roben in der Farbe der Fakultät und eigentümlich geformter Doktormütze (borla). In alledem herrscht große Uebereinstimmung mit den auf anderen Universitäten herkömmlichen Aeußerlichkeiten, nur ist für die medizinische Fakultät in Coimbra als Distinktiv die gelbe Farbe üblich.

Da es früher häufig geschah, daß verkappte Juden und Moriscos, die seit Dom Manuel aus dem Lande gewiesenen und scharf verfolgten christaos novos (Neuchristen) sich eine Matrikel in der medizinischen Fakultät erschlichen, lastete auf derselben wegen dieser Verunreinigung mit ketzerischen Elementen ein gewisser Vorwurf, der in der gemeinen gelben Farbe seinen Ausdruck fand. Auch sollten die Ketzer durch eine Art memento mori zu innerer Einkehr geführt werden; denn die gelben Doktorhüte mahnten an die Schrecken der Inquisition. Gelb war der Sanbenito, der ärmellose Rock mit dem Andreaskreuz, den

die geständigen Ketzer für eine bestimmte Zeit zur Buße auf schwarzem Untergewande trugen, und beim Auto da Fé erschienen die Delinquenten mit gelber Wachskerze in der Hand. Die Zeremonie der Promotion weicht nur in Einzelheiten von der in Deutschland üblichen Weise ab. Abends kommt dann der Doktorschmaus und im Gefolge der Festball, auf dem die Schönen Coimbra's, die durch lange Uebung in derartigen Zauberkünsten erfahren sind, dem jungen Doktor allerlei Fallstricke legen.

Wer sich nicht bis zum Doktorhute versteigt, begnügt sich beim Abschluß der Studien mit der weit bescheideneren Titulatur bacharel formado, die dem rite kreierten formed bachelor auf englischen Universitäten entspricht. Zur Führung des einfachen Titels bacharel ist der portugiesische Akademiker schon nach bestandenem Examen am Ende des achten Semesters berechtigt. Wenn der Dekan diesen Grad erteilt, segnet er den Kandidaten und setzt ihm eine rote Mütze auf, worauf derselbe mit der stereotypen Formel: „Restat nunc mihi gratias agere“ der Fakultät seinen Dank ausspricht. Diese baccalanii simplices, wie sie in der mittelalterlichen Universitätssprache hießen, führen zu Coimbra auch den Namen quintanistas zum Zeichen, daß sie in ihrem fünften, dem letzten Studienjahre stehen und tragen zur Auszeichnung ihre Kollegienhefte in einer Mappe aus rotem Saffian (pasta vermelha) über die Straße; sofern sie der juristischen Fakultät angehören, dürfen sie auch schon Rechtsgeschäfte führen und vor Gericht als Sachwalter auftreten. Diese Aussicht auf Verdienst wird für manchen Quintanisten Anlaß, in in den Stand der Ehe zu treten. Studenten, die zugleich angehende Familienväter sind, trifft man in Coimbra häufig genug.

Die Erlangung der höheren Würde, des bacharel formado, nach zwanzigtägigem Rigorosum, wird in ausgelassener Weise gefeiert; besonders geräuschvoll von den Medizinern, bei denen achtjährige Bekanntschaft und das gemeinsame Arbeiten auf der Klinik einen größeren Korpsgeist herausbildet, als er den Angehörigen der übrigen Fakultäten eigen zu sein pflegt. So wird das Fest der Mediziner, die festa das formaturas am 30. Juli, zu einem der volkstümlichsten Ereignisse im Studentenleben. Dann werfen die zukünftigen Philister eigenhändig vor der Porta ferrea Raketen in die Luft (denn ohne daß es knallt und pufft, funkelt und blitzt, ist keine portugiesische Feststimmung denkbar), umarmen und küssen sich, tanzen und springen wie Kinder, während die Universitätskapelle den akademischen Hymnus aufspielt. Nach Sonnenuntergang ist Fackelzug und Zapfenstreich zu den illuminierten Wohnungen der Professoren, denen die neugebackenen Bacharels ihren Dank und Scheidegruß überbringen. Die gestrengen Herren sind bei dieser Gelegenheit äußerst gemütlich, schließen den Keller auf und stoßen mit ihren ehemaligen Schülern auf ein glückliches Philisterium an. Tags darauf ist Festessen bis tief in die Nacht hinein, bei dem die vielgerühmte portugiesische Nüchternheit[1] arg ins Gedränge kommt; man leistet sich gegenseitig den Schwur ewiger Freundschaft und reist dann auf der Eisenbahn zu den Zentren der portugiesischen Kultur oder in vorsintflutlichen Postkutschen, zu Roß, auf Maultieren oder Eseln in das Binnenland, wo der Bacharel in der Einförmigkeit des Dorflebens, in der wenig anregenden Gesellschaft von Bauern und Knechten verbauert.

Die Juristen halten ihren Abschiedsschmaus im „Schilfgute“ (quinta das cannas), einem oberhalb der Stadt auf einer Anhöhe am linken Mondego-Ufer gelegenen Landhause. Es ist ein herzerfreuender Anblick, wenn die Kahnflotte im reichsten Flaggenschmuck den Fluß hinaufsegelt. Das „Schilfgut“, einer der anmutigsten und bedeutungsvollsten Punkte Portugals, ist zum Mekka aller portugiesischen Dichter geworden, seitdem Feliciano de Castilho dort am 1. Mai 1822 als Student in begeisterter Jugendstimmung das Frühlingsfest gefeiert, das den Stoff zu einer seiner berühmtesten Dichtungen hergab. Die am Fluß-Ufer aus Tropfstein gebildete „Säulengrotte“ (lapa dos esteios) mit der weiten Aussicht auf Stadt und Flußgelände, dem üppigen Epheugeranke und den aus Korkrinde gearbeiteten Tischen, ein kühles, gemütliches Plätzchen, haben die Juristen sich für ihren Abschiedsschmaus erwählt. Sobald an so geweihter Stätte der Portwein in den Gläsern funkelt, wird auch in nüchternen Gemütern eine poetische Regung wach. So befremdet es nicht, daß die Felsenwände der „Säulengrotte“ mit zahlreichen Versen bedeckt sind, in denen die scheidenden Musensöhne ihre Gefühle ausdrücken. Ist der Feststimmung in Trinksprüchen und Reimen ihr Recht geschehen, dann fahren die Juristen unter Sang und Klang im Scheine von Pechfackeln und venezianischen Ballons den Fluß hinab.

Wenige Tage darauf ist Coimbra wie ausgestorben und wird dann im Hochsommer ein unerträglicher Glutkessel. Nur ab und zu zeigt sich noch eine Gestalt in Capa und Batina auf der Straße, ein trübseliger Musensohn, dem der Postbote mit dem Wechsel ausblieb. Auch die Professoren vertauschen den dumpfen Hörsaal mit ländlicher Frische oder der Seeküste, wo der Forscher in harzduftigen Pinienwäldern, im Wellenschlage der Brandung und im Strome stärkender Meeresluft sich bald von allen Anstrengungen rein und gesund badet. Gro.

Aus Deutsch-Witu-Land.

Um Cocosnüsse einzukaufen, fuhr ich am 7. Oktober 1887 Morgens 8 Uhr auf unserem Boote „Simba“ mit vier Leuten von Baltia ab und nach der Stadt Siu auf der Insel Patta. Im Meeresarm zwischen der Insel Manda und dem Festlande hielt uns die eingetretene Ebbe

[1] Vergleiche meine Arbeit: „Portugal und die Portugiesen“ in der Zeitschrift: „Aus allen Weltteilen“, Band 13, S. 194.

zurück. Es wurde Anker geworfen und ich ließ mich von den Leuten ans Ufer des Festlandes tragen. Dann gieng's längs der Küste bis dahin, wo früher das Dorf Kililani gestanden hat. Dasselbe ist von den Einwohnern aus Furcht verlassen worden, kurz nachdem unsere Kriegsschiffe an der Witu-Küste die deutsche Flagge aufgepflanzt hatten. Als ich im Januar 1887 in Lamu gelandet war, riet Herr Rabenhorst mir und meinem Vetter, uns dort niederzulassen. Damals haben wir uns das Land besehen; es standen noch etwa 15 Dumpalmen-Hütten. Die Stelle hat den Vorteil der Nähe von Lamu und prächtigen Trinkwassers, das von weither geholt wird; aber der Boden ist schlecht und während der Ebbe kann man mit dem Boote nicht ausfahren. Auch das Entlaufen der Leute nach Lamu ist dort leichter als anderswo. Von den Häusern waren jetzt nur noch verwüstete Brandstellen und einige Badeeinrichtungen übrig. Bei Kililani mußte ich drei Stunden auf die Flut warten. Währenddessen ließ ich Steine in das Boot tragen, um später in der Manda-Bucht von der See nicht zu stark gefaßt zu werden. Bei der Ausfahrt aus dem Manda-Meeresarm stellte sich mir beim Sonnenuntergang die Manda-Bucht in ihrer ganzen Schönheit dar. Es war sehr ruhige See. Bei dem fast plötzlichen Uebergange vom Tag zur Nacht fürchtete ich, den mir unbekannten Weg nach Siu nicht zu finden, und landete daher bei Ras-Kililindi, wo die Stationen der Herren Dehnhardt und der Deutschen Witu-Gesellschaft sich befinden. Ich schlief im Hause des Herrn Dehnhardt. Beide Häuser sind größer als unseres in Baltia und allseitig mit Kalkmörtel glatt und hübsch geputzt. Die Lage ist herrlich: im Osten der weite Indische Ozean, im Norden die Insel Patta und all die kleinen Felsen und Eilande; nordwestlich sieht man die große Manda-Bucht, der Horizont wird vom Festlande begrenzt. Im Süden, etwa 1/4 Stunde von den Stationen entfernt, sind die Ruinen einer alten Stadt sichtbar, die ich jedoch der Dunkelheit wegen, nicht aufsuchte. Etwa 50 m. vom Ufer, neben dem Hause der Deutschen Witu-Gesellschaft, können die größten Schiffe ankern.

Die beiden Stationen liegen 300—400 Schritt von einander, dazwischen nur einzelne Hütten von Fischern und zwei arabischen Soldaten, die der Sultan von Sansibar dort seit der Niederlassung der Deutschen stationiert hat. Am mohammedanischen Sonntage, „juma“, unserem Freitage, weht daselbst die blutrote Fahne des Sultans Said Bargasch. Die Versuche des Herrn Dehnhardt mit Baumwolle sind aufgegeben worden, da das Land sich wohl nur zu Cocosnußplantagen eignet. Einer meiner Bootsleute kochte mir unterwegs gekaufte Fische, die ich am 7. als Abendbrot und am 8. als Frühstück zu dem mitgenommenen Thee genoß. Morgens konnte ich einen herrlichen Sonnenaufgang beobachten. Alsdann fuhr ich nach der Insel Patta. Der Wind war flau, es gieng nur langsam vorwärts. Wir begegneten mehreren großen Somali-Dhaus, die von Baráva und Kismáyu mit Vieh nach Lamu segelten. Ich kam an der sog. westlichen Einfahrt zur ehemaligen Stadt Patta vorbei, die ganz verwachsen oder auch nie dagewesen ist, da deutsche Schiffe dieselbe nicht gefunden haben. Die Stadt soll heute nur ca. 50 Einwohner haben, und ist daselbst ein Akidu (Hauptmann) mit 20 Soldaten des Sultans Said Bargasch stationiert. Bei Ras Mtangananga hat Herr Rabenhorst seinerzeit auch ein Haus gebaut; es war aber nun verlassen und die Umhegungen teilweise zerstört. An einzelnen Stellen steigen die Korallenfelsen des Ufers senkrecht etwa 2 bis 3 m. über Mittelwasser empor, und ich konnte hart am Ufer fahren. Bei Ras Bori sahen wir am Horizont eine Dhau vor Anker. Als wir näher kamen und sie unsere Flagge sah, zeigte sie auch die ihrige: schwarz, weiß, rot. Von Zeit zu Zeit sieht man Bekannte gern! Die Dhau gehörte der deutschen Witu-Gesellschaft, hatte Mtama geladen, gieng nach Aden und kommt mit dem Monsunwechsel, der jetzt täglich erwartet wird, zurück. Mit Hülfe der Karte fand ich denn auch bald die etwa 100 m. breite Einfahrt nach Siu. Ich ruderte südlich hinein, doch wurde das Wasser so flach, daß ich Anker werfen ließ und einem Manne befahl, beim Boot zu bleiben. Mit den übrigen drei Mann und dem Gepäck begab ich mich jetzt auf den Weg nach Siu zwischen Mangroven und Palmen und überall durch hervortretende Korallen behindert.

Schon auf dem Wege sahen mich die Leute ganz eigentümlich an. Endlich kamen das Fort und einige Häuser, das Zollhaus und ein großer Flaggenmast in Sicht. In eingehegten Gärten standen Tabakspflanzen. In einem derselben, unweit des Forts, sah ich vier alte Kanonen. Auf der anderen Seite des sehr seichten Meeresarmes erblickte ich die Häuser der Stadt. In der Vorhalle der kleinen Festung angelangt, wünschte ich den Akidu von Siu zu sprechen. Ein alter Araber trat hervor und sagte, er sei es. Nach den üblichen Begrüßungen wurden mir Datteln, Scherbeth und Kaffee vorgesetzt, und erst nach Verlauf einer halben Stunde nannte ich mein Begehr und meinen Wunsch, er möge mir behilflich sein: „Ich bin hier, um Cocosnüsse zu kaufen.“ — „Du wirst sie bekommen.“ Er zeigte mir sogleich einen vornehmen Araber, von dem ich sie kaufen könne. „Ich wünsche hier in der Stadt zu schlafen, ein Haus für die Nacht.“ — „Du wirst es bekommen. Doch in der Stadt schlafen ist haifai (gefährlich), Du wirst in hier der Nähe der Festung schlafen“, 2c. Er gab mir nun ohne meine Bitte — ich hätte nie daran gedacht — einen arabischen Soldaten zu meinem Schutze und überwies mir die Vorhalle des Zollhauses. Dort kleidete ich mich um, ließ wieder einen meiner Leute beim Gepäck und gieng dann mit dem Soldaten, dem vornehmen Araber und den beiden übrigen Bootsleuten nach der Stadt. Dort hatte sich bereits das Gerücht von der Ankunft des msungu (Weißen) verbreitet. Schon an der Stadtmauer oder vielmehr dem Stadtzaun wurde ich von

einer Menge Menschen, besonders Frauen und Kindern, empfangen, und zwar mit großem Geheule. Diese Menge wuchs auf mindestens zweihundert an, die nicht von mir wich. Wenn ich weiter gehen wollte, wurde mir sofort Platz gemacht, und ein scharfer Blick von mir half mehr dazu als die Reden des Soldaten. Der Araber riet mir, Pflänzlinge zu nehmen, und da ich gesehen hatte, daß die Leute selbst pflanzten, willigte ich ein. Bei dem Setzen von Nüssen ist das Aufgehen derselben zweifelhaft; sie keimen auch, wenn überhaupt, erst nach fünf Monaten, und so ist es jedenfalls besser, gleich Pflänzlinge zu setzen, wenn genügend Wasser zum Angusse vorhanden ist. Nebenbei gesagt, kosten 1000 Cocosnüsse 7 Dollars, 40 Pflänzlinge dagegen 1 Dollar (3.50 Mark).

Nachdem ich noch einige Pesa losgeworden, die mir die Leute abbettelten, und in einigen Häusern ausgeruht hatte, gieng ich, immer begleitet von dem großen Schwarm, nach dem Zollhause zurück und streckte mich auf mein Lager. Der Soldat fragte, ob er die Menge auseinander bringen solle. „Wenn sie keinen Lärm machen, lasse sie gewähren.“ Ein Neger brachte ein abgekochtes Huhn zum Verkaufe und forderte dafür 2 Rupi (3 Mark), ich erstand es nach manchem Reden für 14 Pesa (35 Pfennige). Eier wurden mir für 5 Pesa pro Stück angeboten; schließlich zahlte ich pro Ei 1 Pesa (2½ Pfennige). Für ein Stück Fleisch von 1 Kilo Gewicht wurden 3 Dollars gefordert, u. s. w. Warum? Weil ich ein Deutscher bin und „kua Uuleia fesa nyingi“ (in Europa ist Geld in Massen). Das Essen aus Tellern mit Messer und Gabel erregte höchstes Erstaunen. Sobald ich mich auf meinem Lager nur rührte, floh die Gesellschaft nach allen Seiten. Später wollten sie mein Gewehr besichtigen; ich schoß auf ihre Bitte von meinem Lager in liegender Stellung drei Cocosnüsse von einer hohen Palme herab und mit dem Revolver nach einer auf der Erde aufgestellten Nuß. Ich hatte Glück und fehlte nicht. Alle baten um Pesa; schließlich faßte ich in die Tasche, nahm 10 Pesa und warf sie unter die Menge. Die Balgerei hättet Ihr sehen sollen! Ein etwa zwanzigjähriger Bengel verlor dabei seine Mütze und verlangte nachher von mir Geld, um sich eine neue zu kaufen.

Die Bevölkerung ist durchgängig bedeutend heller als ich sie hier gesehen habe; obgleich es in Lamu einzelne fast ganz weiße Suahelis gibt. Wie ich höre, sollen auf der Insel Patta vor 200 Jahren sehr viele Portugiesen gewesen sein. In der Stadt befindet sich jetzt auch ein Somali-Viertel, welches von den wanderlustigen Somalis zeitweilig bewohnt wird. Es kam mir dort unter den diabolischen Männer- und Frauengesichtern doch etwas unheimlich vor. Die Suahelis sind hier verhältnismäßig viel zutraulicher als in Lamu. Viele freie Männer führten ihre Frauen aus den Häusern oder baten mich hineinzukommen, damit ihre bibi (Frau) sich den msungu ansehen könnte. Der Schlußeffekt war aber immer: „Herr, gib mir Pesa, ich will mir Tabak kaufen“, und gab ich eine, so wollten sie damit nicht zufrieden sein. Ich habe bildschöne Frauen und Mädchen, allerdings auch viele unschöne gesehen.

Mit dem Araber hatte ich abgeredet, er solle für drei Dollars Cocosſämlinge ausheben, in Körbe packen und morgen früh alles zu meiner Abfahrt bereit halten. Etwa 5 Uhr Abends kam er zu mir, sagte, es sei alles in seinem Hause fertig, ich könnte es jeden Augenblick haben. Die Leute holten nun bei eingetretenem Hochwasser das Boot, um morgen früh wieder mit Hochwasser hinauszugehen. Dem Akidu sagte ich, es sei nicht Sitte, Europäer in einer Vorhalle aufzunehmen; ich wünschte einen geschlossenen Raum für die Nacht. Nun mußte ein Soldat sein Haus räumen und ich siedelte dorthin über. Noch jetzt thut es mir leid, dem Manne ohne mein Wissen und Willen einige zurückgebliebene kleine Mitbewohner seiner Hütte entführt zu haben. Am andern Morgen stellte ich mich bei dem Araber ein und wollte die Pflanzen haben, worauf er erklärte, er verreise jetzt, habe dieselben auch noch nicht besorgt und ich könne mich anderswo umsehen. Den Pflanzeneinkauf bewirkte ich bei einem Suaheli, doch war mit dem Transport derselben ins Boot eine solche Verzögerung eingetreten, daß ich mit der Flut nicht mehr aus der Bucht hinaus konnte. Abends mochte ich nicht fahren und so mußte ich bis zum nächsten Tage warten. Diese Zeit benutzte ich, um mir die Stadt noch genauer anzusehen. Zunächst machte ich dem Akidu wieder einen Besuch, schenkte ihm eine elegante Haarnadel für seine Frau und benutzte sein großes Wohlgefallen an meinem Stahlfederhalter, um auch ihm ein Geschenk zu machen.

Es gab wieder Kaffee und Scherbeth und er schenkte mir ein Messer, das zur Not als Tischmesser brauchbar ist. Er bat mich, bald wieder zu kommen und ihm sowie seinem Adjutanten je ein Taschenmesser mitzubringen. Von den arabischen Soldaten wurde ich mehrfach um Schnaps angegangen. Solche leise und heimliche Bitten beantwortete ich stets sehr laut mit: „Mohammed hat im Koran den Gläubigen den Wein verboten!“ Dann baten sie mich, nicht so laut zu sprechen und entschuldigten sich damit, daß sie den Schnaps als Heilmittel brauchten. Bei meiner ersten Audienz nieste der Akidu und ich sagte ihm ein kräftiges „Prosit!“ Er aber und die anwesenden Araber murmelten einen Koranspruch. Am 9. gieng ich schon ganz allein durch die Stadt; nur kurze Zeit begleitete mich Abdallah, mein zweiter Bootsmann, den die Einwohner „Rotmütze“ getauft haben. Sie selber tragen nur weiße Mützen. Etwas, das man auch manchmal in Lamu und auf den Dörfern bei uns sieht, fand ich in Siu vielfach. Es werden nämlich Diebe, herumtreiberische Sklaven, auch Kinder, welche der Schule entlaufen sind und die man im Hause nicht halten kann, an Ketten geschlossen. So war eine Frau, die sich irgendwie unnütz gemacht haben muß, mit der linken Hand kurz an den rechten Fuß gekettet.

Die Stadt besteht aus drei Teilen: in Südost die Altstadt, nach Nordwest hin die Neustadt und auf der westlichen Seite des Meeresarmes das kleine Fort mit seiner Vorstadt. Die Altstadt besteht noch ganz aus massiven Gebäuden, deren größter Teil verfallen ist. Die alten Moscheen, die großen Grabdenkmäler und Wasserleitungen sind mit mächtigen Bäumen bestanden und von Strauchwerk bewachsen. Die Neustadt besteht aus unzähligen Lehmhütten, welche auf Trümmern gebaut sind; dazwischen befinden sich einige alte und neue massive Gebäude, die von Banyanen und Arabern bewohnt werden. Die Hütten sind erheblich sauberer und netter gebaut, als ich sie sonst gesehen habe. Auch eine andere Grundriß-Einteilung fand ich. Warum die Leute bei der Menge alter und neuer Korallenkalksteine nicht massiv bauen, konnte ich nicht erfahren. Mitten auf den freien Plätzen stehen noch Badeeinrichtungen, Thore und Thürnischen umher und dazwischen weiden friedlich die Schafe mit sehr schönen Sokotra-Ziegen. Der sogen. Markt und Bazar ist verglichen mit Lamu (15,000 Einwohner) klein. Im Nordwesten ist die Stadt mit einem Zaunwerke abgegrenzt. Mitten in der Stadt sind einzelne schöner Gärten mit Dattelbäumen, Arekanüssen u. dergl. Ein Garten mit massivem Brunnen und Häuschen wurde mir für 70 Rupi (105 Mark) angeboten. Von hier werde ich Datteln- und Popobäumchen bekommen. Die Vorstadt am Fort besteht meistenteils aus den Häusern der Soldaten und dem Zollhause. Einzelne Soldatenhütten waren nur von Palmblättern zeltartig errichtet. Auf meine Frage, wieviel Einwohner die Stadt habe, meinte der Akidu 2000, ich schätze dieselben auf ca. 5000. Der Handel liegt in den Händen der Araber. Die Indier aus Lamu holen die Erzeugnisse (nur Cocosnüsse und Mtama) ab. Die Banyanen sind nur kleine Krämer. Auf dem Bazar handelten sogar Suaheli-Frauen. Außerhalb der Stadt sieht man nur Cocosnußpalmen. In einer Töpferwerkstätte fand ich nur Frauen. Sie arbeiteten ohne Gerät, alles aus freier Hand. Auch eine Messerschmiede traf ich an, sowie eine Sandalenwerkstatt und eine Schneiderstube. Holzarbeiten werden hier wenig gemacht; die meisten Holzarten sind wegen ihrer Härte schwer zu behandeln. Die Thüren z. B. kommen aus Lamu.

Der Akidu bat mich, meinen Namen an die Wand zu schreiben, damit er ihn zeigen könne, wenn wieder ein Weißer käme. Vor 20 Jahren sei ein Weißer in Siu gewesen; vor mir Herr Schlunke. Derselbe habe aber die Stadt nicht besucht und im Fort geschlafen. Herr Rabenhorst sei auch hier gewesen, habe aber das Fort nicht betreten, sondern draußen im Boot geschlafen. Dem Namen nach kannten alle den „buana Gustavo“ (Hrn. Dehnhardt) und fragten, ob ich sein Bruder sei, worauf ich antwortete: nur sein Freund. Siu muß einmal eine große, schöne Stadt gewesen sein. Nordöstlich davon liegt noch eine Stadt Fasa. Die englische Seekarte von dieser Gegend ist ganz ungenau. An der Nordspitze bei Ras Sini sollen viele Somalis wohnen und daselbst ein Akidu mit vierzig Mann stationiert sein. Viele fragten mich, ob ich ein Deutscher oder Engländer wäre. Einer sprach mich mit englischen Brocken an, wunderte sich und war fast beleidigt, als ich ihn ersuchte, Suaheli zu sprechen. In einer Koranschule sah ich zum erstenmale eine Anzahl kleiner Mädchen und Knaben. Ich erbat mir Ruhe, ließ einen hübschen Jungen allein vorlesen und fragte ihn einiges. Da er verständig antwortete, gab ich ihm eine Pesa. Das war das Signal zu einem Sturm aller anderen: „Gib mir auch!“ Der Lehrer bat um 2 Pesa, und zwar zu Tabak. Hier sah ich auch Jungen, welche den Tabak in ausgehöhlte Baumästchen stopften und rauchten.

Meine Rückfahrt von Siu dauerte von Morgens neun Uhr bis Abends elf Uhr, da der Ebbe wegen ein kurzer Aufenthalt zwischen Manda und dem Festlande stattfinden mußte. Der Rest der Fahrt verlief rasch und glücklich, und ich war froh, meinen Vetter wohlauf und in Baltia alles in Ordnung zu finden. Fr.

Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Provinzen.

Kapstadt. Reise nach Natal.

Tafelberg in Sicht! Nur diejenigen werden die volle Bedeutung dieser Nachricht für uns Reisende zu würdigen wissen, welche einmal nach vierzehntägigem Wogengeschaukel das Festland am Horizont auftauchen sahen! Unseren Augen war die Küste seit Kap Verde entrückt gewesen!

Wie erfrischend wirkt der Anblick der imposanten Hafeneinfahrt mit ihrem selbst im südafrikanischen Winter (wir sind im August) frischgrünen Berggürtel, überragt vom malerischen, wolkengekrönten Tafelberge! Der Tag bricht an, alle Passagiere eilen auf das Deck, um einen Blick auf das Kap der Guten Hoffnung zu gewinnen. Durch die Morgendämmerung leuchtet schwach das Leuchthaus der Robbeninsel, nach und nach wird die Insel selbst sichtbar mit den sie bedeckenden Gebäuden, einem Irrenhause und der Leprosenanstalt der Kapkolonie.

Ein wenig später öffnet sich das Panorama der Stadt selbst; die Berge treten im Morgenlicht schärfer hervor, sie schieben sich auseinander und die Stadt ist im Hintergrunde der Bucht zu erkennen. Hinter dem weit heraustretenden Wellenbrecher deuten zahllose Schiffsmasten die Lage des inneren Hafens an; Fischerboote mit brauner malayischer Bemannung schaukeln auf den Wellen. Unser Kapitän mit sämtlichen Schiffsoffizieren hält sich auf der Kommandobrücke und Vorderdeck in Permanenz; die Einfahrt bedingt die größte Vorsicht; in kurzen Zwischenräumen wird das Lot ausgeworfen, endlich ist der eigentliche Hafen gewonnen. Der Dampfer gleitet nunmehr in

ruhigem Wasser an einem eleganten Ziegelturm vorüber; die Wetterfahne, die hohen Flaggensignalstangen wie die weit sichtbare Turmuhr geben dem Gebäude einen offiziellen Anstrich. Die große Aufschrift aus Terracottaziegeln „Cape Time" (Kapstadtzeit) unterhalb der Zifferblätter deutet auf den Zweck des Gebäudes. Alle Versammelten ohne Unterschied ziehen die Taschenuhren hervor, um die Schiffs- resp. Ozeanzeit mit „Capetime" zu vergleichen. Welcher Zeitunterschied! Laut Schiffsuhr ist es 7 Uhr Morgens, während die Turmuhr 1/4 vor 4 Uhr markiert! Da, auf einmal ereignet sich etwas merkwürdiges! „Capetime" versucht plötzlich das Versäumte nachzuholen, ein „krampfhafter" Ruck des Zeigers bringt diesen auf 6 Uhr, nach einer Pause von wenigen Minuten erfolgt ein neuer Ruck und „Capetime" zeigt 6 Uhr 45 Min. und dabei bleibt es!

Von da ab geht „Capetime" den langsamen konventionellen Schritt anderer gewissenhafter „nicht offizieller" Uhren, sie hat sich aber durch ihr leichtfertiges, unabhängiges Wesen wenig Freunde unter meinen Mitpassagieren erworben.

Inzwischen hat der Dampfer die Docks erreicht, und wird an der Quaimauer festgelegt. Ein Schwarm Gepäckträger, Hoteldiener und ähnlichen Gelichters aller Schattierungen zwischen gelb und schwarz, ergießt sich über unser Schiff, und wir betreten das Land.

Zweirädrige, schmutzige und schlechte Nachbildungen der schmucken Londoner Hansom-Cabs, streiten sich um uns; eine viertelstündige Fahrt am Zollhaus vorüber, der Pferdebahn entlang, bringt uns vom Hafen nach der Stadt, und die 21tägige Seefahrt (von Plymouth) gehört der Vergangenheit an.

Die Kapstadt, soviel Reiz dieselbe, aus der Ferne gesehen, besitzt, so sehr verliert sie bei näherer Betrachtung. Die Straßen, wenn auch breit, sind baumlos und, obwohl chaussiert, fußtief von rotem, dem Schuhwerk anhaftendem Thon bedeckt; jeder Häuserkomplex besitzt sein eigenes Niveau, was die eigentümliche Folge hat, daß man häufig an den Straßenkreuzungen 50 oder mehr Centimeter herabzuspringen, am jenseitigen Bürgersteig mehr oder weniger hoch hinaufzuklettern sich genötigt sieht. Die von mir im Stillen aufgeworfene Frage, wie sich wohl die kapstädtischen Damen diesen Terrainschwierigkeiten gegenüber zu verhalten gewohnt sind, blieb unbeantwortet, da ich mich vergebens nach Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes in den durch mich besuchten Straßen umsah. Ueberall lungern Kulies, Malayen, Neger umher, nur hier und da taucht ein mehr oder weniger legitimer Angehöriger der kaukasischen Rasse auf; wie schon erwähnt, scheint die weibliche weiße Bevölkerung der Straßengymnastik entschieden abgeneigt, denn sie fehlt absolut im Straßenleben.

Die Altstadt zeigt noch viele Häuser holländischen Styles und ruft Reminiscenzen an holländische Provinzialstädte wach; der neuere Teil der Hauptstadt dagegen trägt den Charakter einer Mischung von Londoner Vorstadt- und indischer Bungalow-Architektur.

Die teilweise Geschmacklosigkeit des Bauwesens, die Nachlässigkeit in der Ausführung der Einzelbauten deckt eine gütige und üppige Natur mit kriechender und aufstrebender Vegetation aller Zonen und Länder.

Von Monumentalbauten sind nur erwähnenswert das Parlamentsgebäude und die anstoßende öffentliche Bibliothek; ersteres ist ein hübscher Renaissance-Backsteinbau mit Säulen und Gesimsen aus Hausteinen. Die letztere, ähnlichen Styles, beherbergt unter anderem das naturhistorische Museum, welches sich eines größeren Rufes erfreut, als der Inhalt wirklich verdient; rechnet man hiezu die Börse, verschiedene massig gebaute Banken, einige wenige Straßen mit modernen, großstädtisch aufgeputzten Detailläden, so ist die Liste der Sehenswürdigkeiten erschöpft, sofern man nicht die „relativ" interessanten Behausungen der farbigen Mischrassen als solche hinzuzufügen geneigt ist.

* * *

Da unser Reiseziel 800 e. Mln. weiter nordöstlich liegt und das Schiff nur einmal wöchentlich fährt, müssen wir nach eintägiger Ruhepause am Lande wieder den Steamer besteigen.

Der Mittag findet uns bereits auf See; unser Kurs folgt der Küste, der tosenden hochaufschäumenden Brandung wegen in achtungsvoller Entfernung, jedoch immer nahe genug, um mit unbewaffnetem Auge das prachtvolle Uferpanorama, die stete Abwechslung von Berg und Thal, bedeckt von üppigem Grün, von schroffen Küstenklippen, weiten Buchten und vorspringenden Gebirgsrücken genießen zu können.

Mosselbay, Port Elizabeth, East London werden nach einander während der viertägigen Fahrt angelaufen. Die Felsen-gepanzerte Küste, die schwere Dünung erlauben unserm Dampfer nicht, dem Lande sich zu nähern; er erwartet stets mit bereitgehaltenen Gütern und reisefertigen Passagieren das Erscheinen der schweren Lichterschiffe, die ihm durch Dampfschlepper zugeführt werden. Während die Dampfkrahnen Kisten und Ballen über Bord in das Lichterschiff transportieren, umkreist der Schleppdampfer unser gutes Schiff.

Das Ausladen der Güter, wie die Aufnahme neuer Frachtstücke ist beendigt, da erscheint, vom Krahnen aus dem Schiffsraum emporgewunden, ein hoher, runder, fest aus Weiden geflochtener, geheimnisvoll ausschauender Korb; vom ersten Bootsmann wird eine große englische Flagge über den Korbboden ausgebreitet, und der Neuling erwartet gespannt, was nun kommen wird.

Da plötzlich tritt der erste Offizier aus der Kajüte hervor, galant einer Mitpassagierin, einer jung verheirateten Dame den Arm bietend, gefolgt von dem Gemahl, mit welchem sie beabsichtigt, die Flitterwochen in Port Elizabeth zu verbringen; ein Stuhl wird zur Seite des mysteriösen



Korbes gestellt und die Dame, unterstützt von ihren Begleitern, bedient sich desselben als Stufe, um graziös das geflochtene Beförderungsmittel, denn ein solches ist der Korb, zu besteigen; dasselbe erweist sich jedoch tiefer als sie vermutet — mit einem nervösen Aufschrei versinkt sie in das anderthalb Meter tiefe Fahrzeug, gefolgt von ihrem Gatten, und die Flaggenfalten umhüllen das Ehepaar in einer Weise, daß kaum die Köpfe sichtbar bleiben.

Ein Pfiff des Bootsmannes erschallt, der Korb verläßt das Deck, schwingt sich über Bord, schwebt einen Augenblick zwischen Himmel und Wasser, und die ablaufende Krahnenkette setzt ihn unter den etwas ironisch klingenden Abschiedsrufen der Verbleibenden auf das Verdeck des neben unserem Kolosse zwerghaft erscheinenden Schleppdampfers ab. Wieder wird der Korb von dem im Wogenschwalle lustig tanzenden Dampferchen aufgewunden und die Prozedur wiederholt sich, bis alle Passagiere übergeladen sind. Wenn dem jungen Ehepaar die Ehre des Flaggenschutzes zu teil wurde, so war es nur der jungen Frau wegen, die nachfolgenden männlichen Passagiere werden eben einfach dem nackten Korbe anvertraut und zur Erheiterung der Zuschauenden unter einander geschüttelt über Bord geschwungen.

Unsere Ankerkette wird eingeholt, der kleine Dampfer spannt sich den Güterlichtern vor und richtet seinen Kurs der Küste zu, während wir der Außenrhede zudampfen.

Weiter geht es nach Nordosten, stets nahe der schöner und schöner sich zeigenden Küste entlang. Wald und Wiesen-geschmückte Berghänge und Thäler wechseln mit malerischen Felspartien ab, deren Formation mich an den heimatlichen Rheinstrom versetzt.

Zeitweise lugt hoch oben eine strohgedeckte Boerenwohnung aus dichtem Baumbestand hervor oder eine einem Bienenkorb ähnliche Kaffernbehausung erscheint im Hintergrunde einer vom saftigen Grün bedeckten, von zahlreichem Vieh bevölkerten Berghalde. Dann folgen tiefe Ausbuchtungen; zahlreiche Flüsse, leider meist nicht schiffbar, mischen ihr Gewässer mit der See; so wird neben anderen der namhafte St. John-Fluß passiert. East London liegt schon längst in unserem Rücken. Endlich am vierten Tage dieser romantisch schönen Seefahrt erblicken wir die Küste von Natal mit ihren zahlreichen Zuckerrohrpflanzungen.

Die Bucht von Isipingo, ein ebenso schöner, wie beliebter Ausflugsort der Einwohner von D'Urban, wird passiert. Die reiche Vegetation, welche die Küste Natals einem warmen Aequatorialstrome verdankt, wird immer üppiger, tropischer, trotzdem wir uns im südafrikanischen Wintermonat August befinden; bald erscheint auf der Höhe eines Vorgebirges der Leuchtturm von Port Natal und die Lagune von D'Urban öffnet sich vor uns.

Rechts in der Niederung entfaltet sich die Stadt; über dieselbe hinweg winken die Dächer der üppig grünumwucherten Villenvorstadt.

Ein Austausch von Signalen erfolgt mit dem Leuchtturm, laut rasselt die Ankerkette und still liegt unser Dampfer eine Seemeile etwa entfernt vom Lande, mutwillige Delphinenscharen tummeln sich um uns her, während die hochaufschäumende Brandung der Barre von Natal die Luft mit ihrem Gebrüll erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die Irawadi-Expedition. Die Irawadi-Flottillen-Kompagnie, deren Dampfer bisher keine Frachten über Bhamo hinaus mitgenommen hatten, schickte letztes Jahr eine Expedition unter Kapitän Rimmer ab, um den Oberlauf des Flusses zu erforschen. Kapitän Rimmer erstattet nun unter dem Datum des 15. Dezember von Tsenbo aus einen kurzen Bericht über seine Reisen. Er meldet: es gebe für Fahrzeuge von einer gewissen Bauart keinerlei Hindernisse einer regelmäßigen Fahrt durch diese Defileen, wenigstens während der Jahreszeit des Niederwassers. Nach den Berichten der Eingeborenen ist der Fluß zur Zeit des Hochwassers sehr reißend und von gewaltiger Strömung, und Kapitän Rimmer vermochte keine Ansicht darüber abzugeben, ob die Schifffahrt das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fortdauern könne. Oberhalb der Defileen breitet sich der Fluß aus und das Land wird flach und anscheinend ungemein fruchtbar; und wenn dies auf einige Entfernung hin fortdauert, so dürfte, nach Kapitän Rimmer's Dafürhalten, ein bedeutender Handelsverkehr erwartet werden, wenn regelmäßige Verbindungsmittel unterhalten werden könnten. Die Dörfer in den Defileen sind klein, aber sehr zahlreich; die Einwohner, burmesische Schans, empfingen die Reisenden freundlich. Die Fahrt von Bhamo nach Tsengo (ungefähr 30 Seemeilen) nahm fünf Tage in Anspruch. In Fortsetzung seiner Reise erreichte er Hokat, ein Städtchen von einiger Bedeutung — welches nun mit hundert Gurkhas als militärischer Polizeiposten besetzt und der fernste Vorposten der Briten ist — am 30. Dezember vor. Js. und fand den Fluß bis dahin für Fahrzeuge von geringem Tiefgang fahrbar. Das Städtchen ist von burmesischen Schans und von Katschins bewohnt. Kapitän Rimmer beabsichtigt, seine Erforschungen stromaufwärts fortzusetzen; nach Erkundigungen, welche er an Ort und Stelle eingezogen hat, ist er geneigt, zu glauben, daß der Fluß noch sechs Tagereisen weiter nach Norden schiffbar ist, worauf er wieder felsig und reißend wird.

* Die Reise des französischen Kanonenboots „Niger" nach Timbuktu. Dem Lieutenant Caron von der französischen Flotte ist es gelungen, mit dem genannten Kanonenboot den Hafen von Timbuktu, den Ort Korome oder Koriume, zu erreichen. Auf dieser Reise, welche drei Monate dauerte, gelangte Lieutenant Caron über alle die Grenzen hinaus, welche irgend einer seiner Kollegen

seither am oberen Niger erreicht hatte. Aus seinem Bericht an das auswärtige Amt, welcher im „Temps" veröffentlicht worden ist, erfahren wir, daß das Kanonenboot den Ort Marambugu (ungefähr 24 e. Mln. unterhalb Bammako, am oberen Niger gelegen) am 1. Juli 1887 mit einer Bemannung von sechs Europäern und acht Eingeborenen verließ. Sie erreichten nach einer Segelfahrt von dreizehn Tagen Diafaraba (13° 50′ n. Br.) und nahmen dann ihren Kurs nach Mopti, um durch den Mahel-Balivet in den Debo-See einzulaufen. Auf diese Weise betraten sie ein unbekanntes Gebiet und zwar das Gebiet von Tidiani, dem Häuptling der Masini, welcher das rechte Ufer des Flusses beherrscht. Dieser Tidiani, dessen Wohnort landeinwärts, in Bandiagara, liegt, ist ein Gegner des französischen Einflusses und wollte nicht auf Lieutenant Caron's Vorschläge eingehen, obwohl er ihn an der Fortsetzung seiner Reise und in der Freiheit seiner Bewegung nicht zu behindern versuchte. Tidiani und seine Ratgeber schienen den französischen Einfluß auf die Buls, Bambaras und andere unterworfene Völkerschaften zu fürchten, welche Herrn Caron mit Freundlichkeit entgegengekommen waren. Bandiagara ist ein sehr wichtiger Mittelpunkt des Mohammedanismus. Das Dorf gleicht einem ungeheuren Kloster, denn man hört auf allen Seiten nur Gebete und religiöse Kundgebungen; allein es scheint nur ein äußerlicher Schein- oder Lippendienst zu sein. Am 31. Juli, nach siebentägigen vergeblichen Unterhandlungen, verabschiedete sich die Gesandtschaft von Tidiani und seinen Ratgebern, kehrte nach dem Kanonenboot zurück und schiffte sich nach Mopti ein; sie fanden die Flußufer auf diesem Teil ihrer Reise unbewohnt, weil die Einwohner ins Innere geflüchtet waren. Am 6. August brach die Reisegesellschaft in nördlicher Richtung stromabwärts in demselben Flußarm auf, welchem René Caillé im Jahre 1828 gefolgt war. Es hielt schwer, Lebensmittel und Brennholz (für die Dampfmaschine) zu bekommen, was die Fahrt verzögerte. Am 9. August liefen sie in den See Debo (Dheboë), welcher eine herrliche Wasserfläche ist und schon von Caillé erforscht und beschrieben wurde, der aber nicht des Koli Koli erwähnt, welcher sich in der Nähe von Faranguela in den See ergießt und die Provinz Formagha bewässert. Jenseit und unterhalb des Sees nimmt der Niger den Namen Bara-Isa an und zeigt auf seinem rechten Ufer zahlreiche Dörfer. Das Kanonenboot ankerte in der Regel entfernt von bewohnten Orten, um Feindseligkeiten zu vermeiden. Tidiani hatte das strenge Verbot an die Puls und Bambaras erlassen, irgend welchen Verkehr mit den Franzosen zu pflegen. Am 15. August erreichte man den Punkt, wo der Fluß sich gabelt und der jenseit der Besitzungen Tidiani's liegt. Das Fahrwasser war in der Nähe von Timbuktu sehr niedrig und erlaubte dem Kanonenboot nicht, bis nach der Stadt zu fahren. Bei der Ankunft der Expedition in Timbuktu herrschte daselbst wilde Anarchie. Rhiaia, der dermalige Häuptling, hatte auf Anstiften der Tuaregs und mit deren Unterstützung schon seit zwei Jahren die alte Dschemáa oder Verbindung der Kaufleute verfolgt und vertrieben, dafür aber waren er und die maurischen (marokkanischen) Kaufleute unter der Herrschaft der Tuaregs-Tademeket, welche Liuarlisch als ihren Häuptling anerkennen. Der große Häuptling der Tuaregs, Alimsar, kümmert sich nicht um die Angelegenheiten der Stadt. Nach der Aufnahme, welche die Expedition bei Tidiani gefunden hatte, erwartete sie hier keinen warmen Willkommen. Lieutenant Caron ward in der That auch kalt aufgenommen und traf alle möglichen Vorkehrungen, um irgend einen Zusammenstoß mit den Eingeborenen zu vermeiden und sich und die seinigen vor Ueberrumpelung und Verrat zu sichern; die Reisenden, mit dem tückischen treulosen Charakter der Tuaregs bekannt, schliefen jede Nacht an Bord und machten keine Ausflüge in das Innere. Alle Unterhandlungen mit den Häuptlingen schlugen fehl: Rhiaia, von den maurischen Kaufleuten angestiftet, erklärte, sein Land sei nicht frei und die Franzosen haben keine Ansprüche auf dasselbe zu erheben, und auch die Unterredungen mit Liuarlisch, dem Häuptling der Tuaregs, führten zu keinem Erfolg. Unter diesen Umständen hielten die Reisenden die Umkehr für das Geratenste. Nach einer teilweise gefährlichen Fahrt infolge der Unwissenheit der Lotsen erreichte Lieutenant Caron am 3. September den Debo-See. Er beschloß den Diaka- oder westlichen Arm des Flusses hinaufzufahren, welcher noch nicht erforscht worden war. Bald nachdem sie vom See aus in den Fluß eingelaufen waren, brachte eine Böe das Boot beinahe zum Umschlagen. Die Fahrt nach Dia war eintönig und langweilig; die Ufer lieferten beinahe kein Brennholz. Am 17. September war die Reisegesellschaft wieder in Diafarabe und erreichte drei Wochen später wieder Manambugu. Die Ausbeute von dieser Reise waren eine ungeheure Menge ethnographischer und sonstiger wertvoller Kunden über diese seither noch sehr wenig bekannte Region und eine eingehende kartographische Vermessung von diesem Teile des Niger. Die strengfriedliche Haltung, welche Lieutenant Caron beobachtet hatte, machte die allergünstigsten Eindrücke auf die Eingeborenen im allgemeinen.

* Forbes' neuere Forschungen in Neuguinea. Mr. John Douglas, der britische Kommissar für Neuguinea, hat aus Port Moresby Nachrichten erhalten, daß Herr H. O. Forbes von einer Expedition ins Binnenland dorthin zurückgekehrt ist. Herr Forbes verließ Port Moresby am 1. Oktober vor. Js. in Gesellschaft der Herren Denis Gleeson und George Belford, sowie zweier Südsee-Insulaner. Die Gesellschaft war mit acht Saumpferden und Lebensmitteln für acht Wochen versehen. Sie schlug ihr Hauptquartier in einem Lager 50 oder 60 e. Mln. nordwestlich von Port Moresby, am östlichen Abhang des Owen-Stanley-Gebirgs, auf. Die Insulaner wurden zur Bewachung des Lagers zurückgelassen, während die Herren

Forbes, Gleeson und und Belford ihre Beobachtungen in der Richtung des Gebirgs ausdehnten. Sie erreichten den Fuß des Berges etwa 24 e. Mln. von ihrem Lager, fanden aber ein weiteres Vordringen infolge der abergläubischen Furcht und Feindseligkeit der Eingeborenen unmöglich. Nach einem schwierigen und gefährlichen Marsch kehrten sie am 31. Oktober wieder nach dem Hauptlager zurück und fanden, daß dasselbe geplündert worden und daß keine Spur von den zu seiner Bewachung zurückgelassenen Südsee-Insulanern mehr vorhanden war. Sie fanden übrigens ihre Pferde wieder auf und kehrten mittelst derselben wohlbehalten nach Port Moresby zurück, wo die Insulaner zuvor nach großen Mühsalen angekommen waren. Nach ihren Schilderungen waren sie von einer furchtbaren Menge Eingeborener angegriffen worden und hatten sich zurückziehen müssen, so gut sie konnten. Leider verlor Herr Forbes auf diese Weise einige seiner Instrumente, welche unter seinem Reisegepäck gewesen waren. Sein Ausflug war jedoch nicht ganz vergeblich gewesen, denn er hatte auf demselben die geographische Kenntnis des Landes um mehrere interessante Thatsachen zu bereichern vermocht. Herrn Douglas war vom Kolonialministerium die Weisung zugegangen, er solle über gewisse Punkte der Küstenlinie von Neuguinea die britische Oberherrlichkeit erklären, war aber nicht belehrt worden, in welcher Weise dies geschehen soll, und erwartet gegenwärtig weitere Instruktionen über diesen Punkt. Mittlerweile wird er seine Reise nach den südlichen Kolonien fortsetzen, um von denselben die Abgaben zu erheben und die Abrechnungen in Verbindung mit dem Protektorat abzuschließen. Sobald die britische Souveränetät erklärt und dem Verwalter die nötigen Vollmachten zugestellt sein werden, sollen alle mit dem Protektorat zusammenhängenden Verhältnisse unter die Kontrole der Queensländischen Neuguinea-Gesellschaft kommen. Mr. Douglas betrachtet die vom Parlament von Queensland erlassene Neuguinea-Bill als vorzüglich, insofern dieselbe der Verwaltung von Neuguinea Standfähigkeit und Dauer geben werde. Er ist der Ansicht, die mit der Annahme der Suprematie in Neuguinea verbundene große Frage wegen der Eingeborenen erfordere große Geduld und Umsicht.

* Eine neue Straße von Antotto in Schoa nach Harar. Die Pariser Geographische Gesellschaft hat er von dem französischen Reisenden Arthur Rimbaud die Skizze einer neuen und direkten Straße erhalten, welche von Schoa nach Harar durch das fruchtbare Land der Itu-Galla eingeschlagen und durch welche er den gefährlichen und beinahe ungangbaren Weg durch das Gebiet der marodierenden Danakil vermieden hat. Da er sich selbst außerstande befand, über den erstgenannten Weg nach der Küste zurückzukehren, so erlangte der Reisende von dem König Menelik die Erlaubnis, quer durch das von ihm neuerdings annektierte Land Harar zu reisen. In Begleitung des Herrn Jules Borelli verließ er Antotto, überstieg in östlicher Richtung die bebaute Hochebene, welche in einer Meereshöhe von ungefähr 8000 Fuß liegt, auf einem Wege, der nordwärts vom Harar Pik hinführt. Dann stieg er ungefähr 2500 Fuß tiefer hinab und betrat die reiche Ebene des Mindschar, jenseit deren die Gegend hügelig und der Boden weniger fruchtbar wird. Ein weiterer Abstieg brachte ihn dann nach dem Kassam. Die Straße, welche der König auf eine Breite von etwa 10 m. hat erweitern lassen, führte dann durch Mimosenwälder, den Aufenthalt von Elefanten und anderen wilden Tieren, und bog gegen den Hawasch ab. Die Region auf beiden Seiten dieses Flusses auf eine Entfernung von $2^1/_2$ Tagereisen heißt Carehon und ist von Beduin-Galla-Stämmen bewohnt, die in beständigem Krieg mit den Arussi liegen. Die Entfernung von Antotto bis zum Hawasch ist ungefähr 200 Km. Jenseit des letzteren Flusses durchwanderte unser Reisender einen schön bewaldeten, aber nur wenig angebauten Bezirk, welcher allmählich wieder anstieg, und befand sich bald wieder in einer Höhe von 6500 Fuß. Das Gebiet der Itu-Galla, welches er nun zu passieren hatte, bildet ein hohes Tafelland mit Wiesen und ausgedehnten Wäldern, welche von zahlreichen Thälern mit einem herrlichen Baumwuchs durchschnitten werden. Wegen seiner Fruchtbarkeit und seines milden Klima's dürfte sich dieser Landstrich gut für europäische Kolonisation eignen. In der Nähe von Tschalauko wurde in 8500 Fuß Meereshöhe der höchste Punkt des Marsches erreicht. Von dem Hawasch bis Harar mag die Entfernung beiläufig 270 Km. betragen. Die allgemeine Richtung des Weges war von NNO nach SSO, und die ganze Reise von etwa 465 Km. ward mit einem Zug Maultiere in 18 Tagen zurückgelegt, allein Kuriere legen diese Strecke zu Fuß in etwa zehn Tagen zurück. Das Ergebnis dieser Expedition dürfte die durch einige Reisende erweckten, einigermaßen übertriebenen Erwartungen bezüglich des kommerziellen Wertes dieser Gegenden herunterstimmen. Nach Herrn Rimbaud's Ansicht ist die Schifffahrt auf dem Hawasch sogar zur Zeit seines Hochwassers unmöglich. Die ganze Straße wurde von Herrn Jules Borelli vermessen.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Bemerkenswerterweise zeigten sich aber all die Leute, die ich in dieser Weise beobachten konnte, aufs beste bewaffnet, die Reiter wie die Fußgänger, die Fuhrleute wie der Mekkapilger, ja, selbst auch die armseligen Hirten, die hie und da auf den Buschblößen mageres Vieh hüteten, machten keine Ausnahme, sondern führten in ihrem Gürtel den unvermeidlichen Handschar neben einigen alten Pistolen und Dolchmessern. Manche trugen sogar lange Flinten auf dem Rücken.

Ein solch allgemeiner Qui-vive-Standpunkt kann gewiß in

einem Lande nicht wundernehmen, wo es fast keine Gesetze und noch weniger ausreichende Hüter desselben giebt, wo von einem „Polizeistaat", um dieses heutzutage bei manchen Unzufriedenen in unserer Heimat so beliebte Wort zu gebrauchen, leider auch nicht einmal ein Schimmer zu finden ist und jeder Mensch sich selbst schützen muß.

Ueberdies ist, wie bereits angedeutet, gerade die Stadt Ismid und ihre Umgegend übel berüchtigt. Zum Beleg dafür erwähne ich, daß erst ganz kurz vor meiner Ankunft eines Tages in der Dämmerstunde ein reicher armenischer Kaufmann mitten in jenem Orte selbst aufgehoben, in das Gebirge geschleppt und nur nach Erlegung eines Lösegeldes von 200 Pfund türkisch, das sind fast 4000 Mark, wieder freigelassen wurde. Diese Art des Raubes hat sich übrigens erst seit Kurzem in Kleinasien eingebürgert. Man mag damit wohl ähnliche Vorkommnisse in Italien oder Griechenland nachahmen wollen. Im allgemeinen wird eine derartige Praxis auch mehr gegen Einheimische angewandt und bedeutet zumeist einen Racheakt. Die von den Angehörigen des genannten Volksstammes, den Vertretern der Juden im Orient, in schamlosester Weise übervorteilten und ausgezogenen Landleute suchen auf diese Art ihrem Schaden gelegentlich wieder beizukommen. Fälle, wie der vor Kurzem aus der Umgegend von Smyrna gemeldete, wo auch zwei Engländer in die Berge entführt worden waren, gehören wenigstens zur Zeit noch zu den Seltenheiten. Der fremde Reisende wird mehr von ordinären Wegelagerern bedroht, die ihn, wenn sich gerade eine günstige Gelegenheit dazu bietet, einfach anhalten und gleich an Ort und Stelle ausplündern, ohne dabei sein Leben zu gefährden. Im Gegenteil, sobald dieses Gesindel, welches sich meist in größerer oder geringerer Entfernung um seinen Wagen oder sein Reitpferd herumtreibt, wahrnimmt, daß der von ihnen ins Auge Gefaßte wohl bewaffnet ist und keinen Spaß versteht, läuft es spornstreichs davon. Doch kommt es daneben auch vor, daß solche Buschklepper, nachdem einmal der erste Schuß auf sie abgegeben wurde, Stand halten und das Feuer erwidern.

Auf alle Fälle muß gesagt werden, daß es für ein derartiges verbrecherisches Treiben kaum ein günstigeres Terrain geben kann, als die Ebene von Ismid. Es läuft ja allerdings eine wirkliche, fast schnurgerade Kunststraße durch sie hin, aber diese Anlage ist uralt, wahrscheinlich sogar noch aus der griechischen Zeit. Ueberhaupt von Haus aus nur ein Reitweg, kann sie jetzt gar nicht mehr benützt werden. Zwischen den großen Rollsteinen, aus denen sie aufgemauert wurde, hat der Regen tiefe Löcher ausgewaschen, in denen die Pferde ihre Beine brechen würden. Hie und da ist auch der oft über eine Elle hohe Damm, den sie bildete, schon ganz zu einem Schutthaufen zerfallen. Infolge dessen hat sich denn der Wagenverkehr längst schon selbst seine Bahnen wählen müssen, und so hat sich im Laufe der Zeit eine ganze Menge wirr durcheinander laufender, vielfach gewundener, nicht selten zu tiefen Hohlwegen ausgefahrener oder von überhängendem Gestrüpp in einen langen, niedrigen Tunnel verwandelter Geleise gebildet, von denen der Fuhrmann jenes auswählt, das ihm je nach seiner Laune oder den Wasserverhältnissen angemessen erscheint. Der meinige liebte es in vielen Fällen die Begegnenden um Rat zu fragen, ob er da oder dort fahren solle. Außerdem pflegte er, der allgemeinen Sitte folgend, jedesmal, ehe er in eines dieser Defiléen einlenkte, laute Rufe auszustoßen, um ein Rencontre mit entgegenkommenden Fuhrwerken zu vermeiden, denn an ein Ausweichen ist bei der Schmalheit jener Naturstraßen nicht zu denken.

Daß eine derartige Beschaffenheit der Wege die Buschklepper geradezu zu Experimenten herausfordert, versteht sich von selbst. In der That verfehlte denn auch mein Rosselenker vor dem Passieren der ersten dieser „lateinischen Zeilen" nicht, den Wagen zum Halten zu bringen, darauf bedächtig zwei mächtige sechsschüssige Revolver zu laden und mir einen derselben mit vielsagender Miene in die Hand zu drücken. Vergebens zeigte ich ihm, daß ich bereits eine ähnliche Waffe in meiner Tasche trug. Er ließ nicht ab, ich mußte meine Ausrüstung in seinem Sinne vervollständigen.

Zum Glück zeigte sich während der ganzen Fahrt durch die ominöse Ebene niemals etwas Verdächtiges, so oft ich auch den Vorhang meiner Karrosse hob, um nach rechts und links Auslug zu halten. Dafür fehlten aber andere Schwierigkeiten nicht. Bald spritzten die trüben Wasser einer durchfahrenen Pfütze bis in meine Klause hinein, bald wieder spießten sich stachelbewehrte Aeste von den Gebüschen durch die Ritzen des Plandaches, um mir das Gesicht blutig zu kratzen, oder ich erhielt durch den federlosen Wagen Stöße, die mir die Knochen zu brechen drohten.

Unter derartigen Attaquen kam mir einmal auch der Gedanke: welch eine Wohlthat müßte hier eine Eisenbahn sein! Zufällig hob ich dabei wieder meinen Vorhang, und siehe, da lief in der That noch der Schienenstrang von Ismid neben mir hin. Wie ich später erfuhr, wurde derselbe seinerzeit allerdings bereits bis fast 10 Km. über jene Stadt hinausgelegt. Denn man muß wissen, daß man beim Bau dieser Linie keinen geringeren Plan hatte, als einen Schienenweg quer durch ganz Kleinasien bis ins Euphrat-Thal und durch dieses nach dem Persischen Golf hin zu schaffen. Nun dieses kühne Ziel wurde freilich nicht erreicht, aber warum hat man angesichts des außerordentlichen Verkehrs, den die Ebene von Ismid aufzuweisen hat, nicht wenigstens so weit, als die Schienen gelegt waren, den Betrieb eröffnet? Die Antwort auf diese Frage ist man mir überall schuldig geblieben. Man wird es wohl auch hier wieder einmal mit jener türkischen Indolenz zu thun haben, die sich sogar nicht zur Ausführung dessen aufschwingen kann, was sie als gut, nötig und möglich erkannt hat. Ist es doch ähnlich mit der Eisenbahn von Mudania nach Brussa gegangen. Dort ließ man die ebenfalls schon völlig fertig und fahrbahr gemachte Strecke zwei Jahre unbenützt liegen bis es sich endlich, da man mit dem Betrieb beginnen wollte, herausstellte, daß alle Schienen und Schwellen von den Umwohnern gestohlen worden waren. Zu einer Neubeschaffung dieses Materials war aber natürlich kein Geld vorhanden, so daß schließlich die ganze Anlage wieder aufgegeben wurde und sich nun die große, reiche und industrielle Stadt am asiatischen Olymp, einer der blühendsten Orte der Türkei, nach wie vor wieder ohne Eisenbahn behelfen muß.

Wenn nach meiner bisherigen Schilderung die Fahrt durch die Ebene von Ismid viel unerfreuliches bot, so will ich nicht versäumen, zu bemerken, daß dieselbe in einer Beziehung doch auch wieder eine wahrhaft erhebende genannt werden mußte.

Es giebt nämlich zwei Wege von Ismid nach Düsdsche. Der eine führt an dem Nordrand hin und berührt die Städte Armascha und Adabazar, während der andere an der Südkante der Ebene entlang läuft, um über Sabandscha den Ort Hendek zu erreichen, wo beide Routen sich wieder vereinigen. Der letztgedachte Weg ist landschaftlich bei weitem interessanter, außerdem aber auch um etwa 4 Stunden kürzer, ein Umstand, dem ich es ohne Zweifel verdanke, daß ihn mein Wagenlenker auserkor. Der Mann bog deshalb schon bald außerhalb von Ismid von der rein östlichen Richtung ab und lenkte nach der Bergkette hinüber, die, wie ich bereits erwähnte, die Ebene südlich begrenzt. An dieser fuhren wir nun lange Stunden hindurch entlang, wodurch mir ein hoher landschaftlicher Genuß geboten wurde. Wie ein mächtiger Wall baute sich das Gebirge neben mir auf. Dabei machte es trotz seiner imposanten Höhe doch zugleich einen wahrhaft lieblichen Eindruck, denn nirgends traten starre Wände oder kahle Klippen zu Tage, sondern über alles, über Hänge und Kuppen, Vorsprünge und Einschnitte, legte sich die lückenlose, grüngoldene Walddecke, von der wir schon sprachen. So grenzte denn hier an ein zur Wüste gewordenes Stück Erde unvermittelt ein noch unentweihtes

Naturparadies, und während ich zur Linken die traurigste, ernüchterndste Wirklichkeit hatte, der nicht einmal eine Spur von der ehemaligen Klassizität der Stätte geblieben war, wehte es mich von rechts her, aus den geschlossenen Laubkronen, aus dem unermeßlichen stillen Waldestempel heraus und von den hohen jungfräulichen Bergzinnen herab wie Poesie und Zauberduft an. Nur zwei- oder dreimal besinne ich mich, hoch oben über einer gleichfalls walderfüllten Schlucht auf einer kleinen grünen Matte eine menschliche Ansiedelung, ein Bergdörfchen, entdeckt zu haben. Doch statt das herrliche, wahrhaft alpine Bild zu stören, das der ganze Kamm bot, mußte dies demselben vielmehr noch neue Reize geben. Die kleinen Häuschen klebten wie Schwalbennester an den steilen Lehnen und die selbst hier nicht fehlenden Minarets ähnelten, keck, wie sie über die Dächer der Bauernhäuser emporstiegen, den schlanken Natursäulen des endlosen Forstes.

Nur zu schnell zog dieses wunderbare Waldidyll voll Frische und Frieden an mir vorüber, denn mein wackerer Kutscher ließ seine mageren, aber flinken Pferde mächtig ausgreifen. So konnte es kommen, daß statt nach 8 in Wirklichkeit bereits nach 5 Stunden die grünblaue Wasserfläche des Sees von Sabandscha aus der weiten Ebene auftauchte. Bald hatten wir auch den letztgedachten Ort selbst erreicht, indeß der Fuhrmann war so klug, der herrschenden Hitze von 28° R. Rechnung zu tragen und, statt in die dunstige Stadt selbst, noch vor derselben auf eine Wiese einzubiegen, wo wir unter einem breitwipfeligen Baum Posto faßten. Denn da wir noch nicht einmal 12 Uhr hatten, konnte keine Rede davon sein, daß wir schon hier Nachtquartier nehmen würden, vielmehr hatte mir der muntere Tscherkesse bereits, als der See in Sicht kam, mit triumphierender Miene zu erkennen gegeben, daß er noch an diesem Tage Hendek, das ursprünglich als zweite Nachtstation ins Auge gefaßte Dorf, zu erreichen gedenke. Aber Mittag mußten wir hier natürlich machen.

Nachdem wir unsere Pferde abgesträngt, begab ich mich mit Achmed, so hieß mein Mentor, in den Ort, um mich, während derselbe die für ein solennes Diner nötigen Einkäufe machen würde, dortselbst ein wenig umzusehen.

Damit war' ich denn nun freilich bald fertig. Denn diese kleinen türkischen Landstädtchen gleichen einander immer wie ein Ei dem anderen. Enge, krumme Straßen mit einem wahrhaft vorsintflutlichen Pflaster, über das sich vielfach auch noch der trübe, übelriechende Inhalt der offenen Rinnsteine ergießt, unter vorspringenden Holzdächern in offenen Hallen einige Kaufläden mit allerhand buntem Kram, hie und da eine Schneider-, Schuhmacher- oder Schmiedewerkstatt, die selbst die heiligsten Geheimnisse des Handwerks preisgiebt, daneben wohl auch eine Bäckerei, bei der man von der Straße aus direkt bis in den glühenden Backofen hineinsehen kann, und endlich einige von schmutzigen, schmucklosen Holzwänden gebildete Cafés, dazu eine träg durcheinander wogende Menge von beturbanten Männer- oder verhüllten Frauengestalten mit einigen brüllenden und drängenden Lastträgern und Verkäufern dazwischen — das kehrt daselbst in ewigem Einerlei wieder.

Ich war deshalb bald schon von neuem draußen unter dem schattigen Baum, wo ich mit Ungeduld der Rückkehr meines Reisemarschalls harrte, denn die lange Fahrt hatte mir Appetit gemacht. Endlich kam er mit einem großen, nicht gerade sehr appetitlich aussehenden Taschentuch in der Hand an. Aber, o weh, als der Knoten gelöst war, bot sich meinen gierigen Blicken nichts als eine Melone, einige Feigen, etwas Magerkäse und ein noch ganz warmes, ordinäres Brot. Für den guten Muselmann bedeutete dies freilich ein wahrhaft lucullisches Mahl, denn es ist gar nicht zu glauben, wie anspruchslos derartige Leute sind.

Die große Einfachheit unseres Menu's hatte wenigstens das eine Gute, daß wir bereits nach einer halben Stunde wieder unterwegs waren. Wir lenkten jetzt zunächst zu dem nahen See hinab und fuhren dann auf dem festen Ufersand bis an sein Ostende. Das war nach der entsetzlichen Straße, die wir von Ismid ab gehabt hatten, ein wahrhaft paradiesischer Weg. Wie auf einem Parquet rollte mein Wäglein dahin. Dazu die reizvolle Landschaft, der mehrere Stunden lange und über eine Stunde breite, schimmernde See, an den südlich die früher geschilderten Laubberge fast ohne Vorland herantreten, während das Nordufer mehr sanfte, dünenartige Hügelreihen zeigt, die nur leider des Baumschmuckes fast gänzlich entbehren, dazu das freundliche Städtchen Sabandscha, das sich mit seinen Minarets und grünen Gärten in der klaren, stillen Flut spiegelt, und endlich das eigenartige Panorama rückwärts gegen Westen, wo sich der Blick über die weite Wasserfläche und die anschließende duftige Ebene von Ismid hinweg wie auf einem Meere in der unbegrenzten Ferne verliert. Sicher befindet man sich dort auf einem der schönsten Fleckchen des nördlichen Kleinasiens. Auf alle Fälle aber erhält man nirgends auf der ganzen Strecke von Ismid ab einen so bestimmten Eindruck davon, daß man sich auf einem alten Seeboden bewegt, als ebenda.

In einer Hinsicht war der Weg jetzt allerdings ärmer geworden, der Frachtwagenverkehr hatte sich mit einem Male wesentlich verringert, denn man muß wissen, daß sich in Sabandscha — ein Umstand, der diesem Orte eine gewisse Wichtigkeit verleiht — von unserer Route die große Karawanenstraße nach Angora abzweigt, welche gleich hinter der Stadt nach der hohen Gebirgskette hinaufsteigt, um über diese hinweg die inneren Hochplateaux zu erreichen. Unser Weg sinkt dadurch zu einer Nebenstraße herab.

Trotzdem fehlte es auch ferner in unserer Nähe nicht ganz an Leben; so zunächst im See selbst, so lange wir noch an dessen Ufer hinzogen. Zu Dutzenden trieben auf dem hellen Gewässer dunkle Klumpen, welche sich bei genauerer Betrachtung als die plumpen Häupter von Büffeln entpuppten, die in dieser Weise ihre Mittagsruhe hielten. Anderwärts wieder badeten ganze Scharen von kleinen, braunen Buben unter betäubendem Lärm in dem seichten Uferwasser. Und als wir dann endlich das Ende des Gewässers erreicht hatten und über eine mäßige Lehne auf eine etwas höhere Terrasse hinaufgestiegen waren, passierten wir ungleich häufiger als zuvor große Viehheerden, welche von zahlreichen bissigen Hunden unter lautem Bellen umkreist wurden.

Wir befanden uns dafür allerdings jetzt auch auf einem rechten Waideterrain. Gestrüpp war hier seltener und dürftiger als früherhin, dagegen zeigte der Boden, ein etwas trockener Lehm, eine zusammenhängendere Rasendecke. Freilich hatte gleichzeitig die Landschaft etwas von ihren malerischen Reizen verloren, denn wir bewegten uns von da ab in etwas mehr nordöstlicher Richtung vorwärts, so daß uns die schöne Südkette ferner trat. Indeß vermochte man trotzdem recht wohl den engen Spalt in ihrer Mauer zu erkennen, mittelst welches der Sakaria, der altklassische Sangarius — denn auf dessen Ebene bewegen wir uns jetzt — in freieres Land heraustritt. Da sich aber unser Pfad noch für die Dauer von etwa zwei Stunden von diesem Fluß fern hielt, vermochte ich nicht zu begreifen, was eine schöne vielbogige Steinbrücke zu bedeuten hatte, die nach einiger Zeit mir zur Linken bemerkbar wurde. Erst später klärte mich mein Freund in Düsdsche über die sonderbare Erscheinung auf. Der Sakaria hatte in dieser Gegend einst einen anderen Lauf und floß unter jener Brücke durch bis er sich weiter westwärts verlegte und damit das stattliche Bauwerk außer Dienst stellte.

In der Nähe dieser merkwürdigen Stelle, bei einem kleinen einsamen Straßenkaffeehaus, war es auch, wo mein Leibkutscher plötzlich mit einem lauten Jubelschrei auf einen direkt auf uns losrasenden Reiter deutete. Im ersten Augenblick dachte ich an einen räuberischen Ueberfall und fuhr nach meiner guten Waffe,

aber dann sah ich das Winchesterrepetiergewehr in der Hand des Heransprengenden, das sich durch sein blankes Messingschloß ja so leicht verrät. Ich hatte also mindestens einen Mann von der regulären türkischen Armee, die jetzt zum größten Teile mit jener vortrefflichen englischen Waffe ausgerüstet ist, vor Augen. In der That war es denn auch der zu meiner Begleitung ausersehene Zaptieh, der sich uns jetzt endlich zugesellte.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

* **Die Expedition der Lieutenants Kunth und Tappenbeck** in das Hinterland von Battanga (im südlichen Kamerun-Gebiet) ist vorerst gescheitert; sie stieß nämlich auf ihrem Vordringen nach dem Innern Mitte März dieses Jahres auf einen energischen Widerstand von Seiten des Stammes der Bakokos, wurde dann überfallen, der größte Teil ihrer eingeborenen Begleiter niedergemacht und die Herren Kunth und Tappenbeck selbst verwundet und zum Rückzug gezwungen. Allein das Befinden der beiden Führer und des sie begleitenden Naturforschers Dr. Weißenborn geben zu keinen Befürchtungen Anlaß, und wenn vorerst der Hauptzweck ihrer Expedition auch nicht erreicht wurde, so hat dieselbe doch einige wichtige und geographisch interessante Ergebnisse geliefert, welche demnächst veröffentlicht werden sollen. Herr Kunth ist an beiden Armen durch Schüsse verletzt, aber keineswegs gefährlich, und hat sich nach Kamerun begeben. Lieutenant Tappenbeck hat einen Schuß hinter das rechte Ohr erhalten und die Verwundung erschien anfangs sehr gefährlich, doch ist sie auf dem Wege der Besserung und der Verwundete in Groß-Battanga zurückgeblieben. Dr. Weißenborn ist unverletzt aus dem Kampfe hervorgegangen. Die im Oktober v. J. versuchte Expedition von Battanga aus nach dem Innern ist bekanntlich durch die Tücke der dortigen Häuptlinge gescheitert; erst als der „Cyclop“ in Battanga angekommen war und die hinterlistigen Häuptlinge als Geiseln an Bord genommen hatte, verstanden sich die Eingeborenen dazu, der Expedition den richtigen Weg zu zeigen. Nun trat Kunth am 7. Nov. mit seiner Expedition die Reise nach dem Innern an, die bis zum 27. Februar währte und bis zu 12° 30′ ö. L. und 4° n. Br. gelangte, also eine sehr bedeutende Strecke ins Innere hinein zurücklegte. Es wurde ermittelt, daß das Battanga-Gebiet eine etwa vier geogr. Meilen breite bewohnte Landstrecke bildet, an die ein dichter, beinahe gänzlich unbewohnter Urwald stößt und sich bis 10° 30′ ö. L. erstreckt. Die Mitte dieses Gebietes nimmt ein Hochplateau ein, welches sich gegen Osten hin verflacht, aber stellenweise bis zu 1200 m. ansteigt. Die Expedition gelangte glücklich durch den Urwald und wandte sich dann nordostwärts, um wo möglich die Wasserscheide des Kongo zu erreichen. Kunth's spezielle Absicht war, nach einem von den Eingeborenen vielgenannten Fluß zu gelangen, welcher angeblich aus dem Innern kam und Ndjong oder Zannaga genannt wird und nach Westen fließt. Thatsächlich wurde dieser Fluß auch erreicht. Die Richtung, aus welcher er kommt, die Größe seiner Wassermasse und der Umfang seines Stromgebietes berechtigen zu der Vermutung, daß die vier Ströme des Kamerun-Gebietes, der Borea, Borna, Quaqua und Lugasi, aus diesem Flusse entspringen, bezw. nur verschiedene Mündungen dieses großen, aus dem Innern kommenden Stromes sind. Es wurde erwiesen, daß der Fluß nahe an der Stelle, wo ihn die Expedition erreichte, aus den felsigen Bergen heraustritt und zahlreiche Stromschnellen enthält, denen dann eine ruhige schiffbare Strecke von 20 Meilen folgt, jenseit welcher die Fahrt ebenfalls wieder durch Stromschnellen unmöglich gemacht wird. Herr Kunth setzte mit seiner Expedition über den Zannaga und wanderte an dessen rechtem Ufer westwärts weiter in der richtigen Annahme, daß er auf diesem Wege nach Kamerun gelangen werde, wobei er unterwegs eine Station zu errichten gedachte. Auf dieser Wanderung dem rechten Stromufer entlang stieß die Expedition auf Sudan-Neger, welche mit den vom Norden her eingedrungenen mohammedanischen Negern (die schon an ihrer Kleidung, Burnus und Sandalen, als Muslimen kenntlich sind) in blutigem Streit leben. Die Sudan-Neger nahmen sogleich eine sehr feindliche Haltung gegen die Expedition an, die zu einem heftigen Kampfe führte, in dem die Expedition siegte und die benachbarten Niederlassungen der Neger niederbrannte. Dadurch wurden die feindlichen Stämme zwar zunächst von weiteren Angriffen auf die Expedition zurückgeschreckt, allein Herr Kunth mußte bald die Ueberzeugung gewinnen, daß er auf diesem von feindlichen Stämmen dicht bevölkerten Gebiete nicht weiter vordringen könne, ohne die ganze Expedition der Gefahr der Vernichtung auszusetzen. Er beschloß daher, auf das linke Ufer des Zannaga überzusetzen, und es gelang ihm auch, die ganze Expedition hinüberzuschaffen. Als man nun hier auf dem linken Ufer den Weg nach Battanga wieder einschlug, wurde die Expedition in einer ungünstigen Gegend von Bakokos überfallen und es kam zu einem sehr heftigen Kampf, bei dem die beiden Offiziere in der erwähnten Weise verwundet wurden und sie auch unter ihren eingeborenen Begleitern einige Tote und viele Verwundete hatten. Die Expedition mußte nun einen anderen Weg einschlagen, auf dem sie nach Battanga zurückkehrte. Mitte März traf Herr Kunth wieder in Kamerun ein. Die Thatsache, daß er bereits Vorbereitungen für einen neuen Vormarsch in das Hinterland von Kamerun in der Richtung auf den Zannaga trifft, beweist, daß seine Verwundung keine schwere war und daß er sich wohl befindet. Auch über Herrn Tappenbeck's Befinden sind beruhigende Nachrichten eingetroffen. Die Expedition war auch, was wir hervorheben möchten, bei der Rückkehr nach Battanga durchaus nicht in einem erschöpften und hoffnungslosen Zustande, sondern sie hatte nur Boten vorausgeschickt, um Hülfe für die Verwundeten herbeizuschaffen, welche schon nach zwei Tagen zur Stelle war.

Notizen.

* Der Afrikareisende Dr. Oskar Baumann aus Wien, welcher seinerzeit als Geograph der österreichischen Kongo-Expedition thätig war, ist im Begriff, eine neue Forschungsreise nach Zentralafrika anzutreten. Dieselbe soll gemeinsam mit Dr. Hans Meyer vom Bibliographischen Institut in Leipzig ausgeführt werden, der auch die Deckung der Kosten übernommen hat. Die Reisenden wollen sich Anfangs Juni nach Sansibar begeben. Dort sollen etwa 200 Träger angeworben werden, mit deren Hülfe eine genauere Durchforschung der Hochgebirgsgegenden von Deutsch-Ostafrika versucht werden soll. Dr. Meyer beabsichtigt nochmals die Besteigung des Kilima'ndscharo auszuführen und dabei den obersten Eiswall, den er im vergangenen Jahre nicht zu ersteigen vermochte, zu besteigen. Dr. Baumann wird sich vorzugsweise den topographischen Aufnahmen und astronomischen Ortsbestimmungen widmen.

* Brüssel, 3. Mai. Nach langem Warten ist wieder eine Nachricht über den Afrikazug Henry Stanley's hier eingetroffen. Aber diese Nachricht ist negativer Natur und bringt noch immer kein Licht in das Dunkel, welches das Schicksal dieses kühnen Afrikaforschers umgibt. Nach einer Depesche, welche gestern früh aus Sansibar bei der hiesigen Kongo-Regierung eintraf, war Stanley um die Mitte des Monats November noch nicht in seinem Ziele Wadelai eingetroffen. Zur Erklärung der Wichtigkeit dieser Meldung ist es notwendig, sich einige Daten über den bisherigen Verlauf des Zuges in Erinnerung zu bringen.

Am 28. Juni 1887 trat Stanley nach einem von ihm selbst herrührenden Briefe die Binnenlandreise an, d. h. er verließ das Gebiet des Ahruwimi-Flusses, um zu Fuß die Reise nach Wadelai anzutreten. Vom Ahruwimi nach Wadelai beträgt der Weg 650 Km. oder 40 Tagreisen, so daß Stanley, wenn ihm kein Hindernis dazwischen gekommen wäre, Mitte August Wadelai hätte erreichen müssen. Da er nun selbst Mitte November noch immer nicht am Ziele angelangt war, so ist klar, daß er entweder mit großen Hindernissen zu kämpfen hatte oder — überhaupt nicht nach Wadelai gegangen ist. Nach den Aussagen der Afrikaforscher soll gerade die Gegend zwischen dem Ahruwimi-Flusse und dem Seengebiet des Albert-Nyanza mit großen Sümpfen bedeckt sein, welche besonders während der Regenzeit einen Marsch nicht gestatten. In diesem Falle, glaubt man, habe Stanley einen längeren Umweg gemacht, welcher die Verspätung des Zuges zur Genüge erklären würde. Andere hingegen behaupten, daß Stanley von Anfang an gar nicht die Absicht hatte, nach Wadelai zu gehen, und dies lediglich deshalb vorgegeben habe, um die Aufmerksamkeit von seinen eigentlichen Planen abzulenken. Worin bestehen nun seine eigentlichen Pläne? Die einen behaupten, Stanley wolle eine Handelsstraße zwischen dem Kongo und der ostafrikanischen Küste entdecken. Andere meinen, er wolle eine Verbindung zwischen dem Kongo und Oberägypten herstellen. Wieder andere behaupten schließlich, Stanley's wahres Ziel sei die Gründung eines großen Reiches im Quellengebiet des Nils. Es ist natürlich unmöglich, aus allen diesen Annahmen die Wirklichkeit herauszufinden. So viel darf aber als sicher angenommen werden, daß Stanley nicht zur Befreiung Emin Pascha's auszog, sondern ganz andere Pläne verfolgte, über welche wir die Wahrheit erst dann erfahren werden, wenn wir sichere Kunde über das Verbleiben des kühnen Afrikaforschers besitzen.

(„Schw. M.")

Litteratur.

Neue Karten und Kartenwerke.

* **Artaria's Universale Administrativ-Karte der Oesterreichisch-Ungarischen Armee** mit der Einteilung des Reiches in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine, und der k. k. und k. ungarischen Landwehr und des Landsturms. Maßstab 1 : 1,500,000. Mit Beilage. Wien, Verlag und Eigentum von Artaria und Comp., 1888. — **Dislokationskarte der Russischen Armee** (im europäischen Reichsteile) nebst tabellarischer Uebersicht der „Ordre de Bataille" und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisierung und dem Kriege. Nach dem offiziellen russischen Truppenverzeichnis „Rospisanie" bearbeitet von E. S. Maßstab 1 : 4,500,000. Wien, ebendaselbst, 1888. — Da unser Herrgott noch immer im Norden und Nordosten den Kriegsmantel herunterhängt und wir noch einen Angriff Rußlands auf unsere deutschen Grenzen oder auf unsern Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn erwarten dürfen, ist es von hohem Interesse, die Organisation und Verteilung der betreffenden Streitkräfte der österreichisch-ungarischen Monarchie und Rußlands auf genauen und übersichtlichen Karten verzeichnet zu sehen, wie dies auf den beiden vorerwähnten großen Blättern in mustergiltiger Weise geschieht. Der Ueberblick über die vorhandenen Streitkräfte und ihre Aufstellung hat immer etwas Beruhigendes und widerlegt die Skepsis der politischen Pessimisten, welche vor dem russischen Koloß bangen, und darum begrüßen wir diese schöne und zuverlässige Universal-Administrativ-Karte der Oesterreichisch-Ungarischen Armee nach dem neuesten Standpunkte vom 31. Januar 1888 aus mehreren Gründen mit besonderer Freude. Es ist eine sehr mühsame, aber fleißige Arbeit von einer Uebersichtlichkeit, welche kaum etwas zu wünschen übrig läßt und von der Sorgfalt zeugt, welche das k. k. Reichskriegsministerium auf den Schutz der Grenzen und die wechselseitige Verbindung und Unterstützung der einzelnen Truppenteile und Armeekorps getragen hat. Die tabellarische Beilage enthält die Uebersicht der regelmäßigen Ergänzungen von Heer, Landwehr und Landsturm ꝛc. aus den einzelnen Verwaltungsbezirken und Provinzen. Die Zeichen für die Bezeichnung und Unterscheidung der einzelnen Waffengattungen und Heeresteile sind trotz ihrer Mannigfaltigkeit gut gewählt und deutlich und erhöhen die Klarheit und den Wert der Karte, die nicht nur dem Militär und Politiker, sondern auch dem Geographen und Industriellen willkommen sein wird. Mit ganz besonderer Freude aber begrüßen wir die neue **Dislokationskarte der Russischen Armee**, welche, begleitet von sehr genauen und übersichtlichen Tabellen, die ganze Verteilung der russischen Streitkräfte im europäischen Reichsteile von Kalisch bis nach Orenburg veranschaulicht und namentlich ein deutliches graphisches Bild von der Anhäufung der Streitkräfte entlang den Grenzen des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie gibt, über welche in den jüngstvergangenen acht Monaten unsere Zeitungen so viel Beunruhigendes und Verwirrendes gebracht haben. Nun man diese Entfaltung militärischer Massen auf der vorliegenden genauen und gewissenhaften Karte graphisch veranschaulicht sieht und damit die getroffenen Vorkehrungen deutscher und österreichisch-ungarischerseits vergleichen kann, verlieren diese russischen Anordnungen viel von ihrem bedrohlichen Charakter, und dies ist an sich schon ein politischer Vorteil. Die ganze Dislokationskarte aber erscheint in solch günstigem und rechtzeitigem Augenblick, daß sie gewiß die rascheste und allgemeinste Verbreitung finden wird, welche sie auch in jeder Hinsicht wegen ihrer Reichhaltigkeit und gediegenen Ausführung verdient.

* **Steinhauser, A.**, k. k. Regierungsrat: **Karte von Südost-Europa; die Staaten der Balkan-Halbinsel** samt Teilen von Oesterreich-Ungarn bis Budapest und Wien, mit Gebieten der übrigen angrenzenden Länder. Wien, Verlag von Artaria und Comp. — Solange das „Bißchen Bulgarien" noch als drohendes Wölkchen und Lunte zu einer Konflagration der orientalischen Frage an unserem politischen Horizont hängt, wird die Balkan-Halbinsel noch immer ein Punkt bleiben, auf welchen wir unsere Blicke erwartungsvoll gerichtet halten müssen, weil dort über kurz oder lang hochwichtige Dinge sich zutragen werden. Diese in ihrer Gesamtheit zu überschauen und in ihren Einzelheiten zu kontrolieren, liefert die vorliegende Steinhauser'sche Karte von Südost-Europa ein vorzügliches Mittel, denn ihr Maßstab von 1 : 2,000,000 ist gerade zu einer universellen Uebersicht hinreichend und enthält noch Detail genug, sowohl für eine Reise- wie für eine Wandkarte, für den Studierenden wie für den Politiker, und der Stich ist ein ungemein klarer und eleganter, ganz dem ausgezeichneten und fortgeschrittenen Standpunkte der dermaligen Wiener Kartographie entsprechend, um welche sich der Herausgeber, Herr Regierungsrat Steinhauser, bekanntlich nicht unbedeutende Verdienste erworben hat. Wir stehen nicht an, diese Karte für ein Meisterwerk der modernen Kartographie zu erklären und sie als eine der besten und zeitgemäßesten Karten der Gegenwart angelegentlichst zur Benützung zu empfehlen, zumal sie noch von einigen sehr nützlichen und übersichtlichen Tabellen begleitet ist. Unter den neueren Karten der Balkan-Halbinsel ist sie jedenfalls eine der schönsten, reichhaltigsten und besten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 22. Stuttgart, 28. Mai 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Das Kapland.

Eine historische Skizze.

Von Emil Jung.

Die Südspitze Afrika's wurde, wenn wir von der Umsegelung Afrika's durch phönikische Schiffer unter dem ägyptischen König Necho absehen, zuerst von den beiden Genuesen Vivaldi 1291 umschifft. Indeß geriet dies in Vergessenheit und erst durch die Reise des Bartholomeu Dias und des Joaõ Infanta erhalten wir sichere Nachrichten.

Mit zwei kleinen Fahrzeugen, jedes von nur fünfzig Tonnen, und einem Proviantschiff verließen die beiden Portugiesen im August 1486 Lissabon. Sie führten große steinerne Kreuze mit sich, um dieselben an den zu entdeckenden Punkten aufzurichten. Einer der erwählten lag an der Mündung des Oranje; sie nannten ihn Kap Voltas von dem vielen Lawieren, zu dem sie hier sich gezwungen sahen. Sie erreichten dann weiter eine Bay, der sie den Namen Los Vaqueiros (Bay der Kuhhirten) gaben, weil sie am Lande große, von Eingeborenen gehütete Rinderheerden sahen. Es ist das die heutige Vleesch-Bay in der Nähe des Gouriez-Flusses. In der jetzigen Algoa-Bay landeten sie auf einer kleinen Insel, errichteten dort gleichfalls ein Steinkreuz, und die einen nannten die Insel Santa Cruz, die anderen Quellenfels, beide Namen führt sie auch noch heute. Erst auf dem Rückweg gewahrte Dias die merkwürdigen Berge der Kap-Halbinsel und nannte ihre südlichste Spitze, da gerade rauhe Stürme wehten, Cabo Tormento, eine Bezeichnung, die König Johann II. in hoffnungsvoller Voraussicht in Cabo de Buena Esperança, Kap der guten Hoffnung, umwandelte.

Zehn Jahre später wurde das Kap von Vasco da Gama umschifft, der in der Mossel-Bay landete und zuerst mit den „Negern mit gekräuseltem Haar" in Verkehr trat und eine Beschreibung derselben lieferte.

Anderthalb Jahrhunderte lang benutzten nun Portugiesen, Engländer und Holländer das Kap als eine Erfrischungsstation, an der sie Wasser und Vieh von den Eingeborenen einhandelten. Auch machten sie es zu einer Art Postbureau, indem sie an gewissen Plätzen, welche sie durch große, viereckige, mit den Namen der Schiffe versehene Steine bezeichneten, Briefe und Nachrichten für die nach ihnen desselben Weges kommenden Schiffe vergruben. Aber eine feste Niederlassung hier zu gründen, daran dachte niemand, bis die holländische Ostindische Gesellschaft 1652 unter dem Patent der Generalstaaten Besitz von der Tafel-Bay ergriff, ein Fort erbaute und das Land bis zum Fuße des Tafelberges mit Beschlag belegte, hauptsächlich um hier ein Depot anzulegen, aus dem ihre vorüberfahrenden Schiffe beständig ihre Vorräte ergänzen könnten.

Der zum Gouverneur ernannte Jan van Riebeek verließ den Texel am 24. Dezember 1651 mit 3 Schiffen und warf am 6. April 1652 an der Tafelbay Anker.

Die Eingeborenen, welche man vorfand, waren Hottentotten, die sich fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigten, Ackerbau trieben sie gar nicht. Man konnte daher nur Fleisch und Milch von ihnen erlangen, die Jagd bot wenig. Das Land war damals zwar noch voll von Wild aller Art, dies zeigte sich aber so scheu, daß man ihm kaum nahekommen konnte. Flußpferde, Nashörner, namentlich aber Löwen machten sich freilich den Ansiedlern bemerklich genug, oft zu deren nicht geringem Unbehagen.

So erzählt van Riebeek in seinem Tagebuch, wie er bei einem Spaziergang in seinem Garten einen mächtigen Löwen aufschreckte, der dann langsam den Bergen zu wandelte. Sofort wurden ein Unteroffizier, ein Jäger und fünf Soldaten ihm nachgeschickt. Und als die Hottentotten davon hörten, machten sich ihrer zweihundert mit ihren Rinder- und Schafheerden gleichfalls auf und bildeten mit ihren Tieren einen lebendigen Wall, durch welchen sie den Löwen einschlossen und hinter dem sie ihre Assegais auf die Bestie warfen, freilich ohne zu treffen, denn ein Schuß des Jägers machte dem Räuber ein Ende.

Die Beziehungen zwischen den Holländern und den Eingeborenen waren anfangs vortreffliche. Man behandelte die letzteren mit der größten Freundlichkeit. Wer sich gegen sie Thätlichkeiten erlaubte, wurde, selbst wenn er im Recht war, öffentlich ausgehauen, ja, als ein junger Hirt auf verräterische Weise ermordet worden war, untersagte der Gouverneur jegliche Wiedervergeltung, ordnete vielmehr an, daß man die Eingeborenen um so freundlicher behandeln solle. Daher wurden van Riebeek und seine Leute überall, wohin sie kamen, mit offenen Armen aufgenommen, und dies so buchstäblich, daß der Gouverneur mehrmals darüber klagt, daß ihm durch die allzu herzlichen Freundschaftsbezeugungen seiner über und über mit Fett beschmierten Wirte wiederum ein Anzug gänzlich verdorben worden sei.

Als aber die Weißen den Grund und Boden umzupflügen begannen, aus dem die Eingeborenen Wurzeln für ihre Wintervorräte zu graben gepflegt hatten und auf dem ihre Heerden früher weideten, wurden sie unruhig. Die holländische Bevölkerung bestand 1658 aus 300 Personen, deren Landbesitz sich schon bis an die Flüsse Salt und Liesbeck erstreckte. Die Hottentotten fürchteten, allmählich ganz verdrängt zu werden; sie beschlossen, die Eindringlinge zu vertreiben. So begann Mitte 1659 der erste Kampf, dem erst am 6. April 1660 durch einen formellen Friedensschluß ein Ende gemacht wurde.

Das Direktorium in Holland befahl nun, man solle, um die Wiederkehr so unliebsamer Vorgänge zu vermeiden, den Grund und Boden von den Hottentotten käuflich erwerben. Das geschah, und so wurde 1672 der ganze Strich von der Kap-Halbinsel bis zur Saldanha-Bay mit allen Ländereien, Flüssen, Bächen, Wäldern und Waiden für Waren im Werte von 100 Gulden, in der Hauptsache Branntwein, Tabak, Glasperlen u. dergl., Eigentum der Gesellschaft.

Die Zahl der Ansiedler nahm nun stetig zu. Es waren meist Leute, welche als Soldaten im Dienste der Kompagnie gestanden hatten: Deutsche, Dänen, Flamländer, Holländer. Sie wurden in mehrfacher Weise unterstützt. Man gewährte ihnen auf Kredit Ackergeräte, Zug- und Zuchtvieh, Saatkorn und führte Sklaven für sie ein, da die Hottentotten als Arbeiter sich nicht verdingen mochten. Aber die Ansiedler durften nur von der Kompagnie kaufen und nur an sie verkaufen. Jeder Handel, selbst mit den Eingeborenen, war auf das strengste verboten.

Die Kolonie war ausschließlich eine Handelsanstalt. Die Kompagnie hatte ein alles umfassendes Monopol; nichts durfte eingeführt werden als durch sie; es gab keinen Markt als den von ihr angebotenen. Die Beamten führten den Titel Koopmannen, der Gouverneur, die Secunda Perzoon (Vizegouverneur), der Fiscal, der Kommandant des Schlosses, waren je ein Senior Koopman, die Geistlichen, die Offiziere, die Landdrosten, in der späteren Zeit an 24 Personen, waren je ein Junior Koopman. Die Koopmannen bildeten den Adel; nur sie hatten Rechte. Die Ackerbauer mußten ein Zehntel ihrer Ernten und ein Zehntel ihrer Heerden an die Kompagnie entrichten; sie erhielten für ihren Wein um 10—20 Rijksdaalders per Legger, während derselbe an die Schiffskapitäne für 150 Rijksdaalders verkauft wurde. Wiederholte Vorstellungen wurden vom Gouverneur sowohl als von den Direktoren in Holland auf das entschiedenste zurückgewiesen.

Was dem unabhängigen Sinn der Ansiedler aber ganz besonders widerstrebte, das war ein mit scharfen Strafen aufrecht erhaltenes Zeremoniel im Verkehr zwischen den verschiedenen Ständen. Fuhr oder ritt der Gouverneur aus, so mußten alle ihm Begegnenden stehen bleiben und grüßen; wer fuhr, mußte aussteigen, trat er in die Kirche, so war jedermann gebunden, aufzustehen. Als ein siebzigjähriger Greis 1705 dies einmal nicht that, wurde ihm öffentlich angedroht, daß er im Wiederholungsfalle sofortige Verbannung aus der Kolonie zu gewärtigen habe. Die höheren Beamten hatten entsprechende Vorrechte.

Der Gouverneur Ryk van Tulbagh erließ 1754 ein Praacht- en Praal-Placaat, in welchem verordnet wurde, daß niemand von geringerem Range als ein Junior-Koopman und diejenigen unter den Bürgern von gleichem Range und die Gemahlinnen und Töchter von Ratsmitgliedern Regenschirme tragen dürften. Nun gab es zu jener Zeit bereits 12,000 Personen europäischer Abstammung in der Kolonie; von diesen durften also, einschließlich der Kaufmannsfrauen, nur etwa 50 Leute Regenschirme tragen. Ferner waren keinem Frauenzimmer unter dem Range der Frau eines Junior-Koopmans seidene Kleider mit Spitzenbesatz oder Spitzen gestattet, auch keine Diamanten und Mäntelchen. Und obgleich die Frauen der Junior-Koopmans sich solchen Zierrat gestatten durften, so erstreckte sich diese Berechtigung doch nicht auf ihre Töchter. Auf eine Uebertretung derartiger Vorschriften standen mehr oder minder hohe Geldstrafen.

Die Bevölkerung der Kolonie hatte sich inzwischen durch Zuwanderung ansehnlich vermehrt.

Als die Aufhebung des Edikts von Nantes so viele Protestanten aus Frankreich trieb, bot auch die Ostindische Kompagnie den Exilierten einen Zufluchtsort in ihrer afrikanischen Besitzung an und 300 Männer, Frauen und

Kinder folgten dieser Einladung. Die meisten wurden im Thal des großen Bergflusses angesiedelt, wo sie, von der Regierung der Kolonie im Anfange kräftig unterstützt, das wilde Land bald in fruchtbare Kornfelder und Weinberge umwandelten. Namen wie Le Parais, Lamotte, Normandy, Rhone, Champagne, Langue-doc, wie sie sich häufig in der Umgegend von Paarl, Fransche Hoek, Stellenbosch und Wellington noch heut finden, sind Zeugen der Nationalität ihrer Gründer. Aber es sind auch die einzigen Zeugen. Denn der Gebrauch der französischen Sprache wurde sofort schnell unterdrückt. Der Gouverneur bestimmte auf Anordnung der Kompagnie, daß die Jugend nur Holländisch lesen und schreiben lernen sollte, damit die Französische Sprache baldigst aussterbe. Die Flüchtlinge kamen in den Jahren 1688 und 1689 in der Kapkolonie an, schon 1709 wurde verordnet, daß Eingaben an die Regierung fortan nicht mehr französisch gemacht werden dürften, und 1724 wurde der Gottesdienst zum letzten Male in französischer Sprache gehalten.

Als der Astronom La Caille 1752 das Kapland besuchte, fand er von den ursprünglichen französischen Einwanderern niemand mehr am Leben und diejenigen ihrer Kinder, welche Französisch sprachen, waren sehr alt. Le Vaillant fand 1780 einen einzigen alten Mann, der sich mit ihm in seiner Muttersprache unterhalten konnte. Ehe das Jahrhundert zu Ende gieng, war die Sprache ausgestorben und heute denkt kaum noch jemand an den französischen Ursprung der du Plessis, de Villiers, du Toit, Jourdan, Joubert, La Grange, du Pré, Malherbe, Fouche, Le Febre, Le Roux, Labuscagne u. a. m., welche wir über ganz Südafrika verstreut finden.

Mit der Vermehrung der freien Ansiedler nahmen aber auch die Reibungen zwischen ihnen und den Gouverneuren zu. Die ersteren machten fortwährende Anstrengungen, die lästigen Bestimmungen, die sie in ihren kaufmännischen Transaktionen auf die Regierung beschränkten, zu beseitigen, aber ohne viel Erfolg. Die Folge davon war, daß sie mehr als einmal zum Aufstand bereit waren und die Verordnungen des Gouverneurs offen verletzten, wo sie es ungestraft konnten. So wurde den Ansiedlern verboten, ihre ihnen von der Regierung verliehenen Höfe ohne Erlaubnis zu verlassen und ins Innere zu ziehen. Die strengsten Strafen, selbst Tod und Konfiskation des Vermögens wurden angedroht, aber die Ansiedler an den Grenzen verlachten solche Gesetze und giengen wohin es ihnen gefiel, sei es als Elefantenjäger, sei es als Händler mit den Eingeborenen in ihrer Nachbarschaft.

Die den Landbauer drückenden Gesetze erfüllten ihn mit dem Wunsch, sich der unangenehmen Nähe der Hauptstadt und ihrer Garnison zu entziehen. So entstand die Wanderlust des holländischen Buren, die sie noch heute zum „Trekken" bewegt, wenn die sie umgebenden Verhältnisse ihnen nicht mehr zusagen. Sie überschritten die Berge und nahmen auf den Ebenen des Inneren eine Lebensweise an, die der ihrer wilden Nachbarn so ähnlich als möglich war. Gegenüber diesem unabhängigen Gebahren waren die Gouverneure machtlos, und wiederholt ersuchten sie die Kompagnie, fernerhin keine holländischen Bürger in die Kolonie mehr zuzulassen.

Trotz alledem machte die Kolonie bedeutende Fortschritte. Bereits im Jahre 1708 umfaßte sie die gegenwärtigen Bezirke Kap, Paarl, Stellenbosch und Teile von Caledon und Tulbagh und besaß einen Viehstand von 130,000 Schafen und 20,000 Rindern mit 2000 Sklaven. Das Schaf war das einheimische mit dem Fettschwanz. Die Kapkolonisten zogen dies vor. Auch nachdem Oberst Gordon, der im Dienst der Kolonie stand, 1790 einige feine spanische Merinoböcke eingeführt hatte, machte die Wollzucht keine Fortschritte. Die Rinder stammten von den Heerden der Hottentotten.

Inzwischen war 1786 der Distrikt Graaf Reinet annektiert worden, da die Kolonisten sich längst bis Bruintjis Hoogte, Cambeboo und den Sneeuwbergen ausgebreitet hatten, und der Große Fischfluß wurde zur Ostgrenze der Besitzungen der Kompagnie erklärt. Diese Erweiterung der Grenzen wurde gemacht, um, wie es hieß, Feindseligkeiten mit den Eingeborenen zu vermeiden und fremde Mächte zu verhindern, sich an der Algoa-Bay festzusetzen.

Indessen blieben die Feindseligkeiten nicht lange aus. Solange die Weißen sich in den Gebieten der friedlichen Hottentotten niederließen, wurde die Ruhe nicht gestört. Als die Kolonisten aber durch die Karru-Ebenen ins Innere vordrangen, stießen sie auf die Buschmänner, deren Jagdgründe von den Nieuwveldt- und Cambeboo-Bergen bis zum Oranje reichten. Die Vernichtung ihres Wildes war die natürliche Folge, dafür hielten sich die Buschmänner an den Heerden der Weißen schadlos. Diese scharten sich nun zu gegenseitiger Verteidigung zusammen und die Regierung lieh diesen Vereinigungen der bewaffneten Männer des Distriktes ihre Sanktion, indem sie einen Feldkommandanten für diese sogen. Kommandos und Unterbefehlshaber für die Unterabteilungen der Distrikte ernannte.

Dreißig Jahre lang währte der Kampf zwischen Buschmännern und Weißen fast ohne Unterbrechung und mit dem alleinigen Resultat, den Buschmann zum unerbittlichen Feind des weißen Mannes zu machen. Den offiziellen Berichten von Graaf Reinet zufolge wurden zwischen 1786 und 1794 nicht weniger als 200 Personen durch die Buschmänner ermordet, und von diesen fielen durch die Kommandos nicht weniger als 2500.

Im Osten stießen die Ansiedler aber mit einem weit furchtbareren Feinde zusammen, den kriegerischen Amakosa-Kaffern. Diese, welche von ihren Feinden, den Amatembu, ihrer Rinderheerden beraubt worden waren, überschritten den Großen Fischfluß und begannen die dortigen Ansiedler auszuplündern, wobei einige der letzteren erschlagen wurden. Da sich die Kaffern durch freundliche

Vorstellungen nicht zum Rückzug bestimmen ließen, wurde ein Kommando berufen, das die Kaffern in mehreren Gefechten in die Flucht schlug. Den Siegern fielen 5300 zur Beute. Dieser erste Bruch zwischen den beiden Rassen im Jahre 1781 war der Anfang einer langen Reihe von Kämpfen, die mit wenigen Unterbrechungen bis in die neueste Zeit hinein gedauert und nicht wenig dazu beigetragen haben, der Kapkolonie einen schlechten Namen zu verschaffen.

Inzwischen hatte der Krieg zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien Holland auf die Seite Frankreichs, das für die Amerikaner eintrat, gestellt. England erklärte 1780 an Holland den Krieg und entsandte im nächsten Jahre eine Flotte, um sich in den Besitz des für seinen Handel so wichtigen Kaps zu setzen. Der Plan wurde aber frühzeitig bekannt, eine französische Flotte unter Admiral Suffren segelte ab, um das Kap zu schützen, und traf auf das englische Geschwader bei den Kap-Verde-Inseln. In dem nun folgenden Seegefecht wurden die Engländer so mitgenommen, daß sie die Weiterfahrt aufgeben mußten, Suffren aber lief bald darauf in die Simons-Bay ein und landete dort 2000—3000 Mann Soldaten. Damit war die Kapkolonie gegen englische Angriffe gesichert. Die französischen Truppen blieben, bis 1783 Friede geschlossen wurde.

Die Unzufriedenheit der Ansiedler mit der Regierung hatte inzwischen ihren Höhepunkt erreicht. Schon 1779 hatten sie eine Deputation nach Holland abgesandt, um den Direktoren der Kompagnie ihre Beschwerden vorzutragen und, falls sie dort kein Gehör fänden, sich an den Statthalter zu wenden. Der letztere ernannte endlich 1791 zwei Kommissäre, welche 1793 in der Kapkolonie anlangten; indeß die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllten sich keineswegs. Die Unzufriedenheit wuchs, geschürt durch eine Anzahl ehemaliger Soldaten, die aus Europa die Grundsätze der Jakobiner und Republikaner mit herübergebracht und als Hauslehrer bei den reichen Buren Beschäftigung gefunden hatten. Am 6. Februar 1795 brach endlich der lange verhaltene, vom ganzen Lande geteilte Unwille gegen die Herrschaft der Kompagnie los; die Bewohner von Graaf Reinet und Swellendam ergriffen die Waffen, verjagten die Beamten und erklärten sich unabhängig. Da machte ein unvorhergesehenes Ereignis in Europa der revolutionären Bewegung am Kap ein plötzliches Ende.

Der Prinz von Oranien war durch französische Heere aus Holland vertrieben und dieses Land der französischen Republik einverleibt worden. Man fürchtete ein gleiches Schicksal für das Kap. Daher entsandte England mit der Zustimmung des Prinzen 1795 eine Flotte von sieben Schiffen unter Admiral Elphinstone und mit Truppen unter den Generälen Clarke und Craig. Elphinstone gieng in der Valschen Bay vor Anker und übersandte dem als Gouverneur fungierenden Kommissär Sluysken einen Brief des Prinzen von Oranien, in welchem er die Kolonisten aufforderte, sich unter britischen Schutz zu stellen.

Sluysken aber antwortete, er beklage das Unglück seines Vaterlandes, erkenne auch die Aufmerksamkeit der britischen Regierung für die Interessen der Kolonie an, werde sich im Falle eines Angriffes des Beistandes des Admirals versichern, im gegenwärtigen Augenblicke fühle er sich jedoch stark genug gegen jeden Feind. Zu gleicher Zeit rief er die Bevölkerung zur Verteidigung des Landes auf und besetzte den Muizenberg-Paß sowie die Ufer der Valschen Bay.

Als darauf Elphinstone erklärte, der Verkehr der Englisch-Ostindischen Kompagnie erheische zu seiner Sicherheit unbedingt, daß die Niederlassung nicht den Franzosen in die Hände falle, erteilte Sluysken den Einwohnern an der Valschen Bay den Befehl, den Verkehr mit der englischen Flotte abzubrechen und alles Schlachtvieh in das Innere zu treiben. Elphinstone landete, der Muizenberg wurde ohne Schwierigkeiten genommen und die Kapstadt kapitulierte nach einer blos förmlichen Verteidigung. Oberst Gordon aber, welcher die holländischen Truppen kommandiert hatte, tötete sich selbst und in Holland ergieng man sich im heftigsten Tadel gegen Sluysken.

Zu dieser Zeit zählte die Bevölkerung 61,947 Personen, davon waren 21,746 Weiße, 14,447 Hottentotten und 25,754 Sklaven. Die letzteren waren zum Teil Malayen, zum Teil Neger von der ostafrikanischen Küste, zum Teil auch Eingeborene des Landes. Der Gouverneur, welcher an der Spitze dieser kleinen Bevölkerung stand, empfieng einen Gehalt von 10,000 Lstrl., dazu 2000 Lstrl. Tafelgelder, sein Sekretär bezog 3000 Lstrl. Es war aber vorgesehen, daß, falls die Einkünfte der Kolonie die kostspielige Regierungsmaschinerie nicht erhalten könnten, der Fehlbetrag durch England gedeckt werden sollte. Die Grenzen des Kaplandes waren damals der Große Fischfluß, der Bamboesberg, die Zuurbergen bis Plattenberg Banken, eine Linie im Süden von Buschmannsland zum Kamiesberge, der Buffalo-Fluß bis zum Ozean.

Die englische Verwaltung brachte manches Bessere, während sie die Bewohner in allen ihren Eigentumsrechten beließ. Die lästigen Beschränkungen, welche den Ackerbauern die freie Disposition ihrer Erzeugnisse nicht gestatteten, wurden beseitigt, die barbarischen Leibes- und Lebensstrafen, Folter, Rad u. dergl. abgeschafft. Jede Handels- und Gewerbthätigkeit war völlig frei. Und die Ausgaben, welche für eine starke ständige Garnison und die Anlage von Befestigungen am Kap erforderlich waren — man schätzt sie für die sieben Jahre der britischen Okkupation auf 1 ½ Millionen Lstrl. — kamen meist den Holländern zu gute.

Wir haben gesehen, daß die Kap-Holländer keine Ursache hatten, sich ihrer nationalen Regierung mit besonderer Genugthuung zu erinnern. Um so mehr spricht es

für die Stärke ihrer nationalen Gesinnung, daß sie gegenüber dem fremden, ihnen doch so nahe verwandten Element, das so viele ihrer seitens der eigenen Landsleute lange verweigerten Wünsche bereitwillig erfüllte, ihren Unabhängigkeitssinn stets unverbrüchlich bewahrten und bekundeten. Namentlich die Ansiedler im Innern des Landes wollten von der englischen Herrschaft nichts wissen. Es kam zu wiederholten Aufständen und blutigen Zusammenstößen zwischen dem englischen Militär und den Buren, welche sich namentlich über die thörichte Bevorzugung beklagten, die man den Hottentotten zuteil werden ließ. Und obwohl die Buren fast überall dem englischen Militär weichen mußten, so wurde die Ruhe doch nirgends hergestellt, bis 1803 der Friede von Amiens das Kap seinen alten Herren wieder zurückgab. Die Engländer verkündeten vor ihrem Abzug eine allgemeine Amnestie, die Gefängnisse öffneten sich und die zum Teil zum Tode, schweren Kerkerstrafen und Verbannung Verurteilten kehrten zu ihren Familien zurück. Aber die holländische Herrschaft, nun nicht mehr im Namen der alten Kompagnie ausgeübt, vielmehr durch die Regierung der Batavischen Republik, war von kurzer Dauer. Schon 1806 kehrten die Engländer zurück. In den drei Jahren holländischer Herrschaft hatte man vieles wieder gutgemacht, die verfallenen Wohnstätten wieder aufgebaut, die verwilderten Felder unter Kultur gebracht.

Diesmal verteidigten die Holländer ihren Besitzstand am Kap energischer. Als General Sir David Baird 1806 mit 5000 Mann am Blaauwberg an der Tafelbai, Kapstadt gegenüber, landete, griff ihn Gouverneur General Janssen mit 1457 Mann regulärer Truppen und 1000 Mann Bürgerwehr mutig an, verlor jedoch die Schlacht, in der jeder Teil 300 Mann einbüßte, und kapitulierte am 18. Januar 1806. Damit trat das Kapland in eine neue Aera. Es wurde fortab dauernd britischer Besitz. Der Friede von 1815 bestätigte England in seiner Eroberung.

Die gesamte Bevölkerung der Kolonie zählte damals 73,663 Seelen; davon waren 26,720 von europäischer Abstammung, 17,657 waren Hottentotten und 29,286 Sklaven. Nach den Artikeln der Kapitulation blieben die holländischen Gesetze bestehen, ebenso die damaligen Beamten. Den holländischen Ansiedlern wurden ihre sämtlichen Rechte und Privilegien garantiert, sowie auch die Verwaltung der Rechtspflege nach ihrem eigenen auf das römische Recht gegründeten Gesetze. Die Sklaverei wurde ausdrücklich anerkannt.

Bald aber beschäftigte sich die britische Gesetzgebung mit den Hottentotten. Sie wurden zum großen Teil von den Buren als Arbeiter beschäftigt, die ihnen dafür Kost und Kleidung gaben. Man konnte das eine milde Art von Haussklaverei nennen, unter deren zwar rauher, aber gütiger Leitung die Eingeborenen an ein seßhaftes Leben gewöhnt wurden. Sie waren Mitglieder der Familie, und wenn sie für ihren Unterhalt arbeiten mußten, so hatten sie nur dasselbe zu thun, was jedes Glied der Burenfamilie, Mann, Frau und Kind, zu thun hatte, soweit es Kräfte und Fähigkeiten gestatteten. Die Engländer änderten dies, sie wollten eine zivilrechtliche Gleichheit zwischen den beiden Stämmen, dem europäischen und dem afrikanischen, herstellen, die doch unter den Verhältnissen ein Unding war. Die Buren nahmen diese Verordnungen sehr übel auf, namentlich beklagten sie sich darüber, daß sie in der Kirche neben Hottentotten sitzen sollten und daß ein fast ganz aus Hottentotten bestehendes Polizeikorps dazu verwandt wurde, um die ihnen widerwärtigen Regulative zur Geltung zu bringen. Daß bereits 1820 die englische Sprache als die allgemeine offizielle und gerichtliche Sprache eingeführt wurde, war auch nicht geeignet, die Gegensätze auszugleichen.

Ein Aufstand der Buren wurde freilich bald niedergeschlagen und fünf der Rädelsführer erlitten in der Kapstadt den Tod durch den Strang, aber diese Strenge und die abstoßenden, die Exekution begleitenden Umstände — die Stricke rissen und man mußte die Verurteilten zum zweiten Male aufknüpfen — waren nur geeignet, die Erbitterung der holländischen Bevölkerung zu erhöhen.

Inzwischen erweiterten sich die Grenzen der Kolonie fortwährend. Unter dem ersten englischen Gouverneur Lord Caledon (1807—1811) wurden die Divisionen George und Zwartberg, jetzt Caledon, gebildet; unter Sir John Cradock (1811—1814) kamen die Divisionen Cradock und Clanwilliam hinzu; Grahamstown wurde Hauptquartier der englischen Truppen und blieb es für lange Jahre.

Die Ausdehnung der Kolonie nach Osten hin führte zu einem abermaligen Zusammenstoß mit den Kaffern, und es begannen nun jene Kaffernkriege, welche so viel Geld und Blut gekostet und das Kapland so lange Zeit in Europa in den übelsten Ruf gebracht haben. Der erste Krieg brach bereits unter Lord Caledon aus, doch wurden die Kaffern ohne Mühe über den Großen Fisch-Fluß zurückgetrieben. Aber im Jahre 1819 überschritten 10,000 Kaffernkrieger die Grenze, überall mordend, sengend und plündernd. Durch den Abschluß eines Vertrages des derzeitigen Gouverneurs Lord Somerset mit dem Häuptling Gaika und die Unterstützung, welche derselbe seitens der Kolonisten gegen seine Feinde, die Tslambi und Amagonubi, erfahren hatte, hatte man die letzteren erbittert; ihre Häuptlinge Makanna und Duschani griffen Grahamstown an, wurden jedoch geschlagen und Makanna mußte sich ergeben. Die Ostgrenze der Kolonie wurde darauf bis zum Flusse Keiskamma ausgedehnt.

(Schluß folgt.)

Neue Höhlen aus dem siebenbürgischen Erzgebirge.

Unter jenen zahlreichen Grotten, welche ich im längs der rechten Marosufer sich dahinziehenden Gebirge seit

dem Jahre 1881 Gelegenheit hatte zu untersuchen, sind angesichts ihrer Lage und ihres gruppenweisen Auftretens diejenigen eines allgemeinen und besonderen Interesses wert, welche sich in den beiden gegenübergelegenen Felswänden der von der bekannten Bergortschaft Boicza genannten Felsenge befinden.

Die gegeneinander liegenden und Magura genannten Felswände zeigen schon weitaus mehrere Höhlenöffnungen, von denen die Scheuern (Csür) genannten Höhlengruppen auch von den prähistorischen Menschen bewohnt waren, eben wie die ausgedehnten Höhlen von Kvezunherd (Karacsonyfalva).

Der zu diesen „Scheuern" (Csür) zuführende Weg kann von Boicza aus nicht direkt betreten werden. Wir thun besser daran, wenn wir durch den wildromantischen Klippenpaß Intre piatra = Steinkreis einen Umweg von einer halben Stunde machen; von hier aus unternehmen wir einen mühsamen Gebirgsweg zur südlichen Seite der Magura. An den zahlreichen Ruhestellen des steilen Pfades werden wir aber durch eine prachtvolle Aussicht einigermaßen entschädigt; wir sehen nicht nur die klüftige Kalkmasse der Karácsonfalvaer Magura, sondern bis zur Maros, ja bis zur ragenden Gruppe von Ruszka Pojana. Die eigentlichen Mühseligkeiten des Weges beginnen aber bei der am Gipfel sich auftürmenden Kalkmasse, wo man die Felswände durch sich ablösende Steingerölle erklettern muß, und dort wieder haben wir den uns hindernden Dornsträuchern zu trotzen.

Nach diesem peinlichen Gange von einigen Stunden gelangen wir ziemlich erschöpft an die Endstation unseres Zieles, nämlich zur obersten Csür.

1. Die oberste „Csür" konnten wir über eine Barrikade von Weißdorn- und Rosensträuchern besichtigen und mußten leider konstatieren, daß weder ihre Form, noch ihre Ausdehnung die überstandenen Mühen wert seien. Es ist dies vielmehr ein 9 m. langer, zum Bestup einführender Riß; das Portal ist zwar 7 m. hoch, wird aber in seiner Fortsetzung ganz unmerklich. Nicht einmal Schäfer besuchen dieselbe, daher die Felsschwalben, die unser Annahen aus ihren Nestern verscheuchte, sich hier gewöhnlich sicher und behaglich fühlen. Tropfsteinbildung ist keine zu finden; auch ist in dieser Csür kein archäologischer und paläontologischer Fund zu machen.

2. Einigermaßen mißgestimmt, begannen wir das Absteigen, als meine Leute mich auf eine ziemlich hohe Aushöhlung aufmerksam machten. Die Kalkmasse senkt sich schief auf den konvex untergreifenden Melaphir und unheimlich steil steht der Eingang der Grotte vor uns. Mittelst einer Strickleiter gelang es mir, hinaufzuklettern. Aus einem schmalen Vorgange gelangen wir in eine 5 m. breite und 7 m. hohe Grotte, wo nur selten ein herabfallender Tropfen die Stille unterbricht. Die rotgefärbten Schichten des Gewölbes sind im Ablösen begriffen und von der schon herabgefallenen Masse hat sich ein ganzer Damm gebildet; wenn wir denselben überschreiten, so gelangen wir leicht weiter auf dem mit eckigen Kalkstückchen bedeckten Boden. Doch sinkt das Gewölbe jäh und nur ganz gebückt ist der Zugang in die letzte Abteilung möglich. Dort kann man wieder aufrecht stehen. Vorerst werden wir auf eine Nische aufmerksam. Bei regnerischem Wetter sickert das Wasser durch und zieht dicke Kalkschichten auf die Wände.

In der Hauptöffnung fällt der Schein unserer Lampe auf eine Stalagmitgruppe von seltener Schönheit. Es nimmt mich nicht wunder, daß man mir, als ich nach Minenhöhlen fragte, auch diese zeigte, und daß man den nach dem Glauben des Volkes aus Edelsteinen gebauten Altar für ein Werk der Bergwerkgeister hält. Diesen angeblichen Altar könnte man eher für eine Orgel halten, denn es ist dies ein zusammenhängendes Ganze von unzähligen pfeifenartigen Gebilden. Die Höhe desselben ist 1.5 m., die Breite 1 m. und die Form eine zylindrische. Die Oberfläche ist wellen- und schuppenförmig gebildet und die daran zitternden Wassertropfen spielen bei jeder Bewegung der Lampe die schönsten Farben. Am Fuße des Altars sprudelt aus dem niedersickernden Wasser ein kleiner Quell empor, dessen Wasser, wie es beim Volke heißt, wunderkräftig ist.

Das Gewölbe ist mit den mannigfaltigsten Stalaktiten bewachsen; leider werden dieselben von den an Sonntagen hieher kommenden Dorfgästen zur Zerstreuung verstümmelt.

Diese 65 m. lange Grotte können wir somit unter unsere Tropfsteingrotten einreihen, und es sei mir gestattet, derselben den Namen des Universitätsprofessors Baron Loránd v. Eötvös, Referenten des konstanten naturwissenschaftlichen Komité's der Akademie, beizulegen.

Grabungen ließ ich in dem vorderen Teile der Grotte vornehmen. Unter der Kieseldecke, die mit den Abfällen des Gewölbes und dem Gemenge der Aschen-, Kohlen- und Küchenreste sich vermengt, welche da durch die Schäfer zurückgelassen werden, ist eine Grottenschlammschichte oder Thon mit einer Aschenschichte neueren Gebildes. Diese ist sehr dicht durch das Niederstampfen der Besucher, so daß wir mit dem besten Grabinstrumente nur mühsam vorwärts kommen. Unter dieser 0.5 m. dicken Schichte kommt jene Kohlen- und Aschenschichte zum Vorschein, in welcher wir die den Urmenschen verkündenden Geschirre mit darein gemengten Haustierknochen entdecken.

Neben den irdenen, blätterig gebrochenen, an der Bruchseite Quarzerdspathstücke zeigenden, schlecht verschlemmten und noch schlechter gebrannten ungeschickten Arten der Töpferindustrie liegen dünnere, mit Graphitrötel glasierte Scherben herum. Am häufigsten sind die mit Fingernägeln eingedrückten und die eingeritzten Zierraten, und in dieser Beziehung wären diese Ueberreste zu jenen der Karácsonfalvaer Szabó-József-Grotte zu reihen, obwohl hier die Beschränktheit des Ortes keinen so passenden und

besuchten Aufenthaltsplatz bot. Die Anwendung der Walze ist an den Scherben nicht zu erkennen. Leider kam ich hier nicht in den Besitz eines unversehrten Gefäßes.

Die Grabung ließ ich 1 m. tief effektuieren, und die untere Thonschichte bot eine bis zur Felsenbasis rot geröstete Masse.

Außer einigen Jaspis-Hobelspänen fand sich kein Steinwerkzeug vor. Doch ist das Auffinden solcher noch in Aussicht, da ich die Grabungen zu verfolgen gedenke.

In den Küchenabfällen erkannte ich Schaf-, Rind- und Gaisknochen. Im Vergleich zu anderen reicheren Scherbenlagern ist es anzunehmen, daß die Urbewohner dieser Grotte auch der Neolith-Epoche angehören, und ich bemerke, daß sie in stürmischen Zeiten, in der Zeit der Türkenkriege z. B., ja sogar in den Jahren 1848—1849 ein Zufluchtsort war, und daß die oberen Schichten das Andenken solcher Flüchtlinge bewahren.

3. Ein wenig abwärts von der Baron-Eötvös-Loránd-Grotte gelangen wir in eine sonderbare Grotte. Außer ihren zwei parallelen, gen Süden gelegenen Eingängen, hat dieselbe ein nach Südwest gelegenes Portal und von hier gelangen wir abermals zu einer Höhlung, die an der Stelle einer zusammengestürzten Grotte durch deren Parallelwände geformt ist. Das ist eine wirkliche Csür und diese Grotte dürfte zuerst die volkstümliche Benennung „Sure" veranlaßt haben.

Durch die obengenannte Doppelöffnung gelangen wir in einen 10 m. hohen großen Saal, aus welchem in nordöstlicher Richtung eine 10 m. lange, doch nur 0.6 m. schmale Abzweigung weiter führt. Aus dem großen Saale ist die Aussicht eine dreifache, durch alle drei Thore. Im großen Saale selbst ließ ich keine Grabung vornehmen, da der Boden felsig ist; wir begannen das Graben beim südwestlich gelegenen abschüssigen Ausgange. Als Ergebnis desselben fanden wir viele polierte Graphit-Topfscherben.

Scherben gleicher Art sind in der zusammengestürzten benachbarten Höhlung zu finden, welche meiner Ansicht nach in prähistorischen Zeiten, als sie noch aufrecht stand, dem Urmenschen als Wohnort diente. Beide Höhlen besitzen jene Erfordernisse, und zwar: Schutz durch die Natur, eine weitreichende Aussicht und die Nähe der den Fremden schwer zugänglichen Waide und Lagers, welche Bedingungen der Urmensch in den Erzgebirgen bei der Wahl seiner Felsenwohnungen besonders vor Augen gehabt zu haben scheint.

4. Durch einen langen Steingang, in dessen Schutt die Grottenscherben auch zu erkennen sind, gelangen wir in die nächste und der Reihe nach letzte Csür. Eigentlich gelangen wir unter dieselbe, denn die Grotte liegt so hoch und steil, daß man sie ohne Hülfe und Leiter nicht erreichen kann. Nachdem wir die mit Epheu und Moos geschmückte, doch durch Heckenrosen und Weißdorne schwer zugängliche Felswand erklettert, befinden wir uns in der Mündung einer 13 m. breiten, 37 m. langen Höhle, aus der eine ganze Schar verscheuchter Fledermäuse davonfliegt. In einer Höhe von 8 m. über uns ist die mattblau und rötlich gestreifte und gefleckte Kalkschichte des Gewölbes durch eine nach oben hinausreichende „Dolina" unterbrochen.

Diese kegelförmige Oeffnung nach oben besorgt die obere Beleuchtung der Grotte so, daß das hier eindringende Licht mit dem beim breiten Portale hereinströmenden uns eine Revue ohne Lampenlicht ermöglicht. Rechts, am Ende einer 13 m. langen, 4.5 m. breiten Abzweigung, entdecken wir eine neue, dritte Dolina, welche ebenfalls bis ans Dach reicht. Neben dem Haupteingange befindet sich eine kleinere Oeffnung, wo man zwar wegen der Steilheit jetzt nicht hinab zu gelangen vermag, welche jedoch vermutlich ehemals ein Eingang war. Mich däucht wenigstens, daß das große Thor erst später so erweitert wurde, weil die Felswand an dieser Stelle infolge der hierortigen Windrichtungen durch Sturmregen auch heute noch ein schnelleres und bedeutenderes Ablösen erfährt.

Die Breite und Höhe der Grotte nimmt nach rückwärts proportioniert ab, bis sie zu einer sprungähnlichen Ritze sich verengt. Der Boden ist eine reiche Humusschichte, in welche die Molassen des Gewölbes eingebettet sind. Unter der Humusschichte, die mit Tierknochen und Scherben des jetzigen Alters gemengt ist, folgt eine Thonschichte, in der die grellroten (mit Rötel bestrichenen) Scherben mit Schaf-, Ziegen- und Farrenknochen vorherrschend sind. Andere kulturhistorische Ueberreste wurden auch hier bisher nicht gefunden.

Diese geräumige Grotte möge zu Ehren des Herrn Graf Kuun Géza, Ehrenmitglied der Akademie, der sich die geschichtlichen, archäologischen und physischen Verhältnisse des Hunyader Komitats so warm angelegen sein läßt, den Namen Graf-Kuun-Géza-Grotte tragen, wodurch ich einigermaßen das bei meinen Forschungen seinerseits erfahrene verbindliche Interesse zu erwidern meine.

Die letztgenannte Graf-Kuun-Géza-Grotte und die sub 3 beschriebene Csür erscheinen von der Chaussee aus wie zwei dunkle Höhlen und sind von derselben in gerader Luftlinie 150 m. entfernt.

Aus dem Gesagten glaube ich folgendes schließen zu können: Gleichwie die Grotten der gegenüber liegenden Kalkmasse von Karácsonfalva und unter diesen in erster Linie die an Funden und Variationen so reiche Szabó-József-Grotte (Bologu), so dienten auch die an dem südlichen Absturz der Boiczaer Magura mündenden Graf-Kuun-Géza-Grotte (unterste Csür) und die über derselben liegende Baron-Eötvös-Loránd-Grotte (von oben die zweite, von unten die dritte Csür) den Menschen des Neolithalters als Behausungen.

Doch nicht nur ihre kulturhistorische Bedeutung, sondern auch die weite und herrliche Aussicht, die sie bieten, und ihre wildromantische Umgebung, machen sie der Aufmerksamkeit der Gelehrten und Naturfreunde wert.

Gábriel Teglás.



Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Provinzen.

(Fortsetzung.)

Die in Aussicht gestellte Ausschiffung, das Erreichen des Binnenhafens innerhalb einer Stunde blieb leider ein frommer Wunsch. Die Barre, welche trotz Baggermaschinen und Schutzdämmen ihren Wasserstan dfortwährend ändert, erwies sich für Dampfer unserer Größe (etwa 1800 Reg.-Tons) unpassierbar.

Unser Schicksal war entschieden — es war uns bestimmt, gleich unseren belachten Mitpassagieren von Port Elizabeth und East London an Bord des Schleppers „gebündelt" und von diesem an das Land befördert zu werden. Aber wann? Die ursprüngliche Frist, innerhalb welcher wir das Land betreten sollten, war mittlerweile auf drei bis vier Stunden verlängert worden.

Stunde um Stunde verläuft, ohne daß die bereits beschriebenen Ausschiffungsapparate klar gemacht werden. Die Entrüstung über die nach unserer Ansicht unnötige Geduldprobe gewinnt an Ausdehnung, und Zweifel an der Geschicklichkeit und Schneidigkeit des Kapitäns werden da und dort laut. Da, während die Signale am Mast lustig auf und ab flattern, zeigt sich plötzlich eine Rauchsäule hinter dem ängstlich beobachteten Hafendamme; gleich darauf erscheint auch der Schlepper selbst am Eingange und stürzt sich in die schäumende Brandung, bald in einem Wellenthale verschwindend, bald wieder hoch auf einem Wellenrücken reitend.

Während sich das wackere Fahrzeug zu uns seinen Weg bahnt, stürzt alles die Schiffstreppen hinab nach den Kabinen.

Koffer und Bündel werden zur Beförderung nach dem Deck fertiggestellt, und manch ein gewissenloser Mitpassagier sucht schnell noch ein Versteck, um zollpflichtige Gegenstände verstohlen den Argusaugen der Zollbeamten zu entziehen. Mittlerweile hat sich der kleine Dampfer die Passage durch die Dünung erzwungen, in großem Bogen naht sich uns derselbe auf Sprachweite, ein reich uniformierter Offizier wird sichtbar, welcher unserem Kapitän die „tröstliche" Nachricht zuruft, daß die Barre seit fünf Tagen unschiffbar, unsere Landung „vielleicht" am nächsten Tage zu bewerkstelligen sei.

Die Enttäuschung gibt sich in lauten Klagen kund, aber an der Sache ist schlechterdings nichts zu ändern. Der Postbeutel wird durch ein Boot an Bord des Dampfers der Hafenpolizei geschafft, denn diese Behörde vertritt der Offizier, und das Schiff verläßt uns, um neuerdings sich seinen gymnastischen Uebungen hinzugeben.

Was es heißt, nach tagelanger Seereise angesichts des Reiseziels, in Schallweite der Turmuhren, ruhig an Bord ausdauern zu müssen ohne bestimmten Termin für die Landung, ist schwer zu beschreiben. Schneckenhaft langsam rückt der Zeiger vorwärts; jede Stunde scheint 120 Minuten zu zählen; die Dunkelheit um 6 Uhr wird begrüßt, entzieht sie uns doch den Anblick der Küste; das Mittagsmahl vereinigt uns, aber die bisher stets lebhafte Tafelunterhaltung will sich durchaus nicht beleben, und mancher Seufzer wird durch die Seebrise zugleich mit den Rauchwölkchen unserer Pfeifen nach der Stadt hinübergeweht; einer nach dem andern sucht das Lager auf. Aber kaum ist die Sonne am Horizont erschienen, so steht schon wieder die ganze Gesellschaft auf dem Lugaus nach dem Schlepper.

Da endlich, um 10 Uhr, erscheint das Polizeiboot zwischen der Brandung und nähert sich unter den obligaten Capriolen.

Diesmal legt es seitlängs bei und unsere Befreiungsstunde hat geschlagen. Der ominöse Korb thut seine Dienste, je drei bilden die Ladung — ein Schwung — das Gefühl rapiden Sinkens und eine unsanfte Berührung des Decks unseres „Erlösers" zeigt an, daß wir die Luftreise hinter uns haben. Wie eine Heerde Schafe in der Miniaturkajüte zusammengedrängt, bleiben wir während der kurzen Ueberfahrt und deren Purzelbäumen nur deshalb auf den Beinen, weil eben kaum Raum vorhanden ist, um zu fallen!

Donnernd brechen sich die Wellen über unsern Häuptern, das Schiffchen zittert und ächzt wie ein lebendes Wesen, allein bald ist es überstanden und nach wenigen Minuten kriechen wir nach oben und finden uns in ruhigem Wasser angesichts Port Natals wieder.

Die Quaimauer ist erstiegen, die Zollvisitation erledigt und Trambahn und Hotelwagen entführen die Ankömmlinge nach allen Richtungen.

Kaum wird der während der Reise geschlossenen freundschaftlichen Beziehungen gedacht, jeder ist nur mit sich selbst, mit seinen eigenen Zwecken beschäftigt, ein leiser Wink und alles stäubt aus einander. Wird man sich wieder sehen?

Eine viertelstündige Fahrt bringt uns auf gut chaussierter Straße längs des in die Lagune hineingebauten Hafens an eine Terrainerhebung, welche von Comptoiren und Speichern, von mit üppiger Vegetation umwucherten, meist einstöckigen Holzhäusern gekrönt ist, vorüber nach D'Urban selbst. Die Sonne glüht trotz des südafrikanischen Winters.

In den belebten Straßen, besonders in Main Street, in welchen Kirchen mit monumentalen Warenlagern und hübsch ausgestatteten Kaufläden abwechseln, wo aber die jeder Seestadt eigentümliche und unangenehme Beigabe der Trinkbuden nahezu fehlt, wirkt das frische Grün der allenthalben verteilten Gartenanlagen sehr günstig.

D'Urban ist die Heimat der Gemütlichkeit, niemand fühlt sich beeilt, die zu geschehende Arbeit wird heute oder auch morgen erledigt. Hier herrscht, trotz des lebhaftesten Verkehrs und Handels zur See und mit dem Hinterlande, kein Hasten und kein Drängen; gemächlich rollen sogar die Tramwagen dahin, gemächlich geht jeder seiner Arbeit nach. Nicht vor 9½ Uhr des Morgens verläßt der Kaufmann zu Fuß oder häufiger noch zu Pferde seine außerhalb des Stadtgetriebes gelegene Wohnung, um seine

Warenniederlage, wo er bis 6 Uhr verweilt, zu erreichen. Niemanden fällt es ein, einen Mietwagen zu besteigen, obwohl jeder, der es ermöglichen kann, eine Wohnung auf dem die Stadt umarmenden Hügelkranze bezieht.

Die Stadt ist augenscheinlich auf dem versandeten Teil der Lagune erbaut, welche halbmondförmig nach Süden von Hügeln begrenzt, stundenweit und sich verflachend in das Land einschneidet. Im Norden und Nordosten erhebt sich die bewaldete Anhöhe, die Villenansiedelung Berea, auf welcher Landhaus an Landhaus aus den tropisch üppigen Gärten hervorlugt.

Hochaufgeschossene Eucalypten, schattenspendende indische Feigen-, Orangen- und Zitronenbäume; schlanke Palmen, Mangos, riesenblätterige Bananen, Strelitzias, flammenbrot blühende Aloes und Cacteen aller Arten und der graziös gefiederte Bambus bilden hier eine lianendurchwobene Wildnis, in welche durch geschickte Gartenanlagen ein gewisses System gebracht worden ist, das nicht verfehlt das Auge zu entzücken.

Die Herrlichkeit dieser Idylle wird durch das meist tiefe Blau des darüber sich spannenden Himmels, durch die Klarheit der Luft, welche die landschaftlichen Konturen scharf hervortreten läßt, wirkungsvoll unterstützt, während nahezu stets eine leichte vom Indischen Ozean herüberwehende Brise leise flüsternd die Baumkronen bewegt und die Glut der afrikanischen Sonne mildert.

Im Straßenverkehr erscheinen die ansässigen Europäer im leichten Sommeranzuge, die zahlreiche Damenwelt in luftiger weißer Kleidung und großem Strohhut. Die zahlreichen Kulies (indische Arbeiter) zeichnen sich durch malerische, bunte Tracht aus, den Kopf stets mit dem weißen Turban bedeckt, während die indischen Frauen mit dem malerischen Faltenwurfe ihrer Kleidung und dem elastischen Gange, wäre der häßliche, verunzierende Nasenring nicht, an die Antike erinnern könnten.

Die arabischen Händler gehen stets gravitätisch in engen, weißen Kaftanen einher und zeichnen sich durch eine Kopfbedeckung aus, welche mit der deutschen Hausmütze Verwandtschaft zeigt.

Die zahlreiche eingeborene Kaffernbevölkerung ihrerseits, sofern sie in der Stadt Arbeit gefunden, paradiert meist in abgelegten, fadenscheinigen englischen Militärröcken, in Beinkleidern, zu deren Anfertigung der Fleiß und die Phantasie des Inhabers möglichst bunte Zeugflecke zusammengetragen und verwendet hat, bei deren Bau der „Styl" jedoch vollkommen Nebensache geblieben ist.

Der sogenannte „wilde" oder Kraalkaffer emanzipiert sich von dieser schlechten Kopie europäischer Kleidung; stolz schreitet er daher, Knüttelstab und Assagai in der Hand, Perlschnüre auf dem Wollhaupt, Perlringe oder geschnitzte Holzpflöcke in den weitgeschlitzten Ohren, deren eines auch hin und wieder als Ersatz der abwesenden Rocktasche eine Holzpfeife aufnimmt. Am Hinterhaupte beherbergt das Wollhaar den unausbleiblichen, stets hübsch geschnitzten beinernen Schnupftabakslöffel. Der übrige Mensch ist, abgesehen von dem aus Pelzwerk hergestellten Gürtel und der mit einer gewisser Grandezza getragenen perlengestickten verräucherten Tunika, die ihm das Gesetz der Zwangsbekleidung aufnötigt, nackt. Als Schmuck werden Messingringe am Knöchel des linken Beines getragen.

Dem derart geschmückten Herrn und Haupt des Kraals folgen seine Weiber, wenn er deren mehrere zu besitzen reich genug ist, gewöhnlich abgearbeitete, dürre häßliche Hexengestalten, deren Aussehen beweist, daß sie die Arbeitssklavinnen ihres Gebieters sind. An diese schließt sich des Kraalherrn nach dem Viehstande wertvollstes Besitztum — seine Töchter — an.

Glücklich ist der, welcher deren viele besitzt, denn jede derselben bedeutet bei der Verheiratung ein für den Vater durch so und so viel Ochsen repräsentiertes Kapital; ein Kaufgeld, welches sich nach dem Wohlstand des Bräutigams, natürlich aber auch nach den Reizen und der körperlichen Kraft der Braut bemißt. Dem Handelswert entsprechend, genießen daher auch die Töchter des Vaters Pflege und Fürsorge in vollem Maße; die ihnen zugeteilte Arbeit reduziert sich nahezu auf nichts; nicht allein, daß sie wohlgenährt werden, man mästet sie, um nach lokalen Anschauungen den Marktwert zu erhöhen. Die prallen, runden, geschmeidigen Glieder erscheinen gut eingeölt, die Schienbeine sind mit Ocker bemalt, Schürzen und Kopfhaar mit Perlschnüren geziert. Die Stirnhaare werden wie in Europa in überhängende Löckchen gedreht, reichlich gesalbt und rot gefärbt. Den Schluß des Zuges bildet der zahlreiche kleinere Nachwuchs.

Tritt das Haupt dieser Gesellschaft in einen Kaufladen, um ein Messer, Beil oder ähnliches Werkzeug zu erstehen, so hält sich die ganze Familie bescheiden an der Schwelle; die erwachsenen Mädchen mit züchtig nach dem Boden gerichteten Augen, die Frauen und Kinder jeden Gegenstand mit Ueberraschung und Neugier anstaunend.

Die herangewachsenen Söhne sieht man selten in den Reihen der Familie, meist stehen sie in den Diensten der Weißen, sei es als Ochsentreiber, Ackerarbeiter oder Holzhacker; aufs eifrigste beschäftigt, in möglichst leichter Weise ein kleines Kapital zu sammeln, um einige Stücke Rindvieh erwerben zu können.

Mit dem Besitze eines kleinen Viehstandes beginnt für den Kaffer die Annehmlichkeit des Lebens, und zwar ohne schwere Arbeit, die er prinzipiell verabscheut. Die kleine Heerde ernährt ihn nicht allein, sondern sie bietet ihm die Mittel, wie wir oben gesehen, sich Frauen zu kaufen und mit deren Erwerb das ersehnte Faullenzerleben des Familienhauptes zu beginnen.

Es ist somit nicht überraschend, den jungen Bantu früh schon den väterlichen Kraal verlassen zu sehen, um sobald als möglich die erwünschte Selbständigkeit mit ihren Annehmlichkeiten zu erreichen. Bis dahin wird ihn

der väterliche Kraal selten sehen, höchstens daß er einmal die Sonntagsfeier seiner Arbeitgeber benützt, um die oft viele Stunden weite Fußreise nach der Heimat anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen im Bezirk der Delagoa-Bay.

Von H. E. O'Neill Esq.

Das Küstenland und das Innere an der Delagoa-Bay gehören zu den noch am dürftigsten bekannten Gegenden von Ostafrika, und es war daher sehr dankenswert, daß das britische Kolonialministerium den als sehr tüchtigen Afrika-Reisenden bekannten Lieutenant H. E. O'Neill Esq., britischen Konsul in Mosambik, im Spätjahr 1886 mit dem Auftrag betraute, eine amtliche Reise in jene Gegenden anzutreten. Herr O'Neill verließ im Dezember 1886 Mosambik zu diesem Zweck und kehrte erst am 23. Januar 1887 dorthin. Das britische Auswärtige Amt hat den von Herrn O'Neill erstatteten Bericht veröffentlicht, welcher durch die auf Grund eigener Anschauung gewonnene Schilderung der heutigen Zustände jener portugiesischen Kolonie nicht uninteressant ist. Wir geben dahier eine deutsche Uebersetzung der O'Neill'schen Reiseschilderung:

Es gibt zwei im Gebrauch befindliche Wege von der Delagoa-Bay nach dem Transvaal. Der erst angelegte aber längere führt von der untersten „Drift" oder Furt am Temby-Fluß durch Swasi-Land in den Freistaat. Dieser Weg wurde in den Jahren 1878 und 1879 von den portugiesischen Ingenieuren gewählt, welche mit der Vermessung der projektierten Eisenbahnlinie nach Pretoria betraut waren. Der zweite Weg, welchem entlang die nun im Bau begriffene Eisenbahn eine Strecke weit verläuft, geht von der Stadt Delagoa-Bay aus, übersteigt bei dem Matala-Poort (Paß) die Lobombo-Hügelkette, steigt in das Thal des Incomati-Flusses hinab und folgt dem Laufe dieses Flusses bis auf ungefähr eine Tagereise vor Barberton.

Mein Wunsch war, diesen beiden Wegen eine ehrliche Probe zu geben. Indem ich also den ersteren einschlug, beabsichtigte ich das Swasi-Land zu durchreisen und auf dem zweiten, den man gewöhnlich den Incomati-Weg nennt, nach Delagoa zurückzukehren. Beide Wege wetteifern gewissermaßen miteinander um den Handel mit den Goldfeldern, wie mit ihren großen rivalisierenden Straßen durch die Kapkolonie und Natal. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß ich diese Pläne nicht durchgeführt habe. Obwohl ich eine Strecke weit auf beiden Straßen reiste, habe ich nirgends die portugiesische Grenze überschritten.

Am Morgen des 27. Dezember verließ ich die Stadt Lorenço Marques und schlug nach einer Fahrt von ungefähr sechs Stunden mein Lager an einem Punkt am Hauptarm des Matolla-Flusses, eines kleinen Nebenflusses des Temby, auf. Dieser Teil des Weges führt über einen sehr weichen, nachgiebigen Sand und bereitet dem Wagenverkehr solche Schwierigkeiten, daß die Buren, welche im Winter denselben herunterkommen, selten ihre Wagen nach der Stadt bringen. Die Güter werden auf Booten eine kurze Strecke weit die Flüsse Temby und Matolla hinaufgeführt und dann an einem Punkte namens Malbenbaan von den Wagen eingenommen. Wenn sie nach Swasi-Land bestimmt sind, schlagen sie die von mir verfolgte Straße bis zur Umbelosi-Drift ein, setzen über diesen Fluß und folgen dem Wege nach der Temby-Drift. Sind sie aber für Barberton bestimmt, so folgen sie beinahe unfehlbar dem Incomati-Thal.

Am Dienstag nach einem frühen Aufbruch erreichten wir an der Stelle, wo die Wege nach Incomati und Umbelosi sich scheiden, eine Station, welche von einem Engländer namens Sheppard gehalten wird. Hier spannten wir aus, um zu frühstücken, und fuhren dann am Nachmittag weiter nach Malbenbaan. Am Mittwoch brachte uns eine siebenstündige Fahrt durch eine licht bewaldete Gegend mit sandigem Boden nach dem Umbelosi-Fluß, und ich lagerte an der Furt, durch welche die Lastwagen gewöhnlich übersetzen.

Wenn man das Umbelosi-Thal betritt, wechselt das Aussehen des Landes ganz merkwürdig; die gebrochenen Umrisse und steilen Hänge des Lobombo-Höhenzuges kommen plötzlich in Sicht in einer Entfernung von nur 10 oder 12 e. Mln., während das Thal selbst mit seinem Waidegrund von lebhaftem Grün, seinem gewundenen Fluß und dessen gut bewaldeten Ufern einen scharfen, aber angenehmen Kontrast zu der Gegend bildet, welche wir eben passiert haben. Trotzdem aber steht dieser Ort wegen seiner Ungesundheit und Sterblichkeit in einem sehr schlechten Ruf, besonders in der Regenzeit, und ich begann sogleich seine schlimmen Wirkungen zu verspüren. Die akute Form der sogen. „Pferdeseuche" brach unter meinen Zugtieren aus, und ehe ich noch drei Stunden im Thale gelagert war, verlor ich zwei von meinen Maultieren durch den Tod. Ein kurzer Aufenthalt war unvermeidlich wegen der Beschaffenheit des Stromes, welcher ausgetreten und von dem nicht zu erwarten war, daß er in den nächsten Tagen passierbar sein würde. Allein wenn ich weiter kommen wollte, so war eine stärkere Bespannung notwendig, und ich schrieb daher sogleich zurück und verlangte eine Verstärkung an Maultieren. Als aber auch ein drittes krank zu werden begann, war es offenbar Zeit umzukehren und eine gesündere Gegend aufzusuchen. Ich kehrte deshalb um und erhielt auf dem Rückwege nach Malbenbaan die entmutigende Antwort: von den sechs übrigen Pferden, welche der Transport-Kompagnie gehörten, seien ebenfalls drei tot. Es lag nun klar am Tage, daß es Thorheit gewesen wäre, zu dieser Jahreszeit und mit ungenügenden Transportmitteln eine Reise zu versuchen, und ich beschloß daher mit Widerstreben, wieder nach Delagoa zurückzukehren.

Ich brauche keine eingehende Schilderung unserer



Rückreise zu geben, welche mit einiger Schwierigkeit verbunden war, da das halbe Gespann, auf welches wir nun reduziert waren, nur einen erleichterten Karren ziehen konnte, und wir alle mußten zu Fuß daneben her wandern und hie und da buchstäblich die Schultern an's Rad stemmen und die Räder aus den tiefen Gruben weichen Sandes herausheben, in welche dieselben einsanken. Auch in Sheppard's Station war ein kurzer Aufenthalt nötig, und erst am Abend des 4. Januar erreichten wir wieder Lorenço Marques.

Ich hatte nun genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß kein Maultiergespann, wenigstens in dieser Jahreszeit, im Tieflande zu reisen imstande war. Andere jedoch waren nicht leicht zu überzeugen, und als eine Woche nach meiner Rückkehr ein neuer Vorrat von Tieren aus dem hohen Veldt herbeigeschafft worden war, wurde ein anderer Wagen mit zwölf Maultieren über Incomati nach Barberton abgesandt.

Dieses Wagnis war beinahe noch unglücklicher als das meinige, denn ehe diese Expedition 30 e. Mln. weit auf ihrer Reise gekommen war, hatte sie schon fünf von ihren Maultieren durch den Tod verloren. Ich brauche die Krankheit, welche diese Sterblichkeit verursachte, nicht erst zu beschreiben, denn sie ist ja allgemein bekannt. Es war die Pferde- oder Lungenseuche, welche alljährlich Tausende von Pferden und Rindern selbst auf dem hohen Veldt des Transvaal und in den südafrikanischen britischen Kolonien hinrafft und die während des Transvaalkrieges alle Geschicklichkeit der britischen Regimentstierärzte in ihren Versuchen, die Krankheit zu heilen oder ihr auch nur vorzubeugen oder sogar nur deren Ursache zu ermitteln, über welche zahlreiche Theorien im Umlauf sind, vereitelte. Sie verläuft ungemein rasch, und gewöhnlich genügen sechs Stunden, um ein anscheinend ganz gesundes Tier hinzuraffen.

Zwei Tage nach meiner Rückkehr begann ich selbst die schlimmen Wirkungen der niedrigen, sumpfigen und ungesunden Oertlichkeiten zu verspüren, durch welche ich gereist war, und ich litt unter einem starken Fieberanfall, welcher mich fünf Tage lang ins Bett bannte. Als ich mich davon erholt hatte und fand, daß die mir noch übrig bleibende Zeit nicht ausreichte, um eine Reise ins Innere auszuführen, so beschloß ich, die Insel Inyak zu besuchen und mich von der Art und Weise der portugiesischen Besetzung derselben zu überzeugen — eine Besitzergreifung, welche erst einige Jahre nachdem Marschall Mac Mahon als erbetener Schiedsrichter den Fall zu Gunsten der Portugiesen entschieden hatte, stattfand. Es waren mir schon oft Berichte über den Anspruch, welchen die Königin der Amatongas noch immer auf diese Insel erhob, zu Ohren gekommen, und erst vor kurzem hatte ich von einer Einsprache gehört, welche die Königin gegen die Erbauung eines Leuchtturms auf dieser Insel erhoben hatte, obwohl dieses Werk im Interesse der Schiffe, welche die Delagoa-Bay besuchten, einem höchst fühlbaren Bedürfnisse entsprach.

Dieser Besuch nahm mich vom 15. bis zum 20. Januar in Anspruch. Ich fand die Insel wirksam besetzt von einer Abteilung von etwa 20 Soldaten unter dem Befehle eines Lieutenants der portugiesischen Armee. Sie waren gut in einer kleinen aber soliden Kaserne untergebracht, welche auf einem hohen gesunden Punkte stand und Port Melville und die Bucht überschaute. Ein paar kleine Geschütze auf Feldlaffetten beherrschten den Ankergrund. Gleichwohl ist die Besitzergreifung eine rein militärische, und man fühlt ziemlich deutlich, daß den benachbarten Amatongas nicht zu trauen ist. Die Behörden erhielten vor kurzem einen starken Beweis von der Unabhängigkeit der Amatongas, als sie sich weigerten, die in Marschall Mac Mahon's Entscheidung bestimmte eingebildete Grenze bezeichnen zu lassen. Die damals festgesetzte Grenzlinie von 26° 30′ s. Br. läuft durch den Mittelpunkt des Amatonga-Gebietes, führt nahe am Kraal der Königin vorüber und es ist daher nicht unnatürlich, daß die Amatongas eine Einsprache dagegen erheben. Mit Ausnahme davon, daß er die Briten vom Lande ausschließt, ist der schiedsrichterliche Spruch ein toter Buchstabe geblieben, und die Amatonga-Königin übt eine praktische Gerichtsbarkeit bis zur Mündung des Mapputa-Flusses hinauf aus.

Auf der Insel Inyak wohnen vielleicht ein paar Hundert Eingeborene, welche vom Fischfang und der Lieferung frischer Nahrungsmittel für die Militärabteilung leben. Ein regelmäßiger Verkehr mit der letzteren wird durch einen Schuner aus Lorenço Marques unterhalten, und vom Kommandanten hörte ich, daß die Besatzung alle drei Monate abgelöst wird.

Am 20. kehrte ich nach Lorenço Marques zurück, und am 24. schiffte ich mich zur Rückreise nach Mosambik ein, wo ich am 2. Februar ankam.

Fasse ich die allgemeinen Ergebnisse meiner Beobachtung zusammen, so möchte ich in erster Linie die Aufmerksamkeit auf die rasche Ausdehnung der britischen Interessen in diesem Bezirke und auf deren wachsende permanente Beschaffenheit lenken. Seither sind dieselben nur kommerzielle und vorübergehende gewesen, erstere von dem Eingang britischer Waren für das Transvaal über Delagoa-Bay herrührend, die zweiten entstanden durch den Durchzug britischer Unterthanen: Goldgräber, Händler, Spekulanten und dergleichen, welche nach den Bergwerksdistrikten des Transvaal strömen.

Nichts ist in der That merkwürdiger, als die Art und Weise, in welcher dieser Bezirk anglisiert wird. Derselbe ist der erste Punkt, an welchem eine wirkliche Berührung zwischen Briten und Portugiesen in Südafrika stattfindet, und es wird einen interessanten Anblick gewähren, wie das unthätige Leben der letzteren, welches dieselben seit mehr als drei Jahrhunderten nur auf die Küsten der Bucht beschränkt hat, dem Andrang und der Lebenskraft, welche die Briten kennzeichnet, entweder widerstehen oder sich derselben anpassen wird.

Der Anglisierungsprozeß wird auf allen Seiten weitergeführt und sogar durch andere als Engländer. Von der unmittelbaren Umgebung der Stadt Lorenço Marques an und weiter bis in das Transvaal hinein auf beiden Wegen findet man Engländer und andere Vasallen, welche sich daselbst niederlassen. Auf den östlichen Abhängen der Lobombos, etwa südlich vom Umbelosi und deshalb noch auf portugiesischem Gebiet, entsteht eine kleine englische Kolonie, die sich teilweise mit Viehzucht befaßt, aber hauptsächlich darauf bedacht ist, sich den Handel mit dem Swasi-Land zu sichern, zu welchem die Delagoa-Bucht den paratesten Zugang gewährt. Hier hat sich der englische Unternehmungsgeist in überraschender Weise kundgegeben. Auf diesem, dem alten Wege nach dem Transvaal, gab es eine kurze Strecke Tiefland zwischen den Lobombos und dem Temby, vor deren Ungesundheit die Transportfuhrleute der Buren sich immer fürchteten. Eine kleine Gruppe von Engländern kam nun auf den Einfall, sich dieses Gliedes in der Verkehrslinie zu bemächtigen, und sie scheint nun völlig sich in den Besitz desselben gesetzt zu haben und ein sehr gutes Geschäft zu machen, indem sie einen Frachtlohn von fünf Schillingen per Zentner der Waren verlangt, welche sie über diese Strecken hinüberführt und den Buren auf dem hohen Veldt abliefert. Es ist nun die Errichtung von Lagerhäusern an beiden Enden dieser Station, am Lobombo und an der Temby-Furt, beabsichtigt, so daß die Waren ordentlich unter Dach gebracht und geschützt werden können, während sie auf den Wagentransport warten.

Der einzige auf dem Temby-Fluß regelmäßig fahrende Dampfer ist das Eigentum eines am Lobombo ansässigen Schotten, und das Dampfschiff „Somtseu", der afrikanischen Dampfboot-Gesellschaft gehörend, machte, als ich die Delagoa-Bucht verließ, die erste Fahrt eines Dienstes, von welchem man hoffte, daß er ein regelmäßiger werden würde. Auch auf dem Wege nach Incomati, in einer beinahe wasserlosen Gegend, haben sich an den drei einzigen bewohnbaren Stellen Engländer niedergelassen.

Allein der gewaltige gierige Drang nach Gold, welcher dermalen in Südafrika herrscht, verspricht nun die Mehrheit einer vorzugsweise der angelsächsischen Rasse angehörigen Klasse der Bevölkerung über die innere Grenze nach dem portugiesischen Gebiet zu ziehen. Auf Schürfen bedachte Pionniere aus Barberton verbreiten sich von den Ufern des Kaap-Flusses weit aus und das Incomati-Thal wimmelt bereits von ihnen. Nördlich und südlich von diesem Flusse wird schon rührig geschürft, besonders in der Lobombo-Bergkette, und das Regierungssekretariat in Lorenço Marques hat bereits viele Schürfscheine ausgestellt, welche meist den goldführenden Riffen am östlichen Abhange jenes Höhenzugs gelten. Vielleicht der am meisten versprechende unter den in neuerer Zeit ausgestellten Schürfscheinen gilt einem Kohlensaum in der Nähe des Umbelosi-Flusses, welcher mittelst dieses Flusses und des Temby nur 14 englische Meilen auf dem Wasserwege von der Delagoa-Bay entfernt ist. Erweist sich die Kohle als von guter Beschaffenheit, wie die seither heruntergeschickten Proben hoffen lassen, so wird dieses Kohlenfeld eine ausnehmend günstige Lage haben, um mit der Natal-Kohle zu konkurrieren, welche etwa 200 e. Mln. von der Küste bei Newcastle gebrochen wird.

In Betreff des wahrscheinlichen Vordringens der Goldsucher in das portugiesische Gebiet scheinen die bereits gewonnenen Erfahrungen darzuthun, daß die ergiebigste goldführende Schicht sich von den Mittelpunkten des Abbaues am Kaap-Flusse aus gegen Nordost und Ostnordost hinzieht, und dem Vernehmen nach sollen sich bereits Gesellschaften ausrüsten, um in der bevorstehenden kühlen Jahreszeit die Gelände Gaza, Manica und Maschona schürfend in Angriff zu nehmen.

Wann erst wirklich ergiebige Quarzriffe in diesen Ländern gefunden werden (welche die goldreichsten in ganz Südafrika sein sollen) und wann sich Gesellschaften zum Abbau derselben gebildet haben werden, so wird man zunächst die Frage von der portugiesischen Oberherrschaft ernstlich erheben, und dann erst können die wirklichen Beziehungen der kolonialen Behörden zu so mächtigen Häuptlingen wie Gungunhana von dem Lande Gaza auf die Probe gestellt werden.

Ich möchte hier nachweisen, daß die Unabhängigkeit, welche dem Swasi-Könige durch die Uebereinkunft vom 3. August 1881 verbürgt und hauptsächlich durch den Einfluß der britischen Regierung aufrecht erhalten worden ist, wesentlich dazu beigetragen hat, die Befürchtungen der benachbarten eingeborenen Häuptlinge wegen des Goldschürfens in ihrem Gebiete wenigstens abzuschwächen, wo nicht zu beseitigen. Sie haben gesehen, wie das Swasi-Land von englischen Goldsuchern beinahe überschwemmt wurde, und konnten sich überzeugen, daß der Einfall ein rein friedlicher ist und daß ihre Rechte streng geachtet und gewahrt worden sind. Für jede Waidegerechtigkeit und jeden Schürfschein ist der König gut bezahlt worden. Jeder „Claim", wofür ein Schürfschein genommen ward, hat ihm 50 Lstrl. eingebracht, und bei mehr als einer Gelegenheit, wenn sich eine Gesellschaft zum Abbau eines Claims gebildet und Maschinen aller Art aufgestellt hatte, wurden ihm über 3000 Lstrl. in baarem Gelde für den Erlaubnisschein bezahlt.

Damit soll nicht behauptet werden, daß dieser Zustand nicht künftig zu schlimmeren Folgen führen oder die Unabhängigkeit der Swasi nicht bedrohen könne; allein die benachbarten Häuptlinge brauchen vorerst jene Gefahren nicht vorauszusehen, wie sie denn auch nur den unmittelbaren Zuwachs an Reichtum und Macht sehen, welcher aus der Entdeckung von Gold und dem Zuströmen der Weißen entspringt. Vieles wird auch von der Art und Weise abhängen, in welcher die schürfenden Gesellschaften von solchen Häuptlingen wie Gungunhana aufgenommen

werden. Ist ihre Aufnahme günstig, dann wird gewiß ein großer Zulauf erfolgen und es werden einige ernste Fragen bezüglich der territorialen Oberherrlichkeit entstehen, welche auf einen bestimmteren und festeren Fuß gestellt werden muß, als der gegenwärtige ist.

Die Eingeborenen selbst bilden einen der Hauptkanäle für die Ausbreitung des englischen Einflusses über diesen Bezirk. Seit mehr als zehn Jahren hat ein unaufhörlicher Kreislauf in der Bewegung von Schwarzen zwischen dem Bezirk der Delagoa-Bay — und in geringerem Umfang derjenigen von Imhanbane — und den britischen Kolonien in Südafrika stattgefunden, und die großen Mittelpunkte von Handel und Industrie, wie Port Elizabeth, D'Urban und Kimberley sind den Mitgliedern jeder eingeborenen Familie wohlbekannt. Jeder junge Schwarze, welcher etwas Geld verdienen will, bricht sogleich nach einem von diesen Punkten auf, und das Vertrauen derselben ist so groß, daß sie auf keinen Auswanderungsagenten warten, sondern einzeln oder paarweise auf dem Landwege oder dem Postdampfer reisen und in zwei oder drei Jahren mit wohlgefüllten Taschen zurückkehren.

Von dem unbebauten Aussehen des Landes und dem verhältnismäßig großen Handel überrascht, welcher darin betrieben wird, fragte ich eines Tages einen Händler: „Wo sind denn die Ausfuhrgegenstände oder Produkte, womit diese ganze Einfuhr bezahlt wird?"

„Das Produkt dieses Distriktes", erwiderte er, „ist englisches Gold; der Eingeborene zahlt für alles hier in baarem Geld." Und dies ist buchstäblich wahr; das natürliche Erzeugnis dieses Bezirks ist beinahe gleich Null; sein Reichtum besteht hauptsächlich in den Ersparnissen der Eingeborenen von ihrem Verdienst in einer der südafrikanischen Kolonien.

Auf diese Weise ist das englische Geld die landesübliche laufende Währung geworden, und man kann füglich sagen, das portugiesische Geld ist außerhalb der öffentlichen Aemter beinahe unbekannt, und man hat es sogar schon zu Zeiten nötig befunden, sich der englischen Münze zu bedienen, denn eines Tages, als das Departement für die öffentlichen Arbeiten die am Eisenbahnbau beschäftigten Kaffern in portugiesischem Geld bezahlen wollte, weigerten diese die Annahme desselben mit der Behauptung, dies sei kein Geld, und wollten nicht eher arbeiten, als bis sie in englischen Shillingen bezahlt werden würden. Man findet unter den Eingeborenen dieses Bezirkes auch einige Kenntnis der englischen Sprache oder vielmehr einer armseligen Verstümmelung derselben verbreitet. Durch alle diese Hülfsmittel wird der oben von mir erwähnte Anglisierungsprozeß allmählich gefördert.

Nun noch ein paar Worte über die Eisenbahnarbeiten. Bei der Art und Weise, wie gegenwärtig der Bau betrieben wird, wird es allerdings noch Jahre brauchen, bis die Eisenbahn nach Barberton gebaut ist, wenn sie überhaupt vollendet wird. Man kann kaum glauben, daß mit diesem Bau Ernst gemacht werde, und man könnte eher annehmen, die Absicht sei nur die gewesen, die erlahmende Thatkraft derjenigen anzuspornen, welche eine Aktiengesellschaft zur Unternehmung des Baues zu gründen bemüht sind, und um vielleicht die Transvaal-Regierung an der Ermutigung irgend welcher konkurrierenden Pläne zu verhindern.

Der Bau ward Ende Juni 1886 begonnen, und obwohl im Januar 1887 angeblich schon alles für das Legen der Schwellen und Schienen bereit war, so ist auf den beiden ersten englischen Meilen noch alle Arbeit zu thun. Die Linie beginnt am Hafendamm von Lorenço Marques, durchläuft die sumpfige Niederung, welche die Stadt von den Hügeln trennt, und hält sich so dicht an das Flußufer, daß bei jeder Springflut die Wogen bis auf wenige Fuß an das Niveau der Schienen heranspülen. Die zerstörende Wirkung des Meeres auf diesem Teile der Aufdämmung hat daher auch bereits eine Verstärkung, um nicht zu sagen einen Neubau, der ursprünglichen Arbeit nötig gemacht. Soweit der Anprall der Flut darauf wirkt, ist die Aufdämmung nun mit einer Verkleidung von solidem Mauerwerk versehen, die unten etwa zwei Meter, oben etwa neunzig Centimeter dick ist und aus hartem rotem Sandstein besteht, welcher bei Reuben's Point abgebaut und auf Lichterbooten den Fluß heraufgeschafft wird. Sobald diese Verkleidung vollendet ist, wird der erste Teil der Eisenbahnarbeit hoffentlich sicher sein.

Die weiter hinauf vordringenden Arbeitsmannschaften sind nun mit dem Abholzen und Nivellieren einer Strecke in einer Entfernung von 9 Km. von der Stadt beschäftigt, allein die Arbeit geht nur sehr langsam von statten, der Stab ist klein und die Arbeiter sind in geringer Zahl vorhanden. Schienen für die permanente Bahn, Schwellen und Betriebsmaterial irgend welcher Art für diese Linie sind noch nicht angekommen. Ein schlimmes Zeichen für das Werk ist auch die zurückhaltende Weise, in welcher die hier wohnenden Weißen, amtliche sowohl wie fremde, mit denen ich über die Eisenbahn sprach, sich äußern. Alle erklärten die Vollendung der Bahn für zweifelhaft, falls nicht in dem Maßstabe des Voranschreitens und in dem genehmigten Bauaufwand eine große Veränderung eintrete. Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist der höchste Aufwand, welchen das Departement der öffentlichen Arbeiten für dieses Unternehmen gestattet, monatlich 6 Contos Reis oder ungefähr 26,600 Mark.

Die jüngste Verfügung von Natal bezüglich der Herabsetzung der Zölle hat dem Handel von Delagoa-Bay unbezweifelbar einen schweren Schlag zugefügt. Ladungen, welche an Spediteure an diesem Punkte konsigniert sind, werden nun angehalten und in Natal gelandet, um durch diese Kolonie nach Transvaal verschickt zu werden.

Zum Schluß dieser Bemerkungen über die Zustände im Bezirk von Delagoa-Bay darf ich nicht versäumen, auf die Verbesserungen hinzuweisen, welche von dem

Departement der öffentlichen Arbeiten in der Stadt Lorenço Marques bewerkstelligt worden sind. Die meisten öffentlichen Gebäude der Stadt sind neu und innerhalb der letzten sechs Jahre errichtet worden; die bedeutendsten unter ihnen sind das Zollhaus, die Bureaux der Lokalregierung, das Schatzamt, das Postamt und das in einiger Entfernung von der Stadt gelegene große Magazin zur Aufbewahrung von Schießpulver, welches hier in großen Massen für Handelszwecke gelagert wird. Auf dem Hügel, welcher die Stadt überschaut, stehen ein großes Hospital und eine hübsche Kirche.

Als ein nützliches Werk für die Förderung der Schiffahrt wird eine Ausdehnung des gegenwärtigen Hafendammes in solcher Länge vorgeschlagen, daß die Dampfschiffe imstande sind, ihre Ladungen dicht an demselben zu löschen. Eine Firma in Natal hat sich erboten, dieses Werk auszuführen, wenn sie sich ein Monopol für die Landungsgebühren sichern kann, und hat sich mit diesem Vorschlag an die portugiesische Regierung in Lissabon gewandt. Man hat endlich auch erfolgreiche Versuche gemacht, den Sumpf auszutrocknen, welcher die Stadt umgibt, und welchem man die Ungesundheit derselben größtenteils zuschreibt; bereits sind Hunderte von Eucalyptus-Bäumen schon in diesem Sumpf ausgepflanzt, welche eine Höhe von 3 bis $4^1/_2$ m. erreicht haben, und Tausende von solchen werden noch ausgepflanzt werden. Auch dichte Bananenhaine in der flachen sumpfigen Niederung verbessern nun deren früheres kahles und verwahrlostes Aussehen.

Diese letztgedachten Verbesserungen verdankt man meist den Bemühungen der weißen Residenten in der Stadt, welche zu einer „Botanischen Gesellschaft" zusammengetreten und auf dem Abhang des Hügels einen wirklich achtbaren Botanischen Garten angelegt haben.

Wenn die Gemeindebehörden von Lorenço Marques in geeigneter Weise die Bemühungen der Residenten und des Departements der öffentlichen Arbeiten unterstützen, wenn die Straßen der Stadt gehörig gereinigt, gepflastert und beleuchtet werden würden, so würde man gewiß nicht mehr so viel Klagen über „den Schmutz, das Elend und die Verödung in der Stadt Lorenço Marques" hören und diese sich bald zu einer der rührigsten Städte Südafrika's aufschwingen.

* * *

Wir führen diesen Bericht unsern Lesern absichtlich vor, um sie auf diesen Teil des portugiesischen Ostafrika so besonders aufmerksam zu machen, wie es Herr O'Neill seinen britischen Landsleuten gegenüber beabsichtigt. Das Gebiet von Delagoa-Bay ist eines der wertvollsten und günstigst gelegensten an der afrikanischen Ostküste. Es bildet die südlichste Spitze der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika, und die Hoheitsrechte der Portugiesen auf diesen Teil ihres Kolonialreiches sind anfechtbar. In die geschützte breite Delagoa-Bay münden mehrere große und lange Flüsse, welche ins Binnenland hineinführen. Das Hinterland des Delagoa-Gebietes ist das Swasi-Land und dahinter die große, alljährlich stärker bevölkerte Transvaal-Republik. Die Unabhängigkeit von Swasi-Land ist keine dauernde, denn nach ihm strecken die Buren von Transvaal ebenso gierig die Hände aus, wie die Engländer, welche seither den Swasi-König nur vor den Buren schützten, um später selbst sein Reich zu annektieren, welches ausgedehntes Waideland und reiche mineralische Schätze besitzt. Die Stadt Lorenço Marques verdankt ihr Dasein nur der günstigen Lage als Speditions- und Handelsplatz von Transvaal mit Europa. Sie liegt auf einer Landzunge am linken Ufer des Rio Espiritu Santo im Nordost-Schooße der geräumigen, wohlgeschützten Delagoa-Bay und hat gegenwärtig etwa 3000 Einwohner. Ursprünglich eine einfache, von dem Portugiesen Lourenço Marques im Jahre 1544 gegründete Faktorei, welche noch im Jahre 1828 nur aus einem einzigen Haus und einigen Hütten bestand, wuchs sie erst in den dreißiger Jahren zu einer größeren Niederlassung heran, welche aber in solch lockerer und ungesicherter Verbindung mit der Hauptstadt der Provinz, Mosambik, stand, daß im Jahre 1842 die Nachricht von der Ermordung des Gouverneurs und der Zerstörung des Forts in Lorenço Marques erst in Jahr und Tag und auf dem Umwege über Brasilien nach dem 1500 Km. weiter nach Nordost gelegenen Mosambik gelangte. Die gegenwärtige Stadt ward 1867 in Angriff genommen und 1869 vollendet und hob sich mit der Bedeutung von Transvaal, für welches die Stadt der nächst- und bestgelegene Speditions- und Hafenplatz ist. Im Jahre 1873 betrug der Wert der Ein- und Ausfuhr 2,054,000 Franken, worunter die Einfuhr mit 1,341,000 Franken; der Ertrag der Zollgefälle belief sich auf 200,000 Franken. Die Ausfuhr an Leder, Häuten, Reis, Orseille, Sesam, Elfenbein und anderen Erzeugnissen des Binnenlandes ist in steigender Zunahme begriffen, und wenn erst die oben erwähnte Eisenbahn nach Barberton, der ersten Stadt von Transvaal, vollendet sein wird, gestaltet sich der Handel noch lebhafter. Schon jetzt hat die Auffindung und Erschließung der reichen Goldfelder um Lijdensburg einen großen Zufluß von Fremden herangezogen, welcher später noch steigen wird. Unter dem 26.⁰ s. Br. gelegen, hat Lorenço Marques ein subtropisches Klima, ist von Sümpfen umgeben und wird vom Oktober bis Mai von miasmatischen Fiebern heimgesucht, zeigt aber keine ungewöhnlich hohe Sterblichkeit, und weist im Innern und auf höher gelegenen Punkten manche gesunde Oertlichkeit mit fruchtbarem Boden auf.

Unbedingt aber steht dem Delagoa-Bay-Distrikt, wie auch aus dem Bericht des Herrn O'Neill hervorgeht, noch eine große Zukunft als Kolonie bevor, und wir lesen deutlich zwischen seinen Zeilen, wie er dieses Land mit seinem für alle Kulturen und besonders für Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reis 2c. geeigneten Boden der Beachtung seiner Landsleute und der Regierung zur künftigen



Annexion empfiehlt. Angesichts dieser Winke möchten wir aber unseren deutschen Kaufleuten das Delagoa-Gebiet als ein vielversprechendes Versuchsfeld empfehlen, auf welchem wir noch mit geringer Mühe und großen Chancen des Erfolgs den Engländern Konkurrenz machen und nicht nur einen Markt für deutsche Fabrikate, sondern auch ein Versuchsfeld für deutsche Kolonisation finden könnten. Ganz besonders aber wäre bei dem notorischen Mangel an geschickten Handwerkern Lorenço Marques und das Binnenland unseren feiernden Handwerkern als Ziel der Auswanderung zu empfehlen, und wir erlauben uns, die deutschen Vereine für Handelsgeographie, Ausfuhr, Kolonisation 2c. auf diesen wichtigen und wertvollen Punkt der ostafrikanischen Küste hinzuweisen, wo es, wie aus vorstehendem Bericht hervorgeht, nicht an einheimischen Arbeitern fehlt und wo jeder kommerzielle und kolonisatorische Versuch rascher und sicherer gelingen dürfte, als in den ostafrikanischen Küstenstrichen unter den Tropen. Es ist ja gewiß nur ein hochverdienstliches Unternehmen, der Kolonisationsthätigkeit, welche sich in unserer Nation regt, noch ein Stückchen Erde zu bezeichnen, auf welches der englische Leopard noch nicht seine gierigen Fänge gelegt hat, und wir Deutschen sollten ihm an der Delagoa-Bay zuvorzukommen suchen.

Geographische Neuigkeiten.

* Neuere Forschungen an der Westküste von Tasmanien. Unter dieser Rubrik teilt Mr. C. P. Sprent, der zweite Direktor der Landesvermessung in Tasmanien, in den „Transactions and Proceedings of the Royal Geographical Society of Australasia, Victorian Branch," Vol. III und IV, eine Schilderung von einem Teil der britisch-australischen Kolonien mit, von welchem wir bisher nur spärliche Kunde hatten. Die Aufsicht wird veranschaulicht durch eine brauchbare Karte im Maßstab von 7½ e. Mln. auf den Zoll. Im allgemeinen besteht die ganze Westküste, nämlich die Küstenlinie vom Kap Grim bis zum Südwestkap, aus niedrigen haidebedeckten Hügeln und kahlen felsigen Bergen, die abwechselnd mit dichten Wäldern und tief einschneidenden Schluchten gefurcht und bestanden sind. Die Aussicht nach dem Binnenlande besteht aus aufeinander folgenden fortlaufenden Ketten zerklüfteter Berge, welche während voller acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind.... Mit Ausnahme einiger wenigen Strecken in der Nähe der Meeresküste ist der ganze Bezirk alles Pflanzenwuchses baar, welcher einen Viehstand zu erhalten vermöchte, und nur sehr kleine Strecken sind auf gewöhnlichem Wege unter Anbau gebracht zu werden fähig. Der vollen Gewalt der vom antarktischen Meere heraufwehenden Böen und Stürme ausgesetzt hat diese Küste ein solch ausnehmend feuchtes und kaltes Klima, daß selten eine Woche ohne Regen vergeht, und die gemachten Wetterbeobachtungen weisen aus, daß man in einem gewissen Jahre nur 42 Tage ohne Regen und Schnee zählte. Die bewaldeten Landesteile zeigen sich überdies nur mit einer oder mit beiden Varietäten eines Busches bedeckt, welche zu den allerdichtesten Gehölzen gehören, die man sich nur denken kann und worin man sich für jeden Schritt mit der Axt Bahn brechen muß. Fügt man dazu noch den Mangel an Gras und die Spärlichkeit des Wildes, so wird man begreifen, mit welchen Schwierigkeiten der Erforscher dieser Insel zu thun hat. Im Jahre 1859 ward Mr. Charles Gould zum Regierungsgeologen ernannt, und eine der ersten Aufgaben, welche er unternahm, war die Untersuchung der Umgegend von Macquarie Harbour und des dicht dabei liegenden, unter dem Namen Frenchman's-Kap bekannten Berges, in der Absicht zu ermitteln, ob in jener Gegend Gold gefunden werde. Auf zwei Expeditionen, welche er unternahm, gelang es ihm nicht, diesen Zweck zu erreichen. Herr James Smith dagegen hatte einen besseren Erfolg. Einige Zeit darauf entdeckte er Zinn in abbauwürdiger Menge am Mount Bischoff, in der Nachbarschaft des Quellgebietes des Arthur-Flusses und ungefähr 60 e. Mln. beinahe nördlich von Frenchman's-Kap. Diese Entdeckung führte zur Auffindung von Zinn, Wismut, Antimon und anderen Mineralien auf dem Mount Ramsay, welcher südwärts vom Mount Bischoff liegt. Endlich erhielt Herr Sprent von der Regierung den Auftrag, soviel von demjenigen Teil des Landes, worin die Entdeckungen gemacht worden waren, insoweit zu erforschen, auf ihre mineralischen Schätze zu untersuchen und in einer Karte aufzunehmen, als die Umstände gestatten würden. Herr Sprent begann zu Anfang des Jahres 1876 seine Operationen damit, daß er sich seinen Weg durch das dichte Gebüsch und wirre Dickicht nach der Meredith-Bergkette hieb, welche sich zwischen Mount Bischoff und dem Pieman-Fluß südwärts ausdehnt. Dieser Strom, welcher „mindestens 7 Meilen südlicher liegt als auf den amtlichen Karten angegeben ist", war in seinem Oberlauf, wo ihn Mr. Sprent erreichte, 120 m. breit, hatte steile Ufer und war alle halbe Meilen durch Stromschnellen versperrt. Diese Expedition stellte die Thatsache fest, daß sich eine Zone metallführenden Landes (hauptsächlich Zinn und Gold enthaltend) vom Mount Bischoff bis zum Mount Heemskerk erstrecke, welcher in der Nähe der Westküste, südlich vom Pieman-Flusse, liegt. Im folgenden Jahre wandte Mr. Sprent sich nördlich vom Mount Bischoff, in der Absicht, die genaue Lage der Vereinigung des Hellyar-Flusses mit dem Arthur zu ermitteln und nach weiteren Erzlagern zu schürfen. Im letzten Monat von 1877 untersuchte derselbe Forscher die Gegend zwischen dem Mount Bischoff und dem (südsüdöstlich davon gelegenen) Granit-Tor, wobei in der Schlucht des Macintosh-Flusses, eines Nebenflusses des Pieman eine Lagerstätte von kohlensaurem Kupfer entdeckt wurde. Inzwischen war es einer anderen Expedition, den Herren

T. B. und J. A. Moore und dem Herrn James Andrews, gelungen, vom St. Clair-See aus, welcher im Quellgebiet des Derwent-Flusses liegt, die zinnführende Region des Mount Heemskerk zu erreichen.

Dieser kurzen Geschichte der Erforschungen im nordwestlichen Tasmanien folgt eine übersichtliche Schilderung der hauptsächlichsten physischen Züge derselben Region. „Der zentrale Teil von Tasmanien ist eine Grünstein-Hochebene, welche eine allgemeine Meereshöhe von 2000 bis 3000 F. hat; die höchsten Berge erreichen 5000 F. über dem Meer. In dieser Hochebene liegen die Seen, aus denen die Quellgewässer aller der größeren Ströme entspringen, welche den Derwent, Mersey, Forth, Pieman und Gordon bilden. An der Nordseite senkt sich die Hochebene allmählich zum Meere ab und schickt eine Reihe von scharfen Sporen oder Ausläufern aus, welche die Wasserscheiden zwischen den verschiedenen Flüssen der Nordwestküste bilden. An der Westseite wird die Hochebene durch eine Reihe hoher Berge, mit Inbegriff des Craile-Mountain und Barn-Bluff, der beiden höchsten Berge der Kolonie, von je etwa 5100 F. Höhe, begrenzt. Alle diese Berge gehören derselben Periode an, wie diejenigen im Mittelpunkt der Insel, und bestehen entweder aus Grünstein oder aus Sandstein, der mit Grünstein überlagert ist. Die Hochebene ist sehr bergig und durch tiefe Klüfte gespalten, durch welche die Wildbäche austreten, die hernach die Flüsse der Westküste bilden. Westlich von der Hochebene entfaltet sich eine zweite Reihe von Bergen, sämtlich von der Schiefer- oder Konglomerat-Formation, welche in der Nähe des Südkaps mit einem Absturz in den südlichen Ozean enden. Diese Bergkette ist mit der ersten durch die Eldonkette verbunden, welche von Ost nach West verläuft. Eine dritte Bergkette gehört der Granitformation an und begreift in sich Mount Bischoff, Mount Ramsay und die Meredith- und Heemskerk-Ketten. Wie in einer solchen feuchten und gebirgigen Gegend zu erwarten ist, sind die Flüsse zahlreich und reißend, verlaufen in tiefen Schluchten und gewöhnlich zwischen steilen Ufern; ein Ding, wie ein breites Thal ist dort ganz unbekannt. Die drei hauptsächlichsten Flüsse des westlichen Tasmanien sind der Arthur, der Pieman und der Gordon. In den Arthur kann kein Fahrzeug vom Meere aus einlaufen, denn seine Barre ist seicht und voller Felsen. In den Pieman können zwar Schiffe mit 10—12 F. Tiefgang einlaufen, aber die Barre ist furchtbaren Sturzseen unterworfen und für Segelschiffe sehr gefährlich. Innerhalb der Barre ist der Pieman sehr tief und auf eine Strecke von 18 e. Mln. schiffbar. Der Gordon ist der schönste von den drei Flüssen und von seiner Mündung im Macquarie Harbour an 25 e. Mln. weit schiffbar; seine Quelle liegt nur wenige Meilen vom Derwent, südlich vom St. Clair-See; auch scheidet an der großen Krümmung des Gordon nur ein schmaler Bergrücken, kaum fünf Meilen breit, den Gordon vom Florentin, einem bedeutenden Nebenfluß des Derwent. Südlich von Macquarie Harbour sind die Flüsse kleiner und bilden den Ablauf von keinem weiten Streifen des westlichen Gebietes. Nur in einen von ihnen, den Giblin-Fluß, können Segelschiffe von mehr als 20 Tonnen einlaufen. Port Davey können wir als eine von Land umschlossene Bucht betrachten; die Flüsse, welche sich in sie ergießen, sind klein. Große Strecken im nordwestlichen Teil der Insel sind mit „Myrtenwald“ bedeckt, aber diese sogen. Myrte ist in Wirklichkeit eine Buche, Fagus Cunninghamii. An vielen Stellen weichen diese Bäume nun dem Eucalyptus. Unter anderen Bäumen und Sträuchern sind aufzuführen: die Hüonkiefer, Dacrydium; die King-Williams-Kiefer, Arthrotaxis; die Eucryphia Billardieri (den Flußufern entlang); Richea pandanifolia (in den Granitbergen und dem Gordon-Fluß entlang); der Warratah-Lorbeerbaum, Telopea; Agastachys; Pittosporum, Gaisblatt; der Ti-Baum und der „Horizontal“, Anodopetalum biglandulosum. Von wilden Tieren kommen das Känguru, Wombat, Tigerkatze (Dasyurus) und verschiedene Schlangen vor. Die hauptsächlichsten Mineralien in dieser Gegend sind Zinn, Gold, Eisen (Hämatit, Siderit, Magnetit, erdige Erze, Chlorverbindungen), Wolfram, Mangan, silberhaltige Bleierze ꝛc.; außer diesen sind auch Erzlagerstätten von Antimon, Wismut, Kupfer, Kobalt, Zink, Bleiglanz und Spuren von Nickel entdeckt worden.

* Die Antillen-Insel St. Thomas, eine der drei Kolonien, welche Dänemark in Amerika besitzt, geht rasch dem Zerfall ihrer früheren Blüte entgegen. Noch vor wenigen Jahren war St. Thomas die hauptsächlichste kommerzielle Niederlage für eine große Anzahl der Antillen-Inseln und für einen großen Strich der Westküste von Südamerika. Heutzutage versieht es nur noch einige wenige Inseln seiner nächsten Umgebung, und zwar nur diejenigen, deren Bedarf nicht bedeutend genug ist, um Dampfschiffe zu regelmäßigem Besuch derselben zu ermutigen, mit Waren. Die kommerzielle Niederlage hat in St. Thomas praktisch zu existieren aufgehört und es liegt wenig Wahrscheinlichkeit vor, daß es sich je wieder zu einiger Bedeutung aufschwinge angesichts des fortwährenden Niedergangs der Geschäfte. Die verhältnismäßige Verarmung der Einwohner wird bestätigt durch die Thatsache der progressiv sich vermindernden Einfuhr von Luxusartikeln. St. Thomas, früher der Hafen, wo alle Dampfschiffe anlegten, verdankt die Abnahme seiner Frequenz der gesteigerten Ausdehnung der unterseeischen Telegraphie und der Entwickelung der Dampfschifffahrt, welche nun den Rhedern und den Verfrachtern den gegenseitigen direkten Verkehr gestatten. Die Fahrzeuge, welche gegenwärtig in diesen Hafen einlaufen, sind einfach kleine Boote, welche zum Zwischenverkehr der umliegenden Inseln dienen, und Dampfschiffe, welche nur die Post ausschiffen oder Kohlen einnehmen. Viele Handelshäuser sind, um sich zu halten, genötigt, Detail- mit dem Großhandel zu verbinden und jede Art von Geschäft zu übernehmen, die sich darbietet. Außerdem ist der Boden

der Insel nicht sehr zur Produktion geeignet und bringt nicht einmal so viel Obst und Gemüse hervor, als die Einwohner selbst verzehren. Man hofft, die Eröffnung des Kanals über die Landenge von Panamá werde sich für St. Thomas günstig erweisen, falls man daselbst eine große Kohlenniederlage errichten würde, welche ebenso sehr der Kanalgesellschaft, wie den über die Landenge fahrenden Schiffen zugute kommen würde. Aber leider steht die Vollendung des Kanals ja noch in weitem Felde.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Der Mann gab eine prächtige Erscheinung ab. Ein Tscherkesse von Geburt, geradeso wie mein Rosselenker, hatte er doch ein viel freundlicheres und intelligenteres Gesicht als dieser. Es lag auf demselben, ganz im Gegensatz zu seinen für gewöhnlich so finster blickenden Stammesgenossen, sogar etwas Joviales. Trefflich stand seiner hohen, aber schlanken Gestalt auch die Uniform, die im wesentlichen aus einer dunkelblauen, mit orangefarbenen Brustschnüren und Passepoils gezierten Jacke nach Art der Tracht unserer Postillone, sowie aus hohen Schaftstiefeln bestand. Nicht schlechter als der Mann war sein Pferd, ein fein gebauter, jedoch höchst ausdauernder Schimmelhengst. Ein sehr anmutiges Bild gab es, wenn mein Kriegsmann sich leicht und gewandt in den Sattel schwang und darauf mittelst einer kleinen Peitsche, die ihren Platz im Stiefel hat, das feurige Tier im Nu zur Carriere brachte, wie er das stets bei unserem Wiederaufbruch von irgend einer Stelle that, oder wenn er dann im Verlauf der Fahrt in einem kurzen Galopp wie spielend vor uns hertänzelte, wobei die lange, schwarze Trobdel an seinem hohen Militärfez die wunderlichsten Manöver in der Luft ausführte.

Das Institut dieser Zaptiehs ist für Reisen innerhalb türkischen Gebiets eine geradezu unschätzbare Wohlthat, und man muß sich nur wundern, wie die sonst fast jeglicher Energie bare Regierung am Goldenen Horn auf einen so klugen Einfall kommen konnte. Jeder Kaimakam, das bedeutet nach unserem Sinne etwa einen Landrath, ist verpflichtet, eine je nach der Größe seines Bezirks auch verschieden große Zahl von diesen Leuten zur Handhabung der Polizei innerhalb seines Sprengels zu halten und davon jedem Reisenden auf dessen mündlichen oder schriftlichen Antrag einen Mann zur Bedeckung mitzugeben. Es ist Sitte, namentlich bei den Europäern, sich dieses Schutzes selbst bei kleineren Touren zu versichern. Eine Bezahlung hat man dafür nicht zu leisten, doch wird man außer einer einfachen Beköstigung während der Reise auch immer gerne noch ein Trinkgeld zu gewähren bereit sein schon im Hinblick auf die bedrängte finanzielle Lage dieser Sauvegardisten. Denn die für sie ausgeworfene, an sich ganz leidliche Jahresgage von etwa 1200 Mark wird ihnen niemals voll gezahlt. Die armen Menschen müssen oft froh sein, wenn sie auch nur eine oder zwei Monatsraten erhalten. Es ist dies um so unbilliger, als sie sich ihr Dienstpferd selbst zu beschaffen haben. Der Fremde wird außerdem auch noch wegen ihrer vortrefflichen Leistungen mild gegen sie gestimmt sein, denn abgesehen davon, daß sie sein Leben schützen, sind sie auch stets noch zu jeder Handreichung bereit und machen im vollsten Sinne des Wortes den Reisediener, und zwar das mit ebensoviel Geschick als Unermüdlichkeit.

Das unerwartete Erscheinen des uns zugeteilten Mannes schien übrigens nicht nur auf uns, sondern auch auf unsere Rosse eine anfeuernde Wirkung auszuüben. Sie liefen mit verdoppelter Schnelligkeit hinter dem vor ihren Augen dahinschwebenden Hengste drein, so daß wir schon um 2 Uhr einen neuen wichtigen Abschnitt der Reise, die Sakaria-Furt, erreichten.

Ich war beim Anblick des berühmten Stromes ein wenig enttäuscht. Er entsprach keineswegs seinem altklassischen Namen. Zwar besitzt er eine ziemliche Breite, etwa wie die Elbe bei Wittenberg, indes es ist nicht einmal die Idee eines Thales oder auch nur einer Uferbildung vorhanden. Die von dem Gewässer gekreuzte Ebene bricht mit niedrigen, jedoch senkrechten Lößwänden zu den schmutzig gelben und träge sich fortbewegenden Fluten ab. Bäume oder auch nur Sträucher kommen kaum vereinzelt vor.

Auch das Aussehen der an dieser Stelle befindlichen Brücke, der „Usun Köpri", ist ein wenig befriedigendes. Man hat eine Anzahl roh gezimmerter Joche oder richtiger „Böcke", wie die Bauleute sagen, in Zwischenräumen von einigen Metern durch das Wasser hin aufgestellt und dann darüber Bohlen aus kaum behauenen, nicht selten schiefen und krummen Laubholzästen geworfen, die vielfach nicht einmal an die Träger angenagelt, sondern nur lose aufgelegt wurden. Durch zahllose Ritzen und Spalte schaut die unheimliche Flut von unten herauf. Allerdings besitzt das ganze Bauwerk eine Breite, daß zwei Wagen zur Not sich auf seiner Oberfläche ausweichen können, aber ein Geländer fehlt gänzlich. Es muß dies um so mißlicher erscheinen, als diese traurige Brücke des wechselnden Wasserstandes wegen in sehr ansehnlicher Höhe über dem Niveau des Stromes hingeführt wurde, so daß man zu ihr hinauf von rechts wie von links nur vermittelst einer Art steiler Treppe gelangen kann.

Infolge all dieser Uebelstände haben sich denn an dieser Stelle auch schon verschiedene Unglücksfälle zugetragen. So ertrank vor einigen Jahren auf einmal eine Heerde von nicht weniger als 3000 Schafen. Die in Verwirrung geratenen Tiere stürzten sich, nachdem einmal einige von ihnen über die Brücke hinabgefallen waren, nachdrängend alle in die Fluten hinab.

Kein Wunder, daß nur wenige mutigere Fuhrleute den Uebergang auf dem primitiven Machwerk wagen. Die meisten ziehen es vor, mit Roß und Wagen durch das Wasser zu schwimmen. Auch mein Gespannführer entschied sich für das letztere. Zuvor aber mußte doch noch eine kleine Stärkung eingenommen werden

Einer derartigen Absicht kommt ein einsames Kaffeehaus entgegen, das sich an diesem Punkt etabliert hat. Es ist ein altersgraues Holzhäuschen, das jedoch nach der Flußseite hin eine breite überdachte Veranda besitzt. Von da aus kann man bei einem Schälchen Mokka — nur das erstere Wort ist mit Hinsicht auf die überall in der Türkei üblichen winzigen Täßchen wörtlich zu nehmen — in aller Bequemlichkeit das originelle Treiben beobachten, das sich hierselbst zu jeder Tages- und Jahreszeit entwickelt. Denn niemand, er komme von jenseits oder diesseits, geht an diesem orientalischen Fuhrmannsgasthof vorüber. Selbst der Aermste gönnt sich den genannten Lieblingstrunk der Morgenländer, der ihm nach unserem Gelde nur eine Ausgabe von vier Pfennigen verursacht. Und so sieht man denn hier immer eine bunte Schar von Männern, eine wahre Mustersammlung asiatischer Volkstypen, angethan mit allen möglichen und unmöglichen Kostümen, bei Kaffee und Wasserpfeife am Boden kauern, während etwas abseits davon verhüllte Frauengestalten leise plaudernd hocken und draußen im Freien Reit- und Zugpferde, Büffel und Schafe, Esel und — selbst Kameele samt allerlei seltsamen Fortbewegungsmaschinen stehen. In unserer Zeit des Dampfes, in der die alte Fuhrmannspoesie fast gänzlich zum Aussterben gekommen ist, hat ein solches Bild einen ganz besonderen Reiz.

Es war außerdem ein echt asiatisches. Ebenso mag es schon vor Jahrtausenden am Jordan oder anderwärts ausgesehen haben, als Patriarchen, wie Abraham oder Jakob, mit Weibern, Kindern, Schafen und Kameelen heranzogen, um das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Unser Uebergang gieng glücklich von statten. Ich bewerkstelligte denselben zu Fuß mittelst der wackeligen Brücke, der Zaptieh schwamm auf seinem Rößlein gleich einem alten kühnen Ritter durch die Fluten, während der Fuhrmann sich geschickt von einer seichten Stelle zur anderen tastete.

Auch jenseits hatten wir noch einige Zeit die etwas monotone Sakaria-Ebene zu passieren, bis wir, es mochte etwa 4 Uhr Nachmittags sein, einen schmalen Nebenfluß des Hauptstroms erreichten, wo abermals ein isoliertes Kaffeehaus stand.

Von da ab veränderte sich die Scenerie vollständig. Die große Tiefebene von Ismid hatte endlich ihren Abschluß erreicht, wir traten in den Bereich der das hochgehobene Innere von Kleinasien umgürtenden Randgebirge. Rechts und links stiegen jetzt rasch anwachsende Bergwälle, insgesamt lückenlos bewaldet, auf, doch blieb zwischen diesen beiden Ketten noch bis zum Abend dieses Tages ein an Breite allerdings allmählich abnehmender, ebener oder richtiger fast unbemerkt ansteigender Terrainstreifen. Auch er war zumeist von dichtem Wachstum, einem wirren Gestrüpp aus Eichen, Hainbuchen, Eschen und Weißdornen, eingenommen, indes hatte sich hier die Straße mitten durch die Wildnis eine breite Blöße gebrochen, die sich wie eine forstmännisch angelegte, geradlinige und auf beiden Seiten von Hecken eingerahmte Waldschneiße ausnahm. Nirgends wieder auf meiner ganzen kleinasiatischen Tour habe ich einen so trefflichen Naturfahrweg getroffen, wie dort.

Allerdings für uns sollte dieser Vorteil durch ein besonderes Ereignis etwas beschränkt werden. Mit unserem Eintritt in das Gebirge schienen sich nämlich auch die atmosphärischen Verhältnisse geändert zu haben. Der zuvor tadellos blaue Himmel erschien plötzlich mit dunklen Wolken besetzt, und bald entlud sich ein starkes Gewitter über uns. Zum Glück hatten wir nicht mehr weit bis zu einer am Wege erbauten Schutzhütte, einem von einigen Balken getragenen Dache, unter das wir uns samt Roß und Wagen flüchteten. Es goß nun eine halbe Stunde lang mit einer nirgends als in dem eben in jeder Hinsicht akuteren Süden bekannten Heftigkeit, dazu war es fast Nacht geworden und nur die grellroten furchtbaren Blitze, die mitunter aufzuckten, verbreiteten auf Augenblicke wieder Tageshelle. Wahrhaft erschütternd wirkte der ihnen auf dem Fuße folgende entsetzliche Donner, der in den nahen Gebirgen sekundenlang nachhallte.

Aber „gestrenge Herren regieren nicht lange". Ebenso jäh, wie es gekommen, war das Unwetter auch verschwunden, die Sonne leuchtete von Neuem und die zuvor im Nebel verschwundenen hohen Berge streiften ruckweise wieder ihre Tarnkappen ab. Nur der Boden unter unseren Füßen vermochte nicht so leicht seine vorherige Beschaffenheit zurückzugewinnen. Der aufgeweichte Lehm hieng sich als erschwerender Ballast in ganzen Klumpen an Räder und Hufe, ja stellenweise strömten sogar wahre Bäche in den Gleisen einher.

Da bald noch ein leichter Sonnensprühregen folgte, veränderte der vorsichtige Zaptieh seine Toilette. Er nahm einen Gummimantel um, der sonst zusammengerollt hinter seinem Sattel befestigt war, und zog über das funkelnagelneue Fez ein blutrotes Taschentuch, dessen Enden nach beiden Seiten hin im Winde flatterten. So angethan, machte der Mann allerdings mehr den Eindruck eines Räuberanführers, denn eines Dieners der öffentlichen Gerechtigkeit.

Nach einiger Zeit wurde die Landschaft, in der von Sabandscha ab außer den erwähnten drei Kaffeeschenken keinerlei menschliche Ansiedelung wahrzunehmen gewesen war, belebter. Vereinzelte Bauernhäuser tauchten aus dem Gebüsche auf, Felder mit fetten Tabakpflanzen erschienen, und auf üppigberasten Blößen tummelte sich weidendes Vieh. Die vierbeinigen Hüter des letzteren waren, nebenbei bemerkt, auch hier wieder derartig wilde Bestien, daß einmal einer dieser Köter sogar gegen den Zaptieh emporzuspringen versuchte. Der Kriegsmann machte indes wenig Umstände, er zog einen Revolver aus dem Gürtel und zielte kaltblütig nach dem wütenden Hund, während sein erschreckter Hengst kerzengerade in die Luft stieg. Hätte nicht schnell noch der herbeistürzende Hirt sein gefährdetes Tier zurückgerufen, so würde sich dasselbe ohne Zweifel im nächsten Augenblick schon in seinem Blute gewälzt haben. Die kleine Episode, das aufbäumende Roß, der Gendarm in seiner phantastischen Vermummung, der zottige Wolfshund mit seinem fast ebenso struppigen Herrn, dahinter mein wunderliches Gefährte, das würde gewiß ein gutes Genrebildchen ergeben haben. Die Sache hatte indes auch ihren Ernst, denn wenn der Hund wirklich getötet wurde, hätten sich vielleicht die sämtlichen Hirten auf uns gestürzt und uns zu einer blutigen Schlacht gezwungen.

Abgesehen davon durften wir aber doch nun frohlocken; wir waren entschieden nicht mehr fern von einer größeren menschlichen Ansiedelung, und das konnte nur Hendek, unsere Nachtstation, sein.

Richtig tauchten auch wenig später einige Minarets und darauf zahlreiche Dächer vor uns aus üppigem Grün auf. Es war aber auch hohe Zeit, denn jetzt sank die düstere Nacht mit solcher Jähe nieder, daß es schon völlig finster war, als wir durch die holprigen Straßen des Städtchens rasselten. Bereits glänzten die Lichter rechts und links aus den Häusern, eine Erscheinung, die mich außerordentlich traulich anmutete. Ganz besonders sprang mir ein auffallend hell beleuchtetes, zweistöckiges Eckhaus in die Augen. Könnte das nicht ein Hotel sein? Der Gedanke zauberte mir bereits allerhand bestrickende Bilder vor die Seele. Aber, o weh! der Fuhrmann lenkt vorbei. Immer noch eine Weile muß ich mich auf dem cyklopischen Pflaster herumschleudern lassen, bis wir schließlich unvermutet in einen weiten Pferdestall einbiegen. Das sah denn nun freilich nicht wie das erwartete Hotel aus. Doch erwies sich dieses unser Asyl sehr bald besser als das sonderbare Entree hatte befürchten lassen. Ueber eine ganz saubere Holztreppe gelangte ich in ein recht freundliches Gastzimmer, das zwar nach türkischer Art von Möbeln gleichfalls nichts als die niedrige, rund um die Wand laufende, gepolsterte Holzbank, den „Divan", besaß, aber doch vor unserer Wohnung in Ismid etwas sehr wesentliches voraus hatte. Das ganze Gebäude war nämlich neu, und folglich durfte man annehmen, daß die kleinen lästigen Quälgeister, die uns dort überfielen, hier doch etwas weniger stark vertreten sein würden.

Die Frage des Nachtquartiers war also leidlich gelöst. Aber ich verspürte auch Hunger, und in dieser Hinsicht wollte mir ein befriedigendes Arrangement durchaus nicht gelingen. Vergebens war es, daß ich dem herbeigerufenen Wirt durch die Geberde des Schneidens mit Messer und Gabel meinen Wunsch klar zu machen versuchte. In den echt türkischen Gebieten ißt man ja lediglich mit den Fingern und darum verstand der gute Mann meine Manipulationen absolut nicht zu deuten. Erst nach langer Weile erschien ein Retter in der Not. Mein findiger Zaptieh führte einen Herrn herbei, der mich sofort mit einem höflichen: „Bona sera, Signore!" anredete. „Ah", erwiderte ich ihm, hocherfreut, in der gleichen Sprache, „Sie sprechen Italienisch, sein Sie mir herzlich willkommen." Und nun suchte ich alsbald ein längeres Gespräch einzuleiten, aber mein Gast antwortete auf alles lediglich mit einem verlegenen Lächeln, und so erriet ich denn endlich, daß er mit jener Begrüßungsformel auch bereits seine ganze Kenntnis abendländischer Sprachen erschöpft hatte. Zum Glück faßte er nach einiger Zeit doch den Sinn des bedeutungsvollen Wortes „mangiare" richtig auf, so daß er den Gastgeber entsprechend verständigen konnte.

Bald standen auf einem kleinen hölzernen Brett zwei verdeckte Schüsseln vor mir. Nachdem ich die Gefäße geöffnet, dampfte mir eine Art von Hammelragout entgegen, über das ich mich sofort mit wahrer Todesverachtung hermachte. Ich benutzte dabei nach Landessitte meine Finger, teils weil ich kein Besteck besaß, teils weil ich mich bei meinen neugierigen Zuschauern damit ganz besonders zu insinuieren hoffte. Aber die entsetzliche Beschaffenheit der aufgetragenen Speise nötigte mich bald, die neuerlernte Kunst wieder fallen zu lassen. Ich begnügte mich schließlich mit den als Dessert gebotenen Trauben, die auch hier dem großen Renommée, in welchem in dieser Hinsicht die Levante steht, vollauf entsprachen.

Meinem „Italiener“ mochte indes das Mißlingen der von ihm angebahnten gastronomischen Versuche gar nicht behagen. Unter großer Anstrengung setzte er mir auseinander, daß es noch „un altro Signore“ im Orte gebe und daß ich mit diesem besser auskommen werde. Er ließ auch nicht ab mit Drängen, bis ich mich dazu verstand, ihm zu folgen.

So passierte ich denn noch einmal die engen, finsteren und schlüpfrigen Straßen der kleinen Stadt, wobei mich der aufmerksame Zaptieh mit der Zärtlichkeit eines Bräutigams stützte. Endlich hatten wir ein Haus erreicht, das in seinem Innern eine in diesen Landen seltene Eleganz zur Schau trug. Durch eine weite erleuchtete Hausflur und über eine breite, teppichbelegte Steintreppe empor gelangten wir in ein höchst behaglich ausstaffiertes Gemach, in welchem mich ein elegant gekleideter Türke willkommen hieß. Vor lauter Ueberraschung hatte ich vergessen, daß es für eine wahre Sünde gilt, das Fez abzunehmen und war deshalb barhäuptig eingetreten, was den Hausherrn bewog, gleichfalls sich seiner roten Kopfbedeckung zu entäußern, bis ich mich besann und die meinige wieder aufstülpte.

Auch dieser Mann war des Italienischen nur in geringem Grade mächtig, sprach dagegen ziemlich geläufig Französisch. Er stellte sich mir als den Beamten der Kaiserlich Ottomanischen Tabaksregie vor, wie man einen solchen in jedem halbwegs größeren Orte Kleinasiens antrifft, bewirtete mich mit Kaffee und Zigaretten und lud mich ein, sein Gast sowohl für das Souper als für die Nacht zu sein. Um seine Gastfreundschaft nicht über Gebühr auszunützen, lehnte ich indessen beides ab und gieng nach einer in der That recht angenehm verlebten halben Stunde wieder davon. Doch ich war noch kaum in meinen Han zurückgelangt, da klopfte es auch schon an die Thür und herein trat der freundliche Mann, mir seinen Gegenbesuch zu machen. Er schaute sich dabei aufmerksam im ganzen Gemach um und sagte dann: „Und das nennen Sie eine gute Unterkunft? Nein, hier lasse ich Sie nicht bleiben, Sie müssen wenigstens in meinem Hause schlafen!“ Vergebens versuchte ich Einwände, ich sah mich schließlich mit Gewalt davon gezogen. Nun, ich konnte es mir schon gefallen lassen, daß ich nach einer höchst strapaziösen Fahrt von 13 Stunden in einem wirklich europäischen Bette meine gemißhandelten Gliedmaßen ausstrecken durfte. Ich schlief denn in der That auch sanft wie im Mutterschooße.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* Hölzel's Geographische Charakterbilder. Kleine Handausgabe. 30 Chromolithographische Tafeln mit beschreibendem Text von Professor Dr. Fr. Umlauft und B. v. Haardt. Wien, Eduard Hölzel, 1888. — Die berühmten großen „Geographischen Charakterbilder von Ed. Hölzel“, welche wir in diesen Blättern mehrfach mit der gebührenden Anerkennung ihres litterarischen und künstlerischen Wertes und instruktiven Gehaltes besprochen haben, sind bekanntlich der schönste und lehrreichste Anschauungsunterricht in der Erdkunde und dadurch von ungemeinem pädagogischem Wert. Nichts unterstützt ja des Lehrers lebendiges Wort so wirksam, als das charakteristische Bild, und gerade für diese Zwecke des veranschaulichenden Unterrichts sind ja diese von Meisterhand entworfenen Bilder mit besonderer Geschicklichkeit und Erfolg gewählt. Das einzige Hemmnis der Verbreitung der großen Ausgabe war deren großes Format und der davon abhängende hohe Preis. Es war daher von Seiten des umsichtigen und genialen Verlegers ein sehr glücklicher Gedanke und ein höchst dankenswertes Unternehmen, von diesem Prachtwerke eine kleine Handausgabe in Querquart zu veranstalten, welche — ohne an Anschaulichkeit und sinnlicher Wirkung etwas einzubüßen — sämtliche Blätter und Ansichten der großen Ausgabe in bedeutend reduziertem Maßstabe darbietet und so nach Preis und Gehalt ganz besonders geeignet ist, allgemein in Schule und Haus eingeführt zu werden und unter den Lehrmitteln der Familie eine hervorragende Stelle einzunehmen. So liegt nun diese kleine Handausgabe uns fertig vor, ein ebenso schönes als gediegenes und lehrreiches Werk, welchem niemand seine aufrichtige Billigung und Anerkennung versagen kann. Ein Blick auf seinen reichen Inhalt vermag unseren Lesern schon einen Begriff von dem zu geben, was die Zonen- und Charakterbilder leisten. Es sind 28 prächtige Blätter in lithographischem Farbendruck, wovon mehrere doppelt groß, und stellen folgende mannigfaltige Ansichten aus der Natur dar: Aus dem Ortler-Gebiet; Cañon und Wasserfall des Schoschone in Nordamerika; der Golf von Puzzuoli; die Wüste Sahara; das Berner Oberland; der Sprudel Otuka puaanzi; aus der Sierra Nevada Californiens; das Plateau von Anahuac mit dem Pik von Orizaba; der Vesuv; der Großglockner und die Pasterze; das Nil-Thal und die Nil-Katarakte; Säulenkap auf Kronprinz Rudolfs-Land; die Düne und das Felseneiland Helgoland; Tropenwald im Tieflande am Amazonas; der Hafen Nagasaki; Adelsberger Grotte; die Thalsperre von Kronburg im Oberinn-Thale; die Weckelsdorfer Felsen; die Donau bei Wien; Mangrovekürste von Venezuela; aus dem Riesengebirge; Stettiner Haff; Bocche di Cattaro; Hammerfest; der Tafelberg mit der Kapstadt; Steilküste in Irland („Riesendamm“); aus der Puszta Hortobágy; der Gran Cañon des Colorado (Nordamerika). Mit der Schönheit der künstlerischen Ausführung wetteifert der ungemein lehrreiche und anschauliche erklärende Text, und so haben wir hier ein Werk, welches jedem Salontisch zur Zierde gereicht und das um seines lehrhaften Gehaltes willen und als Unterstützung beim geographischen Unterricht in keiner Familien- und Schulbibliothek fehlen darf und den unentbehrlichen Begleiter jedes größeren Atlasses und jedes größeren geographischen Handbuches bildet, weil es das geographische Wissen fördert, wie kein anderes.

* Cecchi, Antonio: Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Die Reiseschilderungen des Kapitäns Antonio Cecchi aus Abessinien und seinen Nachbarländern, welche vor Kurzem auf Kosten der Società Geografica Italiana in Rom im Druck herausgegeben worden sind, gehören zu dem Wertvollsten und Interessantesten, was die neuere geographische Litteratur Italiens aufweist, und schildern Gegenden, welche wohl kaum noch ein Europäer vor dem Kapitän Cecchi betrat. Mit richtigem Takte hat daher der deutsche Bearbeiter dasjenige in Cecchi's Schilderungen, was schon aus anderen Reiseschriften bekannt ist, sehr abgekürzt, und nur das wirklich Neue eingehend behandelt. Dabei haben die Disziplinen der Länder- und Völker- und der Naturkunde bedeutend gewonnen, und wir können dem vorliegenden Werke das Verdienst vindizieren,

einer der wichtigsten italienischen Beiträge zur Ethnologie Ost-afrika's zu sein, was es besonders auch seiner schönen und trefflich gewählten Illustration verdankt. In dem vorliegenden Werke finden wir die Forschungsresultate der sämtlichen italienischen Afrikareisenden von 1876 bis 1882, der Kapitäne Cecchi und Martini, des Ingenieurs Chiarini, des Marchese Antinori und des unermüdlichen Franzoj vereinigt zusammengestellt, und dies leiht dem Buche seinen besonderen Wert. Es beginnt mit der Schilderung der Galla, ihres arabischen Ursprungs und ihrer politischen, sozialen und religiösen Zustände und all der verschiedenen verwandten Stämme, welche die italienischen Reisenden auf ihrem ganzen Wege durch das Land der Botor nach dem Reiche Limmu kennen lernten. Dies und die Reise-Erlebnisse selbst werden uns lebhaft und anschaulich geschildert, und so lernen wir nach einander die Reiche Limmu, Gera und Kaffa, die Landschaften südlich vom Hawâsch u. s. w. kennen, lauter Gegenden, welche uns Europäern seither nur wenig bekannt waren und deren Beschreibung uns nun das Bild des gewaltigen, wechselvollen und volkreichen Habesch, des Alpenlands unter den Tropen, vervollständigt. Abgesehen von den höchst interessanten persönlichen Schicksalen und Abenteuern Cecchi's, Chiarini's, des Marchese Antinori und der übrigen italienischen Reisenden und von dem hohen stofflichen Interesse des ganzen Buches selbst, welches uns bei den dortigen Völkern ein ganz wunderbares Gemisch von untergehender christlicher Kultur und echt afrikanischer Wildheit, Händel- und Herrschsucht, Blutdurst und Grausamkeit in den dortigen Zuständen vorführt, lernen wir aus den Beschreibungen dieses Buches eine überaus großartige, teilweise wuchernd reiche Natur, eine Fülle von Naturschätzen und eine Eigenart und Mannigfaltigkeit des Völkerlebens, der Rassen, Sitten und Kulturstufen kennen, welche auf unsere Wißbegierde und Einbildungskraft einen hohen Reiz ausüben und Cecchi's Werk zu einem der gehaltvollsten und instruktivsten Reisewerke der Gegenwart machen. Der Verlagshandlung gebührt der aufrichtigste Dank dafür, daß sie eine so verständige und gediegene Bearbeitung desselben veranlaßt und dieselbe ihrer Sammlung hervorragender Reise- und geographischer Werke einverleibt hat. Ganz besonders lehrreich ist die Illustration und ganz besonders dankenswert die beigegebene Karte von Cecchi's eigener Reise.

* Laveleye, Emil v.: Die Balkan-Länder. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. Erster Band. Leipzig, Karl Reißner, 1888. — Emil v. Laveleye, der Philosoph und Nationalökonom und einer der bedeutendsten Schriftsteller des heutigen Belgien, bietet in dem vorliegenden Werke die Ergebnisse eigener Beobachtungen, Studien und wiederholter Reisen, welche er vor einigen Jahren, mit den wertvollsten Empfehlungen und besten Hülfsmitteln versehen, durch die ganze Balkan-Halbinsel gemacht hat, auf welche heutzutage aller Blicke mit gespannter Erwartung gerichtet sind. Das zweibändige Original, von welchem einstweilen hier die Hälfte vorliegt, ist eines der geistvollsten und anschaulichsten Werke, welche über diese interessanten Länder von Südosteuropa erschienen sind, und behandelt dieselben und ihre Bewohner unter den verschiedensten Gesichtspunkten vorurteilsfrei und unparteiisch. Wir haben schon im vorigen Jahrgang des „Ausland“ und in den ersten Nummern des laufenden einige Auszüge aus diesem lehrreichen und gehaltvollen Buche gegeben und freuen uns sehr, daß dasselbe nun in einer deutschen Uebertragung vorliegt. In den ersten Kapiteln behandelt der Verfasser seine Reise nach dem Osten, schildert den Rhein, Würzburg, die Begegnungen mit Professor Noiré daselbst, Wien, die österreichischen Minister, den panslawistischen Bischof Stroßmayer von Djakowo und Volk und Zustände in Kroatien. Erst mit dem vierten Kapitel führt er uns in Bosniens Vergangenheit und Gegenwart ein, und damit beginnen jene lebhaften und objektiven Schilderungen, von denen wir einige Proben gegeben haben. Das ganze heutige Bosnien und seine geschichtliche Entwickelung dort und in der Herzegowina in den Jahren 1886 und 1887 werden uns eingehend geschildert, ebenso alle öffentlichen Zustände, das kroatische und slowenische Volkstum, das heutige und das alte Serbien mit den gegenwärtigen Zuständen und den leitenden Persönlichkeiten. Die Darstellung ist ungemein anschaulich und lebendig, das Urteil ruhig und maßvoll, die darstellende Form bald ernst und würdevoll, bald eine anziehende, geistreiche Plauderei. Ueberall aber verrät der Verfasser den scharf beobachtenden Volkswirt, den gewiegten Ethnographen, den hochgebildeten, federgewandten Autor, der seine Schilderungen und Urteile auf ein reiches statistisches Material stützt, welches er in Tabellenform gibt. Wir sehen mit Begierde dem Erscheinen des Schlußbandes entgegen, um dann noch einmal auf das ganze höchst lesenswerte Werk zurückzukommen.

Anzeigen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 23. Stuttgart, 4. Juni 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Eine Fahrt auf dem Lulua.

Erlebnisse aus dem zentralafrikanischen Forschungsleben von Hermann v. François.

Die rege Aufmerksamkeit, welche im letzten Jahrzehnt dem dunklen Weltteil zugewandt worden ist, hat eine Reihe entschlossener Männer hinabgeführt, um in gefahrvoller Arbeit einen Beitrag zu dem großen Forschungswerke zu liefern.

Mit besonderer Genugthuung haben wir es als Deutsche begrüßt, daß es unter jenen Forschern besonders unseren deutschen Brüdern gelungen ist, von ihrem Streben Ruhm und reiche Erfolge zu ernten.

Einen dieser Begünstigten werden wir in Nachstehendem auf einer seiner Touren verfolgen können. Es ist der königlich preußische Hauptmann Kurt v. François, dem es vergönnt war, an der bedeutungsvollen Erforschung des Kassai als Geograph teilzunehmen, der dann mit dem Missionar Grenfell zusammen zwei bis dahin unbekannte Nebenflüsse des Kongo, den Tschuapa und Lulongo, bereiste und der gegenwärtig im Auftrage der deutschen Regierung eine neue Forschungsreise im Togo-Gebiet durchführt.

Unsere Erzählung führt den Leser nach Mukenge, der Residenz des Baluba-Fürsten Kalamba, wo die Kassai-Expedition nach zwölfmonatlicher angestrengter Reise über Loanda-Malange im November 1884 angekommen war.

Nachdem hier am Lulua-Fluß, unweit von Mukenge, die Station Luluaburg erbaut worden war, traf man Vorbereitungen für die bevorstehende Fahrt, welche den Lulua abwärts nach dem Kassai und dem Kongo gehen sollte.

Es wurden große und kleine Boote gezimmert, man sah sich aber auch nach Eingeborenen-Kanoes um, weil in Anbetracht der zahlreichen Reiseteilnehmer der Bedarf an Fahrzeugen groß war.

Zu diesem Zwecke wurde v. François durch den Expeditionschef Lieutenant Wißmann nach Tschingenge, einem größeren Baluba-Ort am Lulua gesandt, wo er drei Fahrzeuge erwarb und sie den reißenden Lulua-Fluß abwärts nach der Station Luluaburg zu befördern versuchte. Lassen wir den Reisenden nun selbst über diese Reise erzählen.

Am 25. November ritten Lieutenant Wißmann und ich auf unseren Stieren nach Tschingenge ab. Der Häuptling dieses Ortes — Tschingenge — der längere Zeit von seiner Hauptstadt fern gewesen war, hatte sich uns angeschlossen und zog mit uns zusammen in Tschingenge ein. Der Einzug gieng mit allem Zeremoniell in größter Feierlichkeit vor sich. Unsere Begleitung war in die Festuniform gesteckt, Gewehre wurden abgeschossen und die deutsche Fahne flatterte dem Zuge lustig voran. Der Häuptling Tschingenge folgte uns in einer Tipoya, von zwei Negern getragen. Dieses Transportmittel, ein ausschließliches Privilegium der Häuptlinge, bestand aus einer einfachen Bordonstange, an welcher eine Hängematte befestigt war. Tschingenge hatte sich gemütlich in derselben ausgestreckt und ließ sich von den senkrecht auf sein Gesicht niederfallenden Sonnenstrahlen arg peinigen. Sicher wäre er lieber zu Fuß gegangen, aber das vertrug sich nun einmal nicht mit seiner Würde. Ihm folgten die ersten Beamten und seine Weiber, welche heute ausnahmsweise reinlich aussahen, da sie von uns mit neuen Hüfttüchern beschenkt worden waren.

Auf dem Hauptplatz des Ortes angekommen, stiegen wir von unseren Stieren ab, Tschingenge erhob sich aus seiner Foltermatte und nahm in stolzer Haltung neben uns Stellung. Dreimal donnerte er einen überladenen Schuß in die Luft, dann empfieng er mit Würde die Geschenke seiner Unterthanen, welche in weitem Kreise um uns geschaart standen.

Nachdem die Huldigungen beendet waren, wandte sich Tschingenge als liebenswürdiger Wirt zu uns und zeigte uns sein eigenes Heim, welches er für unsere Unterkunft bestimmt hatte. Es war ein weißgetünchtes, einfaches Wohnhaus; im Verhältnis zu den übrigen Wohnungen freilich ein stattlicher Bau mit drei Stuben und der größte den ich überhaupt in Zentralafrika gesehen habe. Die Erbauer desselben sind überhaupt Angola-Neger gewesen, welche mit Dr. Pogge hierher gekommen waren und die Zeit ihres Aufenthaltes mit diesem Nebenerwerb ausfüllten.

Die übrigen Hütten des Ortes, wohl 200 an der Zahl, bestanden zum Teil aus Holzbauten, zum Teil aber auch aus Lehmmauern mit Grasbedachung. Sie waren durchweg 3 m. hoch, 3 m. breit und 4 bis 5 m. lang. Der ganze Ort trug die Physiognomie unserer ärmeren Dörfer, nur war er in seinem Schmuck von Palmen und anderen Tropengewächsen entschieden anziehender, und auch die Umgebung entfaltete viel landschaftlichen Reiz, wenn man von dem hochgelegenen Ort in das von Urwald bekleidete reizende Thal des Lulua hinabblickte.

Als ich am nächsten Morgen vor die Thüre trat, sah ich Tschingenge in der Mitte seines Hauptplatzes sitzen und seinen Frauen Pemba erteilen. Der Neger versteht hierunter die allmorgendliche Begrüßung, welche der Mann seinen Frauen zuteil werden läßt. Er macht ihnen mit Kreide einen Längsstrich über Stirn und Brust bis zum Nabel, oft auch noch einen Querstrich und gibt ihnen hierdurch gewissermaßen den Segen für den angebrochenen Tag. Hiebei treten die Frauen mit abgenommenem Hüfttuch von ihrem Gebieter hin. Weiber, welche in Ungnade gefallen sind, werden von dieser Begünstigung ausgeschlossen.

Sobald der Häuptling dieses wichtige Gattenamt ausgeführt hatte, widmete er sich meiner Gesellschaft. Er trug heute einen abgetragenen Reiseanzug, welchen ihm Wißmann geschenkt hatte und fühlte sich anscheinend sehr wohl; nur seine Frauen bereiteten ihm Aergernis. Sie liebäugelten, wie er sagte, zu viel mit unserer schwarzen Begleitung, deren nette Matrosentracht ihnen in die Augen stach. Er hielt ihnen das ungehörige Benehmen ernstlich vor und erteilte, da dies nichts zu helfen schien, allen Stubenarrest.

In den Vormittagsstunden ritten wir nach dem Lulua, um dort Kanoes zu besichtigen. Wir fanden sie leider zu morsch und zu klein und kehrten unbefriedigt hierüber, wie auch darüber, daß wir ein Krokodil, welches unweit der Fahrzeuge plötzlich auftauchte, nicht als Jagdbeute heimbringen konnten, nach dem Dorfe zurück.

Nachmittags gegen 2 Uhr kündigten Signalschüsse, Paukenschläge und Gesang die Ankunft Kalamba's an, welcher als Oberhäuptling Tschingenge's die Zeit unserer Anwesenheit dazu ausersehen hatte, um seinen Vasallen zu besuchen.

Dem Zuge voran sprang ein Fahnenträger, dann kam Kalamba in seiner Tipoya, die zu Tschingenge's größtem Neide ein Sonnendach hatte. An die Tipoya reihten sich die Minister und schließlich eine Anzahl Weiber mit Lebensmitteln und den Reise-Effekten. Vor unserem Wohnhaus hielt der Zug. Kalamba forderte als Mutullu (Tribut) sieben Sklavinnen. Ein solcher Zoll muß nämlich dem Oberhäuptling stets entrichtet werden, wenn er den Ort eines Untergebenen betritt. Er verläßt erst dann die Tipoya, wenn er vollkommen zufriedengestellt worden ist. Das dauert manchmal recht lange, denn fast regelmäßig geben die Unterthanen weniger als gefordert worden ist, und dann entspinnt sich zwischen den beiderseitigen Ministern ein heftiger Wortstreit, der nicht selten in Thätlichkeiten ausartet.

Auch diesmal dauerte es geraume Zeit, bevor eine Einigkeit erzielt wurde, denn Tschingenge hatte statt der geforderten sieben nur eine Sklavin und einen Sklaven gegeben. Die Kronbeamten entwickelten die größte Beredsamkeit. Tschingenge zog die Stirne in Falten, Kalamba aber lag mit der gleichgültigsten Miene in der Tipoya. Seitwärts der Unterhandlung hatten sich die Weiber gruppiert und tanzten einen wilden Nationaltanz. Alles Sträuben half nichts, Tschingenge mußte sich noch zu zwei Sklavinnen und vier Lasten Gummi verstehen und würde wohl noch mehr geschädigt worden sein, wenn nicht ein heraufziehendes Gewitter die Verhandlung zum Abschluß gebracht hätte.

Am 27. November begab ich mich zur Kanoebesichtigung abermals nach dem Lulua und zwar nach der Stelle, wo der Moijo-Bach in den Lulua einmündete. Die Fahrzeuge waren wiederum klein und untauglich, und ich würde recht verstimmt den Rückweg angetreten haben, wenn mich nicht die herrliche Natur reichlich entschädigt und magnetisch festgehalten hätte. Das leise Geflüster der majestätischen Bäume, das wohlthuende Grün der Gräser und Blätter, das Gezwitscher der kleinen Vogelwelt, die entzückende Farbenpracht der von Blüte zu Blüte flatternden Schmetterlinge und die lustig dahinziehenden Wassermengen, alles wirkte beruhigend auf Herz und Gemüt. Langsam wanderte ich zwischen den Baumriesen hindurch das Thal aufwärts. Am Fuße eines Baumes sah ich ein Weib schlummern, die bei meinem Anblick laut heulend einer kleinen Hütte zueilte. Hier mengten sich mit ihrem Weinen die Klagelaute eines älteren Negers, der bei meinem Eintritt mit gesteigertem Eifer zu jammern fortfuhr. Was fehlte den Leuten? Ihre Tante war vor acht Tagen

gestorben! Gerührt über das gute Herz dieser Leute, schenkte ich ihnen ein buntes Taschentuch und setzte meinen Weg fort. Bald wurde ich durch ein starkes Rauschen auf die Nähe eines Wasserfalls aufmerksam gemacht. Quer über Felsblöcke und kleine Flußadern folgte ich dem Geräusch und befand mich plötzlich einer Sandsteinbank gegenüber, über welche hinweg sich in wildem Drängen der Lulua wälzte, um in dem 7 m. tieferen Flußbett zwischen Wurzeln und Felsen hindurch seinen Lauf fortzusetzen. Der Anblick war so anziehend, daß ich in den krystallklaren Fluten ein Bad nahm.

Hiedurch gestärkt, trat ich den Heimweg an. Die Sonne stand fast senkrecht über meinem Scheitel und ich sehnte mich darnach, das schützende Obdach zu erreichen; ich sollte aber nochmals eine kleine interessante Unterbrechung erleben.

An einer Liane, die über den Uferrand hinwegragte, entdeckte ich nämlich eine etwa 3 m. lange Baumschlange, die in regelmäßigen Schaukelbewegungen der Wasserfläche entgegenzüngelte und sich plötzlich in dieselbe hineingleiten ließ. Sie wollte, wie ich es gethan, baden. Ich trat an das Ufer und sah bald aus den aufkräuselnden Wogen den schlanken Kopf des Reptils hervorblicken, kaum 5 m. von mir entfernt. Die Versuchung führte meinen Zeigefinger an den Abzug und mit zerschmettertem Kopfe trieb das Tier stromab. Leider glückte es mir nicht, den Kadaver aufzufischen.

Die mehrfache Besichtigung von Kanoes der Eingeborenen hatte uns klar erkennen lassen, daß, wenn wir überhaupt auf solche rechnen wollten, wir den bescheidensten Maßstab anlegen mußten; kurzum ich erhielt den Auftrag, drei der besten auszusuchen und sie den Lulua abwärts zur Station zu befördern. Ich traf meine Anordnungen und setzte den 29. November für die Abreise fest.

Die Fahrzeuge lagen bereit, meine Effekten: Zelt, Kaffee und Bett, waren verladen und meine Begleitung reisefertig. Pitti, mein kleiner achtjähriger Baluba-Diener, machte beim Anblick des reißenden Wassers ein so angsterfülltes Gesicht, daß ich ihn zurückließ. Wenn er mir auch manchmal fehlte, so hat es mich niemals gereut, daß ich dem momentanen Mitleid mit dem kleinen Kerl nachgab, denn bei den kommenden Widerwärtigkeiten würde ich ihn nicht lebend nach der Station gebracht haben.

Die Entfernung nach Luluaburg betrug etwa 100 Km.; ich hoffte, dieselbe bei der bedeutenden Stromgeschwindigkeit in zwei Tagen zurückzulegen, stieß indessen auf solche Schwierigkeiten, daß ich sechs Tage dazu gebrauchte. Hinein also gieng es in die Kanoes und unter den letzten Grüßen der Bevölkerung stießen wir ab. Ich habe schon früher von der schlechten Beschaffenheit der Fahrzeuge gesprochen. Meine drei waren nun die besten von allen, aber immerhin klein und mangelhaft. In dem größten Fahrzeug nahm ich mit zwei Baluba und Ziemon, einem Malange-Träger, Platz; in einem anderen befanden sich der Malange-Träger Antonio mit zwei Baluba, und in dem dritten Kalunda, ein Häuptling Tschingenge's, der jetzt Dienste als Bootsführer genommen hatte, und ein anderer Baluba.

Es hatte viel Mühe gekostet, die sechs Baluba-Neger zu engagieren. In Tschingenge und Umgegend war der Lulua-Fluß sehr gefürchtet; man hielt eine Kanoefahrt stromab für ein tollkühnes Wagnis und nur der Unterstützung Tschingenge's war es zu danken, daß sich die sechs Leute zur Fahrt bereit erklärten; es waren sämtlich verwegene Gesellen, denen die Unternehmungslust auf dem Gesicht geschrieben stand. Von Natur kräftig, als gute Schwimmer und geschickte Bootsführer bekannt, schienen sie für meine Fahrt sehr geeignet. Besonders einer unter ihnen, Kapango, war ein prächtiger Kerl; kühn, zuverlässig und gewandt, besaß er außerdem noch einen unermüdlichen Eifer.

Die besten Dienste leistete mir Ziemon; er war mein Dolmetscher, Diener und Koch. Ueberall, wo es etwas zu thun gab, fand sich Ziemon ein und machte sich nützlich. Nebenbei war er ein interessanter Erzähler und stand, namentlich in seinen Jagdabenteuern, den Berichten unserer phantasiereichsten Jagdhelden nicht nach. Mit Vorliebe erzählte er von einer Büffeljagd, die er mit seinem Freunde, dem Angola-Neger Bimba, unternommen hatte, als er auf der Reise Pogge's in Tumba-Kimbari angekommen war. Bimba verwundete damals in der Savanne einen Büffel und folgte nun mit Ziemon der Spur desselben. Die Savanne wurde dichter und die Bäume zahlreicher; plötzlich hörte die Spur auf. Bimba, seinem Freunde voraus, stellte das Gewehr an einen Baum, um bequemer die Spuren am Boden suchen zu können. Da vernahm er heftiges Schnauben, hörte die Grashalme brechen und sah den Büffel in mächtigen Sätzen gegen sich anstürmen; Zeit zum Ausweichen blieb ihm nicht mehr — er wurde überrannt. Die hohen Grashalme schlugen über seinem Kopfe zusammen, aber noch ehe er zum Vollbewußtsein seiner Lage kommen konnte, sah er den mächtigen Kopf seines Gegners von neuem gegen sich gewendet. Schnell erfaßte Bimba die spitzen Hörner, welche drohend gegen seine Brust gerichtet waren. Das wütende Tier fühlte den lästigen Druck und schleuderte sein Opfer mit heftigem Ruck in die Luft. Bimba sauste durch die Zweige eines vielästigen Savannenbaumes hindurch; mit großer Geistesgegenwart ergriff er einen rettenden Ast und schwang sich hinauf. Der Stier tobte wie ein Rasender, umkreiste wutschnaubend den Stamm, ließ aber, als er die Erfolglosigkeit seines Thuns bemerkte, in seinem Ungestüm nach und begann nicht fern vom Baum zu grasen, wobei er wachsam die Bewegungen Bimba's beobachtete. Letzterem gelang, es in einem unbewachten Augenblick sein am Fuß des Baumes liegendes Gewehr zu erfassen und das Tier mit wohlgezieltem Schuß zu Boden zu strecken. Ziemon, unser Freund, hatte sich, als er den Stier gegen Bimba

anstürmen sah, sofort auf einen Baum geflüchtet und war seelenvergnügt, jetzt an der Beute teilnehmen zu können.

Bimba schrieb übrigens den glücklichen Ausgang des Abenteuers seinem Jagdfetisch zu, den er nie von sich ließ und der sich in diesem Falle als Amulet gegen Verletzung auf der Jagd trefflich bewährt hatte. Ich muß es dem Leser überlassen, von der Erzählung einen guten Teil auf Konto der auch beim Neger stark entwickelten Jagdphantasie zu schreiben.

Der andere Malange-Träger, Antonio, war weniger brauchbar als sein Landsmann; er hat während der ganzen Fahrt eine gewisse Aengstlichkeit nicht unterdrücken können.

Schon bald nach unserer Abfahrt stießen wir auf die ersten Hindernisse. Das felsige Bett des Lulua enthielt viele große und kleine Granitblöcke, die, oft in ganzen Reihen der Fahrt entgegentretend, Strudel und Stromschnellen hervorriefen. Die Passage solcher Stellen war für unsere kleinen Boote jedesmal mit großer Gefahr verknüpft, namentlich da die Stromgeschwindigkeit des Lulua eine sehr bedeutende war. An einzelnen Stellen lagen die Gesteinmassen so nahe zusammen, daß zwischen den Lücken kein Fahrzeug hindurch konnte, an anderen wieder deutete das aufrauschende Wasser darauf hin, daß unter ihm Felsklippen verborgen lagen und an wieder anderen stürzte das Wasser über eine senkrechte Wand einige Meter in die Tiefe. Solche Punkte mußten natürlich vermieden werden. Es fanden sich auch regelmäßig, selbst an den hartnäckigsten Steinbarren, Abschnitte, wo die Gewalt des Wassers ein ebenes Bett geschaffen hatte. Nicht immer freilich war es möglich, solche Stellen zu erreichen, da die heftige Strömung das Boot fortriß und eine Leitung desselben nur allmählich erfolgen konnte. Kamen deshalb Steinbarren in kurzer Folge hintereinander, so konnte niemand ein glückliches Ende voraussagen.

Mehrere Stromschnellen wurden heute ohne Unfall passiert. Der Lulua bot eine entzückende Landschaft dar. Sein Bett war im allgemeinen nur 200 m. breit, oft aber erweiterte es sich bis 1500 m. und bildete dann zahlreiche Flußarme, zwischen denen allerliebste Inseln im Schmuck von Palmen und Pandanus prangten. Auf einzelnen solchen Inseln hatten die Eingeborenen im wilden Pflanzendickicht ihre niedlichen Hütten erbaut, um Fischfang zu treiben.

Kalunda und Antonio waren mit ihren Kanoes dem meinigen vorausgefahren und hatten bei dem Inseldorf Mukendi angelegt. Schon von weitem hörte ich dort einen lauten Wortwechsel, und als ich mich näherte, sah ich meine Leute im heftigen Handgemenge mit den Hüttenbewohnern, denen sie ohne weiteres zwei Lasten Gummi und mehrere Körbe mit Mais und dergleichen geraubt hatten. Kalunda erzählte mir als Entschuldigung, daß dies auf Anordnung von Tschingenge geschehen sei, weil diese Leute Flüchtlinge seien, welche die Abwesenheit des Häuptlings benutzt hätten, um mit den ihnen von Tschingenge geliehenen Waffen zu entfliehen.

Nach diesem Zwischenfall wurde die Fahrt fortgesetzt. Von neuem kamen wir an Stromschnellen heran, Wellen schlugen in mein Boot, die Lasten standen im Wasser. Der gesamte Salz- und Zuckervorrat, den ich mitgenommen hatte, löste sich dabei in Wohlgefallen auf. Der Tag neigte sich zum Abend, ich mußte an einen Ruheplatz für die Nacht denken und ließ deshalb unweit des Ortes Tengo am rechten Ufer anlegen. Auf einem Termitenhaufen, der über die nasse Wiese der Uferniederung hervorragte und im Umkreis von 100 m. der einzige trockene Platz war, schlug Ziemon mein Zelt auf. Weiter landeinwärts würde ich besser gelegen haben, doch war es wichtig, in der Nähe meiner Boote und Lasten zu bleiben, da ich die Zuverlässigkeit meiner Leute noch nicht erprobt hatte.

Während der Nacht plagten mich Moskitos entsetzlich; sie mochten in ihrem nassen Wiesenreich wohl selten solch willkommene Einquartierung gehabt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Faröer oder Schafinseln.

Skizze.

Thorshavn, die Hauptstadt der Faröer, hat zwar ein geschichtlich beglaubigtes Dasein von acht- oder neunhundert Jahren, allein die Stadt selbst datiert sich nur auf das Jahr 1579 zurück. In diesem Jahr erbaute Magnus Heinesen, der Kommissär des Königs Friedrich II. von Norwegen, eine Feste auf den Felsen am Meeresstrand inmitten des Ortes, welchen die heutige Stadt einnimmt. Es war hohe Zeit, daß den kühnen, aber wenigen Bewohnern dieser nordischen Inseln einige Unterstützung gewährt wurde. Jahr um Jahr war die Wolle, welche sie von ihren Schafen gewonnen und für die Händler aufgespeichert hatten, durch berufsmäßige und andere Seeräuber gestohlen worden. Dabei wurden aber auch die Schafe selbst nicht geschont und ebenso wenig die Häuser der armen Inselbewohner. Englische Schiffe auf dem Wege nach Fischbänken Islands ankerten periodisch unterwegs auf der Höhe der Faröer, um ein Bißchen zu marodieren, „wobei sie mit Gewalt wegnahmen, was sie konnten, und es davon führten". Nicht einmal die Bischöfe der Inseln in ihrem Bischofssitz zu Kirkeboe waren sicher vor Plünderung und Vergewaltigung. Einer dieser geistlichen Fürsten ward in seiner eigenen Kathedrale belagert und gefangen gehalten, bis er dem Hungertode zum Opfer fiel. Und der erste Bischof unter dem reformierten Glauben war ebenso der letzte, welchen die Faröer gesehen hatten; die Räuber hatten ihn förmlich von den Inseln verscheucht. Und fernerhin ward ein Priester, welcher die von König Christian III. gestifteten Schulen auf Stromöe zu leiten hatte, gezwungen, in einem beinahe unzugänglichen Bergwinkel (Syderdahl) zu wohnen, „weil er zu jener Zeit so

häufig von Seeräubern überfallen wurde, daß er keinen festen Wohnsitz mehr hatte" — ein wahrhaft beklagenswerter Zustand!

Allein der König von Norwegen that noch mehr, als den Magnus Heinesen zur Unterstützung seiner lange leidenden Unterthanen auszusenden. Mit einer wirklich merkwürdigen Weisheit und Voraussicht, um den Räubern Versuchungen zu ersparen und aus dem Wege zu thun, verbot er den Hansestädten den ferneren Handelsverkehr mit den Faröern. Die Inselbewohner sollten ihre Häute und ihren Walfischthran und Wolle verkaufen wie sie konnten oder dieselben auf seinen eigenen königlichen Märkten aufspeichern; die Kauffahrteischiffe der dicken deutschen Kaufherren sollten nicht mehr länger die Magnete sein, um die Räuber nach jenen Breiten zu locken.

Und gleichwohl gedieh diesem auf den Handel der Faröer gelegten Embargo zum Trotz Thorshavn sehr rasch. Hütten wurden zwischen den weißen Felsen errichtet, welche den Strand besäumen, und rohe Versuche von Bodenkultur gemacht. Jahrhunderte-lang hatten die Gebäude für die Aufbewahrung der päpstlichen Zehnten und Gefälle in Naturalien, welche dann später zur sicheren Verwahrung der allgemeinen Erzeugnisse dienten, leer oder beinahe leer gestanden. Thorshavn war allerdings der Regierungssitz gewesen, aber der Veranlassungen zu politischen Versammlungen waren nur wenige und dieselben wurden ursprünglich unter freiem Himmel abgehalten. Friedrichs II. Nachfolger, Christian IV., ließ in Thorshavn eine Kirche bauen und vergrößerte die königlichen Warenhäuser. Eine Zählung der städtischen Einwohner, welche um jene Zeit vorgenommen wurde, weist aus, daß Thorshavn damals außer Regierungsbeamten und deren Dienern die Familien von fünf Handwerkern und zehn Taglöhnern und Fischern enthielt. Seither ist die Einwohnerzahl allmählich auf 997 Köpfe im Jahre 1860 und auf 1048 im Jahre 1870 gestiegen (die Zahl von 1880 kennen wir noch nicht).

Die Faröer sind vulkanischen Ursprungs, baumlos, bergig, von Steilküsten umgeben und daher sehr arm an sicheren Häfen. Es gibt Steinkohlen und viel Torf. Der Boden eignet sich besonders zur Viehzucht, weshalb auch sehr viele Schafe gehalten werden. Das Klima ist ein insulares: im Winter mild, im Sommer kühl und feucht, mittlere Temperatur 8—10° C.; es gedeihen noch Gerste, Rüben, Kartoffeln und einige Gemüse. Das Meer ist ungemein fischreich, die Klippen der Inseln sind von zahllosen Seevögeln bewohnt, welche zum Unterhalt der Bewohner wesentlich beitragen. Nach der amtlichen Volkszählung von 1880 beträgt der Flächenraum der 17 bewohnten Inseln 1333 Qu.-Km. mit einer Bevölkerung von 11,220 Köpfen, so daß auf den Quadrat-Kilometer 8.4 Menschen kommen.

Die Entwickelung dieser Inseln ist eine stetige und beinahe ungestörte, denn dieselben haben in den letzten zweihundert Jahren nur wenige aufregende Wechselfälle erlitten. Da sie von den Mittelpunkten europäischen Lebens und europäischer Machtfülle so weit entfernt sind, so blieben sie von politischen Begebenheiten erster Größe beinahe ganz verschont. Wenn wir die Einnahme der Citadelle von Thorshavn im Jahre 1678 durch einige französische Kreuzer und durch ein britisches Kanonenboot im Jahre 1808 ausnehmen — beide Ereignisse verliefen ohne Blutvergießen — so können wir versichern, daß volle zwei Jahrhunderte hindurch das Leben dieser Insulaner ein eintönig friedliches und befriedigendes Dasein gewesen ist.

Als Hauptstadt einer Provinz der Krone ist Thorshavn der Sitz der Lokalregierung und die Residenz eines Vertreters des Königs Christian IX. von Dänemark. Von der kahlen kleinen Bucht aus, von wo die steilen Klippen von drei oder vier von den anderen Inseln undeutlich im Nordosten wahrnehmbar sind, ist die Wohnung des Gouverneurs das augenfälligste Gebäude der Stadt. Es steht auf einer felsigen Anhöhe dicht bei einem Obelisk, welcher zum Andenken an König Christians hiesigen Besuch im Jahre 1874 errichtet worden ist; der Gouverneurspalast ist ganz aus Stein erbaut mit einem wirklichen Schieferdach und umgeben von einem Garten, welcher in den Augen der Insulaner ein Wunder ist. Einer der Giebel des Gebäudes ist mit einem Wetterhahn gekrönt, dessen Fahne das von einer Krone überragte königliche Monogramm trägt. Der Garten verdient mit einigen Worten erwähnt zu werden; dieses Grundstück ist wenigstens von einer Seite her geflissentlich geschützt und weist Sträucher und Bäume auf, welche bis zu der phänomenalen Höhe von 16 Fuß gezogen sind. Allerdings sind sie dem Winde so preisgegeben, daß sie ganz aus aller natürlichen Gestalt heraus krummgezogen und mit Flechten bedeckt sind; aber sie leben wenigstens und es ist zweifelhaft, ob auf all den 23 Inseln der Faröer irgend etwas zu finden ist, was sich mit den gartenkünstlerischen Wundern von Amtmanns Huus vergleichen läßt. Gleichwohl ist der Inhalt des Gartens ein ungemein magerer: etliche Johannisbeerbüsche, welche ungern Früchte ansetzen, die im August noch grün und hart sind und im September kaum reifen; verschiedene Ziersträucher, die in Buschform an den Stämmen ihrer kräftigeren Brüder hinkriechen, einige Beete mit Kohl, anderen grünen Gemüsen und Rettigen — diese, nebst einer ebenso reichen Ernte von Ampferkraut, als man irgendwo finden kann, bilden den Reichtum des Amtmannsgartens, und von den Rettigen zu dem Portikus der Wohnung ist nur ein einziger guter Schritt.

Landt, der fleißige, sorgfältige Chronist der Faröer, hat sich schon vor achtzig Jahren Mühe gegeben, gegen die Härte des Klima's der Inseln anzukämpfen durch Anpflanzen von Bäumen und Pflanzen, die er aus Dänemark schockweise einführte; er pflanzte die Bäume in den Boden, überwachte und verpflegte sie sorgsam und hatte doch

den Verdruß, die meisten früher oder später rettungslos zugrunde gehen zu sehen. Nur eine gewisse Weidenart gelang es ihm durchzubringen und Exemplare von diesem Baum wachsen noch immer, zwar etwas verkrüppelt, aber grün, an geschützten Orten der Stadt. In seinen Erwartungen getäuscht, dachte er darüber nach und schrieb seinen Mißerfolg dem Zusammenwirken von vier Ursachen zu: der verheerenden Wirkung der Winterstürme, der dicken erstickenden Atmosphäre, der Feuchtigkeit und dem salzigen Sprühschaum des Meeres und dem wandelbaren Frühling, in welchem auf milde und warme Tage immer Frost und Kälte folgen. Es ist eine Thatsache, daß außer diesen sorgfältig verwahrten und erhaltenen Exemplaren auf allen den Inseln kein einziger Baum wächst. In den Gewächshäusern der Stadt kann man einige Zwergbäume von Aepfeln und Pflaumen ungefähr ein Meter hoch sehen, allein diese sind nur Kuriositäten; sie reizen die Einbildungskraft — das ist alles.

Und doch waren die Faröer nicht immer so arm an Baumwuchs wie heutzutage. Torfstecher graben oft, sogar heutzutage noch, in verschiedenen Teilen der Insel ganze Stämme aus dem moorigen Boden, von denen viele noch ziemlich gut erhalten sind. Landt selbst sagt bei der Schilderung des Kohlenfeldes auf Süderöe: „Ich habe Stücke von dieser Kohle in der Hand gehabt, welche am einen Ende richtige wirkliche Kohle, am andern Ende aber wirkliches Holz waren, das man an seinen Fasern und Wurzeln als solches erkannte", was er in seiner Weise folgendermaßen zu erklären versucht: „es muß entweder durch eine Konvulsion der Natur nach den Faröern gebracht worden oder hier gewachsen sein."

In den geschützten Vorstädten von Thorshavn ringen sich einige Gärten periodisch zu Laub und Grün hindurch. Sie enthalten kaum je einhundert Quadratmeter, und die Steinmauern, welche sie umgeben und sie vor den wilden Winden schützen, die über Thal und Höhen hinfegen, sind beinahe so hoch als die höchsten Büsche und Sträucher innerhalb derselben. Man würdigt sie jedoch des Namens Gärten. Man züchtet darin ein paar Möhren, etwas Rhabarber, Meerrettich, Petersilie, einige Johannisbeerbüsche, Erdbeerenpflanzen und verschiedene ausdauerndere und härter blühende Gewächse; ihre abgelegensten Ecken weisen eine hölzerne Bank zum Plaudern und Ausruhen auf.

Außer dem Gouverneur leben hier in Thorshavn noch verschiedene andere dänische Beamte, welche den gesellschaftlichen Ton nicht ganz in den Kirchspiel-Interessen aufgehen lassen: ein Doktor, ein Richter, ein Dekan der Geistlichkeit, zwei oder drei Schullehrer, ein Sheriff und ein Sysselmann oder Bezirkssteuerbeamter und Magistrat. Allein man kann kaum begreifen, wie diese Herren außer dem Doktor und den Schullehrern ihre Zeit herumbringen; sie begegnen einander in den engen krummen Straßen der Stadt täglich zwanzigmal, haben immer ein paar Worte miteinander zu wechseln, und müssen unwillkürlich gegenseitig den guten Humor bewundern, mit welchem sie die Langweile ihres vergleichsweise geschäftigen Nichtsthuns ertragen. Ich habe meinen Bekannten, den Sekretär des Gouverneurs, mehr als einmal auf der Straße begegnet mit wichtig-aussehenden Urkunden unter dem Arm und einer Miene, auf welcher „dringend wichtig" zu lesen war, und wir sind stehen geblieben, um miteinander zu plaudern, und die Papiere haben sich ergeben als meteorologische Berichte, wenn auch von der erschöpfendsten Art. Auch der sehr umfangreiche richterliche Wirkungskreis des Sysselmanns mag mit wenig Arbeit verbunden sein, denn der einzige Streitfall von welchem ich in sechs oder sieben Wochen hörte, war ein Zank zwischen zwei Farmern wegen eines Bullens, welcher mich an Lawrence Sterne erinnerte; er ward beigelegt nach einer mehrstündigen Verhandlung, in welcher eine Menge von sehr unterhaltender Zeugschaft und Witz zu Tage kam. Der Gouverneur hat meines Erachtens am meisten zu thun, wenn ein britisches Kriegsschiff oder eine englische Yacht im Hafen vor Anker geht, wo dann ein angenehmer Austausch von Diners und Gesellschaften stattfindet. Die vorerwähnten Herren samt dem Apotheker (er trägt eine schwarze Tuchmütze mit viereckigem Boden wie ein kirchliches Barett), die angeseheneren Kaufleute und ihre Familien bilden die gebildete Gesellschaft von Thorshavn; die Damen besuchen sich gegenseitig und planen an den langen Winterabenden Konzerte, Charaden, Liebhabertheater und ähnliches zu ihrer eigenen Unterhaltung und derjenigen der anderen. Der alte Stamm der Insulaner ist zwar seiner Frauenwelt treu, hält aber geistig nicht viel von ihr. „Weiberpläne bringen Unglück", sagt ein altes Sprichwort auf den Faröern; allein die Zeiten ändern sich, und man begegnet nun den Damen in Thorshavn mit ebenso achtungsvoller Anerkennung wie in Boston, Massachusetts.

Eine exklusivere Gesellschaft als diejenige auf den Faröern in einer Beziehung dürfte kaum zu finden sein. Die Fremden (d. h. außer den von der dänischen Regierung hierher geschickten Beamten) auf den Inseln lassen sich an den Fingern der einen Hand herzählen. Als ich dem Gouverneur meinen ersten Besuch machte, begegnete ich unter dem Thor einem Herrn in einem weichen Filzhut, welcher mir ein Traktätchen mit dem Titel: „Rette Dich vor dem Verderben" anbot. Anfangs glaubte ich, es bestehe eine Fehde zwischen diesem Mann und dem Gouverneur, und die Warnung betreffe die schlimmen Neigungen des letzteren; aber der Mann selber klärte mich auf: er war Agent für die Faröer und sonstigen nordatlantischen Inseln von Seiten einer unabhängigen schottischen Missionsgesellschaft, und da ich gleichsam in seinen Sprengel gekommen sei, hoffte er, ich werde die Ueberreichung eines Traktätchens nicht übel nehmen. Seine Arbeit muß sehr mühsam und entmutigend sein, denn er hat nicht nur jedes in Thorshavn landende Schiff zu betreten, sondern

muß periodisch auch nach Norwegen hinüber, um dort Proselyten zu machen, von denen er anscheinend auch in Thorshavn nicht viele gewinnt. Sein Eifer brachte ihn übrigens vor Kurzem in eine unangenehme Verlegenheit. Ein Schooner aus Spanien lief in den Hafen ein und war kaum vor Anker gegangen, als der Missionar in seinem kleinen Boote an demselben anlegte, an der Seite hinaufkletterte, mit seinen Büchern in den Taschen, und den Schiffer über sein Seelenheil, seine Hoffnungen u. dergl. zu befragen begann. Einige Minuten später kam der Hafenarzt an Bord und entdeckte, daß auf der Fahrt von Bilbao hierher ein Fall von Pocken auf dem Schooner vorgefallen war. Alsbald erhielt das spanische Schiff die Weisung, weiter draußen in See vor Anker zu gehen und auf eine gewisse Anzahl von Tagen strenge Quarantäne zu halten. Der Missionar aber wurde vom Schiff weggewiesen und in seinem kleinen blauen Boot selber in Quarantäne genommen, jedoch etwas näher an der Küste. Viele Wochen nachher war der arme Missionar noch das Stichblatt für die Stadtbewohner.

Dieser Missionar ist der einzige britische Unterthan in Thorshavn und ein britischer Konsul wird daher für unnötig erachtet. Die Ursache dieser scheinbaren Vernachlässigung der Faröer mit fremden Konsuln braucht nicht weit gesucht zu werden. Zunächst sind die Inseln äußerst unfruchtbar, liefern nur Nahrung für Kühe und Schafe und gestatten keinen Landbau als an der Küste; sodann enthalten sie eigentlich kein Mineral, welches den Abbau verlohnt; ferner erscheint die oben angegebene Bevölkerung, so klein sie auch ist, reichlich genug für solch unfruchtbare Felsen wie die Faröer; viertens war der Handel bis zum Jahr 1855 auf den Inseln königliches Monopol und alle Warenhäuser und Magazine in den verschiedenen Niederlassungen waren Eigentum des Königs. Bis dahin war ein Mann ein Farmer, Bauer, Handwerker oder nichts. Erst am 1. Januar 1856 konnte ein fremdes Kauffahrteischiff in die Häfen der Inseln einlaufen, und jemand anders als ein königlicher Beamter den Beruf eines Kaufmanns ausüben. Sodann sind die Landgesetze der Faröer etwas verwickelt für das Verständnis von Ausländern, und der Grund und Boden ist so teuer, daß er nicht mehr als drittehalb Prozent einträgt; die Sparbank in Thorshavn gibt drei und die örtlichen Kaufleute geben sechs Prozent; allein Fischerboote und Waren sind die Gegenstände, in denen die wohlhabenden Insulaner ihr Geld am liebsten anlegen. Das Land gehört zum größten Teil der Krone und diese begünstigt die Eingeborenen, darum pachtet der Sohn unfehlbar fortwährend dasjenige, was sein Vater in Pacht hatte. Ein solcher Pächter von Kronsland heißt Kongsbond, und kein Ausländer kann Kongsbond werden. Ein Ausländer kann allerdings Land kaufen, wann solches zu haben ist, und dadurch Odelsbond (Freisasse) werden, allein trotz der Privilegien der Mark (Flurgerechtigkeit, d. h. des Waiderechts im Verhältnis zu seinem Land) und des eigentümlichen Anteils an allen hier strandenden Walen sind die Vorteile davon nicht sehr augenfällig. Endlich aber bieten vielleicht die hohe Breite der Inseln, die abscheulichen Nebel, der lange Winter und das Klima im allgemeinen (so gesund es auch ist) den Auswanderern irgend welcher Art nicht viel Anziehungspunkte dar, namentlich aber nicht für diejenigen, welche noch ganze Kontinente zu ihrer Verfügung haben.

Die Bewohner der Faröer sind schon seit Jahrhunderten ein Volk gewesen, welches abgeschieden von der übrigen Welt lebte, sich untereinander verheiratete und inmitten seiner eigenen harten, rauhen, sturmumtosten, aber bezaubernden Felsen aufwuchs und starb, für seinen Unterhalt hauptsächlich von dem Meere abhieng, welches diese Eilande umgibt, und von den Schafen und Kühen auf ihren Hügeln und von den kleinen Streifen Getreidefeld, welche sie auf den geschützten Berghängen bebauen — ein Volk, welches für seine Erziehung nur von den erprobten Worten und Ueberlieferungen seiner Väter und von der alten unfehlbaren Lehrerin Natur selbst abhängig ist. Heutzutage jedoch ist die Lage des Volkes nun eine andere: der Schulbesuch ist nun obligatorisch und der von der Regierung besorgte Unterricht ist ein sehr guter. Ein Postdampfer bringt allmonatlich einmal Briefe und Waren aus Dänemark und dem übrigen Europa. Luxusartikel aller Arten sind keine Seltenheiten mehr. Auch fremde Besucher kommen mit den Dampfbooten, und von den wenigen, welche die Faröer besuchen, kommen manche zweimal. Und die Statistik zeigt, daß die Inseln in jeder Hinsicht Fortschritte machen, welche sich mit den Fortschritten der angelsächsischen Niederlassungen messen können. Die Faröer haben gegenwärtig noch keine Kabelverbindung mit Europa; ihre Bewohner verlassen sich für ihre Kunde von dem, was in der Welt vorgeht, auf die monatlichen Posten; und unter diesen Umständen bezeugen natürlich nur die intelligentesten und gebildetsten Leute ein lebhaftes Interesse an den internationalen Problemen und Fragen, welche meist längst schon ihre Erledigung gefunden haben, wo sie vom Auftauchen derselben hören. Jedermann bekümmert sich daher zunächst in lebhafter und gesunder Weise mehr um die Freundschaft und die gute Meinung seines Nachbars als um das weitaus wichtigste Ziel, welches er erreichen mag.

Die Bewohner der Faröer sind in der That ein Volk, welches offen und gleichsam unter freiem Himmel lebt; was nur immer natürlich, ist für dieselben gesund; ihre Gesetze sind einfach wie ihre Sitten und Lebensweise, und wenn sie noch nicht alle Vorteile einer hohen Stufe von Zivilisation besitzen, so sind sie dagegen auch ganz frei von den Lastern und Verstimmungen einer solchen. Wenn ein Volk aus seiner Dichtkunst begriffen werden kann, so wird es genügen anzuführen, daß die Lieder, welche diese Insulaner noch heute singen, die kräftigen alten Balladen

der Foereyinga-Saga sind, welche von Thaten voll physischer Kühnheit, von dem fröhlichen Ueberfluß, der auf einen erfolgreichen Walfischfang folgt, von der Liebe starker rühriger Männer zu tugendhaften und hübschen Frauen, von ihren Booten und von den alten Königen von Norwegen, Schweden und Dänemark handeln, mit welchen ihre Vorfahren verbündet waren. Man darf einem solchen Volke füglich verzeihen, daß es sich nicht um die Kloakenfrage kümmert, daß es die eigentliche Bedeutung der „analytischen Philosophie" nicht kennt und seine Stuben nicht mit den modernen Rococo-Tapeten ausklebt. Man kann jedoch kaum bezweifeln, daß mit dem Telegraphendraht ein störendes Element in die Ruhe der gegenwärtigen Faröer eingeführt und in die Erziehung der jungen Insulaner ein neues Ingrediens eingeführt werden wird, welches in mancher Beziehung so verhängnisvoll sein wird wie Dynamit. Die diese Nachteile aufwiegenden Vorteile für ein so eigentümlich unabhängiges Gemeinwesen sind nicht so augenfällig.

In den früheren Zeiten der Geschichte der Faröer verehrten seine Einwohner gleich denjenigen des übrigen nördlichen Europa's Odin und die übrigen Götter der nordischen Mythologie. Die alten Gottheiten (Aesir) galten für die Stützen und Säulen der Welt und Odin war die angesehenste unter ihnen. Die heidnische Dreieinigkeit bestand aus den drei Brüdern Odin, Vili (Wille) und Ve (Kraft); allein nach einiger Zeit umgab sich der oberste Gott mit einem Rat von zwölf anderen Göttern.

Von alter Zeit her gab es zwei Welten oder Prinzipien der Dinge: Niflheimr, die Heimat der Wolken und der Finsternis im Norden, und Umspellheimr, die Heimat des Lichtes im Süden. Zwischen diesen beiden lag eine ungeheure Kluft oder Abgrund, Ginnungagap, an dessen Sohle ein Fluß hinströmte. Da das Eis und der Reif dieses Flusses an seinem nördlichen oder kalten Ende in Berührung kam mit Funken, welche aus der südlichen Region von Licht und Wärme aussprühten, so wurden Eiszapfen erzeugt und aus denselben trat Ymer hervor, der erste der Jötter oder Riesen, welcher später aus sich selbst viele andere Riesen zeugte.

Nun gab es Krieg im Weltenraume zwischen Odin und den Göttern auf der einen und den Jötter oder stofflichen Riesen auf der anderen Seite. Endlich erschlugen Odin, Vili und Ve den Ymer und ersäuften in der reichlichen Sintflut seines Blutes alle die anderen Riesen seiner Nachkommenschaft mit Ausnahme eines einzigen, welcher entkam und das Geschlecht fortpflanzte. Sie schleppten Ymer's Leiche hin zu dem großen Abgrund, warfen sie hinein und „bildeten aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Blut das Meer und die übrigen Gewässer der Erde, aus seinen Gebeinen die Berge und aus seinen Zähnen und Knochensplittern die Felsen groß und klein. Die Himmel schmückten sie mit Funken aus Umspell, der Heimat des Lichts, und verteilten das Meer rund um die Erde." Himmel und Erde verbanden sie miteinander mittelst des Regenbogens. „Die großen schwarzen Riesen und ihr Sohn, der schöne helle Tag, saßen im Himmel bei Odin selbst, um über die Erde zu herrschen, während die beiden Geschwister Sonne und Mond für deren Erleuchtung sorgten."

So war die rohe materielle Welt zur Bewohnung hergerichtet. Das einzige was zur Vollendung des Werkes noch fehlte, war Material für die Schöpfung des Menschen, und dieses fanden Odin, Vili und Ve in einigen Bäumen, welche am Strande des von ihnen geschaffenen Meeres lagen. Aus diesen Bäumen machten sie aus dem einen Ask, den Mann, und aus dem andern Embla, ein Weib; Odin hauchte ihnen das Leben ein, Vili gab ihnen Verstand und Gefühl und Ve verlieh ihnen Blut und Farbe. Man gab ihnen Misgaaer zum Wohnort, und so bevölkerten sie im Verlauf der Zeit die ganze Erde.

Das ist die farösische Mythe von der Schöpfung — eine Sage, welche unmittelbar von den isländischen Eddas abgeleitet worden ist.

Die heidnischen Priester dieser Mythologie, die Godar oder Gottmenschen, waren vor der Einführung des Christentums auf den Farödern wie überall im Norden allmächtig. Die weltlichen Angelegenheiten lagen ebenso gut wie die religiösen ganz in ihrer Hand. Die ursprünglichen politischen und sonstigen Versammlungen des Volkes wurden unter ihrer Aufsicht am Opferplatz abgehalten. Das spätere Thing oder die große Volksversammlung fand ebenfalls am Altarsteine statt, wo der in jenen stürmischen händelreichen Zeiten so notwendige Bund des Friedens und der Sicherheit während des Tagens des Things abgeschlossen wurde.

(Schluß folgt.)

Das Kapland.

Eine historische Skizze.

Von Emil Jung.

(Schluß.)

Lord Somerset ersuchte nun die englische Regierung, Ansiedler auszusenden, um die schönen Ländereien zwischen dem Zondag und dem Großen Fisch-Fluß urbar zu machen und gegen die Einfälle der Kaffern zu schützen. Von den Kaffern war freilich nicht die Rede, als die Regierung das Parlament um eine Bewilligung von 50,000 Lstrl. für die Förderung der Auswanderung nach dem Kap angieng, von der Fruchtbarkeit aber desto mehr, und so meldeten sich nicht weniger als 90,000 Auswanderungslustige, während man nur 5000 brauchte. Von diesen mußte aber ein jeder über mindestens zehn kräftige Personen verfügen, die das 18. Jahr überschritten hatten und möglichst Häupter von Familien waren. Die Kosten der Ueberfahrt bestritt die Regierung; jede Person oder Familie

erhielt bei ihrer Ankunft 100 Acres (40 Ha.) Land als freies Eigentum, Ackergerät und Saatkorn wurden auf Kredit verabfolgt, Bibeln und anglikanische Liturgien allen geschenkt und, wenn hundert Familien ihren eigenen Geistlichen mitnehmen wollten, so war ihnen dies gestattet, und die Kolonialregierung sollte für des Geistlichen angemessene Besoldung Sorge tragen. Eine spätere Verordnung machte den Landbesitz von der alleinigen Verwendung freier Arbeiter abhängig, bei Beschäftigung von Sklaven fiel das Eigentum ohne weiteres an die Krone zurück.

Durch diese Auswanderer wurde Port Elizabeth gegründet, jetzt die zweitgrößte Stadt der Kolonie, eine Anzahl Schotten erhielt Landloose am Baviaan's-Fluß im Distrikt Somerset, die Mehrzahl aber, an 3800 Seelen, wurde zwischen dem Bushman- und dem Großen Fisch-Fluß angesiedelt; dieser Distrikt erhielt den Namen Albany.

In diese Zeit fällt das Erscheinen der ersten Zeitung — denn das bisher von der Regierung veröffentlichte Amtsblatt, die „Cape Gazette", konnte auf diesen Titel nicht Anspruch erheben — an deren Redaktion auch der Dichter Thomas Pringle beteiligt war. Aber der „South African Commercial Advertiser" geriet bald in Konflikt mit dem Gouverneur, der eine Kontrole über das Blatt ausüben wollte, welche ihm die Herausgeber nicht zugestanden, bis endlich durch die Entscheidung des Kolonialministers Huskisson die Presse unter das Gesetz gestellt und der Willkür des Gouverneurs entzogen wurde. Lord Somerset, welcher um die Verbesserung des Viehstandes der Kolonie durch Einführung von guten Zuchttieren sich sehr verdient machte, erregte andererseits durch seine despotischen Maßnahmen die Unzufriedenheit der Kolonisten in so hohem Grade, daß seine Abberufung nötig wurde. Aber unter seinen Nachfolgern verschärften sich die mißlichen Zustände im Innern wie nach außen; unter dem 1834 als Gouverneur eintretenden Sir Benjamin D'Urban kamen sie zum vollen Ausbruch. Mit D'Urban's Ankunft wurden glücklicherweise auch die ganz unverhältnismäßig hohen Gehalte gebührend beschnitten, der Gouverneur erhielt statt 10,000 Lstrl. nur die Hälfte, seine 2000 Lstrl. Tafelgelder wurden ganz gestrichen und die übrigen Gehalte bis zu dem untersten Sekretär entsprechend herabgesetzt.

Die Kaffernkriege haben mit kurzen Unterbrechungen vom Jahre 1835 bis 1858 gedauert und sie fanden eigentlich nur ein Ende durch die selbstmörderischen Maßnahmen der Kaffern selber. Die Ursache des ersten Ausbruchs war die Vertreibung der Kaffern aus britischem Gebiete und die Verwundung eines Häuptlings bei dieser Gelegenheit. Dadurch erbittert, scharten sich die ohnehin aufgeregten Stämme zusammen, überfielen, an 10,000 Mann stark, die weit zerstreuten Ansiedlungen und erschlugen binnen einer Woche 50 Landwirte, verbrannten 450 Gehöfte und raubten 4000 Pferde, 100,000 Rinder und 150,000 Schafe. Fünftausend Personen wurden obdachlos. Oberst Harry Smith eilte sofort von der Kapstadt herbei, die Kaffern wurden geschlagen und zur Strafe das Land zwischen dem Großen Fisch-Fluß und dem Großen Kei als Britisch-Kaffraria annektiert. Der englische Kolonialminister war aber mit dieser Erweiterung der Grenzen der Kolonie nicht einverstanden und das Gebiet mußte gleich darauf wieder aufgegeben werden.

Aber schon 1846 brach der Krieg von neuem los. Ein Kaffer von dem Stamme des kriegslustigen Häuptlings Sandilli hatte eine Axt gestohlen und wurde unter Bedeckung von Fort Beaufort nach Grahamstown geschickt, aber unterwegs von seinen Landsleuten befreit. Das sofort ausgesandte Militär erlitt bei Burnshill eine Niederlage. Die Amatola nahmen den Engländern einen Train von 63 Wagen weg und griffen Fort Victoria an, das die Engländer räumen mußten. Fort Peddie wurde von den Häuptlingen Umhala, Sejolo und Pato belagert. Doch erlitten die Kaffern bald darauf durch General Somerset bei Gwanga eine Niederlage; Sir Andries Stockenstrom, der die Bürger befehligte, und Oberstlieutenant Johnstone besetzten Kreli's Land; die Häuptlinge Mankomo und Sandini ergaben sich. Der neue Gouverneur Sir Harry Smith stellte 1847 Britisch-Kaffraria wieder her, das sich nunmehr vom Keiskamma zum Kei erstreckte, während das Land zwischen dem Großen Fisch-Flusse und dem Keiskamma die neue Division Victoria bildete.

Doch dauerte der Friede nicht lange. Ein Zauberdoktor, Umlanjeni, trat auf, welcher vorgab, er vermöge die Kugeln der Engländer in Wasser zu verwandeln. Die unzufriedenen Häuptlinge, insbesondere Sandilli, unterstützten ihn, und als eine Abteilung englischen Militärs Ende 1850 abgesandt wurde, Sandilli zu verhaften, wurde sie überfallen und mit Verlust zurückgetrieben. Am Weihnachtstage erhoben sich die Kaffern in Masse, überfielen die vereinzelten Höfe und ermordeten die Ansiedler. Der Gouverneur selber war mehrere Tage lang in Fort Cox eingeschlossen; ein Versuch des Generals Somerset, ihn zu entsetzen, mißlang, doch entkam er mit einer kleinen Eskorte nach King Williamstown. Die am Kat-Flusse angesiedelten Hottentotten, sowie solche, welche im Kap-Korps dienten, schlossen sich nun den Kaffern an und machten die Lage um so schwieriger. Zwar nahm General Somerset 1851 das Fort Armstrong im Land der Hottentotten und hob ihre Niederlassung auf, aber die Kaffern setzten sich im Waterkloof fest und in den dichten Wäldern bei Fort Beaufort, im Norden der Division Victoria, und die fortwährend erneuten blutigen Angriffe der Engländer blieben hier vergeblich. Erst im Jahre 1852 gelang es dem Gouverneur General Sir George Cathcart, die Verschanzungen im Waterkloof zu nehmen. Damit waren die Feindseligkeiten für eine Zeitlang zu Ende. Die Gaika unter Sandilli wurden vom Keiskamma und Amatola entfernt und ostwärts vom Thomas-Fluß gedrängt; ihre früheren Ländereien nahmen Fingos und andere Eingeborene ein, die zu den Engländern gehalten hatten. Ein Teil des Ama-

Tembu-Territoriums wurde annektiert und als ein neuer Distrikt, Queenstown genannt, mit weißen Ansiedlern besetzt.

Einen letzten Versuch, die englische Herrschaft abzuschütteln, machten die Kaffern 1858. Ein Kaffernprophet, welcher mit den verstorbenen Häuptlingen und Helden der Galeka Verkehr gepflogen zu haben vorgab, namens Umhlakosa, befahl ihnen, alle ihre Ochsen zu schlachten und ihre Getreidevorräte zu vernichten, dann würden ihre erschlagenen Vorfahren samt deren Vieh von den Toten auferstehen und die Engländer in die See treiben. Die Häuptlinge hatten Umhlakosa dazu veranlaßt, in der Voraussetzung, das Volk werde, von Mangel getrieben, sich desto bereitwilliger auf den Feind stürzen. Aber Grey's vorsichtige Maßnahmen gestatteten den Kaffern kaum, sich zu sammeln. Die alleinige Folge davon war, daß an 25,000 Kaffern, meist Frauen, Kinder und alte Leute, umkamen, und daß an 100,000 aus dem Lande giengen. Die Kolonisten hatten den Vorteil, daß Scharen von Kaffern zu ihnen zogen, um Arbeit und Nahrung zu suchen, und fortan den Ansiedlern sehr förderliche Arbeitskräfte lieferten. Die Häuptlinge aber büßten ihr ganzes Ansehen ein und die Kaffernkriege waren damit zu Ende.

Inzwischen hatten sich die inneren Verhältnisse der Kolonie vielfach sehr unerquicklich gestaltet. Die englische Regierung führte 1825 in allen britischen Kolonien die Silbervaluta ein und der Silberwert der im Kapland kursierenden Papierthaler wurde auf 1 Schilling 6 Pence festgesetzt, ein offenbarer Bruch des früher gegebenen Versprechens, das Papiergeld zum vollen Wert einzulösen.

Im nächsten Jahre wurde eine Verordnung zur Verbesserung der Lage der Sklaven erlassen, aber als sie im Senat verlesen werden sollte, mußte der Präsident dies vor leeren Bänken thun. Bald darauf folgte das Sklaven-Emanzipationsgesetz. Die Holländer beriefen sich darauf, daß in der Konvention von 1806 die damals bestehende Sklaverei ausdrücklich anerkannt war. Indeß, da sie in allen britischen Besitzungen abgeschafft wurde, so mußte sie auch am Kap fallen.

Im Jahre 1833 betrug die Zahl aller Sklaven in den britischen Besitzungen 780,000, die man auf 45 Millionen Lstrl. schätzte. Die Zahl der Sklaven am Kap war 35,700, und ihr geschätzter Wert 3 Mill. Lstrl. Das britische Parlament bewilligte 20 Mill. Lstrl. als Entschädigungssumme für die Sklavenbesitzer; davon wurden für das Kap 1,200,000 Lstrl. ausgeworfen. Aber viele der Holländer waren so erbittert über diese Maßregel, daß 5000 Lstrl. bis heute nicht beansprucht worden sind. Am 1. Dezember 1838 gab es in der Kapkolonie weder Sklaven noch Hörige mehr; es gab fortan nur freie Leute, von denen viele freilich nicht recht wußten, was sie mit dem ihnen gebotenen Geschenk anfangen sollten. Die holländischen Ansiedler aber wurden durch die Ausführung dieses Gesetzes auf das Empfindlichste betroffen und eine große Zahl ehemals reicher Familien verarmten. Sie waren ferner erbittert durch die Verluste, welche sie durch die Kaffern erlitten hatten und die sie allein auf Rechnung der schwankenden Politik der englischen Regierung schrieben.

Viele griffen zum Wanderstabe, ihre Besitzungen verkauften sie für was sie erhalten konnten, oft nur für einen Wagen und ein Ochsengespann, und zogen hinaus in die Wildnis jenseit des Oranje-Flusses. Zwischen 1835 und 1837 sollen nach einigen 5000, nach anderen sogar 10,000 Buren ausgewandert sein. Unter Pieter Retief siedelten sie sich im Gebiete des Zulu-Häuptlings Dingaan an und bei Port Natal, einem Hafen südlich vom portugiesischen Gebiet, und trotzdem Pieter Retief 1838 mit 70 der vornehmsten und angesehensten Auswanderer von den Kaffern verräterisch überfallen und erschlagen wurde, zogen neue Auswanderer nach und erklärten sich 1839, indem sie die Republik Port Natal gründeten, für unabhängig von England.

Da aber mußten sie lernen, daß sie mit der Auswanderung dem langen Arm der britischen Regierung nicht entgangen waren. War nach feudalen Vorstellungen der Unterthan an die Scholle gebunden, so stellte sich jetzt heraus, daß nach englischen Vorstellungen demjenigen, der einmal im englischen Unterthanenverband gestanden hatte, die Scholle auf den Nacken gebunden war, so daß, wollte er sich in irgend ein neues Land flüchten und sich dort ansiedeln, jenes Land ebendadurch sofort englisches Gebiet wurde.

Natal wurde 1842 ohne weiters zur englischen Kolonie erklärt und, da die Buren sich widersetzten, ihr Widerstand durch eine bewaffnete Expedition niedergeschlagen. Der größte Teil der in Natal angesessenen Buren zog zurück über die Drakenberge nach dem Land zwischen Vaal und Oranje, wo ein Teil ihrer Landsleute verblieben war. Sie gründeten hier den Oranje-Freistaat.

Wie dieser dann auch für England in Anspruch genommen und nach der blutigen Schlacht bei Boemplate am 29. August 1848 von englischen Truppen besetzt wurde, wie dann die Mehrzahl der Buren über den Vaal wanderte und die Transvaal-Republik gründete, wie auch diese später von England annektiert wurde, das ist ebenso wohlbekannt, wie die nachfolgende Anerkennung der Unabhängigkeit beider Republiken durch England. Während die Räumung des Oranje-Freistaates aber 1854 in friedlicher Weise erfolgte, mußte sich England im Transvaal zu diesem Schritte 1881 nach einem für seine Waffen unglücklichen Feldzuge bequemen. Die Annexion des Transvaal war erfolgt, um einer engern Verbindung dieses Landes mit Deutschland zuvorzukommen. Aus derselben Eifersucht auf Deutschland ersuchte die Regierung die Kapkolonie, sich 1884 der Okkupation von Angra Pequena durch Deutschland zu widersetzen, machte man dann das Betschuanenland zu einer britischen Kronkolonie und dehnte man die britische Herrschaft an der Ostküste bis zum portugiesischen Gebiet aus, so das Transvaal von den deutschen

Besitzungen einerseits und vom Meere andrerseits durch britisches Gebiet trennend. Wenden wir uns nun zu den weniger allgemein bekannten Vorgängen im Innern!

Die Kapkolonisten hatten, wie aus unserer Darstellung hervorgieng, häufig genug Grund gehabt, sich über die willkürliche Herrschaft der ihnen von England gesandten Gouverneure zu beklagen. Zwar war denselben ein gesetzgebender Rat an die Seite gestellt, allein seine Mitglieder wurden vom jeweiligen Gouverneur ernannt und hatten nur beratende Stimmen. Bereits 1827 hatten die Kolonisten um Gewährung einer repräsentativen Verfassung gebeten und diese Bitte war in der Folge mehrmals wiederholt, indeß immer abschlägig beschieden worden, bis endlich 1849 ein Ereignis eintrat, welches zu energischerem Eintreten für die gestellten Forderungen bestimmte.

Earl Grey war damals Minister für die Kolonien; ohne die Kolonisten zu befragen, hatte er beschlossen, das Kapland zu einer Strafniederlassung zu machen; er ordnete daher an, daß 300 Sträflinge von den Bermudas nach der Kapstadt gebracht würden. Sobald dies in der Kolonie bekannt wurde, bemächtigte sich der größte Unwille aller; überall hielt man öffentliche Versammlungen, in denen man einmütig zu dem Beschluß kam, die Ausschiffung der Verbrecherladung unter keinen Umständen zu dulden. Zugleich sandte man Bittschriften an die Königin wie an das Parlament ab und gab sich gegenseitig das Versprechen, jeden Verkehr mit der Regierung der Kolonie und ihren Organen vorläufig vollständig abzubrechen. Dieser Beschluß wurde sechs Monate lang aufs strengste durchgeführt, und während dieser ganzen Zeit blieben der Regierung jegliche Einkünfte abgeschnitten. Man gab endlich in England nach und das Schiff segelte aus der Simon's-Bay ab, um seine verweigerte Ladung den Vandiemensländern zuzuführen.

Der Wunsch nach einer Aenderung der bestehenden politischen Verfassung wurde nun desto reger. Um diese zu erlangen, gieng eine Deputation nach England, welche mühelos die Gewährung ihrer Wünsche erhielt; das erste, von den Bürgern der Kolonie erwählte, aus zwei Kammern bestehende Parlament wurde am 1. Juli 1854 feierlich eröffnet.

Die darauffolgende Amtsthätigkeit des Gouverneurs Sir George Grey, der sich bereits um Südaustralien und Neuseeland so wohlverdient gemacht hatte, förderte die Wohlfahrt der Kolonie ungemein. Er wandte seine Aufmerksamkeit sowohl dem Erziehungswesen, und zwar bei Weißen und Farbigen, als der Verbesserung des sehr mangelhaften Verkehrswesens zu und suchte die durch die selbstmörderische Politik der Kaffern verödeten Striche durch Einführung europäischer Einwanderer zu bevölkern.

Sein Plan war, die Grenzstriche mit Ansiedlern zu besetzen, denen die Verpflichtung zur systematischen Verteidigung des Landes obliegen sollte, also eine Art Militärgrenze zu bilden. Unter dieser Bedingung empfing eine Anzahl der alten Ansiedler Ländereien, man rief aber auch andere aus Europa herbei.

Man hatte während des Krimkrieges eine deutsche Legion angeworben, die indes niemals zu Verwendung kam, und diese nahm das in Geld und Ländereien bestehende Angebot der Regierung an, ließ sich nach dem Kap einschiffen und wurde im Frühjahr 1857 an den verschiedenen Stationen verteilt, welche den Grenzkordon bilden sollten. Kurz darauf wurde eine Anzahl ländlicher Arbeiter aus Norddeutschland, Männer, Frauen und Kinder, im ganzen an 2000 Seelen, herübergeführt und in der Nachbarschaft der Militäransiedelungen längs des Buffalo-Flusses untergebracht. Die Karte weist heute eine ganze Reihe deutscher Namen in jener Gegend auf, solche wie Berlin, Potsdam, Braunschweig, Frankfurt, Stutterheim u. a. Sir George Grey hatte genügende Gelegenheit gehabt, den Wert deutscher Arbeit in Australien, namentlich in Südaustralien, kennen zu lernen, und er sollte sich auch hier nicht getäuscht sehen.

Von diesen Deutschen liefen zwar viele weg, von denen man nie wieder gehört hat, andere wurden Soldaten, Schulmeister, Kaufleute, und nicht wenige der letzteren haben sich sehr bedeutende Vermögen verdient, der große Rest aber blieb bei der Scholle, und diese sind es, welche die einst öde Umgebung von King Williamstown in einen blühenden Gemüse-, Obst- und Blumengarten verwandelt haben. „Ich fühlte mich lebhaft an Südbrasilien erinnert", schreibt Joest, „als ich an einem Sonntagmorgen hinausritt und die Bauern zur Kirche wandern sah. Die Leute waren gesund, wohlgenährt und vergnügt, dabei echt deutsch, und selbst die Landschaft mit dem dunklen Walde und den freundlichen Bauernhäusern mahnte an die Heimat. Heutzutage reden die Legionäre samt ihren Kindern noch alle Deutsch. Auf dem Markte in King Williamstown wurde in der Gemüse-, Obst- und Blumenabteilung nur Deutsch gesprochen. Die dritte Generation wird indes wohl die Muttersprache kaum noch in der Schule lernen, sondern Englisch. Die deutschen Ansiedler haben übrigens gerade so wie anderwärts die englischen die ursprünglich hier ansässigen holländischen Buren vertrieben. Die neuen Ankömmlinge wurden diesen lästig; sie verließen das Land. Heute befindet sich in der ganzen Gegend zwischen King Williamstown und dem Meer nur noch ein holländischer Kolonist."

Neben der Förderung der Einwanderung in die menschenleere Kolonie wandte Gouverneur Grey seine Aufmerksamkeit aber auch der Vervollkommnung der Verkehrsmittel zu. Der Bau der ersten Eisenbahn von der Kapstadt über Paarl nach Wellington wurde 1857 begonnen und Hafenanlagen in der Tafel-Bay und an den Mündungen der Flüsse Kowie und Buffalo in Angriff genommen. So konnte sich in den zehn Jahren von 1854 bis 1864 der Ausfuhrwert der Kolonie von 764,461 auf 2,594,594 Lstrl., der Einfuhrwert von 1,548,037 auf 2,471,339 Lstrl. heben. In demselben Zeitraum stieg die

Wollproduktion von 8,567,457 auf 36,296,698 Pfund Gewicht.

Der Landstrich am linken Ufer des Großen Kei-Flusses war damals fast ganz unbewohnt, da nach der großen Katastrophe von 1857 die Kaffern unter ihrem Häuptling Kreli Befehl erhalten hatten, sich hinter den Bashee zurückzuziehen. Den Plan des Gouverneurs, hierher gleichfalls militärische Ansiedler zu bringen, billigte das britische Ministerium nicht, man erlaubte daher Kreli wieder zurückzukehren und sich mit Fingos und Tembu in die dortigen Ländereien zu teilen. Das war im Jahre 1866, und mehr als zehn Jahre lang lebten diese Stämme friedlich neben einander. Aber 1877 begannen neue Unruhen. Mit Aufbietung einer starken Militärmacht wurden indeß die Kaffern, welche, wie immer, auf britisches Gebiet hinübergedrungen waren und dort mancherlei blutige Exzesse begangen hatten, unterworfen und ein Teil ihres Gebietes konfisziert. Um aber ähnlichen Ausschreitungen für die Zukunft vorzubeugen, erließ die Regierung eine Verordnung, wonach in gewissen Distrikten der Besitz von Waffen für ungesetzlich erklärt wurde, sofern nicht eine polizeiliche Erlaubnis dazu eingeholt worden war. Natürlich galt dies den Eingeborenen.

Demgemäß nahm man den Kaffern und Fingos an der Grenze ihre Flinten und Assegais, gewährte ihnen indes dafür eine Entschädigung; als man aber zu den Basutos kam, widersetzten sich diese, über welche 1868 die britische Schutzherrschaft erklärt worden war, weil man befürchtete, die Oranje-Republik werde sich des Basuto-Landes bemächtigen. Und vermutlich wäre dies auch geschehen, denn die Basutos hatten im Kampfe mit den Buren den Kürzeren gezogen und waren völlig gebrochen.

Die Basutos fühlten sich indes keineswegs glücklich unter britischer Herrschaft, und als der Befehl zur Entwaffnung kam, brach der Aufstand auf allen Seiten los und teilte sich auch bald West-Griqua-Land und Tembu-Land mit. Die beiden letzteren wurden schnell unterworfen, aber gegen die Basutos konnte man nichts ausrichten. Auch ein Widerruf der mißliebigen Verordnung vermochte nichts daran zu ändern, und so sah sich die Kolonie nach vielen nutzlosen Ausgaben und Verlusten endlich 1883 bewogen, ihre Rechte auf das Land an England abzutreten. Seitdem wird das Basuto-Land durch einen Kommissär der englischen Regierung verwaltet, der von dem High Commissioner für Südafrika (es ist dies der jeweilige Gouverneur der Kapkolonie) ressortiert. Dafür wurden die Territorien von Tembu-Land, Emigrant, Galeka-Land und Bomvana-Land zu integrierenden Bestandteilen der Kapkolonie erklärt. Die Distrikte von Ostgriqua-Land, Idutywa und Fingo-Land waren bereits 1877 annektiert worden; Westgriqua-Land, das durch seine Diamantgruben so schnell weite Berühmtheit erhielt, eignete sich England 1876 an, obschon der östliche Teil desselben unbestrittenes Eigentum des Oranje-Freistaates war. Der Schwache mußte eben dem Starken weichen. Später suchte freilich England seinen Uebergriff durch die Zahlung einer Entschädigung von 90,000 Lstrl. wieder gut zu machen; die Erkenntnis des Unrechts kam aber sehr spät, erst im Jahre 1876. Vier Jahre nachher wurde der Distrikt der Kapkolonie förmlich einverleibt, nicht ohne unter der Bevölkerung lebhaften Widerspruch hervorzurufen.

Die gegenwärtigen Grenzen der Kapkolonie sind im Osten der Umsata-Fluß von seiner Mündung bis zur Ortschaft Umsata und von da eine Linie, welche nordöstlich laufend Ostgriqua-Land von Pondo-Land scheidet, bis zu einem Punkt am Umtamvuna-Fluß, der die Grenze von Natal berührt, dann geht sie zum Umzimkulu-Fluß und nordwärts zu den Draken-Bergen, welchen sie folgt bis zu den Quellen des Telle-Flusses und zu dessen Vereinigung mit dem Oranje, der dann die Grenze gegen den Oranje-Freistaat bis Rama bildet. Nun geht die Grenzlinie immer noch mit dem Oranje-Freistaat als Nachbar nordwärts bis Plasberg am Vaal und zieht dann erst in nordwestlicher Richtung, das Transvaal-Gebiet berührend, dann in südwestlicher Richtung zum Oranje-Fluß, den sie unter dem 22.° ö. L. von Gr. trifft; von da ab bildet der Oranje die Nordgrenze der Kolonie bis zu seiner Mündung.

In diesen Grenzen wird das Areal der Kapkolonie nach dem „Statistical Abstract for the several colonial and other possessions, London 1886“, auf 213,636 e. Q.-Mln. angegeben, während nach den Berechnungen des Gothaischen Hofkalenders 233,014 e. Qu.-Mln. oder 603,483 Qu.-Km. das richtigere Maß sind. Die gegenwärtige Bevölkerung wird auf 1,252,347 Seelen geschätzt, worunter sich nur 340,186 Weiße befinden sollen, davon 820 in Transkei, 8320 in Tembu-Land, 3066 in Ostgriqua-Land und 328,000 in den übrigen Teilen der Kolonie. Das Basuto-Land (26,665 Qu.-Km. mit 128,176 Einwohnern), Pondo-Land (9324 Qu.-Km. mit 150,000 Einwohnern) und Betschuana-Land (477,835 Qu.-Km. mit 478,000 Einwohnern) stehen nicht in politischem Zusammenhang mit der Kapkolonie, sie werden aber vom Gouverneur derselben als High-Commissioner für Südafrika für die britische Krone verwaltet.

Ueber die Zusammensetzung der Bevölkerung haben wir nur Ausweise des Zensus von 1877 und nur für die eigentliche Kapkolonie, deren Einwohnerzahl damals als 720,984 Seelen betragend ermittelt wurde. Diese verteilte sich damals auf 236,783 Europäer, 214,133 Kaffern und Betschuanen, 98,561 Hottentotten, 87,184 Mischlinge, 73,506 Fingu und 10,817 Malayen. Die weiße Bevölkerung war damals also entschieden in der Minorität. Wenn man nun weiter erwägt, daß davon mindestens zwei Drittteile holländischer Abstammung sind, deren Zahl sich durch starke Geburtenüberschüsse beständig vermehrt, während von den Engländern viele wieder in die alte Heimat zurückkehren, so wird man unschwer ermessen können, auf wie wenig sicherer Basis die englische Herrschaft in Südafrika sich befindet. Namentlich erscheint eine

Vermeidung weiterer Verletzung des in den letzten Jahren außerordentlich stark gewachsenen Gefühls der Zusammengehörigkeit aller holländischen Elemente, sei es in den englischen Kolonien Kapland und Natal, sei es in den Buren-Freistaaten, auf das dringendste geboten.

Der Handel Serbiens und Bulgariens.

Die österreichischen Konsulate im Orient liefern seit ihrer Reorganisierung alljährlich wertvolle Jahresberichte mit einer Reihe instruktiver Winke für den Handel und die Industrie des Auslandes.

Vor uns liegt ein solcher Bericht des österreichischen Generalkonsulats in Belgrad über den Handel Serbiens im Jahre 1886. Die Ausfuhr serbischer Produkte ist, den beiden Vorjahren gegenüber, gestiegen; sie beziffert sich 1884 mit 40.0, 1885 mit 37.6 und 1886 mit 40.6 Mill. Francs, und wenn trotzdem die Handelsbilanz passiv ward (sie betrug 1886 51.0 Mill. Frcs.), so ist das vorübergehenden Ursachen zuzuschreiben, einmal dem Mehrbedarf der Armee für Kriegszwecke (3.1 Mill. Frcs. für Kanonen und Munition), dann der Fortdauer des Bezugs von Schienen, Lokomotiven und Waggons für den Bau und die Ausrüstung der Eisenbahnen, und endlich den niedrigen Vieh- und Getreidepreisen; ein entschieden nachteiliges Symptom für den Außenhandel im abgelaufenen Jahr ist ist nur die Thatsache, daß Serbien, welches seinen Bedarf an Tabak bisher fast ganz im Lande selbst deckte, im Jahre 1886 Tabak und Zigarren im Werte von fast 2 Mill. Frcs. aus dem Ausland und speziell aus Deutschland und der Türkei importierte. Die Ausfuhr des Jahres 1886 teilt sich in eine landwirtschaftliche und eine gewerbliche Gruppe. Die erste, die landwirtschaftliche, setzt sich aus den Hauptposten zusammen: Garten- und Feldfrüchte 13.3 Mill. Frcs., Holz 0.5 Mill., Tiere und tierische Produkte 19.7 Mill., Eßwaren und Getränke (Bier und Branntwein ausgenommen) 1 Mill., Häute und Felle 3.9 Mill., Hörner, Knochen, Hadern 0.05 Mill., zusammen 38.8 Mill. Die Ausfuhr gewerblicher Erzeugnisse, einschließlich der bergmännischen, repräsentiert dagegen nur (hölzerne Wagen und Schlitten, Bier, Branntwein, Kupfer, Eisen, Bau- und Pflastersteine, Ziegel, Kohle, Cement, Pulver, Seilerwaren, Kleider und Teppiche) einen Wert von 1.7 Mill. Francs.

An der Einfuhr des Auslandes (51 Mill.) partizipieren Land und Stadt zum Teil fast gleich, an einem anderen Teil (Porzellan, Seiden- und feine Wollwaren 2c.) die Landbevölkerung fast gar nicht. Oesterreich-Ungarns Ausfuhr nach Serbien beträgt 70 Prozent des Wertes, die Einfuhr aus Serbien 70.8 Prozent. Nebstdem sind an dem internationalen Handelsverkehr beteiligt Deutschland mit 6.86, Amerika mit 4.75, England mit 4.7, die Türkei mit 3.90, Frankreich mit 3.80, Bulgarien mit 1.15, Rumänien mit 1.10, Belgien mit 1, Italien mit 0.81, Rußland mit 0.70 und die Schweiz mit 0.68 Prozent.

In der handelspolitischen Bedeutung Serbiens für Oesterreich-Ungarn und umgekehrt tritt übrigens ein wesentlicher Unterschied hervor. Beinahe aller Export Serbiens wickelt sich gegen Baarzahlung ab, während Oesterreich-Ungarn ihm auf Kredit liefert. Unter Zugrundelegung eines viermonatlichen Respiro's dürfte sonach das laufende Impegno serbischer Kaufleute an österreichisch-ungarische Firmen durchschnittlich 12—13 Mill. Frcs. betragen.

Ueber den Handel Bulgariens gibt uns der Bericht des österreichischen Generalkonsulats in Sophia Auskunft. Der Gesamtwert der Handelsbewegung Bulgariens im Jahre 1885 (mit Ausschluß Ostrumeliens) bezifferte sich mit stark 80½ Mill. Francs, an welchen Oesterreich-Ungarn mit stark 11 Mill. partizipierte, wovon 10⅓ Mill. auf den Import nach und nicht völlig 1 Mill. auf den Export aus Bulgarien entfielen; für das Jahr 1886 war die gesamte Handelsbewegung auf nahezu 74 Mill. Frcs. gesunken, 45½ Mill. für die Einfuhr und 28½ Mill. für die Ausfuhr. Die Abnahme ist übrigens in den letzten 4 Jahren konstant gewesen, fast 95 Mill. im Jahr 1883, fast 81½ Mill. im Jahr 1884, stark 80½ Mill. im Jahr 1885 und fast 74 Mill. im Jahr 1886, und es finden in diesen Zahlen sowohl die niedrigen Getreidepreise des Jahres 1884, als die noch heute andauernden politischen Wirren und der dadurch bedingte Niedergang von Handel und Wandel im Fürstentum Ausdruck. Allerdings ist der Grund des bedeutenden Rückganges nicht so sehr in zwingenden äußeren Verhältnissen, als vielmehr in dem vorsichtigen Charakterzug der bulgarischen Handelswelt zu suchen, die es vorzog, das mitunter reichlich vorhandene Kapital während der Dauer der unsicheren politischen Zustände ruhen zu lassen, um es später und beim Eintritt geregelter Verhältnisse, ohne sich Verlusten auszusetzen, fruchtbringend anlegen zu können, und man wird daher annehmen dürfen, daß, wenn nicht neue politische Katastrophen über das Land hereinbrechen, die Handelskrisis in Bulgarien im Jahre 1886 ihren Höhepunkt erreicht hat, und daß der Abschluß der politischen Krisis, zusammen mit der Eröffnung der Eisenbahn, dem Handel einen kräftigen Aufschwung gibt. Am Import ist übrigens Oesterreich-Ungarn im Jahre 1886 mit 29 Prozent, England mit stark 25, die Türkei mit fast 16, Rumänien mit fast 7, Rußland mit fast 6½, Frankreich mit 4½, Deutschland mit fast 4, Italien mit nahezu 2, Serbien mit 1½ und Belgien mit 1 Prozent beteiligt, während von der Ausfuhr 38 Prozent nach der Türkei, 28 nach Frankreich, stark 14½ nach England, 8 nach Oesterreich-Ungarn, etwas über 6 nach Serbien, etwas über 4 nach Rumänien, 4 nach Italien und je etwas über 1 Prozent nach Deutschland, Griechenland und Rußland gehen.

Die Kreditverhältnisse haben sich teils wegen der unsicheren politischen Lage, teils wegen der Krediteinschrän-

kung und der völligen Einstellung des Excomptegeschäftes der Nationalbank, teils wegen des allseitigen Mißtrauens der bulgarischen Handelskreise sehr ungünstig gestaltet. Viele vertrauenswürdige und ihren Zahlungsverpflichtungen pünktlich nachkommende Firmen mußten um Prolongation ersuchen, und da die Exporteure unter den gegebenen Umständen sie nur in seltenen Fällen gewährten, häuften sich die Wechselproteste und Klagen; blos die dortige Nationalbank protestierte im Laufe des Jahres 1886 nicht weniger als 235 Wechsel im Betrage von fast einer halben Million Francs. Indeß giengen die Zahlungen nach und nach ein und am Schluß des Jahres hatte die Bank nur noch sechs uneingelöste Wechsel im Betrage von nur 13,000 Frcs. in ihrem Portefeuille. Fallimente kamen im ganzen Jahr nur zwei vor, und nur infolge der lange andauernden Geschäftskrisis.

Zur Hereinbringung von Forderungen gegen bulgarische Kaufleute empfiehlt das Generalkonsulat den Gläubigern, damit sofort einen bei dem betreffenden bulgarischen Gerichte domizilierten bulgarischen Advokaten zu betrauen und sich nicht an ein inländisches Gericht zu wenden, denn wenngleich die Exequierbarkeit fremdländischer Urteile und Zahlungsauflagen nicht ausgeschlossen ist, so ist die Prozedur eine so zeitraubende und kostspielige, daß der Gläubiger auf dem ersteren Wege weit rascher und billiger zum Ziele gelangt. Die gesetzlichen Advokaten-Gebühren in Bulgarien betragen von 200—2000 Frcs. für die ersten 200 Frcs. 7 Prozent und für 1800 Frcs. 6 Prozent, von 2000 bis 20,000 Frcs. für die ersten 2000 Frcs. 6 Prozent und für 18,000 Frcs. 4 Prozent, für Summen über 20,000 Frcs. für die ersten 20,000 Frcs. 4 Prozent und für den Rest 2 Prozent. Bis zu 1000 Frcs. gibt es keine gerichtliche Taxe, von 1000 Frcs. aufwärts betragen sie 2 Prozent.

Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Provinzen.

(Fortsetzung.)

Der angenehme erste Eindruck, welchen die Lage und Bauart der Stadt D'Urban auf den Besucher ausübt, gewinnt an Stärke durch den Verkehr mit ihren Bewohnern und durch Ausflüge in die Umgegend.

Die Bevölkerung, wohl infolge der angenehmen Lebensweise, des herrlichen Klima's und der Leichtigkeit, einen Lebensunterhalt zu finden, zeigt sich dem Fremden entgegenkommend, mitteilsam und hat die Steifheit des englischen Wesens aus der kolonialen Gesellschaft beseitigt; Klassenunterschiede unter den weißen Bewohnern existieren kaum oder aber man ist bestrebt, dieselben zu bemänteln. Die weiße Hautfarbe bildet ein passepartout, und hierauf begründet sich wohl auch die allgemeine Wohlanständigkeit der weißen Bevölkerung. Bettler, Nichtsthuer, Arbeitsscheue sind nicht zu entdecken. Die Sprache, die grammatikalische Ausdrucksweise, welche in Altengland wie überall stets als ein Unterschiedszeichen zwischen Gebildeten und Ungebildeten gilt — hat in Natal diese Eigenschaft verloren. Das hier gesprochene Englisch, abgesehen von kleinen nordischen Eigentümlichkeiten als Folge der zahlreichen schottischen Einwanderung, ist ein auffallend reines.

Dürftigkeit scheint kaum vorhanden zu sein; ebensowenig fällt aber der Reichtum Einzelner in das Auge. Wo ein jeder zu leben hat, gibt es wenige mit genügender Energie, um sich in sichtlicher Form durch außerordentlichen Wohlstand über ihre Nachbarn zu erheben. Wer sollte auch in diesem stets mit blauem Himmel gesegneten Lande Anlaß finden, der sacra auri fames in intensiverer Weise zu huldigen?! Die Gier nach Geld und Erwerb, wenn sie auch in der letzten Zeit durch das in Südafrika aufgetretene Goldfieber einige Opfer gefordert hat, ist nicht in ihrem Elemente in einem Landstriche, wo die Wintertemperatur zwischen 13° und 25° C. schwankt und Orangen, Bananen und Ananas während der Wintermonate reifen.

Ein Spaziergang vor der Stadt, ein kleiner Ausflug in die Umgegend überzeugt von der reichen subtropischen Fruchtbarkeit und entzückt durch landschaftliche Schönheiten. Berg und Thal, Wald und Feld, Obstgärten, Waideland, graziöse Bambusgebüsche, schattige Orangenhaine voll goldener Frucht, elegante Palmgruppen und schattenspendende, weitverzweigte Feigenbäume fesseln das Auge allenthalben. Ein jeder Hügel des langsam ansteigenden Terrains bietet ungeahnte szenische Effekte, eröffnet einen wohlthuenden Ausblick auf grüne Landschaft und den tiefblauen Indischen Ozean. Dieselbe herrliche Szenerie, kaleidoskopisch durcheinander geschoben, zieht sich 15 und mehr englische Meilen landeinwärts, bis schließlich hohe Tafelberge den Anblick der See vom Bilde ausschließen.

Verkehrsmittel in diesen Gegenden sind die sandigen Straßen von höchst primitiver Anlage und eine schmalspurige Eisenbahn von wunderbarer Konstruktion und Bewirtschaftung.

Der Erbauer dieses Schienenweges ist oder war jedenfalls ein eingefleischter Widersacher tiefer Einschnitte und hoher Böschungen. Ein Verächter aller unterirdischen Arbeit, hat er den Schienenkörper in Schlangenlinien, jede Wegkürzung sorgfältig vermeidend, derart auf Umwegen geführt, daß es buchstäblich keine Schwierigkeit für einen wohlberittenen Mann bildet, von einer, sagen wir 12 bis 15 e. Mln. von D'Urban entfernten Station ebenso rasch die Stadt zu erreichen, als dies dem Dampfrosse gelingt. Eine solche Leistung erscheint weniger außerordentlich, wenn man in Anschlag bringt, daß der durch diese Eisenbahnlinie adoptierte Bewegungsmodus eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 e. Mln. pro Stunde nicht übersteigt. Wir haben selbst erlebt, daß ein Bahnbediensteter, welcher übersehen hatte, dem Schaffner ein Paket

einzuhändigen, dem schon über 20 m. von der Station entfernten Zuge nachlief, diesen, der seine Bewegung in keiner Weise hemmte, einholte und das Paket zur Beförderung übergab. Dieses Unternehmen beanspruchte einen Zeitaufwand, während dessen der Bahnzug nach europäischen Begriffen mindestens 1/2 Km. würde zurückgelegt haben.

Die Fahrpreise der III. Klasse sind niedrig; dieselbe wird aber auch nahezu ausschließlich nur von Kulies und Kaffern benützt. Die weiße Bevölkerung wählt die II. oder I. Klasse zur Beförderung, zahlt dagegen aber auch eine unverhältnismäßig hohe Taxe für die zurückzulegende Strecke, immerhin aber noch wenig genug, wenn man die unverhältnismäßig lange Fahrzeit in Anschlag bringt.

Der ganze Küstenstrich Natals von der Nord- bis zur Südgrenze und etwa 15—25 e. Mln. landeinwärts, ist, was Szenerie, Fruchtbarkeit und klimatische Verhältnisse betrifft, unübertrefflich günstig. Kaffee, Zucker, Arrowroot, Thee, Tapioka, Tabak, Oelnüsse, nahezu alle tropischen und subtropischen Gartenfrüchte, gedeihen herrlich, selbst angesichts der noch wenig entwickelten Art der Bewirtschaftung. Von Mehlfrüchten bringt Mais im Sommer, Hafer im Winter reichliche Ernten. Die tropische süße Kartoffel gibt das ganze Jahr Erträgnisse, mit der europäischen Kartoffel dagegen wird eine reichliche Winterernte erzielt; da aber die Absatzgebiete aller dieser von der Natur verschwenderisch gespendeten Gaben teils zu entfernt liegen, teils ähnliches ebenso reichlich produzieren, so weiß der Küstenlandwirt häufig nicht, wie er sich seines Ueberflusses entledigen soll, da das Hinterland nicht dicht genug bevölkert und die Ausfuhr „über See" aus natürlichen Gründen verschlossen ist. Wäre dieser Uebelstand nicht, so müßte die ackerbauende Bevölkerung der Küstendistrikte nahezu mühelos wohlhabend werden.

Anders verhält es sich in den jenseit der Küstenzone gelegenen Distrikten. Die fortwährend ansteigende, in den bis zu 12,000 F. sich erhebenden Drakensbergen gipfelnde Bodenerhebung bietet für die Viehzucht ein weites Feld, und der Bewohner prosperiert mit Pferde-, Schaf- und Viehzucht, deren Produkte, worunter besonders Schafwolle und Angorahaar zu nennen sind, guten und lohnenden Absatz für die Ausfuhr finden.

Dieser Teil des Landes, welcher vorwiegend von Boers holländischer Abstammung bewohnt ist, böte der Einwanderung des energischen deutschen Bauern ein umfassendes Feld einträglicher Thätigkeit. Leider ist das deutsche Element bis jetzt in der Kolonie nur sehr gering vertreten. Die meisten dieser deutschen Ansiedler haben sich jedoch von fast vollständiger Armut in wenigen Jahren durch Arbeitsamkeit und besonders durch ihre sprichwörtlich gewordene Genügsamkeit zu Wohlstand und eigenem Landbesitze emporgearbeitet und dienen mit Recht dem indolenter angelegten Boer zum Vorbilde.

Trotzdem die Küstenbevölkerung aus den obenangeführten Gründen, d. h. des schwierigen Absatzes der Produkte wegen, in einer mißlichen Lage sich befindet, geben diese Mißstände dennoch nicht Ursache zu Klagen; ein philosophischer Frohsinn beherrscht alle; der zeitweise gute oder schlechte Gang der Geschäfte macht sich wenig oder gar nicht bemerkbar; man vergnügt sich so gut es eben geht. Zahlreiche Feiertage geben Anlaß zu Ausflügen, Pikniks, Wettrennen an allen Ecken und Enden, Bürgerwehrparaden, Konzerten und Liebhabertheater-Vorstellungen. Daß der Schuh in vielen Fällen sehr hart drückt und „wo", verlautet nur in Privatgesprächen, unter vier Augen; höchstens ertönt einmal von ungefähr ein Schmerzensschrei in einem Lokalblatte. Der Hauptbesprechungsgegenstand der Kolonialzeitungen gilt eben jetzt dem Aufschwung der Transporte nach den Transvaal-Goldfeldern ab, und den dadurch erheblich gesteigerten Eisenbahn-Einnahmen, sowie der Arbeiterfrage. Auf die Eisenbahn-Angelegenheiten werden wir später zurückkommen; fürs erste seien der hier wie in Europa brennenden Arbeiterfrage einige Worte gewidmet.

Obschon in Natal von Sozialismus im europäischen Sinne natürlich nicht die Rede sein kann, so kommt hier eine andere Phase der Arbeiterfrage zur Geltung. Es handelt sich um die weitere Zulassung oder Unterdrückung der Einwanderung indischer Arbeitskräfte (Kulies). Diese Einfuhr, welche durch die Abneigung der großen eingeborenen Kaffernbevölkerung gegen eine gebundene regelmäßige und dauernde Arbeit auf Plantagen und in den Städten vor einer Reihe von Jahren ins Leben gerufen wurde, schien, zu Anfang wenigstens, jedermanns Wünschen zu entsprechen. Die Kulies wurden unter Ueberwachung der Regierung von Indien aus eingeführt, mußten sich auf fünf Jahre kontraktlich ihren Arbeitgebern verpflichten, waren fleißig, genügsam, mäßig in ihren Ansprüchen und anstellig in allen ihnen übertragenen Arbeiten, sowohl im Felde, wie im Hause und Hofe, so daß man sich glücklich schätzte, von der Verwendung des indolenten, plumpen nach wenigen Monaten nach Hause strebenden Kaffern Abstand nehmen zu können. Als aber nach und nach das erste Tausend Kulies seine Vertragszeit abgearbeitet hatte, und keine Miene machte nach der Heimat zurückzukehren, vielmehr sich im Lande als „freie" Kulies festsetzte, zu zehnfach höheren Mieten, als die weiße Bevölkerung zu zahlen gewohnt war einige Acker Landes pachtete, den ganzen Gartenbau an sich riß und zu weit niedrigeren Preisen als die weißen Konkurrenten seine Produkte ansbot; als endlich andere sich als Bäcker, Schuhmacher, überhaupt als Kleinhandwerker niederließen, den Kleinhandel monopolisierten, und durch Genügsamkeit und billigere Arbeitsweise, mit welcher die Weißen nicht zu konkurrieren vermochten, das Terrain behaupteten — da fieng auf einmal allerorten das Klagen an über die listigen Asiaten und man begann zu spät, darauf zu sinnen, auf welche Weise man sich des lästigen Gastes entledigen könne.

(Fortsetzung folgt.)



Geographische Neuigkeiten.

* Die Bill über den Nicaragua-Kanal. Am 27. Februar d. J. hat der Senat der Vereinigten Staaten eine Bill angenommen, welche die Gesellschaft für Erbauung des maritimen Kanals durch den Nicaragua-See inkorporiert, und die Bill soll, nach den „New-York Times", alle Aussicht haben, auch vom Repräsentantenhause angenommen zu werden, weil das Unternehmen, nach der Ansicht der genannten Zeitung, ein ganz ausführbares ist. Die betreffenden Oertlichkeiten sind zu wiederholten Malen von zuverlässigen Ingenieuren untersucht worden, welche annähernd die zu überwindenden Schwierigkeiten, die aufzuwendenden Kosten und den wahrscheinlichen Verkehr genau bestimmt haben. Obwohl man eine Strecke von 170 e. Mln. vom alten Hafen Greytown bis nach Brito zurücklegen muß, so würde die schiffbare Strecke, welche man auf Seen und Flüssen zurücklegen könnte, doch so groß sein, daß man nur eine eigentliche Kanalstrecke von 40 e. Mln. auszuheben brauchte, und zwar ohne große Schwierigkeiten. Der Kanal würde sieben Schleusen erhalten; vier im Westen und drei im Osten des Sees. Der Lieutenant Menocal schätzt die gesamten Kosten auf 75 Millionen Dollars, und man hofft, daß der Verkehr auf sechs Millionen Tonnen jährlich steigen werde, was eine Brutto-Einnahme von 15 Millionen Dollars geben wird, wenn man den Tarif von 2.5 Dollars per Tonne annimmt, welcher beim Suez-Kanal angenommen ist und noch unter demjenigen steht, welcher anfänglich für den Panamá-Kanal beabsichtigt war. Die Konzession, welche die Gesellschaft im vorigen Jahre von der Regierung des Freistaates Nicaragua erlangte und deren Bedingungen niemals veröffentlicht worden sind, ist eine sehr günstige. Sie umfaßt außer den Wegegeldern noch den Schutz der örtlichen Regierung, die Garantie der Neutralität und wichtige Gebietsabtretungen den Kanal entlang. Die geforderte Kaution von 100,000 Dollars ist sogleich erlegt und die vorläufigen Operationen sind begonnen worden. Man verlangt von der Regierung der Vereinigten Staaten einen Inkorporations-Freibrief und eine politische Sanktion für das Unternehmen. Dies wäre ein Vorteil nicht allein für die Kanalgesellschaft, sondern auch für die Regierung, denn man verlangt von ihr weder, daß sie dem Unternehmen ihren Kredit leihen noch finanzielle Garantien geben soll. Die Arbeit soll mit Privatkapitalien ausgeführt werden und das ganze Unternehmen einfach den Charakter eines kommerziellen Unternehmens haben, wenn nicht Zwischenfälle eintreten, welche diesem Geschäft eine unerwartete politische Wendung geben, in welchem Fall die Regierung der Vereinigten Staaten die Interessen des Unternehmens und diejenigen des westlichen Kontinents zu beschützen hätte. Man nimmt an, daß der Nicaragua-Kanal sehr wichtige kommerzielle Vorteile vor dem Panamá-Kanal voraushabe. Das Panamá-Projekt hat, wie die „New-York Times" hervorheben, schon allzu bedeutende Kapitalien verschlungen, um jemals einträglich zu werden, auch selbst wenn es vollendet würde. Allein die Aussicht dazu schwindet von Tag zu Tag mehr, je mehr sich die Verwirklichung des Nicaragua-Projekts befestigt. Der Panamá-Kanal ist auf dem besten Wege, Bankerott zu machen, nachdem erst ein kleiner Teil der Arbeit vollendet ist. Er kann sogar niemals vollendet werden, wenn nicht die französische Regierung ihn in die Hand und unter ihre Kontrole nimmt, was die Regierung der Vereinigten Staaten niemals gestatten wird, und das beste Mittel, dies zu verhindern, ist, ihren Schutz über den Nicaragua-Kanal unter Mitwirkung der Staaten Nicaragua, Costarica und der Maritime Company angedeihen zu lassen. Eine rasche Ausführung des Nicaragua-Kanals würde das Unternehmen von Panamá auf immer ruinieren. Nach den Statuten der Nicaragua-Kanal-Gesellschaft wird der Verwaltungsrat derselben aus fünfzehn Mitgliedern bestehen, welche auf drei Jahre gewählt werden. Die Mehrheit des Verwaltungsrates und der Präsident müssen Bürger der Vereinigten Staaten und in diesen wohnhaft sein. Es ist wichtig, eine Ansicht zu kennen, welche sich im amerikanischen Senat hinsichtlich der Rolle Frankreichs in der Angelegenheit des Panamá-Kanals gebildet hat. Im Verlauf der Diskussion (vom 27. Februar) äußerte Mr. Teller: es sei sehr zweifelhaft, daß der Panamá-Kanal aufgegeben werde; es sei sogar mehr als wahrscheinlich, daß die französische Regierung ihn in die Hand nehmen und zu Ende führen würde, wenigstens wenn es nicht gewiß sei, daß der Nicaragua-Kanal gebaut werde. Nach seinem Dafürhalten würde das amerikanische Volk nicht erlauben können, daß der Panamá-Kanal durch eine fremde Regierung ausgebaut und verwaltet würde, und obschon es eine sehr späte Maßregel sei, müsse der Kongreß trotzdem erklären, daß wenn der Panamá-Kanal jemals eine französische National-Unternehmung werden würde, die Vereinigten Staaten seine Vollendung nicht gestatten könnten.

Was die Kanalarbeit selbst anbelangt, so erfahren wir, daß die mit dem Studium des Tracé des interozeanischen Kanals über den Nicaragua-See betraute Expedition ihre Arbeiten begonnen hat und trotz der Hindernisse durch einige starke Regengüsse emsig fortführt. Sie hat ihr Hauptquartier auf einer Insel des Rio San Juan, zu Wasser etwa 40 und in Luftlinie 20 e. Mln. von Greytown am Mexicanischen Meerbusen entfernt, aufgeschlagen. Diese Insel ist ungefähr 750 m. lang und 300 m. breit, ohne Weg und Steg und so dicht verwachsen, daß man sich der Axt bedienen muß, um sich einen Weg zu bahnen, und der Boden so sumpfig, daß man beständig im Wasser watet. Die Gegend bildet eine fortlaufende Reihe von schlammigen Gräben oder Schluchten und steilen Hügeln, wo die Ingenieure abwechselnd über steile Höhen

von richtigem Fels klettern oder bis um die Hüften im schmutzigen Wasser waten müssen. Die Flüsse San Juan und San Francisco sind außerordentlichen Schwankungen unterworfen; vor kurzem waren sie in wenigen Tagen um acht Fuß gestiegen und dann wieder beinahe ebenso plötzlich in ihr Bett zurückgetreten, nachdem sie die ganze Umgegend überschwemmt hatten. Unter solchen Umständen sind begreiflicherweise die Rekognoszierungen ungemein schwierig, mühsam und ermüdend, und die Ingenieure sehen sich häufig gezwungen, mehrere Nächte dem Hauptquartier fern zu bleiben und in ihren Kautschukmänteln unter freiem Himmel auf dem nassen Boden zu übernachten.

* Die neue Xingù-Expedition, welche im vorigen Jahre unter der Leitung des Dr. Karl von den Steinen aus Düsseldorf aufgebrochen war, um die vom Xingù-Strom (einem der bedeutenderen Nebenflüsse des Amazonas) durchlaufenen Gegenden genauer zu erforschen, ist vor kurzem nach Cubaya, dem Hauptort der Provinz Mato Grosso, zurückgekehrt. Der Xingù oder Schingu ist ein wichtiger Binnenfluß von Brasilien; er entspringt auf dem nördlichen Abhang der Bergkette, welche das Becken des Amazonenstromes von demjenigen des La Plata trennt, tritt dann in die Provinz Pará ein, fließt an Pombal vorüber und mündet in den Amazonenstrom auf dessen rechtem Ufer unter 1° 42′ s. Br., östlich von der Insel Aquiqui, nachdem er von Süd nach Nord eine Strecke von 1753 Km. zurückgelegt hat; auf 87 Km. oberhalb seiner Mündung stößt man auf Wasserfälle, welche die Schifffahrt hemmen. Auf dieser neuen Expedition haben unsere deutschen Reisenden die zahlreichen Nebenflüsse des Schingu rekognosziert, deren hauptsächlichste von der linken Seite her der Trubario, der Barubo, der Trahy, der Bacauris, der Alvan, der Cariay, der Guiriri, der Turucuri und Juranssu, von der Rechten her die Jaganda, der Rio dos Boys, der Fresco, der Rio dos Arinos, die Jtoma, die Jtabaqua und die Pacaxa sind. Man hat auch einige bisher unbekannte Indianerstämme entdeckt, welche sich eines vergleichsweise höheren Grades von Zivilisation erfreuten. Diese Eingeborenen, deren Zahl man ungefähr auf 2000 Köpfe schätzen kann, besitzen einen vorgeschrittenen Ackerbau, obwohl sie sich vorerst noch steinerner Werkzeuge bedienen und in dieser Hinsicht die Unwissenheit der anderen Indianer Brasiliens teilen, die von sich aus die Kunst des Schmelzens der Metalle niemals gekannt haben.

* Erforschung der Andes. Nachrichten, die am 2. Febr. in Buenos Ayres eingetroffen sind, melden, daß der unseren Lesern schon aus früheren Mitteilungen bekannte Oberstlieutenant Georg Fontana, Gouverneur von Chubut, in den ersten Tagen dieses Jahres eine Expedition in die Andes gemacht hat, um die Erforschung dieses Gebietes zu vollenden und in den Thälern der östlichen Cordillere eine erste Kolonie zu gründen. Herr Fontana wird begleitet von zwei Ingenieuren, drei Adjutanten und einer Abteilung Reiterei. Mehrere Familien, die entschlossen sind, sich als Kolonisten in jenen Gegenden niederzulassen, haben sich der Expedition angeschlossen und führen alle diejenigen Gegenstände erster Notwendigkeit und alle Arbeitswerkzeuge mit sich, deren sie bedürfen werden. Die Expedition ist mit einer zerlegbaren Barke versehen, welche ihr von England aus zugeschickt worden ist und welche zwölf Personen mit Lebensmitteln für einen Monat aufnehmen kann. Diese Barke besteht aus vier Abteilungen, deren Gesamtgewicht einen Zentner nicht übersteigt und zu deren Transport ein einziges Maultier hinreicht. Es handelt sich um die Erforschung vollständig unbekannter Gegenden und die Reise der Forscher ist nicht ohne Gefahr und vielfache Mühsal und Schwierigkeiten.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Als ich am nächsten Morgen den Kopf durchs Fenster steckte, hatte ich ein kleines Paradies vor Augen. Wie in ein Bouquet eingebettet, lag die Häusermasse von Hendek inmitten eines dichten Kranzes grünender und blühender Gärten da, und damit am riesigen Strauße auch die schützende Manschette nicht fehle, reihte sich dicht an diese die ganze kleine Thalebene einnehmende üppige Pflanzenwelt, eine Mauer hoher gleichfalls prachtvoll bewachsener Berge, die rings um das freundliche Türkenstädtchen einen fast mathematisch genauen und nahezu ununterbrochenen Ring bildeten. Den Zauber der kleinen Idylle noch zu erhöhen, rauchten die hohen Gipfel noch feucht vom gestrigen Regen unter der rasch zunehmenden Tageswärme, während in der Tiefe das Sonnenlicht sich in den hellen Thautropfen der Milliarden von Blättern spiegelte. Selten in meinem langen Reiseleben habe ich ein alpines Bild gesehen, das mehr Frische und Frieden athmete, wie dieses Hendek. Dasselbe bildete in seiner Abgeschiedenheit sozusagen eine kleine Welt für sich.

Aber noch habe ich einen ganz eigenartigen Schmuck des reizenden Gebirgsstädtchens zu nennen vergessen. Während nämlich sonst die Häuser dieser kleinasiatischen Ortschaften schmutzig und rußig aussehen, zeigten sich mir die Gebäude von Hendek fast insgesamt mit mächtigen, teils hellgrünen, teils goldgelben Teppichen behangen. Bei näherer Betrachtung sah ich allerdings, daß dies alles Tabaksblätter waren, die man in kleine Päckchen zusammengebunden, dann an langen Schnüren aneinander gereiht und so zum Trocknen an die Außenwände der Häuser gehängt hatte.

Der Tabaksbau spielt in Hendek eben eine bedeutende Rolle. Wie ich von meinem Wirte erfuhr, werden daselbst pro Jahr etwa 3000 Pfund von dem geschätzten Produkt erzielt, doch reicht die Qualität desselben, obwohl sie an und für sich eine recht gute ist, nicht ganz an die des Tabaks von Jenischehr in Thessalien, der allenthalben in der Türkei als der beste gilt.

Es ist aber in Hendek auch noch eine andere Industrie vertreten. Schon bei unserem gestrigen Einmarsch fiel mir trotz der herrschenden Finsternis ein mächtiges Gebäude mit einer hohen Dampfesse ins Auge. Heute belehrte man mich, daß dies eine „kaiserliche" Fabrik sei, bestimmt allerhand Holzwaren, als Flintenkolben, Gerüste für die üblichen Bocksättel u. dgl., zum Gebrauch der Armee zu liefern. Jetzt besann ich mich, daß ich ein ähnliches

Etablissement auch schon zwischen Ismid und Sabandscha, etwa 2 Stunden von ersterer Stadt entfernt, gesehen hatte. Dasselbe umfaßte mehrere quadratische Bauwerke von imposanten Dimensionen. Beispielsweise besaß eines von diesen 40 Fenster Fronte und mehrere Stockwerke. Auch war eine Art Herrenhaus vorhanden mit zwei bunten Schilderhäuschen davor. Eine Anzahl Rahmen, die, mit einem schwarzen Stoff überspannt, an einer langen Palissade zum Trocknen aufgestellt waren, hatte mich damals schon die Art dieser Fabrik ahnen lassen. Nunmehr ermittelte ich das Nähere darüber; es war eine ebenfalls kaiserliche Militärtuchweberei. Man sagte mir in Hendek aber gleichzeitig, daß alle diese fiskalischen Etablissements sehr schlecht giengen. Den Grund aber verschwieg man. Derselbe kann aber ohne Zweifel kaum anderswo liegen, als in der Trägheit und Spitzbüberei der betreffenden Beamten. Denn daß an und für sich selbst ein noch so wenig erschlossenes Land wie Kleinasien doch schon industrielle Anlagen ertragen und sogar rentabel machen kann, beweist unter anderem das Beispiel einer gerade Hendek benachbarten, in Adabazar befindlichen Möbelfabrik eines Privaten, eines Griechen, welche vorzugsweise Stühle aus poliertem Nußbaumholz mit einem Bezug von prächtig grün und silberweiß gefärbtem Stroh liefert. Das in der That recht geschmackvolle Fabrikat erfreut sich weithin eines regen Absatzes und hat sich namentlich bereits in alle Türkenhäuser einzubürgern verstanden, in denen man anfängt, mit den alten Sitten zu brechen und Geschmack an europäischem Komfort zu finden.

Während ich noch, in den Anblick des lieblichen Fleckens versunken, am Fenster stand, trat mein Wirt ein, um zur Poesie eine mir allerdings gar nicht unwillkommene Prosa zu gesellen. Er brachte eine Schüssel warme Milch und frischgebackenes Schwarzbrot, das gewöhnliche Frühstück besser situierter Türken. Ausnahmsweise kommen bei dieser Mahlzeit auch nicht die Finger zur Verwendung, sondern man bedient sich eines hölzernen Löffels.

Wenig später saß ich von neuem in meinem Marterkasten. Noch zu guter Letzt war in meine infolge der genossenen selbstlosen Gastfreundschaft nicht wenig gehobene Stimmung dadurch ein Mißton gekommen, daß mir der Wirt des Hans, trotzdem ich weder sein Essen verzehrt noch sein Lager benutzt hatte, doch zwei Medschidie, d. i. ca. 8 Mark, abverlangte. Diese Art Leute erhalten eben, wie mich schon das mitgeteilte Erlebnis in Ismid ahnen ließ, von den bei ihnen einkehrenden Eingeborenen nur so viel, als diese gutmütig geben wollen, was zumeist sehr wenig sein wird. Sie wissen daher gar nicht, was sie fordern sollen, wenn sie jemand und noch dazu ein Europäer, also jedenfalls — wie sie immer annehmen — ein sehr reicher Mann, nach der Rechnung fragt. Man kann wohl behaupten, daß die Prellerei, der man in dieser Weise unterworfen wird, mindestens ebenso ein Ausfluß des großen Respekts vor dem Fremdling als einer gemeinen Gewinnsucht ist.

Mein Gastfreund hatte Recht gehabt, als er mir bei der Abfahrt die wärmsten Segenswünsche nachrief mit dem Bemerken, daß der halsbrecherische Teil meiner Fahrt nun erst komme. In der That traten schon bald, nachdem wir Hendek im Rücken hatten, bedeutende Schwierigkeiten an uns heran. Schon aus meiner Schilderung der Lage des Städtchens wird erhellen, daß wir nun zu steigen bekamen. Der genannte gewaltige Naturwall wollte überwunden sein. Das war aber ein böses Stück Arbeit, nicht allein wegen der Steilheit der Erhebung, sondern noch mehr wegen der jämmerlichen Beschaffenheit des Pfades. Derselbe wurde wiederum zumeist von einem tief eingeschnittenen Hohlweg gebildet; daneben traten aber jetzt auf seiner Sohle mehrfach ungeschlachte Felsblöcke auf, die meinen Wagen nicht nur wiederholt ganz auf die Seite warfen, sondern ihn auch zu zerschellen drohten. Dazu war die ganze Straße so schmal, daß wir mit dem wildwuchernden Gebüsch rechts und links oft in ein förmliches Handgemenge gerieten und nicht selten uns mit Messer oder Axt Luft machen mußten. Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, mich von der vollen Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich früher mehrfach über die grauenvolle Beschaffenheit kleinasiatischer Verkehrswege gelesen.

Nur die schöne Waldstaffage, die sich fortlaufend zu beiden Seiten dem Auge präsentierte, entschädigte etwas für die unvermeidlichen Mühseligkeiten. Der Charakter der Vegetation war jetzt, wo wir uns schon in gehobenerem Terrain befanden — denn bereits Hendek hat eine Seehöhe von vielleicht 400 m. — ein wesentlich anderer, als in der heißen südlichen Ebene von Ismid, ein sozusagen gebirgigerer, als da drunten. Neben Eiche und Wallnuß traten jetzt auch die schöne Silberlinde und Bergahorn sowie Ulme und Esche auf. Auch das Unterholz erschien üppiger. Außer wildem Hopfen und Brombeeren an sonnigeren Stellen gab es namentlich prachtvollen Epheu, der häufig die mächtigen Stämme ganz umwand und sich selbst noch mit dem Blattwerk ihrer Kronen verflocht.

Wir waren in dieser Weise einige Stunden gefahren, als sich endlich das Dunkel des Forstes lichtete. Wir hatten die Höhe des Gebirgsriegels erreicht, der Hendek gegen Osten von der übrigen Welt abscheidet. In demselben Augenblick entfuhr mir aber auch ein Ausruf höchster Bewunderung. Wir hatten ein Panorama vor uns, das zu dem Erhabensten, Eigenartigsten zählte, das ich gesehen. Unmittelbar vor unseren Füßen brach das Terrain mit steilen Hängen in ein überaus tiefes und enges Thal oder richtiger eine Spalte ab, um sich jenseits sofort wieder zu einer massigen, langgezogenen Gebirgskette aufzubauen, die an Höhe alle Erhebungen übertraf, die wir bisher passiert hatten und sich gewiß bis über 2000 m. hinauf emportürmte.

Wenn schon diese grotesken Bodenformen einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer machen mußten, so gewann doch das Tableau erst dadurch seinen vollen Zauber, daß, wohin man auch den Blick richtete, überall, in der Höhe wie in der Tiefe, nur ein einziges ununterbrochenes Waldmeer dem Auge begegnete. Nirgends ein kahler Fleck, nirgends eine Lichtung, geschweige denn eine menschliche Ansiedelung. Es war in der That eine Wüste, eine grüne Wüste, die vor mir lag. Nichts regte sich, nur da oder dort probierte ein einsames Böglein gleichsam wie schüchtern ein Liedchen und neben mir schnaubten die schweißtriefenden Rosse. Sonst herrschte allenthalben ein großes, ergreifendes Schweigen.

Der Totaleindruck der merkwürdigen Landschaft hatte mich so eingenommen, daß ich erst nach einiger Zeit auch auf ein bedeutsames Detail aufmerksam wurde. Auf den Hängen jenseits streckten, tiefer unten seltener, mit zunehmender Höhe aber häufiger, Nadelhölzer ihre dunklen Pyramiden durch die lichtschimmernden Laubholzmassen. Ich war also nun faktisch in die Heimat der weichen Hölzer gekommen, die mich noch am Tag zuvor auf den Frachtwagen drunten in der Ismider Ebene so fremdartig angemutet hatten. Die stachelbewehrten Bäume dünkten mir jetzt wie ein Gruß aus dem fernen nordischen Vaterlande.

Es währte lange, ehe ich mich von dem unvergeßlichen Panorama zu trennen vermochte. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ich trieb darum energisch zum Aufbruch. Indeß es kam noch nicht gleich zu diesem. Von unserem hohen Standorte zogen sich nämlich zwei Wege in die Tiefe hinunter, der eine wie der andere wenig verlockend, denn sie glichen beide mehr abschüssigen Dachrinnen denn fahrbaren Straßen. Der Fuhrmann stand lange überlegend, dann sandte er den Zaptieh zur Untersuchung voraus. Ich vermochte diesen noch ein Stück mit den Augen zu verfolgen und sah, wie er schließlich abstieg und sein Rößlein am Zaume hinter sich her zog. Wie steil mußte der Pfad sein, wenn selbst ein so kühner Reitersmann nicht mehr im Sattel zu bleiben wagte. Erst nach langer Weile kam der

Mann drunten zwischen den Bäumen wieder zum Vorschein, indem er uns winkte, die Richtung gegen ihn hin einzuschlagen.

Nun folgte ein Abstieg, wie er schrecklicher nicht gedacht werden kann. Der wackere Fuhrmann schritt vor den Pferden her, indem er mit nerviger Faust und unter lauten Zurufen die von dem nachdrängenden, oft sogar an ihre Hinterbeine anprallenden Wagen in Angst versetzten Tiere zu bändigen suchte, damit sie nicht ins Rennen gerieten, in welchem Falle ja alles hätte zu grunde gehen müssen. Mehrmals allerdings erschien es, als seien die Kräfte des Mannes wie seiner Rosse der abwärts treibenden Gewalt des Gefährtes nicht mehr gewachsen, welches oft eine ganze Strecke weit wie ein Schlitten rutschte, indem es dabei große Klumpen des weichen Erdreichs hinter sich her riß. Indeß vermochten die keuchenden Tiere doch immer ihren Halt wieder zu gewinnen.

Gern wäre ich natürlich ausgestiegen und zu Fuß gegangen. Indeß das letztere war schlechterdings unmöglich, da ich mit meinen europäischen Stiefeln auf dem steilen und tiefkotigen Weg sofort ausgeglitten sein würde, der Wald rechts und links aber sich jetzt als eine nur mit dem Faschinenmesser zu durchdringende Wildnis darstellte. Ich mußte also ruhig sitzen bleiben, obwohl ich dabei fortwährend nach vorn rutschte und gezwungen war, mich an den Leiterbäumen des Wagens mit beiden Händen anzuklammern. Währenddem krachte der wie ein Schiff unaufhörlich herüber und hinüber schwankende Karren häufig derartig, daß ich jeden Augenblick glaubte, er würde unter mir zusammenbrechen.

So vergieng fast eine Stunde, bis wir endlich doch wohlbehalten unten ankamen. Hier neue Ueberraschung. Die Gegend war gar nicht so menschenleer, wie es von oben erschien. Unweit des Weges tauchen aus dem Walde mehrere Häusergruppen auf, aber die Gebäude haben ein ganz anderes Aussehen als die der früherhin passierten Ortschaften. Sie sind mehrfach ganz aus einem rohen, kaum notdürftig mit Lehm verschmierten Flechtwerk von Weiden hergestellt, die übrigen haben mindestens Feueressen aus dem gleichen Material, die ihnen ein höchst komisches Ansehen geben. Auch die Männergestalten, die hie und da aus diesen Korbhäusern verstohlen herauslugen, haben etwas absonderliches. Bereits bin ich derart unter dem bunten Völkergemisch Kleinasiens orientiert, daß ich sie sehr bald als Tscherkessen agnoscieren kann. Das sind also die gefürchteten tscherkessischen Walddörfer, vor denen ich schon in Ismid gewarnt wurde. Sie bilden die zweite der unsicheren Partien unserer Reise. Unwillkürlich fühlte ich wieder nach dem Revolver in meiner Tasche. Zum Glück wurde jetzt auch unsere militärische Bedeckung verstärkt, denn der Zaptieh rief einen in der Nähe der ominösen Hütten patrouillierenden, in einen etwas defekten, schmutzig braunen Mantel gehüllten Mann heran, den das Winchester-Gewehr, das er unter dem Arm trug, gleichfalls als einen Soldaten kennzeichnete. In der That war es ein „Fußzaptieh“, wie solche in einer gewissen Anzahl ebenfalls bei allen Kaimakanaten stationiert sind. Dieser Mensch bildete von da ab bis zu unserem nächsten Anhaltepunkt mit dem berittenen Zaptieh zusammen die Tête unserer kleinen Expedition.

Nachdem wir eine Zeit lang längs des Thales hingefahren waren, nötigte uns eine nur mäßig hohe Bodenschwelle, welche die beiden Thalwände verbindet, noch einmal zu einem Anstieg. Als wir oben angekommen waren, sahen wir ein armseliges, isoliertes Häuschen vor uns. Es war dies ein Wachthaus, angelegt zur Sicherung dieser wilden Gebirgsgegend und zugleich zur Verhütung des in ganz Kleinasien sehr schwunghaft betriebenen Tabakschmuggels. Auch der vorerwähnte Fußzaptieh hatte hier sein Standquartier.

Es war Zeit, unser Mittagsmahl abzuhalten, das heute noch frugaler war als gestern, denn es bestand nur aus einem elenden Kaffee mit stark lehmigem Beigeschmack, den uns die kleine Garnison bereitete, und dem Rest des gestrigen Käses. Man war hier jedoch so formell, daß ich nicht drunten in dem allgemeinen „Gastzimmer“ speisen durfte, sondern hinauf in die gute Stube des ersten Stockwerkes, d. h. in einen leeren, schmutzigen Bodenraum, steigen mußte.

Von da ab wurde die Landschaft wieder milder. Zwar zogen sich die beiden Gebirgsrücken, welche das vorher geschilderte Thal einrahmten, noch immer rechts und links von uns hin, aber sie wurden rasch niedriger und traten auch allmählich weiter auseinander. Selbst der längere Zeit ziemlich eben verlaufende Weg war recht passabel, so daß wir rasch vorwärts kamen. Dazu erschien die nähere Umgebung wie ein großer Park, denn der vorher so dichte Wald zerlegte sich jetzt in malerische Gebüschgruppen oder einzeln stehende Baumriesen mit grünen Rasenflecken dazwischen.

Schließlich bricht das Terrain sanft ab, eine weite Fernsicht thut sich auf. Wie? Ist das eine Fata morgana? Eine fast bis an den Horizont reichende blaugrüne Seefläche breitet sich vor unseren erstaunten Augen aus. Davon hat doch unsere Karte gar nichts gemeldet. In der That haben wir auch kein Wasserbassin, sondern die altberühmte Hochebene von Prusias, eine der gesegnetsten Landschaften der ganzen Halbinsel, vor uns. Das war ein duftiges, ahnungsvolles Bild, dem verblauenden Hintergrunde ähnlich, den der Theatermaler am Ende der Bühne mit seiner Leinwand herzustellen weiß.

Gleich, als ob auch sie das Ende aller Leiden ahnten, eilten unsere Pferdchen jetzt in vollem Lauf in dieses weite Eden hinunter. Bald haben wir die stattliche Ortschaft Köprü-Basch erreicht, die ihren Namen „Brückenkopf“ daher empfieng, weil sie zu beiden Seiten des „großen“ Melen, eines ziemlich ansehnlichen, selbst von einigen flachen Booten befahrenen Flusses, auferbaut ist. Auch ihre Bewohner sind durchweg Tscherkessen, die sich indessen auf diesem reichen Boden bereits vom Räuberhandwerk ab- und friedlichen Künsten zugewandt zu haben scheinen. Wenigstens deuteten auf die Pflege von letzteren gut gehaltene Obstgärten, massive, saubere Wohnhäuser und große mit Mais gefüllte Behälter, die wir allenthalben bemerkten.

So bedeutend war der Eindruck, den dieses Dorf auf mich machte, daß ich anfangs schon wähnte, Düsdsche erreicht zu haben. Aber noch einmal griffen die Pferde aus, bis sich plötzlich der Zaptieh mitten im schärfsten Galopp umdrehte und mit einem hellen Jauchzer „Düsdsche, Düsdsche!“ rief, indem er zugleich mit seinem Gewehr auf ein in der Ferne auftauchendes, weißblinkendes Minaret deutete. Nun noch eine Stunde flotten Fahrens, während welcher wir einmal auch den vielgeschlängelten „kleinen“ Melen, ein seichtes Gewässer in einem breiten kiesigen Bett, zu passieren haben, dann ist das Ziel erreicht, ich halte vor dem Hause meines Freundes.

Wir hatten die dreitägige Tour in nicht ganz zwei Tagen zurückgelegt, denn die Uhr zeigte erst die vierte Nachmittagsstunde. Das war viel, aber mehr noch wollte es sagen, daß wir angelangt waren, ohne daß uns die Wegelagerer, um unsere gefüllten Kassen und — die Wege selbst um unsere gesunden Knochen gebracht hatten.

IV. Von Düsdsche über Prusias und den Paß von Hedjys-Yoll an das Schwarze Meer.

Die Hochebene von Prusias oder Düsdsche ist in vielfacher Hinsicht ein so bedeutsames Kleinod am Rumpfe der kleinasiatischen Halbinsel, dazu geweiht durch die Glorie einer großen Vergangenheit und bei alledem heutzutage doch so wenig gekannt und geschätzt, daß wir es uns nicht versagen können, ihr eine etwas eingehendere Beschreibung zu widmen.

Was zunächst ihre äußere Form anbelangt, so ist zu erwähnen, daß sie die ansehnliche Länge von 6 Stunden in der

Richtung von West nach Ost und eine Breite von 2—3 Stunden besitzt. Ihre Seehöhe beträgt ca. 600—700 m., woraus man schon den Schluß ziehen wird, daß das auf ihrer Oberfläche herrschende Klima ein ziemlich extremes ist. In der That steigt die Kälte hier selbst im Winter oft bis zu 16° R., während im Hochsommer die Hitze nicht selten eine wahrhaft afrikanische ist. Selbst noch im September, und zwar am 11., vermochte ich Mittags 2 Uhr 26° zu messen. Doch halten sich dabei die Morgen und Abende meist kühl. Beispielsweise zeigte das Quecksilber an dem eben gedachten Tage früh halb 6 Uhr nur 2.5°. Diese bedeutenden Differenzen scheinen indeß auf den Gesundheitszustand der Bewohner keinen besonders nachteiligen Einfluß zu üben, denn im allgemeinen befinden sich diese letzteren recht wohl und macht sich von besonderen lokalen Krankheiten nur etwas Malaria geltend, die aber vielleicht mehr durch die daselbst ziemlich stark betriebene Reiskultur als durch die meteorologischen Verhältnisse an sich bedingt wird.

In Bezug auf die letzteren will ich noch bemerken, daß ich in den Morgenstunden eine sehr akute und ausgiebige Nebelentwickelung beobachtet habe. So erschien an dem oben erwähnten Tage um 6 Uhr die ungeheure Fläche noch ganz dunstfrei und erfreute sich der hellsten Beleuchtung durch die eben aufgegangene Sonne. Die Luft war so rein, daß man auf weithin die feinsten Details zu erkennen vermochte. Eine Stunde später war alles ein einziges Nebelmeer, aus welchem allein die obersten Spitzen der hohen Gebirge gleich dunklen Inseln malerisch herausragten. Doch währte auch dies nur kurze Zeit. Nach einer halben Stunde waren die Dunstmassen Gespenstern gleich spurlos verschwunden und von neuem flutete eine blendende Lichtfülle über die weiten Gefilde.

Sehr bemerkenswert ist ferner die Umrandung der altberühmten Ebene mit Gebirgen, die, von dem schmalen Spalt des nach dem Schwarzen Meere durchbrechenden Melen-Flusses abgesehen, eine absolute, lückenlose ist. Im Durchschnitt mag dieser gigantische Wall eine Höhe von 1000—1500 m. besitzen, doch gipfelt er sich in der Südkette, die bedeutend höher ansteigt als der Nordrand, bis gegen 2300 m. empor. Der Kulminationspunkt dieser höchsten Partie, die auf unseren Karten fälschlich Abbas Dagh heißt, an Ort und Stelle aber Esdeni Dagh genannt wird, ist eine breite, flache, jedoch schön gebaute Pyramide, deren oberste Hänge über die Baumgrenze hinausreichen und sich während meiner Anwesenheit in Düsdsche mit Schnee bedeckt zeigten. Ein Ortskundiger vermag diesen Hochgipfel bereits in Ismid und auf dem Marmara-Meer herauszufinden. Eine Besteigung aber hat, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, noch niemals stattgefunden, doch sollen nahe bei jener Höhe noch zwei Gebirgsdörfer liegen.

Von diesem einzigen Punkte abgesehen, zeigt sich der ganze ungeheure Gebirgsring mit dem tadellosesten Waldwuchs bedeckt. Verbrannte Stellen, wie man sie auf den Küstenzügen am Schwarzen Meere so oft sehen muß, bemerkte ich nirgends, ebensowenig wie Holzschläge, was bei dem bedeutenden Holzexport, den diese Gegenden haben, gewiß verwunderlich ist. Diese Forste tragen vielmehr vielfach noch völligen Urwaldscharakter. Es giebt daselbst ausgedehnte Partien, die niemals eines Menschen Fuß betreten hat, eine Thatsache, die sich teils aus der geringen Bevölkerung der Ebene, teils aber und vornehmlich aus dem fast völligen Mangel an Wegen in diesen Waldwüsten, sowie aus der Beschaffenheit der Holzbestände erklärt. Dieselben sind so dicht und verwachsen, daß man sich nur mit der Axt einen Weg bahnen kann, nicht zu reden von der Steilheit der Gehänge, die natürlich gleichfalls ein Eindringen erschwert.

In Hinsicht auf die Bestandteile dieser geradezu unvergleichlichen Hochwälder ist zu bemerken, daß daselbst zu den Waldbäumen, die wir schon auf unserem Wege trafen, verschiedenen Eichen-Arten, Wallnüssen, Ulmen, Ahornen und Weißbuchen, besonders noch, d. h. nur an feuchten Stellen, Buchsbaum, der oft die Stärke eines Mannsbeines erreicht, ferner die bekanntlich ein sehr schweres, weißes, oft von schwarzen Streifen durchzogenes Holz liefernde, hier ebenfalls sehr stark werdende Korneliuskirsche, Edelkastanie, Wachholder, eine prächtig gemaserte Esche, Thuja, wilder Apfel und wilde Birne treten. Die kleinen Früchte der letzteren werden von den Eingeborenen sehr geschätzt. Man läßt sie teigig werden, worauf sie einen außerordentlich süßen, dicken honigartigen Saft ergeben.

Neben alledem kommt auch ein überaus üppiges Unterholz zur Geltung, das außer aus dem gleichfalls schon von uns angetroffenen wilden Hopfen — dieser mehr an den Rändern der Ebene — und Epheu namentlich aus dem „pontischen" (violettblühenden) Rhododendron und der Stechpalme besteht. An sonnigen Plätzen wuchert in großen Mengen eine sehr duftreiche Pfeffermünze.

Die urwaldliche Beschaffenheit dieser Gebirgsforste macht es möglich, daß sich daselbst auch noch eine sehr reiche Tierwelt erhalten hat. In ganz außerordentlichen Mengen sind namentlich Wildschweine vorhanden, die sich natürlich an den hier vorkommenden Eicheln von geradezu monströser Größe — ich fand z. B. einmal eine solche von über 4 cm. Länge — ein Gütliches thun können. Die Tiere werden von den Eingeborenen fleißig gejagt, indes lediglich des großen Schadens halber, welchen dieselben anrichten, wenn sie zur Nachtzeit den Fruchtfeldern in der Ebene drunten ihre Besuche abstatten. Fell und Fleisch läßt man unbenützt, ja man hütet sich aus religiösen Gründen ängstlich, die getöteten Bestien auch nur anzurühren. Mein Freund bekam einmal von seinen Mitbürgern nach einer großen Treibjagd vierzig Wildschweine auf einmal zum Geschenk gemacht, d. h. man zeigte ihm durch eine Deputation feierlichst an, daß an einem besonderen Punkt im Hochwald die gedachte Anzahl jener Tiere zu seiner völlig freien Verfügung bereit lägen. Leider war der in dieser Weise Bedachte bei dem Mangel an hülfebereiten Händen nicht imstande, aus dem Präsent irgend einen Nutzen zu ziehen. So verfaulten denn die wertvollen Häute, mit denen man eine ganze kleine Bibliothek hätte einbinden können.

Ebenfalls sehr stark vertreten sind Bären, von denen manchmal 30 Felle und mehr auf einmal in Düsdsche auf den Markt gebracht und dort, nebenbei bemerkt, zu einem äußerst geringen Preis losgeschlagen werden. Man pflegt diesen hier eine sehr bedeutende Größe erreichenden Tieren nur im Winter, wenn sie ihren Schlaf halten, nachzustellen, da sie sich während der besseren Jahreszeit äußerst bösartig zeigen.

Weniger häufig sind Wölfe, während Hirsche in ganzen Rudeln vorkommen.

Ehe wir mit diesem Berggürtel abschließen, muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß derselbe nicht nur, wie erwähnt, lückenlos die schöne Ebene umspannt, sondern daß er dies auch mit einer nahezu ebenso untadelhaft runden, scharfen, wie mit einem Instrumente gezogenen Begrenzungslinie thut. Fast nirgends sind störende Vorberge oder den Uebergang vermittelnde Hügel vorhanden, vielmehr geht die mächtige Randaufwulstung ohne alle Vorbereitung in die horizontale Fläche über, ebenso wie auch diese letztere selbst in ihrer ganzen Ausdehnung an keiner Stelle eine nennenswerte Unebenheit zeigt, sondern glatt wie eine Spiegelscheibe verläuft.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 24. Stuttgart, 11. Juni 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Im Lande der Azteken.

Von A. Frhrn. v. Moltke.

New-York! — Ja, bereits drei Monate verweilte ich in der Metropole der Vereinigten Staaten, es verlangte mich nachgerade, etwas neues zu sehen. Neues? Als ob der ungeheure Häuserkomplex zwischen East River und Hudson nicht Monate hindurch die heftigste Sucht nach Neuem stillen könnte! Man gewöhnt sich eben an den Anblick der an- und abfahrenden Personen- und Frachtdampfer, der Menge von Segelschiffen aller Nationen, welche in unabsehbarer Reihe die Piers mit ihren eisenbeschlagenen Seiten stoßen, man gewöhnt sich an den rastlosen Straßenverkehr, an die über dem Kopfe hinrollenden Züge, an die sogenannten Vollblutamerikaner, die bei aller Genialität und Findigkeit im Ausnutzen der Erfindungen der Neuzeit doch wieder so naiv, so kindlich sind. Die lärmenden Musikbanden, wie sie durch die Straßen ziehen, hinter sich die Wähler, freie Söhne der großen Staatenrepublik, mit Fähnchen oder sonstigem Spielzeug in den Händen, die Wallstreet- oder Leonardstreet-Millionäre, die in jedem Kellner oder Pferdebahnkondukteur einen schiffbrüchigen deutschen Baron oder französischen Grafen vermuten, der freie Schwarze, mein Barbier, in antidiluvianischen Stiefeln, den Hut schief auf dem wolligen Kopfe, mit der grellfarbigen Weste, mit ungewöhnlich dicken mächtigen Ringen an den Fingern, seine ebenso freie Stammesgenossin, meine Wäscherin, mit dem stieren Gesicht unter dem Federhut, die imitierten Indianer auf dem Broadway mit Reklameschildern auf Brust und Rücken, der eingewanderte militärflüchtige Deutsche in seinem republikanischen Selbstbewußtsein — sie alle langweilten mich herzlich. Ich sehnte mich nach Abwechslung, meine Blicke richteten sich nach Süden, nach Mexico, dem Lande, für welches die Nordamerikaner etwa dasselbe Interesse haben, wie England für Aegypten, Spanien für Marokko, Italien für Tunis.

Der seit kürzem erwachte Handel zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico hat es mit sich gebracht, daß neue Dampferlinien entstanden, so daß man heutzutage von New-Orleans, Galveston oder Morgan City nach Mexico gelangen kann. Allerdings sind die Dampfer für das schwere Wetter, dem sie im Golf begegnen können, noch ziemlich klein, doch gibt es noch eine weitere Route, indem man in großen Dampfern von der Havana aus nach Vera Cruz fährt. Solche, welche den Mut haben, allen möglichen Vorkommnissen ins Auge zu sehen, wobei sie übrigens durch Bereicherung ihres Wissens von Land und Leuten in reichem Maße entschädigt werden, überschreiten bei Matamoras die Grenze und reisen mit der erst vor kurzem vollendeten Bahn. Da zur Zeit meiner Anwesenheit noch die Post in Gebrauch war, so wählte ich die Route über Havana. Ich bestieg am Fuße der Wallstreet den Cuba-Maildampfer „Newport", um nach der Havana und von dort mittelst französischen Maildampfers nach Vera Cruz zu fahren. Die Amerikaner, denen es nicht geglückt ist, den europäischen Dampfern, welche zwischen den Nordsee- und den italienischen Häfen und New-York fahren, erfolgreiche Konkurrenz zu machen, sind mit ihren prächtigen, wohlgeführten und wohlbemannten Dampfern zwischen New-York und der Havana ohne Konkurrenz. Die Seetüchtigkeit des „Newport" erprobte

sich, als wir auf der Höhe von Hatteras so sehr umhergeworfen wurden, daß von 14 Passagieren I. Klasse nur zwei, darunter meine Wenigkeit, bei Tisch erschienen. Der andere seefeste Reisende war — eine Dame. In einen Gummimantel gehüllt, das Fernglas am Riemen, den Kopf in einen blauen Schleier gewickelt, also erschien sie nach Tisch auf Deck und blickte herausfordernd in die sich wild überschlagenden Wellen. Sie war aus Boston, der gelehrten Yankeestadt, wo man neben Checks auch wissenschaftliche Bücher liest, wo die Damen, mit Kneifern bewaffnet, den Männern den Krieg erklärt haben und über Frauen-Emanzipation diskutieren. Meine kühne Reisegefährtin gieng hinaus in die weite Welt, um Bücher zu schreiben, nun — Waidmanns Heil!

In Havana hielt ich mich nicht auf, mir war darum zu thun, den einen Tag nach meiner Ankunft dortselbst abgehenden französischen Maildampfer zu benützen. Hübsche Bursche das, die Matrosen dieses Dampfers, etwas theatralisch in ihrer blauen Tracht, mit den breitrandigen Hüten aus feinem weißem Segeltuch! Wie stets in jenen Gegenden, war die Gesellschaft in dem eleganten Salon etwas gemischter Art. Da war ein junger Franzose, welcher sich aus dem Heimatlande eine niedliche kleine Frau geholt hatte, die Nachmittags in der neuesten Pariser Mode auf der Promenade — dem Raum zwischen dem Steuerrade und dem Fockmast auf der Leeseite des Schiffes — erschien und mit dem Kapitän oder 1. Offizier kokettierte. Ein französischer Ingenieur, stets in seinem Reisebuch lesend, war ausgesandt, um im Auftrage einer Firma mexikanische Minen kennen zu lernen, während ein unternehmender Engländer die Absicht aussprach, eine Nationalbank in Mexico zu gründen — der Anfang englischen Einflusses und vielleicht englischer Herrschaft. Außer mir war Deutschland durch einen Mann repräsentiert, welcher die etwas zweifelhafte Mission erfüllte, im Namen vieler Interessenten eine Erbschaft aus dem vorigen Jahrhundert zu erheben.

Am vierten Tag brachte uns ein „Norther" nach Vera Cruz. Ueber den niedrigen Sandhügeln hieng der aschgraue Himmel und verhüllte neidisch den schneebedeckten Gipfel des Orizaba, welcher bei hellem Wetter die Reisenden schon aus weiter Ferne grüßt. Vera Cruz mit seiner Front von Kathedralen und Türmen, mit seinen roten Ziegeldächern und weißen Balkons, seinen blau, grün oder blaßrot gemalten Mauerwänden gewährt einen eigentümlichen Anblick. Dicht am Quai beginnt die mit englischem Gelde gebaute Bahnlinie, welche nach den Abhängen der „tierras calientes", der Tropengegend, führt. Der sogen. Hafen von Vera Cruz bedeutet ungefähr neun Zehntel des ganzen Handels der mexikanischen Republik. Noch sieht man verhältnismäßig wenig Schiffe, sie liegen unter dem Schutze eines Korallenriffs, auf dem das Fort San Juan d'Ulloa errichtet ist, sind aber ohne Schutz gegen die von Norden her anstürmenden Wogen. Der Hafen entbehrt eben, wie alle mexicanischen Häfen am Atlantischen Ozean, der Piers und Hafendämme, so daß bei stürmischem Wetter Gefahr für die ankernden Schiffe, ebenso für Passagiere und Waren ist, da diese in kleinen Booten und Lichterschiffen ans Land geschafft werden müssen. Es ist somit zu wünschen, daß die geplanten Verbesserungen auch gründlich zur Ausführung kommen. Die Stadt sieht auf eine Existenz von 400 Jahren zurück, zählt aber kaum 20,000 Einwohner. Gewürze, Stahlwaren, Baumwollwaren, Eisenbahnschienen sind die vornehmsten Einfuhrartikel. Während in Europa vielfach der Gebrauch herrscht, den Namen großer Heerführer die Namen der Orte beizulegen, wo sie ihre Thaten verrichtet haben, hat der Mexikaner umgekehrt die Gewohnheit, Straßen und Plätze, ja selbst Städte nach seinen bedeutenden Männern zu benennen, z. B. Puebla de Zaragoza, Oaxaca de Juarez u. s. w. Eine Besonderheit der Stadt sind ihre Straßenreiniger, die weder Kleidung noch Lohn erhalten und dennoch das Geschäft vollständig besorgen. Hoch oben auf den Dächern, gleichsam als wären sie in Stein gehauen, sitzen sie unbeweglich, die großen, rabenartigen Vögel, die „Zobilotes"; plötzlich stoßen sie nach unten, ihr scharfes Auge hat weggeworfenen Unrat entdeckt, der gierig verschlungen wird.

Die unheilvolle Wolke, welche über Vera Cruz liegt, und wohl hauptsächlich der gesunden Entwicklung des Handels hinderlich ist, ist das gelbe Fieber, Vomito, wie der landläufige Ausdruck lautet. Leute, welche 10 bis 15 Jahre ununterbrochen dort ansässig sind, haben mir versichert, daß selten Todesfälle unter den besser situierten Klassen vorkommen, während die Seuche unter der armen, schlecht genährten Bevölkerung allerdings jedes Jahr ihre Opfer fordert. Bemerkenswert ist, daß die Lokalbehörden das gelbe Fieber nicht für ansteckend halten, sonst würden sie sicherlich nicht in den Hospitälern solche Fieberkranke Seite an Seite neben andere Kranke betten lassen.

Nachts um 11 Uhr verläßt der Zug nach Mexico den Bahnhof. In 20 Stunden erklimmt er auf einem Abstand von 260 Mln.[1] eine Höhe von 7500 F. Ich nahm mir ein Billet I. Klasse und gewahrte zu meinem Vergnügen, daß meine Reisegenossen vom Schiffe, das junge Ehepaar und der französische Ingenieur, auch meine Waggongenossen wurden. Hinter uns, in der dritten Klasse, waren junge Mexicaner, welche nach dem Klange einer meisterhaft gespielten Handharmonika Volksweisen ertönen ließen, anscheinend ein harmloses, heiteres Völkchen. Eben als das Zeichen zur Abfahrt gegeben worden, erhielten wir einen neuen Reisegenossen. „Aha", dachte ich, „endlich ein Stück Romantik, endlich der sagenumwobene ritterliche Räuber, der den Damen die Hand küßt und den Herren die Taschen leert!" Der Neuangekommene war ein Mann von untersetzter Statur, feurige dunkle Augen blitzten aus einem wetterharten, bronzefarbenen Gesicht



[1] Es sind stets englische Maße gemeint.

hervor. Der Anzug bestand aus einem schwarzen Sammetwamms, einem breiten Gürtel, in welchem ein Stilet mit silbernem Griff und ein Revolver von einer von mir bis jetzt ungeahnten Größe stak. Ein rotseidenes Tuch war nachlässig um seinen Hals geschlungen, enge Beinkleider, enorme silberne Sporen an den hohen Stiefeln und ein riesenhafter Sombrero vollendeten das Fra-Diavolo-Kostüm. Der Ingenieur holte sein Reisebuch hervor und schlug, wie ich mit einem Seitenblick bemerkte, das Kapitel über das Räuberwesen nach, raffte sodann eilfertig sein Handgepäck zusammen und verließ unser Coupé, um in einem anderen ein sicheres Asyl zu suchen. Komisch waren die halb koketten, halb ängstlichen Blicke der jungen Frau, komisch die Mühe, welche sich ihr Gemahl gab, sorglos und unbefangen zu scheinen, komisch jedenfalls auch die Hast, mit welcher ich mich auf mein Gepäck setzte, während meine Rechte krampfhaft ein Taschenmesser umklammerte. Es sollte mir jedoch hier ergehen wie früher einmal, als ich das erstemal von Neapel nach Messina fuhr: Auf dem Dampfer befand sich ein Individuum mit großen, blendend weißen Manschetten, einem Calabreser schief auf dem Ohr, in bunten Beinkleidern und noch bunterer Weste, die Finger überladen mit Ringen. Ein „Maffioso", sagte ich zu mir selbst, ein Werkzeug der „Prepotenza", das sich an seine Mitmenschen heranmacht, um sie hernach zu erdolchen. Redete mich der Mann an, was einigemal geschah, so drehte ich ihm den Rücken zu, kurz, ich begegnete ihm mit echt deutscher Grobheit. Man denke: einige Wochen später machte ich in Messina offizielle Besuche und in dem „Questore", dem Polizeichef, erkannte ich meinen zudringlichen Maffioso vom Schiffe wieder. Tableau!

Unser mexicanischer Räuber im Coupé entpuppte sich alsbald als ein äußerst liebenswürdiger Mann, als ein Hacienbero, welcher 600 Arbeiter auf seiner Plantage beschäftigte. Als derselbe nach einigen Stunden ausstieg, war er um mehrere sehr gute Cigaretten ärmer und wir um die Kenntnis reicher, daß sein gewaltiger Sombrero 30 Dollars gekostet hatte. Stationen folgten auf Stationen. Der Blick rundum traf im hellen Mondschein nirgends auf eine Ortschaft, doch zeigten sich Palmen und Bananen. Düfte tropischer Vegetation strömten durchs Fenster herein, dicht an den Schienen kauerten zeitweise eingeborene Frauen, ihren nackten Babies Schlummerliedchen vorsingend. Nachdem die kleine Station Fortin passiert ist, windet sich die Bahn spiralförmig an der Barranca von Metlac, einer jener ungeheuren Schluchten hin, welche dem Reisenden im Lande so hinderlich sind. Man möge einen Begriff von dieser Spirallinie der Bahn erhalten, wenn man erfährt, daß z. B. oberhalb Maltrata ein von der Bahnlinie in gerader Richtung nur $2\frac{1}{2}$ Meilen entfernter Punkt sich befindet, den der Zug erst nach Zurücklegung einer Strecke von 20 Mln. erreicht. Dreißig Jahre Arbeit und ca. 30 Mill. Doll. haben diese interessante Bahn ins Leben gerufen.

Die Sonne gieng auf, ihre Strahlen vergoldeten den zuckerhutförmigen Gipfel des 17,375 F. hohen Orizaba mit seinen pittoresken Wasserfällen, deren Abfluß die unten zerstreut stehenden Fabriken mit Wasser speist. Ein Teil der Wassermasse fließt auf dem Boden eines Aquädukts nach Jalupilla, der einstigen Sommerresidenz des unglücklichen Kaisers Maximilian. Rosen, Jasmin, Scharlachtulpen umringen in üppiger Fülle die einzelnen Häuser und Hütten, wir kaufen für wenig Geld Blumen in Menge und überschütten damit die lachende junge Frau, die — echte Französin — sie in reizender Gruppierung im Haar, auf den Schultern und an der Brust anzubringen wußte.

Den ganzen Staat Mexico durchzieht eine Bergkette, welche nach dem Golf ziemlich steil, nach dem Stillen Ozean in allmählicher Abdachung abfällt. Unterbrochen wird dieselbe durch weite Flachländer, in welchen sich die Bevölkerung zusammendrängt und die natürlich von den Ingenieuren behufs Anlage von Eisenbahnen besonders in Betracht gezogen sind. Diese Bodenbeschaffenheit bedingt auch die Abwesenheit von schiffbaren Strömen und den fast plötzlichen Uebergang vom gemäßigten zum tropischen Klima. In ersterem wachsen noch Palmenarten und Feigenbäume, hohe Cactusse vertreten unsere Hecken, der so nützliche, 8 bis 10 F. hohe Maguey kommt überall fort, der mit seinem Saft den Wein jener Striche (pulque) spendet und dessen Holz sehr verwendbar ist. An dem Tage vor Ostern erreichten wir Apizaco, wo wir Gelegenheit hatten, ein eigentümliches Fest zu beobachten. Der Mexicaner rächt sich nämlich alljährlich an Ostern für den Judaskuß, indem er eine lebensgroße Puppe, den Verräter unseres Herrn darstellend, mit Feuerwerk angefüllt, vor die Lokomotive bindet und eine Vergnügungsfahrt unternimmt. Zum Schlusse wird die Puppe in Brand gesetzt und unter allgemeinem Jubel zerstört.

Das Flachland, in welchem die Hauptstadt Mexico liegt, ist erreicht. Der Blick schweift über lang ausgestreckte Maisfelder und Maguey-Wälder, die in der Ferne von Hügeln ehemals vulkanischer Natur begrenzt werden. Zuweilen sieht man Landleute in weißer Tracht das Erdreich mit hölzernem Pflug umarbeiten; an den Stationen halten berittene Polizisten, die ihrem Aussehen nach an die Reiter Oliver Cromwell's erinnern. Bei San Juan Teotihuacan, wo noch Spuren einer Stadt aus der Azteken-Zeit gefunden werden, kamen uns zum erstenmale heidnische Denkmäler — zu Ehren der Sonne und des Mondes — zu Gesichte. Endlich mehren sich die Zeichen, daß der Zug sich der Landeshauptstadt nähert, noch ein Trinkgeld den Zollwächtern zu Buena Vista und wir sind in Mexico. Ich nehme eine Droschke, beiläufig gesagt das einzig Billige in der Hauptstadt, und fahre nach dem ersten Hotel. Das Massive, sowie die ornamentale Architektur desselben springen sofort ins Auge. Es war einst der Palast des Kaisers Iturbide. In dem Raume, wo vielleicht ehedem der mexicanische Autokrat thronte, vergnügen sich jetzt die

Dandies Mexico's mit Billardspiel oder Domino — sic transit gloria mundi! Das Hotel steht ziemlich im Mittelpunkt der Stadt, wo die Hauptverkehrsadern sich kreuzen; dessenungeachtet fand ich, als ich noch zu früher Stunde einen Gang machte, eine erhabene Stille in den Straßen und auf den Plätzen. Nirgends sieht man Gruppen fröhlicher Menschen, Eis essend und plaudernd, sonst eine Eigentümlichkeit südlicher Länder. Mexico ist eine ernste, arbeitsame Stadt. Kaum daß die Einwohner sich gönnen, dem Konzert anzuwohnen, welches am Sonntag Abend die Militärkapelle gibt, an Wochentagen ist fast niemand zu sehen, so daß an solchen die Musikanten sich selbst vorspielen. Die Stille nach Sonnenuntergang wird in eben nicht melodischer Weise durch schrille Töne unterbrochen, die von den Nachtwächtern herrühren, die hierdurch ihren Diensteifer bethätigen.

Den nächsten Tag besuchte ich den Zentralplatz der Stadt, der, könnte er reden, den Zuhörer wohl Stundenlang durch seine Erzählungen des Gesehenen und Gehörten fesseln würde. Hier an der Stelle, wo jetzt die im Renaissancestyle erbaute Kathedrale sich erhebt, stand ehemals die Pyramide des Kriegsgottes der Azteken, des Hutzilopotsehli. An meinem Geiste gieng die Prozession der blutdürstigen Priester mit ihren flatternden schwarzen Locken vorüber, hinter sich die Gefangenen, die Opfer des unerbittlichen Gottes. Ein Schein blendet mich, es ist der Glanz des Christenkreuzes, das aber in der Hand der Spanier zu Boden schlug, was sich ihm nicht beugte. „San Jago und Spanien" — heran stürmt Cortez, sein furchtbares Schwert saust nieder auf die menschenopfernden Priester, ihr grimmiger Gott geht in Trümmer, wie nach ihm der ganze Volksstamm. Die Sonne fängt bereits an zu brennen, es ist als ob der Platz ihre Strahlen wie in einem Brennspiegel auffänge. Meine Gedanken wenden sich ab von den blutigen Szenen aus der Zeit der Eroberer; ich schaue um mich: „die neue Zeit!" An der Stelle des Palastes der Cortez steht die National-Kreditbank, neben dem ehemaligen Palast Montezuma's steht der lange, einförmige Justizpalast. Man sieht Buchhändlerläden und Buden mit „Aguas nevadas" in schönen Behältern.

Die Mexikaner lieben die malerische Tracht. Die Männer der ärmeren Klasse tragen den Serape, eine Decke mit einen Schlitz in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Die Frauen hüllen sich in den Rebozo, einen Shawl von blauer Wolle, welcher nach Art der Frauen des Orients über Kopf und Schultern geworfen wird. Aehnliche Tracht habe ich in Catania auf Sicilien gesehen, sie hebt die graziösen Gestalten in vorteilhafter Weise hervor. Dazwischen gleiten die dunklen Gestalten der Ureinwohner, seufzend unter dem Gewicht schwerer Lasten. Nach des Tages Arbeit suchen sie ihre dürftigen Wohnungen auf, die nicht selten zwischen den Trümmern der Größe und Pracht ihrer Vorfahren stecken.

Der Zocalo und die Alameda, öffentliche Gärten in Mexico, verdanken ihr Dasein der Initiative Kaiser Maximilian's, welcher sein Möglichstes für Verschönerung der Stadt that. Es war mir vergönnt, im Zocalo einer Blumenausstellung anzuwohnen, wozu die Damen der höheren Klassen, alle mit der graziösen Mantilla bekleidet, erschienen. Fürwahr eine Blumenausstellung ganz besonderer Art, die Blumen und die Blüte der Stadt! ich werde diese Ausstellung nie vergessen.

Von der Plaza gehen Pferdebahnen nach verschiedenen Richtungen: nach Guadalupe Hidalgo, wo die wunderthätige Jungfrau thront, nach Tacubaya, wo sich eine reizende Villa an die andere reiht, nach Dolores, wo der mit Monumenten reich verzierte Kirchhof liegt, nach La Viga mit seinem malerischen Kanal und den Chinampas, den schwimmenden Gärten. Der Mexicaner schmeichelt sich, das beste Pferdebahnsystem zu besitzen. Allerdings ist seine Entwicklung insofern dem europäischen voraus, als man dort auch für Waren, ja Umzugsgut eigene Wagen hat, und selbst Beerdigungen mit besonderen Leichenwagen auf der Pferdebahn bewerkstelligt werden.

Die Stadt Mexico ist auf sehr flachem Grunde erbaut, ihre Straßen schneiden sich unter rechten Winkeln und lassen ihre ganze Länge mit einem Blicke erfassen mit der Perspektive auf ferne mehr oder minder hohe Bergwände. Mitunter trägt der Wind von den in der Nähe befindlichen sechs Seen nicht eben aromatische Gerüche in die Stadt, ein Uebelstand, der manchen reichen Mann abhält, in ihr seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Die tiefe Lage — die Stadt liegt nur 6 F. höher als der See Tezcoco — setzt sie periodischen Ueberschwemmungen aus. Zwar hat der Ingenieur Francisco Garay, welcher seine Ausbildung in Europa erhalten hat, der Regierung einen Plan vorgelegt, welcher den Seen einen Ausweg nach dem Meer verschaffen sollte, allein diese Anlage harrt noch immer ihrer Vollendung und das Uebel ist noch nicht gehoben.

Der Sinn für Ausschmückung seiner Wohnungen — und wäre es auch nur dadurch, daß überall, wo es angeht, Blumen angebracht werden — ist bei dem Mexicaner hochentwickelt. Besonders ist dies der Fall mit den „Pulque-Restaurants", wenn ich mich so ausdrücken darf. Sie gleichen unseren Weinstuben und haben alle Wandmalereien in lebhaften Farben. Schlachtfelder, Szenen aus der Sagenwelt und Romantik des Landes laden den Vorübergehenden ein, das nationale Getränke zu sich zu nehmen. Auch die Mexicaner lieben es, ihren Trinkhallen besondere Namen zu verleihen; diese sind aber nicht, wie bei uns, dem Tier- oder Himmelreich entlehnt, sondern heißen: „der alte Ruhm Mexico's", „der berühmte St. Lorenzo", „das irdische Paradies", oder gar — omen et nomen — „das Delirium." Es muß übrigens konstatiert werden, daß diese Trinkhallen nicht allzu häufig vorkommen, dagegen stößt man allenthalben auf ruinenhafte alte Kirchen

und Klöster, mitunter von bedeutendem Umfange und stylgerechter Bauart. Viele derselben werden, sofern sie nicht allzu verfallen sind, zu Wohnungen oder Magazinen benutzt. Ebenso findet man eine Anzahl Paläste aus der Zeit der Eroberer, von rotem Stein erbaut und mit zierlich gehauenen Wappenschildern; sie sind die stummen Zeugen der vergangenen Herrlichkeit Spaniens.

Mexico fehlt es am Impuls, um mit Erfolg in die Reihe der modernen Staaten einzutreten. Viel Schuld hieran trägt die geringe Stabilität der Regierung. Nur in einer Richtung ist mit beharrlicher Energie vorgegangen worden, im Bau von Eisenbahnen. Fünf große Linien von Norden nach Süden und als Verbindungsketten der beiden Ozeane mehr wie zweimal so viel von Osten nach Westen sind teils im Bau begriffen, teils vollendet. Die Leitung dieser großartigen Unternehmungen liegt vornehmlich in den Händen amerikanischer Ingenieure. Selbstverständlich muß ein solches Eisenbahnnetz zur Vergrößerung der Hauptstadt und zur Kultur des Landes beitragen. Die 260,000 Einwohner zählende Hauptstadt mit ihrer zentralen Lage, ihren malerischen Umgebungen, als Knotenpunkt der Eisenbahnen, mit einem 360-jährigen Bestehen, mit ihren Museen und Kunstgalerien, sollte naturgemäß einer großen Zukunft entgegensehen und muß, sind einmal die Wege ins Innere einigermaßen praktikabel, die Metropole des Landes werden. Die Vergrößerung der Stadt wird sich der sanften Steigung nach Westen anbequemen; sie muß sich in der Richtung nach den Hügeln ausdehnen, von denen der berühmte Chapultepec, wo einst ein Palast der Azteken-Herrscher und später der spanischen Vizekönige stand und sich jetzt das Observatorium befindet, der vorderste ist, und von welchem man eine der schönsten Aussichten auf das Thal hat.

Kaiser Maximilian, der ebenso kunstsinnige wie kunstverständige Fürst, hat die naturgemäße Ausdehnung der Stadt auch erkannt. Er hat Chapultepec zu seiner Sommerresidenz gemacht und legte dort die schöne Calzada de la Reforma an, die der Corso der eleganten Welt Mexico's werden sollte, gleich dem Zentralpark in New-York, dem Bois de Boulogne in Paris, der Siegesallee in Berlin. Diese Promenade, beginnend bei dem Denkmal König Karls IV. von Spanien, der ersten Bronzestatue im Lande, ist 200 F. breit und beinahe 2 Meilen lang, mit doppelten Reihen von Eucalyptus und Eschen eingefaßt. Der mexicanische Stutzer galoppiert hier Nachmittags zwischen den eleganten Equipagen, den silberdurchflochtenen Sombrero auf den dunkeln Locken, den Hirschfänger am Sattelknopf, in den Seitentaschen geladene Revolver. Dieses Arsenal von Waffen dient zur Zierde etwa wie unseren Modeherren der Zwicker und der feuerfarbene Shlips. Furcht braucht er höchstens vor dem Feuer der schönen Augen seiner Landsmänninnen zu haben. Auf der Promenade selbst halten berittene Carabiniers die Ordnung aufrecht. Drei Denkmäler, von denen namentlich das erstere geniale Ausführung zeigt, schmücken die herrliche Promenade: Guatemozin, Columbus, Cortez — der Entdecker Amerika's, der letzte Sprößling eines mächtigen Herrschergeschlechts, der Bahnbrecher einer neuen Zeit für Mexico, sein Mörder. In diesen drei Namen liegt die Geschichte Mexico's, die Träger derselben verdienen in solcher Weise verewigt zu werden. Ein Schatten schwebt über ihren Häuptern — Maximilian's edlem Streben war es nicht vergönnt, das blutgetränkte Mittelalter mit der Neuzeit auszusöhnen, auch er fiel, ein Opfer des Verhängnisses.

Zwei Wege, La Veronica und La Romita, mit alten Aquädukten, zweigen sich von Chapultepec ab. Hier spielte sich 1847 ein Stück Krieg ab. Die Amerikaner unter Colonel Shields drangen nach dem Fall des Forts unaufhaltsam gegen die Hauptstadt vor. Der Kommandierende, General Scott, welcher einen Hinterhalt befürchtete, sandte dem tapferen Oberst seinen Adjutanten, um ihm Halt zu gebieten. „General Scott presents his compliments" begann der Adjutant, allein Shields, welcher den Schluß ahnte, schnitt ihn mit den Worten ab: „No time for compliments" und stürmte weiter. Dreißig Jahre später versuchten die Amerikaner, auf friedlichem Wege in Mexico einzudringen. Sie kauften das Terrain zwischen der Promenade und obigen Wegen, um damit zu spekulieren. Ihre Absicht war, dasselbe mit Villen zu bedecken, allein sei es wegen der Unsicherheit, welche immer noch vor den Thoren der Hauptstadt herrscht, sei es aus Indolenz, das projektierte vornehme Westend will noch nicht die ihm zugedachte Rolle spielen. Ob die Stadt Mexico und mit ihr das ganze Land den gehofften und ersehnten Aufschwung in allernächster Zeit nimmt, ob der einzig wahre Aufschwung in Handel und Wandel aus der innigen Umarmung der Vereinigten Staaten-Politik hervorgeht — Quien sabe?

Eine Fahrt auf dem Lulua.

Erlebnisse aus dem zentralafrikanischen Forschungsleben von

Hermann v. François.

(Fortsetzung.)

Kaum waren am Morgen des 30. November mein Zelt und Bett für die Abfahrt verladen, so erschien Ngandu, der Bruder des Häuptlings von Tengo, auf einem Stier. Er sprang, sobald er mich erblickte, von demselben herab, bestreute Brust und Oberarm mit Erde und klatschte dann dreimal in die Hände. Er wollte also mein Freund sein, denn durch Händeklatschen pflegt der Baluba seine freundschaftliche Gesinnung auszudrücken. Die Anwesenheit Ngandu's kam mir erwünscht, denn an der Ueberfahrtstelle bei Tengo hatte ich ein schönes, 8 Meter langes Kanoe gesehen, welches ich gerne erwerben wollte. Ich bot ein Gewehr, konnte aber nichts ausrichten und mußte mich mit einem kleinen Fahrzeug begnügen, welches

mir Ngandu bereitwillig überließ. Nun kam er auch mit seinem Anliegen heraus. Er wünschte nach Luluaburg zu reisen und bat mich, ihn dorthin mitzunehmen. Da ich durch das neu erworbene Boot mehr Platz disponibel hatte und in Ngandu einen ortskundigen Führer vermutete, so war ich einverstanden und gab nun Befehl, in die Boote zu steigen.

Bald nach Verlassen der Hafenstelle, an welcher der Lulua eine Breite von 300 m. hatte, sah ich ein Flußpferd. Wir fuhren dicht an demselben vorbei und wurden neugierig betrachtet. Wenige Hundert Meter weiter tauchten nahe einer Insel zwei neue Flußpferde aus dem Wasser auf. Der Fluß hatte hier nicht das starke Gefälle, wie früher. Bald teilte er sich wieder in mehrere Arme. Ich folgte einem etwa 30 m. breiten Seitenarm, da zeigte sich von neuem ein Flußpferd. Trotzdem ich verboten hatte auf die Tiere zu schießen, so konnte es der unruhige Kalunda nicht lassen und gab Feuer. Blitzschnell verschwand das Tier in der Tiefe. Gleichzeitig aber tauchten sieben andere Kolosse aus dem Wasser auf und richteten uns schnaubend die ungeheuren Köpfe entgegen. Kaum hatte ich die Zahl der Tiere übersehen, so erschien 4 m. von meinem Boot entfernt der riesige Kopf eines Flußpferdbullen. Da ich damals noch in dem Glauben war, daß die Ungetüme mit ihrem gewaltigen scheußlichen Rachen auch offensiv gegen den Menschen vorgiengen, so eröffnete ich auf meinen unheimlichen Nachbar ein gut gezieltes Feuer. Dieser tauchte nieder, bald aber erschien er an derselben Stelle wieder, riß den Rachen weit auf, schnaubte mir einen starken Wasserregen entgegen und verschwand. Jeder Schuß saß im Kopfe, ich konnte bei der großen Nähe den Einschlag jeder Kugel beobachten und sah das Blut in hellen Strömen aus den Wunden hervorquellen; dennoch erschien der Koloß dreimal an der Oberfläche, um endlich für immer in der Tiefe zu verschwinden. Auch die anderen Tiere blieben beharrlich auf ihrem Posten, obwohl mehrere verwundet waren. Ein Angriff von ihrer Seite fand nicht statt.

Zweimal mußten wir heute die Kanoes am Ufer entlang führen, um unangenehme und bedenkliche Stromschnellen zu vermeiden. Hiedurch wurde das Vorwärtskommen so sehr verzögert, daß ich nur 18 Km. zurücklegen konnte. Die Natur bot auf der ganzen Strecke dieselbe malerische Schönheit. Südöstlich von dem Dorfe Tiewu bezog ich Lager. Der Häuptling des Ortes kam uns mit einigen Leuten entgegen und war behülflich, unsere Sachen an Land zu bringen. Auch am nächsten Morgen fand sich Tiewu wieder mit seinen Leuten ein, denen diesmal eine Anzahl Weiber folgten. Er überreichte mir zwei Hühner und schenkte mir ein Kanoe; seine Begleitung bot uns Lebensmittel zum Kauf an.

Mein Zelt erregte besondere Aufmerksamkeit. Männer und Weiber standen und lagen in buntem Gewirr bewundernd davor, wobei ich Gelegenheit fand, die alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß Gegensätze sich anziehen, denn so häßlich der kleine Häuptling war, so hübsch und wohlgewachsen waren seine Frauen, nur das freundliche, zuthunliche Wesen hatten beide Teile miteinander gemein. Sie halfen, wo sie bemerkten, daß es an Kräften fehlte, ohne hiefür Geschenke zu fordern. Die niedliche Tochter Tiewu's rechnete es sich sogar zur besonderen Ehre an, meinen schweren Bettsack in das Boot zu tragen, eine That, die große Anerkennung verdient, denn das Mädchen mußte nicht weniger denn fünf Flußarme durchwaten, um zum Boote zu gelangen.

Nach kurzer Zeit war die kleine, nunmehr fünf Boote starke Flottille wieder in Fahrt gesetzt; bald aber sollte sich uns ein hartnäckiges Hindernis entgegenstellen. Der Hauptarm führte über Stromschnellen, deren Gewalt unsere zarten Fahrzeuge nicht annähernd gewachsen schienen, die Nebenarme aber wurden durch verschlungene Aeste und Lianen der Uferwaldungen vollkommen verbarrikadiert. Wir mußten uns hindurcharbeiten, mochte es kosten was es wolle. Sofort ließ ich Axt und Messer in Thätigkeit setzen, und schon nach zweistündiger Arbeit war ein kleiner Durchgang geöffnet.

Nicht lange erfreuten wir uns der freien Fahrt, da sperrte schon wieder eine starke Pflanzenmauer unseren Weg. Der unvermeidliche Kapango hatte alsbald sein Entermesser in der Hand, die Kameraden folgten, obwohl mißmutig, seinem Beispiel und der Barrikadensturm begann von neuem. Hiebei konnte ich nicht nur die Ausdauer des jungen Kapango, sondern auch seine seltene Gewandtheit bewundern. Sein Entermesser glitt ihm nämlich aus der Hand und fiel ins Wasser, aber schon im nächsten Augenblick hatte er es mit den Zehen des rechten Fußes ergriffen und schleuderte es wie der geübteste Jongleur aus dem Wasser heraus, um es mit der Hand aufzufangen.

Nachdem endlich die Sperre durchbrochen war, fuhren wir weiter, aber das Mißgeschick verfolgte uns heute beständig. Unvermutet kamen wir an eine Schnelle heran. Das Boot Kalunda's, welches die Spitze hatte, stürzte einen kleinen Fall hinab und wurde mit Mann und Maus in der geheimnisvollen Tiefe begraben. Den anderen Booten gelang es noch rechtzeitig, eine ebenere Uebergangsstelle zu erreichen. Kalunda und sein schwimmgewandter Gefährte brachten weiter stromab das gekenterte Kanoe und den größeren Teil der in demselben festgebundenen Lasten in Sicherheit.

Zwar betrug die zurückgelegte Strecke nur 5 Km.; die Anstrengungen waren aber so bedeutende gewesen und die Tageszeit so vorgerückt, daß ich mich dazu entschließen mußte, ein Lager zu beziehen. Die Gegend war nicht übermäßig günstig dazu, denn weit und breit sah man nichts wie feuchte Inseln mit wurzelreichem Ufergelände und sumpfige Thalniederungen; in der Not ist man aber bescheiden, und wir landeten an einer der kleinen Inseln, wo Ziemon neben einer Fischerhütte mein Zelt errichtete.

Die Langeweile trieb mich am Nachmittag von meinem kleinen Inselreich nach dem rechten Ufer hinüber, welches ich nicht ohne Beschwerden erreichte. Von den Ufererhebungen erblickte ich einige Negerhütten und nicht weit von mir zwei Neger, welche, mir abgewandt, damit beschäftigt waren, von einem Termitenhaufen Lehm abzutragen. Ich wollte mich ihnen eben nähern, als die beiden Leute mit dem Ruf: „Nioko, nioko!“ in ihrer Arbeit innehielten und wie versteinert nach einer Oeffnung des Termitenhaufens blickten. Hier lag eine schöngezeichnete große Python zusammengeringelt, anscheinend im Schlaf. Da ich keine Waffe bei mir hatte, so nahm ich einem der Leute die Hacke aus der Hand und führte einen Schlag gegen den Kopf der Riesenschlange aus. Die enge Höhlung verhinderte mich, den Hieb mit der genügenden Kraft zu thun; das Reptil schreckte auf und verschwand in der Tiefe des Baues. Mit ihr waren auch die tapferen Schwarzen verschwunden; sobald ich die Hacke ergriffen, hatten sie einen schnellen Rückzug angetreten und nichts in der Welt konnte sie bewegen, den gesuchten Lehm von dem gefährlichen Termitenhaufen zu holen.

Wenn ich auch anfangs über die Furchtsamkeit der beiden Leute lächeln mußte, so wurde ich doch sehr ernst gestimmt bei dem Anblick, der sich mir beim Betreten einer der Hütten bot. Hier lag auf einer Matte ausgestreckt bewußtlos ein junger Neger. Die Angehörigen erzählten mir, daß er von einer Puffotter gebissen sei. Man hatte dem Verwundeten den Brei einer Pflanze zu essen gegeben, welcher der Baluba-Neger eine Heilkraft gegen Schlangenbiß zuschreibt, jedoch erfolglos. Zwei Stunden mochten seit dem Biß vergangen sein; ich versuchte meine Mittel, träufelte Ammoniak in die durch Kreuzschnitt geöffnete Wunde und flößte dem Kranken auch innerlich verdünnten Ammoniak ein. Der Magen hob und senkte sich einigemale, die Herzthätigkeit aber war schwach und der Puls kaum fühlbar; die Zunge bedeckte ein grüngelblicher Schaum. Hier konnte menschliche Hülfe nicht mehr helfen. Ich überließ den Kranken der Pflege seines Bruders und sandte ihm, sobald ich meine Insel wieder erreicht hatte, ein Glas Cognac. Der Mann war inzwischen verstorben, der Ortshäuptling aber, den der Fall interessierte, hatte es für praktisch befunden, den überbrachten Cognac selbst zu trinken.

In Mukenge hatte ich öfters Gelegenheit gehabt, Schlangenbiß mit Erfolg zu behandeln, wobei ich mich, wie überhaupt bei meinen Kuren, an den „Aerztlichen Ratgeber“ von Dr. Falkenstein hielt, welcher mir stets vorzügliche Dienste leistete. Ein Glas Cognac zur Kräftigung des Patienten bewährte sich dabei immer gut. Alle Mittel versagten aber vollkommen, sobald 15—20 Minuten nach dem Biß vergangen waren, ohne daß eine Behandlung eingetreten war.

Als ich mich nach dem traurigen Vorfall in meinem Zelte durch eine Tasse Thee stärken wollte, machte ich die unliebsame Entdeckung, daß mein ganzer Vorrat verschimmelt war. Ein Theeliebhaber, wie ich es bin, wird mir nachfühlen, wie bitter ich diese Enttäuschung empfunden habe.

Am Morgen des 2. Dezember setzten wir die Fahrt fort. Der Lulua nahm an Geschwindigkeit bedeutend zu, die Stromschnellen mehrten sich und zwischen vielen kleinen Inseln hindurch brach sich das Wasser Bahn. Die herrliche Pracht des Flußthales bot immer wieder neue wechselnde Genüsse. Wer eine tropische Flußlandschaft liebt, der kann sich hier nicht satt sehen. Die vielen grünen Inseln, auf denen das vegetabilische Leben mit dem üppigsten Reichtum von Blättern und Blütenpracht gesegnet ist, die buschartigen Spitzen des Unterholzes, die schlangenartig emporkletternden Lianen, die zahllosen Stämme des schlanken Pandanus und die Anmut der schaukelnden Palmwedel verleihen der Gegend eine paradiesische Schönheit. Hier empfand man die erfrischende Freudigkeit und die Kraft der tropischen Natur. Nicht allzulange durfte ich mich dem vollen Genuß der Natur hingeben, denn die rasende Geschwindigkeit des Wassers und die unausgesetzt auftretenden Steinbarren mit ihren Schnellen erforderten die größte Aufmerksamkeit.

Bald befanden wir uns wieder in einer reißenden Schnelle. Willenlos werden die Boote stromabgeführt, jegliche Einwirkung der Ruder ist vergeblich. Mein Kanoe voran fällt wie eine Bombe in das Pandanusdickicht ein. Hinter mir folgt Kapango; auch er hat die Arbeit aufgegeben, erfaßt aber schnell das Ruder, als er sieht, daß das Boot dieselbe Richtung wie das meine nimmt und dieses zu zertrümmern droht. Umsonst! Mit großer Vehemenz stößt sein Boot in das meinige hinein und zerstört die Hinterwand desselben. Die geschickten Baluba schaffen Rat; mit Lianen und Lehm wird der Schaden repariert und schon nach drei Stunden ist mein Boot wieder flott. Allerdings mußte ich nun doppelt vorsichtig sein und jedesmal, wenn wir an Schnellen herankamen, das Boot mit dem Hinterteil nach vorne wenden, damit dieses von den nachstürzenden Wellen nicht leck gerissen wurde; auch mußte ich den gesunden Teil schwerer belasten, damit der beschädigte möglichst hoch über dem Wasser stand.

Am Ufer sandte ich von nun an stets einen Mann voraus, welcher das Flußbett aufklären mußte, um rechtzeitig ein Warnsignal an uns ergehen zu lassen.

Von der Vehemenz, mit der das Wasser an einzelnen Stellen stromab rast, vermag sich nur derjenige eine Vorstellung zu machen, der es selbst erlebt hat. In meinem Tagebuch von jenem Tage habe ich notiert: „Wie groß die Geschwindigkeit einzelner Schnellen ist, zeigt, daß ich in einer Minute häufig 700 m. zurücklegte. Als ich an einem 15 m. breiten Flußarm einen Uferwechsel vornehmen wollte, wurde es notwendig, eine Lianenkette über das Wasser zu legen, an der die Bootsmannschaft das Fahrzeug hinüberziehen konnte.“

Infolge der vielen Hemmnisse konnte ich am 2. Dezember nur 4 Km. zurücklegen und war schließlich noch gezwungen, den Lagerplatz sehr ungünstig auf dem linken Ufer zu etablieren. Elf Seitenarme, jeder etwa 20 m. breit, hatten wir bis zum Lager zu überschreiten und das mit allen notwendigen Sachen. Es war keine Kleinigkeit und kam allein schon einem Tagewerk gleich. Ziemon konnte überdies keinen geeigneten Platz für mein Zelt finden; um aber seinen guten Willen zu zeigen, hatte er ein Stück der nassen Wiese vom Grase gesäubert und hier mein Lager postiert. Natürlich fehlte es nicht an den quälenden Mosquitos.

Zu meinem größten Bedauern hatte ich bei der letzten Fahrt auch meine Streichhölzer eingebüßt; meine Leute halfen mir indessen aus der Verlegenheit, indem sie nach der landesüblichen Art sehr bald Feuer machten. Sie nahmen ein Stück von dem weichen Numba-Holz, bohrten eine trichterförmige Oeffnung in dasselbe von oben hinein und eine ebensolche von seitwärts, und zwar derart, daß beide in Kommunikation standen. Dann kauerten sie sich zu Dreien um den Apparat, nahmen einen Stab aus härterem Holz und drehten denselben in der trichterförmigen Oeffnung zwischen den Handflächen so schnell als es anging. War der eine ermüdet, dann setzte der andere das Manöver fort, bis nach ungefähr 3 bis 4 Minuten der Stab zu glühen begann und eine in der Seitenöffnung angebrachte Schwammmasse Feuer fieng.

Auch am 3. Dezember hatten wir mit denselben Hindernissen und Fährlichkeiten, wie am Tage zuvor, zu kämpfen. In einer Schnelle wurden wir 800 m. weit willenlos fortgetrieben. Mehrfach wurde ich dabei durch die überhängenden Blätter des Pandanus im Gesicht und an den Händen verletzt. Zum Ueberfluß überfiel uns eine kleine, schwarze Bienenart, denen wir ein Nest zerstört haben mußten; aber die Fahrgeschwindigkeit war so bedeutend, daß die kleinen Unholde bald von einer Verfolgung abstanden. So kam ich persönlich mit einigen Stichen im Nacken davon. Kurz vor einem kleinen Fall gelang es uns, die Kanoes wieder in unsere Gewalt zu bekommen. Wir steuerten an Land und führten dort die Fahrzeuge mit vielem Kraft- und Zeitaufwand über die Fälle hinweg. Am linken Ufer ließ ich dann für die Nachtruhe ein Lager beziehen. Auch heute war ich nur um 4 Km. meinem Ziele näher gerückt. Die vielen Schnellen, welche stündlich die Boote in die Tiefe hinabzuziehen drohten, ließen mich für meine Meßinstrumente fürchten; ich sandte sie deshalb durch Antonio, der mir so wie so wenig nütze war, sondern mich meist unthätig und angstvoll anstierte, auf dem Landwege nach der Station zurück.

(Schluß folgt.)

Die Faröer oder Schafinseln.

Skizze.

(Schluß.)

Allein im Jahre des Herrn 999 erhielt Sigmund Bresterson, mit dessen Ruhm in der Geschichte der Faröer nur derjenige seines Vetters Thrond allein wetteifert, einen Befehl von Olaf Tryggveson, die Inseln zum Christentum zu bekehren, und nahm den Befehl an. Das Thing ward zusammenberufen und in Anwesenheit des ganzen Volkes, der Häuptlinge wie der Vasallen, verlas Sigmund Bresterson die Aufforderung Olaf Tryggveson's. Von diesem Zeitpunkt an datiert die Einführung des Christentums auf den Faröern. Es wurde ein Bischof eingesetzt und dem Erzbischof von Bremen unterstellt und Kirkeboe, in der Nähe des südwestlichen Endes von Stromöe, zum Bischofssitz ausersehen. Später wurde der Bischof von Faröer dem Bistum Trondhjem untergeordnet, und mit der Einführung der Reformation im Jahre 1538 wurde das Bistum der Inseln faktisch aufgehoben, und ein Dechant leitet nun die ganze Geistlichkeit der Inseln.

Der Religion nach sind also die Bewohner der Faröer nun Lutheraner. Der früher erwähnte schottische Missionar hat zwei oder drei Leute bekehrt, allein damit hatte auch sein Erfolg ein Ende. Vor einigen Jahren gab es auf Stromöe eine römisch-katholische Gemeinde und eine Kapelle für ihren Gottesdienst, allein dieselbe gedieh nicht; sie nahm an Kopfzahl ab und die Kapelle wurde zu anderen Zwecken verwendet. Für die ganzen 1333 Qu.-Km. Flächenraum der Inseln gibt es nur sieben Geistliche, so daß notgedrungen viele von den Dorfbewohnern ihren Prediger nur einmal in sechs oder sieben Wochen sehen, wenn nicht gerade ein Sterbfall unter den Gemeindemitgliedern vorkommt. Und da die einzelnen Kirchsprengel durch rauhe Meerengen und kahle Berge von einander geschieden sind, so nehmen sie die Geduld, die Körperkraft und den Mut der Geistlichen gewaltig in Anspruch. Im Herbst und Winter gefährden heftige Stürme das Leben und die Gesundheit der Prediger und halten sie oft Tage- und Wochen-lang an einem Ort gefangen. Ein Geistlicher, welcher Myggenös, die bedeutendste westliche Insel, besuchte, wurde durch ungünstige Witterung ungefähr drei Wochen lang daselbst festgehalten. Und vor einigen Jahren glitt der Prediger von Sandöe, nachdem er glücklich die paar Meilen rauher See, welche diese Insel von dem unter dem Namen Store Dimon (großer Diamant) bekannten steilen Felsen trennt, umschifft hatte, beim Hinaufklettern an der Seite dieses Felsens aus, auf welchem er seine Beichtkinder besuchen wollte, und erhielt verhängnisvolle Verletzungen. Es herrschte früher der Brauch, die Besucher des Großen Diamanten mittels eines Korbes und Flaschenzuges zu landen, so unzugänglich sind dessen eiserne Steilküsten, und noch bis auf den heutigen Tag versieht sich der Landwirt, welcher als Pächter auf dem Felsen

lebt, im Spätjahr reichlich mit Lebensmitteln für den Winter und erwartet niemand von den anderen Inseln vor der Wiederkehr des Frühlings zu sehen.

Die Geistlichkeit der Faröer wird von den betreffenden Behörden in Kopenhagen für eine Reihe von Jahren ernannt. Sie kommen meist nach den Inseln als eine Art von Verbannten und sehnen sich nach dem Ablauf ihrer Zeit. Allein trotz der tiefen Ruhe und Eintönigkeit ihrer Umgebungen, trotz des rauhen Lebens, welches ihre Beichtkinder führen, trotz der Abwesenheit aller Kultur außer derjenigen, welche sie selbst mitbringen, und des rauhen unwirtlichen Klima's gewöhnen sie sich doch bald auf den Faröern an und sind gerne da. Ihr Gehalt beziehen sie teils vom Staat, teils von ihrer Gemeinde. So besteht z. B. eine Abgabe von einem halben Pfund Wolle von jedem auf den Inseln geschlachteten Schaf (es werden ihrer jährlich gegen 40,000 geschlachtet); jede Kuh steuert jährlich drei Pfund Butter u. s. w.; die Erträgnisse dieser Steuern werden in drei gleiche Teile geteilt, deren einer der Krone, der andere der Kirche und der dritte dem Geistlichen des Bezirks zufällt. Ebenso wird beim Fang eines der in diesen Gewässern heimischen „Grindwals“ (Grindbdelphin, Globicephalus globiceps) ein Zehntel des Ganzen als Steuer erhoben und auf dieselbe Weise zwischen der Krone, der Kirche und dem Geistlichen des Bezirks, in welchem der Fang vorkommt, verteilt. Viele andere Abgaben und Einnahmen von Fischen ꝛc. tragen dazu bei, den Geistlichen ein Einkommen zu schaffen, welches ihre Bedürfnisse weit übersteigt. Sie sind alle samt und sonders gebildete, umgängliche und angenehme Männer.

Wie die Geistlichkeit, so werden auch die vier Aerzte, welche sich in die Inseln teilen, vom Staate besoldet und unterstützt. Auch diese Doktoren haben gleich den Geistlichen im Winter bei dem Besuch ihrer Patienten sich namhaften Strapazen zu unterziehen. Sie können jeden Augenblick aufgefordert werden, 30 bis 40 Meilen einer mühseligen rauhen Fahrt in einem offenen Boote und mit nüchternem Magen ohne Lebensmittel anzutreten. Allein in den beiden Bezirken Stromöe und Waagöe wenigstens lohnen sich diese Bemühungen durch die erzielten Ernten, denn der feste Gehalt und die taxmäßigen Sporteln zusammen geben eine hübsche Einnahme. Die Faröer gelten für ungemein gesund, und man schätzt die mittlere Lebensdauer auf denselben auf nicht weniger als 44²/₅ Jahre. Neunzigjährige findet man so viel als bei uns Achtzigjährige, und Hundertjährige sind keine Seltenheit. Leute mit grauen Haaren und unverkennbaren Spuren reiferen Alters können noch auf ihre noch älteren hagereren und graueren Eltern verweisen, welche sie mit der Zärtlichkeit von Jünglingen „Papa“ und „Mama“ nennen. Allein trotz all dieser Langlebigkeit scheint doch die Lebensführung auf den Faröern keine gesunde zu sein. Die vorherrschenden Nebel und die außerordentliche Feuchtigkeit üben auf viele Konstitutionen eine verderbliche Wirkung; Erkältungen, Entzündungen und Rheumatismen sind allgemein. Allerdings geht die öffentliche Meinung dahin, daß „der Faröer-Nebel eher gesund sei als schädlich“, und daß die Eingeborenen so an den Nebel gewöhnt seien, daß sie bei dem darauffolgenden schönen und hellen Wetter Husten und Schnupfen bekommen, und ein Arzt auf den Faröer soll, auf die allgemeine Feuchtigkeit des Klima's anspielend und auf seine langjährige persönliche Erfahrung gestützt, geäußert haben: „Die Leute auf den Faröern sind gerade wie die Blumen — sie bedürfen immer etwas Wasser.“ Dies ist zwar plausibel genug, allein für einen Fremden sind die beständigen Husten und Schnupfen kein Anzeichen von einem gesunden Klima. Zwei- oder dreimal in der Woche scheint jedermann mit einem peinlichen Husten behaftet zu sein, und im übrigen ist die Luft zuweilen so dick, daß man selbst auf den Hügeln nicht ohne Mühe atmen kann.

Nebel und Wolken sind in dem Leben auf den Faröern solch wesentliche Elemente, daß ihnen sogar von Seiten der einheimischen Topographen eine genaue Beachtung zu teil geworden ist. Diesen Beobachtern zufolge gibt es drei verschiedene Wolkenphasen, nämlich:

1) wenn der Nebel wie eine weiße Wolke auf den Berggipfeln liegt, während der Fuß derselben noch frei ist; dies nennt man Skadda (norwegisch Skodda); es ist gewöhnlich von Feuchtigkeit begleitet und verkündigt im allgemeinen starken Wind;

2) wenn der Nebel seewärts und um die untere Hälfte der Berge liegt und die Gipfel derselben sich darüber erheben; dies nennt man Pollamjörki (Poll ist im Norwegischen ein kleiner runder Kanal; ein Fluß mit einem schmalen Zugang) und es prophezeit eine Windstille.

Endlich 3) nimmt der Nebel häufig die Gestalt an, als schwebe er lose in der Luft, sowohl draußen im Meer wie um die Mitte der Berge, wenn Fuß und Gipfel beide davon frei sind, wie ein wallender kochender Gürtel. Später erfüllt dieser Nebel die ganze Atmosphäre. „Berg und Thal und Meer sind dann verborgen und das suchende Auge bemerkt nichts mehr, worauf es ruhen kann; Fußwanderer verirren sich und den Fischern würde es ohne ihren Kompaß ebenso ergehen; vergebens schaut man nach den Schafen auf den Bergen aus, und die Fischersleute vermögen nicht mehr die Berggipfel zu unterscheiden, die ihnen als Landmarken dienen. Würde dieser Nebel, der Mjörki genannt wird, lange andauern, so würde er jede Thätigkeit verhindern.“ Zum Glück verschwindet er bald und kommt überhaupt nicht häufig vor; ihm folgt meist ein bloser Duft oder Dunst, eine zarte, dünne, leichte Wolke, welche Reisenden und Seefahrern keine Gefahr bringt.

Manche Leute, welche weder Island noch die Faröer besucht haben, bilden sich ein, die Bewohner der letzteren und die Isländer seien in ihrer persönlichen Erscheinung und in ihren häuslichen Einrichtungen ungefähr gleich

unreinlich. Dies ist jedoch ein Irrtum; wenn der Maßstab der Reinlichkeit auf den Faröern auch nicht ganz so löblich ist wie bei uns, so steht er doch entschieden höher als auf Island. Auch sind Flöhe und Wanzen auf den Faröern keine unerläßliche Bedingung des Sommerlebens wie in der Schweiz. Landt hat in seinen mühevollen Untersuchungen über den Ursprung dieser Dinge auf den Faröern nachzuweisen versucht, daß die Bettwanze (Cimex lectularius) auf seinen Heimatsinseln sehr selten ist, und schreibt scherzend ihr Vorhandensein der Einführung von Möbeln aus Kopenhagen zu; was aber den gemeinen Floh (Pulex irritans) anlangt, so räumt er ein, daß derselbe dort wie überall vorkomme. Meine Erfahrung während eines zweimonatlichen Sommeraufenthaltes auf diesen Inseln geht aber dahin, daß ich kein einziges Exemplar von diesem Ungeziefer gesehen habe.

Wenn aber anstößiger Schmutz und die denselben begleitenden Schmarotzertiere auch auf den Faröern nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so herrscht doch daselbst, wie auch in anderen Ländern, häufig ein Mangel an Reinlichkeit in Einzelheiten, welcher sehr abstoßend ist. Kaltes Quellwasser ergießt sich zwar von den Hügeln herab durch jedes Dorf und jedes Gehöfte, wird aber nicht nach seinem wahren Wert anerkannt. In vielen von den verfallensten Hütten außerhalb der Dörfer leben Männer und Weiber, Enten und Hühner, Katzen und Hunde, alle in einem einzigen niedrigen Raum zusammengedrängt, wo Wände und Deckbalken geschwärzt und stinkend sind von dem Rauch des Torffeuers, welches unter demselben schornsteinlosen Dach brennt. Man schaudert bei dem Gedanken an die weiteren Greuel an einem solchem Orte nach einem erfolgreichen Walfischfang, wenn dicke Fetzen blutigen Fleisches und thranigen Specks an den Wänden aufgehäuft sind und alle die menschlichen Einwohner sich mit demselben vollgefressen haben, bis ihre Gesichter von geistiger und körperlicher Behaglichkeit, Genugthuung und Fülle glänzen und die Verbrennung des Uebermaßes von Fett in ihren Magen sie in ein Gefühl kannibalischen Behagens versetzt zu haben scheint. Wochen und Monate nach einem derartigen Karneval sieht man die Schädel und Knochen von Walen stinkend und bleichend vor den Häusern liegen, und die Faröer Krähen und Raben sich vollfressen, bis sie selbst zum Krächzen zu faul sind. Andererseits scheint ein Hausvater alles gethan zu haben, was nur von ihm erwartet werden kann, wenn er die Abfälle und den Unrat seiner Haushaltung vor seine Thüre wirft und da liegen läßt, daß es für Nase und Auge der Vorübergehenden eine Pest und ein wahres Entsetzen ist. Und wenn ich zufällig einen befreundeten Fischer am Strande traf, während er gerade im Begriffe war, den „Sundmavr“ aus dem Innern eines Haufens toter Fische herauszuziehen, sah ich mich durch eine barbarische, wenn auch demokratische Gewohnheit gezwungen, demselben so wie er gieng und stand die Hand zu schütteln. Und da derselbe meist ein neugieriger Mann war, nahm er gar keinen Anstand, zum Zwecke seiner eigenen Belehrung seine beschmutzten Finger auf das Buch oder Papier zu legen, welches ich bei mir haben mochte, oder die Blätter meines Buches mit einem heitern Lachen umzuwenden, ohne sich im mindesten um die vielfarbigen und unverwischbaren Flecken zu kümmern, welche er darauf zurückließ. Aber in dieser Rücksichtslosigkeit gegen das Schickliche und Passende der Dinge sieht man keinen Fehler; man kann es daher — später — einigermaßen entschuldigen.

Das Bauernleben der Insulaner findet seinen Mittelpunkt gewissermaßen in der Küche, Rogstue, des Hauses. Jeder Pächter oder Landmann hat eine Anzahl männlicher oder weiblicher Dienstboten, welche die Milch- und die Ackerwirtschaft besorgen und zu anderen Zeiten mit ihm in seinen Booten auf den Fischfang hinausfahren, und für diese wie für sich, sein Weib und seine Kinder ist die Rogstue das gemeinsame Gelaß des Hauses. Man denke sich ein gemeinsames, durchaus von Holz erbautes Gemach mit Ausnahme des Bodens, welcher bald Estrich, bald gedielt, aber immer mit gepulverten Muscheln bestreut ist. Die Deckbalken sind ganz von dem Rauch geschwärzt, der immer unter ihnen hinzieht von dem glimmenden Torffeuer aus, welches mitten in dem Gemach auf einem erhöhten altarartigen Herd aus Feldsteinen brennt. Schon der Name Rogstue (Rauchstube, Küche) bezeichnet seine kennzeichnende Bestimmung. Ein Schornstein ist nicht vorhanden. Der Rauch findet seinen Abzug so gut er kann und durch die Kehlen der daran gewöhnten abgehärteten Bewohner des Raumes. An den Wänden herum laufen hölzerne Bänke für die Bauern, welche ihre Sitze je nach dem Lebensalter oder ihrer Dienstzeit einnehmen. Die Mädchen sitzen abgesondert von den Männern und die Hausfrau ist Königin unter ihnen, wie der Bauer der Alleinherrscher und Schiedsrichter. An den Wänden sind einige Spinnräder befestigt und hier sind zwei Männer oder Weiber an der Arbeit, welche trotz des betäubenden Schnurrens der Räder emsig schwatzen. Vom mittelsten Deckbalken hängt zur Winterszeit eine Lampe herab, deren mildes Licht die weißhaarigen Greise, die schmucken Faröer-Mädchen und die mutwilligen jungen Burschen des Hauses mit wundervoll malerischer Wirkung beleuchtet. Müßig ist zu solcher Zeit niemand in der Rogstue, als höchstens die Jungen. Einige krempeln Wolle, andere sortieren die Vließe und jedes nicht anderweitig beschäftigte Frauenzimmer handhabt seine Stricknadeln mit überraschender Geschwindigkeit. Man hat mit einem sehr überflüssigen Nachdruck hervorgehoben, daß der Wahnsinn auf den Faröern sehr häufig ist. Wahrscheinlich aber ist der Prozentsatz der Verrückten im Vergleich mit demjenigen von England, Deutschland oder anderen Ländern kein übermäßiger und fällt nur in die Augen, weil die Blödsinnigen und Verrückten nicht in Anstalten untergebracht sind, sondern frei umhergehen. Wenn man daher unter die zwanzig oder

fünfundzwanzig Personen tritt, welche in der Rogstue eines angesehenen Bauers versammelt sind, so braucht man sich nicht zu verwundern, wenn man einem Idioten von kurzer Statur, mit dickem Kopf und schwarzen Augen begegnet, einen armen Burschen, der mit freundlichem Unverstand bald diesen, bald jenen seiner Hausgenossen gedankenlos anstiert und dabei unaufhörlich mit seinen Fingern zuckt. Die Insulaner sind sehr freundlich gegen ihre unglücklichen Brüder; sie verbannen dieselben nicht in Pflegeanstalten, sondern tragen nach Kräften dazu bei, denselben ihr elendes, leeres Leben so angenehm und erträglich wie möglich zu machen. Und in dieser Versammlung von einem oder zwei Dutzend Menschen, welche alle freundlich gegen einander gesinnt sind, herrscht kaum einen Moment Schweigen während der Stunden, wo sie so arbeitend beieinander sitzen, denn diese Insulaner sind rastlose Plauderer, und wenn der reiche Stoff von unschuldigem, örtlichem und auswärtigem Klatsch bis auf den letzten Faden abgehaspelt ist, so nimmt einer der Veteranen des Bezirks das Wort und fesselt seine Zuhörer durch die ungekünstelte Kraft und Ueberzeugung, mit welcher er die Legenden und Folkesagen zum Besten gibt, welche ihm von seinen eigenen Eltern und Vorfahren vor einem halben Jahrhundert überliefert worden sind. Die Faröer hängen mit Liebe an den Helden ihrer Vorzeit, an denen sie ja so reich sind, und überliefern deren Thaten beeifert von Mund zu Mund; sie lauschen aber, vielleicht mit noch lebhafterem Mitgefühl, auf die Thaten und Abenteuer von Sören So-und-so und seiner kühnen Erkletterung eines beinahe unersteiglichen Vogelfelsens draußen im Meere, um dessen Fuß die Brandung tobt, als ob sie die Klippe in ihren Grundfesten erschüttern wollte; auf die Abenteuer eines alltäglichen praktischen Hans Christian aus dem nächsten Dorf, als er sich hülf- und sprachlos in Grimsby ans Land gesetzt fand, umgeben von zehntausend Engländern, welche alle darauf erpicht waren, seine Unschuld und Hülflosigkeit auszubeuten; auf den wundervollen Walfischfang von 1866 und auf den Mut, den dieser oder jener Mann dabei bethätigte, als es galt, dieselben auf den Strand zu treiben 2c. Die Welt beginnt für einen ungereisten Faröer in Island und endet in Kopenhagen; aber seine Inseln sind ihm der Mittelpunkt der Welt. Nationen und Festländer außerhalb dieses Kreises mögen in den Augen von irgend jemand eine Wichtigkeit haben, aber sie kümmern ihn nicht. Er hat von Rußland gehört, wie wir von einem Feenmärchen; es ist für ihn ein Name, welcher gewaltige, aber ganz undeutliche Möglichkeiten in sich faßt. Die Welt da draußen ist für ihn eine ganz unbekannte, gestalt- und farblose und dies rührt her von dem dürftigen Verkehr, den die Faröer mit der übrigen Welt haben, und von der Inhaltlosigkeit und Dürftigkeit der einzigen Zeitung für diese Inseln, welche allwöchentlich in Thorshavn erscheint.

Diese einheimische Zeitung ist in unseren Tagen des telegraphischen und interviewenden Verkehrs ein ganz merkwürdiges kleines Blatt, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $\frac{3}{4}$ Fuß breit, in Papier und Druck von der primitivsten Art; jede Nummer wird zumeist mit einer mehr oder minder langen königlichen Proklamation eröffnet, worauf der Abdruck eines Leitartikels oder der Rede irgend einer dänischen Berühmtheit folgt. Ein weiterer Leitartikel ist dann ein unverfrorener Abdruck aus einer englischen oder Kopenhagener Zeitung über irgend einen Gegenstand von augenblicklich packendem Interesse; z. B. ungefähr zwei Monate nach dem Erscheinen eines Artikels in der „Pall Mall Gazette" erscheint eine abgekürzte Uebersetzung davon in der „Faröe Dimmalötting", zum ausnehmenden Erstaunen der unschuldigen Insulaner oder wenigstens solcher unter diesen, welche noch nie in Kopenhagen gewesen sind. Nach diesem Leitartikel kommt dann eine Reihe von Ausschnitten aus verschiedenen Zeitungen, welche zwei Seiten von den vieren des Ganzen füllt; dann folgen ein kurzer Bericht über die Verhandlungen im Lagthing, wenn gerade politische Sitzungen gehalten werden, Geburts- und Todesanzeigen, eine Liste der Fahrzeuge, welche im Verlauf der Woche ein- und ausgelaufen sind, und die Witterungsstatistik, womit der Text des Blattes auf der vierten Seite zu Ende geht und der Rest den Anzeigen gewidmet ist. Für dieses fabelhaft langweilige und gehaltlose Blatt bezahlen die armen Faroesen 18 Pfennige per Nummer nach unserem Gelde. Ein Amerikaner würde schnell dem Blatte eine genügende Summe lokalen und persönlichen Interesses einflößen, um es pikant und für seine Leser unterhaltend zu machen; allein hier in Faröer unter dem Schutze des Königtums würde eine derartige Maßregel in der That für skandalös gelten, wenn sie überhaupt in erster Instanz möglich wäre. Nur in einer Beziehung scheint diese Zeitung einiges Lob zu verdienen, nämlich weil sie aus den alten Handschriften und Kompilationen ganze Balladen der Föreyinga-Saga abdruckt. Diese Dichtungen sind in der faroesischen Sprache, welche sie vor der Eigentümlichkeit bewahrten, eine ganz ungeschriebene Mundart zu sein, denn obwohl jedermann auf den Faröern Faroesisch spricht, vermögen doch nur die vollendeten Philologen unter ihnen ein Dutzend Worte in ihrer Muttersprache zu schreiben. Allein auch abgesehen davon sind diese Balladen interessant und metrisch musikalisch. Kampf und Liebeswerben zu Land und zur See sind ihr ewiger Inhalt, und beide sind mit mannhafter Kürze, großem Spruchreichtum und (wie gebührend gerühmt werden muß) mit sehr anerkennenswerter poetischer Lizenz geschildert; sie sind alle ins Dänische übersetzt, verdienen aber auch in andere Sprachen übertragen zu werden.

Außer diesen Sagas ist die faroesische Litteratur sehr klein. Ein aus einer angesehenen eingeborenen Familie stammender Geistlicher hat sich aus Liebhaberei die Mühe genommen, eine Anzahl der diesen Inseln eigenen Sagen und Geschichten zu sammeln, und diese nebst mehreren

Hundert Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten bilden den ganzen Anspruch der Faröer auf eine unabhängige Stellung in der litterarischen Welt. Viele von den Sprichwörtern erscheinen wie Plagiate, obwohl dies wohl der Gleichheit der Menschennatur auf der ganzen Erde zuzuschreiben sein mag. Es gibt aber auch andere, welche eine gelegentliche Erwähnung verdienen, z. B. „der Mann, welcher immer zu Hause gelebt, versteht, wie er sich in der Welt benehmen soll", könnte aus dem Munde eines Sokrates selbst kommen. Sodann: „das Unrecht, welches der eine leidet, ist niemals Gewinn für einen andern", „Wer einen andern lächerlich macht, ist selbst lächerlich"; „Besser eine arbeitende Hand als eine schwatzende Zunge". Letzteres scheint ein Stich auf die Frauenwelt der Faröer zu sein; wenn dies aber der Fall ist, so fällt der Pfeil zu kurz, denn die Männer lieben ebenso sehr das Schwatzen wie die Weiber, und man kann nicht behaupten, daß sie mehr arbeiten. „Nichts ist so schlimm, als zu nichts gut zu sein", deutet auf die glückliche Veranlagung dieser Insulaner, während einer, der geneigt wäre, den ihnen beigemessenen Ruf der Ehrlichkeit zu bekritteln, mit Triumph auf ihre eigene Versicherung hindeuten könnte, daß „man nichts nehmen kann, wo nichts ist." „Wenn der Mensch älter wird, wird er wohlhabend, filzig und mürrisch", kann kaum auf die Faroesen angewandt werden, denn zu Reichtum kann auf diesen Inseln niemand gelangen; allein ohne Zweifel hat das ganze Sprichwort sogar auf den Faröern eine teilweise Bestätigung erfahren. „Es ist gut, in seiner eigenen Heimat zu leben, wenn sie auch arm ist", dürfte wohl ein Sprichwort nach dem Herzen der Faroesen sein, welche, wenn sie auch die ganze Welt durchwandert haben, immer wieder nach ihren heimatlichen Inseln zurückgravitieren. „Besser eines braven Mannes Geliebte, als eines bösen Mannes Weib", ist ein Spruch, dessen Richtigkeit ein moderner Insulaner in Frage stellt, denn wenn irgend etwas auf den Faröern sich geändert hat, so ist eine derartige Ansicht veraltet geworden. Zwei oder drei gesunde praktische Sprüche von allgemeiner Verständlichkeit mögen diese Beispiele von dem Witz und der Weisheit der Faroesen beschließen: „Es ist nicht gut, ohne Liebe zu heiraten", „Es ist gefährlich, den Hund ans Butterfaß zu binden", „Ein böses Auge wird nichts Gutes sehen", „Besser etwas übrig lassen als zu viel essen", „Ein kleiner Mann hat oft ein großes Herz", „Wenige sind wie ein Vater, keiner wie eine Mutter", „Wer viel in seinem Geiste hat, wird viel von seinem Geiste verlieren", „Jeder hat einen, der ihm überlegen ist", „Wenn Söhne heiraten, verlieren die Mütter sie, aber wenn Töchter heiraten, gewinnen die Mütter andere Söhne", „Nichts wird so gut gemacht, was nicht besser ungeschehen bliebe", „Der mittlere ist der beste Teil von der Wurst."

Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß ein sehr mächtiges Werkzeug der Veränderung voraussichtlich demnächst auf den Faröern eingeführt werden soll. In mehreren seiner jüngsten Sitzungen hat das Lagthing oder die Volksvertretung der Faröer die Frage erörtert, ob man nicht einen Dampfer anschaffen soll, um eine Zwischenverbindung mit dem Auslande außer den monatlichen oder sonstigen Postdampfern, welche auf ihrer Fahrt nach Island in Thorshavn anlegen, zu schaffen. Dieser Dampfer wird beschafft werden und wahrscheinlich bald ein gewöhnlicher Anblick in den faroesischen Gewässern sein. Die Faroesen werden das Boot willkommen heißen, aber ebenso auch die paar Touristen, welche die Inseln besuchen; allein das Leben auf den Faröern wird dadurch jedenfalls eine bedeutende Veränderung erfahren.

Japanische Zeitrechnung.

Es ist noch nicht lange, daß Japan in die Kreise der europäischen Zivilisation gezogen worden. Nur etwas über ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit der Amerikaner Parry einen Handelsvertrag mit dem den Fremden lange hermetisch verschlossenen Reiche erzwang, und erst seit etwas über zwei Lustren haben die inneren politischen Umwälzungen einen dauernden freundlichen Verkehr mit den sämtlichen Kulturvölkern zu Wege gebracht. Wenn aber die von Jahr zu Jahr in überraschender Proportion sich steigernden Handelsbeziehungen für alle Beteiligten das Interesse begründen, sich mit Japan vertrauter zu machen, als es bisher durchweg der Fall gewesen, so mag es vor allen Dingen angezeigt sein, sich in die Zeitrechnung der Japaner hineinzufinden, und im folgenden soll der Versuch gemacht werden, die betreffenden Daten zusammenzustellen.

Die alte Zeitrechnung hatte Japan früher mit China gemein: Im Jahre 602 n. Chr. brachte ein buddhistischer Priester aus Kudara die chinesische Zeitrechnung und den chinesischen Kalender (koyomi oder seki ist das japanische Wort) ins Land. Das Jahr der Japaner (toski oder nan) war also, wie bei den Chinesen, ein Mondjahr, und sie teilten es in 12 Monate (tsuki = Mond), die abwechselnd 29 und 30 Tage (nitsi) zählten. Der Neujahrstag (guandschits) fiel auf den Neumond vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Da nun aber das Mondjahr gegen das Sonnenjahr bedeutend zurückbleibt, so führten sie zur Behebung dieser Ungleichheit Schaltjahre ein, und zwar in der Weise, daß sie jedem 3., 5., 8., 11., 13., 16. und 19 Jahre eines jeden Mond-Cyklus einen Schaltmonat von verschiedener Größe einfügten; dieser Schaltmonat hieß urutsuki oder auch, weil er nach dem zweiten Monat eingefügt wurde, uru-nigatsi, d. h. überzähliger zweiter Monat. In dieser Beziehung stimmte die altjapanische Zeitrechnung ganz mit dem von Metou eingeführten Kalender der alten Griechen überein, die im 3., 5., 8., 11., 13., 16. und 19. Jahre eines ebenfalls 19jährigen Cyklus, und zwar nach

dem sechsten Monat (Poseidon), einen Schaltmonat (Poseidon II) von 29 oder 30 Tagen einschalteten. Die vollen 19 Jahre mit ihren Schaltmonaten enthalten 234 Monate oder 6940 Tage, also nur 1/4 Tag mehr als 19 astronomischen Sonnenjahren entsprechen würden. Außerdem haben die Japaner indeß noch einen Cyklus von 12 Jahren, entsprechend den 12 Zeichen des Tierkreises, nach welchen auch die einzelnen Jahre dieses Cyklus benannt sind. Unserem Widder entspricht das japanische ne (Ratte), unserm Stier das usni (Ochse), unseren Zwillingen das tora (Tiger), unserm Krebs das usagi (Hase), unserem Löwen das tats' (Drache), unserer Jungfrau das mi (Schlange), unserer Wage das m'ma (Pferd), unserm Skorpion das hitsutschi (Ziege), unserm Schützen das saru (Affe), unserm Steinbock das tori (Hahn), unserm Wassermann das inu (Hund), unseren Fischen das i (Wildschwein). So heißt beispielsweise das Jahr 1876 ne-no-tosi (Jahr der Ratte), und so heißt das Jahr 1881 mi-no-tosi (Jahr der Schlange), das Jahr 1882 m'ma-no-tosi (Jahr des Pferdes). Endlich aber bestand noch ein Cyklus von fünf Doppeljahren, in welchem je zwei aufeinander folgende Jahre gemeinsam nach einem der fünf japanischen Elemente: Holz (ki), Feuer (hi), Erde (tsutsi), Metall (kan) und Wasser (midzu) genannt wurden. Und um auch noch die einzelnen Jahre unterscheiden zu können, unterschied man jedes der fünf Elemente, je nachdem es ursprünglich vorhanden war oder in irgend einer Art angewendet wurde, und erhielt so die folgende Reihe von 10 Jahren: 1. Ki-no-ye (Holz überhaupt); 2. ki-no-to (bearbeitetes Holz); 3. hi-no-ye (natürliches Feuer); 4. hi-no-to (im Dienste des Menschen verwendetes Feuer); 5. tsutsi-no-ye (rohe Erde); 6. tsutsi-no-to (bebaute Erde); 7. kan-no-ye (rohes Metall); 8. kan-no-to (verarbeitetes Metall); 9. midsu-no-y'e (fließendes Wasser); 10. midsu-no-to (stehendes Wasser).

Durch Kombination dieser beiden Jahresfolgen entsteht endlich ein neuer Cyklus von 60 Jahren, in welchem der Tier-Cyklus fünfmal, der Elementar-Cyklus aber sechsmal wiederkehrt.

Der Anfang des ersten dieser sexagesimalen Cyklen wird in das Jahr 2637 v. Chr. gesetzt und steht mit dem Beginn der sagenhaften Urgeschichte Japans in Zusammenhang. Seitdem sind 74 solche Cyklen verflossen und der gegenwärtige, der 75., begann im Jahre 1864, welches daher den Namen führt Kin-no-ye, ne-no-tosi, d. h. Jahr des Holzes und der Ratte.

Zur leichteren Orientierung besitzen die Japaner eigene Tabellen, von ihnen nen-dai-ki (Jahrescyklen) oder nen-dai-roku-dschja-dzu (Tafel des 60jährigen Cyklus) genannt; es sind in ihnen in einem äußeren Kreise sechsmal die Elemente im natürlichen und angewendeten Zustande, in einem inneren Kreise fünfmal die Tierkreiszeichen angegeben. Neben diesen astronomischen Jahresperioden gibt es noch eine politische, insofern man von wichtigen Ereignissen, Thronbesteigung, Erdbeben, Hungersnot &c. eine neue Aera zu zählen beginnt. Diese historischen Zeitabschnitte heißen nen-gô (benannte Jahre, von nen = Jahr und gô = Namen) und es sind 68 bestimmte chinesische Worte zur näheren Bezeichnung derselben ausgewählt. Der Gebrauch des nen-gô datiert in Japan aus dem Jahre 645 v. Chr., und ein neues nen-gô anzuordnen und zu benennen ist nur der Mikado berechtigt. Der gegenwärtige Mikado hat, dem alten Brauch entsprechend, bei seiner Thronbesteigung angeordnet, daß künftighin jedesmal auch der Regierungsantritt eines Mikado ein nen-gô bilden müsse. Dem gegenwärtigen nen-gô hat er den Namen maidschi (erleuchtete Regierung) gegeben und unser Jahr 1881 ist also das 14. Jahr maidschi.

Die Japaner unterscheiden, ebenso wie wir, vier Jahreszeiten: Frühling (haru), Sommer (natsu), Herbst (aki) und Winter (fuja). Die Monate haben keine besonderen Namen, die Monatstage werden auch bei ihnen als 1., 2., 3. &c. bezeichnet, nur für den 20. und 30. gelten die Namen **Hatsuka** und **Misoka**. Die Wochentage (sieben wie bei uns) heißen: nitsijô-nitsi (Sonntag), dzitsujô-nitsi (Montag), kajô-nitsi (Dienstag), suijô-nitsi (Mittwoch), mokujô-nitsi (Donnerstag), kinjô-nitsi (Freitag) und dojô-nitsi (Samstag).

Der Tag zerfiel früher in zwei Teile, Tag und Nacht, und jeder derselben wieder in 6 Stunden. Da nun die Länge der Tage und Nächte mit den Jahreszeiten wechselt, so mußten auch die Tag- und Nachtstunden eine verschiedene Zeitdauer repräsentieren: um darauf im Verkehr entsprechend Rücksicht nehmen zu können, wurde alle Vierteljahre die durchschnittliche Länge des Tages und der Nacht für die nächsten drei Monate bekannt gemacht.

Die Benennung der Stunden (doki) erfolgte entweder nach den Zeichen des Tierkreises, wobei dann jede in zwei halbe Stunden unseren Stunden ensprechend zerfiel; die erste wurde sjo, die zweite sei genannt. So hieß 11 Uhr Abends ne-no-doki (Stunde der Maus) mit dem Beisatz sjo; 6 Uhr Morgens hieß u-no-doki (Stunde des Hasen) mit der näheren Bezeichnung sei. Oder aber die Stunden wurden von Mitternacht bis Mittag und von Mittag wieder bis Mitternacht numeriert und die zweite Hälfte derselben durch ein angehängtes han (ein Halb) näher bezeichnet. Diese Numerierung begann indeß merkwürdigerweise mit 9 und gieng nach abwärts bis 4, so daß man folgende Reihe erhielt:

kokonots' doki	9	Uhr,	entsprechend	unserer	12 Uhr.
kokonots' han doki	9½	"	"	"	1 "
jats' doki	8	"	"	"	2 "
jats' han doki	8½	"	"	"	3 "
nanats' doki	7	"	"	"	4 "
nanats' han doki	7½	"	"	"	5 "
muts' doki	6	"	"	"	6 "
muts' han doki	6½	"	"	"	7 "
itsuts' doki	5	"	"	"	8 "
itsuts' han doki	5½	"	"	"	9 "
jots' doki	4	"	"	"	10 "
jots' han doki	4½	"	"	"	11 "

Uhren (tokei) sind in Japan schon lange bekannt und Metzlau beschreibt eine solche künstliche Uhr folgendermaßen: „Die Uhr befindet sich in einem Rahmen von 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite und stellt eine von der Mittagssonne beschienene Landschaft dar. Pflaumen- und Kirschbäume in voller Blüte schmücken neben anderen Gewächsen den Vordergrund, den Hintergrund bildet ein Berg, von dem, künstlich in Glas nachgeahmt, ein Bach herabstürzt und sich zu einem Fluß erweitert, der sich teils zwischen Felsen hindurchwindet, teils mitten durch die Landschaft strömt, bis er sich in einem Tannenwald verliert. Am Himmel steht eine goldene Sonne und zeigt durch ihre Bewegung die Stunden an. Am unteren Teile des Rahmens sind die zwölf Stunden des Tages und der Nacht angegeben und eine kriechende Schildkröte dient als Zeiger. Ein Vogel auf dem Aste eines Pflaumenbaumes singt nach jeder Stunde und schlägt mit den Flügeln. Sobald er aufhört zu singen, schlägt eine Glocke und aus einer Höhle kommt eine Maus und läuft über den Berg." Die älteste Uhr übrigens, eine Clepsydra oder Wasseruhr (midzu-doke) wurde 700 Jahre v. Chr. aus China nach Japan gebracht und 1592 bis 1595 kamen die ersten Schlaguhren ins Land.

Unter der gegenwärtigen Regierung wurde der Gregorianische Kalender angenommen und es fällt jetzt der japanische Neujahrstag mit dem unserigen zusammen. Gleichzeitig wurde unsere Tageseinteilung in 24 Stunden eingeführt; sie heißen aber zum Unterschied von den alten doki jetzt dschi. Man teilt sie in halbe (han) und Viertel-Stunden (koku), in Minuten (bun = Teil) und diese wieder in Sekunden (scho-dschi oder mjo, ganz wie bei uns. Endlich wurde auch in Japan der Sonntag als Ruhetag eingesetzt. Gustav Weisbrodt.

Sainte-Marguerite und Saint-Honorât.

Im Schooß des herrlichen Golfs von Frejus liegen zwei malerische Eilande, wahre Edelsteine des Ozeans, und bilden einen reizenden Ruhepunkt für das Auge, wenn man von dem lieblichen Cannes aus die Aussicht seewärts genießt. Es sind die Inseln Ste. Marguerite und St. Honorât, welche ein romantischer Hauch umgiebt und die eines der angenehmsten und genußreichsten Ziele einer Spazierfahrt im Boot von Cannes aus sind. Eine hübsche Sage knüpft sich an die Besiedelung der beiden Inseln. Ein edler junger Ritter aus dem Lande Gallien, welcher in den Zeiten des Urchristentums die Religion vom Kreuze angenommen hatte, suchte sich mit einem auserlesenen Freundeskreise einen stillen Ort, wohin er sich aus der sündhaften Welt zurückziehen könne, und glaubte diesen in diesen weltentlegenen Eilanden zu finden. Er hatte eine einzige Schwester, die schöne Marguerite, welche ihn liebte wie ihr eigenes Leben und über seinen Verlust so untröstlich war, daß sie ihm in sein Asyl im fernen südlichen Meere folgte. Da aber Honorât und seine Freunde das Gelübde gethan hatten, ein mönchisch-einsiedlerisches Leben zu führen, so konnte er der Schwester nicht erlauben, ihren Aufenthalt bei ihm zu nehmen; allein auf ihre dringenden Bitten fand er eine Heimat für sie auf der benachbarten Insel, welche seither ihren Namen Marguerite führt. Diese Zufluchtsstätte jedoch ward ihr nur unter der Bedingung gewährt, daß er die Schwester niemals sehen werde, als wenn ein gewisser alter Mandelbaum blühe. Die Zeit des Wartens ward der einsamen Marguerite sehr lang, und so betete sie denn unter Thränen und Seufzern zu allen Heiligen, bis der Mandelbaum jeden Monat einmal blühte und ihr armes Herz sich des Anblicks ihres geliebten Bruders erfreuen durfte.

Ein kleiner Küstendampfer fährt täglich zwischen Cannes und den Inseln hin und her, und die Passagiere landen auf Ste. Marguerite an dem kleinen Hafendamm in der Nähe des Forts, welches am Ostende der Insel hoch auf den steilen Klippen erbaut ist — an sich selbst kein imposanter Bau, sondern eine alte Burg, welche ihre Festigkeit und ihr romantisches Aussehen einzig den hohen steilen Felsen verdankt, auf denen es wie ein Adlerhorst thront, und den interessanten geschichtlichen Erinnerungen, welche um seine alten Zinnen spielen.

An einem warmen, sonnenhellen Apriltage machte ich mich mit einigen französischen Bekannten auf, um den beiden Inseln einen Besuch zu machen. Das Wasser des Mittelländischen Meeres, aus der Ferne vom herrlichsten Sapphirblau, ist so klar, daß wir viele Faden tief auf den Sand, die Muscheln und Algen des Meeresgrundes hinunter sehen konnten. Der Rückblick nach der Küste, wenn das Boot sich Ste. Marguerite nähert, ist prachtvoll: Cannes liegt im holden Sonnenschein im Halbkreis um die Bucht herum hingelagert und an den dahinter liegenden Hügeln hinangebaut, und seine grau-grünen Olivenhaine sind wie mit silbernem Duft überhaucht und tönen die glänzenderen und kräftigeren Farben ab. Die fernen, glänzendweißen Gipfel der Seealpen bilden einen edlen Hintergrund, während das Bild von Westen her durch die sierra-ähnliche Kette der Esterel-Berge begrenzt wird, welche sich in lebhaftem Blau und Purpur vom Horizont abzeichnen. Wir landeten an dem kleinen steinernen Hafendamm und stiegen die chaussierte Fahrstraße nach dem Fort hinauf, das mit seinen weißgetünchten Mauern und roten Ziegeldächern um einen weiten gepflasterten Hof herum gebaut ist. Hier fanden wir als Führerin eine alte, sehr häßliche, aber geschwätzige Marketenterin, welche uns zunächst durch einen schmalen Gang nach dem Gefängnis führte, wo der unglückliche „Mann mit der eisernen Maske" vierzehn Jahre einer hoffnungslosen Haft verbrachte. Doppelte eiserne Thüren, Wände von ungeheurer Dicke und vierfache Gitter vor den Fensterchen sorgen für die Sicherheit dieses Kerkers. Aus dieser Zelle durfte

der Gefangene zuweilen auf den schmalen Gang heraustreten und sich ergehen, und am Ende des Ganges ist eine Nische in der Wand, welche zu seiner Zeit ein Heiligenbild enthielt. Der Mann mit der eisernen Maske (welche eigentlich von schwarzem Sammt war) durfte sich nie ohne diese Verhüllung zeigen, selbst nicht einmal dem Gouverneur. Die Maske war so eingerichtet, daß ihr Träger sogar damit essen konnte. Der Gefangene wurde mit aller Rücksicht behandelt, welche man gewöhnlich nur fürstlichen Personen angedeihen läßt; sein Wasch- und Tischgeräte war von Silber, und der Gouverneur selbst bediente ihn. Eines Tages aber gelang es dem Gefangenen, die Ueberwachung des Gouverneurs so zu täuschen, daß er eine Bitte um Hülfe auf einen silbernen Teller kritzeln und diesen über die steile Felswand hinunter schleudern konnte, auf welcher dieser Teil des Forts steht. Bekanntlich fand ein Fischer den Teller und brachte denselben sogleich dem Gouverneur, welcher blaß und bebend vor Schreck dasjenige las, was darauf gekritzelt war.

„Kannst Du lesen, guter Freund?" fragte er den Fischer, welcher es verneinte. „Danke Gott dafür, denn Du hättest es mit dem Leben bezahlen müssen", setzte er hinzu, schenkte dem Fischer ein Goldstück und entließ ihn mit der Warnung, über den Vorfall tiefes Schweigen zu beobachten. Als der Gouverneur diesen Versuch nach Paris berichtete, kam der Befehl, den Gefangenen nach der Bastille zu übersiedeln, wo derselbe nach einigen Jahren enger Haft starb und in seiner Maske begraben wurde.

Der Gouverneur der Bastille, welcher um das Geheimnis des Namens und der Herkunft seines Gefangenen wußte, starb ebenfalls, ohne es zu verraten, und die herkömmliche Geschichte in den alten Schulbüchern lautet: „Die Identität des Mannes mit der eisernen Maske muß für alle Zeiten ein Geheimnis bleiben;" aber für unsere alte Marketenderin war sie kein solches, denn mit einigem Staunen über unsere Unbekanntschaft mit dieser Geschichte rief sie: „Wissen Sie denn nicht, daß er der ältere Zwillingsbruder von Ludwig XIV. war?" Dieselbe Ansicht ist in ganz Frankreich landläufig; um den Gefahren zu entgehen, welche die Eifersucht zwischen gleich successionsfähigen Zwillingsbrüdern für das Reich bringen konnte, soll der nachgeborene Zwilling für zu schwach an Geist für die Regierung erklärt und zu lebenswieriger Gefangenschaft verurteilt worden sein, um einen Versuch, ihn auf den Thron zu bringen, unmöglich zu machen.

In der Kapelle zeigt man noch einen seltsamen, alten, vergoldeten Sessel, einem altrömischen kurulischen Stuhl ähnlich, als den von dem Mann mit der eisernen Maske benützten.

In dem Fort Ste. Marguerite wurde bekanntlich auch der Marschall Bazaine nach seiner angeblich verräterischen Uebergabe von Metz verwahrt. Man zeigte uns noch die Sitze in der Kapelle, wo er und seine Familie, welche ihm auf die Insel folgen durfte, dem Gottesdienste anwohnten, sowie die Terrasse, auf welcher er Abends unbeaufsichtigt sich ergehen durfte, und den Fels, von welchem er auf einer Strickleiter hinunterkletterte und das Boot erreichte, welches auf Veranstaltung seiner Frau ihn erwartete. Natürlich behauptet man, Mac-Mahon habe seine Flucht begünstigt, um seinen alten Kameraden nicht vor ein Kriegsgericht stellen zu müssen, welches Bazaine unfehlbar zum Tode verurteilt haben würde; er schickte ihn daher in eine scheinbare Haft auf diese hübsche Insel, bis der Unwille der Franzosen gegen ihn sich gelegt haben würde. Bazaine entkam glücklich und lebt nun behaglich in Spanien.

Von Ste. Marguerite fuhren wir in weniger als einer halben Stunde nach der kleineren Insel St. Honorât hinüber, welche sich nun im Besitze des Cistercienser-Ordens befindet. Das Gestade derselben ist mit den schönen Steinfichten bewachsen, welche an der Riviera und in anderen Teilen Italiens sich so bemerklich machen. Der erste Gegenstand, welcher Einem beim Landen in die Augen fällt, ist ein großer neuer Bogengang, der wahrscheinlich als Thor für eine künftige Allee erbaut worden ist; in einiger Entfernung hinter ihm liegen die Kirche und das Kloster. Auf einem Vorgebirge am westlichen Ende der Insel stehen die Ruinen eines Klosters aus dem 13. Jahrhundert in romanischem und Uebergangsstyl, und darin ein schönes Triforium mit Spitzbogen. Im Refectorium sahen wir auf einer erhöhten Platform an der Seite den Bogen für den Lettner, von welchem herab ein Mönch seinen Brüdern während der Mahlzeit vorlesen mußte. Die Aussicht vom Turme des alten Klosters ist herrlich: das dunkelblaue Meer erstreckt sich bis zum südlichen Horizont; die Schneelinie der Seealpen begrenzt den nördlichen; zur Rechten branden die weißen Wogen in Schaum und Gischt an dem Kap d'Antibes, zur Linken liegen die purpurnen Esterels mit dem zackigen Gipfel des Mont Vinaigrier, und den Mittelgrund füllt Cannes aus mit seiner malerischen alten Stadt an den Hängen des Mont Chevalier und seinen modernen, weithin sich ausbreitenden Flügeln. Seit der junge heilige Honoratus hier im 5. Jahrhundert eine Zuflucht vor der Welt suchte, ist die Insel meist von Mönchen bewohnt worden, obwohl sie mehrfach von den Saracenen geplündert wurde. Die Ruinen des ältesten Klosters liegen innerhalb des Kreuzgangs des jetzigen. An einer kleinen Bude außerhalb der heutigen Klostermauern trafen wir einen englischen Mönch, welcher beauftragt war, Photographien der Insel und der Ruinen zu verkaufen und sich den fremden Besuchern gefällig zu erweisen. Er erzählte uns, er sei in der Grande Chartreuse bei Grenoble gewesen, allein seine schwache Brust habe die dortige scharfe Luft auf den felsigen Höhen nicht ertragen können, und er sei deshalb hierher geschickt worden, um den Winter in dem Kloster im sonnigen Süden zu verbringen. Er war ein sanfter, demütiger und allem Anschein nach feingebildeter Mann aus einer guten schottischen Familie.

Im vorigen Jahrhundert hat die Insel des heiligen

Honoratus seltsame Schicksale erlebt. Zuerst kaufte eine Pariser Schauspielerin die ganze Insel, in der Absicht, sich hier eine Villa zu erbauen, ward ihrer dann aber überdrüssig und verkaufte sie an einen protestantischen Geistlichen. Als sie dann wieder unter den Hammer kam, erstanden sie die Cistercienser, erbauten das neue Kloster und setzten in dasselbe eine Kongregation ihres Ordens. Die Regel der Cistercienser ist nicht so streng wie die der Trappisten, allein dennoch dürfen sie nur in den Erholungsstunden und an Sonntagen sprechen. Der Laienbruder, welcher uns herumführte, sagte uns, er sei vom Schweigen dispensiert, da die Reihe, den Cicerone zu machen, an ihm sei; er erklärte sein Leben für ein glückliches, so ruhig, friedlich und segensvoll wie im Paradiese, und sein Antlitz strahlte wirklich von himmlischem Licht und Frieden. Ein Herr aus unserer Gesellschaft, aus Grenoble, hatte sich uns angeschlossen, in der Hoffnung, einen jungen Freund zu sehen, welcher erst vor Kurzem in den Orden getreten war, und gedachte ihn am Sprachgitter wiederzusehen. Allein der junge Mönch wollte seinen alten Freund nicht einmal sehen, sondern sandte ihm nur einen zärtlichen Gruß und Dank für seinen Besuch, und zwar, wie uns der englische Pater versicherte, aus eigenem Antrieb, um nicht durch alte Erinnerungen in seiner neugewonnenen Ruhe gestört zu werden.

Mit dem Ergebnis unseres Ausflugs sehr zufrieden, kehrten wir alle nach dem schönen Cannes zurück.

Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Freistaaten.

(Fortsetzung.)

Von europäischen Freunden hatte ich bereits da und dort von einer deutschen klösterlichen Niederlassung in Natal gehört, hatte auch während der Ueberfahrt selbst Gelegenheit gefunden, mich mit deutschen Auswanderern, deren Ziel eben jenes Trappistenkloster war, zu unterhalten, so daß meine Neugier, mehr von dieser für das streng protestantisch-englische Natal immerhin exotisch erscheinenden katholisch-deutschen Konvent-Niederlassung zu erfahren, wohl gerechtfertigt schien. Meine Nachfragen in D'Urban, wie in der Nachbarschaft, hatten einen mehr oder weniger negativen Erfolg. Achselzucken oder geringschätzige Redensarten waren meist deren Resultat. Es war augenscheinlich, daß man nichts von dieser Anstalt und ihrer „sterilen" Thätigkeit wissen wollte. Da nun aber das Kloster nur ca. 22 Km. von der Stadt entfernt liegt, trieb mich mein noch gesteigertes Interesse, eines Morgens hinauszureiten, um mir selbst durch den Augenschein Aufschluß zu schaffen. Die ersten 10 Km., welche ich in der Morgenfrische äußerst angenehm zurücklegte, boten eine Ueberfülle landschaftlicher Schönheiten in dem Wechsel von Berg, Thal, Wasser, Wald und urbar gemachtem Lande, mit zahlreichen herrlichen Rundblicken von jeder Erhöhung des allerdings erbärmlich schlechten Weges, welcher sich erst besserte, nachdem ich die Furt des Umlatuzan-Flusses hinter mir hatte und das Trappisten-Gebiet betrat. Hier empfieng mich eine gut chaussierte, leicht gradierte Landstraße mit dauerhaften Steinbrücken. Die Gegend hat hier, wohl infolge der ziemlich bedeutenden Bodenerhebung, schon etwas von ihrem tropischen Charakter verloren. Bald erscheinen zahlreiche Kaffernhütten mit den üblichen Viehkraals verbunden, deren Besitzer, Männer wie Frauen, sofort durch die von ihnen getragene und sie von ihren Stammesverwandten unterscheidende europäische Bauernkleidung auffallen, welche ihnen aber durchweg schlecht zu sitzen und noch weniger zu behagen scheint. Ein weiterer halbstündiger Ritt führte mich zur sogen. Trappistenmühle, einem abweichend vom üblichen Kolonialstyle, anstatt aus Wellblech und Holz aus Quadern und Ziegeln aufgeführten dreistöckigen Fabrikgebäude.

Meine Bitte um Einlaß fand leicht Gehör; man zeigte mir bereitwillig die Oel- und Mahlmühlen, eine Tischlerei mit Kreis- und Bandsägen, eine Arrowrootfabrik und, last not least, eine große, mit Schnellpressen der neuesten Verbesserung und allen möglichen zeitgemäßen Hülfsmaschinen ausgestattete Buchdruckerei, Buchbinderei und Stereotypie, in welcher religiöse Schriften in deutscher, englischer, Zulu- und Betschuana-Sprache von Trappistenbrüdern und Kaffernhülfsarbeitern gesetzt, gedruckt und gebunden werden. Das ganze große, musterhaft ausgerüstete und geleitete Anwesen findet seine Betriebskraft in einer vom Umlatuzan-Flusse gespeisten Turbine. Haus und Maschinerie, welche nicht allein für die bequem und altmodisch dahin lebenden Bewohner Natal's sehenswert sind, sondern selbst den an regen Industrie-Betrieb gewöhnten, verwöhnten Europäer staunen lassen, sind, wie man mir mit Stolz wiederholt erzählte, von Mönchshand errichtet; und zwar versteht sich dies vom Formen des ersten Ziegelsteines bis zur Montierung der komplizierten Schnellpressen von Stuttgarter und Leipziger Herkunft.

Von hier aus gab man mir einen Laienbruder als Begleiter mit, der mich zum Kloster selbst führte, welches wir nach einer halben Stunde, einen Bergrücken übersteigend, vor uns im Thale liegen sahen.

Das jetzige Klostergebäude, ein Notbau bis zur Fertigstellung des zukünftigen permanenten Klosters, bildet einen Komplex einer größeren Anzahl einstöckiger Häuser, welche sich um die in der Mitte stehende Kirche gruppieren. Dieselben enthalten Schlafsäle für die Ordensbrüder (der Zahl nach einige Hundert, von Herkunft meist Oesterreicher, Süddeutsche und Westfalen), ferner Schlaf- und Schulräume für die jungen Proselyten, eine Bäckerei, Schmiede, Blechnerei, Stellmacherei, Schuster- und Schneiderwerkstätten, eine lithographische Anstalt, Turn- und Spielplätze für die jungen Zöglinge, Badehäuser mit fließendem Wasser,

Küchen, Refektorien, kurz eine ganze Welt im kleinen; etwas abseits davon liegt der Oekonomiehof mit Stallungen und Vorratshäusern.

Der Abt des Klosters, ein mittelgroßer, langbärtiger, energisch dreinschauender Mann, dessen Falten-durchfurchtes Antlitz den Stempel der Askese und anstrengender Thätigkeit trägt, bot sich mir bereitwillig als Cicerone auf seiner Niederlassung an. Er betonte mit verzeihlichem Stolze, daß das ganze Anwesen, welches neben dem schon beschriebenen auf der anderen Seite des Thales, noch ein Schwesternhaus mit Kaffern-Mädchenschule umfasse, innerhalb der letzten vier Jahre von den Mönchen errichtet worden sei, welche nebenbei sich noch mit der Urbarmachung des Landes beschäftigten, — gleichzeitig erwähnend, daß eben mit dem Bau des zukünftigen Klosters auf der Berghöhe begonnen worden sei, welches in Quadratform, mit der Kirche in der Mitte, etwa 1 Ha. Landes zu bedecken bestimmt sei.

Mein Ausdruck aufrichtigen Erstaunens über das Außerordentliche der Leistung veranlaßte die Bemerkung, daß die Trappisten, nach ihrer Ordensregel, eben alle Arbeiten selbst ausführten, daß gearbeitet werde von Morgens 3 Uhr bis Abends 7 Uhr, daß ferner die den Mönchen sowohl, wie den Proselyten auferlegte Schweigsamkeit der Arbeit sehr förderlich sei.

Ich wurde nun in die Schulräume geleitet, in welchen Knaben jeder Hautfarbe und jeder Altersstufe, von 4 Jahren ab, Unterricht in der englischen und in der Kaffern-Sprache genießen, um später im Kloster ein Handwerk eigener Wahl zu erlernen, und nach vollendeter Lehrzeit entweder mit der ganz unentgeltlich genossenen Erziehung in der weiten Welt ihren Unterhalt zu suchen oder ihre Arbeitskraft dem Kloster nutzbar zu machen.

Daß die jungen Kaffern wirklich von ihrer Erziehung Nutzen gezogen hatten, ist an ihrer Thätigkeit, nicht nur als Feldarbeiter, sondern auch in den Werkstätten, zu ersehen, in welchen halbwüchsige Schwarze als Schriftsetzer und Handwerker arbeiten, und zwar, wie versichert wurde, mit ebenso viel Anstelligkeit und Geschick, wie ihre weißen Kameraden.

Den Jungen, welche musikalische Befähigung zeigen, werden Blasinstrumente zur Verfügung gestellt und der nötige Unterricht erteilt, so daß sie in der Schülerkapelle des Klosters mitzuwirken in der Lage sind. Alle haben mehrere Stunden des Tages Muße, um sich auf den Spielplätzen zu tummeln, wobei aber stets ein Bruder zur Aufsicht und Belehrung anwesend ist.

Wie mir schien, ist man hauptsächlich darauf bedacht, Kaffernkinder dem Christentum zuzuführen, denselben jedoch zeitiglich eine gediegene praktische Erziehung beizubringen, obschon auch weiße Kinder ganz mittelloser Eltern ebenfalls zugelassen werden und die gleichen Vorteile genießen. Bemerkenswert ist jedoch, daß sehr streng darauf gesehen wird, daß nicht der geringste Unterschied zwischen Weiß und Schwarz gemacht wird und keine Bevorzugung der weißen Zöglinge mit unterläuft — ein Grundsatz, welcher den herkömmlichen Vorurteilen ganz Südafrika's ins Gesicht schlägt, bei den Kindern aber durchaus keinen Anstoß zu geben scheint, denn Kaffernjunge wie Weißer arbeiten, spielen, essen und schlafen Seite bei Seite, und merkwürdigerweise ist die Umgangssprache der Jugend, welcher die Ordensregel bei der Arbeit zwar trappistisches Schweigen auferlegt, die aber in den freien Stunden ihrer Zunge freien Lauf lassen darf — der weiche, vokalreiche Zulu-Dialekt.

Um die während der Kindheit und Lehrzeit gewonnene Kultur und religiös-konfessionelle Errungenschaft nicht wieder aufs Spiel zu setzen, wenn der junge Kaffer später unter die protestantischen Engländer gerät oder gar nach dem väterlichen Kraale zurückkehrt, wo er gewiß rasch wieder in die alte Barbarei des sorgenlosen Kaffernlebens verfiele, hat sich das Kloster, wie schon erwähnt, eine Schwesteranstalt beigesellt, derselben in gebührender Entfernung von der Hauptniederlassung ein großes Haus erbaut und sich auf die Erziehung, resp. Abrichtung von Kaffernmädchen jeden Alters verlegt. Damit ist die Anstalt jedoch schon häufig mit der Autorität der Kaffernväter in Zwiespalt geraten, da jene natürlich nicht willens sind, ihre dereinst die üblichen Hochzeitsochsen beibringenden Töchter so leichten Kaufs aus ihren Händen zu lassen. Trotzdem sind in der Niederlassung wohl schon 100 schwarze und braune „junge Damen" aller Altersstufen versammelt, welche eine ähnliche Schulbildung wie die Jungen genießen, zum katholischen Glauben herangezogen, auf dem Felde, in der Kirche, Waschküche und an der Nähmaschine arbeiten, und alle diese Aufgaben, zwar unter fortwährender Ueberwachung einer Ordensschwester, aber anscheinend ebenso gut erledigen, wie weiße Mädchen ähnlichen Alters.

Sind nun diese schwarzen Jungfrauen ins heiratsfähige Alter getreten, und deren sind es schon einige, so ist es ihnen zum eigenen Besten und zu dem ihrer bekehrten männlichen Stammesgenossen — nicht weniger auch zum Besten der katholischen Kirche — wenn sie an einen Zögling der Trappistenschule verheiratet werden.

Wie diese Manipulation vor sich geht, war mir eine allzu heikle Frage.

Die glücklichen Neuvermählten erhalten alsdann ein Stück Land aus dem kolossalen Besitze des Klosters zugeteilt, und es wird dessen Sache sein, sie in Zucht und Ordnung, der Kirche unterthan, zu erhalten.

Zum Beschlusse meines Besuches in Mariannhill (dies ist der Name des Klosters) wurde ich aufgefordert, einem Vokalkonzerte in der Mädchenschule beizuwohnen, wo ich zwei-, drei- und zu meinem Erstaunen auch vierstimmige Lieder und Chöre durchaus korrekt und wohlklingend vorgetragen hörte. Am meisten fiel mir die Tiefe der Altstimmen auf, welche als eine Eigentümlichkeit der Kaffernrasse sich vielfach unter den Mädchen vorfindet. Heimisch,

und dabei wehmütig, fühlte ich mich berührt, hier draußen deutsche Mendelssohn'sche Gesänge von wulstigen Negerlippen zu vernehmen! Der Text der vorgetragenen Lieder war abwechselnd in deutscher, englischer und in Zulu-Sprache abgefaßt.

Entschieden bedauerlich ist, daß sich auch die Mädchen der von den Trappisten gestellten Conditio sine qua non der Annahme der europäischen Kleidertracht fügen müssen. Diese Anordnung, allerdings vom Standpunkte der Wohlanständigkeit wünschenswert, bildet überdies ein notwendiges Uebel, um den Kaffer der Kraalsitten zu entwöhnen. Entstellt die europäische Kleidung aber schon den jungen Mann, dessen geschmeidige, kräftige Formen sie unter plump zugeschnittenen Beinkleidern und unförmlichen Jacken verbirgt, um so nachteiliger wirkt dieselbe auf das Aeußere der Kaffernmädchen.

Bleibt es auch immer sehr anerkennenswert in Sachen der Kulturentwicklung, daß die Trägerin beinahe ausnahmslos ihre Kleidungsstücke selbst anfertigt, so legt dieselbe mit denselben gleichzeitig Hand an ihr hübsches Aeußere. Während die allerdings mehr als leichte Kaffernkleidung, die Rasseneigentümlichkeit, welche auf dem Ebenmaße und der Biegsamkeit des Gliederbaues beruht, vollauf zur Geltung kommen läßt, verwandelt das miederlose europäische Kostüm das Kaffernmädchen in ein plumpes, häßliches Wesen, dessen dicklippige, breitnasige, dunkelbraune Züge wenig Anziehendes übrig lassen.

Nachdem ich noch einer Einladung zur allgemeinen Mahlzeit Folge geleistet hatte, welche für Alt und Jung, Groß und Klein, ausschließlich aus Vegetabilien zusammengesetzt, sich aber als gut und schmackhaft zubereitet erwies — eine Diät, welche anscheinend jedermann hier gut anschlägt — machte ich mich auf den Heimweg.

Unterwegs wurde mit der Besichtigung der zweiten Wasserleitungsturbine, welche mittelst eiserner Röhren die ganze Anlage bis auf hundert und mehr Meter Höhe mit Trinkwasser versieht und die Bewässerungsanlagen speist, dieser höchst interessante Ausflug beendigt.

Ob die Trappistengemeinde mit ihrer unermüdlichen Thätigkeit in Feld und Werkstätten, an welcher jedes Mitglied, ohne Berücksichtigung des früheren Standes, teilnehmen muß, das ihrer Niederlassung gesteckte Endziel, die „Bekehrung vom Heidentum" durch „Beten und Arbeiten" erreichen wird, ist selbstverständlich nach kaum vierjähriger Thätigkeit nicht abzusehen. Jedenfalls aber haben die Brüder in so kurzer Frist Erstaunliches geleistet, und mit den jetzt schon ersichtlichen Ergebnissen der Heidenbekehrung sowohl die protestantischen, wie die Jesuitenmissionen hierzulande weitaus überflügelt. Sie haben als Beweis der Richtigkeit ihres Prinzips jetzt schon einen christlichen Kaffern herangebildet, welcher als Feldarbeiter und Handwerksmann brauchbar und arbeitsam ist; besonders aber ist hervorzuheben, daß die bei den Bekehrten nahezu aller anderen Missionen sehr häufig gemachte Erfahrung, daß der christliche Kaffer mit seinem Heidentum auch seine Wahrheitsliebe und Genügsamkeit ablegt und die errungene Kultur zu schlimmen Zwecken ausbeutet, d. h. „zum Lügner, Fälscher und Dieb" wird — bei den Trappistenzöglingen keine Anwendung findet.

(Fortsetzung folgt.)

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Diese überaus regelmäßige, sozusagen mathematische Bildung ist es, welche einerseits dem gewaltigen Hochplateau das elegante, duftige Aussehen verleiht, das wir schon bei unserem Abstieg von der Westkante bewunderten, das andererseits uns aber auch einen wichtigen Blick in die Vergangenheit des merkwürdigen Stückes Erde erschließt.

Es kann kaum fraglich erscheinen, daß diese ganze weite Fläche einst ein großer Binnensee war, der einen Abfluß nach dem Pontus fand.

Für die Richtigkeit dieser Hypothese sprechen außer der oben erwähnten auffälligen Form des Plateau's auch seine Wasserverhältnisse. Eine ganze Anzahl kleiner Flüßchen durchzieht die weiten Blachfelder. Sie rieseln von den verschiedensten Teilen des Gebirgsringwalles nieder, um sich schließlich in einen zwei Stunden in südwestlicher Richtung seitwärts von Düsdsche belegenen ansehnlichen See wie in ein Sammelbassin zu ergießen, aus welchem dann erst der große Melen, der alte Hypius, abfließt, um den Weg nach dem Meere zu suchen.

Bei dieser Gelegenheit sei gleich bemerkt, daß auch dieses Naturreservoir der Düsdscher Hochebene an dem allgemeinen Reichtum derselben insofern teilnimmt, als sich in seinen Gewässern die schmackhaftesten Fische, besonders Welse, Hechte, Karpfen und Forellen, in Masse finden. Der Fang dieser Tiere wird übrigens insofern gewissermaßen systematisch betrieben, als man ihm nur einmal im Jahre zu einer bestimmten Jahreszeit obzuliegen pflegt. Es kommen dann aber die Fischer selbst aus sehr entlegenen Gegenden herbei.

Endlich ist zu dem Kapitel der hydrographischen Verhältnisse noch zu bemerken, daß, drei Stunden von Düsdsche entfernt, am nordwestlichen Bergrand, sich auch warme Quellen von fast Siedetemperatur befinden, die von den Eingeborenen bereits gegen verschiedene Leiden angewandt werden, natürlich ohne daß schon irgendwelche wirklich erwähnenswerte Badeeinrichtungen vorhanden wären.

Ein weiterer Beweis für den alten Seecharakter der Hochebene ist der tiefe, prachtvolle, braunschwarze Humusboden, der diese allenthalben bedeckt. Er ist es, der dieselbe zugleich auch zu einem Gebiet agrikultureller Produktion allerersten Ranges macht. Es ist eine geradezu unglaubliche Zeugungs- und Triebkraft, die diesem Boden innewohnt. „Alles wächst hier", sagte mir einmal mein Freund, „Sie können einen Eichenast abbrechen und nachdem er ganz verdorrt ist, daselbst einpflanzen, er wird doch ausschlagen."

Vortrefflich gedeihen Gemüse aller Art, Zwiebeln, Blumenkohl, Kartoffeln u. s. w., ferner Getreide, darunter auch, wie schon angedeutet, Reis, ferner Tabak u. a. Auch alle möglichen Obstbäume aus unserer Region kommen ausgezeichnet fort. Ich aß z. B. sehr gute Aepfel und Birnen. Aprikosen, Wein, Feigen

und ähnliche mehr südliche Früchte vermag man mindestens noch auf den der Sonne voll ausgesetzten Hängen der Nordkette zu gewinnen. Von anderen Bäumen findet man angepflanzt namentlich sehr üppig wachsende Maulbeerbäume und wahre Prachtexemplare von Trauerweiden.

Was die Tierwelt anbelangt, so finden sich in wahrhaft unglaublichen Mengen besonders unsere Feldhasen, ein Umstand, der sich mit daher erklärt, daß die Türken, die bekanntlich nichts im Blute Erstickten essen dürfen, gerade so wie die Juden, deshalb auch niemals auf jenes schmackhafte Tier Jagd machen, so daß sich dasselbe enorm zu vermehren vermag. Aus derselben Ursache ist Freund Lepus hier selbst auch gar nicht scheu, sondern sehr dreist, so daß selbst ein schlechter Schütze reichliche Beute erhaschen könnte.

Von Zuchttieren ist außer Pferden, Rindern, Büffeln, ebenso wie gewöhnlichen Hühnern u. s. w. vor allem noch der kostbaren, langhaarigen Angoraziege zu gedenken, die schon hier in Düsdsche gehalten wird und also in ihrem Vorkommen nicht auf die zentralen Plateaux beschränkt ist.

Ueberblickt man alles Angegebene noch einmal, so wird man leicht auf den Gedanken kommen: Was müßte diese gottbegnadete Ebene nicht erst zu liefern imstande sein, wenn sie entsprechend ausgenützt würde, bezw. wenn genug fleißige und verständige Hände zu diesem Zweck vorhanden wären? In Wahrheit wird indes nur erst ein kleiner Teil des gesamten Areals bebaut, die größere Hälfte liegt brach da oder findet allenfalls als Viehweide Benützung. Man kann hier ein ganzes Rittergut für einen Pappenstiel haben. Sollte es sich angesichts dieser Thatsache nicht empfehlen, eine deutsche Kolonie dortselbst zu begründen? Wie schwer haben gerade heutzutage Landwirte anderwärts, oft selbst auf hochgepriesenem Boden, um ihre Existenz zu kämpfen, während sie in dieser Landschaft fast mühelos wohlhabend werden könnten, namentlich wenn man die bereits im Bau begriffene Straße fertig gestellt haben wird, welche diese Hochebene mit dem im Grunde gar nicht so fernen Meer zu verbinden bestimmt ist!

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es nur um so angebrachter erscheinen, wenn wir nun auch noch der bereits daselbst vorhandenen Bevölkerung kurz Erwähnung thun.

Die Hochebene von Prusias hat zur Zeit nur erst drei erwähnenswerte Ortschaften, das bereits früher genannte Tscherkessendorf Köprü-Basch, am westlichen Zugang, dann mehr im Zentrum, doch bereits etwas gegen das Ostende hin belegen, die Stadt Düsdsche, die eigentliche Metropole des Ganzen, und am Nordsaume das später zu schildernde Prusias. Wir wollen von diesen dreien hier nur das an vorletzter Stelle genannte eingehender behandeln, weil eben seine Verhältnisse besonders charakteristisch sind.

Düsdsche ist die alte bithynische Stadt Dusä. Doch erscheint es zweifelhaft, ob diese klassische Vorläuferin auf derselben Stelle stand, wie der moderne Ort, da man im Bereiche des letzteren auch nicht die geringsten Ueberreste aus der Vergangenheit aufgefunden hat. Allerdings sah ich bei einem Spaziergang durch die nächste Umgebung in dem im Sommer stets ausgetrockneten Bette eines kleinen, gleich südlich hinter der Stadt hinlaufenden Flusses einige recht hübsche Bruchstücke von Säulen und sogar einen Marmorblock mit einer leidlich erhaltenen Inschrift liegen, doch hatte man das alles erst von einem etwas entfernten türkischen Friedhof an diese Stelle gebracht, bezeichnenderweise, um ein Haus daraus zu erbauen. Nach der Analogie der Lage von Prusias, das seinen Platz am Nordgehänge in bereits luftigerer Lage gefunden hatte, möchte ich die Vermutung aussprechen, daß auch Düsdsche nicht in der ungesünderen Ebene selbst, sondern, der Schwesterstadt drüben vis-à-vis, am Südrande gestanden habe. Indes auch in dieser Gegend konnten bisher irgend welche positive Anhaltspunkte für eine solche Hypothese nicht entdeckt werden. Wollte man schließlich aber gar an den erwähnten Friedhof als die ursprüngliche Stätte des Ortes denken, so würde man vergessen, daß die Türken immer gern altklassische Fragmente an solchen Plätzen aufhäufen. Diese letzteren brauchen also noch durchaus nicht auch die Fundorte der betreffenden Reliquien selbst zu sein. Vielleicht daß spätere Nachgrabungen einmal Klarheit in dieses Dunkel bringen.

Auf alle Fälle trägt das gegenwärtige Dusä auch in seiner äußeren Erscheinung das Gepräge einer jungen Stadt, mehr als irgend eine andere, die ich in Kleinasien sah. Die Straßen sind relativ breit und reinlich, und es finden sich an ihnen eine ganze Anzahl funkelnagelneuer und blitzblanker Häuser. Es gibt sogar ein wahrhaft imposantes Bauwerk in diesem doch so weltentlegenen Orte, das ist das Gerichtsgebäude, das zugleich Sitz des Kaimakamats ist. Man sieht dasselbe schon von weitem aus der übrigens nur geringen Schar der Privathäuser — die Stadt zählt kaum 8000 Einwohner — emporragen wie eine Hünengestalt über Zwerge. Noch erfreulicher dürfte es sein, daß der kleine Ort auch bereits eine Art Villenvorstadt besitzt, indem außerhalb der eigentlichen Stadt, namentlich an der Straße nach Prusias, bereits eine ganze Anzahl netter, mehrstöckiger und teilweise mit Gemüsegärten umgebener, ganz neuerbauter Landhäuser steht, die sich noch fortwährend vermehren, eine Thatsache, die in der Türkei auffällig genug ist, da daselbst die Städte eher zurückgehen oder doch sich höchstens auf ihrem von lange her datierenden Bestand erhalten, am wenigsten aber außerhalb ihres immer eng zusammengeschnürten, luft- und lichtlosen ursprünglichen Rayons neue geräumige und gesunde Stadtteile ansetzen, wie unsere alten Orte dies zu thun pflegen.

Das fortschrittliche Gepräge, welches in dieser Weise die Stadt Düsdsche zeigt, wird wohl unwillkürlich die Vermutung nahelegen, daß hier besondere Einflüsse zur Geltung gekommen sind. Wir greifen damit auch nicht fehl. In der That haben wir es hier mit reformatorischen Bestrebungen der interessantesten Art zu thun.

Düsdsche gehört nämlich zu dem Mutessarifat, will sagen Regierungsbezirk, Boli, an dessen Spitze als Mutessarif, als Regierungspräsident, deutsch ausgedrückt, zur Zeit Excellenz Ismail Khemal Bey steht, ein Mann, der, wie er selbst eine ungewöhnliche Bildung in unserem Sinne besitzt und das Abendland, vorzugsweise Frankreich und England, aus eigener Anschauung kennt, so nun auch im modernen, aufgeklärten Sinne seines hohen Amtes waltet. Das will aber umsomehr besagen, als ein derartiger türkischer Großwürdenträger sich einer fast uneingeschränkten Macht erfreut, wie denn bezeichnenderweise das Wort Mutessarif ursprünglich in der That auch „Eigentümer“ bedeutet.

Allerdings in einem gewissen Sinne sieht sich selbst dieser Mann genötigt, „Taschenpolitik“ zu treiben, wie die übrigen Oberbeamten des Reiches. Sein Gehalt beläuft sich nämlich nur auf etwa 10,000 Mark pro Jahr. Damit kann er in seiner Stellung unmöglich auskommen, obwohl er keinen Harem, sondern nur eine Frau, nebenbei bemerkt eine Griechin, also eine Christin, besitzt und auch sonst keinen besonderen Aufwand macht. Aber selbst die Art, wie er nun seine Einnahmen zu erhöhen sucht, ist charakteristisch. Er thut es nicht auf dem Wege grober Erpressung oder direkten Diebstahls, wie weitaus die meisten seiner Kollegen, sondern in der Weise, daß er sich die reichen natürlichen Hülfsquellen des großen ihm anvertrauten Bezirks, der von Amastra im Osten fast bis ans Marmara-Meer reicht, zu erschließen bemüht ist. So hat er in den Urwäldern Sägmühlen angelegt, und viele der Bretterladungen, denen wir auf unserem Wege begegneten, waren sein Eigentum. Desgleichen gräbt er Meerschaum in einigen Minen von Eskischehr, dieser Hauptfundstätte jenes wertvollen Materials, und was dergleichen noch mehr ist.

Daneben aber widmet er sich den Pflichten seines Amtes mit ebenso viel Intelligenz wie selbstlosem Eifer. Fast alle größeren Orte seines ungeheuren Bezirkes haben bereits Denk-

mäler seiner Fürsorge aufzuweisen. In Boli, dem alten Klaudiopolis oder Bithynium, wo er für gewöhnlich residiert, schuf er ein großes Hospital und eine Knabenschule, in Düsdsche gleichfalls eine Schule und das erwähnte Gerichtsgebäude, in Eregli eines dergleichen, in Bartin läßt er soeben eine große Mädchenschule — in der Türkei, wo man früher das weibliche Geschlecht ganz ohne Unterricht aufwachsen ließ, gewiß etwas völlig Unerhörtes — und endlich in Amastra gar eine Marineschule bauen. Diese Unternehmungen machten denn in der That selbst bis nach Konstantinopel hin von sich reden, und die Folge war, daß sich die hohe Pforte die Baupläne einreichen ließ, um nach dem Muster derselben in gleicher Weise in anderen Teilen des Reiches vorgehen zu können.

Diese architektonischen Leistungen sind aber keineswegs alles, was Excellenz Ismail gethan hat. Ueberaus geschickt, verstand er es auch, der früheren großen Unsicherheit seines Bezirkes entgegenzutreten. Hiezu nur ein Beispiel. Die einmal wöchentlich von Düsdsche über Hendek nach Ismid und Stambul gehende Post war vor einiger Zeit überfallen und bedeutender Geldbeträge beraubt worden. Sehr bald wurde es ruchbar, daß die Missethäter einem großen Dorfe unweit der Straße angehörten. Aber, was konnte die Behörde in Boli mit den wenigen ihr zur Verfügung stehenden Zaptiehs gegen dieselben unternehmen! Ein anderer Mutessarif als unser Ismail würde also die Sache haben einschlafen lassen, wie das schon unzählige Male vorgekommen. In dem letzteren sollten sich aber die dreisten Wegelagerer geirrt haben. Er telegraphierte nach Konstantinopel und bat um 200 Dragoner. Mit diesen rückte er eines Tages ganz in aller Stille vor die betreffende Ortschaft und ließ dieselbe umzingeln. Darauf eröffnete er den zusammengetrommelten Einwohnern, daß er sie samt und sonders niederhauen lassen werde, wenn das gestohlene Geld nicht binnen zwei Stunden zur Stelle geschafft sei. In der That erreichte er damit seinen Zweck.

Der energische Mann glaubte aber die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und gleichzeitig dem Banditenwesen in seinem ganzen Bezirk ein Ende machen zu sollen. Hatte sich doch auch die Kunde von seinem strengen Vorgehen gegen jenes Dorf mit Windesschnelle nach allen Richtungen hin verbreitet und nicht wenig Entsetzen hervorgerufen. Er konnte es deshalb mit einem Appell an die Oeffentlichkeit versuchen. Er ließ allenthalben bekannt machen, daß er den Räubern eine Frist von so und so viel Tagen setze, innerhalb welcher sie zu ihm kommen und vor ihm die Waffen niederlegen könnten. In diesem Falle verspreche er, ihnen zu verzeihen. Nach Ablauf des Termins werde er sie jedoch insgesamt aufspüren und ohne Gnade aufhängen lassen. Das wirkte. Zahllose Gauner strömten herbei, warfen sich vor dem gestrengen Gebieter zur Erde, küßten seine Füße und erhielten Amnestie, ja einige von ihnen, die besonders verwegene Gesellen waren, wurden sogar unter die Zaptiehs eingereiht, allwo sie im Aufspüren von Verbrechern u. dgl. bereits die besten Dienste geleistet haben. So ist es gekommen, daß man heutzutage innerhalb des Bezirkes von Boli derartig sicher reist, wie nirgends sonst in Kleinasien, ja selbst fast in Europa. Beispielsweise konnten wir es riskieren, den später zu schildernden Ritt von Düsdsche über das Gebirge nach Akdschescheher ohne jegliche Bedeckung zu unternehmen, obwohl ein Teil desselben in die Nachtzeit fiel.

Sehr wesentlich ist es ferner, daß Ismail Bey auch ein Waldfreund ist, und so sehr er einerseits eine planmäßige und schonende Ausnützung des ungeheuren Holzreichtums seines Bezirks begünstigt, ebenso streng andererseits gegen die bei den Türken beliebte, rein willkürliche und sinnlose Waldverwüstung einschreitet. So hat er kürzlich ein Gesetz erlassen, wonach jeder, der — wie namentlich die dortigen Hirten gern rein zu ihrem Vergnügen thun — ein Stück Forst anzündet, auf drei Jahre eingekerkert wird.

Ebenso ist der treffliche Mann auf eine Verbesserung der so verlotterten kleinasiatischen Verkehrsverhältnisse bedacht. In keinem anderen Landesteile der ganzen Türkei wird der Straßenbau mit solchem Ernst und zugleich solcher Umsicht, solchem Verständnis für die ganz besonders wichtigen und nötigen Routen getrieben, wie dort in Boli, eine Thatsache, die im Verlauf dieser Darstellung noch besonders beleuchtet werden wird.

Sehr wichtig ist es für die Durchführung all dieser Maßnahmen, daß der Gouverneur sich nicht damit begnügt, dieselben von seinem Regierungssitze aus anzuordnen, sondern daß er selbst fortwährend alle Teile seines weiten Territoriums bereist, um alles in eigener Person zu prüfen, zu inspizieren u. s. w. Wie viele vornehme Türken werden es denn sein, die sich derartigen Strapazen und Gefahren nur für das allgemeine Wohl aussetzen!

Eine solche reorganisatorische Thätigkeit mußte darum selbstverständlich ihrem Manne manche Anerkennung und Auszeichnung eintragen. Ismail Bey erfreut sich denn auch schon innerhalb seines Bezirkes vielfacher Achtung. Und ebenso weiß man, wie wir bereits andeuteten, in Konstantinopel, was man an ihm hat. Speziell beim Sultan selbst ist er persona gratissima und, wie mir glaubwürdig mitgeteilt wurde, einer von den wenigen Sterblichen, der mit Allerhöchstdemselben direkt korrespondieren darf. Sogar außerhalb der Türkei, in politischen und diplomatischen Kreisen Europa's, ist der Reformator von Boli mehrfach kein Unbekannter mehr, wie verschiedene abendländische Orden beweisen, die seine Brust zieren. Auf der anderen Seite aber können bei einem so thatkräftigen und schonungslosen Auftreten auch Anfeindungen aller Art nicht ausbleiben, am wenigsten in der Türkei, wo ein Mann wie jener eine Art weißer Sperling ist, und wo schon eine weit geringere Initiative, als sie Ismail Bey besitzt, all die verkommene Beamtenkoterie ringsum in ihrem Taumel stört. Thatsächlich sind denn auch bereits mehrfache Minen gegen den unbequemen Mutessarif gelegt worden, aber seine persönlichen Beziehungen zum Staatsoberhaupt in Stambul haben ihn bis jetzt noch immer auf seiner Höhe gehalten und werden es hoffentlich auch ferner thun, ja ihn vielleicht, was man nur wünschen könnte, noch höher heben.

Ich will hier nicht noch weitere Ausführungen über den interessanten Mann geben, zumal wir ihn noch persönlich kennen lernen werden. Nur das eine möchte ich noch bemerken, daß er es war, welcher auch meinen Freund, der eine wahrhaft geniale Organisatornatur besitzt, zur Unterstützung an seine Seite berief, ebenso wie Seine Excellenz auch einen nicht unwesentlichen Anteil an der Reise des Verfassers gehabt hat.

Soviel Verdienst jedoch auch nach dem bisher Gesagten jener Großwürdenträger daran haben mag, daß Düsdsche ein so freundliches, fast europäisches Bild bietet, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß dasselbe zum Teil auch durch die Mitwirkung des in Frage kommenden Volkselements erreicht worden ist.

Düsdsche wird zum geringsten Teile von eigentlichen Türken, sondern vielmehr von zwei anderen, kolonial angesehen, viel günstiger beanlagten Nationalitäten bewohnt, nämlich von Tscherkessen, welche, als das stärkere Volkstum, überall, wohin sie kommen, die alte turkmenische Rasse verdrängen, und von sogen. Lasen, einem Stamme, der gleichfalls den Völkerfamilien des Kaukasus angehört und seinen ursprünglichen Sitz in der Landschaft Lasistan, einem schmalen Küstensaum zwischen Trapezunt und Poti, hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 25. Stuttgart, 18. Juni 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Zukunft des amerikanischen Indianers.

Von Med. Dr. Thomas J. Mays.

Es liegt klar am Tage, daß die Geschichte des amerikanischen Volkes ganz verschieden von derjenigen sein würde, wie sie ist oder sein wird, hätte dasselbe nicht auf der Schwelle seines Daseins eine Rasse kriegerischer Wilden getroffen oder wäre seine Standfähigkeit nicht noch weiterhin durch eine spätere Einführung von Sklavenarbeit aus Afrika bedroht worden. Hätte die Einwanderung nach Nordamerika sich streng nur auf Mitglieder der kaukasischen Familie beschränkt, so würde unbezweifelbar ein gegenseitiges Gefühl physiologischer und sozialer Harmonie vorhanden sein, da sie alle auf einem Niveau der Zivilisation stehen, welches dem Amerikaner gemeinsam ist; allein sobald die letzteren in Berührung mit Rassen kamen, die dem angelsächsischen Blut abgeneigt und fremd waren und an Zivilisation um einige Tausend Jahre hinter ihm zurückstanden, begann ein unvermeidlicher Widerstreit der Interessen, welcher noch bis auf den heutigen Tag vorwaltet und fortdauern wird, bis die Rassen-Unterschiede ausgerottet sind. Niemand aber, welcher den politischen und sozialen Fragen Nordamerika's ernstliche Beachtung geschenkt hat, vermag selbst heutzutage noch zu verkennen, daß allen Verordnungen und selbst Vorurteilen zum Trotz Einflüsse thätig sind, welche die heterogene Bevölkerung der Vereinigten Staaten in ein gemeinsames Ganze zu verschmelzen streben. Ob diese Einflüsse nun in so weit thätig sind, als es die farbige oder Negerrasse betrifft, läßt sich nicht leicht bestimmen, da genaue statistische Aufzeichnungen über diesen Punkt fehlen; allein indirektes Zeugnis, so wenig entscheidend es auch sein mag, begünstigt doch eine derartige Ansicht sehr. Die Bemerkungen in dem vorliegenden Aufsatz sollen sich aber nur auf eine Untersuchung beschränken, inwieweit diese Einflüsse sich unter den nordamerikanischen Indianern geltend machen, da wir zuverlässigere Daten hinsichtlich dieser als bezüglich der Negerrasse besitzen.

Erst neulich hatte ich Gelegenheit, eine Untersuchung über den Typus der Atmung zu machen, wie er beim indianischen Weib vorhanden ist, und dabei fand ich unerwartet, daß eine große Anzahl indianischer Mädchen, welche untersucht wurden, weißes Blut in den Adern hatte und daß dies nicht nur die Farbe ihrer Haut modifizierte, sondern auch einen unverkennbaren Einfluß auf ihre Art zu atmen hatte. Bekanntlich hat schon 1774 Boerhave bemerkt, daß beim zivilisierten Menschen der Mann und die Frau auf verschiedene Weise atmen, nämlich der erste durch das Zwerchfell oder den Bauch (Bauchatmen), die Frau aber mittelst des oberen Teils der Brust oder der Zwischenrippenmuskeln (das Brustatmen). Diese Untersuchung ward auch in der Lincoln-Institution in Philadelphia, einer Schule für Indianermädchen, vorgenommen und unternommen mit der Absicht, zu ermitteln, ob auch die Indianerin, welche nicht an das Tragen von Korsetten und fester Kleidung um den Bauch herum gewöhnt ist, denselben Typus der Atmung hat, wie derjenige, der unter unseren zivilisierten Frauen vorwaltet, und ich untersuchte im ganzen die Brustbewegungen von 82 Indianermädchen mit Hülfe eines Pneumographen, welchen ich mir einigermaßen nach demjenigen von Paul Bert hergestellt hatte. In jedem einzelnen Fall nahm ich einen Bauch-

und einen Brust-Umriß. Unter den 82 untersuchten Mädchen im Alter von 12 bis 20 Jahren waren nur dreiunddreißig Vollblut-Indianerinnen; fünf waren ein Viertel-, fünfunddreißig waren halb- und zwei drei-Viertel-weiß. Fünfundsiebzig zeigten einen entschiedenen Typus des Bauchatmens, drei den Typus des Brustatmens, und in drei waren beide Atmungsarten beinahe gleich. Diejenigen, welche den Typus des Brustatmens oder eine Abweichung vom Typus des Bauchatmens aufwiesen, kamen aus den zivilisierteren Stämmen, wie den Mohawks, Chippewas 2c., und waren entweder zur Hälfte oder zu drei Vierteilen weiß, während in keinem einzigen Falle ein Vollblut-Indianermädchen diesen Typus des Atmens besaß. Dies ist ein bezeichnender Hinweis darauf, daß die Bauchatmung der ursprüngliche Typus der Atmung bei beiden Geschlechtern ist und daß die Brustatmung bei der zivilisierten Frau nur durch den zusammenpressenden beengenden Einfluß der Kleidung um den Bauch herum erworben worden ist. Was aber noch von größerer Wichtigkeit ist, das ist die Thatsache, daß nur jene Mädchen, welche zur Hälfte oder zu drei Vierteilen weiß waren und daher unter der größeren Herrschaft der ererbten kennzeichnenden Eigenschaften des zivilisierten Blutes standen, die Brustatmung wirklich oder nur in einer annähernden Form besaßen.

Eine Untersuchung der Zöglinge der Lincoln-Institution zeigt daher nicht nur, daß eine rasche Verschmelzung zwischen der weißen und der indianischen Rasse stattfindet, sondern daß die letztere im Begriff ist, einige der physiologischen Eigentümlichkeiten der ersteren anzunehmen. Diese Vermischung von weißem und indianischem Blut wird noch ferner bestätigt durch die verschiedenartige Zusammensetzung der männlichen indianischen Zöglinge in dem Educational Home für Indianerknaben in Philadelphia, wie dies in dem Bericht über diese Anstalt von 1886 dargelegt ist. Wir erfahren aus dieser Quelle, daß sich unter hundertundsieben Knaben desselben nur achtunddreißig Vollblut-Indianer befanden; von den übrigen war einer zu drei Vierteln, einundsechzig zur Hälfte und sieben zu einem Viertel weiß. Aehnliches Zeugnis geht auch aus den Berichten des Kommissärs für die indianischen Angelegenheiten hervor. Diese Berichte weisen nicht allein das Vorhandensein einer sehr großen Proportion von gemischtem Blut unter den 250,000 Seelen der indianischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach, sondern ebenfalls eine deutliche Zunahme der ersteren während der Jahre 1885 und 1886 — der einzigen Jahre, in welchen eine Aufzeichnung der Gesamtzahl von gemischtem Blut gegeben wird. So zählte man im Jahre 1885 18,412 und im Jahre 1886 20,567 Individuen von gemischtem Blute oder eine Zunahme von über 2000 in einem einzigen Jahre. Die rein indianische Bevölkerung im ersteren Jahre war 259,244 und für das letztere Jahr 247,761 Personen, also in einem einzigen Jahr eine Abnahme von mehr als 11,000 Köpfen.

Aus diesen Berichten geht ferner hervor, daß die Kopfzahl des gemischten Blutes in jeder Indianer-Agentur sehr natürlich bestimmt wird durch die Länge der Zeit, während der die Indianer der Berührung mit der weißen Rasse ausgesetzt gewesen sind, wie aus der nachstehenden Tabelle hervorgeht, worin die Namen der verschiedenen Agenturen, die indianische Bevölkerung in jeder derselben, die Kopfzahl des gemischten Blutes in jeder, die Proportion desselben zur indianischen Bevölkerung und die Daten der Verträge angegeben werden.

Nummer	Namen der Agentur	Zahl der indianischen Bevölkerung in jeder Agentur im Jahre 1886	Zahl der Mischlinge in jeder Agentur im Jahre 1886	Verhältnis der Mischlinge in der indianischen Bevölkerung jeder Agentur im Jahre 1886	Datum des Vertrags, als Nachweis für die Länge der Berührung zwischen den Weißen und den Indianern
1.	New-York, NY.	4,961	2,890	1 : 2	1797
2.	Nordcarolina, NC.	3,000	1,000	1 : 3	1833
3.	Cherokee, Ind. Ter.	2,200	7,633	1 : 3	1833
4.	Osage, Ind. Ter.	905	456	1 : 2	1839
5.	Greenbay, Wisc.	2,000	1,309	1 : 1½	1848
6.	White Earth, Minn.	5,885	1,013	1 : 5	1855
7.	Mackinac, Mich.	9,572	5,700	1 : 1½	1855
8.	Colorado River, Ariz.	2,527	2	1:1,263	1865
9.	Shoshone, Wyom. Ter.	1,800	16	1 : 112	1868
10.	Cheyenne River, Dak. Ter.	2,965	158	1 : 18	1868
11.	Pine Ridge, Dak. Ter.	4,973	445	1 : 11	1868
12.	Fort Hall, Idaho	1,444	30	1 : 48	1868
13.	Colville, Wash. Ter.	2,350	35	1 : 67	1872
14.	Sac und Fox, Iowa	380	—	—	1882
15.	Pima, Maricopa u. Papago Ariz.	12,050	6	1:2,008	1883

(NB. Für die Genauigkeit der Daten des Vertrages können wir nicht einstehen.)

Bringen wir die entfernte Lage einiger der ältesten Agenturen in billige Rechnung, so zeigt diese Tabelle sehr entscheidend, daß die Mischlinge am zahlreichsten in denjenigen Stämmen sind, welche am längsten in Berührung mit der weißen Rasse waren. Dies ergibt sich am deutlichsten bei den ersten sieben Agenturen. Dies ist auch ganz natürlich, aber es weist noch ferner nach, daß in den älteren Agenturen, wie denjenigen von New-York, Greenbay und Mackinac beinahe ebenso viele Mischlinge wie Vollblut-Indianer sind. Dies ist in der That überraschend, denn wenn wir die Thatsache der Vermehrung der Mischlinge in Verbindung mit der Thatsache erwägen, daß der unvermischte Indianer wahrscheinlich an Zahl abnimmt, so liegt es klar am Tage, daß der Tag nicht mehr fern sein wird, wo der Rest des einst so stolzen amerikanischen Indianers in der weißen Rasse aufgegangen sein wird.

Dies ist also, soweit es den amerikanischen Indianer betrifft, die natürliche Richtung der Dinge, soweit sie sich in gegenwärtiger Zeit am besten vorausssehen läßt, und das, was daran für uns von absorbierendem Interesse wird, das ist die Frage von der Standfähigkeit dieses neuen Erzeugnisses. Wird es besser imstande sein, der

Krankheit und dem Tode zu widerstehen als der ursprüngliche indianische Stamm, oder wird es, wie der letztere, zu verschwinden streben, weil ein Mangel an Harmonie zwischen ihm und seinen Umgebungen vorhanden ist? Während diese Frage in Ermangelung einer zuverlässigen Statistik nicht positiv ermittelt werden kann, sind Gründe für die Annahme vorhanden, daß die Nachkömmlinge einer solchen Verbindung stärker und kräftiger sind als der reine Indianer. Dies steht im Einklang mit demjenigen, was man von vornherein aus guten Gründen erwarten konnte, denn die Mischung eines niedrigen mit einem höheren Blut wird sicher die Natur des ersteren verbessern, während es gerade so gewiß diejenige des letzteren verschlechtert.

Die Erfahrung der Lehrer an der Lincoln-Institution bestätigt die hier ausgedrückten Ansichten, daß der indianische Mischling von Lungenkrankheiten mehr verschont ist als der reine Indianer, und weiterhin, daß wenn der erstere von Krankheit befallen wird, er derselben größeren konstitutionalen Widerstand leistet als der letztere. Diese Ansicht wird auch bestätigt durch die reiche Erfahrung des Kapitäns R. H. Pratt, des Oberaufsehers der Indianerschule zu Carlisle, welcher in seinem letzten Bericht[1] sagt: „Unsere Erfahrung geht dahin, daß die Mischlinge der Krankheit und dem Tod durch Lungenkrankheiten besser widerstehen als die Vollblut-Indianer, und die beste gesundheitliche Beschaffenheit finden wir unter denjenigen, welche wir in Familien schicken, was wir meines Erachtens zum größten Teile der regelmäßigen Beschäftigung und mannigfaltigen Diät zuschreiben dürfen."

Aehnliche Ansichten sind auch von anderen[2] geäußert worden, welche unter den Mischlingen und halbblütigen Rassen im nordwestlichen Teile von Canada gelebt haben. Diese Leute gelten für sehr stark, tüchtig und dauerhaft, langlebig und keiner Krankheit unterworfen, solange sie in ihrem heimatlichen Klima bleiben. Sie betrachten sich als den Weißen gleich und ebenbürtig und schauen mit einer Beschützermiene auf den Indianer herab. Sie haben meist sehr zahlreiche Familien und das weibliche Geschlecht unter ihnen soll sehr hübsch sein.

Erst vor kurzem hatte ich Gelegenheit, in der New-Yorker „Medical Gazette" vom 7. Mai 1887 die Frage zu untersuchen: ob Lungenschwindsucht den amerikanischen Indianer auszurotten drohe? und da fand ich, daß beinahe alle jene Indianer-Agenturen, welche die geringste Schwindsuchtsrate zeigen, gerade diejenigen sind, welche nach der vorstehenden Tabelle die größte Anzahl von Mischlingen enthalten. Natürlich ist möglicherweise das Vorkommen und die Abwesenheit von Lungenschwindsucht in gewissen Stämmen ein rein zufälliges Zusammentreffen; allein gleichwohl glaube ich nach demjenigen, was ich bezüglich der verbesserten physischen Beschaffenheit der Indianer-Mischlinge gesagt habe, daß unverkennbar die größere Befreiung dieser Stämme von Schwindsucht von der Thatsache herrührt, daß sie ein großes Element umfassen, welches eine überlegene Kraft zur Abweisung von Krankheitsstoff hat.

Diese Thatsachen und Schlüsse zeigen deutlich, daß die Natur einschreitet und mehr zu einer Lösung der Schwierigkeiten des Indianer-Problems beiträgt, als die Staatskunst jemals gethan hat. Ein derartiger Prozeß mag zwar im Anfang den Interessen der weißen Rasse nachteilig wirken, allein schließlich wieder zum Vorteil beider Rassen ausschlagen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Harmonie des Gefühls, welche er herstellt, und die Dauer der gemeinsamen Interessen, welche er sichert, alle Uebel aufwiegen, welche er jemals verursacht hat. Diese Entwickelungen bestätigen überdies die Weisheit des Verfahrens der Regierung der Vereinigten Staaten, welche es unternommen hat, diese Bemühungen der Natur zu unterstützen und zu fördern, indem sie die heranwachsende Generation der Indianer in den Wegen der Zivilisation und des Christentums erzieht und heranbildet.

[1] Vergl. den Bericht des Indianer-Kommissärs für 1886, S. 22.

[2] Vergl. „Gemischte oder halbblütige Rassen von Nordwest-Canada, von Dr. A. P. Reid, im „Journal of the Anthropological Institute" 1874, Band V, S. 45.

General Annenkoff.

Feldherren mögen Nationen besiegen, Dichter deren Charakter bilden, Staatsmänner die Geschicke der Völker gestalten, allein der Erforscher und der Eisenbahn-Ingenieur sind es, von denen die wimmelnden Millionen unserer Erdbewohner abhängen, daß sie ihnen neue Länder zum Bevölkern, neue Märkte zum Verkauf ihrer Waren und neue Straßen anweisen, um die Waren dorthin zu bringen, nur wenige. Die Männer, welche die großen eisernen Heerstraßen der Welt erbauen, sind diejenigen, deren Andenken wahrscheinlich am längsten auf jenen Ländern haften wird. Von diesen Männern im 19. Jahrhundert ist General Annenkoff einer der größten. Einer wohlhabenden Familie angehörig (wenn wir nicht irren, ein Verwandter des bekannten russischen Schriftstellers Paul Wassiljewitsch Annenkoff, geboren 1797, welcher Alexander Puschkin's Werke herausgab), trat er vor mehr als einem Vierteljahrhundert in das russische Heer und ist nun (oder war vor kurzem) mit fünfzig Jahren Oberaufseher des militärischen Transportwesens in seinem Vaterlande. Als General ist er vielleicht eher ein wissenschaftlicher Ingenieur als ein Soldat, obwohl er auch den praktischen Dienst kennen gelernt, unter Skobeleff gekämpft hat und sogar vor Geok Tepe sehr schwer verwundet worden ist. Als Autorität über die zentralasiatische Frage hat er wenige seinesgleichen in Rußland und wohl in ganz Europa, und nur

wenige Menschen haben so viel wie er zur Gestaltung dieser Frage beigetragen. Durch seine Eisenbahnen aber zumeist hat er seinen Namen dauernd in die Annalen der Geschichte und in die Erdoberfläche eingeschrieben.

Im Jahre 1880 verhöhnte ihn die ganze Welt mit seinem Plane einer Transkaspischen Eisenbahn. Zwei Jahre später hatte er die Lacher auf seiner Seite. Wüsten wurden durch seine Eisenbahnlinien überbrückt — nicht eilig extemporierte Notbehelf- und temporäre Eisenbahnen für blos militärischen Gebrauch, sondern substanzielle breitspurige (fünf Fuß breite), für langen Dienst taugliche Eisenbahnen, während Berge, das Erzeugnis geographischer Irrtümer, vor dem Vordringen seiner Feldmesser verschwanden. Wo dreißig Jahre lang die Russen und Tscherkessen um ein kahles Gebirgsland stritten, bis die russischen Offiziere in den Waffen geschult und ihre tapferen Gegner tot oder in der Verbannung waren, da lief die russische Lokomotive auf einer Bahn nach Annenkoff's Entwurf hin, welche Poti mit Baku, das Schwarze mit dem Kaspischen Meere verband. Unter seinen Auspizien entstand eine Flotte von Transportschiffen auf dem Kaspischen Meere; eine Eisenbahn gieng von Michailowsk nach KizilArwat, eine Strecke von etwa 215 Km., wovon jeder Kilometer ein beinahe bankeruttes Volk 60,000 Mark kostete und dem britischen Löwen ein neues grollendes Brummen entlockte, welcher mürrischen und mißtrauischen Blickes von der Grenze von Afghanistan die heranrückende Lokomotive beobachtete. Von Kizil Arwat nach St. Petersburg sind es nur acht Tagereisen zu Eisenbahn und von Kizil Arwat nach Herat, dem langjährigen Streitpunkte, sind es nur etwa 680 Km. Dies war der „Verdruß" im Jahre 1882. Aber der Verdruß hat sich seither erst recht entwickelt. Annenkoff's Linie hat nun den Oxus überschritten, unterwegs Askabad und Merw passiert, und wenn man einer der besten asiatischen Autoritäten vertrauen darf, so liegen Vermessungen und Pläne für die Vollendung der Linie bis Herat bereits in der Mappe des großen Ingenieurs. Durch seine transkaspische Eisenbahn hat der Russe an der englisch-indischen Grenze eine Drohung aufgestellt, welche hinreicht, im Falle eines europäischen Krieges die Aufmerksamkeit Großbritanniens abzulenken, welche einen kühnen Griff nach dem Ueberlandhandel Indiens gethan und ganz Zentralasien zu einem Markt für russische Fabrikate gemacht hat. Das Schlimmste daran ist, daß Rußland kein thörichter Freihändler, kein kommerzieller Don Quixote ist, um seinen Gewinn in einem offenen Wettbewerb aufs Spiel zu setzen. Wo es einen Markt beherrscht, verschließt es denselben England; Zeuge davon ist die Verordnung von 1884, welche den britischen Waren den Eingang in Turkestan verbot.

Und nun dieses Werk in Transkaspien mehr oder weniger vollendet ist, wendet sich Annenkoff zu seinem zweiten großen Plan, einer Eisenbahn von St. Petersburg nach Wladiwostock, von der Ostsee nach dem Stillen Ozean. Die canadische Pacificbahn ist großartig genug, erstreckt sich über einen ganzen Kontinent und verbindet den Atlantischen mit dem Stillen Ozean durch eine Eisenbahn von nahezu 3000 e. Mln. Länge; aber sie sinkt in vergleichsweise Unbedeutendheit zusammen vor der beabsichtigten Linie durch Sibirien. Und obwohl Sibirien einen grausamen Klang an sich hat und Visionen von Tod in den Bergwerken und in Eis und Schnee heraufbeschwört, unter welchen menschliches Leben unmöglich ist, so ist es doch eine Frage, ob die Klimate und Gegenden, durch welche Annenkoff in diesem Jahre seine Vermessungen zu führen gedenkt, und seine Linien drei Jahre später unwirtlicher oder minder reich sind als diejenigen Manitoba's und des Nordwestens. Das Sibirien im fernen Norden und das Sibirien von Irkurtsk und dem Amur sind weit verschiedene Länder. Auf den Tundras des Nordens mag sich kaum Fortkommen für den Lappen und das Renntier finden, aber gegen China im Süden ist ein an Ackerbau-Produkten reiches Land, dessen Ströme angeblich über goldführenden Sand fließen. Vor 800 Jahren und mehr wanderten uralische Kosaken unter Jermak Timofejwitsch nach Sibirien hinüber und eroberten jenes Land für den zornigen Zar, welcher sie vom Don vertrieben hatte, und doch wird Annenkoff's Eisenbahn der erste Einfluß sein, um jenes Land in der That zu eröffnen und zu besiedeln. Wie andere große Eisenbahnen wird sie ihrem Verlauf entlang eine Bevölkerung hinführen, um jene Industrie zu schaffen, deren Ergebnisse in künftigen Jahren in der Fracht zu sehen sein werden, welche die große Linie befördern wird; allein zuverlässig ist die erste Auslage für eine derartige Linie zu viel für ein Land in den finanziellen Bedrängnissen, worin sich Rußland dermalen befindet — ein Land, dessen gesamtes Defizit in seinen Eisenbahnen sich schon im Jahre 1882 auf 300 Mill. Mark belief. In jedem Falle würde die neue sibirische Eisenbahn alle Aufmerksamkeit beschäftigen und alle die Energie in Anspruch nehmen, welche der nordische Riese erübrigen kann. Zwei große Fragen werden in den Geistern der Menschen entstehen, wenn sie Annenkoff's Plan betrachten, und nur die Zeit allein wird sie beantworten können, nämlich: Wird diese Linie die Eifersucht China's wecken, wie die Transkaspische Eisenbahn Englands Groll hervorrief? und: wird China's Thee und werden seine anderen Erzeugnisse im allgemeinen auf dieser Linie nach dem Westen kommen oder auf den Schienen der canadischen Pacificbahn? Bei den drei großen Mächten: England, Rußland und China, welche immer im Osten die Ellbogen aneinander reiben, scheint es ein Unglück zu sein, daß kein Gleichgewicht zwischen ihnen hergestellt werden, daß man keinen modus vivendi finden und nicht die Kriege und Kriegsgerüchte vermeiden kann, welche nur immer Elend und finanziellen Ruin in ihrem Gefolge haben.

Der Winter in den österreichischen Alpen.

Der Winter in den niedrigeren Alpen ist nicht sehr verschieden von dem in den darunter liegenden Ebenen, aber höher im Gebirge nimmt er einen ganz neuen Charakter an. Allerdings sind auch hier der Spätherbst und der erste Frühling höchst unangenehme Jahreszeiten. Die fortwährende Aufeinanderfolge von Schneegestöbern und Thau machen das Spazierengehen beinahe unmöglich, und die äußere Welt zeigt trostlosen, trüben, bleifarbenen Himmel und treibende Nebel. Aber auch im Hause sind die Dinge nicht viel besser: die Winde, welche die Thäler heraufpfeifen, dringen durch die doppelten Fenster, und es vergehen viele Tage, ehe selbst die mächtigen Thonöfen vollständig die Zimmer durchwärmen können, welche Wochenlang unbewohnt waren. Allein wenn endlich die Winterkälte eintritt, darf man mit ziemlicher Gewißheit für sechs Wochen bis zwei Monate auf klares, schönes, trockenes Frostwetter rechnen, wo für einen gesunden Mann das blose Dasein zu einer Freude wird. Die Nebel, welche der Fluch der tiefen Thäler, sind dann auf den Höhen unbekannt. Eine Sonne von italienischem Glanze scheint dann von einem wolkenlosen Himmel herab. Jeder Wasserfall und jedes Mühlenwehr sind dann in einen funkelnden Rahmen von Eiszapfen und Eiskrystallen eingefaßt; der gefrorene Schnee knirscht unter den Füßen und bald bildet sich die glätteste Schlittenbahn. Die Luft ist unbewegt und wenn der Thermometer auch auf —13° bis —19° C. fällt, so ist die Kälte in der leichten, trockenen Luft nicht unangenehm, wenigstens für diejenigen, welche Pelze tragen und sich für Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen genügend warm kleiden.

Man hat zwar behauptet, Nebel seien in dieser Jahreszeit unbekannt, allein um Sonnenauf- und Sonnenuntergang und zuweilen auch bei Mondschein kann man einen dünnen Schleier von silbernem Nebel oder feinem, flimmerndem Duft über den größeren Bächen hängen sehen und mittels desselben von einer Anhöhe aus deren Lauf stundenweit verfolgen. Dieser Duft oder Nebel verschwindet im allgemeinen lange vor Mittag, breitet sich aber gelegentlich auch nach beiden Seiten bis zu einiger Entfernung aus. In der unmittelbaren Nähe ist er kaum bemerklich, allein er verwandelt alle entfernteren Ansichten. Die beschneiten Gipfel sind noch immer deutlich sichtbar, erscheinen aber in ein fremdartig seltsames Geheimnis gehüllt und scheinen, wenn bei solchen Gelegenheiten die Beleuchtung durch die Abendsonne auf ihnen glüht, einer ganz anderen Welt als der unsrigen anzugehören — einer Welt, worin wir, wenn wir in dieselbe vordringen könnten, das Schloß des heiligen Grals finden dürften. Mittlerweile dauern in unserer Welt die gewöhnlichen Sorgen und Mühen des Lebens fort und glücklicherweise bringt der Winter Arbeit genug mit sich. Bevor die andauernde strenge Kälte beginnt, findet gewöhnlich ein schwerer Schneefall statt, welcher alle Durchfahrten und Pässe versperrt. Alsdann muß, wenigstens auf bedeutenderen Land- und Heerstraßen, welche dem allgemeinen Verkehr dienen, der Bahnschlitten oder Schneepflug aufgeboten werden, um „Bahn zu schleifen." Es werden nun acht bis zwölf Paar Pferde gemietet und an die ungeschlachte Maschine gespannt, und es ist lustig anzusehen, wie sich die vordersten Gespanne mühsam durch den Schnee arbeiten, der ihnen bis über die Kniee hinauf reicht, während die Reiter schreien, fluchen und gestikulieren und anscheinend dabei doch lustig und guter Dinge sind, da sie ein Recht haben, an gewissen Wirtshäusern an der Straße Halt zu machen und sich zu laben und wofür die Regierung die Zeche bezahlt. Der Bahnschlitten eröffnet zwar einen Weg zwischen den Dörfern, verursacht aber in jedem derselben neue Arbeit, indem er den losen Schnee zu beiden Seiten der Straße in solcher Weise aufhäuft, daß die Hausthüren ungangbar gemacht werden, bis er hinweggeführt worden ist.

Der Zweck, um dessentwillen der Bahnschlitten benützt wird, ist nicht sowohl der, den oberflächlichen Schnee zu entfernen, als auch der, den übrigen zu einer festen Bahn für die Schlitten zusammen zu pressen, und er muß daher mit einiger Vorsicht angewandt werden. Wenn man den Bahnschlitten herumgehen läßt, ehe eine genügende Menge Schnee gefallen ist, so schiebt er den ganzen Schnee hinweg, und da im Winter Räderfuhrwerke ganz nutzlos sind, so macht er auf diese Weise die Straßen ganz ungangbar. Läßt man dagegen eine allzu große Schneemenge sich ansammeln, so wird es außerordentlich schwierig, sich eine Bahn durch dieselbe zu erzwingen. Man nimmt gewöhnlich an, man müsse vom Bahnschlitten Gebrauch machen, wenn der Schnee in einer Höhe von 45—50 cm. gefallen sei; allein dies ist eine Sache, welche man zum größten Teil dem Urteil des einzelnen Straßeninspektors überlassen muß. Wenn der unter seiner Aufsicht stehende Bezirk groß ist, so geschieht es häufig, daß der Schneefall in einigen Teilen desselben ein sehr schwerer ist, während an anderen Stellen kaum Schnee genug für eine einfache Schlittenbahn gefallen ist. Dies ist besonders der Fall, wenn die Straße ein Gebirgsthal mit Seitenöffnungen hinaufführt; in solchen Bezirken lassen sich unmöglich feste allgemeine Regeln aufstellen.

Schon die blose Entfernung des Schnees aus den Straßen und Höfen verschafft beinahe jedem rechtschaffenen Arbeiter Beschäftigung, welcher sonst nichts zu thun haben würde; und die Eisgewinnung ist eine fruchtbarere Quelle von Verdienst für diejenigen, welche auf eine zufällige Lohnarbeit angewiesen sind. Eine große Menge Eis wird alljährlich aus den südlichen Alpen nach Norditalien ausgeführt, und dies verursacht einen bedeutenden Aufwand von Arbeit, da die soliden Blöcke aus der Oberfläche der Seen herausgehauen und -gesägt, nach der nächsten Eisenbahnstation gebracht und dort sorgfältig verpackt werden müssen. Die Gastwirte in den Alpen, welche Eiskeller

haben, begnügen sich gewöhnlich mit den großen Eisschollen, welche sie sich aus den nächsten Mühlkanälen verschaffen können; diese werden in kleine Stücke zerschlagen und in unterirdischen Kellern aufbewahrt, wo sie so zusammengepreßt werden, daß sie in wenigen Tagen eine solide Masse bilden. Die italienischen Kunden dagegen wollen mit derartiger Masse nichts zu thun haben und behaupten, dieselbe schmelze zu schnell; man kann sie auch leicht an ihrem Bruch erkennen und ebenso an der Farbe, wenn man größere Blöcke nimmt. Auf diese Weise werden die höher gelegenen Seen, wenn sie nicht allzuweit von einer Bahnstation entfernt sind, im Winter auch noch zu einer nicht unbedeutenden Einnahmequelle für die Alpenbewohner.

Die hauptsächlichste Winterbeschäftigung besteht jedoch im Herunterholen des Heues und des Bauholzes von den höheren Bergwiesen und den Wäldern. Auf denjenigen Hochwiesen, welche nicht zu Almen oder Hutwaiden dienen, wird das Gras im Verlauf des Sommers zwei- und sogar dreimal gemäht und das Heu dann in rohen Blockhäusern oder Stadeln droben in den Bergen aufbewahrt. Sobald dann eine genügende Menge Schnee gefallen ist, wird es ins Thal herunter geschafft, wozu man sich der Handschlitten bedient. Da diese blose Skelette, wiewohl groß und stark gebaut sind, so sind sie leicht genug, daß ein einzelner Mann imstande ist, sie auf die Höhen hinauf zu ziehen oder gar zu tragen, obgleich dies eine mühsame Arbeit ist, besonders ehe der Schnee zusammengetreten ist. Wann sie dann einmal ihren Bestimmungsort erreicht haben, werden sie am Rand des steilsten Abhangs aufgestellt, den man nur finden kann, da wo keine Bäume und Abgründe sind, und hier beladen, indem man das Heu fest darauf bindet, und dann die Abhänge hinuntergeschoben. Die Arbeit des ersten Tages ist eine schwierige; allein sobald eine Bahn gebildet worden, ist die Fahrt bergab mindestens leicht und lustig genug. Man gibt dem Schlitten einen Anstoß, der Führer desselben springt vorne hinauf, läßt seine Beine zwischen den beiden Hörnern oder Handgriffen des Schlittens hängen, und der Schlitten gleitet rasch den steilen Abhang hinunter. Ist es wünschenswert die Schnelligkeit zu vermindern oder die Richtung zu verändern, so braucht der Führer nur seine Ferse auf der einen oder anderen Seite in den Schnee zu stoßen; in allen anderen Fällen hält er seine Kniee leicht gebogen, daß sie nicht mit dem Schnee in Berührung kommen. Von unten gesehen, erscheint diese blitzschnelle Fahrt halsbrechend und gefährlich, und man muß gestehen, daß dabei auch häufig Unfälle vorkommen, allein sie endet selten in etwas Ernsterem als in einem Purzelbaum im Schnee. Der seines Führers beraubte Schlitten geht gewöhnlich mit Diskretion zu Werke und kommt am Fuß des Abhangs so wohlbehalten an, als wenn er noch immer unter der Leitung von jenem wäre. Natürlich wird eine einzelne Schlittenspur nicht zur gleichen Stunde für den Hinaufweg und für die Herunterfahrt benützt.

Das Bauholz, welches im Herbst geschlagen worden ist, wird genau in derselben Weise von den Bergen heruntergebracht, und in jedem Falle werden, wenn die Ladungen schwer sind, Pferde an die Schlitten gespannt, sobald diese den ebenen Boden erreichen. Allein Schlitten können nur an einer offenen Stelle über einem freien und direkten Abhang mit Stammholz oder Scheitern beladen werden, und zum Sammeln der einzelnen Stämme auf einer derartigen Lichtung bedient man sich einer anderen Vorrichtung. Das Fällen der Bäume in einem wohlgeregelten Forst wird immer auf gewisse Teile des Waldes beschränkt und von jedem derselben aus wird ein Pfad nach der Lichtung hinab geschlagen, welche man den Sammelplatz oder großen Holzhof nennen könnte. Diese gerade nach unten gerichteten Pfade werden „Rießen" genannt. Diesen Rießen entlang werden Stämme von gleicher Größe dicht nebeneinander gelegt. Der erste Schneefall oder schwere Regen, welchem ein Frost folgt, heftet sie zusammen, so daß sie eine so glatte und sichere Bahn bilden, wie eine Eisenbahn, und über diese Bahn läßt man die in den darüber liegenden Wäldern gefällten Stämme, Sägeblöcke und auch das Scheiterholz heruntergleiten. Wenn einer zufällig zur Seite rutscht, so ist dem Uebelstand leicht abgeholfen. Allein dies geschieht nicht oft und das beständige Heruntergleiten des Langholzes ist eines der interessantesten Schauspiele, welche man im Hochgebirg zu Anfang des Winters sehen kann. Die Stämme sind natürlich zuvor schon ganz ausgeästet, bevor man sie auf den Rießen herunterschleift.

Zum größten Teil gehören die Aeste von Rechtswegen den Bewohnern der benachbarten Dörfer, welchen es anheimgestellt bleibt, dieselben herunter zu bringen so gut sie können. Da die Stämme früh im Herbst zugerichtet werden, so liegt in dieser Anordnung keine Ungerechtigkeit. Die Dorfbewohner erscheinen entweder selbst am Orte des Holzschlags oder schicken ihre Vertreter dahin, und das Ast- und lose Brennholz und Reisach wird in gerechten Portionen unter ihnen ausgeteilt. Die ärmeren Bauern schaffen ihren Anteil meist schon in grünem Zustande auf ihrem eigenen Rücken oder demjenigen ihrer Weiber und Töchter nach Hause; die Reicheren und Verständigeren lassen es droben liegen, bis sie das Heu herunter geholt haben, und schlitten es dann nach Hause, weil sie glauben, der Frost und sogar der gefrorene Schnee, wenn er nur sorgfältig abgeklopft werde ehe man das Holz aufbewahrt, verbessere nur dessen Qualität und erhöhe dessen Heizkraft; sie sagen, Holz welches erst tüchtig durchgefroren sei, gebe mehr Hitze. So werden dann Klafterholz, Stangen und Reisach ebenfalls zu Schlitten heruntergebracht, wenn man mit dem Heuholen zu Ende ist.

An Orten, wo man Vergnügen sucht, eröffnen sich natürlich dem Armen noch viele andere Erwerbsquellen. Das Abkehren des Schnees von der Eisfläche der Seen und Weiher, die außerdem für Schlittschuhläufer nicht

brauchbar sein würde, ist eine der nutzbringendsten Beschäftigungen, wird aber meist an unternehmende Kapitalisten in kleinerem Maßstabe vergeben, welche die Arbeit von anderen besorgen lassen und von den Kunden für die Benützung der Eisbahn eine kleine Vergütung erheben. Auch die Errichtung von Privateisbahnen für Zwecke des Schlittschuhlaufens und Schlittenfahrens und ähnliches ist eine Quelle des Gewinns für die Wohlhabenden und des Verdienstes für die Armen; allein die Schilderung dieser Dinge sparen wir vielleicht besser für einen anderen Artikel auf. Es ist schon von einiger Bedeutung, sagen zu können, daß im Winter kein Oesterreicher, welcher das Recht oder die Pflicht hat, in Alpendörfern zu wohnen, von Hunger und Kälte zu leiden hat, wenn er nur geneigt oder imstande ist, harter Arbeit sich zu unterziehen, und daß er, wenn er physisch dazu unfähig ist, durch seine Nachbarn und die öffentliche Wohltätigkeit reichlich und sogar zärtlich verpflegt wird. Ist er aber einfach faul, gleichgültig und leichtsinnig, so wird ihm, wie wir zugestehen müssen, das Leben wahrscheinlich nicht angenehm gemacht werden.

Die Straßenbahn im Orient.[1]

Wenn jemand, der die Romantik noch ein wenig schätzt, die Kunde vernimmt, daß Damaskus eine Pferdebahn bekommen soll, so wird ihm dies sicher schwer auf die Seele fallen. Und diese Stimmung wird nicht erleichtert, wenn man erfährt, daß die Wagen von jener Art sein werden, welche mit einem „Bobtail“ versehen sind, einem Hinterperron für Raucher und Stehplatzfahrer. Von da an wird die alte melancholische Stadt des Uz, des Sohnes Ahrams, des Paulus und Pompejus, des Aretas und des Tamerlan, des Sultans Selim und des Richard Burton — von einer Pferdebahn durchkreuzt werden, eine der prosaischsten Erfindungen amerikanischer Zivilisation wird das Siegel des Modernen dem Zentrum des alten heiligen Landes der Wunder, Syrien und Palästina, aufdrücken! Die stillen Straßen, in denen der Ruf des Kameeltreibers und das Geschrei der Eseljungen nur selten sich mit dem Geräusch eines Wagens mischt — sie werden ertönen unter dem Geläute der Trambahnglocke, sie werden widerhallen von dem heisern Rufe des Kutschers! Der Preis für die ganze Strecke soll nur einen Piaster betragen. Ohne Zweifel wird der alte, ergraute Türke diese neueste Mode der „Ungläubigen“ zuerst mit mißgünstigem Auge ansehen; allein er verschließt sich auf die Dauer nicht nützlichen Verbesserungen, besonders wenn diese geeignet sind, körperliche Anstrengungen zu vermindern, die er so gar wenig liebt. Vor allem wird sich das Unternehmen auf die Fremden stützen, aber man darf als sicher annehmen, daß der Hinterperron auch bald von Gläubigen besetzt sein wird, welche die Moschee oder den Markt aufsuchen wollen. Der Kaufmann wird nicht lange zögern, sich vom Khan Asad Pascha nach der Bizurjeh mit dem Wagen der Ungläubigen zu begeben, wenn ihn die Stunde des Gebetes nach der großen Moschee ruft. Der Pilgrim, der, um seine Füße zu schonen, nicht seinen Sparpfennig hingibt für eine Tour nach Tekijeh, jenem heiligen Hause, welches Sultan Selim am Ufer des vom Syrier Naaman so hochverehrten Stromes Abana gründete oder nach dem Senaniyeh, dem mit grünen Ziegeln gedeckten Minaret, welches an die Zeiten erinnert, wo Damaskus die Gebethäuser der Gläubigen mit so prächtigem Material versah — müßte in der That sehr arm sein. Der Reisende wird ferner nicht nötig haben, sich durch Ortsunkenntnis beunruhigen zu lassen: der Pferdebahnkondukteur wird ihn absetzen am Leprosenspital, wo, wie eine Legende berichtet, Naaman gewohnt haben soll. Für zwei Pence Fahrgeld wird er nach dem östlichen Thore befördert werden, in dessen Nähe bekanntlich Paulus die Vision am Himmel erblickte. Nimmt er noch ein paar Münzen mehr aus seinem Beutel heraus, so kann er zu dem einstigen Hause des Neanias gelangen, jenes Mannes, der die Blindheit des Paulus heilte, oder gar an jene Stelle, wo der Apostel in einem Korbe von der Mauer herabgelassen wurde. Der orthodoxeste Hadji kann also somit zufriedengestellt werden. Ganz Damaskus ist übersäet mit Betstätten, und zweimal des Jahres, wenn die Stadt von Persern und Tscherkessen, Anatoliern, Arabern und allen Sorten von Moslims überfüllt ist, können die Gläubigen, welche jetzt drei Meilen nördlich von Damaskus zum Heiligtum Abrahams zu pilgern gezwungen waren, nunmehr in aller Seelenruhe mit der Straßenbahn fahren. Das heißt mit einem Schlage zwei Fliegen treffen; sie werden die Befehle ihres Propheten redlich erfüllen und gleichzeitig die Dividende der Pferdebahngesellschaft vermehren.

Betrachtet man jedoch die Sache von der poetischen Seite, so ist dieselbe doch recht betrübend: die rohe Gegenwart profaniert die große heilige Vergangenheit! Wo einst die Märchen von „Tausend und eine Nacht“ gedichtet wurden, schreibt nun der Direktor der „Limited Liability Company“ jetzt hocherfreuliche Jahresabschlüsse! Doch das läßt sich nicht umgehen. Von allen Ländern, wo noch ein Gefühl für das Altertümliche existieren mag, ist es im geringsten Grade der Osten, wo dasselbe auch Nahrung findet. Wer im Orient lebt und sein Glück versucht, ist nicht in der Lage, der luxuriösen Romantik Opfer zu bringen; im Gegenteil, er tritt ein für jede Verbesserung, welche ihm Vorteil bringt, und lernt gar bald jene Jeremiaden der „zum Vergnügen“ Reisenden über die Abnahme der Romantik geringschätzen oder gar verlachen. So wenig wie irgendwelche der östlichen Städte kann Damaskus über Neuerungen sich beklagen; dennoch konnte

[1] Frei übersetzt aus dem „Evening Standard“ von Rittner-Lübeck.

diese alte Stadt am Abana-Flusse ihrem Schicksal nicht entgehen. Sie ist freilich auch weniger reich an Altertümern als an Ueberlieferungen. Man hat die alten Bauten neu aufgeputzt, die alten Lampen durch „moderators“ mit den neuesten Vervollkommnungen ersetzt. Die sogenannte „gerade“ Straße kann man nicht mehr nachweisen, denn sie ist mit Ausnahme weniger Säulen gänzlich überbaut. Das Innere des Kastells ist ein Haufen Trümmer und die große Moschee mit der mythischen Höhle, in welcher das Haupt des Täufers Johannes in einem goldenen Kasten aufbewahrt wird, ist so verwüstet, daß man kaum noch die Spuren irgendwelcher bestimmten Zeitepoche in ihrer bunten Architektur zu erkennen vermag. Was Griechen und Römer bauten, zerstörten Araber und Mongolen; die Türken ließen erst recht alles verfallen, und nun kommt der gewinnsüchtige Christ und spielt die Rolle eines „Sappeur“, dem, wie man zu sagen pflegt, nichts heilig ist. Man hat die Straßen vom Unrat gesäubert und erweitert, eine französische Gesellschaft hat eine neue Kunststraße über den Libanon nach Beirut hergestellt, die man als bahnbrechend für eine baldige Eisenbahn ansehen darf. Dennoch war es bis zur Eroberung der Stadt durch Ibrahim keinem Christen oder Islamiten erlaubt durch die Straßen zu reiten, die jetzt von den Schienen der Pferde-Eisenbahn durchfurcht werden sollen. Sogar zu jener Zeit noch, als bereits die Stadt den Vertretern der fremden Mächte geöffnet war, betrat sie der englische Konsul nur unter einer starken Eskorte ägyptischer Soldaten. Noch später, im Jahre 1860, als die mohammedanische Bevölkerung zunahm, verbrannte dieselbe in ihrem Fanatismus das Christenquartier und ermordete trotz des Einspruchs Abdel Kaders, der damals Präfekt der Stadt war, mehr als 3000 Männer, während andere Tausende vor Hunger, an erhaltenen Wunden und infolge erlittener Entbehrungen während jener zwei Tage des Anarchismus und des Mordens starben.

Es ist also nicht zu leugnen, daß Damaskus im letzten Viertel dieses Jahrhunderts Fortschritte in seiner Entwickelung gemacht haben muß, da es ja heute im Begriffe steht, eine Pferdebahn zu bekommen. Damaskus erfährt nun das Schicksal oder, richtiger gesagt, das Glück, welches schon mancher anderen altberühmten Stadt zuteil geworden ist. Wir haben nicht nötig auf Konstantinopel hinzuweisen oder Kairo oder Algier, welches letztere ja ganz und gar ein kleines Paris geworden ist. Es wäre zwecklos, sich über die Modernisierung Roms zu betrüben — die Römer selbst sind sich eines großen Verlustes nicht bewußt — oder deshalb, weil heutzutage eine Nilreise auf einem hocheleganten Dampfer unternommen wird oder weil in dem hundertthorigen Theben ein englisches Hotel errichtet ist. Trotzdem aber macht es einen merkwürdigen Eindruck, die Hauptstadt Harun-al-Raschids von Pferdebahnwagen durchkreuzt zu sehen, obwohl die Thatsache feststeht, daß diese Annehmlichkeit bereits seit vielen Jahren in Bagdad eine bekannte Sache ist. Für 25 Pfennig kann der Reisende nach den Schiitischen Heiligtümern zu Kazimain fahren; diese Linie rentiert übrigens so gut, daß keine Aktie mehr zu haben ist. Als der unglückliche Midhat Pascha Gouverneur jener Provinz war, hielt er seine Beamten an, sich an dem neuen Unternehmen zu beteiligen; sie thaten es, wenn auch nicht ohne einige Besorgnis für die Zukunft. Als sie aber 100 Prozent mit ihrem Gelde machten, sahen sie ein, daß der fortschrittliche Pascha ein recht kluger Mann war. Jetzt kann man ganz bequem nach Zobeide's Grab fahren, und in kurzer Zeit wird eine Trambahn nach den Ruinen von Babylon und Kerbela, vielleicht sogar nach den Ruinen von Ninive, gelegt sein. So ist es allenthalben. Vor zehn Jahren war es bei Todesstrafe verboten, die große Moschee von Kairouan zu betreten, und ein Judenknabe, der unvorsichtiger Weise einen osmanischen Spielkameraden in eine Moschee zu Tunis trieb, wurde ohne weiteres getötet.

Heute kann der Fremde, der nach Merkwürdigkeiten späht, ebenso ungeniert die heiligen Orte von Kairo, wie jene von Konstantinopel und Kairuan aufsuchen. Es geht sogar die Rede, eine Pferdebahn nach jenem einst gesonderten Zentrum des mohammedanischen Fanatismus zu legen, und der Muezzin ist beinahe schon ebenso eifrig, seine Hand nach den milden Gaben der Reisenden auszustrecken, wie der Diener einer englischen Kirche. Fez, Marokko, Mequinez, Tafilelt und Muley-Idris verharren noch in ihrem antiken Kothe, aber Timbuktu hat gewonnen, seitdem ein Dampfer auf dem oberen Nil verkehrt. Wie lange werden noch Lhassa und Kaschgar dem Andringen der modernen Zeit Widerstand leisten? Khiwa, Bokhara und Merw sind bereits ihrem Schicksale verfallen, seitdem die mittelasiatische Eisenbahn fertig gestellt ist. Man spricht bereits von einem europäischen Hotel in Dschedda, und jetzt, wo ein englischer Reiseunternehmer die indischen Pilger für eine gewisse Summe pro Kopf nach den heiligen Orten befördert, liegt auch eine Trambahn nach Mekka und Medina nicht mehr in ferner Zukunft. Das Märchen der Wüste ist zu Ende!

Auf alle Fälle muß es eigentümlich berühren, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in kurzer Zeit ein Schienenweg durch Palästina gehen und jeden über jene steinreichen Wege führen wird bis nach Jerusalem. Noch wehmütiger aber wirkt die Thatsache, daß man an der Stelle, wo der Ruf der Rahel nach ihren Kindern noch immer sehnsuchtsvoll nachhallt, in störender Weise den schrillen Pfiff der Dampfmaschine und den lauten Ruf vernehmen wird: „Bethlehem! Zehn Minuten Aufenthalt; die Reisenden nach dem Roten Meere wechseln die Wagen.“

Eine Fahrt auf dem Lulua.

Erlebnisse aus dem zentralafrikanischen Forschungsleben von Hermann v. François.

(Schluß.)

Von beiden Ufern hatten sich viele Eingeborene eingefunden. Sie lagen in ganzen Gruppen um mein Zelt herum und konnten sich nicht satt daran sehen. Bald hatte ich auch eine ganze Anzahl Neugieriger, unter denen sich vorzugsweise junge Mädchen befanden, in meinem Zelt, wo sie stumm meinem Kartenzeichnen zusahen. Um ihnen eine Freude zu machen, zeigte ich ihnen einige Abbildungen aus Hann, Hochstetter und Pokorny's „Erdkunde", die sie lächelnd in Augenschein nahmen. Als ich ihnen aber die Tafeln mit den verschiedenen Rassenköpfen aufschlug, fuhren einige erschreckt zurück und entflohen. Es war interessant zu verfolgen, wie die bildlichen Darstellungen von den Leuten erst allmählich aufgefaßt und verstanden wurden. Anfangs musterten sie dieselben ängstlich neugierig, dann aber, sobald ein bekannter Gegenstand erkannt worden war, brachen alle in ein lautes Gelächter aus.

Die Tracht der Eingeborenen unterscheidet sich von denen in Mukenge wesentlich durch den Haarputz. Während die Leute Kalamba's sämtlich kurzes oder geschorenes Haar tragen, findet man bei den Männern hier viel Federschmuck und geflochtene, mit Perlen und kleinen Kürbissen gezierte Bärte. Die Weiber dagegen haben meist geschorenes Hauptthaar oder man sah dasselbe zu kurzen Haarflechten geflochten. In den Hüfttüchern entwickeln die Frauen wenig Luxus; es genügt ihnen ein einfacher Lappen vor und hinter den Hüften, die Männer aber tragen volle Hüfttücher, die allerdings höchst zerlumpt und abgetragen aussehen. Hand- und Fußgelenke sind vielfach mit Ringen behangen. Die Tättowierung ist dieselbe, wie in Mukenge.

Während ich diese Beobachtungen anstellte, erscholl vor dem Zelte plötzlich der Ruf: „bena mupongo, bena mupongo!" Die ganze schwarze Gesellschaft stürzte hierauf in wilder Aufregung nach dem Ufer und deutete unter lautem Schreien, Johlen und Klatschen nach dem Himmel. Dort flogen harmlos und mit langsamem Flügelschlage einige Riesenkraniche, Vögel, denen der Baluba-Neger alle möglichen Schandthaten unterschiebt.

Wörtlich übersetzt würde bena mupongo „schlechte Leute" heißen. Die Bedeutung ist indessen eine sehr vielseitige und stellt gewissermaßen eine Kollektivbezeichnung für alles dar, was dem Neger unheimlich ist und wovor er sich fürchtet. Alle rätselhaften Todesfälle werden dem bena mupongo zugeschrieben. Auch eine Krankheit, nach der Beschreibung die „echten Menschenpocken", welche bei dem Stamme epidemisch aufgetreten war, sollte er erzeugt haben. Auch der Riesenkranich nun war in den Augen der Neger „bena mupongo." Obwohl das Tier wohl keinem etwas zu Leide gethan haben wird, so glauben sie doch, daß er nachts in ihre Hütten kommt und sie tötet. Möglich ist, daß einmal von dem Tiere ein hülflos auf dem Felde gelassenes Kind getötet worden ist, denn die Mütter bringen ihre Kinder sofort in Sicherheit, sobald sich der Vogel zeigt.

Eine entsetzliche Unruhe hatte sich der Leute bemächtigt; sie machten einen Höllenspektakel um die Vögel zu verscheuchen, bis diese endlich den Blicken am fernen Horizont entschwunden waren. „Bena mupongo bakuschiwua moana!" bena mupongo tötet unsere Kinder! sagte mir ein alter Neger, der ernst dem Schauspiel gefolgt war.

Die gute Laune meiner Gäste war für diesen Abend hin. Einzeln und in Familien zogen sie sich zurück und bald war ich in meinem Zelt allein. Die plötzliche Einsamkeit nach dem geräuschvollen Treiben um mich her wirkte sonderbar. Ich brauchte zwar keinen bena mupongo zu scheuchen, indessen die Eindrücke und Aufregungen der letzten Tage und die Ungewißheit über die kommenden Tage hatten mich ernst gestimmt und noch lange lag ich in schweren Gedanken auf meinem Lager, bevor ich die Augen schloß. Ich entsinne mich, daß ich in jener Nacht einen besonders lebhaften Traum hatte, der wie eine dunkle Vorhersagung die Gefahr des kommenden Tages ankündigte. Hier ist er.

Unter dichtbelaubten Bäumen lag ich auf der grünen Ufermatte und genoß den Zauber der Natur. Wunderbar schöne Vögel und Schmetterlinge flatterten lustig zwischen dem Laubwerk, von allen Seiten umgab mich ein reicher Blumenflor und die Atmosphäre war mit den lockendsten Wohlgerüchen gesättigt. An mir vorbei raste ein Trupp tiefschwarzer Neger und hinter ihnen her keuchte und ächzte ein ungelenkes Kanoe, das bei dem Ungestüm der wilden Gestalten, die es zogen, alles Unterholz krachend vernichtete. Leicht gleitet es in die hellglänzenden Wogen und zurück in eilendem Lauf stürmen die kecken Burschen nach der Stelle, wo ich erstaunt dem Schauspiel folge. Jetzt sind sie bei mir, nicken mir freundlich zu und ehe ich nach ihrem Begehr fragen kann, bin ich von kräftigen Armen erfaßt und nach dem Boote getragen. Ich ergreife das Steuer, meine schwarze Mannschaft legt die Ruder ein und in Windeseile schießt das Fahrzeug stromabwärts dem Kassai entgegen; wie Herolde der Hölle treiben wir pfeilschnell auf dem erregten Wasser über Stromschnellen dahin; ungefährdet rast das Boot zwischen den zackigen Spitzen der Steinbarren hindurch und an den Ufern entrollt sich eine märchenhaft schöne Landschaft. Unter Palmen und Bananen liegt Dorf an Dorf. Flußpferde und Elefanten, Büffel und Antilopen, Vögel und Fische beleben die Gegend. Aus dem Uferdickicht heraus treten die fremden Bewohner und halten uns gastfrei Lebensmittel entgegen, andere aber ballen die Fäuste und senden einen Hagel von Pfeilen über unsere Köpfe. Ein kühler Westwind, der Vorbote eines nahenden Gewitters, erhebt sich,

schwere Wolken verfinstern die Sonne, meine Mannschaft wird unruhig. Plötzlich, als ob ein zuckender Blitzstrahl das Boot getroffen hätte, springen die Leute mit verzerrter Miene erschrocken auf, „bena mupongo, bena mupongo!“ rufen sie verzweifelt die Hände ringend und stürzen sich hinein in die aufschäumende Flut. Ueber mir, im finsteren Gewölke aber rauschen unheimlich langsam fünf Kraniche. Ich war mit Wasser und Himmel allein, willenlos treibt mein Fahrzeug dahin, ein Spiel der Wellen. So nähere ich mich einem wildbrausenden Fall, ich sehe den tiefdunklen Schlund und rettungslos werde ich in der aufzischenden Gischt begraben. Da heben mich zarte Arme, schwarze Nymphen mit dunklen Augen und weißfunkelnden Muschelketten tragen mich sanft nach einer Insel und gleiten dann graziös und geräuschlos in die Wellen zurück. Am jenseitigen Ufer sehe ich die Eingeborenen versammelt. „Bantu Moijo!“ höre ich den Häuptling sein Volk begrüßen. „Moijo“ brüllt die Menge nach. Das Traumbild war verschwunden. Drüben am Ufer und in meinem Lager hatten sich wirklich die Eingeborenen wieder eingefunden und begrüßten sich mit dem landesüblichen: Moijo!

Schnell wusch ich mir den Schlaf aus den Augen und ließ zur Abfahrt rüsten.

Der Tag — es war der 4. Dezember — begann mit einer günstigen Fahrt. Schon nach kurzer Zeit hatten wir 15 Km. zurückgelegt. Am Inseldorf Mubieij machten wir Halt. Die Bevölkerung war nirgends zu erblicken; ich nahm deshalb an, daß die Ortschaft verlassen sei, und ließ mehrere Bananen, die hier standen, mit der Wurzel ausgraben und auf die Boote verteilen.

Als die Arbeit jedoch gerade beendet war, stellte sich der Häuptling des Ortes mit einigen seiner Leute ein und machte über den angerichteten Schaden ein höchst verdrießliches Gesicht. Ich sagte ihm, daß ich geglaubt habe, sein Dorf sei verlassen, und fügte hinzu, daß die Bananen auf unserer schattenlosen Station brauchbarer sein würden wie hier. Er mußte über meine Schlußfolgerung herzlich lachen und war auch bald zufrieden gestellt, als ich ihm für den Raub eine Entschädigung an Zeugen und Perlen aushändigte. Seine Leute aber machten mürrische Gesichter. Ich hatte das Vergnügen, sie noch eine ganze Weile vor meinen Augen zu haben, denn sie begleiteten meine Weiterfahrt bewaffnet am Lande und folgten mir auch, als ich zu Fuß auf der rechten Uferseite mit meinem Gepäck einen Wasserfall umgehen mußte. Sobald ich aber anhielt und ihnen das Gesicht zuwandte, ergriffen sie die Flucht. Sie glaubten dann wahrscheinlich, daß ich mein Gewehr gegen sie richten würde, und davor hatten sie einen großen Respekt, denn Pogge hatte ihnen den Beweis geliefert, daß der weiße Mann gut treffen kann. Die Bevölkerung steht nämlich unter der Hoheit des Häuptlings Tschilungo-Mezo, der zur Zeit Pogge's mit Kalamba in Krieg verwickelt war. Bei dieser Gelegenheit hatte Pogge den Bewohnern des rechten Lulua-Ufers eine treffliche Probe seiner Schießfertigkeit gegeben.

Wir hatten jetzt die Stelle erreicht, wo die von Osten nach Mukenge ziehenden Karawanen den Fluß zu überschreiten pflegen. Eine Stunde weiter unterhalb gab unser Landbote das Signal „Vorsicht.“ Schon von fern hörte ich starkes Rauschen und ließ daher die Kanoes ans Land gehen, um persönlich die Stelle in Augenschein zu nehmen. Die Wassermassen stürzten hier an einer senkrechten Felswand 10 m. in die Tiefe. Ein Uebergang war nirgends möglich und ich mußte mich deshalb entschließen, sämtliche Kanoes über Land um den Fall herum ziehen zu lassen.

Die kleinen Boote brachten wir glücklich hinüber, aber das große Kanoe erforderte mehr Kräfteaufwand, als wir zu leisten imstande waren. Ich griff selbst mit an, aber immer wieder erlahmten die Kräfte, und nachdem wir das Fahrzeug ein Drittel des Weges vorwärts geschleppt hatten, mußte ich die weiteren Versuche aufgeben und das schon ohnehin schadhafte Boot seinem Schicksal überlassen.

Schnell werden nun die Lasten verteilt, ich lasse die Mannschaft in die noch übrigen Fahrzeuge steigen und übernehme selbst mit dem Kanoe Kapongo's die Spitze der Flottille.

Als wir nach zwei Minuten langer Fahrt um eine Flußwindung herumbiegen, kündet plötzlich ein starkes Brausen die Nähe eines neuen Falles an. Wir waren ihm bereits so nahe gekommen, daß an ein Halten nicht mehr zu denken war. Mit reißender Wut führt uns die Strömung der aufzischenden Gischt entgegen. Kapango und sein Gefährte nehmen die Ruder aus dem Wasser, denn jetzt war nichts mehr zu thun. Wir mußten Gott und unserem guten Stern unser Geschick anvertrauen. Jetzt liegt der Fall zu unseren Füßen, ich sehe die hoch aufschäumenden weißen Schaumwellen mir entgegenzüngeln, und in demselben Augenblick schlagen die Wellen über meinem Kopfe zusammen. Als ich ebenso schnell wieder an die Oberfläche geschleudert werde, sehe ich den Rand des Kanoes neben mir. Hastig ergreife ich ihn mit der rechten Hand und fort geht es in den sprudelnden Wogen. Schneller noch wie ich selbst, werden vor mir die geraubten Bananen vom Strome fortgerissen. Plötzlich erhalte ich einen heftigen Ruck in den Arm, das Boot zerschellt an einer Felsklippe und wirbelnd führt mich das Wasser weiter stromab. Allmählich gelingt es mir, mich dem Ufer schwimmend zu nähern; eine Pandanuswurzel gibt mir den ersten Halt und kurze Zeit darauf stehe ich am Ufer und spähe nach meinen Leidensgefährten.

Nirgends eine Spur! Die schäumenden Wellen rasen nach wie vor über die Felsblöcke rauschend dahin, Stämme und Reiser brechen krachend am spitzen Gesteine und Pflanzen und Moose treiben rastlos abwärts; von meinen Gefährten aber sehe ich nichts. Mit banger Unruhe eilt mein Auge von Ort zu Ort; unstät eile ich am Ufer

hinauf und hinunter. Nichts! Ich kehre in den Strom zurück, erklimme eine Felsspitze, von der aus ich einen weiten Fernblick habe, da — Gottlob — sehe ich Kapongo und bald auch seinen Genossen, wie sie weit unterhalb im Strom stehen und die verlorenen Sachen aufzufangen suchen.

Beide hatten schneller als ich schwimmend das Ufer erreicht und waren dann den Strom hinabgeeilt, um von den Effekten zu retten, was möglich war. Den anderen Booten war es nicht besser gegangen wie uns. Sie waren gekentert, die Lasten giengen verloren, der Mannschaft gelang es aber glücklicherweise das Leben zu retten. Kalunda's Kanoe allein, welches meinen Privatkoffer enthielt, schlug nicht um, sondern fuhr im Gestein fest. In all den Unfällen war mir Fortuna noch hold geblieben. Die größte Freude empfand ich aber, als ich am Ufer angelangt wahrnahm, daß ich während des ganzen Unfalls Tagebuch und Bleistift in der Hand behalten und somit wichtige Notizen vor dem Untergang gerettet hatte. Von meinen anderen Sachen war wenig geblieben. Meine Büchse, Bett, Entermesser, Sonnendach, Toilettenkasten, alles lag in den Fluten begraben. Mein Strohhut und die schönen Bananen schwammen weiter dem Kassai zu. Der Gummi, den die Leute Tschingenge's geraubt hatten, rollte ebenfalls im Flußbett weiter. Von den Booten war leider außer dem meinigen noch ein anderes vollkommen unbrauchbar geworden.

Glücklicherweise befand ich mich der Station so nahe, daß ich jetzt an die Rückkehr zu Lande denken konnte. Ich befahl also meinen Leuten die zwei noch gebrauchsfähigen Fahrzeuge sobald als möglich nach Luluaburg zu befördern, und machte mich selbst dorthin auf den Weg. Nach einstündigem Marsch traf ich ein, kleidete mich um und empfand nach den überstandenen Mühseligkeiten und Strapazen die Wahrheit des Sprichworts: „Nach gethaner Arbeit läßt sich gut ruhen."

Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken.

Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh.

(Fortsetzung.)

Von Natal nach den Golddistrikten von Transvaal.

Die Erzählungen aus Transvaal Zurückkehrender hatten in mir das Interesse rege gemacht, die Goldfelder im südlichen Teile der Republik durch eigene Anschauung kennen zu lernen, so daß ich meinen ursprünglichen Plan, das Basuto-Land zu besuchen, aufgab. Ich hatte mir als Ziel Johannesburg, die junge Hauptstadt der Wittewatersrand-Goldfelder, erwählt.

Um dahin zu gelangen, waren die Drakensberge, die natürliche Grenze zwischen Oranje-Freistaat und Natal, zu überschreiten, der nordöstliche Teil des Freistaates zu durchqueren, um schließlich, jenseit des Vaalflusses, die Golddistrikte zu betreten.

Eine vierzehnstündige Eisenbahnfahrt bringt uns, bei fortwährender Steigung durch die ganze natürliche Stufenleiter der verschiedenen Vegetationszonen Natals, nach der Endstation Ladysmith, welches 170 e. Mln. von D'Urban entfernt ist.

Während der ersten 16 Mln. der Fahrt begleitet uns das üppige Bild fleißigen Ackerbaues, begünstigt durch das herrliche Klima, nur stellenweise abwechselnd mit immergrünem Buschwald; der Bahnkörper steigt fortwährend an, terrassen- und treppenförmig türmen sich die Berge vor uns auf, bald erinnert uns nur noch die zur Seite in tiefen, von seichten Flüßchen und Bächen gebildeten Thälern üppig wuchernde Vegetation an das subtropische Klima der Küste; später tritt die zahlreich an den Abhängen wachsende Mimose, mit ihren goldenen, herrlich duftenden Blüten an die Stelle des Buschwaldes. Dattelpalmen und Strelitzias verschwinden nach und nach und werden durch Baumfarne mit graziösen Federkronen und bartbewachsenen Stämmen ersetzt, welche an feuchten Stellen bis zur Höhe von 10 F. und mehr gedeihen. An den Felshängen haben die Riesenkandelaber der Euphorbien den mit dicker Blattkrone geschmückten Aloës Platz gemacht; mehr und mehr zeigen die abgestumpften, Pyramiden-ähnlichen Bergrücken den strauchlosen Graswuchs der Hochebenen des Innern Afrika's. Die seltener auftretenden Häuser der Kolonisten weisen nur wenig urbar gemachtes Land in ihrer Umgebung auf, dagegen deuten die zahlreich erscheinenden Schaf- und Pferdeheerden an, daß wir uns in der Zone der Rindviehzucht befinden.

Schwankende eiserne Brücken, deren unsichere Beschaffenheit die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit des Maschinisten des langsam passierenden Eisenbahnzugs beanspruchen, überspannen tiefeingeschnittene Thäler und Schluchten; die Luft verliert nach und nach ihren feuchtheißen Charakter und höher und höher hebt sich die Eisenbahnlinie, die wunderbarsten Kurven beschreibend. Jeder Bergdurchbruch ist sorglich vermieden und häufig wird nahezu ein vollständiger Kreis beschrieben, um ein Thälchen zu umgehen, dessen Ueberbrückung die Länge des Schienenkörpers auf die Hälfte reduzieren würde! Die Vermutung muß sich dem Beschauer unwillkürlich aufdrängen, daß der Erbauer dieser wunderlichsten aller Eisenbahnlinien für die „laufende Meile" des Bahnkörpers akkordiert haben mußte, ein Vorteil, welchen er auch auf's Gewissenhafteste ausgenützt hat.

Bei eintretender Dämmerung erscheinen als Vorläufer einer größeren Ansiedelung Gärten und Landhäuser und bald darauf läuft unser Zug in den hellerleuchteten Bahnhof der Landeshauptstadt Pietermaritzburg ein.

Hier wird der Schlafwagen bestiegen und schlummernd durcheilen wir die letzten 100 Mln. bis Ladysmith. Vor Tagesanbruch weckt uns das Rasseln des die Kliprivier-

Brücke passierenden Zuges — wir haben die Endstation der Eisenbahnlinie erreicht.

Ladysmith, ein aus zwei breiten Straßen bestehendes Städtchen, bildet als Terminus der Schienenstraße den natürlichen Versammlungsort unzähliger Ochsen- und Maultier-Transportwagen. Mit diesen Transportmitteln werden von hier aus neben Provisionen aller Art die Erzeugnisse der Kapkolonie und der europäischen Industrie vom Oranje-Freistaat bis nach Swazi- und Amatonga-Land, den Transvaal-Goldfeldern und selbst bis zum fernen Sambesi hinauf verfrachtet und auf diesem Wege die kulturellen Bedürfnisse eines großen Teiles Südafrika's befriedigt.

Tausende von Zugvieh füllen die Umgebung des Städtchens und überall begegnet man Gruppen von „Transportreitern", wie die Eigentümer von Frachtwaggons hier genannt werden. Es sind meist hochgewachsene, hagere, blondbärtige und scharfäugige Boers, deren einzigen Gesprächsgegenstand der Zustand der Wege im Hinterlande und die augenblicklichen Frachtpreise bilden.

Da es uns weniger auf eine rasche Beförderung, als auf eine während der verhältnismäßig kurzen Reise zu erwerbende Kenntnis von Land und Leuten ankommt, so lassen wir die raschreisenden Postwagen nach dem Transvaal unberücksichtigt und schließen einen Vertrag mit einem Boer aus dem Oranje-Freistaat. Derselbe verpflichtet sich, die 220 Mln. bis Johannesburg in etwa 14 Tagen mit seinem Ochsenwagen zurückzulegen. Das Fuhrwerk und das Gespann, 16 prächtige schwarze Ochsen, werden besichtigt und unsere Habseligkeiten auf dem hoch mit Gütern beladenen, federlosen Wagen untergebracht. Eine Hängematte, unter dem Wagengestelle befestigt, soll uns als Schlafstelle dienen. Ein Wasserkessel, Provisionen, wie Kaffee, Thee, Zucker, Biscuits und Fleischkonserven, werden beschafft, während wir uns bezüglich der Ausdehnung der Speisekarte auf mögliche Ankäufe unterwegs verlassen.

Noch am Abend treten wir die Reise an und passieren in Gesellschaft anderer Transporte neuerdings die Klip-Rivier-Brücke. Unser nächstes Ziel sind die am Horizonte sich auftürmenden Drakensberge.

Es wäre vielleicht hier am Platze, dem Transportmittel (dem Boeren-Wagen) einige Worte zu widmen.

Derselbe ist eine solid gebaute, jedem Hindernisse der abscheulichen Wege trotzende, schwerfällige, federlose, auf vier hohen, breitreifigen Rädern ruhende Maschine, welche mit einer langen, steifen Deichsel versehen ist. Die Länge eines solchen Wagens beträgt von 9 bis 10 m., die Entfernung der Achsen von einander 2 bis 3 m. In unserem Falle entbehrte der Wagen eines jeden Schutzdaches für die Fuhrleute, obwohl sonst die meisten derartigen Transportmittel am hinteren Ende ein sogenanntes Halbzelt tragen, welches zwei Menschen vor Sturm und Regen Schutz und bequeme Schlafstellen bietet. Die Ladungsfähigkeit dieser Waggons entspricht der schlimmen Beschaffenheit der Straßen und übersteigt deshalb niemals 3000 Kgr. Dies scheint eine unverhältnismäßig geringe Last für die lange Reihe stattlicher Zugtiere, welche allerdings, wie ich im Laufe der Zeit mich überzeugte, häufig, trotz allen Antreibens und der äußersten Anstrengung, der bodenlosen Wege halber sich kaum ihrer Aufgabe gewachsen erweisen.

Der Zustand der sogenannten Straßen des Oberlandes von Natal sowohl, wie jener der benachbarten afrikanischen Republiken, spottet jeder Beschreibung, und ist es überhaupt erstaunlich, daß der Verkehr möglich gemacht werden kann. Das Vorhandensein von Kunststraßen im europäischen Sinne steht natürlich ganz außer Frage.

Auf der Strecke von Ladysmith bis Johannesburg wird die Route von nicht weniger wie vier großen und mindestens sechs kleinen Flüssen und Wasserläufen durchschnitten, wovon nur zwei überbrückt sind. Die eine dieser Brücken befindet sich in der Nähe von Ladysmith, die andere überspannt den Wilge-Fluß in der Nähe der Grenze des Oranje-Freistaates, alle anderen Wasserläufe, häufig hoch angeschwollene, reißende Flüsse mit felsigen, steil abfallenden Ufern, müssen durchfahren, durchwatet oder durchschwommen werden. Selbst der Vaal-Fluß, die natürliche Grenze zwischen dem Oranje-Freistaat und der Transvaal-Republik, ein stolzer, breiter und raschfließender Strom, besitzt keine Brücke; eine schlechte Furt mit Zu- und Abfahrtsstraßen von 40% Steigung, bei welchen unregelmäßig geformte Felsblöcke, mit tiefen Löchern im Flußbette abwechselnd, die Stelle der Pflasterung einnehmen, dient hier als Ersatz. Nur bei sehr bedeutender Anschwellung des Stromes versieht eine Fähre den Verkehr, deren Konstruktion so primitiver Natur und deren Zugänge so lebensgefährlich sind, daß man sich nur mit Zagen dieses Passagemittels bedient. Zu all diesem sei noch bemerkt, daß der Transportverkehr auf diesen Straßen geradezu ein enormer ist; selten werden ganz unbelebte Strecken durchzogen. Die ganze Länge bis Johannesburg und Pretoria ist zu gewissen Tagesstunden von einer endlosen Reihe von Transportwagen bedeckt, welche ausnahmslos auf eine oder die andere Weise Geld und Geldeswert ins Land bringen; dessen ungeachtet sieht sich auch nicht eine einzige der verschiedenen Regierungen, deren Gebiet berührt wird, veranlaßt, auch nur im bescheidensten Maße etwas zur Förderung dieses Verkehrs und zur Erleichterung desselben zu thun. Stellenweise trifft man allerdings ein halbes, vielleicht auch ein ganzes Dutzend Kaffirarbeiter, welche an den schlechtesten Wegstellen anscheinend auszubessern suchen, aber ein ernstliches Eingreifen darf nicht erwartet werden. So muß sich denn der Verkehr seine Straßen selbst suchen.

Die natürliche Folge ist, daß flache Stellen mit gutem Untergrunde eine „einzige" Wegspur zeigen, während an anderen Orten, mit schwierigem oder morastigem Terrain, sich die Straße in ein Dutzend oder mehr weitbogige Abzweigungen spaltet. Solche Defilés bedecken oft Hunderte von Morgen Landes und nehmen zuweilen eine einem

doppelten Fächer ähnliche Form an, dessen beide Stielenden die Straßenverlängerungen auf festem Boden bilden. Wie oben angedeutet, sind die Ursachen solcher willkürlicher Fahrstraßen-Ausbreitungen entweder tiefeingeschnittene Bäche, Bergdefilés oder Sumpfboden.

Eine von einer solchen, durch die Bodenverhältnisse bedingten Straße durchzogene Farm büßt Hunderte von Morgen Landes ein, was aber bei der häufig sehr großen Ausdehnung der Boeren-Farmen nicht sehr viel zu bedeuten hat; umfaßt ja doch die Mehrzahl derselben „zehnmal" mehr Grundbesitz als der Eigentümer benützen will oder kann.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu unseren Gefährten zurück.

Unser Wagen hat sich in Bewegung gesetzt; in langsamem Tempo, aber weit ausschreitend, ziehen unsere Ochsen geduldig dahin. Das schwere, altmodische Doppeljoch fesselt je zwei an die Zugkette; ungegerbte Riemen vereinigen je zwei Paare Hörner. Vor dem Leitpaare schreitet ein Kaffirjunge, den Hörnerriemen in der Hand, den Tieren als Wegweiser dienend. Der Ochsentreiber, ein Makkati- oder Basuto-Kaffir und als solcher geborener Wagenlenker, hält sich an der Seite des Gespannes; seine Hand schwingt fortwährend die drei Meter lange Bambuspeitsche, mit deren Lederschnur er imstande ist, die ganze Tierreihe bis zum Leitpaare zu erreichen. Der Wagen rollt ächzend und knarrend über die schlechte Straße; das fortwährende Knallen und klatschende Niederfallen der Peitsche, die Gurgellaute, mit welchen die Treiber ihre Tiere anzufeuern suchen, unterbrechen die friedliche Stille der Nacht. Das Mondlicht allein zeigt uns den Weg; endlos auf und ab rollt sich der Boden, Hügel auf Hügel wird erklommen, da dreht sich plötzlich die Straße, eine Bachrinne wird sichtbar, der Wagen rollt schwerfällig, in allen Fugen erzitternd, die Böschung hinab, der Wasserfläche zu. Peitsche und Zuruf ermuntert die Tiere, die Gespanne ziehen stetig an, und das Hindernis ist überwunden. Wieder ist der Uferrand erstiegen, wobei sich der unbehülfliche Wagen bedenklich zur Seite neigt; glatte Felsstücke, ausgefahrene Geleisspuren lassen jeden Augenblick einen Zusammenbruch, eine Gefährdung der Ladung erwarten. Glücklicherweise bewähren sich Fuhrwerk wie Gespann, von welchem nicht ein einziges Stück aus seiner stetigen Gangweise gekommen ist.

Auf dem Hochufer wird Halt gemacht für den Rest der Nacht — die Ochsen haben für heute ihre Pflicht gethan, sie haben drei Stunden „getrekkt" (gezogen). Nach Mitternacht oder in der Morgenfrühe soll ein weiterer dreistündiger „Trek" folgen, der sich gegen Mittag nochmals mit einer zweistündigen Dauer wiederholt. Mit diesen acht Stunden Arbeit ist ein reichliches Ochsentagewerk gethan und der Rest der Tagesstunden bleibt dem Zugvieh überlassen, um sich sein Grasfutter zu suchen und zu ruhen.

Unsere Fuhrleute haben uns, nachdem die Zugtiere Versorgung gefunden, ein Holzfeuer angezündet; bald singt das Wasser im Kessel, der Thee macht die Runde und die tröstende Pfeife wird hervorgeholt. Der ganze Wagentroß, welcher wie wir, demselben Ziele zustrebt, ist unserem Beispiele gefolgt. Die Wagen sind zu einem großen Parke aufgefahren, die Feuer glimmen allenthalben; bald legt sich der Tumult des Ausspannens; nur hin und wieder bringen Stimmen vom nachbarlichen Lagerfeuer zu uns herüber; auch diese verstummen nach und nach. Herrlich spannt sich der klare, sternenblitzende Nachthimmel über uns aus, es herrscht eine erhabene Stille; kaum daß der scharfe Schrei eines Nachtvogels oder das Brummen eines behaglich wiederkäuenden Ochsen dieselbe unterbricht. Alles scheint zu schlummern, meine Pfeife ist erloschen, und so will auch ich beim Scheine des langsam verglimmenden Lagerfeuers meine Hängematte aufsuchen.

Allzu kurz erschien mir der Genuß, als die ersten Laute des Wiedererwachens der Karawane und die Vorbereitung zum Aufbruche mich unsanft aus tiefem Schlafe erweckten. Es war drei Uhr des Morgens. Schnell werden die in der Umgebung rastenden Zugtiere zusammengetrieben und angeschirrt. Ein Reisegefährte nach dem anderen kriecht unter seinen Wolldecken hervor und schüttelt mühsam die Schlaftrunkenheit ab. Ehe noch der östliche Horizont mehr als einen fahlen Schimmer des jungen Tages zeigt, hat unser Morgentrek begonnen.

Langsam und stet geht es weiter, nach und nach lichtet sich der Himmel, die Straße und deren Umgebung zeigen sich deutlicher, die über den „Vleys" (sumpfigen Niederungen) lagernden Dünste fliehen vor der Allkraft der aufsteigenden Sonne, Vogelstimmen ertönen aus Gras und Busch und der Tag bricht an.

Wir ziehen ein weites, sich windendes, grasbewachsenes Thal entlang, welches von tiefeingeschnittenen, in dicht bewachsenen Bodensenkungen endigenden Regenrinnsalen quer durchschnitten ist. Die Hügelreihen zur Rechten und Linken sind mit Felsstücken besäet, zwischen welchen Aloë und baumartiges Gesträuch spärlich auftritt. Vereinzelte Bauernhöfe, meilenweit auseinander liegend, erscheinen an den Hügelhängen, umstanden von hochstämmigen Eucalypten, Trauerweiden oder Cypressen. Vor uns türmt sich Berg an Berg, in blauer Ferne erscheint mit langgestreckter, scharfgeschnittener Kante der Höhenzug, welchen wir durch den Van Reenens-Paß umgehen sollen, um in den Oranje-Freistaat zu gelangen.

Zwischen diesem Ziele und uns liegen noch 1½ Tagereisen. Inzwischen ist es 7 Uhr geworden, die Ochsentreiber halten an und die Rastszenen wiederholen sich — es wird gefrühstückt und bis Mittag der Ruhe gepflogen. Mich erfaßt der Wunsch, die unfern von unserem Lagerplatze sichtbaren zahlreichen Kaffirkraale zu besuchen. Ich finde nur Weiber und Kinder zu Hause, die männlichen Besitzer befinden sich bei ihren Heerden auf der

Waide. Durch den mit mannshohem Flechtwerk eingefriedigten Hofraum gelange ich zu der großen, bienenkorbartig aus Riedgras kunstvoll geflochtenen Zentralhütte, welche von zwei kleineren Hütten flankiert ist; dieselbe ist leer. Dagegen finde ich mich, nachdem ich durch den kaum 4 Fuß hohen, als Fenster und Rauchfang gleichzeitig dienenden Eingang einer der kleineren Bauten eingetreten bin, der Besitzerin mit ihrem nackten Kindersegen gegenüber. Die „Dame" ist knieend eifrig beschäftigt, mittelst eines kaum faustgroßen Reibsteins in einer großen Holzschale Maiskörner zu zermahlen. Den ebenso anstrengenden wie langsamen Prozeß sucht sie sich durch das Absingen eines einförmigen, von dem Geräusch des Reibsteins taktmäßig begleiteten Liedes zu erleichtern, dessen Refrain von den Kindern aufgenommen wird, und welches in der Nachbarhütte ein monotones Echo findet.

Angeknüpfte diplomatische Unterhandlungen erweisen sich durch Ueberlassung von Hühnereiern erfolgreich; noch bewundere ich höflich die fetten schwarzen Kinder und nicht minder das ebenso fette und schwarze Schwein, welches sich kameradschaftlich mit denselben in der Hütte herumtreibt, und wende alsdann die Schritte dem Lager zu, von dem befriedigenden Bewußtsein erfüllt, daß es Eierkuchen zur Mittagstafel gibt.

Inzwischen waren die Ochsentreiber emsig thätig, ihr eigenes Frühstück zu bereiten. In einem großen, eisernen, dreifüßigen Topfe brodelt der dicke Mealiemehlbrei (Mais), jene Nahrung, welche, mit etwas Salz gewürzt, häufig Wochen-lang des Kaffirs Frühstück, Mittags- und Abendessen bildet. Im Kreise um den Topf kauernd, greift jeder mit seinem kunstvoll geschnitzten, langstieligen Holzlöffel in den zähen Brei und läßt unglaubliche Mengen verschwinden.

Heute aber soll es ein Festmahl geben; meine Fuhrleute haben sich auf irgend welche Weise, ich fürchte fast unrechtmäßig, einen Angora-Ziegenbock aus den ringsum zahlreich weidenden Heerden angeeignet, getötet und zerlegt. Einzelne Teile desselben werden gesalzen, so gut es geht getrocknet, um während der nächsten Tage verzehrt zu werden. Andere Stücke schmoren auf den Kohlen, lüsternen Auges von den auf Fleischkost ungemein gierigen Kaffirs bewacht. Lunge, Herz und Leber des hochduftenden Ziegenbockes bilden die hauptsächlichen Leckerbissen; alle übrigen Eingeweide werden horribile dictu! mit ihrem halb- und ganz verdauten Inhalte vor dem Feuer gebraten und meistens erst halb gar, mit den Fingern zerrissen, verspeist. Dieses appetitliche Mahl wird mit einer tüchtigen Quantität Maisbrei's und der nie fehlenden Pfeife Tabak beschlossen, zu welch letzterer jedoch kein Kaffir nach dem Essen greift, ohne sich zuvor gewissenhaft Mund und Zähne gereinigt zu haben.

Wir haben jedoch auch noch raffiniertere Feinschmecker unter unserer schwarzen Gesellschaft. Da wird unter anderm eine zu drei Vierteilen mit Wasser angefüllte Glasflasche herbeigeholt, das durchbohrte spitze Ende eines Kuhhorns durch den Flaschenhals in's Wasser eingeführt, während das obere offene Ende eine ansehnliche Quantität getrockneter Dakkah-Blätter (einheimischen Hanfes) aufnimmt. Diese Füllung der primitiven Wasserpfeife konsumiert der Raucher, nachdem solche in Brand gesetzt worden, derart, daß er seine Lippen an den Flaschenhals setzt und durch den Spalt zwischen Horn und Flasche den durch das Wasser geleiteten Rauch aufsaugt. Nach kurzer Zeit nötigt ein krampfartig auftretender Husten zur Aufgabe dieses problematischen Genusses und der Apparat geht in eine andere Hand über. Der stärkste Hustenanfall wird als die höchste Potenz des Wohlbehagens betrachtet, weshalb schließlich die ganze Gesellschaft in einen höchst unharmonischen Hustenwettstreit gerät. Eine Dakkah-schwelgende Gesellschaft hat deshalb auch eine entschiedene Aehnlichkeit mit einer Klasse Schuljungen, in deren Mitte plötzlich eine Grippe-Epidemie zum Ausbruch gekommen ist. Der Mißbrauch des Dakkah verursacht einen an den sich umflorenden Augen des Rauchers bemerklichen, einem beginnenden Opium- oder Haschischrausche ähnlichen leichten Grad narkotischer Betäubung, auf welche eine akute Erschlaffung des ganzen Nervensystems folgt; Gewohnheits-Dakkah-Raucher werden deshalb als schlechte Arbeiter gemieden.

Der Mittags- und Nachttrek bringen uns immer höher in die Berge und wir suchen den Schlaf, beruhigt durch die Versicherung der Fuhrleute, daß uns der nächstfolgende Tag über den schon sichtbaren, höchst schwierig erscheinenden Paß in den Oranje-Freistaat bringen wird. Gewöhnlich beansprucht die Paßüberschreitung einen vollen Tag, da der letzte Anstieg ungemein steil, an manchen Stellen bis zu 40% Steigung aufweist. Die Beschaffenheit dieses Teiles des Weges bis zum Défilé selbst unterscheidet sich in nichts von jener der bereits beschriebenen der früheren Strecken; ja dieselbe erweist sich dem Fortkommen eher noch ungünstiger. Die oberen Schichten sind hier stark thonhaltig, welcher Thon sich beim geringsten Regen in einen bodenlosen Morast zu verwandeln pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Kommerzielle Hülfsquellen der Nyassa-Region in Zentralafrika. Der britische Konsul am Nyassa-See, Mr. A. G. S. Hawes, macht in seinem Bericht für 1886 über den Handel des Nyassa-Gebiets einige nützliche Bemerkungen in Betreff der kommerziellen Aussichten dieses Bezirkes. Der Bericht, dessen Erscheinen angeblich wegen der Schwierigkeit, zuverlässige Auskunft über die Hülfsquellen dieser Region zu erhalten, verzögert worden ist, handelt vorzugsweise von den künftigen Aussichten des Landes, da der gegenwärtige Handelsverkehr ein sehr beschränkter ist. Die Einfuhr übersteigt das

gewöhnliche Geschäft einer einzigen Handelsgesellschaft nicht, und die Ausfuhr ist vergleichsweise noch unbedeutend. Die Ausfuhr an Elfenbein für das Jahr 1886 belief sich auf ungefähr 22,000 Pfund. Die Mehrzahl davon findet ihren Weg nach der Küste entweder durch die Hände der Araber oder durch unmittelbare Ausfuhr von Seiten der Häuptlinge. Um einiges von diesem Handel nach europäischen Märkten abzuleiten, ist Herr Hawes der Ansicht, die Europäer müssen ebenfalls in so lange mit Gewehren handeln, als die Eingeborenen von der Küste es auch thun. Er rät übrigens, in der Einführung der Munition einen großen Unterschied zu machen. Die Ablenkung irgend eines Teiles des Handels wird übrigens nicht ohne Schwierigkeit durchzuführen sein, da die arabischen Händler ihre eigenen Interessen ängstlich überwachen und durch den Verkauf von Spirituosen und den Ankauf von Sklaven den eingeborenen Häuptlingen sehr entgegenkommen. Herr Hawes betrachtet den Verkauf von Spirituosen an die Eingeborenen für die eigentliche Ursache der Gefahr für Ansiedler in diesen Gebieten. Die Ausfuhr außer von Elfenbein und Oelsaat ist noch klein und gegenwärtig unlohnend. Oelsaaten wachsen frei in den Niederungen des Makololo-Landes und würden mit niedrigen Frachten und einer wohlorganisierten Verbindung auf dem Flusse wahrscheinlich zu einer lohnenden Ausfuhr werden. Baumwolle wächst natürlich in den niedrigeren Thälern des Schiré, da im höheren Lande der Boden anscheinend für ihren Anbau zu lehmig und eisenschüssig ist. Sie wird übrigens nirgends in genügender Menge zur Ausfuhr angebaut, und über ihre Güte ist nichts Genaues bekannt. Unter den Naturerzeugnissen des Nyassa-Gebiets führt der Bericht Kautschuk, Indigo, Strophanthus (vegetabilische Seide) und Faserstoffe auf, welche möglicherweise Handelsartikel abgeben. Kautschuk findet sich vorerst nur in geringer Menge, was von der verheerenden Art und Weise herrühren soll, wie die Eingeborenen den Saft gewinnen; aber der Anbau der Kautschukpflanze durch die Europäer beginnt die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich zu ziehen. Indigo wächst überall an den Abhängen des Zomba-Berges wild; die Pflanze bildet einen großen Busch, ist perennierend und dürfte sich, nach Herrn Hawes' Ansicht, wegen ihres üppigen Wuchses sehr zum Anbau eignen. Der Strophanthus, welcher die vegetabilische Seide liefert, ist eine Schlingpflanze, aus deren Samen oder Frucht ein starkes Gift gewonnen wird. Im Jahre 1886 wurden 1100 Pfund vegetabilische Seide aus diesen Bezirken ausgeführt und auf dem Londoner Markt mit neun Mark per Pfund bezahlt. Herr Hawes gibt einige interessante Einzelheiten über die Zucht dieser Pflanze, welche in Europa noch verhältnismäßig wenig bekannt ist. Die Faser wird hauptsächlich von den Eingeborenen benützt und muß gegenwärtig noch als ein zweifelhafter Ausfuhrartikel bezeichnet werden. Was den Anbau von Kaffee anbelangt, so haben die Ergebnisse zweijähriger Versuche die Erwartungen der Pflanzer nicht verwirklicht. Der gewonnene Kaffee ist von unleugbarer Güte, allein es bedarf erst weiterer Erfahrung, ehe man seinen Anbau als erfolgreich bezeichnen kann. In dieser wie in allen anderen Richtungen liegt die Schwierigkeit in dem Mangel an einheimischen Arbeitskräften. Zuckerrohr gedeiht vortrefflich im Zomba-Bezirk und ist reich an Zuckerstoff. Auch einige Theepflanzen sind eingeführt worden und scheinen trefflich zu gedeihen, allein man kann über die Aussichten der Theepflanzung noch nichts Definitives sagen. Auch Cinchona-Pflanzungen sind versucht worden und zeigen alle Aussicht auf Gelingen, denn die dreijährigen Pflanzen sind nun schon sechs Fuß hoch.

Aus einer anderen Quelle erfahren wir mit Bedauern, daß zwischen den Eingeborenen und den Arabern am Nordende des Nyassa-Sees ernstliche Feindseligkeiten ausgebrochen sind. Ein Privatbrief vom 21. Oktober 1887 aus Bandawé, Livingstonia, meldet, die Eingeborenen von Wankonde seien in einen Streit mit Arabern geraten, infolge dessen auf beiden Seiten Blut vergossen worden sei. Die Wankonde erschlugen 29 arabische Weiber, welche in ihrem Dorfe Lebensmittel einkauften, und 5 Männer, worauf die Araber alle Dörfer der Nkonde von Mpata bis zum See plünderten und niederbrannten. Die Wankonde sind alle nach Ngerenge, dem Dorfe Tse Chungu's am Lufira, dicht am See, geflohen und haben die Araber im Besitz des Landes gelassen. Die Araber versichern, sie werden dasjenige behaupten, wovon sie Besitz ergriffen haben, und diejenigen Leute, welche zurückkehren, werden gezwungen werden, ihnen Tribut zu bezahlen, die Weißen nicht ausgenommen, falls sie dableiben. Inzwischen mögen vielleicht noch weitere Kämpfe stattgefunden haben. Auf obige Nachrichten hin giengen Konsul O'Neill, Konsul Hawes und Mr. Fred. Moir in der „Itala" nach Karonga und entsetzten den Agenten der afrikanischen Seengesellschaft und den Missionar Revd. Alexander Bain, welche genötigt gewesen waren, innerhalb eines steinernen Forts oder einer Verpfählung Schutz zu suchen und eine streng neutrale Politik zu beobachten. Die letzten Nachrichten, welche über diese Ereignisse seither nach England gelangten, waren nach unserem Gewährsmann ein Telegramm, das kurzweg meldete: „Der Weg nach Nyassa versperrt."

* Eine Reise in die Hochlande von San Domingo. Im vergangenen Sommer machte Baron Eggers einen kurzen Ausflug in das beinahe unbekannte Innere von San Domingo, in dessen Verlauf er den gebirgigen Bezirk erforschte und die Pflanzenwelt jener hohen Region vollständig studierte; außerdem entdeckte er einen Weg, auf welchem die Erforschung jener wenig bekannten Gebirgsregion mit Leichtigkeit ausgeführt werden kann. Wir entlehnen die nachstehenden Einzelheiten dem eigenen Reisebericht des Forschungsreisenden, welcher im 2. Heft von „Petermann's Mitteilungen" von 1888 enthalten ist. Er verließ Puerto Plata an der Nordküste am

2. Mai und befand sich ungefähr um die Mitte desselben Monats in Jarabacoa am Rio Yagui, nachdem er unterwegs Santiago passiert hatte. Während seines Aufenthaltes in Jarabacoa bestieg er den Monte Barrero (4100 F.) in der Nähe der genannten Stadt. Die steilen Abhänge dieses Piks sind mit hohen Nadelholzwäldern bedeckt. In den kleinen Schluchten und zwischen den Felsspalten beobachtete der Reisende viele interessante Pflanzen, z. B. die dunkelrote Fuchsia triphylla, eine hellrote Siphocampylos, eine große Pentarhaphia und eine wunderschöne Cyathea; ebenso fand er eine große Menge bisher unbekannter Pflanzen, mit Einschluß eines Ilex, mehrere Compositen, Labiaten ꝛc. Dagegen scheint das Tierleben in diesen Nadelholzwäldern ein sehr dürftiges zu sein; es gibt kaum einige Insekten, und der einzige Vogel, welcher zu sehen, war eine Krähe. Ende Mai brach der Reisende mit einer kleinen Gesellschaft von Schwarzen in genau südlicher Richtung nach dem Thal von Constanza auf. Der Weg führte über die Schulter des Monte Barrero und dann in gewundenen Kurven den höheren Bergzügen entlang, welche überall mit Nadelhölzern bedeckt sind. Nach einigen Meilen führt ein sanfter Abstieg nach dem Rio Jimenoa herab, welcher in die Bergkette in einer Höhe von 3900 Fuß über dem Meeresspiegel einschneidet und auf seinem vergleichsweise kurzen Laufe nach dem Rio Yagui unterhalb Jarabacoa einen Fall von nicht weniger als 2200 Fuß hat. Die Ufer dieses klaren und raschströmenden Flusses sind mit Laubwäldern bekleidet. Aus dem Thale des Jimenoa stieg die Gesellschaft wieder bergan und überstieg die Gipfel La Cumbre und Rancho Quemado, deren jeder eine Höhe von 4725 Fuß hat. Bald nachdem man den letzteren verlassen hat, senkt sich der Weg zu dem Thal des Rio Tireo, eines Nebenflusses des Yuna, herab. Nachdem man über diesen Fluß gesetzt hatte, welcher zu dieser Zeit sehr voll Wasser war, erreichte unser Reisender endlich jene Savanne, welche, auf der Nord-, Süd- und Westseite von Nadelwald bekleideten Bergen umgeben, als die Valle de Constanza bekannt ist. Das Thal ist gut bewässert und liegt in einer Meereshöhe von 3840 Fuß. Seine Bewohner, etwa hundert, sind mit Viehzucht, mit dem Anbau von Bohnen, Mais, Cassava, Tabak u. dgl. beschäftigt. Das Klima ist kühl und von November bis März trocken, den übrigen Teil des Jahres hindurch aber regnerisch. Am Morgen des 28. Mai um 6 Uhr stand der Thermometer auf 15° C. Die höheren Teile der umgebenden Berge, welche beinahe überall Gold enthalten, wenn auch in sehr kleinen Mengen, sind ganz unerforscht. Vom Valle de Constanza machte der Reisende einen weitern Ausflug in südöstlicher Richtung nach einer Savannenregion, welche in einer Senkung zwischen den Bergen liegt und bei den Eingeborenen „Valle Nuevo“ heißt. Der Weg führte über waldbekleidete Berge mit dazwischenliegenden Schluchten und bildete einen fortwährenden Anstieg, bis das Valle Nuevo erreicht wurde, welches 7450 Fuß über dem Meere liegt. Die Entfernung vom Valle de Constanza in gerader Linie ist ungefähr 16 Meilen. Eine der Waldstrecken, welche der Reisende durchzog, war besonders dicht und beinahe ungangbar; schöne Moose, Farne, Orchideen, Lycopodien und andere Schmarotzerpflanzen wucherten auf den Bäumen. Das Valle Nuevo ist von niedrigen Hügeln umgeben, welche die Gipfelpunkte der Bergkette bilden; den höchsten derselben, den Pico del Valle Nuevo (8630 Fuß hoch), bestieg unser Reisender und hatte von diesem Punkt aus eine große panoramische Rundschau über einen großen Teil der Insel. Der Gipfel des Lomas Rucillas oder Pico del Yagui erschien noch etwas höher als der Pico del Valle Nuevo, was die Angabe von Schomburgk und Gabb zu bestätigen scheint, die seine Höhe auf 9500 Fuß angeben. Eine Nacht wurde in dem Thale in einem unbenützten Rancho verbracht; die Temperatur ward in der Nacht sehr kühl und der Thermometer stand Morgens 6 Uhr auf 11.1° C. Nachdem Baron Eggers einige Stunden mit der Erforschung der Umgebung und mit dem Sammeln von Pflanzen verbracht hatte, kehrte er nach dem Constanza-Thal zurück.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Beide Elemente, die Tscherkessen wie die Lasen, haben, allerdings, eine Neigung, das Mein und Dein zu verwechseln und gelegentlich etwas Wilddieberei auf fremdes Eigentum zu betreiben. Daneben eignen aber beiden auch eine ganze Anzahl vortrefflicher Wesensmerkmale, was man bisher bei uns fast noch gar nicht beachtet hat. Es gehört dahin namentlich eine gewisse Findigkeit und Betriebsamkeit. Ganz besonders haben sich in dieser Hinsicht die Lasen bewährt. Sie haben beispielsweise den Kartoffelbau in Düsdsche eingeführt.

Sie zeichnen sich übrigens auch schon durch ihr Aeußeres vorteilhaft vor ihren Stammesverwandten, den Tscherkessen, aus. Vielfach sah ich unter ihnen wahre Christusgesichter, und wollte mir es überhaupt erscheinen, als ob etwas wie semitischer Typus bei ihnen vorherrsche, während, beiher gesagt, mein Freund sie gar zu der indogermanischen Rasse zu rechnen geneigt ist.

Wie dem aber auch sein möge, gewiß ist, daß beide Stämme, Tscherkessen wie Lasen, trotz ihrer ursprünglichen Wildheit doch in hohem Grade kulturfähig sind. Düsdsche bietet dafür ein leuchtendes Exempel. Hier sind sie beide schon zahm und fruchtbringend geworden. Mein Freund rühmte mir wiederholt, wie sehr sie sich bemühten, von ihm europäische Künste aller Art zu erlernen.

Haben sie so im schroffen Gegensatz zu dem echten Türken, der eine durchaus konservative und passive Natur ist, etwas Fortschrittliches in ihrem ganzen Wesen, so muß man sich aber doch wohl hüten, zu glauben, daß sich das auch bis auf das religiöse Gebiet erstrecke. Hier sind sie ebenso starr, ja fanatischer noch als der Vollbluttürke. In diesem abgelegenen Erdenwinkel bemerkt man nichts von dem Jungtürkentum, das in Konstantinopel so unverhüllt zu Tage tritt. Beispielsweise war während der Fahrt von Jsmid weder mein Zaptieh noch der Fuhrmann zu bewegen,

mir aus einem griechischen Kaufladen etwas Mastika-Schnaps zu holen. Sie hätten sich schon durch das Anrühren eines Gefäßes mit den vom Koran verbotenen Spirituosen als Inhalt verunreinigt. Und als ich mir dann selbst etwas von dem Getränk verschafft hatte und ihnen davon kredenzen wollte, wiesen sie die Zumutung mit wahrem Entsetzen zurück, ja sie duldeten nicht einmal, daß ich für mich davon in ein dem Wirt des Haus gehöriges Wasserglas goß. Die Türken, die dann wieder aus dem Gefäß getrunken hätten, würden sich ja einer großen Sünde schuldig gemacht haben. Deshalb holte man mir zu dem angegebenen Zweck einen alten Topf herbei.

Diese religiöse Strenge darf indeß von dem Andersgläubigen keineswegs als etwas Gefahrdrohendes angesehen werden. Tscherkessen und Lasen leben mit den wenigen in Düsdsche angesiedelten Christen, meist Griechen, in tiefstem Frieden, und die Möglichkeit eines Aufstandes der ersteren gegen diese letzteren ist dortselbst völlig ausgeschlossen, eine Thatsache, die für etwaige kolonisatorische Pläne sehr wichtig erscheinen muß. Ich führe nur als Beleg hierzu noch an, daß mein Freund oft genötigt ist, seine fünfzehnjährige Tochter, ein allerdings kouragiertes Fräulein, für Tage und Wochen ganz allein im Hause zu lassen, und doch ist dieselbe noch niemals auch nur im geringsten beunruhigt worden, während er selbst, mein Freund, geradezu eine Respektsperson, ein Ratgeber und Helfer in allen Anliegen für die Eingeborenen der ganzen Ebene, und das zwar in der kurzen Frist eines Jahres — so lange weilt er erst im Lande — geworden ist.

Meine ursprüngliche Absicht war gewesen, von Düsdsche weiter nach Boli zu reisen, um daselbst die projektierte Zusammenkunft mit Ismail Bey zu haben. Man gelangt dorthin in acht Stunden, allerdings nur vermittelst eines, wie man sagt, außerordentlich beschwerlichen Ueberstieges über die Ostumrandung der großen Ebene. Noch zur rechten Zeit erhielt ich aber die Nachricht von der türkischen Excellenz, daß er dringender Geschäfte halber seine Residenz vorübergehend nach Eregli am Schwarzen Meer verlegt habe und mich dort empfangen werde. Mir kam dies nur gelegen, da mir mein Freund das Litorale des Pontus bereits brieflich als sehr reich an Naturschätzen geschildert hatte, außerdem aber dortselbst auch noch ungleich mehr klassische Reminiscenzen zu treffen waren als im Binnenlande.

Bereits am 12. September war ich wieder unterwegs, diesmal begleitet von meinem deutschen Freunde aus Düsdsche. Außerdem wurde mir noch bis zur nächsten Station ein Ehrenkomitat zu Teil durch einen Griechen, einen Herrn Kartali, den Vorstand der Kaiserlichen Tabaksregie. Ich hatte demselben am Tage zuvor in seiner stattlichen Amtswohnung einen Besuch abgestattet und dabei in ihm einen ebenso liebenswürdigen wie gebildeten Menschen gefunden, der u. a. einen großen Teil des westlichen Asiens aus eigener Anschauung kannte. Besonders interessierte mich eine von ihm selbst zusammengebrachte Sammlung nützlicher Mineralien aus der Umgegend, in welcher sich bespielsweise ein schönes Stück Antimon von Adabazar befand. Das wertvolle Metall sollte dort in einem ganzen Berge anstehen.

Wir bildeten eine stattliche Kavalkade von nicht weniger als fünf Berittenen. Denn der eben genannte Herr hatte, sein Geleit besonders solenn zu gestalten, noch seine beiden Kawassen, ein paar Tscherkessen mit wahren Galgengesichtern, aufgeboten, die uns nun, bis an die Zähne bewaffnet, auf ihren kleinen aber mutigen Pferden vorausssprengten. Herr Kartali belehrte mich, daß er die beiden Kerle, die vordem selbst Banditen und Schwärzer gewesen seien, zur Bekämpfung des Tabakschmuggels unterhalte, und daß sie oft in dunkler Nacht auf den Schleichwegen in den Bergen wahrhaft blutige Gefechte gegen die Pascher zu bestehen hätten. Die Tabak-produzierenden Bauern sind nämlich, um dies gleich hier einzufügen, durch Gesetz genötigt, ihre gesamte Ernte an Tabak nach der Regie abzuführen, von wo aus dann das Produkt nach Konstantinopel weiter geht, um dort in großen Fabriken von Tausenden fleißiger Mädchen- und Frauenhände weiter auf Schnitttabak oder zu Cigaretten verarbeitet zu werden. Die Produzenten pflegen indeß vielfach bedeutende Mengen des wertvollen Krautes zu unterschlagen und selbst zu verarbeiten, um die Ware dann zu allerdings sehr niedrigen Preisen, aber doch immer noch mit viel Gewinn unter der Hand zu vertreiben, besonders natürlich nach Gegenden, wo kein Tabaksbau existiert.

Wir hatten schon bei unserem Aufbruch unsern ersten Haltepunkt, die altberühmte Stadt Prusias, jetzt Ueskük oder auch Cassaba genannt, vor Augen, denn infolge ihrer Hügellage leuchtet dieselbe wie eine kleine Bergfestung weithin durch die Ebene. Und doch beträgt die Entfernung bis dahin noch von Düsdsche aus reichlich $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Auf der ersten Strecke konnten wir schon die neue Straße benützen, die der Bey in der richtigen Ueberzeugung, daß der herrlichen Ebene von Düsdsche vor allem ein kurzer und bequemer Verbindungsweg mit dem Meere nötig sei, soeben durch meinen Freund nach dem Hafen von Akdschescheхr bauen läßt. Späterhin aber sahen wir uns genötigt, auf dem alten holperigen Pfad weiter zu reiten, denn dort arbeiteten noch Dutzende von wilden braunen Gestalten mit Hacke und Spaten an dem bedeutsamen Werke.

Die Gefilde rechts und links von uns erwiesen sich teils mit allerhand nichtsnutzigem Gestrüpp bestanden, teils aber auch von der bereits erwähnten Reiskultur eingenommen. Die dergestalt bestellten Felder machten von weitem täuschend den Eindruck von Gerstenfeldern. Auch daß sie für jene eigenartige Agrikultur ganz unter Wasser gesetzt waren, vermochte man im Vorüberreiten nicht zu erkennen. Als ich aber den Wunsch äußerte, einige Aehren zu näherer Betrachtung in die Hand zu bekommen, und darauf hin einer der Tscherkessen sein Roß mit einem Satz über den Straßengraben und mitten unter das Getreide hinein hetzte, spritzte ihm das trübe Sumpfwasser bis zu den Ohren hinauf.

Nach etwa einer Stunde Reitens passierten wir ein kleines, neu angelegtes Tscherkessendorf, in welchem in einem winzigen Lehmhäuschen, der Schule des Ortes, ein Dutzend niedlicher Buben, auf dem ungedielten Erdboden sitzend, sich lärmend und tobend im Lesen und Rezitieren übten. Wenig später lag unser vorläufiges Ziel Ueskük dicht vor uns. Das Bild war schon recht überraschend, ein sanft aufsteigendes Gelände und auf demselben, nur zum Teil aus der brünstigen Umarmung von Wein, Feigen, Pfirsichen, Nußbäumen und Maulbeerbäumen sich herausstreckend, die braune Häusermasse eines türkischen Landstädtchens, dicht hinter dem ganzen aber wie eine schützende Wand der riesige Wall des Hochgebirges. Aber ich brannte darauf, meinen Fuß nun auch auf das Stück klassische Erde selbst zu setzen. So ließen wir denn unsere Rosse die steile Terrasse erklimmen und befanden uns bald innerhalb des Städtchens.

Dort war zunächst nicht viel zu sehen: enge Gäßchen, tote Gebäude, wie in allen diesen türkischen Ortschaften. Nur hie und da entdeckte das spähende Auge an einer roh aufgeführten Mauer den Rest einer griechischen Inschrift oder das Fragment eines Säulenkapitäls. Plötzlich aber biegen wir um eine Ecke und vermögen einen Ausruf der Freude nicht zu unterdrücken.

An der Seite eines kleinen öffentlichen Platzes vor einem unansehnlichen Privathäuschen steht eine Statue aus weißem Marmor, ein sitzendes, bekleidetes Weib in Lebensgröße vorstellend. Der Kopf fehlt, der eine Arm ist bis nahe an die Schulter, der andere wenigstens in seinem unteren Teile abgeschlagen, die übrige Figur aber völlig intakt und der Stein noch glatt und weiß, so daß die außerordentliche Schönheit des Kunstwerkes, das der besten griechischen Zeit angehören dürfte, voll zur Geltung kommt. Besonders reich an Grazie ist die Form des Rückens und der Beine, die Hauptsache bleibt aber doch der Hauch vornehmer Ruhe, harmonischer Abklärung, der über dem Ganzen

liegt und in wahrhaft erhebender Weise auch der Seele des Beschauers sich bemächtigt, wie ja immer und überall nicht die, wenn auch noch so kunstvollen, Details, sondern der Totaleindruck ein Werk zum Kunstwerk im höchsten Sinne machen.

Selbst mein Freund, der diese Venus von Prusias nun doch schon so oft gesehen, war von neuem hingerissen und brach in die charakteristischen Worte aus: „Ist es nicht, als ob man sie umarmen müßte?“ Ich aber vermochte meinen Gefühlen keinen Ausdruck zu verleihen, so mächtig machten sich dieselben geltend. War es doch auch das erste Mal, daß ich ein klassisches Meisterwerk in seiner Heimat, auf seinem ursprünglichen Boden, der mit der Bläue seines Himmels und dem schillernden Grün seiner Pflanzenwelt doch schließlich auch allein recht dazu stimmt, mit meinen Augen erblickte. Da dünchte es mir nicht anders, als ob die ganze versunkene Zauberwelt des Hellenismus wieder vor meinem Auge aufstiege und etwas von ihrem Geiste mir selbst durch Mark und Bein dringe.

Erst nach langer Zeit wandte ich mich um und fand mich alsbald wieder der nüchternsten Wirklichkeit gegenüber. Denn mitten auf dem Platze hockten unter einer Art Laube eine Anzahl rotmütziger Türken, die in träger Beschaulichkeit ihre Wasserpfeife rauchten und dazu Kaffee schlürften. Das sind die Erben der Klassizität, die einst auf dieser Stelle ihre Stätte aufgeschlagen hatte, diese unwissenden, gefühllosen, fanatischen und nichtsnutzigen Barbaren, die nichts verstehen, als sich Tag für Tag herumschlendernd oder am Boden kauernd dem süßen Nichtsthun zu ergeben und ihre armen Weiber für sich arbeiten zu lassen! Wen muß das nicht trübe stimmen?

Nur eine kurze Zeit ruhte ich mich unter dieser Menge aus, in welcher sich u. a. auch der Bürgermeister des Ortes, dann ein sehr wenig intelligent aussehender türkischer Militärarzt und einige Offiziere befanden, die sich der Rekrutierung wegen im Orte aufhielten. Darauf machte ich mich daran, auch noch die übrigen Merkwürdigkeiten von Ueskiüb zu besichtigen. Es waren deren nur noch zwei, ein ziemlich wohlerhaltenes Haus aus der späteren byzantinischen Zeit mit Rundbogenfenstern, das jetzt einem Türken als Holzstall dient, und das Amphitheater.

Das letztere dürfte unter allen ähnlichen uns bekannten Ruinen in gewissem Sinne als ein Unikum dastehen. In sehr geschickter Weise hatte man bei seiner Anlage das Terrain benützt. Etwa zwanzig noch recht wohlerhaltene Marmorsitzreihen ziehen sich eine hinter der anderen in Treppenform die sehr abschüssige Lehne hinan. Niemals, weder in der Arena von Verona, noch im Kolosseum von Rom oder im Amphitheater von Syrakus hatte ich ein so steiles, fast senkrechtes Emporklettern nötig, um auf die oberste Terrasse zu gelangen, wie hier, was bei der gerade furchtbar niedersengenden Mittagssonne besonders schwer fallen mußte. Dafür enthüllte sich aber da droben auch die Idee, die dem Ganzen zu Grunde lag, besonders deutlich. Das Theater war nur ein Halbrund, die weite herrliche Fruchtebene von Düsdsche, die hier unverhüllt vor Augen liegt, mußte den natürlichen Hintergrund für die Zuschauer abgeben. Derselbe war aber doch auch großartiger als ihn irgend ein Theatermaler erfinden kann. Diese ungeheure lachende Fläche, ehemals zudem noch bedeckt mit weiß schimmernden Städten und Dörfern, ringsum in weitem Bogen aber, einen schroffen Kontrast zu dem Bilde voll warmen Lebens drunten bildend, die ernste majestätische Gebirgskette, welch eine Staffage für eine Bühne mit den Gestalten der klassischen Muse!

Ach, daß all diese Herrlichkeit vorüber, diese kunstvolle Anlage nur noch ein Trümmerhaufen und die köstliche Ebene draußen kaum mehr als eine Wüste ist! Wie lange wird es noch währen, ehe hier eine Auferstehung sich vollzieht! Vorläufig muß man sich wohl auf den Wunsch beschränken, daß wenigstens diese dürftigen architektonischen Fragmente erhalten bleiben. Hat doch bisher hier ein Gräuel der Verwüstung ohne Gleichen geherrscht. Noch unlängst sind einige Kunstwerke, die man im Boden gefunden, sei es absichtlich oder aus bloser Nachlässigkeit, der Zerstörung preisgegeben worden. Unzählige andere wertvolle Reliquien haben gewinnsüchtige Armenier fortgeschafft, um sie an Reisende oder Kunsthändler zu verschachern. Möchte die prächtige Venus nicht auch noch einmal ein solch trauriges Geschick haben, sondern vielmehr bald in einem europäischen Museum eine würdige Stelle finden! Leider aber hat dieselbe bis jetzt von Seiten unserer Archäologen erst wenig Beachtung erfahren. Nur Napoleon III. interessierte sich für sie und sandte einen Gelehrten nach Ueskiüb, sie näher zu untersuchen. Dieser Herr soll dann ein ganzes mit Abbildungen versehenes Buch über das bedeutsame Kunstwerk verfaßt haben, doch habe ich desselben bis jetzt noch nicht ansichtig werden können.

Ein recht günstiger Umstand muß es auch in dieser Hinsicht genannt werden, daß mein Freund durch den Mutessarif in diese Gegend gezogen wurde. Er hat Sinn und Verständnis für das Altertum, weiß auch Bescheid im Sammeln und tritt namentlich mit aller Energie für die Erhaltung des noch Vorhandenen ein. So hat er es zu erreichen verstanden, daß wenigstens kein größeres Kunstwerk mehr, das ausgegraben wird, weggeschafft werden kann. In seiner Eigenschaft als Straßenbau-Ingenieur hat er sich von der Behörde die Verfügung über alles im Bezirk vorhandene steinerne Material geben lassen und daraufhin sämtliche Ortschaften verpflichtet, ihm von jedem Funde alsbald Nachricht zukommen zu lassen. Infolge des Ansehens, das er sich erworben hat, trägt man ihm jetzt aber auch alle anderen antiken Sachen zu, und so konnte er darum bereits eine recht ansehnliche Münzsammlung zusammenstellen. Schließlich erwähne ich noch, daß der vielseitige Mann auch schon eine ganze Anzahl wertvoller Inschriften abgeklatscht hat.

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, zu bemerken, daß in allen diesen steinernen Urkunden nur der Name Prusias vorkommt, nicht aber die Bezeichnung Cierus, welche unsere Kartographen dem heutigen Ueskiüb gleichzeitig oder allein beilegen.

Ehe wir von der alten klassischen Stadt Abschied nehmen, muß ich noch einer Sitte ihrer Bewohner, die zumeist Türken sind, gedenken. Während der drei Tage des Beiramfestes pflegen sich nämlich die jungen Mädchen des Ortes nicht zu verhüllen, ja es gibt dann selbst auch Tanz, Gelegenheit genug für die jungen Bursche, sich einmal dem sonst ganz unmöglichen Vergnügen des Caressierens hinzugeben, beziehentlich sich eine von den Schönen als Gattin auszusuchen. Der weitere Verlauf der Sache ist freilich wieder ein ganz prosaischer, echt türkischer. Der Liebhaber sendet gewöhnlich eine alte Frau zu dem Vater des Mädchens, das sein Herz erobert. Ist dieser gewonnen, so wird ein Heiratskontrakt aufgesetzt und darinnen der Erwählten von ihrem zukünftigen Gatten eine Summe von ein-, zweihundert (20—40 Mk.) oder mehr Piaster zugesichert. Sie bekommt dieses Geld aber keineswegs sofort, sondern erst wenn der Mann ihrer überdrüssig geworden ist und sie entläßt, was sehr häufig, und zwar oft schon nach wenigen Jahren, ja selbst nach wenigen Monaten vorkommt. Etwaige Kinder verbleiben in diesem Falle bei der armen Frau, die sich dann durch ihrer Hände Arbeit ernähren muß, wenn sie nicht das zweifelhafte Glück hat, sich wieder zu verheiraten. Somit gibt es also in dieser Gegend gar nicht die sonst in der Türkei übliche Heirat durch Kauf, sondern nur eine Entschädigung bei eintretender Scheidung. Wer also seine Frau behält, hat sie ganz umsonst. Bei den Tscherkessen sind übrigens die Mädchen ungleich teurer, weshalb hier Raub sehr häufig zu sein pflegt.

Glücklicherweise lernte ich die biederen Einwohner von den „drei Töpfen“ — denn das ist die deutsche Uebersetzung des Wortes Ueskiüb — auch noch von einer edleren Seite kennen. Sie sind, wohl infolge ihres Umganges mit meinem Freunde, der oft, um

dem Gebirge und dem dortigen Straßenbau näher zu sein, eine ganze Woche und länger hier Quartier nimmt, begeisterte Freunde der Deutschen geworden und sprechen häufig den Wunsch aus, daß doch 20—30 Familien von dieser Nationalität sich bei ihnen ansiedeln möchten. Sicher wäre es auch so übel nicht, wenn sich dies realisieren ließe, denn die Ebene drunten verspricht reichen materiellen Gewinn, die Stadt mit ihrer prächtigen Hügellage verbürgt eine sehr gesunde Wohnung und die Gefahr einer russischen Invasion, welche viele unserer Kolonialpolitiker gegen eine Besiedelung Kleinasiens durch Landsleute von uns ins Feld führen, dürfte wenigstens in dieser Gegend durch die hohen, schwer zugänglichen Gebirge ringsum noch für lange ferngehalten werden.

In Kleinasien gibt es vielerlei Kunst- und Naturgenüsse, aber auf materielle Ergötzlichkeiten, auf Essen und Trinken zumal muß man fast völlig verzichten. So war es auch in Uesküb¹ wieder. Wohl zeigte die Uhr die Stunde des Mittagsmahles an, jedoch ein Speisehaus war nirgends vorhanden. Wir sahen uns genötigt, abzurücken, ohne etwas anderes als eine Anzahl Tassen schwarzen Kaffees im Leibe zu haben. Indeß stellte mir mein Begleiter ein Diner im Walde in Aussicht.

Unsere Karawane, die jetzt, nachdem sich der türkische Beamte samt seinen beiden Banditen wieder heimwärts gewandt, nur noch drei Mann umfaßte, meinen Freund, mich und einen alten griesgrämlichen Tscherkessen, welcher das Packpferd trieb, stieg nun zuerst von der Terrasse von Ueskūb zu einem kleinen Flüßchen nieder, das sich unweit westlich von der Stadt aus den Bergen in die Ebene wirft, und zog dann in dem langsam ansteigenden Thal dieses Gewässers der Nordkette entgegen aufwärts.

Die kleine Mulde war nicht gerade schön, denn der Wald, der ihre beiden Hänge einnahm, zeigte sich, wie dies so oft in der Nähe türkischer Ortschaften der Fall zu sein pflegt, arg verwüstet. Er bestand hier zumeist aus Rothbuchen mit etwas Rhododendron pontic. im Unterholz. Aber vielfach hatte er ausgedehnte braune Brandstellen oder es bedeckten doch zahlreiche halb verkohlte Stämme den Boden. Erst in größerer Entfernung von Ueskūb, als der Hauptkamm des Gebirges mit seinen steilen Hängen direkt vor uns aufstieg, wurde die Bewachsung wieder unversehrter.

Zugleich hatten wir jetzt abermals für eine geraume Strecke die Annehmlichkeit, daß wir die neue Straße benutzen konnten. Dieselbe wird nämlich der schnelleren Förderung des Werkes wegen sektionsweise gebaut. Ich lernte dabei erst das Talent meines Freundes voll und ganz bewundern. Obwohl ihm von Instrumenten nichts zu Gebote stand, als eine Wasserwage, ein Kompaß und einige primitive Meßwerkzeuge, hat er doch die steile Erhebung des Gebirges meisterhaft überwunden. Während die alte Saumstraße wie mit einem verzweifelten Satze direkt aufwärts klettert, schlängelt sich die neue Trace in nur sehr mäßiger Steigung an dem rechten Abhang des gedachten Thälchens empor, dabei zugleich immer reizendere Blicke in die Tiefe dieses letzteren erschließend.

Und ebenso vortrefflich wie die Anlage des Ganzen ist die Ausführung im Detail: Böschungen wie Durchstiche und das Straßenbett selbst sind durchaus nach den Grundsätzen der modernsten Technik und ebenso solid als elegant für das Auge hergestellt worden. Das wunderbarste an diesen neuen kleinasiatischen Straßen ist aber doch dies, daß sie so gut wie gar nichts kosten, für die immer in Geldverlegenheiten befindliche hohe Pforte sicher eine große Annehmlichkeit. Man wendet nämlich dabei das Frohndienstsystem an, und ist jeder türkische Einwohner der umliegenden Ortschaften genötigt, des Jahres einmal fünf Tage in dieser Weise dem Gemeinwohl zu dienen. Freilich bleiben da noch die Kunstbauten, wie Brücken, Unterführungen u. dgl. übrig, die doch nicht von solchen improvisierten Straßenarbeitern, sondern nur von wirklichen Handwerkern hergestellt werden können.

Daher kommt es, daß zahlreiche neuere türkische Straßenanlagen unvollendet geblieben sind, da die Regierung für sie nichts ausgeben wollte oder konnte. Man fährt da oft eine Strecke auf einem ganz glatten, tadellosen Wege hin, bis plötzlich ein Gewässer, eine Schlucht oder dergleichen erscheint und eine Unterbrechung verursacht. Man muß alsdann lavieren, absteigen, Umwege machen, bis man endlich jenseit des unerwarteten Hindernisses die neue Strecke wieder erreicht. Mein Freund aber hat auch diese Schwierigkeit überwunden und ohne Geld allerhand Hochbauten in trefflichster Art ausgeführt. Man höre, wie er dies Kunststück fertig brachte! Er dingte eine Anzahl Maurer und ließ dieselben die betreffenden Arbeiten ausführen. Als es dann ans Auslohnen gieng, gab er ihnen eine Art Bons, jeden auf fünf Tage geleisteter Frohnarbeit lautend, und zwar jedem davon so viele, daß die Zahl der von ihm bei dem Werke verbrachten Tage erreicht wurde. Alsdann schickte er die Leute in die Dörfer, welche ihre Frohnarbeit noch nicht geleistet hatten. Dort fanden sich nun immer eine Menge begüterterer Bewohner, Kaufleute und dergl., welche den Maurern jene Scheine zu einem von der Behörde im voraus bestimmten Preis abkauften, um sich mit Hülfe derselben als ihrer Straßenbaupflicht ledig vor den Beamten legitimieren zu können. So wurden alle beteiligten Parteien befriedigt, der Staat erhielt seine Brücken, die Handwerker ihren Lohn und — die besser Situierten Befreiung von der verhaßten Zwangsarbeit. Der Ausfall an arbeitenden Händen aber ließ sich anderwärts leicht decken, indem man einige weitere Dörfer zu den Realleistungen heranzog.

Je tiefer ein Land kulturell noch steht, um so mehr vermag sich dort ein einziger tüchtiger Mann hervorzuthun. Mein Freund ist in seiner kleinasiatischen Stellung ein Beweis dafür. Aber freilich haben auch ihm gegenüber die Anfeindungen neidischer und für sich selbst fürchtender Gegner nicht ausbleiben können. So machte ihm eines Tages der Bürgermeister von Düsdsche, ein höchst verschmitzter Türke, den Vorschlag, die von solchen, die keine Frohnarbeit leisten wollen, eingehenden Ablösungsgelder doch einfach miteinander zu teilen. Als der wackere Deutsche dieses Ansinnen entrüstet abwies, ließ das edle Stadtoberhaupt einen Anschlag an die Mauern des Ortes heften, worin es hieß, es seien bei der Einkassierung jener Gelder so viele Unterschleife vorgekommen, daß jedermann seine Zahlung nur noch an das Bürgermeisteramt zu leisten habe, aber nicht mehr, wie vordem, an die Straßenbauleitung. Damit wurde meinem Freund ganz unverhohlen Unredlichkeit vorgeworfen. Der thatkräftige Mann ließ sich das natürlich nicht gefallen, befahl seinen Arbeitern, die Zettel abzureißen und reichte bei dem Mutessarif eine Beschwerde gegen den frechen Bürgermeister ein, die wohl dessen Absetzung zur Folge haben wird.

Nachdem wir etwa zwei Stunden, von Ueskūb ab, geritten waren, erreichten wir eine einfache Bretterbude. Das war die Wohnung der den Straßenbau in diesem Teil des Gebirges leitenden Aufseher und zugleich das Absteigquartier des Ingenieurs. Hier wurde programmmäßig Mittag gemacht. Ein hochgewachsener Neger, der Koch und persönliche Diener meines Freundes, beeilte sich, zu diesem Zwecke an einer zum Bratspieß degradierten alten Degenklinge ein Huhn zu braten, während ein Arbeiter gieng, um für den Nachtisch Bucheckern und Aepfel herbeizuschaffen. Ich saß während dieser großartigen gastronomischen Vorbereitungen vor dem Häuschen und erfreute mich an der eigenartigen Aussicht, die sich mir dort bot.

Hoch oben an der steilen Berglehne klebten eine Masse Gestalten, deren weiße Hemden und rote Turbans sich grell von dem dunkelgrünen Walde und dem schwarzbraunen Boden abhoben. Sie trippelten durcheinander wie Ameisen, und während die einen hier mit langen Eisenstäben das Erdreich lockerten, schütteten es die anderen mittelst primitiver hölzerner Schubkarren über den

Abgrund hinab, um so die projektierte Dammaufschüttung zu erzielen. Besonders große Klumpen wurden immer unter lautem Schreien und Toben von einer Anzahl Leuten mit den Händen bis an den Rand des Gehänges gewälzt und dann fallen gelassen, wobei die wuchtige Masse unter dumpfem Gepolter sich über Büsche und Baumstümpfe oft bis weit herab einen Weg bahnte. Das ganze originelle Treiben erinnerte etwa an Scenen aus dem Urwalde Californiens, wo ehedem Goldgräber, ähnlich bunt zusammengewürfelt, mitten in menschenleerer, weltverlorener Einöde, ein Stück bewegten Lebens hervorzauberten. Ein Bild ganz anderer Art hatte ich, wenn ich den Blick abwärts gleiten ließ, hinunter in das hier mit einem tiefen Kessel abschließende Thälchen. Dort hatten sich auch Menschen etabliert mitten in der Einsamkeit; ein aus nur wenigen ärmlichen Hütten zusammengesetztes Lasen-Dorf wurde sichtbar, aber das Ganze glich einem verlassenen Bienenstock, keine lebendige Seele war zu bemerken, kein Laut wurde hörbar. Die Bewohner des abgelegenen Waldortes mochten wohl mit Mann und Maus, ihr Vieh zu hüten, hinauf in das hohe Gebirge gezogen sein, das an dieser Stelle von allen Seiten mit seinen dunkeln Forsten und steilen Kuppen wie drohend auf das menschliche Beginnen niederblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* Tschudi, Iwan v.: Der Tourist in der Schweiz und dem angrenzenden Süddeutschland, Oberitalien und Savoyen; Reisetaschenbuch. Dreißigste neubearbeitete Auflage. Mit vielen Karten, Gebirgsprofilen und Stadtplänen. Zürich, Orell Füßli und Comp., 1888. — Der im vorigen Jahr verstorbene unvergeßliche und hochverdiente Iwan v. Tschudi hat die Freude nicht mehr erleben dürfen, sein so fleißig und gewissenhaft bearbeitetes Reisetaschenbuch, das beste und zuverlässigste unter den Reisehandbüchern über die Schweiz und insbesondere für Fußreisende, in seiner dreißigsten Auflage erscheinen zu sehen. Er hat sich in diesem Buche ein bleibendes Denkmal gesetzt, und es ist ein besonderes Glück für dieses schöne Unternehmen, daß es in den jetzigen Verlegern Orell Füßli und Comp. die rechten Männer gefunden hat, welche den Zweck und die Trefflichkeit des Buches vollauf zu würdigen wissen und der Zukunft desselben eine gleiche Liebe und gewissenhafte Fürsorge zuteil werden zu lassen entschlossen sind. Wir sind unter denjenigen gewesen, welche schon das Erscheinen der ersten Auflage von Tschudi's „Schweiz" mit der aufrichtigsten und überzeugtesten Anerkennung als einen Fortschritt über Bädeker hinaus begrüßten; wir haben das Buch auf seinem ganzen seitherigen Lebenswege mit dem innigsten Interesse verfolgt und müssen anerkennen, daß auch die neue 30. Auflage eine würdige Nachfolgerin der früheren ist. An dem erprobten Plane ist nichts geändert, in der Ausführung neben vollständiger Anschaulichkeit der Schilderung und gewissenhafter Benützung alles neuen Materials nur die bündigste Kürze angestrebt, um durch Aufnahme alles wesentlichen neuen Stoffes den Umfang nicht über Gebühr zu vermehren, und die Zuverlässigkeit im einzelnen und ganzen, die Unparteilichkeit und der praktische Gehalt des alten Tschudi sind dieselben geblieben. Noch heute wie vor 20 Jahren gilt nach unserer festesten Ueberzeugung, daß Tschudi's „Tourist" das beste, zuverlässigste, gediegenste und reichhaltigste von allen Schweizer Reisebüchern und dasjenige ist, welches über schweizerische Heimat- und Landeskunde und besonders über die Gebirgswelt am treuesten und besten belehrt. Wird das Buch dereinst noch ein Dutzend farbiger Routenkarten für die besuchtesten Gegenden erhalten, so wird es alle seine Konkurrenten unendlich weit übertreffen.

Neue Karten und Kartenwerke.

* Behr, Prof., Fr.: Neueste Karte von Australien. Mit Neu-Guinea, Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, den Sunda-Inseln, Siam und Annam, Neuseeland und sämtlichen Inselgruppen des Großen Ozeans, nebst den Dampfer- und Telegraphen-Verbindungen und einem orographischen Kärtchen. Für die Bedürfnisse des Handels- und der Verkehrsanstalten, sowie für den Unterricht an Lehranstalten bearbeitet. Maßstab 1 : 12,500,000. Stuttgart, Julius Mayer, 1888. — In derselben rührigen Verlagshandlung sind schöne Wandkarten von Europa, Afrika, Amerika, dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn erschienen, an welche sich die obengenannte Karte von Australien sehr passend anreiht. Trotz des etwas kleinen Maßstabs ist diese Karte doch ungemein genau, übersichtlich und für eine Wandkarte eingehend und reichhaltig und erfüllt vollständig den Zweck, welchem sie dienen soll. Namentlich ist das Kolorit, welches die Besitzungen der verschiedenen Mächte von einander scheidet, trefflich gewählt und anschaulich, so daß wir in derselben die erste in Deutschland erschienene vollständige und durchaus praktische Wandkarte von Australien sehen, in welcher auch den neuesten Entdeckungen und Forschungsergebnissen, sowie den neuesten Fortschritten der Besiedelung Rechnung getragen ist. Wir können sie daher als eine gediegene und fleißige Arbeit bestens empfehlen. Mit Spannung sehen wir der zu dieser Kartensammlung gehörenden Wandkarte von Asien entgegen, welche dermalen für alle, die sich mit Geographie beschäftigen, ein absolutes Bedürfnis ist und eine schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen soll. Gleicht sie an Gehalt und Schönheit den anderen Wandkarten dieser Firma, so darf sie eines glänzenden Erfolges sicher sein.

* Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten und 800 Illustrationen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Von diesem wertvollen Prachtwerk, welches einen vollständigen Handatlas mit einem reich illustrierten Handbuch der Geographie zu verbinden den Zweck hat und dessen erste Lieferungen wir schon im vorigen Jahr in diesen Blättern anzeigten, liegen uns nun 15 von den 50 Lieferungen, woraus das Ganze bestehen soll, fertig vor und zeugen nicht nur von dem raschen Erscheinen des sorgfältig vorbereiteten Werkes, sondern auch von dessen Gediegenheit in Karten und Text und von der reichen Illustration des letzteren. Die Karten erscheinen natürlich nicht in derjenigen Reihenfolge, welche sie im Atlas dereinst einnehmen, aber ihr Stich läßt nichts zu wünschen übrig; das Terrain ist sehr anschaulich schraffiert, die Schrift schön und klar, das Kolorit verständig und der Maßstab meist noch groß genug, um ein deutliches und übersichtliches Gesamtbild zu geben, und dabei finden wir auch eine Anzahl eingehender Spezialkarten. Ganz dasselbe Lob können wir auch dem Geographischen Handbuch oder dem Text dieses Werkes zollen, welcher sich erst mit den physikalischen Verhältnissen des Festlandes, des Wassers und der Lufthülle befaßt, dann auf das organische Leben und seine Schilderung übergeht und dann sich zur knappen, bündigen, aber genügenden Schilderung der einzelnen Erdteile und Länder wendet. Wir können mit Fug versichern, daß der kartographische Teil des Werkes hinter den bekannteren neuen Kartenwerken nicht zurücksteht und daß der Text mit seinen 125 Foliobogen und 800 Illustrationen eine ebenso lehrreiche als unterhaltende Zugabe zu dem Atlas bilden und eine Zierde jeder Hausbibliothek sein wird. Wir können daher dieses Werk namentlich in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes als ein sehr wertvolles Hausbuch empfehlen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 26. Stuttgart, 25. Juni 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Zur Statistik und Geschichte der Gebirgsstationen in den Alpen.

Von A. Oppel.

Es ist ein charakteristischer Zug der modernen Reisetechnik, daß, zumal wenn es sich um wenig bekannte oder neu zu erschließende, schwer zugängliche Gebiete handelt, man sich nicht damit begnügt, dieselben nach verschiedenen Gegenden zu durchstreifen, sondern daß man in entsprechenden Entfernungen mehr oder minder feste Gebäude anlegt, die, sei es dem ersten Unternehmer, sei es dessen zu erwartenden Nachfolgern, als Stützpunkte zur Erreichung ihrer Ziele dienen sollen. So sehen wir in Afrika Station auf Station entstehen, und wenn auch manche derselben nur ein kurzes Dasein geführt hat, so hat doch fast jede einem bestimmten Zwecke gedient und in ihrer Weise einen gewissen Nutzen gewährt. In keinem enger begrenzten Gebiete dürfte aber die Anlegung solcher Stützpunkte einen größeren Umfang erreicht haben als in den europäischen Alpen. Das Reisen in diesem Hochgebirge hat daher einen ganz anderen Charakter erhalten im Vergleich zu den bezüglichen Verhältnissen noch vor einem Vierteljahrhundert. Denn abgesehen von professionellen Wirtshäusern und Gasthöfen, ist die Zahl der Unterkunftsräume und Schutzhütten während der letzten zwei bis drei Dezennien dermaßen gewachsen und das ganze Hochgebirge ist in gewissen Abständen mit so viel solcher Anlagen versehen worden, daß wir thatsächlich keine irgendwie bemerkenswerte Gruppe zu nennen wüßten, in der nicht eine oder mehrere Anstalten zum Schutz und zum zeitweiligen Aufenthalt der Reisenden zu finden wären. Sicherlich gibt es neben der Anlage und Verbesserung der Wege keinen Zweig des heutzutage mit so großer Vorliebe betriebenen Alpensports, auf dem größere Fortschritte erzielt worden wären, als in der Errichtung von Unterkunftsräumen. Sie sind es eben, welche das Reisen in den Alpen sowohl für gewöhnliche Amateur-Touristen, als für Leute mit ernsteren Absichten ganz wesentlich erleichtern, und die Vertreter beider Typen von Bergsteigern finden gegenwärtig an vielen Stellen ein wirtliches Dach und nicht selten auch ein behagliches Lager, wo früher die starre und schroffe Welt von Eis, Schnee und Fels eine unumschränkte Alleinherrschaft ausübte.

Im Hinblick auf eine so beträchtliche Umgestaltung der Verhältnisse darf es als ein allseitig nützliches und willkommenes Unternehmen bezeichnet werden, daß Dr. Josef Rosenthal in Wien, unter Mitwirkung der Herren Dr. Sc. Cainer-Turin, E. A. Martel-Paris und A. Wäber-Bern, sich der mühevollen Arbeit unterzog, eine statistische Tabelle der Schutzhütten und Unterkunftshäuser in den gesamten Alpen zusammenzustellen. Dieselbe, erschienen als Beilage zu den „Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins", gibt Auskunft über die Namen, die Höhenlage, den Eigentümer oder Verwalter, das Jahr der Erbauung, die betreffenden Thalstationen und Gebirgspunkte, sowie über den speziellen Charakter der Anlagen. Ein reiches und interessantes Material ist von dem Herrn Bearbeiter auf dem geringen Raum von acht Quartseiten zusammengedrängt und man wird es leicht verstehen, daß es nicht gleich auf den Wurf gelang, allen Angaben den höchsten Grad von Richtigkeit und Genauigkeit zu verleihen und die genannten Rubriken mit völliger Konsequenz

durchzuführen. Wie der Verfasser selbst angibt, sind nämlich die mitgeteilten Höhenzahlen oft nur annähernde; ferner konnte bislang das Jahr der Erbauung nicht ermittelt werden und was sich für die nachfolgenden Betrachtungen als ein empfindlicher Mangel fühlbar machen wird: in den Schweizer Alpen wurden nur diejenigen Unterkunftshäuser berücksichtigt, welche höher als 1500 m. gelegen sind, während bei den übrigen Alpenanteilen auch die niedriger gelegenen mit aufgenommen wurden, sofern sie nur nicht durch Wagen oder Eisenbahn erreicht werden können.

Auf Grund von Rosenthal's Tabelle beträgt die Zahl der weder mit Wagen noch mit Eisenbahn erreichbaren Gebirgsstationen[1] in den ganzen Alpen 454, worunter 30 projektierte und mehrere im Bau befindliche mit inbegriffen sind. Nun berechnet man das Gesamtareal der Alpen auf 247,700 Qu.-Km. Sagen wir abrundend 250,000 und nehmen an, daß etwa 10 Prozent davon anbaufähigen Boden bieten, ferner weitere 10 Prozent als niedere Wald und Weidegehänge enthalten, so würden als nicht regelmäßig besiedeltes Gebiet etwa 200,000 Qu.-Km. sich ergeben, die als äußerstes Maß für unsere Berechnung in Betracht kommen. Diese ergibt nun, daß auf je 450 Quadrat-Kilometer alpentouristisches Gebiet eine Gebirgsstation kommt; denkt man sich diese einzelnen Stücke als Quadrate, so würde jede Seite eines solchen 114 Km. lang sein, bezw. so weit würde nach dem rechnerischen Durchschnitt ein Unterkunftsraum von dem andern entfernt sein, wenn jene 50,000 Qu.-Km. wegsamen Terrains an einem Stücke zusammenlägen. Nun ist ja dies nicht der Fall, sondern die Alpen sind vielmehr nach allen Richtungen von bewohnten Thälern durchzogen, weshalb jene Durchschnittsentfernung nur einen theoretischen Wert hat; in der Praxis aber liegen die Alpenstationen in manchen Gegenden weit dichter aneinander, als das rechnerische Mittel ausmacht.

Was nun die Verteilung der Gebirgsstationen über die verschiedenen Hauptteile der Alpen anbelangt, so gestaltet sich die Sache wie folgt:

I. Die Westalpen, in der herkömmlichen Abgrenzung, enthalten 66 Alpenstationen.

II. Die Zentralalpen, vom Großen St. Bernhard bis zum Splügen, Comer- und Bodensee, enthalten 118 Alpenstationen.

III. Die Ostalpen, von der Ostgrenze der Zentralalpen bis zum Karst im Südosten, enthalten 270 Alpenstationen und zwar:

a) die nördliche Kette, von Vorarlberg bis zu den niederösterreichisch-steirischen Alpen, enthält 83 Alpenstationen;
b) die mittlere Kette vom Rhätikon bis zum steirisch-kärntnischen Grenzgebirge enthält 118 Alpenstationen;
c) die südliche Kette, von den Ortleralpen bis zum Karst, enthält 69 Alpenstationen.

Die Verteilung der Gebirgsstationen auf die einzelnen Alpengruppen erweist sich begreiflicherweise als eine recht verschiedenartige. Im allgemeinen werden die höchsten und besuchtesten Gebiete auch die meisten Anlagen besitzen. Die absolut höchste Ziffer (38) entfällt auf die Berner, die nächsthöchste (36) auf die Penninischen Alpen; ihnen folgen die Montblanc-Kette mit 25, die niederösterreichisch-steirischen Alpen mit 20, die Oisans- und Pelvoux-Gruppe mit 16, die Oetzthaler mit 15, die Glockner-Gruppe mit 14 u. s. w. Die geringsten Beträge, mit je einer Gebirgsstation, treffen wir im Gebirge des Chablais, in der Adula-Gruppe, im Kaisergebirge, in den Loferer Steinbergen, in der Brenta-Gruppe, in den Venezianer Alpen ꝛc. Da J. Rosenthal in seiner Tabelle 60 einzelne Teile unterscheidet, so würde das rechnerische Mittel zwischen 6 und 7 liegen; diesen Ziffern entsprechen beispielsweise die Tödi-Kette, die Kitzbüchler Alpen, die Berchtesgadener Gruppe, die Bernina- und die Adamello-Pressanella-Gruppe.

Weiterhin ist es interessant, die Höhenlage der Gebirgsstationen kennen zu lernen. In dieser Richtung nun sind die äußersten Gegensätze sehr weit gespannt; denn als niedrigstgelegene wäre die Baumbachhütte bei Flitsch, in den Julischen Alpen, mit nur 600 m. zu nennen, während die höchstgelegene, die Capanna Eugenio Sella sull Colle de Lys (Lyskamm in der Monte-Rosa-Gruppe) mit 4300 m., den größten Teil der Alpen weit überragt. Ordnen wir diese Stationen, deren Höhe angegeben wird von 1000 zu 1000 m. an, so finden sich bis 1000 m. deren 7, bis 2000 m. 171, bis 3000 m. 206, bis 4000 m. 23 und über 4000 m. nur 2; außer der bereits genannten nämlich die Capanna della Cravatta al M. Cervino (Matterhorn) bei 4113 m.; letzterer schließt sich als dritthöchste die Jungfrau-Hütte (4000 m.) an. Gehen wir zu der Höhenabstufung von 100 zu 100 m. über, so kommt der bedeutendste Betrag der Stufe von 1901—2000 mit 36 Gebirgsstationen zu; 33 finden wir bei 1801—1900, 32 bei 2401—2500, 31 bei 2101—2200, 28 bei 2201—2300, 26 bei 2001—2100 und 2301—2400, 25 bei 1701—1800, 24 bei 1601—1700 m. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Höhenstufe von 1601—2500 m., d. h. also die oberste Wald- und die Mattenregion, verhältnismäßig am reichsten ausgestattet ist; von da nach oben wie nach unten nehmen die bezüglichen Beträge rasch ab, doch so, daß nur eine Hundertstufe (3701—3800) ganz leer ausgeht;

[1] Wir bedienen uns im folgenden dieses Ausdrucks, denn eine einheitliche Benennung fehlt schon wegen der vorkommenden drei Sprachen. Im deutschen Sprachgebiet finden wir folgende Bezeichnungen: „Clubhütte“, „Hütte“ mit einem anderen Ortsnamen wie „Leipziger Hütte“, „Haus“ in derselben Verbindung, wie „Glocknerhaus“ oder „Villacher Häuser“, „Schutzhaus“, „Hospiz“, „Schutzhöhle“, „Hotel“, „Gasthaus“, „Wirtshaus“, „Alp“ oder „Alpe.“ Im französischen Sprachgebiete heißen sie „Refuge“, „Châlet“, „Auberge“, „Alpe“, „Pavillon“, „Hotel“, „Cabane“ oder „Hospice“; im Italienischen endlich „Rifugio“, „Albergo“, „Capanna“, „Cantina“, „Ospicio“, „Ricovero“, „Alpe“, „Osteria“ oder „Casina.“ Slavische Bezeichnungen fehlen.

je zwei finden wir vorzugsweise in der Höhe von 3201 bis 3900 m. Jedoch muß daran erinnert werden, daß diese Verteilungszahlen nur eine bedingte Richtigkeit besitzen, da die Höhenlage von 45 Stationen unbekannt ist und bei der Schweiz alle diejenigen fehlen, welche unter 1500 m. hinabsteigen.

Von 450 Gebirgsstationen macht J. Rosenthal fernerhin Mitteilung über die Eigentümer oder Verwalter, womit nicht gesagt ist, daß die derzeitigen Eigentümer die betreffenden Gebäude in allen Fällen auch errichtet haben. Diesen Gesichtspunkt erläutern wir am besten durch die folgende kleine Tabelle.

Gebirgsstationen.	Eigentümer oder Verwalter.
150	Privatleute.
123	der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein, bezw. dessen Sektionen.
51	der Oesterreichische Touristenklub, bezw. d. Sekt.
49	der Club Alpino Italiano, " " "
36	der Schweizer Alpen-Klub " " "
21	der Club Alpin Français " " "
5	die Società degli Alpinisti Tridentini
6	die Société des Touristes du Dauphiné.
3	der Oesterreichische Alpenklub.
2	die Società Alpina Friulana.
1 (2)	der Steirische Gebirgsverein.
3	Verschiedene, wie der Verein Wendelsteinhaus.

Aus den vorstehenden Zahlen geht hervor, daß ein Drittteil aller Gebirgsstationen in der Hand von Privatleuten sich befinden, volle zwei Drittteile aber den verschiedenen Alpenvereinen gehören, unter denen der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein bei weitem den ersten Rang einnimmt. Das nähere Verhältnis zwischen den Privat- und Vereinsstationen in den einzelnen Alpengruppen u. s. w. zu zeigen, würde uns hier zu weit führen. Nur so viel mag bemerkt sein, daß die Privatunternehmungen in einigen der hervorragendsten Hochgebirgsgegenden der Zentralalpen, aus naheliegenden Gründen, über die anderen überwiegen; z. B. verhalten sie sich in der Montblanc-Gruppe wie 19 : 7 und in den Berner Alpen wie 27 : 11. Daß die Thätigkeit der Vereine sich hauptsächlich auf die Ostalpen beziehen müsse, das deutet ja schon unsere kleine Tabelle an. Im allgemeinen kann man daher sagen, daß, je weiter nach Osten, die Privatanlagen desto mehr verschwinden; manche Gruppen, wie die Raibler und Julischen Alpen, entbehren sie ganz.

Welche Geldsummen die Anlage der Gebirgsstationen in Anspruch genommen habe, darüber fehlen leider statistische Nachweise. Helfen wir uns in dieser Beziehung mit der Annahme, daß durchschnittlich jede der 300 Vereinsstationen 500 Mark gekostet habe, so würde sich das hübsche Sümmchen von 180,000 Mark ergeben, deren Verwendung sich etwa auf 30 Jahre verteilen dürfte. Ueber die Privatbauten unterbleibt besser jede Schätzung, denn da sich darunter selbst große Gasthöfe befinden, die 100 und mehr Personen Platz bieten, so fehlt jeder Maßstab. Ad vocem. Größe und Rauminhalt, so giebt es übrigens Vereinsstationen, die es darin mit jedem mittleren Gasthof aufnehmen. Beispielsweise gewährt die Zufallhütte im Ortler-Gebiet Raum für 52 Personen, ebenso das Schlernhaus; die Leipziger Hütte vermag 42 Personen aufzunehmen, die Berliner Hütte in den Zillerthaler Alpen sogar 68 Personen. So geräumige Anlagen, für welche die Bezeichnung „Hütte" denn doch zu bescheiden klingt, sind selbstredend in der Minderheit. Die von Rosenthal in dieser Beziehung beigebrachten Zahlen bewegen sich vorzugsweise in dem Raum von 6 bis 20. Der rechnerische Durchschnitt für alle Gebirgsstationen ergiebt eine Aufnahmefähigkeit von 10 Personen, denn wenn wir uns nicht verzählt haben, vermögen die 454 Stationen insgesamt 4547 Personen Unterkunft zu geben.

Hinsichtlich der Bauart, der äußeren Erscheinung und inneren Ausstattung gewähren die Gebirgsstationen ein recht mannigfaltiges Bild, denn von der einfachen Felsenhöhle bis zum komfortabelsten Gasthaus sind fast alle Zwischenstufen vertreten. Der Alpenreisende kann daher je nachdem, wie der Buschmann in einfacher Felsenkluft oder, wie ein englischer Lord, in dem mit Post, Telegraph, Telephon und allen Chicanen der Neuzeit ausgestatteten Hotel seine Nachtruhe oder Tagesrast halten. Im Großen und Ganzen aber überwiegt die Einfachheit. Die Mehrheit der Vereinsstationen wenigstens besteht aus primitiven Steinbauten, die sich hinsichtlich ihres Raumes wie ihrer inneren Einrichtung auf das Notwendigste beschränken. In 28 Fällen handelt es sich überhaupt nur um offene Hütten ohne Lager. Die meisten jener 454 Gebirgsstationen dienen eben dem Zwecke, Reisenden Obdach, vielfach auch Lagerstätte zu geben; unter diese Rubrik gehören die eigentlichen Hochgebirgsstationen. Für Bewirtung ist dann nicht gesorgt, wohl aber giebt es einige Hütten, die mit Proviant-Depots ausgestattet sind. In der kleineren Hälfte der Gebirgsstationen findet Wirtschaftsbetrieb statt und zwar bei 16 sowohl im Sommer als im Winter, bei 174 nur im Sommer. Wie man sich leicht denken kann, gehören unter diese zuletzt besprochene Gattung der, sagen wir, Wirtschaftsstationen alle jene (150) Privatunternehmungen; der überschießende Betrag (40) entfällt auf die Vereinsbauten.

Im Gegensatz zu den einfachen, nur dem nächsten Zwecke dienenden Schutzhütten findet sich, wie bereits angedeutet, aber auch eine ansehnliche Reihe von vollständig eingerichteten, mit mancherlei Verkehrsmitteln ausgestatteten Anlagen. Eigene Post enthält allerdings nur eine, nämlich das Wendelstein-Haus, dem Verein Wendelstein-Haus gehörig, in der Nähe von Bairisch-Zell, im Wendelstein-Gebirge bei 1700 m. Höhe gelegen und im Jahre 1883 erbaut. Häufiger begegnet man dem Telephon; außer dem Wendelsteinhaus bietet sich Gelegenheit zu dessen Gebrauch im Hotel Jungfrau auf der Wengernalp (1885 m.), auf dem St. Bernhard-Hospiz (2472 m.), in dem Albergo al Col d'Olen (2865 m.) bei Gressoney am Südabhang des Monte

Rosa, im Karl Ludwigs-Haus (1803 m.) an der Raxalpe in Niederösterreich und in den Baumgärtner-Häusern. Noch häufiger endlich kann man sich des Telegraphen bedienen. Außer dem St. Bernhard-Hospiz genießen diesen Vorzug das Hotel Jungfrau-Eggischhorn bei Fiesch, am Südabhange der Berner Alpen (2193 m.), das Wirtshaus unmittelbar unter der Spitze des Säntis (2504 m.), der Albergo del Mottarone (1426 m.) bei Baveno in den Tessiner-Alpen, das Hotel del Monte Generoso am Luganer See, das Glocknerhaus (2101 m.), Kolm Saigurn (1600 m.), das Knappenhaus am hohen Goldberge (2341 m.) und das Sonnblickhaus (3103 m.), alle drei in der Ankogel-Goldberg-Gruppe, ferner die Villacher Häuser (2154 m.) in den Gailthaler Alpen, und im äußersten Osten das Rainer Schutzhaus (2031 m.) bei Eisenkappel in den Karawanken.

Schließlich sei noch der wenigen Gebirgsstationen gedacht, in denen wissenschaftliche Beobachtungen gemacht werden oder wenigstens Gelegenheit dazu sich bietet. Als meteorologische Stationen ersten Ranges sind bekannt: diejenige auf der Spitze des Säntis, deren Beobachtungshaus im vorigen Jahre fertig gestellt wurde, und das bereits erwähnte Sonnblickhaus; diesen reiht sich zunächst das Rainer Schutzhaus an. Von den ersten beiden wissen wir, daß das ganze Jahr hindurch ein Beobachter vorhanden ist. Als meteorologische Stationen werden ferner bezeichnet der Albergo del Re (2000 m.) bei Crissolo in den Cottischen Alpen, das Ospizio Sottile sul Colle di Valdobbia (2479 m.) bei Gressoney am Südabhang des Monte Rosa, das bereits erwähnte Wendelstein-Haus und das Untersberghaus (1663 m.) bei Glaneck in der Berchtesgadener Gruppe. Ueber die Ausstattung der letztgenannten Stationen vermögen wir aber leider keine näheren Angaben zu machen.

Kommen wir nun zu der Geschichte der Gebirgsstationen, so muß zunächst das Bedauern darüber wiederholt werden, daß man nur von einer beschränkten Zahl (296) das Jahr der Anlage, bezw. der letzteren Erneuerung, in J. Rosenthal's Tabelle angegeben findet. Der folgende Ueberblick würde daher ein gar zu lückenhaftes Bild der so interessanten Entwicklung bieten, wenn einerseits die Unkenntnis hinsichtlich der Erbauungszeit sich nicht vorzugsweise auf die Privatunternehmungen bezöge, andererseits, wenn man nicht wüßte, daß die Errichtung der Vereinshütten in enger Verbindung mit der Geschichte der Alpenvereine und Klubs stände. Von den 150 Privatstationen sind es nämlich reichlich zwei Drittteile (103), deren Erbauungsjahr von Rosenthal nicht mitgeteilt wird; demnach bleiben für die Vereinshäuser 50 mit unbekannter Bauzeit übrig. Letztere aber bewegt sich durchaus in den letzten Dezennien, denn das Bestehen keines der wichtigeren Vereine reicht über das Jahr 1860 zurück. Außerdem kommt hinzu, daß in der Gesamtzahl von 454 30 projektierte mit inbegriffen sind; daher vermindert sich der Betrag der Vereinsanlagen von unbekannter Bauzeit auf etwa 20. Die folgende kleine Tabelle läßt das Verhältnis der betreffenden beiden Gruppen deutlich in die Augen springen.

	Alle Stationen von bekannter Bauzeit.	Vereinsstationen von bekannter Bauzeit.
vor 1800	3	—
von 1801 bis 1864	4	—
1865	2	1
1866	—	—
1867	1	1
1868	2	1
1869	1	1
1870	1	—
1871	1	1
1872	5	4
1873	3	3
1874	5	4
1875	7	7
1876	12	10
1877	16	15
1878	8	5
1879	11	10
1880	20	18
1881	20	18
1882	17	15
1883	21	18
1884	23	20
1885	32	32
1886	35	30
1887	34	30
1888	12	12
projektiert	30	
	296	256

Die vorstehende Zahlenreihe spricht für sich selbst, namentlich stellt sie mehr die sich steigernde Bauthätigkeit der Vereine in das deutlichste Licht. Nur über die älteren Anlagen mag es gestattet sein, noch einige Bemerkungen anzufügen. Unter jenen nämlich, welche über das Jahr 1800 zurückreichen, gebührt nach Alter und Rang bei weitem die erste Stelle dem allbekannten Hospiz auf dem Großen St. Bernhard, das im Jahre 962 erbaut worden ist. Alle übrigen Anlagen sind weit jünger: in das 18. Jahrhundert fallen das Knappenhaus am hohen Goldberg (1750) und Kolm Saigurn (1796) bei Rauris; um die Mitte dieses Jahrhunderts entstand zuerst das Ospizio Sottile sul colle di Valdobbia bei Gressoney (1832), dann folgte das Mallnitzer Tauernhaus (1835), 2000 m. hoch, bei Böckstein in den Mallnitzer Tauern, darauf die Latzfonserkreuzhütte (1843) in den Sarnthaler Alpen bei 2150 m. Höhe, das Grünten-Wirtshaus (1852) bei Immenstadt und das Schafberg-Hotel (1863) bei St. Wolfgang im Salzkammergut.

Mit dem Jahre 1865 beginnt die Vereinsthätigkeit in Wettbewerb mit dem Privatbau zu treten; in diesem Jahre entstand als bisher nachweislich erste Station die Silvretta-Klubhütte in 2280 m. Höhe bei Klosters seitens der Schweizer Alpenvereinssektion Rhätia; der Silvretta-Hütte folgte im Jahre 1867 die zweithöchste aller Gebirgs-

stationen (4114 m.), die Capanna della Cravatta al Monte Cervino, deren Errichtung mit den vielfachen Versuchen, das Matterhorn zu ersteigen, zusammenhängt; jetzt befindet sie sich in den Händen der Italienischen Alpenvereinssektion Aosta. Im nächsten Jahre, 1868, erhob sich die Trifthütte (2515 m.) bei Innertkirchen in den Urner Alpen. Der erste Anfang in den Ostalpen geschah dadurch, daß im Jahre 1869 die Villacher Häuser errichtet wurden. Das Jahr 1870 verlief ohne einen Fortschritt, aber von 1871 an, wo die Johannishütte am Großen Venediger entstand, erhob sich die Bauthätigkeit von neuem, um, in der Hauptsache allmählich steigend, den Höhepunkt mit den drei letztverflossenen Jahren zu erreichen. Daß das Jahr 1888 hinter seinen unmittelbaren Vorgängern zurückbleiben werde, ist nicht zu befürchten, denn außer 12 bereits erbauten oder noch im Bau begriffenen Gebirgsstationen sind deren so viele projektiert, daß wahrscheinlich die Höchstzahl von 40 erreicht werden wird; gewiß für alle Liebhaber von Alpenreisen ein vielversprechender Ausblick in die Zukunft!

Aus einer türkischen Stadt.

Es gibt in der Welt noch immer einige Orte, wo man sich von der Welt und ihrem Verkehr so abgeschieden und abgeschnitten sieht, daß man sich darin vorkommt, als sei man in der Verbannung — Orte, wo es keine Eisenbahnen, Dampfboote und Telegraphenlinien und keine reisenden Engländer gibt, und wo eine Schaltjahr-Periode vergehen kann, ohne daß man einen Landsmann trifft oder seine Muttersprache aus einem anderen Munde hört. Ein solcher Ort ist Scutari oder Skodra, aber nicht die am Bosporus Konstantinopel gegenüberliegende asiatische Stadt, sondern die Hauptstadt von Albanien, am gleichnamigen See und dicht an der südlichen Grenze von Montenegro. Scodra ist eine echt türkische Stadt, von welcher die Welt im allgemeinen wenig weiß, und die so schwer zu erreichen ist, daß sie nicht leicht einen Touristen zu einem Besuche verlockt. Briefe aus Deutschland kommen über Triest ziemlich sicher an, denn Stephan's Jünger sind in der Geographie gut beschlagen und findig; hat man es aber mit den Posten anderer Länder zu thun, so ist zehn gegen eins zu rechnen, daß der Brief oder das Paket nach Scutari bei Konstantinopel geht und mancherlei Kreuz- und Querfahrten erlebt, bis sie, wenn überhaupt, in die Hände seines Adressaten gelangen.

Also Briefe aus Deutschland gehen am besten über Triest, wo sie an Bord eines österreichischen Lloyddampfers kommen und beinahe eine Woche lang auf dem Adriatischen Meer herumfahren, bis sie San Giovanni di Medua erreichen, welches einer der schlechtesten Häfen in der europäischen Türkei ist, was gewiß sehr viel heißen will. Skodra liegt ungefähr 30 Km. von der Küste, und jedes Konsulat daselbst hat einen Postmann, welchen umschichtig die Reihe trifft, nach dem Hafen hinabzureiten, um den Dampfer zu treffen und die Post zurückzubringen. Wenn die Witterung schlecht ist, so legen die Dampfboote gar nicht in Medua an und der Postmann hat dann das Vergnügen, den Lloyddampfer an Medua vorüber nach Korfu fahren zu sehen und dann seine Zeit in dem vom Fieber heimgesuchten Medua auf irgend eine Weise hinzubringen, bis der Dampfer von Korfu zurückkehrt. Manchmal findet hier eine ganze Versammlung von Postleuten statt, welche dem Lloyd-Agenten ihre eigenen Postfelleisen übergeben haben und die nun warten, um die Post in Empfang zu nehmen, wann der Dampfer anlegt. Allein auch angenommen, das stürmische Wetter bessere sich zu diesem Zwecke, so sind die Schwierigkeiten für den Postmann noch nicht vorüber. Wir sprechen zwar immer von einer Straße nach Medua, allein nur aus Artigkeit, denn genau genommen findet man auf dem größten Teil der Strecke kaum eine Wegspur.

Im Sommer ist der Verkehr ein leidlich regelmäßiger; der Drin-Fluß ist ziemlich wasserlos und der Postmann trabt seinen ebenen Ufern entlang oder gelegentlich auch in seinem ausgetrockneten Bett hin. Allein im Winter ist dies etwas ganz anderes: der Drin hat dann gar keinen Respekt für seine Ufer, und nicht zufrieden damit, daß er die ganze Ebene überschwemmt, bahnt er sich dann sogar hie und da neue Betten und bringt dann auch den erfahrensten Postmann in Verlegenheit. Dieser muß nun manchmal eine Strecke durchwaten, manchmal aber muß er auch eine Londra, einen Kahn, borgen und über den Fluß rudern; manchmal wird seine Reise für eine ganze Woche unterbrochen und die kostbaren Poststücke, auf welche wir mit der Ungeduld warten, wie sie nur Verbannten bekannt ist, müssen dann in einer feuchten Hütte aufbewahrt werden und warten bis die Ueberschwemmung abgelaufen ist.

Da spielt denn der Zufall oder die Unwissenheit eines Postbeamten uns tolle Streiche; denn diese Herren haben nur undeutliche Begriffe von unserer geographischen Lage: ein Pariser Brief, welcher auf seiner Adresse deutlich die Bezeichnung „Albanie" trägt, ist nach Amerika geschickt worden und von Albany, im Staat New-York, mit der Bemerkung „Try Europe" (Versuchts mit Europa) zurückgekommen, und von einem Paket, das regelrecht von England abgegangen, ward viele Monate lang nichts mehr gehört, bis es eines schönen Tages wohlbehalten von einem türkischen Postmann abgeliefert wurde. Es war von einem Postbeamten, welcher zu scharfsinnig war, um auf die Adresse zu achten, nach Konstantinopel geschickt und von da mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit und Mühe von einem Zaptieh (Gendarmen) über die ganze Balkanhalbinsel geschleppt worden. Derartige kleine Verstöße machen uns das feierliche Gesicht und den langen, grau werdenden Schnurrbart Giovanni's, des Postmanns,

herzlich willkommen, wenn er die Straße vom Bazar her heraufreitet und wir die Brieffelleisen an seinen Satteltaschen baumeln sehen.

Dieses nördliche Albanien ist ein seltsames Land, wo gleichsam der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf steht — eine verkehrte Welt, wo die Männer Schürzen oder Unterröcke und die Frauenzimmer Beinkleider tragen; wo die Weiber rittlings und die Männer seitwärts reiten, wo die Männer in ihren besten Kleidern herumstolzieren, während die Weiber alle Arbeit besorgen und Lasten tragen; ein Land, wo die Gerechtigkeit so blind ist wie anderswo und ebenso oft den Unschuldigen in den Kerker wirft, als den wirklichen Verbrecher oder Schuldigen frei umher gehen läßt, obwohl sie es nicht verschmäht, ein Eckchen der Binde über ihre Augen emporzuheben, wenn die richtige Sorte von Oel angewandt wird, um das Jucken zu lindern, welches ihre Handfläche quält! Aber hier ist ein dicker kleiner Herr in der Stambuli-Uniform, sein Fez recht weit in den Nacken gerückt und die Hände, welche mit einem Rosenkranz von Bernsteinperlen spielen, hinter dem Rücken gekreuzt. Er ist ein jovial aussehendes Männchen, obwohl er so langsam und feierlich einherschreitet, mit seinen beiden Schreibern oder Begleitern hinter sich. Er ist der hiesige Vertreter der blinden Göttin, denn er ist, wie wir nur gestehen wollen, der oberste Richter beim Handelsgericht; er ist aber auch ein Grieche und darum ein geschmeidiger und gewissenloser Schuft. Mit welch gewinnender Miene altväterischer Höflichkeit grüßt er uns; wie höflich und sogar beredt bespricht er gleichgültige Tagesfragen und Alltagsereignisse! In seinem Gerichtshofe ist er ebenso höflich; aber die Prozessierenden wissen, daß es ganz ebenso gut ist, den Richter auf ihrer Seite zu haben, und daß seine Vorliebe für kostbare und seltene Erzeugnisse des Kunstgewerbes viel zu kostspielig ist, als daß er sie bei seinem knappen Gehalt befriedigen könnte; und ehe daher irgend ein wichtiger Fall zur Entscheidung kommt, finden immer wertvolle Teppiche oder getriebene silberne Zierraten als Geschenke ihren Weg nach dem Hause des Richters. Sollten Barbeluschi und Skreli miteinander vor Gericht kommen und sollte Barbeluschi im Vertrauen auf die vermeintliche Gerechtigkeit seiner Sache es unterlassen, einen Gegenschachzug gegen den prächtigen bunten und schön gemusterten Teppich zu thun, welcher in geheimnisvoller Weise seinen Weg von Skreli's Hause nach demjenigen des Präsidenten gefunden hat, so wird er unvermeidlich seine Sache verlieren; der Fall ist zu einfach, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln. Nehmen wir aber an, ein Freund Barbeluschi's gebe dem kleinen Oberrichter einen Wink, daß eine Pistole mit prächtig geschnitztem Kolben und einem reichen künstlichen Silberbeschläge der Annahme von seiner Seite harre, und daß nur Barbeluschi's angeborene Bescheidenheit denselben verhindert habe, dieselbe schon längst ihm als ein Zeichen seiner Verehrung für einen solch gerechten und gelehrten Richter zu überreichen, so wird der Fall verwickelter und erfordert den ganzen Scharfsinn und Takt eines Griechen, um dafür zu sorgen, daß Gerechtigkeit geübt werde.

Wenn der Fall zur Verhandlung kommt, so ist der Vorsitzende des Gerichts gegen die Streitführenden sogar noch höflicher und leutseliger als gewöhnlich; er hat die Sache wohl abgewogen und ist, wir wollen sagen, zu der Ansicht gekommen, daß er vorerst Teppiche genug habe, daß Barbeluschi's Pistole ein sehr hübsches Exemplar ist, und daß mittelst einiger feinen Winke der vorhandene Kamerad zu dieser Pistole vielleicht noch aus Barbeluschi's Hause nach seinem eigenen gelockt werden kann. Sobald daher die Beweisgründe angehört worden sind und der Vorsitzende und seine beiden Kollegen sich über die Angelegenheit beraten, ehe sie ihr Urteil abgeben, spricht der erstere so entschieden zu Gunsten der Gerechtigkeit von Barbeluschi's Fall, daß in der That die beiden Kollegen, weil sie sehen wohin der Wind weht und weil sie zu klug sind, um in ihrer Stellung ihrem Chef zu widersprechen, ihre Stimmen für Barbeluschi abgeben. Daraufhin thut der Vorsitzende einen Meisterstreich und gibt sein Votum für Skreli ab; da er nun überstimmt wird, wird der Streit zu Gunsten Barbeluschi's entschieden. Dieser letztere, hoch erfreut über den gewonnenen Prozeß, stattet dem Richter seinen wärmsten Dank ab für die außerordentliche Gerechtigkeit und Geschicklichkeit, welche Seine Exzellenz in Anwendung des Gesetzes bethätigt hat, geht nach Hause und schickt sogleich die zweite Pistole als einen Beweis seiner Dankbarkeit ab.

Aber der arme Skreli ist natürlich sehr enttäuscht und wähnt seinen Teppich umsonst hingegeben zu haben. Da er aber ein zu guter Fisch ist, um weggeworfen zu werden, so nimmt der Präsident die erste Gelegenheit wahr, um ihm sein Bedauern über sein Mißgeschick auszudrücken, und versichert ihn, daß es nur davon herrühre, daß die Majorität sich für die Gegenpartei erklärt habe, denn er habe, wie die Gerichtsprotokolle ausweisen, für Skreli gestimmt. Und all dies wird mit so viel anscheinendem Mitgefühl, mit so viel Unbefangenheit und mit soviel Bedauern über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen vorgetragen, daß der schlichte Skreli über seinen Verlust beinahe getröstet ist und mit dem Entschluß nach Hause geht, vor seinem nächsten Prozeß solle noch ein viel besserer Teppich das Eigentum eines solch würdigen und gerechten Richters werden. So sind dann alle Partien ganz zufrieden gestellt und das Gesetz bekommt, wie in anderen Teilen der Welt, die Auster, während die Streitführenden die Schalen erhalten.

Allein alle, wenn auch noch so pfiffigen Streiche werden endlich durchschaut und der Richter und seine Amtsvorgänger sind ohne Zweifel in hohem Grade verantwortlich für jenes Loch in der Mauer des uns gegenüber liegenden Hauses. Der Besitzer des Hauses hält offenbar seine weiße Wand nicht für entstellt durch das Loch, denn er hat sich nicht die Mühe genommen, dasselbe zu vergypsen,

obwohl es wahrscheinlich von innen verstopft ist, um die Zugluft auszuschließen. Es gibt in diesem Lande zweierlei Arten von Gerechtigkeit, und jenes Kugelloch dient als das sichtbare Zeichen der einen Art, wie der Gerichtspräsident für dasjenige der anderen. Lange bevor man etwas von den Ottomanen wußte, war das Gesetz von der Blutrache und von der Verantwortlichkeit der Familie für alle Missethaten der Mitglieder derselben das einzige bekannte Gesetzbuch; und doch sind bis jetzt die Albanesen noch nicht so zivilisiert geworden, um die Vorteile der Methode der Regierung einzusehen, und deshalb ziehen die Angehörigen desjenigen Teils, welcher nicht viel mit den Europäern verkehrt, lieber ihre Pistolen, wenn sie einem Feinde begegnen, anstatt denselben vor Gericht zu ziehen. Die Muselmänner der Stadt und die Christen der Berge gehen überall mit Pistolen und Yataghan im Gürtel umher, nur die Christen der Stadt tragen keine Waffen. Die Rechtspflege der Gerichte ist unsicher, kostspielig und für eine kriegerische Nation nicht geeignet, während die Blutrache ehrenvoll ist und nur eine Ladung Pulver und Blei kostet, und so werden die Straßen und der Bazar von Skodra fortwährend belebt durch einen Austausch von Schüssen, so oft die Mitglieder von Familien, die in Blutrache-Fehden miteinander stehen, sich begegnen.

Allein der Gegenstand ist ein allzu umfassender, um in diesem Augenblick flüchtig abgemacht werden zu können; wir wollen daher, bevor wir weiter gehen, zu ermitteln versuchen, in was für einer Art von Stadt wir uns befinden. Zu diesem Zweck ist es das Beste, wir besteigen den niedrigen Hügel gerade unterhalb dem Kastell, denn von diesem Punkt aus werden wir imstande sein, die ganze Umgegend und die zu unseren Füßen liegende Stadt zu überschauen. Beim Ausblick nach Nordosten sehen wir eine weite, auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossene Ebene; der große See von Skodra erstreckt sich von der Basis des Kastellfelsens bis zu den Bergen von Montenegro; die steilen Klippen steigen an seinem westlichen Ufer unmittelbar vom Wasser auf, aber an der Ostseite dehnt sich eine breite, flache Ebene zwischen dem See und den Bergen hin. Unter uns liegt die Stadt, und die breiten, niedrigen, roten Ziegeldächer ihrer Häuser schauen halb versteckt aus dem dichten Laubwerk ihrer Bäume. Jedes Haus steht für sich, von seinen Nachbarn abgeschlossen durch eine hohe Mauer und von seinem Garten umgeben, ausgenommen im Christenviertel, wo die Häuser im allgemeinen kleiner und in vielen Fällen ohne Gärten sind. Hie und da sieht man einen offenen Raum, über und über besteckt mit weißen Grabsteinen, an deren oberem Ende ein plumper Turban ausgehauen ist; und zwischen den grünen Bäumen ragen die hohen schlanken Minarette von ungefähr 30 Moscheen in die klare Luft. Beinahe im Mittelpunkt der Stadt bezeichnet eine rote Flagge den Konak oder die Wohnung des Gouverneurs und die Kasernen der Truppen, während die anderen Flaggenstöcke, welche über einigen der benachbarten Häuser erscheinen, die Wohnungen der Konsuln unterscheiden. Zu unserer Rechten und auf dem Saume der Stadt steht ein großes und ungeschlachtes Gebäude, an dessen einfachen vergypsten Wänden keinerlei Ornamente oder Schmuck zu sehen sind; dies ist die römisch-katholische Kathedrale, welche an Sonn- und Festtagen von christlichen Bergbewohnern und Städtern wimmelt.

Auf einem steilen Felsen zu unserer Linken steht das alte, nun in Trümmer fallende Kastell, welches seine Stärke durch die Nähe des Berges Tarabos eingebüßt hatte; denn von diesem aus beherrscht man mit den neueren Geschützen die Stadt und das ganze nördliche Albanien, dessen Schlüssel das alte Kastell war, und darüber hinaus windet sich die Boyane durch fette Niederungen hin langsam dem Meere zu. Hinter uns, nach Südwesten, liegt die reiche Ebene der Zadrima, nach allen Richtungen hin von den mäandrischen Windungen des Drin durchschnitten; dann kommt eine Hügelkette, welche das Adriatische Meer unseren Blicken entzieht und einen Vorsprung ins Meer hinausschickt, der den Hafen von San Giovanni di Medua bildet. Zwischen der Boiane und den Schloßfelsen eingezwängt liegt der Bazar, ein Netzwerk von engen Straßen, deren jede einem besonderen Handwerk zugeteilt ist. Der Bazar von Skodra ersetzt dem männlichen Einwohner einen Klub; jeder hat hier seinen kleinen Laden, gleichviel, ob er ein Geschäft betreibt oder nicht, und hier sitzt er und plaudert mit Freunden und Bekannten, raucht Cigarretten und trinkt Kaffee bis ungefähr eine halbe Stunde vor dem Akscham, dann steht er auf, schließt seinen Laden, kehrt nach Hause zurück und überläßt den Bazar und dessen Reichtümer einzig der Obhut der Nachtwächter.

Man betreibt in Skodra alles sehr gemächlich und behaglich. Es gibt keine Inserate und Reklamen, keine augenfälligen Plakate. Wenn ein Kaufmann Dich kennt, wird er Dir als eine ganz selbstverständliche Sache Kaffee und Zigarren anbieten. Auf Deinen Wunsch wird er Dir auch seine Waren zeigen, aber niemals Dich drängen, ihm etwas abzukaufen; nein, wenn er nichts nach Deinem Geschmack hat, wird er Dir sogar einen Freund oder Nachbar nennen, welcher vielleicht Deinen Bedürfnissen zu entsprechen imstande sein mag. Er verkauft niemals mit einem großen Opfer noch sogar bedeutend unter dem selbstkostenden Preis, aber was er verkauft, ist wirklich gut und den Preis wert, welchen er dafür fordert. Einem Besucher, welcher aus Europa oder aus Griechenland kommt, erscheint es anfangs unglaublich; aber Albanien ist das Land der Ueberraschungen, und darum, mein geneigter Leser, wollen wir uns die Dinge aufzeichnen, so lange sie noch frisch und uns fremd sind und ehe der Reiz der Neuheit zu schwinden Zeit gehabt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Winterzeitvertreib in den Alpen.

Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken, als denjenigen, welcher in Wirklichkeit zwischen der Grabesstille der kleinen Weiler und dem fröhlichen geselligen Treiben in den kleinen Alpenstädtchen während der Wintermonate herrscht. In den letzteren wird die Gesamtheit der gebildeten Stände durch die Strenge und Rauhheit der Jahreszeit vereinigt und zusammengezogen. Da jede Art von Arbeit nur flau geht, so hat man Zeit zu Vergnügungen aller Art und macht davon auch den umfassendsten Gebrauch. Dies ist besonders der Fall in Orten, welche provinzielle Mittelpunkte und so glücklich sind, eine Garnison zu besitzen. Die Rekruten, welche im Herbst eingestellt wurden, müssen einexerziert werden, damit sie im Frühjahr diensttauglich sind; allein da die wirkliche Aufgabe der Alpenregimenter, welche für die Offiziere in der Anlage von Landkarten und in der Führung der Mannschaft in größeren und kleineren Abteilungen über felsige Anhöhen hinweg und in der Leitung ihrer Evolutionen in scheinbar pfadlosen Wildnissen besteht, unmöglich wird, sobald der erste Schnee gefallen ist, und nach den täglichen Exerzitien wenig zu thun übrig bleibt, so haben auch die Offiziere Zeit genug. Die Gerichte sind zwar noch immer offen, allein die Klienten ziehen vor, lieber alle Geschäfte, welche Verzug erleiden, zu vertagen, als Stunden-lang in der Kälte herumzuwandern auf die Gefahr hin, von einem Schneegestöber ereilt zu werden, ehe sie zurückkehren können, so daß Richter und Notar nicht mit Arbeit überbürdet sind. Die großen Viehmärkte sind vorüber, und wenn der Holzhändler die nötigen Weisungen für die Absuhr und Unterbringung seiner Ankäufe gemacht, so kann er ruhig die Hände in den Schooß legen, bis der Frühling mit Macht wieder eingetreten ist. Die Förster sind die einzigen Personen, welche wirklich thätig zu sein erscheinen, denn obwohl die dem Straßeninspektor zufallende Arbeit gelegenheitlich eine sehr schwere und mühsame ist, so ist das tägliche Geschäft seines Amtes im Winter ein leichtes, da keine Verbesserungen und Neubauten unternommen werden können.

Die Leute haben daher freie Zeit und der Deutsch-Oesterreicher liebt es, seine Muße auf eine heitere und gesellige Weise zu verbringen. Allerdings gibt es Oertlichkeiten der bezeichneten Art, wo Zwietracht an der Tagesordnung ist, wo die Offiziere nicht mit den Stadtleuten verkehren mögen, wo der Schullehrer und der Pfarrer miteinander auf gespanntem Fuß stehen und wo die Gattinnen des Doktors und des Notars in gegenseitiger tötlicher Feindschaft leben. In solchen Fällen trägt gerade der kleine Umfang der Gesellschaft dazu bei, einen Streit zu verbittern, allein dieselben sind ziemlich selten, besonders in Kärnten, wo die Bewohner größtenteils viel zu sehr darauf erpicht sind, ihr Leben recht zu genießen, als daß sie sich damit abgeben würden, anderen das ihrige zu verbittern.

Die Wintervergnügungen im Freien sind nicht sehr mannigfaltig und müssen entschieden hinter denjenigen zurückstehen, welche aus anderen nördlichen Ländern, wie Rußland, Schweden, Canada ꝛc. berichtet werden. Jedenfalls sind sie in ihrer Gestalt weit ursprünglicher. Wo Seen vorhanden sind, ergötzt man sich mit Schlittschuhlaufen, wenigstens wenn eine Stadt in der Nähe liegt, welche es wahrscheinlich macht, daß die Kosten der Reinigung des Eises vom Schnee und die Unterhaltung einer guten geordneten Schlittschuhbahn sich bezahlt machen können. Dies ist keine so leichte Sache, als es auf den ersten Blick erscheint. Wenn nämlich der Schnee entfernt ist, so zeigt sich die Eisfläche gewöhnlich zu rauh, um Besucher anzuziehen, und es bilden sich auf derselben jede Nacht Frostblumen, welche dem vorübergehenden Aesthetiker gefallen mögen, aber dem Schlittschuhläufer nicht in demselben Licht erscheinen, weil dieser weiß, daß jede Frostblume sich um ein kleines Loch herum bildet, welches nach dem Beseitigen der hellen Frostblätter ihn wahrscheinlich in der Ausführung seiner feinsten Kunststücke straucheln macht. Um eine Schlittschuhbahn anziehend zu machen, muß dieselbe genau bezeichnet und abgegrenzt, sorgfältig gescheuert und jeden Abend mit Wasser begossen werden. Letzteres geschieht gewöhnlich mittelst Handeimern, allein häufig bedient man sich auch der Spritzen, um eine vollkommen spiegelglatte Gleichförmigkeit der Bahn herzustellen, welche die Schlittschuhläufer lieben, wenn die gröbere Arbeit geschehen ist oder wenn die Bahn den Tag über nicht zu sehr in Anspruch genommen worden ist. Sogar der Ballsaal gewährt kaum diese passende Gelegenheit und erwünschte Freiheit zum Kokettieren, wie die Schlittschuhbahn, und so ist es gar nicht zu verwundern, daß das Schlittschuhlaufen ein Hauptvergnügen für die jungen Leute beider Geschlechter ist und daß da, wo keine Seen vorhanden sind, Wiesen künstlich überschwemmt werden, um Gelegenheit zu einem Sport zu liefern, welcher gleichzeitig eine vortreffliche Leibesübung und eine gesellige Unterhaltung ist. Die Herstellung solcher künstlicher Eisbahnen ist nicht schwer. Wenn der Boden festgefroren und der erste Spätherbstschnee gefallen ist, braucht man diesen nur festzustampfen und dann sorgfältig einige Tage lang mit Quellwasser zu tränken, um eine vorzügliche Schlittschuhbahn zu erhalten. Derartige künstliche Teiche haben zwei Vorteile: es kann niemand in denselben ertrinken, und sie liegen gewöhnlich dicht bei einem Wirtshause, von wo man sich warme Getränke verschaffen und wohin man sich immer leicht und mit guter Manier zurückziehen kann, wenn einem die materielle oder die Gefühlsatmosphäre draußen zu kühl werden sollte.

Ein anderes Wintervergnügen ist das Schlittenfahren. In den Städtchen und Flecken, wie die eben beschriebenen, besitzt beinahe jedermann ein Pferd und einen Schlitten, und schon die bloße Andeutung, daß es einen Ausflug zu Schlitten geben werde, genügt, um alles



in Bewegung zu setzen. Ein Schlitten um den andern macht sich nach dem anberaumten Ziel auf den Weg, das gewöhnlich ein Dorf ist, worin der Wein für gut und das Essen mindestens für erträglich gilt. Gatten bringen ihre Gattinnen, Väter ihre Töchter mit, und wenn hinsichtlich der Beschaffenheit der Verpflegung noch irgend ein Zweifel existiert, so bringen Frauen und Töchter gefüllte Speisekörbe mit, welche die möglichen Unterlassungssünden des Wirtes vollkommen ausgleichen. Die rasche Fahrt in der kalten Luft schärft den Appetit. Wein wird aufgetragen und Kaffee bereitet; die ganze Gesellschaft, welche an einer langen Tafel sitzt, scheint nur eine einzige Familie zu sein, und wenn in dem Gasthause ein großes Zimmer und ein Klavier vorhanden sind, so endet die die nachmittägige Spazierfahrt oft in einem Tänzchen, welches bis nach Mitternacht währt. Wenn dann die Gesellschaft aufbricht, herrscht gewöhnlich einige Verwirrung, allein es scheint doch eine gewisse Ordnung darin zu herrschen, da die jungen Leute sich gewöhnlich in denselben Schlitten zusammenfinden, obwohl ihre Eltern ihnen dicht auf dem Fuße folgen.

Zuweilen ist eine Unterhaltung, in welcher die Damen eine untergeordnete Rolle spielen, der Zweck und das Ende einer Schlittenpartie, die zu einer frühen Stunde aufbricht und schon Tage vorher verabredet und angeordnet worden ist. Diesmal handelt es sich um einen Ausflug nach irgend einem Dorf oder Wirtshaus, welches so nahe wie möglich an dem Gipfel eines steilen Passes liegt. Hier werden dann Handschlitten ausgeladen oder, wenn irgend jemand nicht das Glück hat, selbst einen solchen zu besitzen, so mietet er ein derartiges Fuhrwerk für wenige Kreuzer. In Bau und Form gleichen diese Handschlitten genau den Holzschlitten, welche im Gebirge üblich sind, um das geklafterte Holz damit herunterzuholen; nur sind sie weit kleiner und leichter. Sobald alle in den Schlitten sitzen, beginnt die Wettfahrt. Gewöhnlich ist dies nur ein Rennen bergab, wobei das Vergnügen einer raschen Bewegung eher noch erhöht wird durch die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes und eines Falles in den Schnee; gelegenheitlich wird es aber auch nach ernsteren Grundsätzen veranstaltet. Es werden zwei Unparteiische oder Schiedsmänner aufgestellt, deren einer den Abgang der Wettfahrenden überwacht, während der andere sie am Ende der Wettfahrt zu empfangen hat. Dabei wird Sorge getragen, daß beider Uhren genau mit einander übereinstimmen, da oft Wetten auf die Zeit eingegangen werden und der Unterschied von wenigen Sekunden eine Wettfahrt entscheiden kann, von welcher bedeutende Summen abhängen. In solchen Fällen gehen die Schlitten gesondert ab und das Ergebnis wird nur durch die Zeit bestimmt. Wenn die Schneebahn gut ist, kann ein geübter Handschlittenfahrer einen Kilometer in $2\,{}^3/_4$ bis 4 Minuten zurücklegen, selbst auf einer gewundenen Straße, und die Bahn ist gewöhnlich mindestens $2\,{}^1/_2$—3 Kilometer lang, oft auch bedeutend mehr. Eine solche Geschwindigkeit kann aber gewöhnlich nur erzielt werden, wenn die Bahn vollkommen frei ist. Fährt zufällig während dieser Wettfahrt irgend ein Fuhrwerk den Paß herauf, so sind die in den Handschlitten Fahrenden durch die Straßenordnungen verpflichtet und auch durch die Sorge um ihre eigene Sicherheit gehalten, aus der geschleiften Bahn hinaus und in den weichen Schnee an der Seite hinein zu fahren und das Fuhrwerk vorüber zu lassen, und dies verursacht natürlich eine bedeutende Verzögerung. Ob nun solche zufällige Hindernisse riskiert oder in Erwägung gezogen werden müssen in der Entscheidung des Gewinnes, ist eine Sache, welche immer vor der Abfahrt ausgemacht werden muß. Dieser Sport mit Handschlitten ist namentlich unter jüngeren Offizieren sehr beliebt. Eine besonders anziehende Modifikation weiß man diesen Wettfahrten noch dadurch zu geben, daß man hübsche junge Damen zur Teilnahme an denselben einladet.

Ein anderes und noch weit volkstümlicheres Wintervergnügen im Freien ist das sogen. Eisschießen, das man überall praktizieren kann, wo das Schlittschuhlaufen möglich ist, obwohl die beiden Belustigungen nicht an derselben Stelle, wenn auch zu verschiedenen Stunden stattfinden können, da die Schlittschuhe das Eis rauh machen. Auf einem See wird eine Bahn geebnet oder in der oben beschriebenen Weise künstlich hergestellt. Sie muß mindestens dreißig Meter oder, wenn es die Umstände erlauben, z. B. wenn die Bahn auf einem natürlichen See oder umfangreichen Teich ist, mindestens vierzig Meter lang und das Eis ganz glatt hergestellt sein. Die Breite der Bahnen ist verschieden, sollte aber nie weniger als drei Meter betragen. Einige Meter von jedem Ende entfernt wird ein Stück von etwa 3 Zoll Länge und anderthalb Zoll Tiefe aus dem Eis ausgehauen. Die Rückseite des so gebildeten Lochs muß senkrecht sein, während die Vorderseite allmählich bis zum Niveau der Bahn ansteigt. Das Loch hat den Zweck, für den rechten Fuß des Spielers eine Stütze zu bilden, und muß daher in der Mitte der Bahn sein. Auf 60 bis 90 cm. hinter diesen Einschnitten wird an jedem Ende der Bahn ein vierkantiges Stück Holz angebracht, es wird die „Taube" genannt und von demjenigen Ende, wo das Spiel beginnt, zurückgeschoben. Jeder Spieler ist mit zwei Holzscheiben versehen, nämlich mit kreisrunden Stücken harten Holzes, welche etwa einen Fuß im Durchmesser haben und mit schweren eisernen Reifen gebunden sind. Je glätter die Bodenfläche derselben ist, desto besser ist es; der obere Teil mag nach Belieben verziert sein, wenn er nur von einem geraden senkrechten Handgriff überragt wird. Ueber Gewicht und Umfang besteht kein Gesetz; allein die gewöhnliche Höhe einer Eisscheibe samt dem Handgriff ist ungefähr $1\,{}^1/_2$ Fuß (45 cm.). Zahlreiche hölzerne Würfel, bedeutend kleiner als die Tauben, aber sonst denselben ganz gleich, müssen ebenfalls zur Hand sein.

Das regelrechte Spiel kann von irgend einer geraden Zahl von Mitspielern von sechs an aufwärts gespielt werden. Die Zahl von zehn gilt für die geeignetste, da sie zu einer Mannigfaltigkeit des Spiels Gelegenheit gibt und es doch nicht nötig macht, daß einer der Mitspielenden lange unbeschäftigt bleibe. Man bildet zwei Partien von gleicher Stärke, deren jede einen Mar oder Hauptmann wählt und beide stellen sich an den entgegengesetzten Enden der Bahn auf. Der Zweck beider ist, ihre Scheiben so nahe wie möglich an die Taube des jenseitigen Endes zu bringen. Nehmen wir nun an, daß sechs Spieler, A, B, C und X, Y, Z, in einen derartigen Wettkampf eintreten. A ist der Hauptmann der ersten, X der Hauptmann der zweiten Abteilung. A spielt daher zuerst, was mit einem kleinen Nachteil verbunden ist. Er setzt seinen rechten Fuß fest in das Loch, erhebt und schwingt seine Eisscheibe so viel er will (was gewöhnlich nicht viel zu bedeuten hat) und schiebt sie gleitend über das Eis hin. Sein Zweck geht nicht allein dahin, seine Scheibe so nahe wie möglich an die Taube zu bringen, sondern auch sie in eine solche Lage zu versetzen, daß sie die Annäherung des Gegners schwierig, wo nicht gar unmöglich macht. Nun folgt X und bemüht sich, entweder A's Scheibe zu verrücken um seine eigene näher zu bringen, oder die Taube aus ihrer Stelle zu schieben, so daß der Vorteil, welchen die andere Partei errungen haben mag, verloren geht. Sobald die beiden ersten Scheiben geschoben sind, so begeben sich die beiden Hauptleute an das andere Ende der Bahn und leiten von dort aus die Thätigkeit ihrer Mitspieler. Wenn X's Scheibe die nächste an der Taube ist, so müssen B und C ihre ersten Scheiben schieben, und wenn nicht einer von ihnen X heruntersticht, so muß A an das andere Ende der Bahn zurückkehren, um seine zweite Scheibe zu schieben. Es ist immer die verlierende Partei, welche spielt, und es kann daher vorkommen, daß kein Mitglied einer Partei außer dem Hauptmann spielt, — was allerdings selten geschieht. Zum Schlusse eines Spiels, wenn alle Scheiben der einen Partei verbraucht sind, hat der Hauptmann der verlierenden Partei das Recht, seine erste Scheibe wegzunehmen, an die Stelle derselben einen der kleinen hölzernen Würfel zu setzen und sein Glück noch einmal zu versuchen. Mißlingt ihm der Wurf, so ist das Spiel verloren; gelingt es ihm, so folgen ihm seine Gegner in der herkömmlichen Reihenfolge, und wenn diese unglücklich sind, so handelt ihr Hauptmann gerade so, wie der erste gethan hat, und dieser Schub von ihm entscheidet, wer die Gewinner sind. Uebrigens zählt immer nur die einzelne nächste Scheibe.

Auf künstlichen Bahnen leiht die Thatsache, daß es nur zwei Seiten und einen Rücken gibt, so daß beim Spiel von einem Ende aus die Scheibe unmöglich über das Ziel hinausgehen kann und daß es in jedem Falle möglich ist, den Rückstoß zu berechnen und so bisweilen hinter den Gegner zu kommen, dem Spiel eine gewisse Mannigfaltigkeit. Es liegt klar am Tage, daß in beiden Formen des Spiels schwere Scheiben in starken Händen ein großer Vorteil sind, da sie alle die leichteren Scheiben vor sich her schieben können; allein nicht jedermann hat die erforderliche Muskelkraft, sich derselben mit einem gewissen sichern Zielen zu bedienen.

Dies sind die hauptsächlichsten Wintervergnügungen im Freien bei den Bewohnern der höheren Alpenorte; ein Fremder kann sie leicht erlernen und die meisten von ihnen werden ihm einige Unterhaltung verschaffen.

Der texanische Cowboy,

sein Leben in der Stadt, auf der Fährte und auf seinem Rancho.

Noch vor wenigen Jahren wußte man nichts von dem Cowboy oder Viehhirten der Prairien im Südwesten der Vereinigten Staaten, dieser eigenartigen und merkwürdigen Menschenklasse. Erst als vor bald zwei Jahren der bekannte Buffalo-Bill mit seinem amerikanischen Zirkus nach Europa kam und mit demselben Vorstellungen in London gab, über welche wir ebenfalls in diesen Blättern berichteten, ward der Cowboy der Beachtung der europäischen gebildeten Menschheit nahegerückt. Der Cowboy bildet in der Bevölkerung des Südwestens eine Kaste, die zwar erst wenige Jahre alt, aber so ursprünglich ist, daß sie es vollkommen verdient, zum Gegenstand einer kleinen flüchtigen, aber dem wirklichen Leben abgelauschten Skizze gemacht zu werden.

In den ersten Zeiten, wo die Stadt Abilene in Kansas das Hauptquartier des texanischen Viehhandels nach den Vereinigten Staaten geworden war, sah man in dem Bureau jedes der verschiedenen Hotels der Stadt Zettel angeschlagen, auf denen gedruckt zu lesen stand: „Die Gäste werden gebeten, ihre Pistolen abzulegen, ehe sie den Speisesaal betreten!" — „Ich bin ein Wolf und habe heut' meine Nacht, um zu heulen!" — „Ich bin ein bockender Cayuse (wilder Hengst) vom Bitter Creek, wild und wollig und schwer zu striegeln! Whoop-yee! jeder soll einen Trunk nehmen!" Diese und ähnliche Ausrufe konnte man während der Saison in den zahlreichen Trinksalons derselben Stadt beinahe jeden Tag und jeden Nacht von irgend einem trunkenen Cowboy ausstoßen hören; und nur gar zu oft folgten diesen Worten in die Luft abgefeuerte Schüsse aus seinem Revolver, „nur um ein Bißchen Lärm zu machen, wißt ihr."

„Tanz' und bewege Deine Füße rasch, Du Sohn einer Flinte, oder ich werde Dir den Leib so voll Löcher machen, daß Deine Mutter Dich für ein Mehlsieb halten wird!" war ein Zuruf, welchen man oft von einem oder dem anderen der vielen Whisky-toll-und-vollen Grenzleute hören konnte, welcher irgend einen „Grünhorn" oder „Zartfuß" aufgelesen hatte, den er zum Vergnügen der Menge, welche sich immer in den Schenkstuben einfand,

tanzen sehen wollte und dessen Bewegungen er beschleunigte, indem er immer in nächster Nähe von den Füßen seines Opfers in den Boden schoß.

„Setzt euch rasch und macht euer Spiel!" ruft der Bankhalter hinter dem Pharotisch, an welchen man immer ein halbes oder ein ganzes Dutzend Cowboys spielend oder „den Tiger aufspringen lassend" (wie sie es nannten) sehen konnte.

„Alle Hände rundum in Promenade nach dem Schenktisch! Wählt eure Tänzerinnen für die nächste Tour!" ruft der Tanz- oder Zeremonienmeister, der sog. herder, in dem starkbesuchten und allbeliebten Tanzlokale, wo Cowboys, Spieler, Grenzleute, Kundschafter und andere sich die Nachtstunden in wildem Gelage mit den Vertreterinnen jener Klasse von Weibern vertreiben, welche nur in solch roher Gesellschaft gefunden werden konnte.

Dies ist ein Bild von den Vergnügungen des Cowboys in der Stadt, wenn er, auf der alten Chisholm-Fährte gerade von Texas hereinkommend, sich tüchtig mit „fighting-whisky" und „Krakehlwasser" angefüllt hatte, was er für seine Pflicht und sein Recht hielt, nachdem er seine Fahrt von drei bis vier Monaten über die ungeheuren Prairien und über die angeschwollenen Flüsse unterwegs zurückgelegt hatte. Hier zeigte er sich von der allerschlimmsten Seite, wenn er all der Disziplin entbunden war, welche sein Anführer oder boss-herder im Lager mühsam aufrecht erhielt; hier läßt er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, sich selbst los und geberdet sich wie eines der wilden Pferde oder Stücke Rindvieh, mit denen er täglich verkehrt oder zusammenlebt, thun würde, wenn man es in einem Porzellanladen los ließe. Von diesem Standpunkt aus wird er auch nur allzu oft von Leuten beurteilt, welche keine Idee von seinem Leben und von den Gefahren haben, mit denen er täglich auf der Viehwaide und auf dem Viehtrieb oder der Trail (Fährte) umgeben ist. In Wirklichkeit ist der Cowboy der früheren Zeit in der Regel ein wilder, leichtsinniger, tollköpfiger, großmütiger, hochherziger Bursche, ein ungeschliffener Diamant, kühn und durchgreifend in allem, was er unternimmt, rauh und roh, aber ehrlich und in seinem Camp oder Lager von einer Gastfreundschaft, welche vollkommen sprichwörtlich geworden ist. Der Cowboy ist ein Hafen für den Reisenden, den er bei seiner Ankunft gewöhnlich mit dem Gruße bewillkommt: „Steig' ab, Fremdling, die Mahlzeit ist beinahe fertig, und ich schätze, Du kannst eine tüchtige Menge davon in Dich hineinschlagen!"

Wenn er durch Trunk und Spiel aufgeregt ist, geberdet sich der Cowboy ordentlich wie ein wildes Tier und ist zu Händeln nur allzu aufgelegt und so mißtrauisch, daß er seinen Gegner im Streite bei der geringsten verdächtigen Bewegung kaltblütig niederschießt. Gar mancher erhielt von einem flinken und rasch entschlossenen Cowboy eine Kugel in den Leib, blos weil er sein Taschentuch herausziehen wollte. Aber allein auf seinem Viehtrieb, Waideland oder in seinem Lager ist der Cowboy ein braver, ehrlicher, ritterlicher, allzeit hülfsbereiter und wackerer Bursche, welcher seine derbe Kost und sein rauhes Lager gern mit dem ersten besten wildfremden Menschen teilt.

Das Rindvieh, mit welchem der Cowboy zu thun hat, ist die langhörnige Rasse, welche man auf den ungeheuren Ebenen des südwestlichen Texas und Neu-Mexico's findet und welche wahrscheinlich ursprünglich durch die Spanier ins Land eingeführt worden ist. Die Heerden dieser Tiere dürfen nach Belieben auf diesen Ebenen umherstreifen. Jedes einzelne Tier trägt das Brandzeichen seines Eigentümers auf seiner Seite oder auf seiner Lende. Die einzige Kontrole, welche über dieselben ausgeübt wird, besteht in dem jährlichen Zusammentrieb, round-up, wo den Kälbern das Zeichen ihrer Herren eingebrannt und diejenigen älteren Tiere ausgelesen und zu einer Heerde zusammengestellt werden, welche man auf die nördlichen Märkte schicken will. Diese Heerden wurden bis in die neueste Zeit nordwärts getrieben über den Red River, durch die indianische Reservation und das südliche Kansas nach der Atchison-Topeka- und Santa Fé- oder nach der Kansas-Pacific- oder Union-Pacific-Eisenbahn. Diese Straße wird eine Fährte, Trail, genannt und änderte sich von Zeit zu Zeit, als die Zivilisation weiter gen Westen vordrang. Die Regierung hat jedoch jetzt die Eröffnung irgend einer neuen Trail von Texas nach Norden verboten, weil in den letzten Jahren die Einwanderung in den Westen so stark geworden ist, daß sie es unmöglich gemacht hat, große Heerden Rindvieh durch das nördliche Texas und Kansas zu treiben, ohne die Besiedelung zu verzögern. „Leben auf der Trail" bedeutet daher eigentlich das Leben, welches die Cowboys früher auf dieser großen Durchfahrt von Texas aus zu führen pflegten. „Leben auf der Ranch oder dem Rancho" ist gewöhnlich der Ausdruck, womit man gegenwärtig das Leben auf den Viehzucht-treibenden Gütern, cattle-ranches, in Wyoming, Dakota, Colorado und Montana bezeichnet, wo die ursprünglichen langhörnigen Rinder des Südens mit den edleren und feineren Rassen des Nordens gekreuzt worden sind und einen größeren, zum Schlachten geeigneteren Viehstand ergeben haben, — Tiere, welche zwar auch nach Belieben über die Prairien hinschweifen, aber nicht so wild sind, als ihre durch ganz Texas gezüchteten Brüder.

Für die alten „Viehkönige" des Südens war es früher nichts Ungewöhnliches, alljährlich mehrere Tausend Kälber mit dem Brandstempel zu zeichnen, und ihre durch die alten spanischen Landbewilligungen erlangten Ranchos dehnten sich über mehrere Hundert e. Quadratmeilen aus. Auf diesen Ranchos schweifen die zur Arbeit benützten Ponies — Abkömmlinge der aus Spanien eingeführten und seit vielen Generationen frei laufen gelassenen Berberpferde — sich selbst überlassen umher und sind natürlich so wild wie das Hornvieh. Wenn die Zeit herannaht, daß mit der zum Verkauf bestimmten Heerde aufgebrochen

werden soll, so wird die nötige Anzahl dieser wilden Ponies eingefangen und jedem Cowboy acht oder zehn zugeteilt, welche jeder auf der Reise reiten soll. Dies setzt als erstes Bedürfnis gutes Reiten, Mut und sorglose Tollkühnheit voraus. Jeden Morgen während der ganzen Fahrt müssen diese Ponies mit dem Lasso eingefangen und in Wirklichkeit wieder zugeritten werden, denn eine Rast von einem oder zwei Tagen reicht hin, sie die Bändigung vergessen zu lassen, welcher sie unterlegen, wenn sie zuvor zugeritten worden sind.

Das auf den Markt zu sendende Hornvieh wird in eine Umzäunung getrieben, welche man Corral nennt, und nun wird ihm ein zweites Zeichen, ein sog. road-brand (Wegbrand), aufgebrannt. Dies geschieht zu dem Zweck, daß der Cowboy imstande ist, die zu seiner eigenen Heerde gehörigen Tiere von denjenigen anderer Heerden auf demselben Viehtrieb zu unterscheiden, denn in früheren Jahren schickten diese südlichen Heerdenbesitzer oft zwei oder drei Heerden in derselben Saison die Trail hinauf und verkauften noch Vieh an Händler, welche die Vermittelung zwischen den Ranchos und den Märkten besorgten. Die Folge von diesem Brennen ist, daß man viele Tiere sehen kann, deren Seiten und Hüften mit verschiedenen eingebrannten Buchstaben, Zahlen, Figuren und Zeichen bedeckt sind, nämlich den Brandzeichen der verschiedenen Eigentümer, durch deren Hände sie schon gegangen sind, bis das Haar nur noch an Stellen sichtbar und das Fleisch in Wülste gebrannt ist, welche einem Schach- oder Damenbrett gleichen. Sobald der Wegbrand vorgenommen ist, so bricht die Heerde, gewöhnlich von fünf- bis zu fünfzehnhundert Köpfen zählend, zur Reise auf, im Durchschnitt mit zwölf Cowboys auf jedes Tausend Stück Vieh, mit einem foreman oder Führer und gefolgt von einem mächtigen Wagen, welcher mit Mehl, Backpulver, Speck, Kaffee, Syrup, Zucker, Salz 2c., kurzum mit den Lebensmitteln für die ganze, auf drei bis vier Monate berechnete Reise beladen ist. Der Fuhrmann beim Wagen versieht zugleich die Stelle des Kochs, und obwohl er in einem Hotel oder Restaurant ersten Ranges für einen solchen nicht gelten würde, so möchte ein Fremder doch staunen über die Trefflichkeit der Mahlzeiten, welche er, Wind und Wetter zum Trotz, unter freiem Himmel kocht.

Die gewöhnlich an einem Tage zurückgelegte Strecke beträgt, je nach der Entfernung von einem Wasserplatz zum andern, 12 bis 18 e. Mln., denn man schlägt wo möglich jedes Nachtlager am Ufer eines fließenden Wassers auf. Jeden Morgen mit Sonnenaufgang wird aufgebrochen und ein Mittagshalt von zehn bis zwei Uhr gemacht, worauf der Trieb weiter geht bis ungefähr fünf Uhr Nachmittags, wobei das Vieh an all diesen Haltpunkten sich tränken und waiden darf. Mit Einbruch der Dämmerung wird das Vieh zusammengetrieben, gewöhnlich auf geneigtem Boden, und zum Lagern bewogen, indem die Cowboys unter lautem Gesang um das Vieh herumreiten, um das Vieh zu beruhigen, welches sich nach kurzer Zeit zur Ruhe niederthut. Dann reiten alle Cowboys bis auf zwei nach dem Lagerplatz, breiten ihre Wolldecken unter freiem Himmel an der Erde aus und legen sich zum Schlafen nieder, bis jeder wieder geweckt wird, sobald an an ihn die Reihe kommt, das schlafende Vieh zu behüten. Diese Nachtwache trifft jeden allnächtlich einmal. Bei stürmischem Wetter dürfen sich die Boys auf schwere Arbeit gefaßt machen, denn die blendenden Blitze und der laute Donner, die diese unabsehbaren Prairien heimsuchen, machen mit Gewißheit das wilde Hornvieh scheu und erschrecken es so sehr, daß es massenhaft ausbricht und im tollsten Laufe unter Mißachtung aller Hindernisse fortrennt in dem vergeblichen Versuch, dem gewaltigen Regenguß zu entfliehen und aus Hör- und Sehweite von Blitz und Donner zu kommen.

Beim ersten Anzeichen eines sogen. Stampede müssen alle ausrücken und aufsitzen mit Ausnahme des Kochs, welcher beim Wagen zurückbleibt; die Pferde, welche für jeden Notfall gesattelt bereit stehen, werden bestiegen und die Cowboys reiten nun im schärfsten Galopp vorwärts vor die Front der wild hinstürmenden Heerde, welche sie durch Singen, Geschrei und Peitschenknall zur Umkehr zu bewegen suchen, denn das Vieh folgt bis zu einem gewissen Maße der menschlichen Stimme. Der Zweck der Reiter ist, das vorderste Vieh in einem Kreise so herum zuführen, bis es sich mit dem hintersten vermischt, und wenn sie dann zusammenkommen und untereinander geraten, so geben sie ihr tolles Rennen auf und beruhigen sich allmählich. Allein der ganze Mut und die ganze Ausdauer und Nervenkraft des Cowboy sind erforderlich, um ein Stampede zu behandeln, denn wenn er durch irgendeinen Zufall vom Pferde geworfen wird, wird er unter den scharfen Hufen der tollgewordenen Rinder bis zur Unkenntlichkeit zerstampft und zertreten werden.

Ist aber die Heerde einmal beruhigt, so erfolgt daraus noch nicht, daß sie ruhig bleibe und sich wieder niederthue; sehr oft folgen dem ersten Davonlaufen noch weitere, immer eines wütender als das andere, da die Tiere immer scheuer und erschrockener werden, bis der Tag anbricht. Alsdann wird eine Zählung vorgenommen, und wenn dann nicht nur Tiere, sondern auch Menschen fehlen, was gewöhnlich der Fall ist, so wird die ganze Umgegend nach Fährten und frischen Hufspuren, welche vom Lagerplatz hinwegführen, abgesucht, und diese, sobald man sie findet, von dem Mann, der sie entdeckt hat, verfolgt, von dem man nun annimmt, daß er, unbekümmert um Nahrung, Wasser und Schlaf, diesem Anhaltspunkte so lange nachreite, bis er das Vieh einholt, von welchem die Fährten herrühren. Die Hauptheerde hält einstweilen an Ort und Stelle, bis alle die Verlaufenen eingebracht worden sind. Wenn man nur wenige Stücke Vieh vermißt, so haben die Leute, welche auf ihre Suche ausgeschickt werden, die Weisung, dem Haupttrieb, so lange zu folgen, bis sie ihn einholen.

Natürlich bedeuten diese Nachsuchungen lange Ritte durch wildfremde Gegenden, denn häufig trottet solch ein Rudel das sich von der Stammherde getrennt hat, in einem Maßstab von 25 bis 30 e. Mln. per Tag in der Richtung des Rancho fort, von welchem es ursprünglich weggetrieben worden ist. Bei einer derartigen Nachforschung ist dann die ganze Kraft der Ausdauer und Beharrlichkeit der Menschen erforderlich, um ihren Zweck zu erreichen, denn der Foreman nimmt keinerlei Ausreden und Entschuldigungen des verfolgenden Cowboy an, wenn dieser ohne das Vieh zurückkehrt, außer wenn diesem der Hungertod gedroht hatte.

Auf der Fährte ist jeder Tag nur die Wiederholung des vorhergehenden. Bei günstiger Witterung ist das Leben des Cowboy kein so mühseliges; allein bei stürmischem, gewitterhaftem und regnerischem Wetter ist er fortwährend im Sattel und die meiste Zeit bis auf die Haut durchnäßt; und doch fühlt er sich glücklich und Monate lang mit keinem andern Umgang als demjenigen seiner unmittelbaren Gefährten zufrieden. Er fühlt sich niemals einsam, hat nie Heimweh, sondern ist immer in derselben leichtsinnigen, sorglosen, tollkühnen Stimmung, welche sich so scharf accentuiert, sobald er am Ende seiner Reise die Ansiedelungen erreicht und in eine Stadt geht, um sich ein paar gute Tage zu machen.

Das Leben auf den Ranchos oder großen Viehwaiden in den nordwestlichen Staaten und Territorien unterscheidet sich in vielen Stücken von demjenigen auf der Fährte. Das Bemerkenswerteste ist, daß er nicht den nackten Boden zur Bettstelle, den Himmel zum Dach und seinen Sattel zum Kopfkissen hat, sondern eine behagliche Behausung, entweder ein Blockhaus oder eine halb in den Boden gegrabene Hütte — je nach dem Vorkommen von Bauholz in der Umgegend — versehen mit großen Herden und Feuerstellen, auf welchen in kalten Nächten die Klötze und harzigen Fichtenknorren aufgehäuft werden, und wo die Bursche sich mit Kartenspiel, mit Geschichtenerzählen, mit Rauchen rc. unterhalten und ihre Zeit gemächlich verbringen können, obwohl ihr nächster Nachbar oft 20 e. Mln. entfernt ist. Ein weiterer Unterschied ist, daß bei stürmischem Wetter der Cowboy auf dem Rancho gewöhnlich zu Hause bleiben kann; besonders im Winter ist sein Leben ein leichtes, denn in dieser Jahreszeit bleibt das Vieh so ziemlich sich selbst überlassen und muß für sich sorgen, und man hält es für besser, zu dieser Zeit das Vieh nicht mehr als nötig ist, herum zu treiben, da es seiner ganzen Kraft bedarf, um die Stürme auszuhalten und zu überleben und so viel Mut zu behalten, daß es sich in der Runde zusammendrängt und gerade so viel Gras aufsucht als es vor dem Verhungern bewahren kann, weil man es hier nicht mit Heu füttern kann, außer wenn es in kleinen Heerden von weniger als hundert Köpfen läuft.

Die Zusammentriebe auf diesen Ranchos werden gerade so ausgeführt, wie die im Süden, ausgenommen, daß sie hier zweimal im Jahre anstatt nur einmal stattfinden, das erstemal im Frühjahr, um die Kälber durch Brand zu zeichnen und die Verluste zu ermitteln, welche die Heerde den Winter über erlitten hat, was man den allgemeinen Zusammentrieb nennt und wobei alle Heerdenbesitzer, welche in einem gewissen Bezirk von vielleicht hundert Meilen ins Gevierte Heerden waiden haben, mit ihren Cowboys erscheinen. Dies ist notwendig, weil man im Nordwesten keine großen Landverwilligungen erlangen kann, wie in Texas oder Mexico; das Vieh waidet daher auf den Staatsländereien, und die Heerdenbesitzer bauen sich im Thal irgend eines Flusses ihren Rancho, lassen das Vieh freilaufen und lesen es im Frühjahr bei dem allgemeinen Zusammentrieb aus. Im Herbst findet dann der zweite Zusammen- oder Stiertrieb statt, wobei alle Bullen oder Stiere, die über drei Jahre alt sind, aus der Hauptheerde ausgelesen und zu Markte geschickt werden.

In den Frühjahrs- und Sommermonaten und namentlich beim Zusammentrieb haben die Cowboys harte Arbeit; da sie aber auf einem Rancho nicht so lange beschäftigt sind, wie sie es auf der Fährte zu sein pflegen, so gehen sie häufiger in die Stadt und betragen sich daher dort nicht so wild, wie es die Cowboys der früheren Zeit auf den texanischen Fährten zu thun pflegten. Da aber dieser große Nordwesten sich rasch besiedelt und die Eisenbahnen sich nach allen Seiten hin ausdehnen, so wird auch der Cowboy der Vergangenheit rasch verschwinden und einem vollkommen zivilisierten Nachfolger Platz machen.

Geographische Neuigkeiten.

* Lieutenant van Gèle's Erforschung des Mobangi. Das „Mouvement Géographique" vom 22. April gibt interessante Einzelheiten aus Lieutenant van Gèle's eigener Schilderung seiner jüngsten Fahrt den Mobangi hinauf, deren wir bereits früher in diesen Blättern gedacht haben. Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Missionsgeistliche G. Grenfell im Jahre 1884 unter 4° 20′ n. Br. durch die Stromschnellen von Zongo zur Umkehr gezwungen wurde. Lieutenant van Gèle verließ mit einem großen Gefolge am 27. Oktober 1887 die Aequatorstation auf dem Dampfer „En Avant" und erreichte am 21. November den Fuß der Zongo-Stromschnellen. Dieser gibt es sechs, welche sich über eine Entfernung von 24 e. Mln. erstrecken, und es kostete die Reisegesellschaft zwanzig Tage, um dieselben zu überwinden. An der ersten Stromschnelle hatte der Dampfer ausgeladen und geleert und mittelst eines starken Kabels hinaufgezogen werden müssen. Die zweite Stromschnelle ist etwa 18 e. Mln. über der ersten und wird durch einen Felsenriegel veranlaßt, welcher quer über den Fluß läuft. Am linken Ufer ist eine Passage mit ungefähr fünf Fuß Tiefe

bei Hochwasser, und es gelang dem „En Avant", diese hinaufzufahren. An der dritten oder Belly-Stromschnelle zieht sich der Fluß auf eine Breite von 1300 Fuß zusammen, aber es gibt in demselben Tiefen von 50 Fuß mit einer vergleichsweise langsamen Strömung. Die Stromschnelle wird leicht passiert und oberhalb derselben breitet sich der Strom auf eine Breite von 6400 Fuß aus und wimmelt von Eilanden und Felsen. Drei und eine halbe Meile weiter aufwärts werden die Gewässer des Flusses durch zwei felsige Spitzen verengt, aber der Dampfer passierte die Stromschnelle, nachdem er ausgeladen worden war. Dann breitet sich der Strom wieder aus und sein Bett ist mit einer Menge von Inseln, Felsen, Stromschnellen und kleinen Fällen bedeckt. Das fünfte Hindernis besteht aus einer Gruppe von Inseln, welche unter sich und mit beiden Ufern durch einen Felsenriegel verbunden sind, die mehrere Stromschnellen und zwei Fälle von ungemeiner Heftigkeit bilden. Diese war in der That die furchtbarste von allen diesen Stromschnellen, und der „En Avant" mußte Ladung und Bemannung ausschiffen, ehe er dieselbe passieren konnte. Lieutenant van Gèle gab ihr den Namen Elefanten-Stromschnelle. Die letzte oder Mukuangai-Stromschnelle ward leicht passiert; der Fluß ist hier 6700 F. breit und hat zahlreiche Inseln und Felsen. Van Gèle schildert die beiden Ufer den Stromschnellen entlang als sehr schön. Sie sind begrenzt von sanft abfallenden Bergen, unter welchen Wälder, Wiesen, Maisfelder und Bananen-Pflanzungen abwechseln. Die Abhänge der Hügel wimmeln von Dörfern, der Boden scheint äußerst fruchtbar zu sein und an manchen Stellen erreicht das Gras eine Höhe von 22 Fuß. Die Dörfer am Flußufer sind vorn verpallisadiert und in den Baumwollbäumen Wachtposten aufgestellt. Bis zu dem mittleren der Katarakten, der Belly-Stromschnelle, war die Bevölkerung von demselben Typus: der Kopf geschoren bis zum Genick, wildaussehende Bärte und kriegerisches Aussehen. Allein überall wurden die Forschungsreisenden in freundlicher Weise empfangen. Oberhalb Belly bildet ein neues Volk, die Bakombe, die Bevölkerung und erstreckt sich tief ins Innere hinein zwischen dem Mobangi und dem Kongo. Sie unterscheiden sich von ihren Nachbarn durch die Anordnung ihres Haares, welches in Zöpfen, zuweilen von sieben Zoll Länge über ihren Rücken hinabhängt. In Mukuangai kommt der Strom frei von allen Hindernissen aus Nordosten, und die Ansicht wird als eine herrliche geschildert. Der Strom hat hier eine Breite von etwa 2700 Fuß und eine mittlere Tiefe von ungefähr zwei Meter. Nach ungefähr 22 englischen Meilen biegt sich der Fluß nach Osten und behält diese Richtung soweit als Lieutenant van Gèle ihn bereiste, nämlich auf einer Strecke von 192 e. Mln.

Auf dieser ganzen Strecke führt er bei den Eingeborenen den Namen Dua. Auf dem rechten Ufer verschwinden die Berge, das linke Ufer wird durch kleine Hügel gekennzeichnet, zwischen welchen grasige Ebenen mit Wäldern abwechseln. Die Dörfer sind weit vom Flusse hinweg angelegt, allein der „En Avant" war beinahe beständig von Scharen von Kähnen voll freundlicher Eingeborenen umgeben. Nahrungsmittel aller Art scheinen im Ueberfluß vorhanden zu sein, und alle Arten von tropischen Erzeugnissen neben Ziegen, Schafen und Hühnern wurden zum Kauf angeboten. Die Leute auf dem rechten Ufer gehören den Stämmen der Buraka und Maburu, diejenigen auf dem linken Ufer den Bakangi, Mombati und Banzy an. Sie rasieren sich den Kopf, so daß nur noch ein kleines Dreieck von Haar auf der Stirn stehen bleibt; sie tragen schwere kupferne Ringe oder hölzerne Walzen in den Ohren, welche die Ohrläppchen zu einer ungeheuren Länge und Breite ausdehnen. Der Strom wird breiter und ist ganz bedeckt mit Inseln, die größtenteils bewohnt und angebaut sind. Die Hütten sind kegelförmig und ruhen auf einer ungefähr zwei Fuß hohen Steinmauer. Sie sind hübsch in Reihen angeordnet, welche breite Straßen bilden, und umgeben ein Zentralgebäude, das zum allgemeinen Versammlungsort bestimmt ist. Sie verarbeiten das Eisen scharfsinnig zu allen möglichen Arten von Werkzeugen, Waffen und Zierraten; Elfenbein ist zwar im Ueberfluß vorhanden, wird aber nur zu künstlich gedrehten Arm- und Knöchelbändern und Lippenzierraten oder Pélélé angewendet. Ungefähr 130 e. Mln. oberhalb der Zongo-Stromschnellen, in der Nähe der Residenz von Bemay, dem Häuptling der Banzy, stieß man auf eine zweite Stromschnelle, welche am linken Ufer passiert wurde. Etwa 25 Meilen weiter östlich ist eine dritte Stromschnelle, an welcher der „En Avant" umgeladen werden mußte. Beiläufig 12 e. Mln. oberhalb dieser Stromschnelle (unter 21° 30′ ö. L. von Gr.) ergießt sich der Bangasso vom rechten Ufer her in den Mobangi, der einzige Zufluß, welchen man von den Zongo-Stromschnellen an aufwärts findet. Oberhalb dieser Vereinigung begannen die Schwierigkeiten. Die Mombongo und Yakoma bewohnen beide Ufer und erwiesen sich so feindlich gegen die Expedition, daß ein Kampf erfolgte und leider viel Blut vergossen wurde, wenigstens auf Seiten der Eingeborenen. Die Schifffahrt ward durch Felsen und Sandbänke gehemmt, und so entschied sich Lieutenant van Gèle zur Umkehr, nachdem er bis 21° 55′ ö. L. von Gr. gekommen war. Das Land ist hier auf beiden Seiten dicht bevölkert, denn ein einziges Dorf hart am Ufer war drei e. Mln. lang. Der Fluß ist hier 7800 Fuß breit und voll Inseln, von denen die größeren bewohnt sind. Da Dr. Junker, welcher aus der entgegengesetzten Richtung kam, 22° 55′ ö. L. am Welle erreichte, so beträgt die Entfernung zwischen seinem fernsten Punkt und demjenigen van Gèle's nur einen einzigen Grad. Beide Punkte liegen unter 4° 20′ n. Br. Auf diese Weise kann an der Identität des Welle und des Mobangi kaum mehr gezweifelt werden. Da das Wasser um zehn Fuß

gefallen war, so hatte der „En Avant“ eine mühselige Fahrt stromabwärts, erreichte aber doch wohlbehalten am 1. Februar die Aequatorstation.

Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken.

Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh.

(Fortsetzung.)

Unter solchen erschwerenden Umständen bedürfen die einzelnen Wagen, welchen je 16 Ochsen auf halbwegs passierbaren Wagen zur Fortbewegung genügen, häufig drei- bis vierfachen Vorspann. Diesen 50—60 Ochsen gelingt es kaum, unter unsäglicher Anstrengung und unter der unbarmherzigsten Anwendung der Peitsche diese schwierigste aller Straßen zu bewältigen.

Die bisher zwar recht interessante Gebirgsgegend gewinnt bei unserem Vordringen in das Herz der Drakensberge mehr und mehr an wilder Schönheit. Zur Linken überragen in blauer Ferne die stolzen Gipfel des Mont-aux-Sources und des Champagne Castle mit einer Höhe von ca. 11,000 F. die näherliegenden Höhenzüge.

Wir selbst befinden uns schon auf einer absoluten Höhe von 2500 F.; immer höher geht es hinan auf gewundener, in ihrer gelben Lehmfarbe scharf von den umgebenden Matten abstechenden Straße. Der Baumwuchs zieht sich nur noch das Wasser begleitend in den Klüften weiter; Felsentrümmer und Graswuchs bedecken allenthalben die fast senkrecht abfallenden Berghalden; prachtvolle große, scharlachfarben blühende Liliaceen bieten dem Auge Abwechslung. Hoch über uns zieht ein Geier seine Kreise, er rechnet wohl auf eine Mahlzeit aus der Mitte unserer Zugtiere.

Daß der Tod angesichts der ungeheuren Anstrengung, welche den geduldigen Gespannen hier zugemutet wird, eine reichliche Ernte hält, bestätigen die zahllosen am Wege bleichenden Gebeine. Sinkt ein Ochse erschöpft nieder und muß getötet werden, so erscheinen die Aasgeier urplötzlich scharenweise und mit wunderbarer Schnelle an Stellen, wo das Auge nach allen Seiten hin ungehindert schweift und wo Minuten zuvor weder in der Luft, noch auf den Bergen ein Raubvogel zu entdecken war. Sei es Geruchsinn oder Gesicht, welches diese Totengräber der Einöde aus weiter Ferne oder nebelhafter Höhe herbeilockt, ihr plötzliches Erscheinen hat etwas überraschend Unbegreifliches.

Steigung über Steigung wird überwunden, und immer neue Abschnitte der steilen Straße thun sich vor uns auf; tief unten im Thale schimmern die Zelte der Ingenieure, welche beschäftigt sind, die projektierte Eisenbahnlinie von Ladysmith bis zur Freistaatgrenze abzustecken, bestimmt, dem langwierigen Ochsentransporte ein Ende zu machen.

Die meisten der uns begleitenden Ochsentreiber machen hier Halt, um ihr Zugvieh vor der letztem supremen Anstrengung rasten zu lassen. Unser eigenes Gespann, frischer und zugleich kräftiger als die meisten anderen, zieht rüstig weiter. Zwei Stunden schwerster Arbeit, unterbrochen von viertelstündigen Ruhepausen, bringen uns endlich auf die Scheitelhöhe des Passes und ein Blick rückwärts läßt uns die erklommene Höhe in ihrer ganzen Bedeutung ermessen. Die zurückgelassenen Wagenzüge, welche eben erst den letzten Anstieg beginnen, erscheinen von unserem Standpunkte aus dem blosen Auge wie ein Gewimmel von Ameisen.

Hinter uns, eingerahmt von Bergspitzen und Zacken, bietet sich ein wunderbar schönes Panorama von Bergen und Thälern, die prachtvollste Abwechslung von Höhen und Tiefen. Die Staffage bilden große Viehherden, welche als bewegliche verschiedenfarbige „Flecke“ in der unvergleichlich durchsichtigen Atmosphäre sich scharf von den grünen „Veldten“ (Grasebenen) abheben. Hie und da lugt ein Boerengehöfte oder ein Kaffirkraal von einem Vorberge herab — das Ganze ist überwölbt von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel, der sich nach dem äußersten Horizonte zu mehr und mehr duftig abtönt und mit einem, wie in Ultramarin getauchten Höhenzuge von Tafelbergen abschließt.

Ein unvergleichlich erhabenes Bild typisch wilder Naturschönheiten, welches uns die überstandenen, wahrlich nicht geringen Reise-Beschwerden vollständig vergessen läßt! Wir werfen noch einen letzten Blick auf die herrliche Rundschau und kehren dem Van Reenen-Paß den Rücken, um uns jenseits dem Gebiete des Oranje-Freistaates zuzuwenden. Im schroffen Gegensatz zu dem gehabten Genusse landschaftlicher Naturschönheiten finden wir uns einer unendlichen eintönigen, gewellten, grasbewachsenen Hochebene gegenüber. Welcher Kontrast!

Noch begleiten uns zur Linken eine Reihe isolierter Berge, hier „Kopjes“ genannt, welche die bizarrsten Formen zeigen. Der eine gleicht erstaunlich einem hochgiebeligen Hause, ein anderer zeigt die Form einer Pyramide mit auf der Spitze aufgesetztem, scharfkantig facettiertem Knopfe, ein dritter endlich, von noch abenteuerlicherer Zeichnung, trägt am äußersten Ende seines dachfirstartigen Kopfes ein enormes Felsstück in Form einer umgestülpten Pyramide, die sich auf ihrer Spitze zu balancieren scheint. Es sind dies Verwitterungsprodukte, deren Eigenartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wir lassen diese Naturspiele, hinter welchen sich die Distriktshauptstadt Harrismith verbirgt, im Westen und „trekken“ stets nordwärts bis an den Wilge- (Weide-)Fluß, einen die Hochebene in senkrechten Abfällen tief einschneidenden, schnellströmenden Fluß, dessen Ufer in auffälligem Widerspruche mit seinem Namen keine Spur von Baumwuchs zeigen.

Eine Furt wird durchkreuzt und die sämtlichen schon

beschriebenen und während unserer Reise so häufig erlebten Fährlichkeiten eines Flußübergangs werden glücklich überstanden.

Unser Wagenzug hält vor dem Zollhaus, auf Freistaat-Gebiet, wo man uns, gleichsam zum Hohne, eine Abgabe auferlegt, als Remuneration für die Erhaltung des in so „schönem" Zustande befundenen Flußübergangs; mit gemischten Gefühlen hören wir hier, daß etwa 15 Mln. weiter unten am Flusse eine schöne, feste Steinbrücke die beiden Ufer verbindet.

Die nächsten Tage unserer Fahrt gleichen sich so sehr in ihrer Einförmigkeit, daß die Schilderung der Erlebnisse eines einzigen derselben vollauf genügt. Hinter uns, vor uns, zur Rechten und zur Linken dehnen sich die „Veldten" unabsehbar aus; der früher so willkommene Ruhepunkt für das Auge, die letzten Ausläufer der Drakensberge, sind verschwunden. Die einzige Unterbrechung dieser wahrhaft erdrückenden Monotonie bildet hie und da, mit stundenlanger Unterbrechung, ein an eine Bodenerhebung oder Kopje sich lehnendes einsames Farmhaus, von wenigem Baumwuchs und eingezäuntem Kulturland umgeben.

Gras, Gras und wieder Gras, bis an den fernen Horizont; die Flora, zu unbedeutend, um die Einförmigkeit der Landschaft zu unterbrechen, zeigt nur wenige weiße und gelbe Farbentöne. Die Fauna ihrerseits reduziert sich auf einige Lerchenarten, auf große Schwärme eines taubengroßen, schwarzflügeligen und weißgeschwänzten Insektenfressers, nach seiner Hauptnahrung hier Locust- (Heuschrecken-)Vogel genannt, Habichte und Geier; von den riesigen, diese endlosen Ebenen vor wenig Jahren noch zu Millionen bevölkernden Antilopenheerden, ist keine Spur mehr übrig geblieben!

Abseits vom Karawanenwege soll sich zwar noch ein Wildstand befinden, allein den Hauptbestand desselben hat der nach der Wilddecke allein gierige Boer abgeschlachtet! Die zu dem riesigen Flächenraum des Landes unverhältnismäßig wenige Köpfe zählenden Heerden von Pferden, Schafen und Rindvieh ersetzen nur in höchst mangelhafter Weise den Reichtum an Vierfüßlern, welche einst die weiten Veldten belebten.

Eine besonders irritierende Eigentümlichkeit dieser Grasebenen besteht in ihrer wellenförmigen Formation; fortwährend werden langgestreckte Anschwellungen des Terrains mit der Hoffnung erklommen, jenseits eine Abwechslung des Landschaftsbildes zu finden — umsonst — nach der obligaten Einsenkung mit Sumpf oder sickerndem Bache folgt ein genaues Gegenbild der eben überschrittenen Hügelwelle. Ab und zu zieht ein durchnässender Regenschauer, welcher in kurzer Zeit die Niederungen völlig unwegsam, die Fortbewegung noch schwieriger macht, unsere Gedanken von der Umgebung ab oder ein in entgegengesetzter Richtung unseren Weg kreuzender Transportwagen fesselt unser Interesse für einige Minuten. Andere Unterbrechungen dieser bedrückenden Einförmigkeit kennen wir nicht. Zuweilen senkt sich das Terrain tiefer, die Ebene fällt klippenartig ab, ein vielfach sich windender Fluß bildet die Sohle der Einsenkung; neben seiner Furt erscheint eine ärmliche Hütte mit der hochtrabenden Aufschrift „Store" (Kaufladen), wo man zu teuren Preisen nichts kaufwürdiges vorfindet.

Wir trekken weiter, direkt nordwärts, in der Richtung des Vaal-Flusses. Je mehr wir uns demselben nähern, umsomehr gewinnt das Tierleben an Lebhaftigkeit. Die Vleys zeigen sich belebt von Störchen, welche, vom Norden kommend, während der letzten Monate des Jahres hier erscheinen; Kraniche, Trappen, Wildenten, Sumpf- und Laufvögel der verschiedensten Gattung werden durch unseren Wagenzug aufgescheucht. Eines Morgens zeigen sich einige Hundert Meter seitab vom Wege einige Springböcke, welche der Peitschenknall unserer Wagenlenker zur Flucht treibt. Mannshoch schnellen sich die schlanken Tiere in einer Reihe langer Sätze in die Luft, verfallen dann in ein rasches Traben und verschwinden bald hinter einer Terrainwelle.

Unsere Kaffirbegleiter stellen häufigeres Auftreten von Wild in baldige Aussicht, weshalb die bisher müßig liegenden Gewehre hervorgeholt, zum Gegenstande sorgfältiger Behandlung gemacht, gereinigt und eingeölt werden. Schon der folgende Tag sollte uns die ersehnte Gelegenheit zum Jagen bieten.

Etwa 500 bis 600 m. vom Wege abseits wird ein Trupp zierlicher, isabellgelb und weiß gezeichneter Antilopen entdeckt. Wir steigen vom Wagen, pürschen uns an das Rudel heran, der Leitbock windet uns jedoch, lange ehe wir in Schußbereich gelangen können, und rasch sind die Tiere unseren Augen entschwunden. Ein Versuch der Umgehung bringt uns ein anderes Rudel, Bleßböcke, zu Gesicht. Auf Händen und Füßen, kriechend nähern wir uns diesesmal gegen den Wind; sorglos äsen die Tiere weiter; wir kommen bis auf etwa 40 Schritte nahe, sorgfältig wird ein feister Bock auf's Korn genommen, scharf kracht der Schuß durch die Morgenstille, wild aufgeschreckt rast die Heerde davon, aber der Bock liegt im Feuer zusammengebrochen.

Heute Abend gibt es neben Kaffirbrot statt fader Fleischkonserve Wildbraten, am Spieße geröstet, dessen Wohlgeschmack durchaus nicht durch das im holzarmen Freistaate verwendete Feuerungsmaterial, der sogenannten „Freistaatkohle" (am Wege gesammelten getrockneten Kuhmist), beeinträchtigt werden wird.

Der Abend läßt uns endlich den Vaal-Fluß erreichen, den breiten, tiefen, schlammwälzenden Grenzstrom zwischen dem Freistaat und der südafrikanischen Republik, gewöhnlich Transvaal genannt. Aus einigen, teils aus Hausteinen, teils aus lufttrockenen Backsteinen und Wellblech errichteten Wohnhäusern, einer Kirche, Stores, Schlächter- und Bäckerladen setzt sich die am Flußufer gelegene Grenzstation, Villiersdorp genannt, zusammen. Die Vaalfurt,

welche, wie wir durch die Boeren vernehmen, zur Zeit passierbar ist, wird denselben Abend noch von uns ohne Unfall überschritten, und wir kampieren auf dem jenseitigen Ufer. Eine steile Klippenreihe, das Vaalthal umschließend, muß des folgenden Morgens überwunden werden, um auf die eigentliche Hochebene von Transvaal zu gelangen, deren landschaftlicher Charakter lediglich eine Wiederholung der Grasflächen des Freistaats darbietet. In Wellenlinien ansteigend, erhebt sich das Terrain zum sogen. Hoogeveldt, welches, bis zu einer Höhe von 4800 F., stellenweise 5000 F. ansteigend, zu den gesündesten Gebieten Südafrika's zählt.

Klimatisch ist es Oberitalien am ähnlichsten; der Sommer bringt heiße Tage, gefolgt von kühlen Nächten, während im kurzen Winter leichte Nachtfröste auftreten. Körnerfrüchte gedeihen herrlich, wo sich der arbeitsscheue Boer nur immer Mühe gibt und durch Abdämmung eines Vley einen Bewässerungsteich herstellt. Feigen, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Trauben bringen tausendfältigen Ertrag — überhaupt sind alle Bedingungen landwirtschaftlichen Wohlstandes gegeben, aber der Boer läßt sie konsequent unberücksichtigt und erfreut sich seines Lebens, wenn ihn nur die Außenwelt in Ruhe läßt und er einige Hundert Stück Rindvieh um sich versammeln kann. Handel zu treiben mit den Produkten seines mehr als lässigen Ackerbaues oder mit dem Ueberschusse seiner Viehzucht, fällt ihm nicht ein; er besitzt ja Land genug für die zehnfache Kopfzahl seiner Heerde. Bedarf er Geld für Kaffee, Zucker, für seine einfachen sonstigen Bedürfnisse, so spannt er seinen Ochsenwagen ein und erübrigt einige Pfund Sterling als „Transportreiter." Den Rest seines Daseins verbringt er mit Herumlungern auf seiner Farm und zwecklosem Umherreiten im Lande. Bittet man ihn um Ueberlassung von Milch, Eiern, Butter, Brot, Geflügel u. s. w., so trifft man häufig, wie ich dies selbst erlebte, auf eine schroffe Abweisung; er gibt vor, nichts Verkäufliches zu besitzen, dabei wimmelt aber sein Hofraum von Geflügel und milchgebende Kühe besitzt er zu Dutzenden.

Die goldsuchenden, das Land durchstreifenden, energischen Ausländer sind ihm ein Greuel, ihre Gewohnheiten und Anschauungen sind ihm fremd — er will sie auch nicht kennen lernen und hält sich störrisch fern. Und gerade diese verhaßten Fremden sind es und das von ihnen in Form von Steuern und Zöllen erhobene Geld, welches den Transvaal-Staat vom finanziellen Zusammenbruch gerettet und demselben zum Reichtum verholfen hat.

Wir trekken auf der einförmigen Hochebene weiter und nähern uns am zweiten Tage nach der Vaal-Ueberschreitung dem an eine Hügelreihe sich lehnenden Städtchen Heidelberg, der ersten größeren Ansiedelung, seitdem wir vor acht Tagen Ladysmith verlassen und nahezu 200 englische Meilen Landes durchmessen haben. Auf dieser langen Strecke haben uns einige Dutzend einsamer Gehöfte und Wirtshäuser (Kantinen genannt) und das unbedeutende Grenzdorf Villiersdorp am Vaal-Flusse allein daran erinnert, daß wir ein von Weißen europäischer Abkunft bewohntes Land durchreisten.

Heidelberg, malerisch am Berghange gelagert, durchflossen von einem rasch dahineilenden Flüßchen und umrahmt von dichten tiefgrünen Obstpflanzungen, von Beständen graziöser Trauerweiden und aromatisch duftender Eucalyptus, hinterläßt einen sehr freundlichen Eindruck. Breite Straßen, Kirchen, Gasthäuser, Verkaufsgewölbe rücken uns der Zivilisation wieder näher, und hier schon macht sich das Goldfieber bemerklich, dessen Zentralpunkt das nahe Johannesburg bildet. Goldsucher sind auch hier in der Nachbarschaft beschäftigt, Goldminenrechte und Goldaktien bilden das ausschließliche Gesprächsthema eines jeden — die Sacra auri fames wirkt eben ansteckend!

In dem hinter Heidelberg hinanziehenden Thale mehren sich die teilweise wieder verlassenen Gruben und Schachte. Rechts an den Berghalden erinnern alte Steinwälle an die nicht allzu ferne liegende Zeit, als die eingeborenen Kaffirs hinter diesen rohen Bollwerken hervor den vordringenden, landgierigen Boers vergeblich Halt zu gebieten versuchten.

Eine letzte, an Einförmigkeit der Veldten-Szenerie nichts nachgebende Tagereise bringt uns an den Fuß der Wittewatersrand-Hügelreihe, deren Zugang durch einen tiefen, unter den Füßen weichenden Sumpf erschwert, den armen Zugochsen eine schwere, fast nicht zu überwindende Arbeit auferlegt. Gar manches Gerippe an der Wegseite weist auf die erschöpfende Schwierigkeit dieser Straßenstrecke hin. Am Rande des Sumpfes treffen wir auf einen ganzen Park von Transportwagen, welche hier nochmals rasten, ehe sie das beschwerliche Stück Arbeit aufnehmen. Andere stecken mitten im Moraste fest und können, trotz drei- und vierfachen Vorspanns, kaum von der Stelle gebracht werden. Die Peitschen klatschen unaufhörlich auf die Leiber der unter der Last des Joches stöhnenden und schmerzlich brüllenden Ochsen nieder, die Kaffirtreiber umtanzen die Gespanne und suchen dieselben durch Jauchzen und eigentümliche Kehllaute anzufeuern.

Endlich ist mit Aufwendung der äußersten Kraft der tief in den Moder eingesunkene Wagen flott geworden und auf festes Erdreich gelangt, wo kampiert wird.

Den folgenden Tag wird der Wittewatersrand erklommen und der höchste Abschnitt des hier nahezu 5000 F. erreichenden Hoogeveldts ist gewonnen; Elsburg, der etwa 8 Mln. von Johannesburg längs der Ausläufer des Hauptgoldriffs gelegene, meilenweit sich erstreckende Vorort der Goldhauptstadt, wird passiert. Erzschachte und Quarzstampfwerke sind zur Linken und Rechten in vollster Thätigkeit; es herrscht allenthalben der Tumult einer gewerbthätigen Fabrikstadt. Das Knirschen und Stampfen der Quarz-Zerkleinerungsmaschinen, der Dampfabstoß der zahlreichen Dampfmaschinen, der scharfe Knall der Dynamitsprengungen, wirken betäubend auf uns, die wir uns seit Wochen an die wohlthuende Stille der Grassteppen

gewöhnt haben. Eine Wendung noch, und Johannesburg, das ersehnte Reiseziel, liegt vor uns.

In kaum Jahresfrist hat sich hier aus einigen Schilf- und Lehmhütten eine Stadt voll regster Thätigkeit herausgebildet, deren beläufig 6000 Seelen zählende Einwohnerschaft zur Stunde aus Elementen zusammengesetzt ist, welche sich hauptsächlich mit dem Erschürfen und der ersten Bearbeitung des gewonnenen Edelmetalls beschäftigt, dabei aber in Spekulationen tollster Art verwickelt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Verbesserungen.

Durch ein Versehen ist in dem Artikel „Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken" zwischen dem Text in Nr. 23 und 24 eine Spalte der Fortsetzung weggeblieben, welche wir im Nachstehenden wiedergeben, damit Sinn und Zusammenhang nicht gestört werden. Der Einschub lautet:

Bis jetzt aber, hat man trotz Parlamentskommissionen und Volksversammlungen vergebens nach Abhülfe getrachtet.

Es scheint eben eine Thatsache zu sein, daß der indische Arier dem Kaukasier in vielen Lebensbahnen mindestens gleich steht, ja sogar geeignet ist, ihn zu überflügeln. Hierzu befähigt ihn die in den übervölkerten Ländern Indiens genossene harte Schulung, die Lehre höchster Anspruchslosigkeit, welche eine fortdauernde Notlage ganzen Generationen entwickelt und eingeprägt hat.

Gerade die unendlich geringen Ansprüche, welche der Kuli an die Lebensweise stellt, läßt ihn dem europäischen Einwanderer überlegen sein, indem der letztere sich genötigt sieht, seinen Tageserwerb schon deshalb zu erhöhen, um die ihm gewohnte Fleischnahrung aufrecht erhalten, seinen Bedarf an Getränken und so weiter decken und sich selbst, Frau und Kind anständig nach europäischer Gewohnheit kleiden zu können.

Im Gegensatz zu diesen Ansprüchen lebt der Indier von Reis, von Dholl (einer Art Linsen) und getrockneten Fischen, und trinkt nur Wasser; seine Kleidung und die der Seinen besteht aus wenigen Ellen bunten Baumwollstoffes, welchen ihm ein Stammesgenosse mit einem minimalen Gewinn verkauft. Sein Haushalt ist der einfachste, Luxus kennt er nicht weiter, als daß er sich und seine Familie mit Gold- und Silberspangen und Münzen ziert, ein Schmuck, welcher gleichzeitig einen Teil seines beweglichen Vermögens darstellt; jeder erübrigte Penny bildet einen Zuschuß zu dem Kapital der Zukunft. Daß ein solcher Konkurrent den Weißen ein Dorn im Fleische geworden ist, dessen man sich mit allen Mitteln zu entledigen sucht, ist nicht zu verwundern.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir unser in der That trefflich zubereitetes Huhn verzehrt hatten, säumten wir nicht, uns wieder auf die Beine zu machen. Denn es war unterdeß vier Uhr geworden und der schlimmste Teil unseres Weges lag noch vor uns. Auf alle Fälle mußten wir Sorge tragen, daß wir wenigstens das eigentliche Gebirge hinter uns hatten, ehe es dunkel wurde. Darum gaben wir unseren Pferden die Sporen und galoppierten den Rest des Hanges hinauf, vorbei an den vorerwähnten Arbeitern, von denen mehr als einer meinem energischen und strengen Freunde mit einem Blick voll Hasses nachsah, daß es mir um den tüchtigen, aber höchst sorglosen Mann, der sich bei seinen Arbeiten niemals der ihm zur Verfügung stehenden Zaptiehs bedient und nichts als einen kleinen Revolver bei sich zu führen pflegt, wirklich bange wurde. Einmal, wo einer der Aufseher einen Rat haben wollte, mußten wir auch noch einen kurzen Halt machen. Ich beobachtete dabei, daß das Erdreich, das eben abgestochen wurde, weithin aus einem schönen grauen, kompakten Thon bestand. Eigentliches Gestein sah ich nicht, der Waldhumus lag hier überall enorm dick auf.

Es war noch nicht 5 Uhr, als wir den etwa 3000—4000 m. hohen Paß, der den Namen Hedjys Yoll führt, erreicht hatten. Er gewährt des hemmenden Waldes wegen keine nennenswerte Aussicht. Erst wenn man ein wenig abgestiegen, gibt es einzelne bessere Blicke in die Ferne. Doch hatte ich mich getäuscht, als ich glaubte, ich würde da oben bereits das Schwarze Meer in gähnender Tiefe zu Füßen sehen. Dasselbe machte sich erst in größerer Ferne jenseit eines ungeheuren Waldgürtels als eine schwach schimmernde Fläche bemerklich, die sich bereits ein wenig weiter draußen, in dem Dunst des Horizonts dem Auge entzog. Dagegen wirkte um so überraschender das kolossale Waldpanorama, das sich immer umfassender unter uns aufthat. Wohin man auch das Auge richtete, nichts als diese grüne Blattfülle, die sich gleichmäßig wie eine Decke über eine ganze kleine Welt von Bergzügen und tiefen Thalschluchten dazwischen ausbreitete. Ein solches Bild wirkt erfrischend und einladend am frühen Morgen im hellen Scheine des Tages; wenn aber bereits die ersten Schatten der hereinbrechenden Nacht darauf liegen und der Beschauer sich gleichzeitig sagen muß, daß es dort in der endlosen Einöde nirgends ein gastliches Dach für ihn gibt, dann mutet es wohl eher trübe und beängstigend an.

Wenig unterhalb der Paßhöhe zweigt sich links ein schmaler Fußweg von der Fahrstraße ab, der zwar beschwerlicher, aber dafür auch näher ist als dieser und daher gewöhnlich von solchen, die beritten sind, gewählt wird. Auch wir schlugen ihn mit Rücksicht auf die vorgerückte Tageszeit ein. Allerdings auf anderen als den trefflichen einheimischen Bergpferden würde man dies ohne die größte Gefahr nicht haben wagen können, denn jener Pfad läuft ohne viele Umscheife die erschreckend steile Höhe hinab und wird dabei auch noch von zahlreichen Baumwurzeln heimgesucht. Freilich entschädigt er gleichzeitig reichlich für alle Mühe, denn man passiert hier einen Buchenwald, wie ihn selbst die berühmten „heiligen Hallen" bei Dresden nicht aufzuweisen haben. Gleich riesigen Säulenschaften schimmern von allen Seiten die hoch aufgeschossenen, grauweißen Stämme dem Auge entgegen, am Fuße dieser Baumgiganten aber wuchert das „pontische" Rhododendron in einer so zügellosen Ueppigkeit, daß der Erdboden von einem völlig undurchdringlichen Gewirr von beiläufig oft armesstarken Zweigen und Blättern überzogen erscheint. Eigentümlich war es, daß die Pflanze, die unter diesem Himmelsstrich bereits im Frühjahr blüht, jetzt im Herbst neben den Samenkapseln noch unerschlossene Knospen zeigte.

Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir ein von einem kleinen trüben und trägen Gewässer durchzogenes Thal, das von fast senkrechten bebuschten Hängen eingefaßt wurde und dabei so schmal war, daß man sich wie in einem tiefen Schachte befand. Kein Wunder, daß auch die Luft hier sehr schlecht war. Wir vermochten kaum zu athmen und fühlten uns wahrhaft bedrückt. Es entgieng mir indeß nicht, daß die alten, mürben Schiefer, die in dieser Gegend hie und da zu Tage traten, bereits Spuren von Kohle enthielten, ein Beweis, daß wir uns dem berühmten Steinkohlenlager von Eregli näherten.

Wohl eine Stunde ritten wir durch diese vielgeschlängelte kleinasiatische Tamina-Schlucht, die man in der Sprache der Tiroler auch eine „Klamm" hätte nennen können, so daß ich schließlich glaubte, wir hätten schon das ganze Scheidegebirge hinter uns und befänden uns bereits auf gleichem Niveau mit der Küste. Ich sollte mich bitter getäuscht haben. Unvermutet lenkte mein Freund auf die Schneide des rechten Thalgehänges hinauf, als dasselbe endlich etwas niedriger geworden war. Droben trafen wir eine tiefe Wagenspur, die wohl einen Holzweg vorstellt. Sie brach schon nach kurzer Weile so jäh in die Tiefe ab, daß man hätte schwindlig werden können. Die ganze Passage erinnerte mich etwa an eine jener Regenrunsen oder Lawinenbahnen, wie man sie in den Alpen so häufig über ähnliche, kirchdachartig geneigte Abhänge sich hinabziehen sieht.

Natürlich war es jetzt mit dem Reiten vorbei. Wir stiegen ab und zogen die zitternden Pferde am Zügel hinter uns her. Das war aber ein gar saures Stück Arbeit. Wiederholt sträubten sich die Tiere und wollten nicht mehr weiter. Setzten sie sich aber endlich wieder in Bewegung, so gieng das stete Ausrutschen und Straucheln von Neuem an, so daß wir fortwährend fürchten mußten, daß sie zu Falle kommen und uns mit sich hinunter in den Abgrund reißen würden! Und dabei hatten wir doch auch auf die eigenen Füße zu achten. Obwohl die Tageshitze sich schon sehr abgekühlt hatte, waren wir doch wie in Schweiß gebadet, als wir endlich nach einer langen halben Stunde unten ankamen.

Jetzt erst lag die wilde Gebirgsmauer wirklich hinter uns und wie mit Zauberschlag war auch gleich die ganze Landschaft verwandelt. Wir befanden uns auf der ebenen Sohle eines bereits ziemlich breiten und stellenweise mit Maisfeldern bedeckten Thales. Die Hänge rechts und links waren zwar immer noch hoch, aber es zeigten sich doch auf ihnen bereits almenartige Triften, auf denen Viehheerden weideten. Wir sahen uns demnach wieder im Bereich menschlicher Kultur, aber als ich, müde wie ich war, darnach forschte, wie weit wohl unser Ziel noch entfernt sei, lautete die Antwort gleichwohl: „zwei bis drei Stunden!" Außerdem sollte trotz der erreichten Niederung selbst dieser letzte Teil unseres Marsches seine großen Schwierigkeiten haben.

Der Pfad, der sich jetzt wieder mit dem Fahrwege vereinigte, führte wohl ein Dutzendmal über den das Thal durchziehenden Fluß, der zwar im Verhältnis zu seiner Breite nur mäßig tief, aber auf seinem Grunde derartig reich an grobem Geröll war, daß unsere armen Pferde beim Durchfurten immer nicht wenig strauchelten. Es hielt auch oft recht schwer, sie überhaupt in das Wasser hineinzubringen, das im fahlen Scheine der Dämmerung in der That einen unheimlichen Eindruck machte.

Aber das war noch nicht alles. Auch hier, wie schon auf der Tour von Ismid ab, nahm die Straße in dem weichen, tiefgründigen Lehmboden häufig den Charakter des Hohlweges an. Wenn dann, wie das gleichfalls oft vorkam, auch noch Gestrüpp ein Laubdach oben darüber wob, so ergab sich ein Defilee, in welchem es bereits absolut finster war, so daß ich beispielsweise den Kopf meines eigenen Pferdes nicht mehr zu sehen vermochte. Das Unangenehme solcher Passagen zu verstärken, ragten von oben oder von der Seite nicht selten auch noch zudringliche, stachelbewehrte Zweige herein, die uns wiederholt die Wangen blutig ritzten oder das Fez vom Kopfe zu reißen drohten. Bückte ich mich aber, um solchen Attaken zu entgehen, auf den Hals meines Tieres nieder, so wurde dasselbe unruhig und drohte in Galopp überzugehen, der in einem solchen finstern Schlot geradezu verhängnisvoll hätte werden können. In diesen thatsächlichen Bedrängnissen achteten wir kaum darauf, daß von rechts und links, bald näher, bald ferner, das leise, klagende Bellen von Schakalen uns umtönte, die in dieser Gegend besonders zahlreich, aber bekanntlich ja faktisch ungefährlich sind, so lange man wenigstens nicht etwa am Boden liegen bleibt.

Nach ungefähr einer Stunde wurde zwar das Terrain freier und damit auch der Weg besser, aber es ergab sich zugleich eine neue Schwierigkeit. Schon seit einiger Zeit machte sich, langsam näher rückend, jenes eigentümliche Kreischen und Aechzen vernehmlich, das ich schon in der Ismider Ebene kennen gelernt hatte. Ja, es mußten uns wieder jene merkwürdigen, ganz aus Holz gefertigten Frachtwagen entgegenkommen. Aber wer hätte ahnen können, daß sie in einer so wahrhaft unglaublichen Masse an uns vorüberziehen würden, als es dann thatsächlich der Fall war! In dieser Gegend blüht nämlich der Holzhandel, wie wohl kaum in einem andern Teile von Kleinasien. Es kommen Kolonnen von hundert Wagen und mehr vor, die heerwurmartig dicht hinter einander sich vorwärts bewegen. Um möglichst wenig ausweichen zu müssen, pflegen diese Gefährte immer nur in der Nacht zu fahren. Was für uns die Begegnung mit denselben aber noch besonders mißlich machte, das war der Umstand, daß nunmehr allmählich vollste Finsternis sich über uns herabgesenkt hatte. Man vermochte selbst die nächste Umgebung nicht mehr zu erkennen. Es konnte also gar nicht ausbleiben, daß zwischen den schwerfälligen Büffelwagen und unseren Reittieren allerhand Kollisionen vorkamen, durch welche diese letzteren mehrmals derartig scheu gemacht wurden, daß wir fürchteten, von ihnen abgeworfen zu werden. Wo es gieng, suchten wir natürlich auf das freie Feld hinauszulenken, indeß war dies nur wegen verschiedener Terrainschwierigkeiten nicht immer möglich.

All diese Mühseligkeiten hatten schließlich meine Kräfte derart erschöpft, daß ich kurz und bündig erklärte, striken zu müssen. Ich arbeitete mich aus dem Sattel heraus und warf mich meiner ganzen Länge nach auf den thaufeuchten Boden; hier schloß ich die Augen und verfiel bald in einen erquickenden Schlummer, der mir allerhand traute Bilder vor Augen zauberte. Nach einiger Zeit weckte mich die empfindliche Nachtkälte. Ich mußte mich erst besinnen, wo ich war, so fremdartig mutete mich die ganze Szenerie an, die neben mir scharrenden Pferde, der am Boden kauernde Tscherkesse, auf den seine Cigarette bisweilen einen matten Lichtschimmer fallen ließ und die von oben herniederblinkenden Sterne.

„Hören Sie die Brandung?" rief mich in diesem Augenblick mein Freund an; „wir können nicht mehr weit vom Ziele sein. Nehmen wir also noch einmal einen Anlauf!" In der That vernahm auch ich jetzt die in diesem Falle doppelt angenehme Musik des Ozeans. Das brachte mich denn wirklich wieder in den Sattel. Aber es dauerte noch eine geraume Weile, ehe in der Ferne einige Lichtlein aufblitzten und wir dann auch durch die stillen, kurzen Straßen von Akdschescher, unserer Nachtstation, ritten.

Vor dem Hause eines meinem Freunde wohlbekannten Griechen, bei dem wir nach der allgemeinen Sitte des Morgenlandes, die das Gasthaus nur in den unumgänglichsten Fällen aufsuchen läßt, Quartier nehmen wollten, stiegen wir mit nicht geringer Befriedigung vom Pferde. Die Uhr zeigte halb neun; wir waren nahezu zwölf Stunden unterwegs gewesen. Welche Wohlthat wird da einst die neue Straße werden, da man dann den Uebergang bequem in der halben Zeit fertig bringen dürfte! Allerdings

können bis zur Vollendung des wichtigen Unternehmens leicht noch zwei bis drei Jahre vergehen, da mein Freund zur Zeit auf der Nordseite des Gebirges noch nicht einmal die Trace festgelegt hat. Es wird dies auch noch ein sehr böses Stück Arbeit geben, da die dichte Bewaldung der Hänge eine Orientierung in dieser wilden Bergwelt äußerst erschwert.

Wir hatten mit der Wahl unseres Absteigequartiers einen guten Griff gethan. Wir fanden ein freundliches Gemach, einen leidlichen Imbiß und eine sehr interessante Unterhaltung, denn unser Wirt, der sich Adam mit dem klassischen Vornamen Miltiades nannte, war nicht nur ein landeskundiger, sondern ebenso ein allgemein gebildeter Mann. Wir hatten kaum unser Souper beendigt, als er auch schon einen Band Plato herbeiholte und mich bat, ihm einmal ein Stück daraus zu lesen, da er gern die Art unserer Aussprache des Griechischen hören möchte, ein Ansinnen, dem ich mit Vergnügen entsprach, da ich ja schon von früherer Erfahrung her wußte, wie sehr sich die modernen Hellenen geschmeichelt fühlen, wenn sie sehen, daß man das klassische Idiom ihrer Vorfahren versteht. Das Resultat meiner Rezitation war freilich nur, daß Freund Miltiades mir bald unter einem mitleidigen Lächeln das Buch aus der Hand nahm und nun die betreffende Stelle noch einmal, aber mit der bekannten neugriechischen Aussprache las, die er selbstverständlich für die allein richtige hielt, ebenso wie er sich im weiteren Verlaufe der Unterhaltung zu dem kühnen Satze verstieg, daß die ganze deutsche Litteratur, die er natürlich gar nicht kannte, nur eine bescheidene Nachahmung der altgriechischen Muster sei.

Natürlich gab ich mir gar nicht die Mühe, ihn bekehren zu wollen, zumal mir jetzt an ganz anderen Dingen lag. Ich lenkte das Gespräch auf die so hoch entwickelte Holzindustrie jenes Hafenplatzes. Ich war dabei vor die richtige Schmiede gekommen, denn unser Gastfreund war selbst Holzhändler, und zwar der bedeutendste im Orte. Ich erfuhr, daß von hier besonders Wallnußholz, Kastanie und Eiche ausgeführt wird. Was das erstere anlangt, so geht es vorwiegend nach Frankreich. Lächerlich ist es, daß gelegentlich dieses Geschäfts die Herren Franzosen den biedern Kleinasiaten die Fabel aufgetischt haben, daß nur sie die zum Schneiden des Nußbaumholzes nötigen Sägen besäßen, während dieselben uns Deutschen abgiengen. Der Verkaufspreis des kostbaren Produktes beträgt pro Tonne (= 1 Cm.) 130—140 Frcs. (in Silber, von welchem gegenwärtig etwa 23 Frcs. auf 20 Frcs. Gold gehen) franco porto. Das Kastanienholz, das bekanntlich besonders beim Schiffsbau Verwendung findet, anlangend, so kommt dasselbe in der Regel in 3—8 m. langen und 11—22 cm. im Durchmesser haltenden Pfosten zum Versandt, von denen das Stück je nachdem 10—20 Piaster (2—4 Mark) kostet. Das Eichenholz geht gleichfalls meist schon verarbeitet, und zwar in der Form von Faßdauben, aus, die gewöhnlich eine Länge von 1 m. sowie eine Breite von 12—24 cm. haben und 2.5—5 cm. stark sind. Der Preis für diese Ware beläuft sich pro 1000 Stück auf 17—18, bei einer Länge von 1.15 m. auf 20, bei einer solchen von 2 m. auf 80—90 Napoleons. Bei Bezug größerer Partien treten noch bedeutende Ermäßigungen dieser Sätze ein. Die Uebergabe geschieht zur Zeit, wo es an einer direkten Schiffahrt zwischen diesen kleineren Hafenplätzen der kleinasiatischen Nordküste und Westeuropa, bezw. der unteren Donau, noch ganz fehlt, ausschließlich in Konstantinopel. Die Bestellungen müssen im Herbst aufgegeben werden, damit das Holz zur allein richtigen Schlagzeit, im Winter, gefällt werden kann. Die Anlieferung erfolgt dann im August oder September. Was die Zahlungsbedingungen anbetrifft, so wird in der Regel gleichzeitig mit dem Auftrag eine kleine Anzahlung geleistet, die restierende Forderung dagegen erst bei der Ablieferung der Ware beglichen.

Ich muß es natürlich den Sachverständigen überlassen, zu beurteilen, ob die angegebenen Sätze als billige zu bezeichnen sind, bezw. ob sie zu dem Versuch eines Exports nach Deutschland, bezw. über Donauhäfen nach Oesterreich, einladen. Was mich bewog, jene Zahlen hier mitzuteilen, war nur die mir berichtete Thatsache, daß Deutschland gegenwärtig viel Holz über Batum bezieht, welches bei weitem geringwertiger sein soll, als das Produkt von Akdschesche̊hr, da es, abgesehen von der größeren Entfernung, drei Jahre liegen muß, ehe es verarbeitet werden kann, was bei dem letzteren nicht der Fall sein soll. Ich erwähne dabei noch, daß die türkische Regierung diesem bedeutsamen Ausfuhrhandel außer einer Ausgangssteuer von 1 Prozent keinerlei sonstige Beschwerlichkeiten bereitet. Uebrigens liefert Akdschesche̊hr auch Fichtenbauholz von verschiedenster Länge und Stärke, doch dürfte das für einen Export nach Deutschland weniger in Betracht kommen, vielleicht eher für einen solchen nach den relativ holzarmen Balkanländern.

Natürlich bildete auch die für den nächsten Tag anberaumte Fortsetzung unserer Reise einen Gegenstand unseres Gesprächs. Wir strebten zunächst nach Eregli, dessen Leuchtturmfeuer wir schon über die weite Bucht herüberglänzen sahen, mit welcher hier das Meer in das Land einschneidet. Eine Fahrstraße dahin existiert zur Zeit noch nicht, es gibt nur einen elenden Saumpfad, der infolge des Charakters der Steilküste, den das Gestade auf der ganzen Strecke trägt, eine wahre Kletterpartie bedingt und bald in schwindelnder Höhe über dem Wasser hinläuft, bald in halsbrecherischem Abstieg wieder zum Strande hinabführt. Man braucht für diese Tour zu Pferde mindestens einen ganzen Tag. Infolge dessen benützt man meist den Wasserweg, mittelst dessen man bei gutem Winde die Entfernung in zwei bis drei Stunden zurücklegen kann. Indeß solch günstige Verhältnisse sind an dieser stürmischen Küste nicht allzu häufig. Oft erheben sich furchtbare Nordwinde, die den Reisenden Tage-lang zu warten nötigen, wozu sich ein Orientale allerdings sehr leicht bequemt.

Auch uns schien Gott Aeolus nicht freundlich gesinnt zu sein. Noch während wir speisten, wuchs das Rauschen der See zu einem wilden Brüllen an. Wir legten uns also in nicht geringer Sorge zur Ruhe. Trotzdem aber würde ich, totmüde wie ich war, prächtig geschlafen haben, wenn nicht ein besonderer Umstand über mir gewaltet hätte.

Unser opferwilliger Gastfreund, der sich gar nicht genug thun konnte in Liebenswürdigkeiten gegen mich, ließ nicht ab, ich mußte sein Bett, das einzige, das er besaß, für die Nacht annehmen, obwohl ich, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, einen der Divans im Wohnzimmer vorgezogen haben würde. Ich gab indeß, um den guten Menschen nicht zu verletzen, endlich nach, zumal ich bei einer Okularinspektion das Objekt der Verhandlungen in einem einladend sauberen Zustande angetroffen hatte. Aber niemals hat der Schein mehr getrogen. Ich hatte mich kaum behaglich auf den Polstern ausgestreckt und in das süße Reich der Träume verloren, als ich von einem furchtbaren Schmerz am ganzen Körper wieder aufgescheucht wurde. Es war nicht anders als würde ich mit Nesseln gepeitscht. Ich springe auf die Füße und mache Licht. Himmel, was sah ich; eine ganze kleine Insektensammlung in meinem Bette, auf dem Kopfkissen wie dem Laken, eine wahre Völkerwanderung von Wanzen, Flöhen, Schaben und dergleichen mehr.

Entsetzt wich ich zurück und streckte mich auf die harte Diele, wahrhaft nervös aber, wie mich der unerwartete Ueberfall gemacht hatte, vermochte ich lange nicht wieder einzuschlafen, zumal auch Ozean, das Ungeheuer, von drunten herauf ein doch etwas gar zu rauhes Schlummerlied ertönen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.



